Thiermann

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.



Achter Jahrgang.

Bremen,

gedruckt und verlegt bei Georg Jöntzen.

Universität Bremen
Bibliothek

Fc 9431 - 1825

Inhalt.

Nro. 1. Mein Gebet, von E Reindahl. - Hans Blunt. (Forts.) Das Jahr 1823, von Hedwig Hülle. - Buntes aus der Zeit. - Hobelspäne. (Forts.) -

Nro. 2. Mein Stolz und meine Demuth. - Hans Blunt. (Forts.) - Züge zur Charakteristik Friederich Wilhelm I. König von Preussen. - Morgenfeyer auf dem Brocken. - Buntes aus der Zeit. - Beym Schluß des Jahrs 1822. - Die Ansgarii Tränkpforte. - Wandernde Bühnen. -

Nro. 3. Vernunft und Glaube, von Blumröder. - Hans Blunt. (Forts.) - Gespräch zwischen Nathan und Saladin, von Lessing. - Buntes aus der Zeit. — Theater. -

Nro. 4. Beständigkeit im Wechsel, von Blumröder. - Hans Blunt. (Forts.) - Gespräch zwischen Nathan und Saladin. (Beschl.) - Buntes aus der Zeit. - An das Publikum, von von Zahlhas. - Theater von — a — Theater von — a (Beschl.) -

Nro. 5. Gut und Besser, von Castelli. - Hans Blunt. (Forts.) - Der Freischütz, eine Volkssage. - Bemerkungen über die Vergnügungs-Sucht unsrer Zeit, von Schläger. -

Nro. 6. Der erste Schnee von T. Hell. - Hans Blunt. (Beschl.) - Bemerkungen über die Vergnügungs-Sucht unsrer Zeit. (Beschl.) - Der Freischütz. (Forts.) -

Nro. 7. Sternen-Deutung von Isidorius. - Der Freischütz. (Forts.) - Ueber unsere Begräbniß-Plätze und Beerdigungs-Anstalten von — A — Z — Auszug aus dem Tagebuche des Majors Cinghöfer, geführt in Bremen während des 7jährigen Krieges 1762. - Was ich sah. — Die Blumenmaid von Steinmann. - Räthsel. -

Nro. 8. Stimme der Erde, von Hohlfeld. - Der Freischütz. (Forts.) Vorrichtung um Eisenarbeiter vor Staub zu sichern. - Russischer und Preussischer Handel mit China. - Aus der Kriegsgeschichte der Türken und ihrer Nachbarn, von Vogel. - Aphorismen. - Anekdoten - Charade aus Wilibalds Nachlaß. -

Nro. 9. Die Blume von, von Schlechta. - Der Freischütz. (Forts.) - Aus der Kriegs-Geschichte der Türken. (Forts.) Erinnerungen. - Die zweckmäßigste Art in Städten das Steinpflaster zu legen. - Nachrichten. - Am Krankenlager eines Greises, von Starke. - Auflösungen der Charaden in Nro. 7 und 8. -

Nro. 10. Trost des Verlassenen von E. Reindahl. - Der Freischütz. (Beschl.) Das Vergißmeinnicht, von Blumauer. Die alte Lebensweise. - Anekdoten - Theater. - Charade von E. Reindahl-

Nro. 11. Die Heimath, von E. Reindahl. - Das Liebhaber-Theater von C. F. van der Velde. Die alte Lebensweise. (Beschl.) - Anekdoten. - Entstehung der Rose, von Blumauer- Theater-Anzeige. - Charade von E. Reindahl. - Auflösung der Charade in Nro. 10. - Anzeige der Redaction des Bürgerfreundes. -

Nro. 12. Die Reise durchs Leben von Hohlfeld. - Das Liebhaber-Theater. (Forts.) - Das Monument bey Servoz. - Buntes aus der Zeit. - Nachrichten. - Mannigfaltigkeiten. - Auflösung der Charade in Nro. 11.

Nro. 13. Rudolph und Blanka von E. Reindahl. - Das Liebhaber-Theater. (Forts.) - Maldonada, von Bäcker. - Allerlei. - Auszüge aus Geist der Zeit. - Warnung. - Anekdote. - Gemeinnütziges Allerlei. - Theater-Anzeige. - Charade von E. Reindahl. -

Nro. 14. Des Malers Glück, von Thieme. - Das Liebhaber-Theater, (Forts.) - Prachtaufwand des Herzogs Karl von Burgund. - Die Lampenstrafe. - Gedankenspähne. - Recept. - Die Wette von Zimmermann. - Räthsel. - Auflösung der Charade in Nro. 13. -

Nro. 15. Verwünschter Aufschluß, von Zimmermann. - Das Liebhaber-Theater. (Forts.) - Der Leopard auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. - Bemerkungen und Ansichten, von F. Barth. - Docendo discimus, von Zimmermann. - Anekdote. - Blick auf Griechenland, von G. Schmidt. -

Nro. 16. Der Todt und der Dichter, von H. Doerlag. - Das Liebhaber-Theater. (Forts.) - Klagen eines Kurzsichtigen. - Buntes aus der Zeit. - Theater. - Sylbenräthsel. - Auflösung der Charade in Nro. 14.

Nro. 17. Winters Sonnenblick, von Hedwig Hülle. - Das Liebhaber-Theater. (Forts.) - Mosaik. - Züge und Denksprüche von Franklin. - Miscellen aus England. - Auflösung des Sylben-Räthsels in Nro. 16.

Nro. 18. Die Thermopylen, von A. Daeves. Das Liebhaber-Theater. (Forts.) Die Versuchung, von E. Rächler. - Seltsame Gemüthsruhe. - An das Publikum, von Hintz. - Theater-Anzeige. - Wunsch. -

Nro. 19. Die Thräne von E. Reindahl. - Das Liebhaber Theater. (Forts.) - Copie einer Anzeige des Philosophen Pittschaft. - Mosaik. - Theater von X. Y. Z.

Nro. 20. An die deutschen Frauen von Hedewig Hülle. - Das Liebhaber-Theater. (Forts.) - Musik. - Napoleon vor der Schlacht bey Bautzen. - Mosaik. - Anekdote. - Charakterzüge. - An X. Y. Z. -

Nro. 21. An alternde Frauen, von Emilie Lessing. - Das Liebhaber Theater. (Forts.) - Napoleon vor der Schlacht bei Bautzen. (Beschl.) Ambrosius Borely von Scheudt. - Ausserordentliche Körperstärke. - Räthsel. - Theater. - Vorschlag zur Güte, von — a —

Nro. 22. Alte und neue Zeit, von Schmidt, von Lübeck. - Das Liebhaber-Theater. (Forts.) - Die Türken. - Volksglückseligkeit. - Mosaik. - Anfrage. - Auflösung des Räthsels in Nro. 21.

Nro. 23. Wiederbelebung von Engelhardt. - Das Liebhaber-Theater. (Forts.) - Miscellen. - Unterhaltendes. - Rechtsgeschichte. - Perle. - Frohsinn, von Karnstadt. -

Nro. 24. Tarpeja, von M. H. A. Schmidt. - Das Liebhaber Theater. (Forts.) Herr Pittschaft. - Mosaik. - Die Könige und der König. - Concert-Anzeige. -

Nro. 25. Des Todes Ueberwinder, von E. Reindahl. - Das Liebhaber-Theater. (Forts.) - Concert-Musik in Bremen. - Anekdoten. - Miscellen. - Sylbenräthsel. -

Nro. 26. Johanna Gray, von Hedewig Hülle. - Das Liebhaber-Theater. (Forts.) - Meinungskämpfe. - Gaß-Beleuchtungen, von Innozenz. - Hyperbolische Redensarten. - Advokaten-Styl, von Eckber. - Theater von — a —

Nro. 27. Ermuthigung beym Lesen des Gedichts: Alte und neue Zeit. - Das Liebhaber-Theater. (Forts.) - Geschichte zweyer Weiber, die mit zwey Kinder auf offner See waren ausgesetzt worden. - Lebens-Bilder. - Anekdoten. - Lese-Früchte von Fr. Raßmann.

Nro. 28. Leben, von F. Susan, geb. Salzer. - Das Liebhaber-Theater. (Forts.) - Geschichte zweyer Weiber ꝛc. (Beschl.) - Theater-Anzeige.

Nro. 29. Notturno, von H. Chalys. - Das Liebhaber Theater. (Forts.) - Von einer Enthauptung. - Charakterzüge aus der Geschichte der Nordamerikanischen Freistaaten. -

Nro. 30. Das Kleeblatt von E. Reindahl. - Das Liebhaber-Theater. (Forts.) - Bunaparte und Ludwig XVIII. Beschäftigungen des Kaufmanns im neunzehnten Jahrhundert. - Allerlei. - Gedanken aus einigen Büchern der Chinesern gezogen. - Anfrage. - Charade, von E. Reindahl -

Nro. 31. Wanderer und sein Gefährte, von Raabe. - Das Liebhaber Theater. (Forts.) - Herzog Jaromir und der treue Knecht. - Meinungen und Wünsche. - Miscellen. - Homonyme. - Auflösung des Räthsels in Nro, 40. -

Nro. 32. Die schwere Wahl, von Musäus. - Das Liebhaber' Theater. (Forts) - Schein-Todt. - Auszüge aus Eugeniens Tagebuch, von Salin. - Die Kartoffeln in Pommern. - Miscellen. -

Nro. 33. Die Lagernacht, von Franz Krug von Nidda. - Das Liebhaber-Theater. (Beschluß.) - Die Passions Blume. - Mythologie und christliche Religion. - Miscellen. - Auflösung der Homonyme in Nro. 31. -

Nro. 34. Frühling von E. Reindahl. - Mythologie und christliche Religion. (Forts.) - Jutta die Kaysers-Tochter. - Miscellen. - Subscriptions-Anzeige. - Bitte. - Theater-Anzeige. - Charade von Hedewig Hülle. -

Nro. 35. Die Erwählten von Th. Hell. - Jutta die Kaysers-Tochter. (Forts.) - Mythologie und christliche Religion. (Beschl.) Gewährung. - Auflösung des Räthsels in Nro. 32. -

Nro. 36. Der May. - Jutta die Kaysers-Tochter. (Forts. und Beschl.) von Caroline Behrends. - Der graue Ritter, von Wolf von Retzow. - Wunsch, das alte Krankenhaus betreffend. - Miscellen. - Charade, von von Tromlitz. -

Nro. 37. Der ächte Freyschütz, von Th. Hell. - Das große Loos von Weißflog. - Ueber hohe Würde im Staate, von von Benkem. - Miscellen. - Des deutschen Sängers Wünsche. - Auflösung des Räthsels in Nro. 36.

Nro. 38. Poetisches A B C. im Spott und Ernste, von Schink. - Das große Loos. (Forts.) - Ein paar seltsame Criminalfälle, von Amalie Schoppe. - Freeko's Anekdoten. - Das große Beyspiel von C. Feldmann. - Leben und Tod von E. Reindahl.

Nro. 39. Morgensever im May 1823, von Elise Rächler. - Das große Loos. (Forts.) Ein paar seltsame Criminalfälle. (Forts.) - Verführung. - Die Rückgabe. - Gemeinnütziges. - Sonnett, von Schessler. -

Nro. 40. An den Frühling, von Hedewig Hülle. - Das große Loos. (Forts.) - Ein paar seltsame Criminalfälle. (Forts.) Napoleons Religion. - Napoleons Eisennatur. - Michel. - Sylben-Räthsel, von G. Schmidt. - Kunst-Anzeige von F. W. Bremer.

Nro. 41. Die fünf gleichen Dichter. - Das große Loos. (Forts.) Ein paar seltsame Criminalfälle. (Beschl.) - Die Rheinlösse. - Auflösung des Räthsels in Nro. 40. -

Nro. 42. Am Sarge, von A. von Nordstern. - Das große Loos. (Forts.) - Bruchstücke aus der Geschichte des Bremer Theaterwesens. - Das Bettelweib von Lacarno. - Fündlinge. - Bauern-Praktik. - Räthsel. -

Nro. 43. Was ist der Mensch, von Schink. - Das große Loos. (Forts.) - Bruchstücke aus der Geschichte des Bremer Theaterwesens. - Ein ächt deutsches Wort über einen falschen König. - Fündlinge. - So die Frage, so die Antwort. - Wie die Afrikaner ihren Hang zum Diebstahl vertheidigen. - So die That, so der Lohn. - Auch auf der Kanzel verläugnet die Wahrheit. - Auflösung des Räthsels in Nro. 42. - Anzeige von G. Jöntzen. -

Nro. 44. Ueberzeugung, von E. Reindahl. - Das große Loos. (Forts.) - Die beyden Raupen, von Agnes Franz. - Kalmückische Gesandtschaft in St. Petersburg. - Die Rosenhecke, von Julius Körner. - Gemeinnütziges. - Fündlinge. -

Nro. 45. Getäuschte Erwartung, von Müchler. - Das große Loos. (Beschl.) - Die Todesstunde von Cleveland. - Allerlei. - Charade von G. Schilling.

Nro. 46. Werdet wie die Kinder, von Trautschold. - Kunibert und Alachis. - Aus Rügen. - Forster W....e. von G. Haris. - Allerley aus London. - Bemerkung. - Auflösung des Räthsels in Nro. 45. - Anzeige von G. Jöntzen. -

Nro. 47. Der Frühlings Sängerin, von E. Reindahl. - Kunibert und Alachis. (Beschl.) von A. Werg. - Abentheuer des designirten Magisters M. - Anekdoten von Dauphin unter dem Namen Ludwig XVII bekannt, von Secha. - Das Fleisch in Büchsen, von Eckber. - Buchstabenräthsel. -

Nro. 48. Die Masken. - Abentheuer des designirten Magisters M. (Forts.) Ein Opfer der spanischen Inquisition. - Spreue und Haver von Polygones. - Miscellen. - Anekdoten von Chletas. - Gnome an einen gewissen Jemand. - Anzeige von G. Jöntzen.

Nro. 49. Das Grab. - Abentheuer des designirten Magisters M. (Forts.) - Aufgefundene Alterthümer bei Dorum. - Die Holzpforte betreffend. - (Beschluß.) der Religions-Ansichten Napoleons. - Miscellen. - Die englischen Advocaten. - Tolleranz der Vorzeit.

Nro. 50. Pilgers Ansicht, von Hohlfeld. - Abentheuer des designirten Magisters M. (Beschluß.) - Die Nemesis, von Müchler. - Knospen und Blätter. - Miscellen. - Homonyme. - Auflösung des Buchstabenräthses in Nro. 47. -

Nro. 51. Deutsche Treue, von H. Röpe. - König Olaf von Schweden, von Dr. K. H. Hermes. - Vorschlag. - Andeutungen und Rügen. - Anekdoten.

Nro. 52. Hellenisches Kriegeslied, von Karl Grumbach. - Die Jesuiten, eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege. - Der fromme Sohn. - Der Hohenstein bei Langenfeld, hiezu Steindruck Beylage.

Nro. 53. Der Regenbogen, von F. W. Gubitz. - Die Jesuiten. (Forts.) - Der Hohenstein. (Forts.) - Inschrift an einer Mauer auf St. Stephani Kirchhoff in Bremen. - Vorschlag. - Napoleons Leben. -

Nro. 54. Lob des Whist-Spils, von Adalbert vom Thale. - Die Jesuiten. (Forts.) - Ein altes Bildniß in Bremen. - Napoleons Leben. (Beschl.) - Anzeige von G. Jöntzen. -

Nro. 55. Frudo, von Agnes Franz. - Die Jesuiten. (Forts.) - Der Hohenstein. (Forts.) - Es mag seyn. - Mosaik. - Buchstaben und Sylbenräthsel, von E. Schmidt. -

Nro. 56. Die Hoffnung von Neuffer. - Die Jesuiten. (Forts.) - Der Hohenstein. (Forts.) - Einige alte Inschriften in Bremen. - Glaubensbekenntniß eines Staatsbürgers des 19. Jahrhunderts. - Anekdote. -

Nro. 57. Ave Marie, von Ludwig Halersch. - Die Jesuiten. (Forts.) - Der Hohenstein. (Beschl.) - Der Wasserfall bey Langenfeld. - Miscellen. - Auflösung des Buchstaben- und Sylbenräthsels in Nro. 55. - Anzeige von G. Jöntzen. -

Nro. 58. Auf dem Kirchhoff, von Hedewig Hülle. - Die Jesuiten. (Forts.) - Das Glück des Mittelstandes. - Der Zeitgeist. - Anekdote, - Gedichte zum Besten der Griechen. - Räthsel. -

Nro. 59. Das Alter, nach Körners Eiche, von Charlotte Starke. - Die Jesuiten. (Forts.) - Der moralische Krämer. - Charade von Charlotte Starke. - Auflösung des Räthsels in Nro. 58. -

Nro. 60. Die beiden Bäche, von Theophania. - Die Jesuiten. (Forts.) - Die kranke Wittwe. - Anekdoten. - Buchstaben- Räthsel. - Auflösung der Charade in Nro. 59. -

Nro. 61. Die Wette, von Adalbert vom Thale. - Die Jesuiten. (Forts. und Beschl.) - Aphorismen. - Anekdoten. - Auszüge aus meinem Tagebuche. - Auflösung des Räthsels in Nro. 60. - Beylage. - An die Leser des Bürgerfreundes. - Probe- Blatt der Civilstands- Urkunden der Stadt Bremen.

Nro. 62. Die Heimath im Gebirge. - Wahrer Adel. - Portugisische Anekdote. - Betrügereien der Neapolitaner. - Feilspähne. - An die Verehrungswürdigen Bürger in Bremen, von A. Pichler. -

Nro. 63. Die Stimme der Natur, von Diesling. - Wahrer Adel. (Forts.) - Apologie des Bösen. - Der Conjugent, von Duschek. - Miscelle. - Des Trinkers Grab, von Chastel. - Sylbenräthsel von R. Roos. - An die Verehrungswürdigen Bürger in Bremen. (Beschl.) - Beylage der Civilstands- Urkunden. -

Nro. 64. Süßer Tod, von A. Daeves. - Wahrer Adel. (Forts.) - Reiseblätter. - Miscellen. - Anzeige von E. Reindahl. - Nothwendige Berichtigung der Redaction. .

Nro. 65. Der Glückliche, von Franz Elsholz. - Wahrer Adel. (Forts.) - Das Meereis. - Diplomatische Verwegenheit. - Buntes. - Auflösung des Räthsels in Nro. 63. - Civilstands- Urkunden, als Beylage. -

Nro. 66. Allgemeines Gebet, von Aletnog. - Wahrer Adel. (Forts.) - Alphons und Rose Santerre. - Buntes. -

Nro. 67. Die Ruhestädten. - Wahrer Adel, von E. Reindahl. (Beschl.) - Alphons und Rose Santerre. (Forts.) - Das Mißverständniß, von H. Döring. - Sylbenräthsel. - Civilstands- Urkunden, als Beylage.

Nro. 68. Der Visitator und die Thorgänger. - Alphons und Rose Santerre. (Forts.) - Ueber Gottesurtheile, von Karl Daeves. - Miscellen. - Warnung. - Polingeneste. - Antwort auf die Apologie des Tiefenbacher- Clubbs in Nro. 83 des Bürgerfreundes vom Jahr 1822, von Fettstiefel. - Auflösung des Räthsels in Nro. 67.

Nro. 69. Die Griechenmutter. - Alphons und Rose Santerre. (Forts.) - Ueber Gottesurtheile, von Karl Daeves. (Beschl.) - Apologie der Empfindsamkeit. - Andeutung. - Anekdoten. - Theater, von — a — Civilstands- Urkunden als Beylage. -

Nro. 70. Die vier Jungfrauen, von Karl Grumbach. - Alphons und Rose Santerre. (Forts.) - Der Zettel und der Knopf. - Merkwürdige Brücken. - Anekdote. - An den Herrn Redacteur des Bürgerfreundes. -

Nro. 71. Spät- Abend. - Alphons und Rose Santerre. (Forts.) - Theater und Concertmusik. - Beethovens Zwischenakte zu Göthe's Egmont, mit declamatorischer Begleitung, von F. Mosengeil. - Prolog. - Miscelle. - Der Bienen- Zähmer. - Buntes aus der Zeit. - Sylbenräthsel. - Civilstands- Urkunden als Beylage.

Nro. 72. Des Herrn Abendmahl, von E. Müller. - Berichtigung einer Unwahrheit, von G. L. Bekenn. - Alphons und Rose Santerre. (Forts.) - Beethovens Zwischenakte ꝛc. (Forts.) - Theater von den Kritikern des vorjährigen Unterhaltungsblatts. - Theater von — i —

Nro. 73. Versuch einer Uebersetzung des universal prayer, von Pope durch Kurt. - Alphons und Rose Santerre. (Beschl.) - Beethovens Zwischenakte. (Beschl.) - Jüngster Schiffbruch an der engl. Küste. - Der Herbst. - Fresco- Anekdote. - Theater Zubehör, von — a — - Auflösung des Räthsels in Nro. 71. - Civilstands- Urkunden als Beylage.

Nro. 74. Die Klage. - Die Eroberung von Jerusalem, von Julius Hoffmann. - Ist unsere Zeit aufgeklärt zu nennen? - Wer wird siegen. - Anekdoten von Napoleon. - Gedichte zum Besten der Griechen. - Hierauf sich beziehende Anzeige der Redaction. - Andeutungen, Fündlinge und Rügen. -

Nro. 75. Glück der Tugend. - Die Eroberung von Jerusalem. (Forts.) - Die Fahrten des Forstrathes von Elben und seines getreuen Jacobus, Erzählung von C. Weisflog. - Ueber die Grausamkeit der mongolischen Tartaren bey ihren Eroberungen. - Streckverse von Wolfgang Menzel. - Der Geist des alten Bremischen Zeughauses von Werner. - Anzeige von G. Jöntzen. - Civilstands-Urkunden als Beylage. -

Nro. 76. Zuversicht von E. Reindahl. - Die Eroberung von Jerusalem. (Beschl.) - Die Fahrten des Forstrathes von Elben und seines getreuen Jacobus. (Forts.) - Auszüge aus einem merkwürdigen alten Stammbuche. - Sylbenräthsel, von Zimmermann. -

Nro. 77. Ermunterung. - Die Fahrten des Forstrathes von Elben und seines getreuen Jacobus. (Forts.) - Der Kaiserliche General von Pappenheim. - Etwas über die gegenwärtige Zeitumstände. - Auf dem Balle. - Auflösung des Räthsels in Nro. 76. - Civilstands-Urkunden als Beylage. -

Nro. 78. Trost, von Kerkow. - Die Fahrten des Forstrathes von Elben und seines getreuen Jacobus. (Forts.) - Begriff des Luxus. - Miscellen. - Auf welche Weise wird im 7. Jahrhundert der Charakter eines Christen dargestellt? - Die Damenhüte. -

Nro. 79. Der neue Arzt. - Die Fahrten des Forstrathes von Elben und seines getreuen Jacobus. (Forts.) - Der Tarantelntanz. - Mäuse-Spinnmaschinen. - Mosaik. - Distichen, von E. Reindahl. - Civilstands-Urkunden als Beylage. -

Nro. 80. Der Garten des Lebens. - Die Fahrten des Forstrathes von Elben und seines getreuen Jacobus. (Forts.) - De la Motte-Fouqué, von C. Niemeyer. - Meine vormalige Equipage, von R. Roos. - Anzeige von — o — Räthsel. -

Nro. 81. An den Rhein, von Conz. - Die Fahrten des Forstrathes von Elben und seines getreuen Jacobus. (Beschl.) - Lohn des Edelmuths. - die beyden Fischer. - Aphorismen. - Der Kirchhoff. - Civilstands-Urkunden als Beylage. -

Nro. 82. Erinnerungen, von Karl Breidenstein. - Der Student, von A. v. G. - Nothwendigkeit in den menschlichen Angelegenheiten. - Ein bewährtes Mittel gegen das erbliche Podagra. - Anekdoten von Napoleon. - Ludwig der XVIII. und Fouché. - Wunsch. - Miscellen. - Wahrheit. - Charade, von E. Reindahl. - Auflösung des Räthsels in Nro. 80.

Nro. 83. Sehnsucht nach Ruhe, von Karl von Oberkamp. - Der Student. (Forts.) - Volksgebräuche und Volksglauben in Savoyen. - Die Wolken von Schießler. - Theater, von mehreren Contribuenten zur Militair-Musik. - Civilstands-Urkunden als Beylage. -

Nro. 84. Kreuzes-Erhöhung, von Hohlfeld. - Der Student. (Forts.) - Menschenbestimmung, von Agnes Franz. - Knospen und Blätter. - Lesefrüchte. - Charade, von A. Daeves. - Auflösung der Charade in Nro. 82 -

Nro. 85. Das neue Griechenland. - Der Student. (Forts.) - Die Friesischen Häuptlinge Didde und Gerold, als Beytrag und Berichtigung ꝛc. - Die Zweige. - Anzeige von G. Jöntzen. - Auflösung der Charade in Nro. 84. Ereignisse und Ansichten von D. - Civilstands-Urkunden als Beylage. -

Nro. 86. Das Leben, von G. Schütz. - Der Student. (Forts.) - Die falschen Spitzenpakete. - Zur Beherzigung. - Mancherlei. - Predigt. - An das Publicum. - Der Demoiselle Bensen, zum Abschied von Oldenburg.

Nro. 87. An die Hoffnung, von Schink. - Der Student. (Forts.) - Der Schmuck von E. Reindahl. - Die armen Griechen. - Neue höchst wichtige Erfindung. - Thierliebe. - Buntes aus der Zeit. - Theater, von V. W. - Civilstands-Urkunden als Beylage. -

Nro. 88. Das Dintenfaß, von A. Daeves. - Der Student. (Forts.) - An Bremens Börse. - Buntes aus der Zeit. - Charade von C. Starke.

Nro. 89. Das Paradies des Lebens, von S. W. Schießler. - Der Student. (Forts.) - Matrosen-Ehrgefühl. - Aus der Vorzeit. - Buntes aus der Zeit. - Herbstgedanken. - Auflösung der Charade in Nro. 88. - Theater, von — a — Civilstands-Urkunden als Beylage. -

Nro. 90. An meine Mutter, von F. Barth. - Der Student. (Forts.) - Bemerkungen über den Aufsatz in Nro. 88 des Bürgerf. - Anzeige, von E. Reindahl. - Güldene Lehren. - Kunstreiter Baptist. - Wünsche. - Beylage: Theater. -

Nro. 91. Der sterbende Sänger, von Hedew. Hülle. - Der Student. (Forts.) - Attestate. - Güldene Lehren. (Beschl.) - Die Fee Magone. - Anekdoten. - Civilstands Urkundenals Beylage. -

Nro. 92. Die großen Dichter, von A. v. Maltitz. - Der Student. (Forts.) - An Bremens Börse. - Napoleons Ahnungen. - Der falsche Leichenzug des Marschalls Bessieurs. - Theater. -

Nro. 93. An die Freude. - Der Student. (Beschl.) - Der Bär und der Bassa, von Chletas. - Sage, von E. Reindahl. - Anekdoten. - Kleine Gedichte. - Charade. - Civilstands-Urkunden als Beylage. -

Nro. 94. Lied von der Schlacht, von F. Hoffmann. - Leben des drey Mal todten, drey Mal erstandenen Capt. F. Civille. - Die Geschichte der Zitterpappel, von Weisflog. - Noth-Lüge, von G. Harrys. - Aphorismen. - Unterirdische Gemächer. - Der Ritterschild. - Auflösung der Charade in Nro. 93. -

Nro. 95. Die cur hic? von T. Hell. Opfer der Inquisition in Spanien. - Demoiselle Normand von Chletas. - Das Geheimgefängniß in Frankreich, von Castel. - Vorzeichen. - Frisko-Anekdoten. - Charade. - Ueber die bremische Schauspieler-Gesellschaft. - Civilstands-Urkunden als Beylage. -

Nro. 96. Erdenfreuden, von Hohlfeld. - Eine Probe aus dem classischen National Werke. - Geschichte der Hohenstaufen. - Ueber die Engl. Waschmaschine, nebst Beylage in Steindruck. - Der Wurf von der Kanzel. - Andeutungen, Fündlinge und Rügen. - Theater-Anzeige. - Concert Anzeige. - Charade. - Auflösung der Charade in Nro. 94. -

Nro. 97. So war es nicht gemeint, von Zimmermann. - Christine und ihr Hof. Von C. F. van der Velde. - Ueber die Englische Waschmaschine. (Forts.) - Ganz ungewöhnliche Kosten der Stadt Bremen ꝛc. - Bemerkungen und Erfahrungen. - Der Morgen, von Th. Hell. - Auflösung der Charade in Nro. 96. - Civilstands-Urkunden als Beylage. -

Nro. 98. Gesellenspruch bei Eröffnung der Brücke zu Burg. den 30. Novemb. 1823. - Christine und ihr Hof. (Forts.) - Ueber die Englische Waschmaschine. (Beschl.) - Boshaftes Mißverstehen, von Suha-Theater. Anekdoten von N. S. - Ueber das Fortbestehen unsers Theaters.

Nro. 99. Der Todtenkopf im Walde. - Christine und ihr Hof. (Forts.) - Was wird sich behaupten? - Lehren von einem Türken. - Das häßliche Gesicht. - Anekdote. - Civilstands-Urkunden als Beylage. -

Nro. 100. Hypokrates diätetische Vorschriften. - Christine und ihr Hof. (Forts.) - Pedro Perines. - Zuchthauspoesie. - Anekdoten. - Theater-Anzeige. - Conräthsel, von Hedwig Hülle.

Nro. 101. Zeitgeist, von Castelli. - Christine und ihr Hof. (Forts.) - Ein Wort zu seiner Zeit über einige Aufsätze im Unterhaltungsblatt von — N. — Ueber das Duell. - Anekdoten. - Kunst-Verein. - Civilstands-Urkunden als Beylage. -

Nro. 102. Trost, von Agnes Franz. - Christine und ihr Hof. (Forts.) Was wünscht der vernünftige Mensch. - Wahrer Heldenmuth. - Der Major Blomberg erscheint dem englischen Gouverneur von Dominico. - Anekdoten. - Wunsch. - Dank und Wunsch. - Auflösung des Conräthsels in Nro. 100.

Nro. 103. Zu Weihnachten, von A. Daeves, nebst Steindruck-Beylage. - Christine und ihr Hof. (Forts.) - Wie sieht es in der Welt aus? - Orginelle Zurechtweisung. - Buntes. - Civilstands-Urkunden als Beylage. -

Nro. 104. Der Jenner, von Budberg. - Christine und ihr Hof. (Forts.) - Die Gespenster auf der Christburg, von C. Heinel. - Anekdoten. - Räthsel, von Th. Hell.

Achter Jahrgang.
Erstes Quartal.

No. 1.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, am 1. Januar. 1823.

Wer sieh't nicht ernst an dieses Jahres Grenze,
Blickt vor- und rückwärts auf den Lauf der Zeit,
Sieht hinter sich so viele welke Kränze,
Und vor sich — die Vergänglichkeit!

O, einet euch, und denkt, daß Mutter Erde
Nur wenig Jahre ihre Kinder trägt:
Nur in euch sucht, und jede Wohnung werde
Ein Tempel, der den Frieden hegt!

Daeves.

Mein Gebet.

Für den Neujahrsmorgen 1823.

Es tagt aus Osten auf ein lichter Morgen,
Der neu die Menschheit in die Schranken winkt;
Deß Feierglanz, ob leuchtend auch auf Sorgen,
So himmlisch-hehr doch aus der Ferne blinkt.
Dem schwachen Auge bleibt es ja verborgen,
Wie Zukunft sich und Gegenwart umschlingt.
Doch, wie am Heut' sich nächster Tag auch reihe,
Uns ward des Glaubens und der Hoffnung
Weihe.

Kraft dieser Weihe, wag' auch ich zu schauen
Zum Weltengott, der über Sternen hoch
Uns lächelt selbst durch der Gewitter Grauen;
Der unser Loos auf rechter Waage wog.
Schaut mit mir auf, Ihr Wesen, die Vertrauen
Auf seine Güte, nimmer ja betrog!
Und, wie ich Alle Euch in Lieb' umschlinge,
Stimmt liebend ein in dem, was Heut' ich singe.

Dem Tage der mit goldenem Gefieder
Herabsinkt, und ein neues Jahr erschließt:
Gieb Heiliger! du auch den Seegen wieder
Ohn' welchen keine Wonneblüthe sprießt:
Daß in den Schoos der Schwestern und der Brüder
Ein Engel, reichen Füllhorns Freuden gießt.
Daß Hand in Hand zu deines Tempels Hallen,
In heil'ger Eintracht mag die Menge wallen.

Daß sich in heil'ger Eintracht mögen einen,
Die, die für Wahrheit stehen, treu und ächt!
Und wo noch Unterdrückte schuldlos weinen,
Sich leihe bald der starke Arm dem Recht.
Es hüthe jeder sich vor eitelm Scheinen,
Und keiner sey der Meinung feiger Knecht.
Rein glänzt hervor, doch einst der reine Wille,
Ob trübes Dunkel lange ihn umhülle. —

Gieb Freundlichster! dem Staate deinen Segen,
Den stets Gerechtigkeit und Liebe schmückt;
Laß sich im Bürger nur die Freiheit regen,
Die in Gesetzes-Ordnung ihn beglückt.

Der heil'gen Ordnung, die den Pilgerwegen
Des Wallers, manche Dorne noch entrückt.
Wo Vatersorg' und Kindestreue walten,
Da trauten Heerdes Freuden sich gestalten.

Wie Diadem und Kronen mögen glänzen
Auf irrd'scher Fürsten hochgeweihtem Haupt':
Die Schaale ihnen mag des Ruhm's kredenzen
Die Mit- und Nachwelt die daran geglaubt:
Doch herrlicher sie prangen in den Kränzen,
Die keines Sturmes Wüthen je entlaubt:
D'rum mögen Helden sie in Schlacht und Kriegen,
Auch muthig kämpfen, selbst sich zu besiegen.

Des Siechthums Schmerzen mögst Du göttlich wenden,
Wenn menschlich Wirken oft beschränkt und schwach;
Des Armen Sorgen endlich liebreich enden,
Der bald dem drückenden Geschick erlag.
O wollest dem Gefall'nen Hülfe spenden,
Den reuig findet heut' der junge Tag!
Der stillen, hoffnungslosen Duldung Zähren,
Laß Perlen sich im Scheideblick verklären!

Der zarten Liebe reich' von deinem Throne,
An welchem heimathlich die Liebe ist:
Die unverwelklich-heil'ge Blüthenkrone,
Die sanft der holden Jungfrau Scheitel küßt.
Damit sich auch des Jünglings Streben lohne,
Im Zauber dem kein Erdentraum sich mißt.
Damit er in der Herrscherinn Geleite,
Zum schönen Ziele freudig vorwärts schreite.

Sey Stütze du dem stets vom Glück Verbannten,
Des reiches Herz ihn nur im Leiden stählt.
O sey mit ihm, den redlichen Verkannten,
Den gift'ger Leumund sich zum Ziel gewählt!
Erhelle du den Blick des Staubverwandten,
Der sichern Pfad im Irrlichtschein verfehlt.
Und leite auf des neuen Weges Mitte,
Des schwer Befang'nen, unbesorgte Schritte.

Dem Bürgerfreund, der Freund sich auch der Waisen,
Der Wittwen Stab, so thätig sich geweiht; —
Sey schöner Lohn; den ihm in hellern Kreisen
Ein seel'ger Geist, in Himmelsblüthen streut!
Ob kund ihm wird, ob nicht, manch' stilles Preisen,
Bewußtsein ist's, was höher ihn erfreut.
Die Saat, hier ausgesät in Lieb- und Milde,
Geht lohnend auf im seligen Gefilde!

Mir aber? — Vater! was du mir beschieden,
Das werde mein, sey Leid es, sey es Lust;
Nicht sproßt ein Blumenteppich stets hienieden;
Nicht fordre der ihn, der sich Fehl' bewußt.
Gebricht es oftmals mir an äußern Frieden,
Erholte mir ihn in der eignen Brust!
Dann lacht im Morgen- wie im Abendsterne,
Ein Genius mir Ruh aus lichter Ferne.

So treten denn wir in die ernsten Schranken,
Mit Muth gerüstet; glaubend hoffend ein,
Ob irrd'sche Formen wechseln, oder wanken,
Des Ew'gen Liebe, sie wird ewig seyn.
Umschließen wir uns All' im Hochgedanken:
Dem Wechsellosen wahrhaft uns zu weihn!
Einst wird für Erdenkämpfe und Entsagen,
Im Lichtglanz dort, der schön're Morgen tagen!

E. Reindahl.

Hans Blunt.

(Fortsetzung.)

Als nach dem festgesetzten Termine Kunz Kinderdieb wieder vor des Hausvaters Thorweg erschien, führte ihn Hans rasch und schweigend in sein innerstes Gemach allwo er bereits den früher erwähnten Tisch hingestellt, und ihn mit den bedungenen hundert Thalern vollgezählt hätte.

Kunz Kinderdieb strich ein, und schmunzelte gar fröhlich dazu. Hans Blunt aber schmunzelte gar nicht, sondern sahe vielmehr recht bitter verdrießlich drein.

„Was ist Euch?“ fragte der Krämer, „hab' ich Euch mein Wort nicht gelöset, so behaltet Euer Geld. Seyd Ihr aber der Wirthschaft mit den Gespensterhistorien ledig, so seyd zufrieden mit dem Handel, und lacht mich hübsch freundlich an!“ —

„Hat sich was zu lachen und freundlich zu syn," murmelte Hans Blunt, „für Einen, dem es geht wie mir. Donner! Kaum bin ich für schweres Geld die Spukgeschichten los, so wachsen mir die Kriegshistorien und die Ritterlieder über den Kopf! Nein, Kunz Kinderdieb, Ihr könnt Euch das gar nicht, so toll vorstellen, wie jetzt der wilde Ludolf seine und seiner Kriegsgesellen Mordthaten in Wort und Singsang erschallen läßt, und die Anna ihre schwermüthigen Heldenlieder anstimmt. Und die Kinder, weil sie nicht mehr von Spukgeschichten schwatzen, erzählen und tiriliren nun das andre Zeug nach, — weit schlimmeres Zeug wahrhaftig, als ihre Mährchen. — Kunz, wenn Ihr mir das Alles nicht zu bannen versteht, da habt Ihr mich schlimm gebettet, und Euer Geld an mir mit Sünden verdient!"

„Hm," schmunzelte Kunz und klapperte mit den Thalern in seiner Tasche, „wenn Ihr noch einmal so viel dran wenden möchtet, — ich hülf' Euch auch von dem ganzen Rest Eures Hausübels los." —

„Von den Ritterliedern und Soldatenliedern und Kriegsgeschichten auf einen Schlag?"

„Auf einen Schlag? — Nein, nein, dazu ist es nun schon zu tief damit eingewurzelt, und fällt ja doch kein Baum, auch der allerordinärste nicht, auf Einen Schlag. Aber auf zwei Schläge. — ja, damit bring' ich's zu Stande." —

„Herzensfreund!" rief der Bauer, und fiel dem Krämer lautjubelnd um den Hals, beinahe als ob der Sieg schon erfochten sey. Aber Kunz Kinderdieb gebot ihm Stille, versichernd, wenn der mindeste Verdacht der Mitwirkung auf ihn falle, geb' es keine Hoffnung zum Gelingen mehr, und so zwang Hans Blunt sein freudebrausendes Herz, und gab mit seinem gewöhnlichen mürrischen Wesen den Krämer das Geleite bis zur Hofseepforte, wo Witwe und Braut und Bräutigam und Muhme und Kinder im Chore durch den hellen Abend hinsangen:

„Da flogen die Banner da blitzte die Wehr!
Da rollten die eisernen Würfel einher!
Die eisernen Würfel vom Blut so roth,
Der Donner ihr Herold, ihr Gruß der Tod!
Und wer niemals sah in solch schauriges Licht,
Der kannte vom Leben das Schönste nicht! —
Drum wacht man so lustig „im Waffenklang.

Hans Blunt aber hielt sich die Ohren zu, und murrte in seine Kammer laufend: „ich weiß es ja schon, — da reimen sie gewiß wieder mit Ofenbank!" — Und er hatte recht gerathen, denn als er die Hände von den Ohren losließ, tönte der jubelnd wiederholte Reigenklang durch das Fenster:

„Drum schläft man sich dumm auf der Ofenbank!" —

„Wartet nur! wartet nur!" murmelte er fußstampfend vor sich hin. „Ihr sollt mir lange genug gesungen haben und gebramarbasirt, denn mein wackrer Bundesgenosse Kinderdieb — das merk' ich nun schon — ist ein Mann von Erfahrung und Wort! — Wie er's damit anfängt, das weiß ich nicht, und das geht mich nichts an, aber wahrhaftig, er versteht sich für Geld vortrefflich auf's Helfen!" —

Des Bauern Zutrauen schien sich schnell zu bewähren, denn eines Tages trat der junge Ludolf vollkommen reisefertig, Schwert an der Seite, Sporen an den Stiefeln, in das Gemach sein schönes Liebchen, das lächelnd, aber mit etwas verweinten Augen drein sah, an der Hand. — „Ich reise, lieber Hans Blunt," sagte er, „und Ihr werdet eine lange Zeit hindurch wohl nichts von mir hören, da ich mit der Feder nur schlecht umzugehn weiß, das heißt

eigentlich, gar nicht. Hebt mir bis dahin dies mein liebstes Kleinod auf. Wenn ich wiederkomme, wollen wir auch gleich Hochzeit machen, und dann sollt Ihr mit Gottes Hülfe aller Sorge für Margareth und ihre Schwester überhoben seyn. Ihr wißt, ich dachte schon längst daran, mir ein Bauerngütchen zu kaufen von dem Ertrage der ehrbaren Beute, die ich unter General Torstensohn machte. Das war bei" —

„Ich weiß! O ich weiß das ganz vortrefflich!" rief Hans, mit Händen und Füßen abwehrend, dazwischen. „Und," setzte er eilfertig hinzu: „wenn Ihr denn durchaus reisen müßt, mein lieber, junger Herzensfreund, so reiset doch nur ja recht bald! — Damit Ihr nämlich desto eher wiederkommen mögt, meine ich ja nur!" —

„Ja, so meine ich's auch, lieber Blunt!" erwiederte der arglose Kriegsmann. „Seht, es kann seyn, daß die Fahrt, welche ich vorhabe, mir nebenbei allerhand Vortheil bringt, — sie hat aber Gottlob noch eine weit bessere Ursache! Sonst wollte ich von Gretchen gewiß nicht wanken noch weichen. Nun, — will mir das Glück wohl, so kann ich das schöne Kossathengut in Gernrode kaufen, was ich schon längst gern gehabt hätte, nur daß ich's mit Schulden nicht mag. Komm' ich aber nicht reicher wieder, als ich ging, — ei nun, da will ich mich dann nicht länger besinnen, sondern es machen, wie ich kann, und ein kleines Häuschen bauen, und ein Stückchen Acker und Wiese dazu kaufen, daß ich so eine Art von Mittelding lebe zwischen Kossath und Tagelöhner. Mein Gretchen sagt, sie würde auch damit zufrieden seyn. — Käme ich aber etwa gar nicht wieder, so glaubt, daß ich als ein ehrlicher Reitersmann gestorben bin, und behaltet Eure lieben Bruderstöchter hübsch nach wie vor in guter Pflege. Gretchen soll erben, was ich zurücklasse. Damit —"

Aber ein heißer Thränenstrom aus Margareths Augen, und ihre innige Umarmung versiegelte dem treuherzigen Bräutigam den Mund. Hans war tief innerlich bewegt. „Wie wär' es denn," sagte er, die Mütze verlegen auf dem Kopfe hin und herschiebend, „wie wär' es denn, guter Ludolf, wenn Ihr den letztern Entwurf ohne weiteres ausführtet, und die ganze unsichere Fahrt im Stiche ließet? — Ich wollte Euch allenfalls gern mit einem Kapitälchen behülflich seyn," —

Aber da sagte Margareth, mit hoher Fassung ihr gesunkenes Köpfchen von der Brust des Geliebten emporhebend: „mein guter Oheim, nein, das geht nicht an. Habt schönen guten Dank für Euren Liebewillen; — und hättet Ihr den etwa gestern Mittag ausgesprochen, da wär' ich wohl nicht einen Augenblick im Zweifel gewesen über mein freudiges Ja. Aber seit gestern Abend ist an so was nicht mehr zu denken. — Seht, als Ludolf von hier nach seiner Herberge dort unten im Dorfe heimging durch das Dunkel der aufsteigenden Nacht, — da kam ihm der wunderliche Handelsmann Kunz Kinderdieb entgegen, und brachte ihm einen Brief. Ludolf aber, wißt Ihr wohl, versteht sich auf die mehresten Dinge besser als auf das Lesen, und obendrein war es schon sehr finster um ihn her. Da machte denn der dienstfertige Krämer Licht an in einem kleinen Laternchen, und brach, weil es Ludolf so haben wollte, den Brief auf, und las ihn mit vernehmlicher Stimme ab. Könnt Ihr's Euch vorstellen, Oheim, darin stand, daß ein Kriegskamerad, denn mein Ludolf vor langen Jahren an seiner Seite fallen sah, ganz unvermuthet noch lebe, aber weit, weit von hier, an der Gränze des Hungerlandes," —

„Ungerlandes;“ verbesserte Ludolf lächelnd.

„Nun ja, wie es immer heißen mag!“ sagte Gretchen. „Aber es liegt so ganz abscheulich weit von hier, daß ich mir schon deswegen nicht viel Gutes darunter denken kann, obgleich in dem Briefe viel Lobens gestanden haben soll, wie herrlich es dorten zugehe, wie treffliches Obst dorten wachse, und wie noch trefflicherer Wein! Nun, — da schrieb denn von dorten Ludolfs Kriegskamerad, — wie heißt er doch?“ fragte sie, nach ihrem Bräutigam umblickend.

„Kaspar Ehrenwart!“ antwortete dieser, und in seinen kühnen Blicken funkelte die klare Glut der ritterlichen Waffenbrüderschaft und Freundesliebe. Dem Hans Blunt ward ordentlich ganz warm davon. Er schaute dem Ludolf mit frischer Heiterkeit entgegen, weshalb dieser ausrief: „Ja Gutfreund, den hättet Ihr sehn sollen. Vor Prag einmal absonderlich, als wir —“

Aber da sahe Hans Blunt wieder auf Einmal so jämmerlich verdrießlich aus, daß Ludolf, seinen Schnauzbart streichend, verachtend auf die Seite blickte, murmelnd: „Erzähle nur rasch zu Ende, gutes Gretchen. Es wird Zeit, daß ich von hinnen komme. Denn wirklich: hier brennt mir der Boden unter den Füßen.“

„Nun ja,“ fuhr Gretchen mit thränenmatten Aeuglein fort, „der Kaspar Ehrenwart schreibt, er wohne zwar im schönen Ungerlande recht reich und froh mit einem halben Dutzend lieber Kinder, — aber da gebe es an den Gränzen seiner Aecker so böses, türkisches Gesindel, — das breche immerfort ein und plündre und senge, — ja, das habe vor Kurzen ihm seine liebe, schöne Frau gestohlen, und nun solle doch Ludolf hinkommen und ihm helfen, die schlimmste Räuberburg erobern, worauf ein verliebter Türke die geraubte Frau bewahre, — und da, — und da —“

Ihre plötzlich hervorquellenden Thränen hinderten sie, den Bericht zu vollenden. Ludolf aber setzte mit gelassen fester Stimme hinzu:

„Und da heißt die Antwort denn natürlicherweise bei einem Kerl, wie ich bin: Vorwärts Marsch!“

„I nun, lieber Freund, wer weiß auch!“ erwiederte Hans Blunt kleinlaut, auf eine wunderbare, an ihm ganz ungewohnte Art bewegt. „Bedenkt Euch wenigstens erst. Besserer Rath kommt über Nacht. Wißt Ihr denn auch gewiß, daß der Kunz Euch nichts vorge — nun vorgeschwindelt — mein' ich nur — hat, oder vorgewindbeutelt? Wie sollte denn gerade der zu einem solchen Briefe gekommen seyn?“

„Ja, Ludolf, da hat der liebe Oheim recht!“ sagte Gretchen, und trocknete sich die Thränchen von den blühenden Wangen. „Das will doch wahrhaftig erst noch recht ordentlich bedacht seyn.“

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Das Jahr 1823.

Allegorie.

Seyd gegrüßt ihr Erdenbürger alle,
Nehmt den ernsten Fremdling freundlich auf;
Düster trat ich aus der Zukunft Halle,
In der Gegenwart beginnt mein Lauf.
Mit dem ersten Blick ins junge Leben
Von der Zwietracht Furien umgeben
Bring' ich keine Freuden-Kränze mit
Denn die Ernst folgt mir Schritt auf Schritt.

Zürnt mir nicht, mein Loos ist trüb und herbe!
Gern ertheilt ich Euch des Lebens Glück,
Doch ich bin des jüngsten Bruders Erbe
Und er ließ der Plagen viel zurück.

Ach! wohin nur meine Blicke fallen
Seh' ich trübe Schleier wiederwallen;
Finstre Geister schlossen einen Bund
Rings zu herrschen auf dem Erdenrund.

Fama trat mit Frechheit einst zum Throne,
Lästerte mit tausend Zungen laut;
Riß den Nimbus von der Königs-Krone,
Dem ein großes Volk, als ächt, vertraut;
Mit dem Tode schwand nicht ihre Tücke
Und noch jenseits dieser finstern Brücke
Drohte sie der stillen Grabes-Nacht
Doch — die Schlummernde ist nicht erwacht.

Grausam schwingt die Fackel, blutgeröthet,
Dort im Osten der Bellona Hand
Und der finstre Grabes-Engel tödtet
Ohne Schonung, eng mit ihr verwandt.
Despotie schlingt ihre Sklavenketten
Um ihr Opfer und nichts kann es retten
Macht nicht schnell der ewig wahre Gott
Ihre dürft'ge Erdenmacht zu Spott.

Zagend blick' ich hin nach Spaniens Fluren,
Düster schau'n sie wiederum mich an, —
Weh', daß ich die glühenden Naturen
Nicht zum Frieden hingeleiten kann!
Ahnung deutet dort mir graufe Scenen
Und mein Daseyn wird nicht mehr versöhnen,
Nicht den Krater löschen in der Gluth
Die hervorbrach mit verhaltner Wuth. —

Schweig o Schmerz! — — Ihr Erdenbürger alle
Fleht zum Himmel daß er gnädig lenkt
Meiner Tage Lauf, bis das ich walle
Zu den Brüdern die hinab gesenkt
In den Schooß der Zeit, die uns geboren
Und zu bittrem Leid uns oft erkoren;
Das, am Ziele einst, mein letzter Kuß
Reicher sey an Glück als jetzt mein Gruß.

Eins nur wirft in mein umdüstert Leben
Reiner Freude sanften Himmels-Strahl!
Bremen ist von Fried' und Glück umgeben
Und, hier weilet nicht die finstre Qual;
Freiheit wohnt in diesen freien Mauern,
Möge so Jahrtausende sie dauern!!

Freiheit, Friede, Eintracht — Bürgerglück
Ist der Hansa freundliches Geschick!

Hedwig Hülle.

Buntes aus der Zeit.

Beitrag zur Stöchyometrie. Ein vor Kurzem bei Marseille gefangener Seehund wog 276: Ein unlängst zu Hampshire auf die Waage gebrachter 72 zolliger Landpachter, 565 Pfund, Fleischergewicht. — Wie und warum sich jener arktische Vierfüßler gerade nach Marseille gewendet, geht mich weiter nichts an, wird auch den dortigen Handelsleuten, als hoch betrauten Schifflieferanten und Proviantkommissaren der algierschen Seehunde eben keine große Seltenheit seyn; so viel werde ich aber doch wohl bemerken dürfen: daß die neulich reducirten Pächte, den brittischen Landschafen unstreitig besser als den grönländ. Seehunden die vermehrten Eismassen behagen müssen, da sich eine dieser sonstigen Haidschnucken in so kurzer Zeit zum Doppelgewicht einer auf Vergnügungreisen befindlichen Robbe hat heranfüttern können, — als wonach jener Farmer gerade 65 Pfund mehr Fleisch als ein . . . Unter-Lieutenant jährlich Gulden Traktament hat, wovon er's — die Leipziger Zeitung mag schreien wie sie will — schwerlich zu einer ähnlichen 17 füßigen Peripherie wird bringen können, vorausgesetzt, daß er nicht eitel Maccaroni genießt oder auf Gulden, Schulden reimt, was freilich um so leichter ginge, da die Gulden glücklicherweise keine schweren sind. —

Kunst- und Diebsinn. Das bekannte Boulevard-Theater Porte St. Martin zu Paris ist wegen des wüthenden Andrangs nach dem neuen Melodram „die beiden Galeerensclaven" fortwährend mit Gensd'armen besetzt: Das neuerrichtete Dilettantentheater der Vorstadt Southwark zu London wegen unausgesetzter Taschendiebereien seiner Akteurs, von der Polizei geschlossen worden. — Daraus folgte denn dreierlei: nemlich a) daß ein mordlustiger Galeerensclave leichter Glück macht als ein langfingriger Taschendieb. b) daß, während das Publikum der Beulevards einem höchst verdorbnen Geschmacke huldigt, das von Newgatte einen bewunderungwürdig geläuterten Kunstsinn an den Tag legt und endlich c) daß die Schliessung jenes

Spitzbubentheaters den Londner Constables eben so wenig als dem russischen General Jermolow die neueste Reinigung des Kaucasus von den räuberischen Tschenschenzen für die Dauer nützen wird.

Dramatische Bekümmernisse. Zu Madrid ist von dem Ministerio die Aufführung patriotischer, Heldensinn weckender Schauspiele befohlen: Zu B.... von der Theaterintendenz, Schillers Wilhelm Tell aus dem Repertoir gestrichen worden. — Nun begreift sich's zwar wohl, daß die Bühne einer — — — — — — — — kein Tummelplatz für aufrührerisches Schweizer Bauernvolk ist, das über ein paar zur Strafe des Ungehorsams ausgestochne Augen und Probeschuß nach Kinderköpfen gleich aus der Haut fahren will; wie aber das spanische Ministerium bei jetzigen bedrängten Zeiten noch Zeit finden kann sich mit der Bühnenregie zu befassen, will mir um so weniger in den Kopf, da nach den von ihm ergriffenen energischen Maßregeln zu urtheilen, sein bis jetzt gezeigter Patriotismus schwerlich für bloße Maske und eingelernte Schauspielrolle anzunehmen ist, auch eben keine besondere Vorliebe für bloße theatralische Illusionen zu verrathen scheint.

Hobelspäne.

(Fortsetzung.)

4.

Der Graf M** mit einem ellenlangen Titel, auf den er viel hielt, aber ein gar trefflicher Mann, besaß vor einigen Jahren die Herrschaft N.

Nie habe ich angenehmere Tage verlebt, als die, wo mich Geschäfte in seine Gesellschaft brachten und das geschah in der Regel alle Monate einmal. Alles was ältere und neue Literatur merkwürdiges hatte, wußte er. In der Sprache der Römer, französisch, italiänisch, englisch oder deusch zu reden und zu schreiben, das war ihm ganz gleich und in jeder dieser Zungen sprach und schrieb er gut und schön und seine Schrift war auch so zierlich, daß man sie kecklich für Kupferstich geben konnte. Auch stach er wirklich in Kupfer und zeichnete und malte so, wie er schrieb. Dabei war er ein wackerer Waidmann in Wort und That und Dianens Welt besitzt von ihm ein Werk, das in seiner Art klassisch ist, der vielen kleinern Gaben nicht zu gedenken, die jährlich von ihm des edlen Wildungens Jägerbüchlein brachte.

Dieser Graf M** — warum schreibe ich doch von ihm im Imperfect, als ob das alles vergangen und dahin wäre? Noch lebt er und noch bekränzt die Muse sein Silberhaar mit frischen Lorbeerzweigen, noch huldigt er, ein heiterer, lebenslustiger Piron, in jovialen Gesängen voll Witz und Laune der Liebe und den Grazien, und möge noch lange das fröhliche Saitenspiel ihm tönnen, möge ein freundliches Schicksal dieß kleine Blatt hin an's ferne Gestade des Meeres wehen, wo er lebt, daß er diesen Ausdruck meiner innigen Verehrung lese! — Dieser Graf M**, sage ich, hatte den Euphemismus in seiner Gewalt, wie kein anderer, ja er war selbst ganz Euphemismus. Aus allen Blumen, selbst aus den Stapelien seiner letzten Jahre in N., die wahrlich nicht Moschus und Ambraduft hauchten, zog er Honig und ein verlorner Prozeß, oder der Besuch des Executors, was für uns gewöhnliche Menschen doch eben nichts Scharmantes zu seyn pflegt, war für ihn bloß Stoff zum Lachen und zur unendlichen Laune und durfte durchaus als nothwendiger Cayennepfeffer auf der Tafel seiner Genüsse nie fehlen und mit dieser Philosophie hat er sich unverletzt durch die Dornen eines sechszig — siebenzigjähriger Lebens gewunden.

Wer mochte es ihm wohl verdenken, daß er die Ergebnisse der neuen Welt meist nur für schale Nachdrücke und Verwässerungen der guten, alten Zeit hielt. Gehörte er doch selbst dem vergangenen Jahrhunderte mit allen seinen In-

stitutionen, Etiketten, Haarbeuteln und Reifröcken. Ob er daran so groß Unrecht hatte und das Lächeln des Mitleids verdiente, das er das Alte für besser hielt, als das Neue, sich selbst noch des heiligen römischen Reichs Grafen nannte, als das heilige römische Reich schon längst Todes verblichen war, und als ältester noch lebender Kammerherr Friedrichs des Großen ein wenig viel auf alten Adel und Luynis Theatrum Ceremoniarum hielt, wer mag darüber entscheiden? Hat nicht das so oft Unterdrückte und immer Wiederkehrende die Präsumtion der Sabilität für sich und ist nicht wirklich überall der Geburtadel, wo er unterdrückt worden, wieder auferstanden und siegend unter seinen Ruinen hervorgegangen?

Lasse man ihm also seine Ansicht, niemand wußte auch besser, wie er, den Adel des Kopfes und Herzens zu schätzen, und ich bin selbst oft Zeuge gewesen, das, indem er der Hochfreiherrlichkeit des albernen Barons durch Anweisung der Oberstelle ihr Recht anthat, er in jovialer Unterhaltung nur ganz dem weit unten sitzenden geistreichen Pastor angehörte und des hochadeligen Dummkopfes nur achtete, wenn es an dem war, ihm das betreffende Pensum aus dem Theatro ceremoniarum aufzusagen. —

Auch alle seine Umgebungen gehörten dem vergangenen Jahrhunderte. Den Meistern, die seine Stühle, Kommoden und Schränke verfertiget, that längst kein Zahn mehr weh. Die großen Spiegel hatten alle Rostflecke und waren mit stattlichen Perücken von Schnitzwerke umgeben, von dem die Zunge der Zeit die Vergoldung abgeleckt hatte. Und seine Stühle — sie theilten sich in zwei Klassen. — Die eine streckte viele Ellen hoch perpendikulär in die Luft die mit Rohr ausgeflochtenen Lehnen, an denen wunderliche Phantasieblumen von braungewordenem, wurmstichigen Holze sich hinaufrankten und oben von bauschbackigen Engelköpfen gekrönt wurden, die andere Stuhlklasse gehörte zum Geschlechte der Dachse, hutschte niedrig auf der Erde hin, war als Tabouret ganz ohne Lehne, und mit verschossenem rothen Plüsch überzogen. Aber es bedurfte schon eines sehr stämmigen Bedienten, solch einen Dachs von der Stelle zu schrotten, dahingegen sich hinter einem Riesen der ersten Klasse auch ein Gardist Friedrich Wilhelm des Ersten hätte verstecken können, ohne entdeckt zu werden. In der Justiz-Amtsstube waren zwar einige Stühle erster Art, aber nur zwei von ihnen sitzbar, nämlich einer für den Herrn Justitiarius und einer für den Actuarius. Dieß hatte die gute Folge, daß männiglich vor Gericht stehen mußte und so für die richterliche Authorität, ohne vornehme Partheien vor den Kopf zu stoßen, bestens gesorgt war. Denn niemand, dem Leib und Leben lieb war, nahm die höfliche Einladung, sich doch niederzulassen, an. Aber an der Wand stand ein langes und breites — ja, wie soll ich das nennen? Kanapee, Divan, Sopha, daß alles ist nicht der rechte Ausdruck. Es war eine Maschine von Holz, mit Rohr durchflochten, das, vom Mäusebiß zernagt, mit tausend stechenden Spitzen unmerklich dem Unglücklichen Verderben drohete, der es wagte, sich darauf zu setzen. Diese Maschine hieß gewöhnlich die Folterbank, denn der hartnäckigste Inquisit bekannte, sobald er eine Weile darauf gesessen. Und alle diese Mobilien waren mehr als vierzig Meilen weit bei der Ankunft des Grafen von seinem vorherigen Aufenthaltorte mit großen Kosten angefahren worden, so daß mancher vierspännige Wagen nur einen Kasten oder einen Schrank brachte, der der Fuhre nicht werth war, und der, wenn man einem Schneider in Berlin hätte anmuthen wollen, ihn in sein Zimmer zu stellen, ein gerechter Grund zu einer Injurien-Klage gewesen seyn würde.

Mein Gott! — dachte ich manchmal, wenn ich mich so unter den Ruinen vergangener Jahrhunderte umsah — wie mag es kommen, daß dieser hochgebildete Mann mit seiner eben so hochgebildeten Gemahlin sich nicht des schnöden Gerümpels abthut und die geschmackvollen neuen Formen und Bequemlichkeiten um sich sammelt, die er ja doch kennt und zu denen es ihm ja gar nicht an Vermögen fehlt; wahrhaftig, das ist unbegreiflich!

(Die Fortsetzung folgt.)

[A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen.

Achter Jahrgang.
Erstes Quartal.

No. 2.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 5. Januar. 1823.

Unsichtbar schwebt um jegliche Seel' als Freund,
Ein Engel Gottes, bildet der Tugend sie,
Folgt ihr bis an die Nacht des Grabes,
Winkt ihr, und schwingt sich mit ihr zu Gott auf.

Mein Stolz und meine Demuth.

Daß ich in Eurer trauten Mitte
Geduldet bin im Freundeskreis,
Daß ich hier wahrlich niemand weiß,
Der mich nicht freundlich um sich litte,
Das ist mein Stolz.
Doch daß ich immer mehr empfinde,
Wie durch des Kranzes hohe Zier
Ich nur als stilles Blatt mich winde,
Giebt Demuth mir.

Daß ich mir selbst das Zeugniß gebe,
Mein Glück sey nur in Andrer Glück,
Und dieses, strahlend mir zurück,
Mich nur zu selger Lust erhebe,
Das ist mein Stolz.
Doch daß so wenig mir verliehen,
Die schönste Zeit wohl schon entwich
Für Andre Blumen aufzuziehen,
Lehrt Demuth mich.

Daß gern und froh ich anerkenne,
Was Andrer Genius erschuf,
Und mir's der fröhlichste Beruf,
Wenn ich es laut und offen nenne,
Das ist mein Stolz.
Doch daß, trotz dessen, herbe Seelen
Dieß nennen nur Lobhuldelei'n,
Und so mich selbst mit Mißtrau'n quälen,
Flößt Demuth ein.

So mög' mir denn im Lebensspiele,
Wo nur das Glück den Platz verleiht,
Und im Bewußtseyn, wie so weit
Ich noch von dem erträumten Ziele,
Vergehn der Stolz;
Doch werde dann ein Blick nach oben,
Wohin in stillen Stunden schon
Das Herz sich hoffend oft erhoben,
Der Demuth Lohn.

Hans Blunt.

(Fortsetzung.)

Ludolf entgegnete, Margarethen freundlich das zarte Kinn streichelnd: „Du liebes, wunderliches Liebchen, du hast ja doch selbst gehört, daß er den Kasper Ehrenwart nannnte. Wie sollte er denn zu dem Namen gekommen seyn, wenn er nicht im Briefe gestanden hätte?“

„Ach mein guter junger Bursche,“ redete der Oheim dazwischen, „von dem Kaspar Ehrenwart habt Ihr schon hier im Hause so ausnehmend oft erzählt, daß wir ihn alle kennen, Wirth, Hausgesinde und Gäste, wohl Hund und Katze obenein.“

„Nun, da habt Ihr wenigstens etwas sehr Gutes kennen lernen, und mögt Gott nicht genugsam dafür danken!“ sprach Ludolf mit einem etwas hochmüthigen Zucken seiner Augenbraunen, wovor Hans Blunt jedesmal still zu werden pflegte. Dann aber setzte er mit gesänftigter Stimme hinzu: „überdem werdet Ihr Euch auch zu entsinnen wissen, daß ich immer von Kaspar Ehrenwart als einen Gestürzten und nachher ganz Verschollenen redete, der vermuthlich wohl todt sey. Warum sollte der Krämer, falls er sich's unterstände, mich zu foppen, — was ich mir doch keineswegs vorstellen kann, — mich gerade mit einem Solchen belügen wollen?“ —

„I es ist ihm nicht eben ein andrer Name aus Euern Historien eingefallen. Oder am Ende that er's gar aus besonderer Pfiffigkeit, weil er vorher sah, Ihr würdet nun eben so urtheilen, wie Ihr's jetzt wirklich thut!“ —

„Ja, guter Hans Blunt,“ sagte Ludolf, „wenn wir uns auf die Manier den Kopf mißtrauisch machen wollten, da kämen wir aus dem Schwindel und Drehen und Zweifeln gar nicht mehr heraus. Könnt' ich Euch denn nicht gleichfalls antworten: eben darum, weil er Eure Muthmaßung vorhersah, nannte er den Kaspar statt eines andern Namens im Briefe, damit Ihr mir abrathen solltet vom Zuge nach Ungarn, und suchte irgend einen schlimmen Tück darin, daß ich mich halten ließe! — Ja, sagt Ihr dann wieder, — eben das merkte er, daß Ihr auch dieses sagen würdet, o Ludolf! — Und ich dann wieder: eben dies auch wieder hat er vorher gemerkt, o Hans! — Und dann Ihr, — und dann ich, — bis wir im Kreise miteinander umfallen vor lauter schwindlichem Eben dies! und Eben darum!“ —

Damit lachte er nach seiner fröhlichen Art hell auf; Hanns aber faßte ordentlich recht wehmüthig seine Hand und sagte:

„Wie mögt Ihr nun so lachen, wenn Eure Braut die Aeuglein voll Thränen hat! — Gebt Acht! gebt Acht! Der Kunz Kinderdieb schickt Euch wahrhaftig in April. Ihr habt mir auf meine erste Frage noch gar nicht geantwortet. Wo soll denn gerade Kunz zu einem solchen Briefe gekommen seyn?“

„O solch ein Krämer hat weitläuftige Bekanntschaft in der Welt!“ entgegnete Ludolf. „Schon sonst ja wußte er viel vom Ungerlande zu erzählen, wo er zweimal selber gewesen ist. Diesen Brief aber hat ihm ein Handelsgenoß mitgebracht, der gerade von daher kommt, und durch den eben Kaspar Ehrenwart erfahren hat, daß ich jetzt hier lebe, weil ich dem Herumzieher bei'm vorigen Aerntefeste ein paar Bänder und gedruckte Lieder für Gretchen abkaufte. Wißt Ihr wohl noch? das Lied vom Mansfeld war mit dabei.“

Und alsbald hub er an mit kräftiger Stimme zu singen, daß die runden Scheiben des kleinen Gemaches dröhnten:

„Wer zieht in's Feld hinaus?
Zwar nicht zu großem Glücke,
Jedoch zum Ehrenschmaus!
Trotz der Fortuna Tücke,
Wohlauf ins Schlachtgebraus,
Damit man Kränze pflücke!
Zur Sieg's und Todesbrücke
Hinan, ob's endlich glücke!
Scheust du den blut'gen Graus? —
Dann, Memme, kriech in's Haus! —
Ich zieh' die lust'ge Bahn,
Ich, frei von läst'gen Sorgen, —"

Und der ärgerlich werdende Hans Blunt, alle Kriegs- und Lieder- und Mährchensorgen auf's Neue empfindend, sang mit zornig quäkender Stimme darein:

„Zieh lieber heut' als morgen!"

Und dann setzte er in Prosa hinzu: „Glück auf die Reise, wenn Ihr es denn durchaus nicht besser haben mögt. Ich wasche meine Hände in Unschuld!"

„Fahrt wohl!" sagte Ludolf kurz, sehr unzufrieden, daß man ihn in seinem schönen Mansfeldliede unterbrochen hatte, welches er nachher mit dem kurzen Bericht einer auserlesenen Waffenthat zu krönen vorhatte. „Oder vielmehr: schlaft wohl! Denn mit dem Fahren habt Ihr doch höchstens nur zu thun, wenn Ihr einmal selbst Eure Ochsen vorspannt, zur Reise auf das nächste Ackerstück, und davon steht keine sonderliche Noth und Erschrecklichkeit zu befürchten."

Sie wären wohl auf diese unfreundliche Weise geschieden, aber Margareth sagte leise weinend: „pfui doch, mein sonst so freundlicher Ludolf! Wie du nun den guten Oheim so hart begegnen magst, weil er dich gern hier behalten wollte! — Ludolf, wenn es deine Ehre gilt und Deine Kameradschaft zu dem braven Kaspar, — da magst du in Gottes Namen reisen! Du weißt wohl selber, ich habe vom ersten Augenblicke nichts anders gesagt. Aber wenn dich nun der wunderliche Krämer nur so hier fort vexiren wollte, — sieh einmal, etwas sehr Unwahrscheinliches kommt doch auch in dem Briefe mit vor, den er überdem noch auf eine wunderliche Weise nachher in den Bach fallen ließ!" —

„Das that er auf gar keine wunderliche Weise, lieb Gretchen!" sagte Ludolf. „Ich hatte den Kerl mit in meine Herberge genommen, und ihn zur schuldigen Danksagung mit ein paar Schoppen Wein traktirt. Als er nun wieder fortgehn wollte, und ich ihm den Brief abforderte, — da taumelte er vor großen Freuden ein bischen, und das Blättchen flog am Stege, wo ich ihm hinüberhalf, aus seiner Hand in den Bach. Nein, Gretchen, wenn du keine andere Bedenklichkeit hast, — die hält mir nicht vor. —

„Nun dann," sagte sie etwas zögernd „war nicht im Briefe die Rede, — früherhin fiel es mir gar nicht sonderlich auf, aber seitdem der Oheim die Bedenklichkeit zur Sprache gebracht hat, will mir auch das so wunderlich vorkommen, — war nicht da die Rede von der ausnehmend schönen Frau deines Kaspar Ehrenwart?" —

„Ja freilich!" —

„Nun, — und doch soll sie ihm schon ein halb Duzzend Kinder geboren haben, — und nicht wahr, der Kaspar war schon verheirathet, als du ihn kanntest?"

„O ja, — aber nur Ein Töchterlein hatte er dazumal. Davon hat er mir oft erzählt."

„Nun bedenke nur, — und der Kaspar will noch immer so sehr in seine schöne Frau verliebt seyn, und dann auch noch soll sie ein

Türke aus lauter Verliebtheit entführt haben. Reimt sich denn das?" —

Aber Ludolf entgegnete: „was sich bei den Türken reimt und nicht reimt, — lieb Gretchen, das versteh' ich nicht. Aber daß ein ehrlicher Kriegsmann in seine Erwählte verliebt bleibt, und wenn sie ihm auch zwei Dutzend Kinder geboren hätte, — lieb Gretchen, darauf kannst du dich verlassen, und sollst es auch noch, will's Gott, durch die Erfahrung einsehn lernen!" —

Gretchen wandte verschämt ihr Lockenköpfchen ab: — doch bald wieder drehte sie es mit heitrem Ernste nach ihrem Lieblinge empor, sprechend: „Deine Worte sind und bleiben doch goldne Aepfel, — wenn auch nicht allemal in silbernen Schalen. — Ziehe, mein kühner Bräutigam, ziehe hinaus in das Ungerland, wo dein Freund auf Hülfe wartet von deinem tapfern Arm! Abscheulich, wenn so ein Kaspar Ehren, wart sagen könnte, oder auch nur denken: der Ludolf hat mich vergeblich warten lassen, wo es Ehre galt und Reiterpflicht und Freundespflicht und rühmliche Gefahr! — O eile! — Wie wär' es denn möglich, daß ein Krämer auf den Gedanken fiele, meinen tapfern Freund zu höhnen und zu foppen? Ja, wie dürfte das irgend einem Menschen einfallen? Dein Klingenblitz ist scharf und schnell, mein Ludolf!" —

Hans Blunt bückte unwillkührlich das etwas kürbisgeformte Haupt. Margaretha aber, ohne irgend andres, als den Geliebten zu sehen, fuhr fort:

„O Ludolf, wie klirrte dir an der Seite so schön dein Schwert! Wie stampft und wiehert schon draußen dein Streithengst! O jetzt, da mich es durchflammt mit allen kühnsten Bildern unsrer Sagen und Lieder, da es mich hebt auf wunderbaren Schwingen des Wohllautes und der Begeisterung, — eben in dieser Stunde, mein Ludolf, zieh, o zieh!" —

Und Hans Blunt, von dem Gedanken an Sagen und Lieder und Bilder ordentlich fieberhaft zusammengerüttelt, schrie lebhaftiglich dazwischen: „ja zieh, mein Ludolf! In dieser Stunde noch zieh!" —

Aber Ludolf hörte nichts von des Bauern wunderlichem Geplärr. Aug' und Seele in Liebchens Aug' und Seele gesenkt, schritt er sanft grüßend aus dem Zimmer, sprang fröhlichen Muthes zu Roß, und flog mit einem zärtlich-muthigen Kriegsgesange in die südliche Waldung hinein. — Hans Blunt aber sagte leise: „Nun, so schmettre denn nur, du ungezogner Vogel! Schmettre! Vor dem nächsten Frühling hoff' ich dich ja nicht wieder zu hören!" —

(Die Fortsetzung folgt.)

Züge zur Charakteristik des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm I. und seiner Zeit.

Friedrich Wilhelm I. von Preußen hatte ein außerordentliches Gedächtniß. Er kannte nicht blos namentlich alle Soldaten seines Leibregiments in Potsdam und der Garnison von Berlin, sondern auch sehr viele in der ganzen Armee, und sogar manche einzelne Umstände von ihnen.

Als der König im Jahre 1738 zu Loo bei dem Prinzen von Oranien war, und der Letztere ihn bei dem Empfange die steinerne Treppe im Schlosse heraufführte, erkannte er sogleich in dem einen Grenadier, der am Eingange Wache stand, einen Deserteur, und er fragte ihn:

Heißest du nicht ...? (er nannte seinen Namen.)

Hast du nicht unter dem Regiment... gedient?

Standest du nicht bei der Kompagnie des Hauptmans ***?

Bist du nicht vor fünf Jahren desertirt?

Wo hast du dich inzwischen herumgetrieben?

Weshalb bist du weggelaufen?

Der Grenadier war äußerst bestürzt, und alle in den Fragen angegebene Umstände hatten ihre Richtigkeit.

Zur Aufnahme der inländischen Leinwand verbot Friedrich Wilhelm I. von Preußen die Einfuhr aller ausländischen baumwollenen Waaren. Es wurden Fiscale angestellt, die darauf sehen mußten, daß keine Defraudation geschehe, und dem Angeber einer Uebertretung des Verbots war ein beträchtlicher Theil der darauf gesetzten Geldbuße zugesichert worden.

Ein solcher Fiskal aus Küstrin kehrte auf einer Reise bei einem Dorfschulzen ein, bat ihn um ein Nachtlager und Kost. Der gastfreie Schulze war dazu erbötig, gab was er in Küche und Speisekammer vorräthig hatte, willig hin, aber, aus Mangel an einem Bette, ließ er seinem Gaste nur ein Strohlager bereiten. Da es schon ziemlich kalt war, bat der Fiskal um eine Decke. Die Frau des Schulzen suchte gutmüthig eine alte Decke von Kattun hervor, die wegen des königlichen Verbots nicht mehr im Gebrauche war.

Als der Fiskal wieder nach Küstrin zurückgekehrt war, zeigte er diese Defraudation an, und bat um den Denuncianten-Antheil.

Die Art und Weise, wie diese Entdeckung gemacht worden, fiel der Behörde so auf, daß sie deshalb unmittelbar an den König berichtete.

Friedrich Wilhelm entschied zwar, daß das von ihm deshalb gegebene Gesetz in Anwendung kommen sollte, fügte aber hinzu: „ich werde aber Jeden für einen schlechten Kerl halten, der einem solchen Auswurf der Menschheit weiter dient, noch ihm je Hülfe leistet; denn es ist nie meine Absicht gewesen, daß durch eine Landesverordnung die menschlichen Tugenden gefährdet werden sollen."

Der gewöhnliche Trinkspruch Friedrich Wilhelms I. von Preußen war:

Ein treuer Freund, drei starke Brücken,
In Freud' und Leid, und hinterm Rücken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Morgenfeier auf dem Brocken.

Fragment einer Naturpredigt.

Hier in dem weiten Strahlentempel der großen unendlichen Natur, an diesen geweihten, himmelragenden Hochaltar, laßt uns treten; das Allerheiligste mit verklärtem Blick zu schauen, und vor dem Wesen der Wesen, dem ewgen Gott der Allmacht und Liebe unsere Seele beugen, laßt uns geheiligte Dankopfer bringen. —

Sehet! schon sichtbar dem Auge des Innern, wird des Vaters Walten. Da tritt er auf die Zinne seiner Sonnenburg, und alle Himmel werden roth vor dem Angesicht des Unvergänglichen. Leises Ahnen ihres Schöpfers fleucht durch die Pulse der Natur. Mächtig erbebt Herz und jede Blüte, rasch strömt der Quell, hell strahlt das Licht, und von heilger Empfindung geweckt, fährt alles Leben jauchzend empor, und tausend Jubelstimmen schwingen sich auf Balsamlüften zum Thron der Liebe auf.

Preis und Ehre sey bis in Ewigkeit dem Allgütigen, dessen Wille jenes Wunderbild, von Weisheit, Schönheit und Liebe umstrahlt, ins

Daseyn rief; und die Brust seiner Geschöpfe beseelt, daß sie sich öffnet dem heitern Himmelslichte, und mit seligem Entzücken die Wonne aufnimmt, welche seine milde Vaterhand über die Welten ausgoß.

Trunken vom Athem Gottes wandeln im Lustrausch alle Wesen innerhalb der Schranke ihrer Bestimmung, versinken in den Wirbeln des Genusses — aber der hohe Mensch, der den göttlichen Funken bewahrt, blickt sinnig vom Rosenpfade auf, forschet nach dem Woher und Wohin. — Da dämmert ein freundliches Licht in seiner Seele; nicht begreifen aber fühlen kann er, und die Empfindung wirft ihn zu den Füßen des Ewigen. — Bewunderung und Liebe waren die Säulen, auf denen des Glaubens erster Tempel sich erhob. Der reine, unentweihte Sohn der Natur, trat hinaus in die Festhalle seiner großen Mutter; der Jubel seiner Mitgeschöpfe tönte ihm entgegen; hohen Einklang sieht er sich begegnen, — so weit sein Auge reicht, sieht er einzelne Ringe fest in einander geschlungen, ihm wird ein Zusammenhang zwischen Ursach und Wirkung bemerkbar; — endlich entdeckte er die Spur, von Ordnung, Zweckmäßigkeit und Schönheit — gewaltet hat hier rechnende Weisheit; aber den Bildner kann er nicht entdecken und den Maaßstab seiner Kraft mag er an ihn nicht legen. Da bestürmt unnennbares Gefühl seine Brust. Phantasie trennt sich von der Wirklichkeit— die Blumenseele ist verhandelt, die Ahnung des Unsichtbaren blitzt durch den Nebel der Gedanken, und die Idee eines Gottes ist geboren.

Das ist der Triumph des Menschengeistes; ist seine höchste Annäherung zum Göttlichen — diese Erkenntniß. Alle Zonen, alle Jahrhunderte haben in dem großen Buche gelesen, das die Natur vor uns aufrollt — alle haben sie geschöpft aus diesem Born der Wahrheit und Glückseligkeit, haben den dankbaren Blick über die Sterne geschickt.

Also stehen wir auch Heute! — Aber der Fittig der Seele ist gehemmt; nicht fassen kann sie das Bild der Unendlichkeit, und sieht nur in fernem Dämmerungsschimmer, das Jenseits. Es ist ein Gott! so rufen alle Himmel: es ist ein Gott! so tönt's donnernd in der Seele wieder. — Sein Licht blitzt im Auge, strahlt im Stern, schwebt über den Wassern, lebt in der Blüte. Seine Stimme tönt im Westwehen, tönt im Wettersturm, und all überall wandelt sein Fuß, und Segen geht vor ihm her, und Segen folgt ihm nach.

Gleich wie dort der Sonnenstrahl, aufs dunkle Gewölk nur einen schwachen Schatten dieser Höhen *) wirft; so bricht auch das Licht der Vernunft sich an den Mauern der Endlichkeit, und trägt einen dunklen Abriß der Weltseele in uns hinein. — Nur zu ahnen, nicht zu begreifen vermag der Geist des Menschen seinen Meister, Er neige sich drum in Dehmuth, bete ihn an im Geist und in der Wahrheit, und küsse den Saum seines Gewands, daß über den Gefilden der Natur rauscht.

†††.

Buntes aus der Zeit.

Auszugleichende Differenz. Die gegen die Pforte stehende (richtiger, vor ihnen laufende) türkische Armee hat zum Troste des Großsultans wiederum 40 Perserköpfe nach Stambul gesendet: Die vor Damiette kreuzende griechische Flotte zur Ermuthung der Hellenen neuerdings 40 Türkenschiffe aus dem dortigen Hafen herausgeholt. — Wir hoffen von der

---

*) Oft beim Sonnenaufgang, hat man das eigenthümliche Schauspiel, auf einer gegenüberstehenden Nebelwolke mittelst Strahlenbrechung einzelne Partien des Brockens, im Aether treu kopirt zu sehen. --

Thätigkeit der hydriotischen Seehelden, daß die zwischen jenen abgeschlagenen Köpfen und weggenommenen Schiffen noch stattfindende Differenz baldigst ausgeglichen und dadurch endlich den würdigen Sandschackbeys, Subaschis, Spahis und wie jene blutdürstigen Ungeheuer alle heißen mögen, endlich die Lust benommen werden dürfte, bei vorkommenden Verlegenheiten immer Andere statt sich selbst beim Kopfe zu nehmen und sich stets lieber in fremden als in den eigenen Haaren zu kratzen. —

Aufforderung. Unterzeichneter beschäftigt sich seit dreißig Jahren mit der Ausarbeitung und Vollendung eines wissenschaftlichen Werks, welches eine der größten Lücken unserer Literatur ausfüllen soll. Er arbeitet nemlich an einer Sammlung aller Druckfehler, welche seit Einführung der Buchdruckerkunst gemacht worden sind. Da er jedoch zweifelt, ob er alle Errata schon aufgezeichnet habe, so ersucht er alle Gelehrten, ihm aus ihren Collectanei's diejenigen zu überschicken, von welchen sie überzeugt sind, daß er sie noch nicht kenne. Den resp. Buchhandlungen verspricht er die billigsten Bedingungen und Forderungen in Rücksicht des Verlages dieses Werks, wenn sie sich in frankirten Briefen an ihn wenden.

Schreibersdorf im Winter, 1822,
Jokobus Bücherwurm, Literat.
Inhaber einer Kriegsmedaille von 1815 und
Mitglied mehrerer Lesegesellschaften.

Schicksalwechsel. Im Hessischen ist das Tödten der Füchse: Im Oesterreichischen die Anwendung des Magnetismus bei 300 Dukaten Strafe untersagt. — Da eines Theils der Mangel an listigen Mäusefressern und anderseits der Ueberfluß an betrügerischen Magnetiseurs jene Verbote veranlaßt zu haben scheint, so rathen wir den dadurch ausser Thätigkeit gekommenen Mesmerianern ihre Kunst doch baldmöglichst an jenen nunmehr unter dem Schutze des Gesetzes stehenden Füchsen zu versuchen und diese ohnehin gebornen Clayrvoyants und Mäuse — —— dadurch geschickt zu machen, fortan auch mit der Herzgrube die Schlupfwinkel der, gleich den — —, allgemein in die Acht erklärten Staatenverderber, aufzuspüren.

---

* Bey'm Schluße des Jahres 1822.

Ein Jahr ist wiederum dahin,
Mit ihm viel' schwere Tage, --
Kein Conto liefert mir Gewinn,
Für alle Sorg' und Plage: --
Mit der Bilanz sieht's kläglich aus,
Sie gleicht der, einer Kirchen-Maus.

Und ach, wie bin ich chicanirt,
In Erfurt und in Münden, --
Den Caffee, der zweimal probirt,
Wollt' man doch unrein finden:
Und von Hanover schreibt Hans Matz,
„Der Thran hat zu viel Bodensatz."

Kurz überall, so fern als nah,
Wird man zur Zeit geschroben;
Die Waaren, nun sie fallen ja
Gewöhnlich nicht nach Proben:
Der Candies soll nicht schön von Stein,
Der Sirup gar zu dünne seyn.

Bei Ankunft einer jeden Post,
Krieg ich, so wahr ich lebe,
Den allerstärksten Fieberfrost,
Und zitt're daß ich bebe:
Denn meldet einer sich bank'rott,
Dann helfe mir der liebe Gott! --

Wenn A nur ferner acceptirt,
Und B das Geld besorget, --
Wird dieser auch dafür geschmiert,
Daß mir der Andre borget: --
So geht es vor der Hand noch gut,
Und ich verliere nicht den Muth.

Vielleicht ist beß're Zeit nicht fern,
So kann es doch nicht bleiben, --
Und leuchtet mir des Glückes Stern,
Werd' ich das Rad schon treiben.
Dann heißt's; du hast mich chikanirt,
Jetzt wirst du dafür auch barbirt. --

Für jetzt rath' ich nun Jedermann,
Aus vollem Herzensgrunde,
Er spare ja so viel er kann, --
Und denke noch zur Stunde,
„Mit Vielem hält man öfter Haus,
„Mit Wenigem kömmt man auch aus." --

---

* Die Ansgarii Tränkpforte.

Durch die zweckmäßigen Verschönerungen und Verbesserungen in unserer Stadt, haben die patriotischen Beförderer, den allgemeinen Dank des Publikums sich erworben — außer der neu angelegten Straße auf Ansgari-Kirchhof, zur bequemen Fahrt nach dem Hause, die Erhohlung hat man im Bürgerfreunde mit Vergnügen gelesen: daß auch an der Ecke des Markts, nach der Wachtstraße, die hervorstehenden Kellerbuden von dem Haus-Eigenthümer gegen eine angemessene Vergütung abgetreten, und zu mehrerer Bequemlichkeit und Sicherheit des Publikums weggenommen werden sollen.

Allein die so sehr beengte Ansgarii Tränkpforte, durch welche täglich mehr als hundert beladene Schlacht- und Frachtwagen fahren, verdient um so mehr die Aufmerksamkeit der Behörden, da die Fußgänger, besonders bejahrte Leute und Kinder durch das gewöhnliche schnelle Fahren der Wagen, täglich der größten Gefahr ausgesetzt werden, so wie der knappe Raum zum Umdrehen der großen Frachtwagen, noch neulich durch das Umwerfen, einen Fuhrmann großen Schaden verursacht hat, und mehrere Menschen das Leben dabei hätten verlieren können.

Sollten daher die Bewohner von beiden Seiten nicht zu bereden seyn, durch eine angemessene Vergütung den Wunsch des Publikums zu erfüllen — und im Gefühl, die allgemeine Sicherheit und Bequemlichkeit ihrer Mitbürger zu befördern — sich nicht eben so billig und willig wie der geehrte Haus-Eigenthümer an der Ecke der Wachtstraße werden finden lassen, um die Pfeiler und mehrere Anbaue zum Abbruch käuflich zu überlassen?

Gewiß sie würden von den jetzigen und künftigen Generationen den besten Dank erndten!

V. E. R. S — I.

---

* Wandernde Bühnen.

Hierüber enthalten die im Jahr 1784 erschienenen „Beiträge zur Lebengeschichte des „Schauspieldirektors Abt," folgende beherzigungswerthe Worte:

„So nützlich auch Reisen einem einzelnen Schauspieler sind, um überall was zu lernen, um sich sehen und tadeln zu lassen, um so vielerlei eigenthümlichen Geschmack auszuspähen, allerlei Meister zu belauschen; so vortheilhaft reisende Schauspieler dem Publikum sind, das auf diese Art vielerlei Abänderungen von erfahrenen anderwärts gelobten oder getadelten Künstlern sieht, um sein Urtheil danach zu berichtigen und den einseitigen Geschmack und Vorurtheile zu verlieren; — so schädlich sind die Reisen ganzer Truppen für das Publikum, für die Schauspieler und am meisten für den Direkteur. Dieser muß immer nach einigen Wochen wieder eine Reise machen, die ihm mehre hundert Thaler kostet, so haben im vorigen Jahr (1783) Abts Reisen über 1400 Rthlr. gekostet, die er nirgends erübrigen konnte; bei dem Ein- und Auspacken gehn viele Tage verloren; die Sachen der Garderobe werden dadurch verdorben; es gehen viele Tage hin, ehe jeder ein Logis erhält, und sich da ein wenig ordentlich einrichtet, die Reisen selbst nehmen viele Wochen hin, wo nichts eingenommen wird, und die Ausgaben fast doppelt sind. Der Schauspieler behält wenige Zeit, seine Kunst zu verbessern, der Direkteur darf wenige Stücke einstudiren lassen, die Truppe kaut bis zum Ekel an einem Stück wieder. Der Direkteur kann seine Leute nicht genug kennen lernen, sie wechseln zu oft, er kann nicht die besten auswählen, er muß Gott danken, wenn ihn nur seine Leute nicht verlassen; gute Schauspieler gehn gar nicht zu ihm. Welche Genugthuung kann daraus fürs Pulikum fliessen?

„Hätte Abt nur ein einzig Jahr nicht reisen dürfen, das sagte er selbst, so wäre er ausser allen Schulden gewesen, hätte Ruhe, und ohne Zweifel eine gute Truppe gewonnen."

T. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönßen.

Achter Jahrgang.
Erstes Quartal.

No. 3.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 9. Januar. 1823.

Getrennt sind diese beiden Mächte;
Und jede fodert Huldigung,
Und fodert sie mit unbestrittnem Rechte;
Doch ringen beide nach Vereinigung.

Tiedge!

Vernunft und Glaube.

Mögen die Aftergelehrten doch zanken,
Welchem von beiden der Vorzug gebührt,
Ob der Vernunft mit den hohen Gedanken,
Oder dem Glauben, der kindlich uns rührt;
Mögen die einen zu Feuer und Flammen
Arme Vernunft, dich im Eifer verdammen,
Mögen die andern den Glauben verschmähn,
Und ein Gespenst für das Volk in ihm sehn;

Mir sind sie beide auf's Engste verbunden,
Wie mit der Mutter das liebliche Kind,
Nur im geschlossnen Vereine bekunden
Beide, daß Gottes Geborne sie sind.
Sind sie entzweit als Kinder der Erde
Schleichen sie dann mit stolzer Geberde,
Aberglauben und kalter Verstand
Werden sie, feindlich gesondert, genannt.

Daß das Wissen geboren ihm werde,
Strengt der Verstand dann mühend sich an,
Aber umsonst umarmt er die Erde
Was er erzeuget ist Irrsal und Wahn.
Strebet dagegen mit reinem Verlangen
Stets die Vernunft an dem Himmel zu hangen,
Fällt ihr, kindlich, doch heilig und groß,
Dann der Glaube von selbst in den Schooß.

Schnell nun verwandelt in Demuth und Liebe
Wird ihr der stolzere Sinn in der Brust,
Mütterlich blickt sie mit zärtlichem Triebe
Jetzt auf den Engel und küßt ihn mit Lust.
Daß nun den Weg nach dem Himmel sie finde,
Göttlich sie selber, mit göttlichem Kinde
Hofft sie gewiß, da in irdischen Au'n
Jetzt schon sich himmlische Lauben ihr bau'n.

Siehe, die Bänder die beide verbinden
Wurden von heiliger Liebe gewebt,
Und die durch Liebe Verbundnen empfinden,
Daß nur in Liebe der Ewige lebt.
Nicht ins Verbotene strebet der Flügel
Kalter Vernunft, sie erblicket im Spiegel

Kindlichen Glaubens nun sonnenklar
Was erst Räthsel und dunkel ihr war.

Darum so heiß' ich sie freundlich willkommen,
Glaub' und Vernunft, durch Liebe vereint!
Durch sie sind mir Gestirne entglommen
Deren Wechsel mein Leben bescheint;
Wenn die Vernunft wie die Sonne mir glänzet,
Während der Tag sich mit Blumen umkränzet,
Strahlet der Glaube, ein Stern in der Nacht
Welcher mit himmlischer Klarheit mir lacht.

Aug. v. Blumröder.

Hans Blunt.

(Fortsetzung.)

Diese letztre Muthmaßung erfüllte sich. Der Winter kam und ging, der Frühling auch, ja schon die ersten heißeren Tage des aufsteigenden Sommers glühten herein, — aber kein Ludolf ließ das Mindeste von sich sehen oder hören. Da kam eines Abends ein andrer Gast, welcher gleichfalls seit jenem wunderlichen Abende ausgeblieben war: der Krämer Kunz Kinderdieb. In ihrer tiefsten Seele durch hundert Erinnerungen wundgerissen, eilte Margarethe, so wie das verschmitzte Gesicht durch die Hofthür hereinlächelte, mit ihrer Schwester Anna in's Haus, und auch die Kinder, wie von unheimlicher Ahnung getrieben, rannten hinterdrein. In mühsamer Eile keuchte die alte Muhme ihnen nach. Hans blieb verdrießlich auf dem Sessel unter der Linde sitzen, und rückte nur kaum die Mütze vor dem eintretenden Besuche.

Aber Meister Kunz ließ sich dergleichen nicht anfechten. Er trat unbefangner näher, schnallte seinen Packen ab, setzte sich dem Hauswirthe gegenüber, und that aus dessen Bierkruge einen gewaltigen Zug; — „mit Erlaubniß!" sagte er, als er fertig war. Hans Blunt nickte mürrisch, und beide blieben eine Zeit lang schweigend beisammen. — Nach einer Weile hub Kunz auf eine triumphirende Weise an: „Es ist doch recht hübsch ruhig und still hier bei Euch geworden, lieber Hans Blunt!" — „So?" murrte dieser zurück. „Lobe mir Keiner den Tag, bevor nicht die Sonne zur Rüste ging. Vielleicht wenn Ihr immerfort hier säßet, — aber auch das wird wohl nicht allzulange helfen. Verhaltet Euch nur ruhig und wartet's ab. Ihr sollt nicht übermäßig warten dürfen!" —

Usd noch ehe Kunz einen neueingeschenkten Bierkrug zur Hälfte geleert hatte, sahe er an dem widerlich zuckenden Gesichte des dicken Hans die nahe Vorahnung von dem Uebel, was jetzt beginnen werde, — von einem Liede! —

Und in der That, es begann. —

Wie zwei wettsingende Nachtigallen tönten Margaretha und Anna ihre Klagen aus dem lindenumrauschten Dachfenster in die jetzt immer stiller werdende Abendkühle und Abenddunkelheit hinaus. Sie sangen zuerst das damals noch ganz lebendige Heldenlied vom großen Roland, wie er im Thale Ronceval erlag; und wenn sie nun die Schlußworte jeder Strophe ertönen ließen:

„Schlaf gut in Ronceval,
Dem blut'gen grünen Thal, —
Stimmen besingen Dich sonder Zahl!"

— da war es wirklich, als wachten Echostimmen, oder vielmehr Geisterstimmen, aus allen Thälern des Harzwaldes auf, und sängen aus grüner Ferne mit in die Klänge der wehmüthig süßen Frauenstimmen herein. —

Der dicke Hans Blunt stieß seinen Gefährten in beinah stummen Aerger an, und konnte nur mühsam die Worte herausbringen: „Stimmen genug für die Ritterlieder? Nicht wahr? Nicht wahr? Und paßt denn das so zu unserem Kontrakt!" —

Aber Kunz Kinderdieb legte den Finger bedeutsam als ein Zeichen des Schweigens auf den

Mund, welche Bewegung er indeß kaum nöthig gebraucht haben würde, denn im selben Augenblicke quoll nach verhallter Romanze ein Soldatenlied in gewaltig tönenden Gängen von den Lippen der beiden Schwestern, und die Kinder stimmten ein, und auch die alte Muhme ließ sich in beifälliger Begleitung mit vernehmen.

Da nicht alle Leute und Leser Hans Blunts Genossen sind, mag hier verzeichnet stehn, was sie sangen:

„Wo die mehrsten Schüsse blitzen
In dem wilden Kampfesspiel?
Liebe Kinder, 's ist bei Lützen,
Wo der Gustav Adolf fiel!

O ihr weiten, schönen Auen,
Roth vom allerbesten Blut,
Oftmal wird es wieder thauen
Auf euch hin von Blut und Muth?

Und die Mädchen und die Frauen
Thauen süße Perlen drein!
O ihr schönen Lützenauen,
Stets sollt ihr gepriesen seyn!

Manch ein Held ist dort gefallen,
Manch ein Held noch sinkt dort ein! —
Die lebendig fürderwallen, —
Soll's für die ein Glücke seyn? —

Ach, die bluten wohl im Frieden
Schmerzlich aus ihr Herzensblut,
Weil ja oft, was man hienieden
Frieden nennt, am wehsten thut.

Krieg zwar hat wohl Löwenkrallen,
Aber Fried' hat Schlangenbiß! —
Jener schießt im kühnen Wallen, —
Dieser lauscht, und faßt gewiß! —

Mancher ist dem Krieg entkommen,
Und zwar reich mit Ruhm geschmückt! —
Hat dich Friedensfrost umklommen,
Armer, bist du halb erstickt! —

Magst dich noch so rühmlich sträuben, —
Schneeball zuckt auf Schneeball los, —
Tausend kalte Funken stäuben, —
Und Erstarren ist dein Loos! —

O wie schön, wo Schüsse blitzen,
Klingen schwirr'n im blut'gen Spiel!
Glücklich, glücklich, wer bei Lützen
Rasch, wie Gustav Adolf, fiel!" —

„Was sagt Ihr zu der allerliebsten Motette?" murmelte Hans Blunt gegen Kunz Kinderdieb. — „Ist das nicht recht das Mittel, um Unsresgleichen das Leben süß und lieb zu machen? — Ich meine, um Einen dahin zu bringen, daß er sich die Ohren mit Blei ausgießen läßt, damit er solcher verrückten Worte und Melodien los werde!" —

„Hm, — ja!" — murmelte Kunz; — „für einen Nicht-Combattanten hört es sich eben nicht sonderlich an." —

„Diesen Ohrenschmaus hab' ich Euch zu verdanken!" entgegnete der zürnende Hans. „Vormalen wechselte das Gesinge doch noch mit Kriegsgeschichten ab, und davon hörte man auf funfzig Schritte kein Wort mehr, so daß dem Elende leichtlich zu entgehn stand; — aber es kamen Mährchen dazwischen, die man im Grunde — wenn man sich nicht wegen der Kinderei geschämt hätte, — selber ganz gern anhören mochte. Aber nun! Gesang und immer wieder Gesang! Hinter mir drein lärmend, wenn ich auf den Acker ziehe, mir anmuthig entgegen dudelnd, wenn ich wieder zu Hause komme. Sie singen mich todt, sag' ich Euch! rein todt! Und daran seyd Ihr Schuld, superkluger Freund, der Ihr mir die leichteste Noth vertrieben habt, damit die schlimmere desto ungestörter und unge-

wechselter auf meinen Hals drücken könne. Ihr seyd mir ein allerliebster Helfer!"

Geduld, guter Hans! Geduld!" entgegnete Kunz. „Ich bereitete Euch ja von Anfang darauf vor, daß der Baum nicht auf den ersten Hieb fallen könne. Heute führe ich den zweiten, und zwar den entscheidenden. Dazu gehört aber ein gutes Abendbrot und ein paar Flaschen Wein, denn sonst kommt es unnatürlich heraus, wenn ich mich so lustig anstelle, als es zu meinem Vorhaben gehört."

„Hm," sagte Hans voll mürrischer Bedenklichkeit, „die Weiber und Kinder trinken keinen Wein. Da will ich etwas Pflaumenbrühe in sehr viel Wasser gießen, und davon trinken wir Beide dann, und stellen uns so lustig, als wir wollen."

„Wenn sie nur nichts merken!" flüsterte Kunz eifrig. „O das ist Euch so pfiffiges Volk, die Weiber und Kinder! Und dann — ich verstehe mich nicht hinlänglich auf das Komödiantenwesen, um zu thun, als tränk' ich Wein, wenn mir nichts als süßliches Wasser über meine Lippen läuft. Nein, ich rath' Euch aus treuem Gemüthe, und recht im vollen herzlichen Ernste, — lasset wahrhaften Wein auf den Tisch setzen, wenn Ihr wollt, daß aus der Sache das mindeste Kluge herauskommen soll,"

„Nun — meinethalb!" — murmelte Hans; er pfiff gellend, daß ein neubeginnendes Lied der Frauen und Kinder davor plötzlich still ward, und hieß einen Knecht nach der nächsten Schenke jagen, und zwei Flaschen Wein holen.

„Viere!" sagte Kunz. „Sonst mach' ich's nicht natürlich!"

„Viere!" brummte Hans, und der Knecht trabte bald darauf seines Weges fort.

„Und dann, lieber Freund," sagte Kunz nach einer Weile, „dann müßt ihr bedenken, daß ein Gewitter, bevor es wegzieht, gewöhnlich noch einen ganz abscheulich harten Schlag zu thun pflegt. Soll mein Kunststück gelingen, so muß heute noch zu guter Letzt ganz ausnehmend viel gesungen werden."

„Recht hübsch!" sagte Hans mit aller Gelassenheit des tiefsten, innerlichsten Zornes. „Recht sehr hübsch! das wird mir ein allerliebster Abend werden. Vielleicht rührt mich der Schlag dabei, und dann bin ich all' des Elendes auf Einmal los. Aber macht nur, was Ihr wollt! Mein Schifflein ist nun einmal mitten im Felsenbach drinnen, und muß durch all' die anmuthigen Strudel und Klippen passiren. Wenn's ein Forellenleben hat, kommt es wohl durch!" —

Damit stand er sehr ärgerlich auf, und ging nach dem Hause, um bei seinen Nichten das begehrte Abendessen zu bestellen. Es gelte ihm einen ausnehmenden Jubel, — sagte er, — weil ein gar angenehmer Gast erschienen sey; — dazu aber sah er so verdrießlich aus, daß die Kinder sich verkrochen und die Hunde zu bellen anfingen, auch er selber, — an seinem kleinen Wandspiegel vorbeigehend, sich über sich selber ärgern mußte, und sich ein noch weit abscheulicheres Gesicht zuschnitt, als er vorhin eins gemacht hatte. Man kam denn aber doch endlich an den wohlbesetzten Tisch, und Krämer Kunz gab so wenig auf das verdrießliche Ansehn des Hauswirthes Achtung, daß er in Kurzem mit seiner muntern Laune die ganze kleine Gesellschaft zu überreden wußte, man sey in der That sehr vergnügt mitsammen, und freue sich sogar über seine Ankunft. Die Falten aus Hans Blunts Gesicht begannen zu weichen, — aber sie zogen fürchterlich wieder auf, als Kunz nach dem dritten Glase versicherte, er könne keinen Wein trinken, ohne Lieder zu hören, und das Schwesterpar müsse durchaus etwas singen. Die

in der trüb verdrießlichen Wohnung so ganz ungewohnte Lebendigkeit hatte die trauernden Wesen ergriffen, so daß sie sich weiter nicht sträubten, und die Töne, welche sonst nur ihrer Dachkammer oder dem Garten und Hofraume angehörten, auch an des mürrischen Oheims Tisch erklingen ließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Gespräch zwischen Nathan und Saladin

von G. E. Lessing.

(Achtungswerther Aufforderung zufolge eingerückt.)

Saladin.

Da du nun so weise bist: so sage mir doch einmal — was für ein Glaube, was für ein Gesetz hat dir am meisten eingeleuchtet?

Nathan.

Sultan, — ich bin ein Jud?

Saladin.

Und ich ein Muselmann.
Der Christ ist zwischen uns. Von diesen drei Religionen kann doch Eine nur die wahre seyn. — Ein Mann, wie du, bleibt da nicht stehen, wo der Zufall der Geburt ihn hingeworfen; oder wenn er bleibt, bleibt er aus Einsicht, Gründen, Wahl des Bessern, wohlan! so theile deine Einsicht mir denn mit. Laß mich die Gründe hören, denen ich selber nachzugrübeln, nicht die Zeit gehabt. Laß mich die Wahl, die diese Gründe bestimmt, versteht sich im Vertrauen, wissen, damit ich sie zu meiner mache. Wie? du stutzest? wägst mich mit dem Auge? Kann wohl sein, daß ich der erste Sultan bin, der eine solche Grille hat, die mich doch eines Sultans eben nicht so ganz unwürdig dünkt. Nicht wahr? So rede doch? Sprich! Oder willst du einen Augenblick, dich zu bedenken? Gut; ich geb' ihn dir, —

Nathan (allein.)

Hm! Hm! — wunderlich! — Wie ist mir denn? Was will der Sultan? — was? — Ich bin auf Geld gefaßt; und er will — Wahrheit, Wahrheit! und will sie so, — so baar, so blank, — als ob die Wahrheit Münze wäre? — Ja wenn noch uralte Münze, die gewogen ward! — das ginge noch! Allein so neue Münze, die nur der Stempel macht, die man aufs Brett nur zählen darf, das ist sie doch nun nicht! Wie Geld im Sack, so striche man im Kopf auch Wahrheit ein? Wer ist den hier der Jude? ich oder er? — Doch wie? Soll't er auch wohl die Wahrheit nicht in Wahrheit fodern? — Zwar, zwar der Verdacht, daß er die Wahrheit nur, als Falle brauche, wär auch gar zu klein! Zu klein? — Was ist für einen Großen denn zu klein? — Gewiß, gewiß: er stürzte mit der Thüre so ins Haus! Man pocht doch, hört doch erst, wenn man als Freund sich naht. — Ich muß behutsam gehn! — Und wie? wie das? — So ganz Stockjude seyn zu wollen, geht schon nicht, — Und ganz und gar nicht Jude, geht noch mnde Denn, wenn kein Jude dürft' er mich nur fragen, warum kein Muselmann? — Das war's! — Das kann mich retten! — Nicht die Kinder bloß speiß't man mit Mährchen ab. — Er kömmt. Er komme nur.

Saladin.

Ich komm, dir doch nicht zu geschwind zurück? Du bist zu Ende doch mit deiner Ueberlegung? Nun so rede! s' hört uns keine Seele.

Nathan.

Möcht auch doch
die ganze Welt uns hören.

Saladin.

So gewiß
ist Nathan seiner Sache? Ha! das nenn'
ich einen Weisen! nie die Wahrheit zu
verhehlen! für sie alles auf das Spiel
zu setzen! Leib und Leben! Gut und Blut!

Nathan.

Ja! ja! wenn's nöthig ist und nutzt.

Saladin.

Von nun
an darf ich hoffen, einer meiner Titel,
Verbesserer der Welt und des Gesetzes,
mit Recht zu führen,

Nathan.

Traun, ein schöner Titel!
Doch Sultan, eh ich mich dir ganz vertraue,
erlaubst du wohl, dir ein
Geschichtchen zu erzählen?

Saladin.

Warum das nicht? Ich bin stets,
ein Freund gewesen von
Geschichtchen, gut erzählt.

Nathan.

Ja, gut erzählen, das ist nun
wohl eben meine Sache nicht.

Saladin.

Schon wieder
so stolz bescheiden? Mach! erzähl' erzähle!

Nathan.

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Osten,
der einen Ring von unschätzbaren Werth'
aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal', der hundert schöne Farben spielte,
und hatte die geheime Kraft, vor Gott
und Menschen angenehm zu machen, wer
in dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
daß ihn der Mann in Osten darum nie
von Finger ließ, und die Verfügung traf,
auf ewig ihn bei seinem Hause zu
erhalten? nemlich so: Er ließ den Ring
von seinen Söhnen den Geliebtesten;
und setzte fest, daß dieser wiederum
den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
der ihm der Liebste sey; und stets der Liebste,
ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses
werde. —
Versteh mich, Sultan.

Saladin

Ich versteh dich. Weiter!

Nathan.

So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn,
auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
die alle drei er folglich gleich zu lieben
sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
der dritte — so wie jeder sich mit ihm
allein befand, und sein ergießend Herz
die andern zwei nicht theilten, — würdiger
des Rings; den er denn auch einem jeden
die fromme Schwachheit hatte zu versprechen.
Das ging nun so, so lang es ging. — Allein
es kam zum Sterben, und der gute Vater
kömmt in Verlegenheit. So schmerzt ihn, zwei
von seinen Söhnen die sich auf sein Wort
verlassen, so zu kränken. — Was zu thun?
Er sendet in Geheim zu einem Künstler,
bei dem er, nach dem Muster seines Ringes,
zwei andere bestellt, und weder Kosten
noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
kann selbst der Vater seinen Muster Ring
nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
er seine Söhne, jeden ins besondre;
giebt jeden ins besondre seinen Segen —
und seinen Ring, — und stirbt. —
Du hörst doch Sultan?

(Der Beschluß folgt.)

Buntes aus der Zeit.

Richtige Hoffnungen. Nächsten Dec. werden die Sitzungen des — — — — — zu Cracau: Kommendes Frühjahr die Versammlung des Thaerschen Schafzüchtlervereins zu Leipzig beginnen. — Da bei letzterem wahrscheinlich die Schäfereibesitzer der verschiedenartigsten Landstriche zusammenkommen, so dürfte es

. . . . . — Wenn übrigens der alte polnische Bock in Deutschland seit Kurzen wieder heimisch worden, und die armen bereits im Herbste geschornen Schaafe überdieß nach dem — — — — — — — — — — — — — lediglich durch ihre Leibherren repräsentirt werden: so läßt sich um so weniger auf allgemeine Einführung einmaliger statt der noch an vielen Orten üblichen Herbst und Frühjahr-Schur rechnen, da, dem Himmel sey Dank, bei uns das liebe Vieh noch um nichts besser als die Menschen gehalten wird, die alljährlich nach Schocken und Quatemberzahlen geschoren, gar noch ganz anders dran müssen. . . . . dann, ja dann läßt sich hoffen, daß die Schaafe und Schöpse noch besser als bisher gedeihen werden. — An Einführung neuer und tauglicherer Zuchtstöre ist vor der Hand gleich gar nicht zu denken, da die einmal vorhandenen von sehr altem, obschon mitunter ausgeartetem Stamme, die Hörner ungewöhnlich hoch tragen und sich daher solchen demagogischen Schaafumtrieben gehörig zu widersetzen wissen werden. —

Nützliche Hand- und unnütze Kopf-Arbeit. Die Pariser Alterthümler zerbrechen sich fortwährend die Köpfe über das Alter des steinernen Thierkreises von Denderah: Die Madrider Jungfrauen zerreißen indessen ihre Kleider zu Charpie für die Jugend des patriotischen Heeres von Navarra! — Wenn die guten französischen Gelehrten, statt wieder die Mysterien altägyptischer Priester Sturm zu laufen, lieber das Nebelthum neomystischer Bonzen und frères ignorantins beleuchteten, so würden sie unfehlbar den psychischen Wunden ihrer Landsleute gleich wesentliche Dienste wie die Madrider Frauen den physischen ihrer vaterländischen Krieger leisten. Der Nutzen auch der plausiebelsten Ausmittelung des Alters eines verrotteten Steinklumpens wird immer nur problematisch, der Schaden aber der Wiedergeburt längst abgelebter Thorheiten allezeit mathematisch erwiesen bleiben und während jenes dem größern Theile der gebildeten Welt nur lächerlich erscheint, ihm dieses im höchsten Grade beklagenswerth dünken. Darum aufgeschaut von todten, historisch umnachteten Fratzenbildern zur lebendigen, lichtfordernden Menschheit! —

---

*Theater.

Für die öffentlich und persönlich mir bezeugten Wünsche zur Fortsetzung meiner Theater-Beurtheilung muß ich mich um so dankbarer fühlen, als ich sie nicht zu verdienen mir bewußt bleibe. Mißverstanden indeß werde ich von denen, welche zu glauben scheinen, daß Anfechtungen mir die Sache verleideten und ich deshalb schwiege; im Gegentheil kann ich versichern, daß meine Beantwortungen derselben der leichteste Theil meiner Arbeiten waren, denn Widerlegungen, die ich zu begreifen oder zu berichtigen gehabt hätte, sind jene Anfechtungen nie gewesen. Ich danke also vielmehr für die, wenn auch nicht beabsichtigte Gelegenheit, meine Behauptungen nur noch wahrer machen gekonnt zu haben, danke zugleich für manche in jenen Anfechtungen mir bereitete Gemüthsbelustigung. Die Unterdrückung meiner Beurtheilungen war längst gehegter Vorsatz, welcher schon durch Zeitosperung in und außer dem Theater erklärlich genug wird.

Aber bei einem Theile des Publikums, dessen Urtheil aus der größeren Masse ich vorzugsweise achte, hat die Strenge meiner Ansichten Aeußerungen erweckt, die mir sehr berücksichtigenswerth scheinen. Während man nehmlich in Beziehung auf den absoluten Maaßstab der Kunst meine Urtheile wahr nannte, fand man sie zu viel verlangend in Berücksichtigung unserer Bühne. Die Stimmen, welche sich so aussprechen, hatten ein unläugbares Recht zu dieser Bemerkung, weil sie von Männern herrührten, die wesentlich zur Erhaltung unserer Bühne beitragen. Weil nun aber diese nicht etwa behaupten, daß Bremen in Hinsicht auf Kunstsinn und Wohlstand so undedeutend sey, um den von mir gebrauchten Maaßstab nicht anlegen zu dürfen, so resultirt jene Meinung aus der Ueberzeugug, daß unsere Bühne nicht die Unterstützung hat, welche von unsrem Kunstsinn und Wohlstande zu erwarten ist. Eine ehrenwerthe Billigkeit also findet mit einem Worte meine Anforderungen nicht im Gleichgewichte mit unsren Eintrittspreisen, und, wenn ich absehe davon, daß meine Winke nicht allein auf unsere Befriedigung, sondern auch auf den allgemeinen Beruf der Kunstgenossen berechnet waren, die einen Unterschied machen mögen, ob ich sie in

hiesigen Tagsblättern gab, oder eine ungünstige Schilderung in auswärtigen Theaterberichten erscheinen ließ, bin ich durchaus einverstanden mit jener Meinung.

Diesen relativen Maaßstab demnach ins Auge fassend, gebe ich unbedingt zu, viel größere Ansprüche laut werden gelassen zu haben, als das Publikum berechtigt seyn dürfte, denn meiner Ansicht nach ist unsere Bühne theilweise so ausgezeichnet gut, im allgemeinen aber so genügend besetzt, wie wir es von den Beiträgen der Einzelnen eben so wenig, als von der Gesammtleistung durch ein unvollständig gebliebenes Abonnement erwarten dürfen.

Gegen die Unternehmung unsers Theaters, nicht gegen seine einzelnen Bestandtheile also wäre ich durch Verläugnung des relativen Maßstabes ungerecht gewesen, und wenn ich durch dieses Geständniß ebenwohl gegen manche einseitige Meinung anstoßen werde, so glaube ich dieser doch bereits hinreichend genügt zu haben, um auch die Gegenstimme in ihren Gründen zu erwägen. Mögen die meisten Theaterunternehmungen über den pecuniairen Erfolg schwankend lassen, so ist es doch wohl endlich gewiß geworden, daß die hiesige selten nur ihrem Ruin entgeht, im glücklichsten Fall sich einige Jahre mühsam durchschleppt, und etwa durch Einschreiten einer neuen Direction einem ephemeren Schwung erhält. Meiner Meinung nach ist das höchste, was von einer Directon verlangt werden kann, ein entsprechendes Personal und den erforderlichen Apparat in allen seinen Theilen aufzustellen. Schon dazu gehört ein bedeutender Verschuß. Die Erhaltung aber zuvörderst und demnächst die Verbesserung nach Maaßgabe der Ansprüche sind unläugbar Sache des Publikums, besonders, wenn der Vorwurf unhaushälterischer Vergeudung die Direction nicht treffen kann. Auf die unsrige glaube ich ihn nicht anwendbar, und ungeachtet noch fühlbarer Lücken in unserm Bühnenpersonal, ungeachtet eines hin und wieder Beschränkung zeigenden Apparats in Garderobe, Decorationen u. s. w. balanciren sich Ausgabe und Einnahme nicht. Welche sind denn die Ursachen in einer volkreichen und wohlhabenden Stadt, wie Bremen? Meiner Meinung nach ist der vornehmste Grund alles Uebels der isolirte Stand unserer Bühne dem Publikum gegenüber, woraus sodann alle übrigen Lähmungen hervorgehn, denn außer der Direction selbst fühlt Niemand sich berufen, eigene Anstrengungen für das Gedeihen und den Fortgang der Unternehmung zu machen. Wer sein Abonnement oder sonstigen Eintrittspreis entrichtet, glaubt dadurch jeden Anspruch an Vollkommenheit bezahlt zu haben, und wird darin durch die Aeußerung Vieler bestärkt, wie auch an einigen andern Orten keine höhere Abonnementspreise bezahlt werden. Aber erwogen wird nicht hinlänglich, daß ein so mäßiger Eintrittspreis nur unter zwei Bedingungen statt finden kann, nehmlich entweder, wenn sich Interessenten genug finden, deren Gesammtbeitrag eben so viel abwirft, als der höhere einzelne Beitrag einer geringeren Anzahl, oder, wenn von einer Behörde oder einem sonstigen Verein der bemittelten Classe ein bestimmter Zuschuß der Unternehmung, sey es baar oder durch Erleichterung zufließt. Beides aber ist in Bremen nicht der Fall. Die ganz auf sich selbst zurückgewiesene Direction hat ein Abonnement zum möglichst niedrigen Preise angetragen und ihrerseits es erfüllt, aber die Bedingung, worauf es berechnet war, ist unerfüllt geblieben, indem statt der erforderlichen 390 Abonnenten sich kaum 250 gefunden. Wohl zu bemerken dabei sind die nur geforderten drei Monate und zwar drei Wintermonate, nach deren Ablauf zu ungünstigerer Zeit die Unternehmung wieder allein mit ihren Pflichten gegen eine vielleicht contrahirte jedenfalls der Berücksichtigung werthe Gesellschaft steht. 200 Parterre-Abonnenten bringen monatlich 1000 Rthlr, 50 Logen-Abonnenten beiläufig 330 Rthlr. die baare Einnahme jedes Abends zu höchstens 6 Rthlr. steigt die ganze Einnahme eines Abonnementsmonates von 4 vollen Wochen auf 1450 Rthlr. Die Gage, ungeachtet noch Hauptfächer unbesetzt sind, beträgt schon jetzt wöchentlich an 300 Rthlr. die Hausmiethe monatlich 100 Rthlr. wonach also nur 150 Rthlr. zur Bestreitung des Orchesters, der Beleuchtung, der Wache, der Billetteurs, der Statisten der Reisekosten und Anschaffung von Utensilien monatlich übrig bleiben, die evident nicht ausreichen, da die Beleuchtung jedes Abends allein 10 Rthlr. und das Orchester im Durchschnitt noch mehr kostet.

(Der Beschluß folgt.)

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen

Achter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 4.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 12. Januar. 1823.

Ach! löscht denn nicht des Lebens schönste Tage
Der stille Engel mit dem Aschenkrug? --
Doch seid getrost! -- Der bittre Wunden schlug,
Er weilet lächelnd dort am Sarkophage:
Nach oben zeigt er, in des Himmels Fernen,
Dort strahlt ein Kranz von ewig lichten Sternen.

Blankenburg.

Beständigkeit im Wechsel.

Wangen erglühen und Wangen verbleichen,
Thränen des Harm's und Thränen der Lust
Fallen auf Blumen und fallen auf Leichen
Jubel und Seufzer enteilen der Brust;
Hat denn der Weltraum keine Gestalten,
Welche nicht welken, die nimmer veralten?
Schwimmt auf des Lebens wechselnder Fluth,
Sag' mir's Begeistrung, kein bleibendes Gut.

Dort auf dem Nebel in bläulicher Ferne
Schwebet ein Bild, voll Harmonie,
Eine Gestalt, wie vom Schimmer der Sterne
Dämmernd umflossen, die wechselte nie.
Ob sie sich Tugend, ob Heiligkeit nennet,
Oder auch Schönheit, ich weiß nicht, doch kennet
Keine Verändrung die holde Gestalt
Nicht mit mir wird sie unscheinbar und alt.

Wär's wohl möglich, -- o süßer Gedanke!
Wenn ich's versuchte, das herrliche Bild
Niederzuziehn in die irdische Schranke? --
Dann wär' mein Sehnen nach Dauer gestillt;
In der Erscheinungen farbige Schimmer,
Ueber der Endlichkeit stürzende Trümmer
Träte das Feste: ein dauerndes Ziel
Hätte mein Wille im täuschenden Spiel.

Vor der Vergangenheit Nacht zu erblassen
Braucht' ich dann nicht auf schlüpfrigem Tritt;
Welche die hohe Gestaltung umfassen,
Denen auch theilt sie Beständigkeit mit.
In der Vernichtung eröffnete Gründe
Blick' ich beherzt, wenn ihr Bild ich umwinde;
Liebe zu ihr hält den glaubigen Muth
Fest ob des Lebens verschlingender Fluth.

Aug. v. Blumröder.

Hans Blunt.

(Fortsetzung.)

Da sangen sie vom Ritter Olaf, wie der in den Wald ritt, seine Hochzeitgäste zu laden, und seinen Tod heimbrachte, — vom Fischer, den Nixe und Klang und Wasserblau hinunterzog, — vom Erlkönig, wie der dem heimreitenden Knaben an Vaters Brust das Herz zerbrach, — und der Krämer regte sie immer zu neuen Liedern an, bisweilen scheimische Blicke nach dem verdrießlichen Wirthe des kleinen Festes hinüber, sendend. Aber der ward mit jedem Augenblicke minder verdrießlich. That es der erheiternde, ihm sehr ungewohnte Wein, — oder spannen die lieblich einfachen Töne, — da er ihnen diesmal nicht, wie sonst gewöhnlich, entlaufen, oder sie mit Husten, Pfeifen, harten Fußtritten und derben Thürenschlagen verstören durfte, — spannen sie voll wunderlicher Gewalt ihr Goldnetz auch über den verstockten Feind alles Klanges und Sanges aus, ihn wider seinen Willen hold verstrickend in ihre seligen Wirbel? — Immer freundlicher lächelte er in das Tönen hinein, — es gab nur noch ein ganz trübes Gesicht in dem kleinen Kreise, und das gehörte der guten alten Muhme. So wohl ihr auch vor den Klängen eigentlich zu Sinnen ward, so ängstlich regte sie doch deren Inhalt an. Immer mußte sie bei sich selbst an jene schreckliche Nachterscheinung denken, und an das drohende Verbot, nichts mehr von Spukgeschichten zu erzählen. — „Singen und Erzählen," dachte sie immer, „ist am Ende einerlei!" und führte gewöhnlich die Kinder weit abwärts, wenn die Schwestern Geisterlieder anstimmten, nur beim Gesänge bleibend, wenn man in die Kriegslieder hineingerieth. Aber heute, am Tische des Hausherrn, in der Gegenwart eines Fremden, sahe sie kein Mittel zur Entfernung, da es noch nicht spät genug war, um die Kinder in's Bette zu treiben. Sie mühete sich also nur, die kleinen Zungen zu hüten, daß sie nicht in so ein Lied mit hineinsängen, und ach, auch ihre eigne Zunge mit, die allaugenblicklich drohte, in die ersehnten Klänge einzustimmen. Ja, hätte es nur das eigne Leben gegolten, — die Muhme hätte es wohl endlich waghalsig darangesetzt, um nur mitsingen zu dürfen, — aber so galt es die geliebten Kleinen, und sie zügelte sich und sie mit wachsender Aengstlichkeit. Diese stieg noch höher, als Krämer Kunz sich erbot, ein Geschichtlein zu erzählen. „Sie träumen davon," dachte die Muhme, „sie schwatzen im Traume davon, die armen lieben kleinen Aelstern, — ach, und dann sind sie ja verloren!" — Die Kinder aber hingen mit Augen und Ohren an der so lange entbehrten süßen Nahrung, und selbst der fröhlich gewordene Hans Blunt rief aus vollem Herzen: „so erzählt denn nur, weil Ihr einmal mein Gast seyd! Sonst taugt dergleichen dummes Zeug nicht in ein vernünftiges Haus, — aber weil Ihr es seyd — erzählt! Ich gebe den Mährchen heute freien Paß!" — „Nun," sagte Kunz stockend und mit einem Gesicht, das gegen die vorige Fröhlichkeit plötzlich, beinahe schauderhaft abstach, „ein Mährchen so ganz eigentlich ist es nicht, was ich zu erzählen denke. Es ist eine nur allzutrübe Erfahrung, die ich selbst gemacht habe, hoch in Jütland, wohin mich einmal meine Geschäfte trieben. Hört zu! Es mag wohl Aberglaube damit seyn, aber kurios hat es sich zusammengetroffen."

„Das Lied von Olaf sang einmal mein dortiger Gastfreund, ein alter grimmiger Mann. Da schalt ihn sein Nachbar, ein Greis noch höher an Jahren, und sagte: weißest du denn

nicht, Asbiörn, daß nach solch einem Gesange jedesmal der Elfenspuk ein Opfer aus dieser Gegend will, sollte er es auch am fernsten Strande aufjagen und erhetzen?“ — Asbiörn lachte wild, und sang die Mähre vom erschlagenen König Hakon. Da schalt aber der ältere Alte noch weit mehr, und sagte: „Bist du denn nun so wirbelköpfig geworden, wie das ganz junge Volk? Dem freilich muß man es schon zu Gute halten, wenn es nicht weiß, und nicht glauben will, so ein Sang von erschlagenen Helden locke den Kampfestod auf irgend einen unsrer Landsleute heran. Aber du und ich, wir wissen es ja aus mannigfacher Erfahrung, und sind noch gerade bedächtigen Sinnes genug, um keine furchtbaren Weisen leicht über die Lippen springen zu lassen!“ — Aber der grimmige Asbiörn sang, ohne sich stören zu lassen, sein trübes Lied zu Ende, und sagte erst nach dessen Beschluß: „was thut das mir? Ich habe keine Söhne mehr! Die sind mir von albernen Weibsleuten auf eben diese Art todtgesungen worden, und zwar von solchen, die verliebt waren in meine schlanken schönen Knaben, um sich nun selbst todt heulen wollen über sie. Aber nicht das und nicht des Sturmes Geheul über meiner guten Heiden Gräber hin weckt sie mir wieder auf. Da will ich nun mindestens dreinsingen nach meiner eigenen Lust. Dranzuwagen hab' ich nichts mehr..“ — „Aber ich! aber ich doch!“ rief der andre, wohl schon mehr als hundertjährige Greis mit großer Heftigkeit dazwischen. „Weißt du's ja doch: meine drei Enkel sind in fernen Landen auf See- und Kriegesfahrten hinaus!“ — „Ja. ich weiß!“ sagte der ingrimmige Asbiörn. „Aber ich habe nun heute einmal Lust zu singen.“ — Und damit stimmte er ein Lied vom Schwedenkönig Gustav Adolf an, der bei Lützen in der Schlacht umkam, — ich dächte, ich hätte hier schon sonst ein ähnliches singen hören, und sang es mit lauter Stimme zu Ende. Der Hundertjährige hörte mit starren, zornfunkelnden Augen zu, und sah unter seinem weißen Haargelock beinahe aus, wie ein überschneiter Flammenberg. Als aber das Lied verklungen war, ging er hinaus, sprechend: „werden meine Enkel erschlagen oder von Elfen erdrückt, so hüte dich vor mir, du thörichter Asbiörn du!“ — Als ich zwei Jahre nachher wieder kam, stand Asbiörns Wohnung leer, zwei hohe Grabeshalden auf ihren beiden Seiten. Da waren die beiden alten Männer drin begraben. Denn dem Hundertjährigen war bald nach jenen Liedern die Kunde vom Kampfestode seiner beiden ältesten Enkel durch den dritten gekommen, und den hatte fünf Nächte nach der Heimkehr — wie das närrische Volk behaupten will — eine Else todtgeküßt. Da forderte der Hundertjährige den greisen Asbiörn zum Schwerterkampf, und beide liefen einander wüthend in die Klingen. Ihre Grabhügel sahen recht wunderlich aus neben der vereinsamten Wohnung.“ —

Der Krämer schwieg, und Alle blickten einander still und schaudernd an. Doch bald wandte er sich freundlich zu Margarethen, und sagte: „Wollet Ihr uns nun nicht etwa gefälligst das Lied von Gustav Adolf singen und von Lützen?“ — Aber von scheuem Entsetzen ergriffen eilten Margaretha und Anna von hinnen, die Alte faßte die blaßgewordnen Kinder, und trug sie nach ihrer Schlafstelle hinauf. Der Krämer aber, indem er lächelnd seinen Packen zusammenschnürte, sprach zu dem Hauswirthe: „über ein paar Monate frag ich wieder nach. Dann hoffe ich, hat mein Mittelchen angeschlagen und sich probat erwiesen. Bis dahin lebt

*

wohl. Mir kommt es hier jetzt selbst ein bischen unheimlich in dem verstörten Hause vor."

Er hub die Last auf seinen Rücken und schritt hinaus; Hans Blunt blieb schaudernd an dem vereinsamten, mit Speisen und Flaschen wirrbesetzten Tische zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Gespräch zwischen Nathan und Saladin

Saladin.

Ich hör', ich höre! — Komm mit deinem Mährchen
nur bald zu Ende. — Wirds?

Nathan.

Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, versteht sich ja von selbst. —
Kaum war der Vater todt, so kömmt ein jeder
mit seinen Ring', und jeder will der Fürst
des Hauses seyn. Man untersucht, man zankt,
man klagt. Umsonst, der rechte Ring war nicht
erweislich; —
fast so erweislich, als
uns jetzt — der rechte Glaube!

Saladin.

Wie? das soll
die Antwort seyn auf meine Frage? —

Nathan.

Soll mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe,
mir nicht getrau zu unterscheiden, die
der Vater in der Absicht machen ließ,
damit sie nicht zu unterscheiden wären.

Saladin.

Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
daß die Religionen, die ich dir
genannt, doch wohl zu unterscheiden wären.
Bis auf die Kleidung; bis auf Speis' und Trank!

Nathan.

Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
geschrieben oder überliefert! Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu
und Glauben angenommen werden? — Nicht?
Nun wessen Treu und Glauben zieht man denn
am wenigsten im Zweifel? — doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? doch deren, die
von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
getäuscht zu werden uns heilsamer war?
Wie kann ich meinen Vätern weniger
als du den Deinen glauben? Oder umgekehrt,
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das Nehmliche gilt von den Christen. — Nicht?

Saladin.

(Bei dem Lebendigen! der Mann hat Recht.
Ich muß verstummen.)

Nathan.

Laß auf unsre Ringe
uns wieder kommen. Wie gesagt: die Söhne
verklagten sich; und jeder schwur dem Richter,
unmittelbar aus seines Vaters Hand
den Ring zu haben. — Wie auch wahr! —
Nachdem
er von ihm lange das Versprechen schon
gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
genießen. — Wie nicht minder wahr! — der
Vater,
betheuerte jeder, könne gegen ihn
nicht falsch gewesen seyn, und eh' er dieses
von ihm, von einem solchen lieben Vater,
argwohnen laß': eh' müß' er seine Brüder,
so gern er sonst von Ihnen nur das Beste

bereit zu glauben sey, des falschen Spiels
bezeihen; und er wolle die Verräther
schon auszufinden wissen, sich schon rächen.

Saladin

Und nun der Richter? — Mich verlangt zu hören,
was du den Richter sagen lässest. Sprich!

Nathan.

Der Richter sprach: wenn ihr mir nun den Vater
nicht bald zur Stelle schaft, so weiß' ich euch
von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthsel
zu lösen da bin? Oder harret ihr,
bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja der rechte Ring
besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen,
vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
doch das nicht können! — Nun; wenn lieben zwei
von euch am meisten? — Macht sagt an! —
Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
nach außen? — Jeder liebt sich selber nur
am meisten? — O, so seyd ihr alle drei
Betrogene, Betrüger! Eure Ringe
sind alle drei nicht ächt. Der ächte Ring
vermuthlich ging verloren. Den Verlust
zu bergen, zu ersetzen ließ der Vater
Die drey für einen machen.

Saladin.

Herrlich! Herrlich!

Nathan.

Und also, fuhr der Richter fort, wenn ihr
nicht meinen Rath, statt meines Spruches, wollt!
Geht nur! — mein Rath ist aber der: ihr nehmt
die Sache völlig wie sie liegt; hat von
euch jeder seinen Ring von seinem Vater:
so glaube jeder sicher seinen Ring
den rechten. — Möglich; daß der Vater nun
die Tiranney des Einen Rings nicht länger
in seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er euch alle drey geliebt, und gleich
geliebt: indem er zwey nicht drücken mögen,
um einen zu begünstigen, — Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochenen,
von Vorurtheilen freyen Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
die Kraft des Rings in seinem Ring' am Tag
zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun
mit innigster Ergebenheit in Gott,
zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
bey euren Kinds-Kinds-Kindern äußern:
So lad' ich über tausend tausend Jahre,
sie wiedrum vor diesen Stuhl. Da wird
ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
als ich, und sprechen. Geht! — So sagte der
bescheidne Richter!

Saladin.

Gott! Gott!

Nathan.

Saladin,
Wenn du dich fühlest, dieser weisere
versprochne Mann zu sein: —

Saladin.

Ich Staub! Ich Nichts!
O Gott!

Nathan.

Was ist dir, Sultan?

Saladin.

Nathan, lieber Nathan! —
Die tausend tausend Jahre deines Richters
sind noch nicht um. — Sein Richterstuhl ist nicht
der meine. — Geh! — Geh! — Aber sey mein
Freund.

aus Lessings Nathan
Fol. 117 bis 127.

Buntes aus der Zeit.

Trommler und Pfeiffer. Der spanische Rebellenchef, Pfarrer Merino, hat in Verbindung mit fünf innig an ihn geketteten Glaubenssoldaten, das öffentliche Gefängniß zu Madrid ohne Widerstand eingenommen: Der Rektor der Pariser Universität, Abbé Nicolle, mit einer bloßen königlichen Ordonnanz bewaffnet, die medizinische Fakultät zu Paris auseinandergesprengt. — Beide Ereignisse sind ein siegreicher Beweis der unendlichen Ueberlegenheit des — — — — — —; denn während der sonst so verschlagene, von den Liberalen geschlagene Weltgeistliche sich bis nach Madrid hintrommeln lassen muß, weiß der pfiffige von den medizinischen Studenten ausgepfiffne — — — —, meisterlich die ganze liberale Pfeifergesellschaft von fast 6000 Köpfen von Paris bis an die Pfeifertischen der Arzneischulen von Straßburg und Montepellier hinzublasen. —

Gänsegaleere und Hals-bindengericht. Ein Marseiller Physiker machte unlängst ein Mittel zu willkührlicher Lenkung des Luftballons: Ein Londoner Arzt ein ähnliches zu Verhütung des Schlagflusses bekannt. — Da Ersteres darin bestehen soll, 50 ausgehungerte Gänse vorzuspannen und in die Atmosphäre einer auf hoher Stange befestigten Lockspeise zu bringen, so dürften sich vielleicht die jüngst aus Barcellona deportirten, anti konstitutionellen Nonnen willig finden lassen, auf gedachter aërostatischen Ruderbank Platz zu nehmen, vorausgesetzt, daß man dem luftigen Fahrzeuge die Fahne und Hoffnungen der pyrenäischen Glaubensarmee beigesellte und einen Zettel mit daraufgeschriebenen Namen einiger fetten catalonischen Nonnenklöster als Köder vorhielte. — Was den Londoner Aesculap und seine Meinung betrifft, daß „die meisten Schlagflüsse vom — Tragen der Halsbinden herrührten, weshalb auch bei weiten mehr Männer als Frauen davon getroffen würden," so hat dieß allerdings etwas für sich, da bekanntlich in England und der Türkei jährlich eine unglaubliche Menge Menschen am Tragen hänfener und seidener Halsbinden theils ins Grab sinken, theils dazu empor klimmen; nur hätte der würdige Phisician zu mehrerer Ueberzeugung noch hübsch ausmitteln sollen, ob auch der bei seiner letzten handgreiflichen Zusammenkunft mit dem jungen Lascasas vom kalten Schlag getroffne, ... eine Cravate getragen oder den Hals eben so blos — wie früher seinen Ruf gestellt habe; indeß scheinen unsere teutonischen Musen auch ohne dieß Argument von der Wahrheit seines Paradoxons durchdrungen zu seyn, da sie gleich obigen „Seglern der Lüfte" nicht erst seit gestern und ehegestern mit nackten Hälsen herumspazieren, und wird demnach hinführo keine der angehenden Fakultäten mehr von einem andern Schlage, als von dem eines wohlkonditonirten Ziegenhainers, oder einer analystrenden — — — — — — Ordonanz getroffen werden können! —

---

* An das geehrte Publikum.

Ich gebe mir die Ehre, hiermit anzuzeigen, daß am 16 d. M. die mir als Darstellendem Mitgliede der Bühne kontraktmäßig zukommende Benefice-Vorstellung statt haben wird. Ich habe hierzu das von mir selbst verfaßte Trauerspiel: Thassilo der Zweite, Herzog von Baiern, gewählt. An dem Abend der Benefice-Vorstellung offenbart sich außer der allgemeinen Kunstliebe auch das persönliche Wohlwollen der Kunstfreunde für den Kunstbeflissenen. In der Hoffnung das geehrte Publikum werde mir die gütige Theilnahme, welche bisher so belohnend auf mich wirkte, nicht versagen, mache ich es mir zur angenehmen Pflicht, alle Theaterfreunde Bremens, und meine geehrten Gönner insbesondere, zu jenem Abend hiermit geziemend einzuladen.

Logenbestellungen werden nur in meiner Wohnung Süsterstraße Nro. 5. angenommen, woselbst die einzelnen Billets zu Logen und Parterre zu haben sind.

Bremen den 9ten Januar 1823.

Johann Baptist von Zahlhas,

Theater.

Wie ich bisher ohne Scheu die befundenen Mängel der Bühne und ihre Vorzüge ins Licht stellte, so glaube ich über das bevorstehende Benefiz des Herrn von Zahlhas, das ich so eben in der Zeitung angekündigt finde, einige Bemerkungen fast schuldig zu sein, nachdem das gewählte Stück mir bekannt geworden, und ein

mehrfaches Interesse zur Theilnahme uns aufruft. Dem Schauspieler, zu dessen Vortheil die Vorstellung bestimmt ist, wird Niemand den Rang unsers ersten Künstlers absprechen, Jeder seine Verdienste um die Direction anerkennen, und der von diesen beiden Seiten schon achtungswerthe und dankverdienende Begründer vieler unserer Kunstgenüsse ist zugleich Verfasser des Stücks, in dem er meines Erachtens unfehlbar eine Hauptrolle selbst übernommen haben muß.

Als Dichter erscheint mir Herr von Zahlhas in einem ganz andern Lichte, als sich die neuere dramatische Poesie überhaupt jetzt zeigt. Er scheint, ohne sich vom Zeitgeschmack stören zu lassen, seinen eigenen Weg gehen zu wollen. Weder vom Schicksals-Unfug, noch von der blumenschweren Romantik ist eine Spur in seinen Werken zu finden, Schärfe, zuweilen schroffe Zeichnung der Charactere, Wahrheit der Situationen, und eine klare Weltansicht leuchten überall hervor. Wo Herr von Zahlhas fehlt ist es sein eigener Fehler, wo er vorzüglich ist, ist es sein eigener Vorzug; keines von beiden ist erborgt. Schonungslos schildert er die Verbrechen der Großen, und der Frankenkönig selbst, der noch jetzt die Bewunderung der Völker und Fürsten ist, erscheint uns in seinem Streit mit Thassilo als treuloser Freund, gefühlloser Blutsverwandter, erbarmungsloser Eroberer. Ein Blick in die Geschichte überzeugt uns von der Wahrheit dieser Schilderung. Das gespanteste Interesse entsteht überdieß daraus, daß dieser Character mit fast allen seinen Vorzügen und Fehlern, mit fast aller seiner Kraft und Schwachheit, in unserer Zeit sich wiederholt hat. Das französische Parterre würde einmal über das andere rausrufen: „c'est Napoleon craché!" Es wäre leicht, die passendste Parallele hier durch Anführung der Thatsachen zu ziehn, allein ich will den Scharfblick des Publikums nicht vorgreifen, dessen Genuß durch Vorausverrathen nicht schmälern. Aus derselben Ursache hebe ich keine Scenen aus, deren viele von glänzender Wirkung sind. Wer das Stück gelesen hat, wird es gewiß sehen wollen, und das nicht lesende Publikum will überrascht seyn.

Möchten beide Theile durch ausgezeichnet zahlreichen Besuch den achtungswerthen Menschen, Künstler und Dichter ehren.

— a —

*Theater.

(Beschluß.)

Somit stehn meines Erachtens nur zwey Fragen zur Frage, nehmlich, ob Bremen sich auf ein minder genügendes Bühnenpersonal reducirt sehn will, welches nicht einmal eine geringere Theilnahme als die jetzige zur Folge haben darf, oder ob es Bedacht auf wesentlichere Unterstützung der Unternehmung nehmen zu können glaubt. Ersteres wird es durch eine mindere Theilnahme gradezu verneinen, letzteres kann nur durch eine weitläuftige Anfrage über ein länger dauerndes und entweder höheres oder zahlreicheres Abonnement zur Abstimmung kommen. Ohne ein thätiges Einschreiten unsererseits dürfen wir nicht hoffen, den zum Theil ausgezeichneten Stamm unserer Bühne zu erhalten, und es scheint an der Zeit, den Weg einzuschlagen, der am schnellsten und dauernsten der Unternehmung Erleichterung und dadurch Sicherheit schafft. Der wohlhabendere Theil des Publikums kann die Mittel dazu bieten und zwar ohne sie zu opfern, obgleich dieses letztere von den Bewohnern minder bedeutenderer Städte der Kunst zu Ehren geschieht. Das Deficit der hiesigen Bühnenunternehmung, welches einen Privatmann früher oder später ruiniren muß, balancirt sich mit einem unnöthigen Mehrbetrag von Unkosten, der deshalb nicht zu ersparen ist, weil einestheils der Direction ein baares Capital mangelt, anderntheils sie die individuelle Verbindung mit Behörden und Publikum entbehrt. Diesen unnöthigen Mehrbetrag findet man nehmlich in der Hausmiethe, im Orchester, in der Beleuchtung und in der Wache. Der erste Schritt, welcher zur Beseitigung dessen geschehn müßte, wäre die, zwar früher schon versuchte aber auch gewiß zu bewerkstelligende Bildung eines Vereines von Theaterfreunden, der sich vermittelnd zwischen das größere Publikum und die Direction stellt. Nicht schwer möchte es diesem werden, durch seinen Einfluß und Bekanntschaften ein Capital zu vermitteln, dessen lediglich Verwendung zum Ankauf des wahrscheinlich verkäuflichen Hauses den Miethzins dessen jetzige Bedeutenheit von früherer und fernerer Unsicherheit geheischt wird, unter den dritten Theil herabsetzte, und solchergestalt einen successiven Capitalabtrag zu einst gänzlicher Freimachung des Lokals erlaubte. Vielleicht brauchte nicht einmal der ganze Kaufpreis baar ausbezahlt zu werden. Ein anderer Theil des Capitals wäre zur Anschaffung des Beleuchtungs-Apparates zu verwenden, wo unter Zuziehung vielleicht unter gefälliger Mithülfe eines Sachverständigen, gleichwie bei unserer öffentlichen Gassenerleuchtung ein bedeutendes, in vorliegenden Falle mindestens täglich ¼ erspart werden könnte. Sämtliche Directionen haben dieses längst gefühlt, ohne Unterstützung auszuführen aber nicht vermocht,

werden es auch der ersten Auslagen und mangelnder Connexionen halber nicht leicht vermögen. Wegen des Orchesters, welches so viele Theater kleinerer Städte ganz unentgeldlich besitzen, wäre vielleicht nirgend leichter als hier unserer Bühne eine wesentliche Unterstützung zu reichen, was nur die isolirt stehende Direction nicht durchholen kann, einem Vereine angesehener Männer aber nicht fehlen wird, nehmlich die zur Erhaltung eines hiesigen Musik-Corps jährlich gegebenen Beyträge unserer bemittelten Bürger dem Orchester zuzuwenden, mit der billigen Berücksichtigung, diejenigen, welche sie bisher genossen, zunächst bei diesem Orchester anzustellen, wie es ohnehin größtentheils schon der Fall seyn mag. Die meisten jener Beisteuernden gehören wahrscheinlich zum Theaterpublikum, und werden ihren Beitrag gewiß gern gemeinnütziger für ihre Mitbürger machen, ja es giebt sogar mehrere, die auf diesen Fall ihre Gabe erhöhen und andere bisher nicht contribuirt habende, die sich jenen anschließen würden, wenn eine befreundete Aufforderung an sie gelangt. Ist endlich die Vervollkommnung einer Bühne des Augenmerks des Staates überhaupt gewiß werth, so würde, zumal unter Vermittelung angesehener Bürger unsers Staates derselbe kaum weniger seinerseits thun können, als der Anstalt eine Erleichterung durch die kostenfreie Aufstellung einer zur öffentlichen Sicherheit besoldeten Militairwache zu schaffen, vielleicht auch dem Hause die öffentlichen Abgaben erlassen.

Die oft aufgeworfene Frage, ob es ein nicht zu vertretendes oder nur gewagtes Unternehmen sey, wenn das Schauspielhaus zum Staatseigenthum gemacht und als solches nach billigen Grundsätzen zum besten des Publikums verwaltet würde, greift zu sehr in die Staatsverwaltenden Begriffe, besonders in die eines Freistaates, als daß ich einseitig ein Urtheil für und wieder, mir erlauben möchte.

Wie gewiß ich meinerseits nun auch überzeugt bin, daß die Ausführung jener Ansichten hinreichen würde, die Unternehmung unserer Bühne gegen den öfteren Verfall zu schützen, ihre Kunstwürde zu heben, unsere Befriedigung zu erhöhen, größere Theilnahme und fast allgemeines Interesse anzuregen, ohne mehr zu fordern, als einen geringeren und gesicherteren Vorschuß wie so viele andere, die von lieberalen Männern begehrt werden, so verhehle ich mir doch die Schwierigkeiten nicht, die ihr entgegentreten, und ich sehe wohl ein, daß alles viel leichter gesagt als gethan ist. Die erste Schwierigkeit aber wäre wohl auch die größte, nehmlich die Willigmachung einiger unserer angesehensten und einflußreichsten Bürger und Kunstbeschützer diesem Gegenstande ihre ganze Aufmerksamkeit und mit einiger Selbstverläugnung einen Theil ihrer Zeit zu widmen. Aber, wenn eine Direction, die beiderseits Anspruch auf unsere Anerkennung für bisherige Leistungen in verwaltender und künstlerischer Hinsicht hat, sich vertrauend an die hauptsächlichsten Beförderer ihrer Unternehmung wendet, um vermittelnd zwischen sie und das größere Publikum zu treten, dürfte sie doch muthmaßlich auf ein freundliches Eingehen rechnen. Wohlwollend für eine festere Heimath der Künst und für Fortbildung durch die Kunst würde die momentane Bemühung durch die immer nur wechselnde Ueberzeugung sich mehrenden Dankes kunstsinniger Mitbürger reichlich belohnt werden, anfängliche Vorurtheile aber, die nur zu leicht abmahnen, bald durch einen Erfolg besiegt seyn, der auch im ungünstigsten Falle nirgend einen Verlust fürchten läßt. Offenbar ist jede Speculation bei diesem einfachen Plane ausgeschlossen. Die Verzinsung des einzig zu verwendenden Capitals ergiebt sich möglicherweise durch einen gegenseitigen Ertrag des Hauses und von einer wesentlich erleichterten Direction kann ein geringes jährlich gegeben werden, um es successive zum schuldenfreyen Eigenthum der Käufer zu machen, welche die dereinstige Bestimmung mit liberaler Gesinnung schon jetzt festsetzen mögen.

Gewonnen wäre dadurch zugleich eine vermittelnde, durch an sie geknüpftes Vertrauen leicht überzeugende Behörde, welche durch das technische nicht beschwert wird oder durch eine Einschreitung es lähmt, wohl aber das Finanzielle, womit unsre Bühne mehr als mit dem technischen kämpft, fördert, und das scheint mir vor der Hand Hauptsache, die denn die Kunst überhaupt den nervum verum gerendarum nicht entbehren kann.

Was indeß meine seitherigen Beurtheilungen betrifft, so ist leicht ersichtlich, daß die Kunst selbst so wenig als diejenigen einzelnen, welche sich ihr in einem bestimmten Fache widmen, um jener Erwägung willen, die nur die Bilanz der Direction betrifft, anders als nach allgemeinen Principien der Kunst und nach individueller Ausübung des Berufes beurtheilt werden können.

— a —

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen.

Achter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 5.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 16. Januar. 1823.

Die Leidenschaft zwingt!
Wallt auf der Mittelstraße!
Ja, liebt und trinkt und singt,
Doch mit Verstand und Maße.
Haug.

Gut und Besser.

Es ist nun einmal hier auf Erden
Uns, leider, gar nichts gut genug,
Und Alles soll noch besser werden,
Das sind' ich wirklich gar nicht klug;
Ich muß der Philosophen lachen
Und bin ein hochbeglückter Mann,
Gelingt mir's, etwas gut zu machen
Der mach' es besser, der es kann.

Ein Tannchen gab der Nichte Lehren,
-- Man weiß, wie alte Jungfern sind, --
„Du mußt der Liebe Dich erwehren,
„Sonst ist's um Dich geschehen, Kind!
„Gut ist der Eh'stand zwar, Luise,
„Doch besser lebt man ohne Mann." --
„„Ich will das Gute thun, -- sprach diese, --
„„„Das Beß're thue, wer es kann."""

Gripps wuchert, nimmt von armen Leuten
Zehnfache Zinsen -- Pfand dazu;
Die Krittler mögen's übel deuten,
Nicht stört ihr Tadel seine Ruh --
Ich fahre, denkt er, mit vier Pferden --
So ist es gut, ihr würdet sehn,
Wollt' ich um etwas besser werden;
Ich würde bald zu Fuße gehn.

Quirinen hob die Dichterschwinge;
Er schrieb ein gutes Trauerstück,
Und freute sich der Silberlinge
Und pries sein unverhofftes Glück. --
Nur Recensent führt dennoch Klage,
Meint: Beßres könn' aus ihm entstehn. --
Er bringt ein beß'res Stück zu Tage,
Das kauft kein Mensch, kein Mensch will's sehn.

Recht feinen Wein und leckre Speise
Hält Süßmaul für des Lebens Kron',
Sein Onkel schloß die ird'sche Reise,
Vermacht ihm eine Million.

Der Erbe schwelgt im Saft' der Reben,
Vom Cap, von Cypern und vom Stein. --
Gesund war er beim guten Leben;
Bei'm bessern hat er's Zipperlein.

Drum nehmt mit dem, was Euch beschieden,
Fein stets vorlieb, nichts ist ganz schlecht
Das Beß're störet oft den Frieden.
Und wenn die Götter -- stets gerecht,
Ein Liebchen, einen Freund Euch schenken,
Die gut sind und Euch Blumen streu'n
So liebt sie, ohne d'ran zu denken:
Daß sie noch besser könnten seyn.

J. F. Castelli.

Hans Blunt.

(Fortsetzung.)

Bis zur Herbstzeit hin zog sich nun in dem Bauerngute ein wunderlich stilles Leben fort. Kein Mährchen, keine Kriegshistorien, keine Lieder gab es mehr, es hätte sich denn zutragen müssen, daß Hans Blunt einmal nach erwünschtem Regenwetter oder gutem Kornverkauf seine Kehle gestimmt hätte, um einen derben Bauerngesang aus seiner Jugend heraufzubeschwören. Aber theils standen seinem schwachen Gedächtnisse nur wenige Bruchstücke zu Gebot, theils machten auch diese bei den Weibern und Kindern so gar schlechtes Glück, daß Niemand sich zum Mitsingen entschließen wollte, und noch minder zum Ergänzen. Da ward denn auch Hans Blunt der Sache überdrüssig, und trank Abends sein Bier immer still und geschwind aus, sich nach dem Schlafe sehnend, und sobald sich der nur fernher anmelden wollte, gleich in seine Kammer eilend. Dann klang wohl noch aus dem Chore der kleinen fast erstummten Liedergemeinde ein geistliches Lied in anmuthigen Schwingungen durch die Gegend hin, das trübe Schweigen belebend, wie einzelne Mondeslichter wolkenschwere Nächte durchfunkeln. Aber leider gab es zu jener kaum erst aus den Schauern des Religionskrieges und Religionszwanges emporlächelnden Zeit nur noch wenige deutsche Kirchenlieder, und wenige von den wenigen waren bis in diese Gegend gedrungen. Das singende Völkchen hätte sich sonst wohl schön und ganz unhemmbar getröstet über den Verlust seiner phantastischen Spiele, denn fromme Lieder konnten ihnen ja, doch kein häßliches Kunststück und keine rohe Lüge verleiden, aber so war man immer bald mit den paar lieben Gesängen am Ziel, und sparte sie sich auch ordentlich vorsichtig auf, wie man das wohl mit seltnen und köstlichen Geräthschaften oder Kleidern thut. Hans Blunt wollte manchmal wohl mitsingen, oder doch aus seiner Kammer treten, um achtsamer zuzuhören, — aber da schmetterte ihm oft ein an sich ganz leiser lieblicher Flötenlaut wie Donnerschlag in das nicht mehr ganz freie Gewissen herein, ihn an den fernverlockten Ludolf mahnend, und auch an die ängstliche Scheue, die jetzt der Frauen und Kinder sonst so heitres Leben umwölkte, — und finster und bange zog er seine Fensterladen fester zu, um auch von diesen beseligendsten Klängen nichts mehr zu vernehmen.

Als ihm einstmal in der Kirche ein Gemälde in die Augen fiel, wo Saul den Spieß nach dem harfentönenden David schleudert, mußte er bei sich seufzen: „Ach Gott, ich hab' es wohl nicht viel minder schlimm gemacht! Zwar ließ ich nur zu, daß ein anderer mit wüstem Geschoß die guten Geister des Gesanges vertrieb, — aber das Geschoß war ja auch noch weit ärgrer Natur, als jene Königslanze; — häßliche, heimliche, giftige Bolzen rauschten gegen das Klingen und Singen los, — und da es nun wirklich verstummt ist, — wie ist die Welt so entsetzlich dunkel und traurig geworden seitdem:“ —

Es war ein sehr ungünstiger Umstand für den Krämer Kinderlieb, daß er eben am Abende desselbigen Tages kam, sich nach dem Erfolge seines pfiffigen Stückleins zu erkundigen, und auch den bedungenen Sold dafür einzustreichen. Diesen zwar zahlte ihm der Hausherr sogleich blank und baar auf den Tisch hin, und eine Seele wie die des besagten Kunzen fühlte sich über den Abscheu, womit die Frau'n und Kinder vor ihm flüchteten, nicht eben sonderlich verletzt. Aber das ärgerte ihn doch, daß Blunt ihn, nachdem er die Thaler eingesackt hatte, beim Kragen ergriff, und ihn so aus der Kammer bis an die Hausthüre geleitete, murmelnd: „wir sind quitt! — Kommt Ihr mir aber noch ein ein, zigesmal über meine Schwelle, so schlag' ich Euch mindestens die Hälfte der Knochen entzwei, die Ihr dann just am Leibe tragt. Hinaus mit Euch, der Ihr mir alle Ruhe und alle Lust des Lebens verdorben habt!"

Der Krämer hielt die wunderlichen Reden des ganz verwandelten Hans Blunt nicht mehr aus. Er schnürte seinen Bündel, hob ihn rasch auf den Rücken, und ging damit schweigend in die schweigende Mondendämmerung des Gebirges hinaus.

Aber er ging nicht weit. Ganz taumelnd vor Entsetzen kam er bald wieder in den Bauernhof zurück, leise flüsternd: „Erbarmt Euch! Helft! Er kommt! — Nicht eben jetzt vertreibt mich von Euerm sichern Herde! — O Gastfreund, ich ruf' Euch um Erbarmen an, denn er kommt! Er kommt!" —

„Wer denn nur? — Was denn nur kommt?" — murmelte Hans Blunt halb verdrießlich und halb erschrocken. — Aber die Zunge erstarrte ihm, als er raschen Pferdetrab draußen vernahm und ein hoher dunkelfarbiger Federbusch, wie ihn Ludolf auf seiner Sturmhaube zu tragen pflegte, im raschen Vorbeijagen an der hohen Bohlwand sichtbar ward.

Und gleich darauf donnerte der Hufschlag um die Wendung am Thorwege näher heran, — und in den Hof jagte pfeilgeschwind auf hohem, schwarzem Roß ein gewappneter Reiter, — der Strahl des bleichen Mondlichtes, der über sein Angesicht hinschoß, entdeckte Ludolfs Züge. —

„Er ist es!" jammerte Hans und Kunz; — „er ist es!" jubelten die Stimmen der Frauen und Kinder, und von dem liebenden Ungestüm der Entgegeneilenden gehemmt, zügelte der Reiter schnell sein rasches Roß, und abspringend sank er alsbald vor Margarethen voll demüthiger Freude in's Knie, während sich die hohe zarte Gestalt in stummen, seeligen Thränen über ihn beugte, vergeblich ihn aufzurichten bemüht. Denn die andern Fröhlichen, die sich um ihn drängten, und sein Antlitz suchten, um es zu betrachten und zu liebkosen, hielten ihn in der demüthigen Stellung fest, worin er auch um so lieber verharren mochte, da er in seinem starken, weichen Herzen innerlich betete zu Dem, welchem allein der Dank für allen Segen diesseit und jenseit gebürt. —

Da gewann Frau Anna zuerst aus der Freude die stille Fassung wieder, welche dazu gehörte, zu bemerken, wie ihr Oheim und der Krämer in starrer Geisterblässe gegen die Hausthüre lehnten, und — unfähig zu irgend einer Bewegung — nur Seufzer der Angst und des Entsetzens über ihre Lippen schickten. Die mild, besonnene, leidengeprüfte Frau ergriff zuerst des Krämers Hand, ihm zuflüsternd: „Besinnt Euch doch! Es ist ja der ganz lebendige Ludolf! Macht doch nur, daß Ihr fortkommt, wenn Ihr — wie ich wohl begreife — Ursach habt, Euch vor

*

seiner Lebendigkeit zu fürchten. Jetzt noch ist es an der Zeit, aber auch hoch an der Zeit!" —

Da raffte der Krämer sich zusammen, und wollte heimlich von hinnen eilen, aber wie er an der liebkosenden Gruppe vorbeikam, scheute Ludolfs Roß, das bisher ganz fromm und ruhig hinter seinem Herrn gestanden hatte, vor der zitternden Gestalt, — die Weibsleute und Kinder fuhren erschrocken zurück, — und der gewandt aufspringende Reiter faßte rasch seines Gaules Zügel. Dabei aber gewahrte er den Flüchtling, der sich nun rettungslos verloren gab, und mit niedergeschlagnen Blikken ohne Regung stehn blieb.

Doch Ludolf schritt ernst und freundlich auf ihn zu, faßte seine Hand und sagte mit sanftbewegter Stimme: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut mit mir zu machen. In der Nachsicht mit Euch, dem wunderlichen Werkzeuge, danke ich Gott. Seyd deshalb nur getrosten Sinnes, Meister Kunz, und laßt uns, dafern Hans Blunt es vergönnt, einen frohen Abend mitsammen feiern. Auf Soldatenparole, Kunz ich will mich Euch dankbar erweisen, und Ihr sollt mir nicht anders, als mit sehr frohem Angesicht und Herzen von hinnen gehn!"

Der noch etwas zweifelnde Krämer sah in die treuherzigen mondbeleuchteten Züge, und da verging ihm aller Ueberrest von Bangigkeit. „Topp!" erwiederte er in ganz ungewohnter Rührung. „Auf Soldatenparole handelt sich's im Grund immer sicher."

Der frohherzige Ludolf wollte nun auch den alten Hans Blunt begrüßen; — aber der stand noch immer ganz schreckenversteint an der Thür. — „Ei, alter Herr, alter wunderlicher Herr," rief der Kriegsmann lachend, „was habt Ihr denn sonst immer geklagt, die Weiber und Kinder wären gespensterscheu, und Ihr der einzige vernünftige Mensch im Hause? Nun hat sich das Ding beinahe umgekehrt! Die Weiber und Kinder haben gejubelt und mich geherzt und geliebkoßt, als ich einritt; Ihr aber stehet da ganz erblaßt, und bildet Euch wohl ein, Ihr sähet einen Geist! Seyd nicht thöricht, mein guter dicker Herr! Ich geb' Euch ja die Hand drauf, als ein ehrlicher Kerl, daß ich lebendig bin, und nichts weniger als ein Spuk." —

Hans Blunt aber sagte, indem er den Handschlag annahm, voll tiefen wehmüthigen Ernstes: „Das weiß ich jetzt wohl, guter Ludolf, daß Ihr es selber seyd und kein Gespenst, und ich danke auch meinem lieben Gott von ganzem Herzen dafür. Denn Eures Leibes Tod wäre meiner Seele Elend geworden. Ludolf, — was Euch der Kunz Kinderdieb da vorgelogen hat, und wie er Euch hinausgehetzt hat in das fremde Ungerland, — es ist ja Alles auf meinen abscheulich närrischen Betrieb geschehn, und mein ist die volle Verantwortung davon!"

Da unterbrach ihn Ludolf freundlich mit den Worten: „Nein, guter Hans Blunt, mit Vergunst: das ist nicht wahr. Denn Ihr wolltet mich ja nicht ziehen lassen! Ihr strittet ja aus vollem, gutem, — wie ich jetzt wohl merke bereuendem Herzen wider meine Fahrt frisch an! — Und, guter Hans Blunt, einen frisch und ehrlich Bereuenden hat Gott lieb. Wie sollte denn nun ich Euch nicht lieb haben, der auch mancherlei Unrecht wider Euch auf sich lud, und dem Ihr sein holdes anmuthiges Bräutchen so treu behütet habt von Kindesbeinen an!"

Damit schlang er seine Hand um Margarethen, und beide umfaßten in Liebe und Dankbarkeit den wunderlichen Oheim, der freudeweinend in ihre Arme sank.

(Der Beschluß folgt.)

Der Freischütz.

Eine Volkssage.

Der Freyschütz hat in neuerer Zeit durch Webers herrliche Composition ein so ausserordentliches Interesse erregt, daß es zum guten Ton geworden ist, ihn gehört und gesehn zu haben. Wer Anspruch auf Bildung machen wollte, durfte sich davon nicht ausschließen, denn man sprach bei seinem Erscheinen fast in allen Zirkeln nur von ihm und erschöpfte sich in Lobeserhebungen. Dieser ungetheilte Beifall bürgt für den Gehalt des Werkes, dessen Dichtung sich über das Gewöhnliche der Art erhebt und auch ohne den Zauber der Musik höchst anziehend ist. Unsere geschätzten Leser und Leserinnen werden es daher freundlich aufnehmen, wenn wir ihnen die Sage von dieser beliebten Oper, die wirklich Jedermann bezaubert zu haben scheint, nach Laun's Erzählung hier mittheilen, da wir voraussetzen dürfen, daß sie den wenigsten bekannt ist.

1.

Höre Mutter — sagte der alte Förster Bertram in Lindenhayn — du weißt, ich thue dir gern alles zu Liebe, aber den Gedanken schlag dir aus dem Kopf, und bestärke mir auch das Mädchen weiter nicht darin. Schlag's ihr rund ab, so weint sie ihr Thränchen und ergiebt sich drein; mit dem langen Trödeln und Hinhalten wird nichts gut gemacht.

Aber Väterchen — wandte die Försterin vorbittend ein — kann denn unser Käthchen mit dem Amtsschreiber nicht eben so glücklich leben, als mit dem Jäger Robert? Du kennst den Wilhelm noch gar nicht, er ist so ein braver Mensch, so herzensgut ...

Aber kein Jäger — fiel der Förster ein. — Meine Försterei ist nun seit länger als zwei hundert Jahren immer vom Vater zum Sohn vererbt. Hättest du mir einen Jungen gebracht, statt des Mädchens, da möcht' es seyn, dem hinterließ ich meine Stelle, und das Mädel, wenn eins dazu gekommen wär, möchte freyen, wen es wollte; aber so ... nein! Erst hätt' ich Mühe, Angst und Wege gehabt, daß der Herzog meinen Schwiegersohn zum Probeschuß lassen will, wenn er nur sonst ein braver Jäger ist, und nun sollt' ich das Mädel verschleudern? Nein, Mutter Anne, auf den Robert besteh' ich just nicht; wenn er dir nicht gefällt, such' dem Mädel einen andern flinken Jägerburschen aus, dem ich meine Stelle bei Lebzeiten übergeben kann, da wollen wir in Ruhe bei den Kindern unsre alten Tage verleben, aber mit dem Federschützen bleib mir vom Halse.

Mütter Anne hätte gern noch ein gut Wort für den Amtsschreiber gesprochen, aber der Förster, der die Kraft der weiblichen Ueberredungskunst kannte, wollte seinen Entschluß nicht einem wiederholten Angriffe aussetzen; er nahm seine Flinte von der Wand und ging in den Wald.

Kaum war er um die Ecke des Hauses, da steckte Käthchen ihr blondes Lockenköpfchen freundlich zur Thüre herein. Ist's gut gegangen, Mutterchen? Ja? — rief sie, und sprang nun munter in das Zimmer und an den Hals der Försterin.

Ach, Käthchen, freue dich nicht zu sehr — sagte diese — der Vater ist gut, herzensgut, aber er giebt dich keinem Andern, als einem Jäger, und davon geht er nicht ab, da kenne ich ihn schon.

Käthchen weinte und wollte lieber sterben, als von ihrem Wilhelm lassen. Die Mutter tröstete und schmälte abwechselnd, endlich weinte sie mit der Tochter. Sie versprach eben noch einen Hauptsturm auf das Herz des Försters zu versuchen, da klopfte es an der Thüre, und Wilhelm trat herein.

Ach Wilhelm — rief ihm Käthchen mit verweinten Augen entgegen — wir müssen scheiden! Suche dir ein ander Mädchen, mich sollst du nicht frey'n und ich dich nicht; der Vater

will mich dem Robert geben, weil er ein Jäger ist, und die Mutter kann uns nicht helfen. Aber, muß ich auch von dir lassen, so will ich doch keines Andern seyn, und bleibe dein, und dir treu bis zum Tode.

Mutter Anne suchte den Amtsschreiber, der nicht wußte, was er aus Käthchens Reden machen sollte, zu besänftigen, und erzählte ihm, wie Vater Bertram gegen seine Person gar nichts einzuwenden hätte, aber nur seiner Försterei wegen durchaus darauf bestände, einen Jäger zum Eidam zu haben,

Ist es weiter nichts — sagte Wilhelm beruhigt, und drückte das weinende Mädchen an seine Brust — so sei gutes Muthes, liebes Käthchen. Ich bin der Jägerei nicht unkundig, denn ich habe bei meinem Ohm, dem Oberförster Finsterbusch, in Lehre gestanden, und mußte nur meinem Pathen, dem Amtmann zu Lieb die Jagdtasche mit dem Schreibpulte vertauschen. Was hilft mir die versprochene Amtmannsstelle, soll ich mein Käthchen nicht als Frau Amtmannin in das Amthaus einführen? Willst du nicht höher hinaus, als deine Muter, und ist dir der Förster Wilhelm so lieb, wie der Amtmann, so tausch' ich gleich, denn mir ist das lustige Jägerleben immer viel lieber gewesen, als das steife Leben in der Stadt.

O, du lieber, goldner Wilhelm — rief Käthchen, und alle Wolken waren von ihrer Stirn verschwunden, und nur ein glänzender Sonnenregen der Freude zitterte in ihren Augen — willst du das, so sprich recht bald mit meinem Vater, eh' er vielleicht gar dem Robert sein Wort giebt.

Wart, Käthchen — sagte Wilhelm — ich geh ihm gleich nach in den Wald. Er ist gewiß nach dem Hirsch, der morgen in das Amt geliefert werden soll. Gieb mir Flinte und Tasche, ich such' ihn auf, stelle mich ihm mit einem Jägergruß vor, und biete ihm gleich meine Dienste als Jägerbursch an.

2.

Ein wackerer Bursch, der Wilhelm! — rief der Förster freudig, als die Jäger nach Haus kamen — wer hätt' in dem Federhelden solch einen Schützen gesucht? Nun, morgen sprech' ich selbst mit dem Amtmann, das wär doch Jammerschade, wenn der nicht bei der edeln Jägerei blieb! Aus dem wird ein andrer Kuno. Du weist doch, wer der Kuno war?

Wilhelm verneinte.

Hab' ich das dir noch nicht erzählt? — fuhr der Förster fort — Sieh, das war mein Urältervater, der diese Försterei zuerst besessen und erbaut hat. Erst war er armer Reitersbub' und diente bei dem Junker von Wippach, der konnt' ihn wohl leiden, und nahm ihn überall mit sich in Fehden und zu Turnieren und Jagden. Einmal war dieser Junker von Wippach auch bei einer großen Jagd, die der Herzog hier hielt mit vielen Rittern und Edeln. Da jagten die Hunde einen Hirsch heran, auf dem saß ein Mensch, der kläglich die Hände rang und jämmerlich schrie, denn das war damals eine tyrannische Weise unter den Jagdherren, daß sie die armen Menschen, oft wegen geringer Jagdfrevel, auf Hirsche schmiedeten, daß sie elendiglich zerstoßen und zerrissen wurden oder vor Hunger und Durst umkommen mußten. Wie der Herzog das ansichtig wurde, ward er über die Maaße zornig, stellte gleich das Jagen ein, und verhieß einen großen Lohn, wenn sich Jemand getraute, den Hirsch zu treffen, dabei aber drohte er mit Ungnade und Bann, wenn der Schütze den Menschen verletzte, denn er wollte diesen lebendig haben, damit er wüßte, wer sich gegen sein Verbot solcher grausamen That erkühnt hätte.

Da wollte sich nun niemand unter den Edeln finden, der den Schuß auf des Herrn Ungnade und Bann wagte. Endlich trat der Kuno vor, mein Urältervater, eben der, den du dort auf dem Bilde gemalt siehst, der sprach zum Herzog: Gnädigster Herr, wollt ihr mir's gestatten, so wag' ich's mit Gott, fehl' ich, so mögt ihr, wenn ihr wollt, mein Leben darum zur Buße nehmen, denn Reichthum und Güter hab' ich nicht, aber mich jammert des armen Menschen, würd' ich doch auch mein Leben daran setzen, wär' er unter Feinde oder Räuber gefallen. Das gefiel dem Herzog; er hieß den Kuno sein Glück versuchen, wiederholte ihm auch die Verheißung, doch der Drohung zu gedenken, daß er ihn nicht furchtsam machte. Da nahm Kuno seine Büchse, spannte sie in Gottes Namen, und befahl die Kugel den heiligen Engeln mit einem gläubigen frommen Gebet. So schoß er wohlgemuth ohne lang zu zielen in den Wald, und in dem Augenblicke floh der Hirsch heraus, stürzte und endete, aber der Mensch war unverletzt, ohne daß ihm Hände und Gesicht etwas vom Gesträuch zerritzt waren. Der Herzog hielt Wort und gab dem Kuno zum Lohn die Försterei für sich und seine Nachkommen erblich. Aber von Glück und Geschick ist der Neid niemals weit, das erfuhr auch Kuno. Da waren viele, die seine Försterei auch gern für sich oder einen Vetter von der linken Seite gehabt hätten, die beschwatzten den Herzog, der Schuß wäre mit Zauberei und Teufelskünsten geschehn, weil Kuno gar nicht gezielt, sondern einen Freischuß, der allemal treffen muß, ins Blaue hinein gethan hätte, da wurde denn beschlossen, daß von Kuno's Nachkommen jeder einen Probeschuß thun muß, eh' er die Försterei bekommt; denn kann nun freilich der Landjägermeister, der die Probe abnimmt, schwer und leicht aufgeben, ich mußte damals einen hölzernen Vogel, der an der Stange geschaukelt wurde, den Ring aus dem Schnabel schießen. Nun, bis jetzt hat noch keiner im Meisterschuß gefehlt, und wer einmal als mein Eidam mein Nachfolger wird, muß erst ein braver Jäger seyn.

Wilhelm hatte zu des Försters Freude mit sichtbarer Theilnahme der Erzählung zugehört. Jetzt faßte er lebhaft des Alten Hand, und versprach unter seiner Anleitung ein Jäger zu werden, dessen sich Urvater Kuno nicht schämen sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über die Vergnügungssucht unserer Zeit.

Die Vergnügungssucht unserer Zeit verdient wegen ihres nachtheiligen Einflusses auf das bürgerliche und häusliche Leben die Aufmerksamkeit Aller. Dieser Gegenstand ist auch von vielen Freunden der allgemeinen Wohlfahrt mit aller Wärme zur Sprache gebracht; er kann aber nicht oft genug ans Licht gezogen und seine innige Beherzigung nicht dringend genug empfohlen werden. Die frohen Erfahrungen unserer Tage werden um Vieles in ihrer erheiternden Kraft geschwächt, wenn wir einen Blick auf die Sucht nach sinnlichen Vergnügungen richten, welche fast alle Stände mit gleicher Gewalt ergriffen hat und beherrscht. Sie verscheucht den höhern Frieden des Gemüths, sie tödtet die Freuden des häuslichen Lebens, sie richtet nach und nach, wie ein fressender Krebs, das öffentliche Wohl zu Grunde und wird ein Quell der schwersten Verbrechen. Wir können die durch unser Vermögen und durch unsern Stand uns angewiesene Bahn nicht verlassen, ohne daß jene Zufriedenheit von uns weicht, welche allein jeder Stunde einen Reiz giebt. Wissen wir unsre irdische

Wünsche nicht zu zügeln: werden sie, die in dem Grade wachsen, in welchem wir sie befriedigen, nicht unsre Ruhe begraben? Die sich jagenden Zerstreuungen nehmen uns die Zeit, segenvoll zu wirken, uns in der Stille zu sammeln und vertraut mit uns selbst zu werden. Wir werden uns unsrer göttlichen Natur nicht bewußt; wir leben nur außer uns, und verkennen die hohe Würde, zu welcher wir ins Daseyn traten. Die Vergnügungen ziehen uns mit sich fort, verschlingen die edelsten Kräfte unsers Wesens, und während wir am besten für uns zu sorgen wähnen, stürzen wir uns in ein unabsehbares Elend.

Wie haben sich die Zeiten geändert! Wir wollen zwar der entfernteren Vergangenheit nicht in allen Stücken den Vorzug vor der Gegenwart einräumen; aber gedrungen fühlen wir uns, zu bekennen, durch die größere Einfachheit der Sitten, durch strengere Beobachtung des Ehrbaren und Heiligen steht jene über dieser. Das Haus war mehr der Schauplatz der Ordnung und des stillen Wohlstandes. Der Vater sammelte am frühen Morgen die Seinigen zum Dankgebet, und erbauete sich mit ihnen durch das göttliche Wort. Der Mann folgte seinem Beruf, die Mutter besorgte das Hauswesen, und die Kinder besuchten die Schule. Am Mittage sättigte man sich nicht mit einem prächtigen und langdauernden, wohl aber mit einem kräftigen und durchs Gebet geweiheten Mahle. O, es war ein rührender Anblick, den Vater mit entblößten Haupte und mit gefalteten Händen im Kreise seiner Lieben zu sehen und zu hören, wie er seinen Herren schon aus dem Munde der Kleinen ein Lob zurichtete. Der Abend nach einem wohl angewendeten Tage verband Alle zu einem seligen Verein. Die Aeltern prüften ihre Kinder, erzählten ihnen biblische Geschichten, und mit Gott beschloß man den Tag, wie man ihn begonnen. Am Sonnabend wurden die Evangelien und Episteln zur Vorbereitung auf den kommenden Feiertag vorgelesen. Und wenn die Glocken ertönten, bewachte nur Einer das Haus; öfter wurde es verschlossen, und alle walleten den Thoren des Herrn zu, um auch äusserlich dem die Ehre zu geben, dem Anbetung gebührt. Nicht strenge Kälte, nicht die Länge des Gottesdienstes nicht die Heiterkeit eines Frühlings- oder Sommertages, nicht Geschäfte, welche auch zu anderer Zeit geschehen könnten und sollten, wurden Ursachen, den öffentlichen Andachtsübungen sich zu entziehen. Man schien es lebendiger zu fühlen, was man dem Ewigen schuldig sey. Es war eine Schande, den Sonntag nicht zu ehren für sich und die Welt; an dem Tische des Herrn, dem reichen Quell des Trostes und der Erhebung sich nicht einzufinden. Ein religiöser Sinn hatte auch das äußere Leben durchdrungen, und wahre Weisheit und Bedachtsamkeit schmückte die Väter. Im Hause war nichts überflüßig und Alles von Dauer. Die Tische, Stühle, begleiteten mehrere Geschlechter der Familie unversehrt. Unnöthiger, beschwerlicher Prunk wurde gehaßt, aber bequem mußte Alles seyn. Vieler Zimmer bedurfte man nicht; denn man fühlte sich glücklich in dem Beisammenseyn. Die festeren Stoffe, in welchen sich unsre Väter und Mütter hülleten, konnten noch von den Enkeln getragen werden. Kinder erscheinen da nicht, wohin sie nicht gehörten. Die Familien nahmen am Wohlstande zu, den man erst gewahr ward, wenn Töchter oder Söhne auszustatten waren, oder wenn der Nachlaß getheilt werden mußte. —

(Der Beschluß folgt.)

X. Dacves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen.

Achter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 6.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 19. Januar. 1823.

Wie der Keim sich nimmer müde,
Durch die feste Scholle drängt,
Die den Aufschwung ihn beengt,
Und mit zarter Fasern Blüthe
Doch die Harte endlich sprengt

Also auch der Hoffnung Walten:
Nimmer ruht noch rastet sie,
Nirgends wird sie aufgehalten,
Ihre Kraft kann nicht veralten,
Ihre Hand ermüdet nie.

Der erste Schnee.

Wie's die leichten Flocken streut
Aus dem dunkeln Himmel;
Silbersterne weit und breit,
Fröhliches Gewimmel,
Und es störet keinen nicht,
Der darunter gehet,
Ob auch kitzelnd in's Gesicht,
Manches Flöckchen wehet.

Machst du die dein Winterbett,
Liebe Mutter Erde,
Daß es sey recht weiß und nett,
Warm dir drunter werde,
Und der Keime leises Thun
Friedlich sey verborgen,
Bis sie nach dem stillen Ruh'n
Weckt der Frühlingsmorgen?

Immer decke dich fein zu
Mit dem weißen Schleier,
Immer schön noch bist ja du,
Fast ihm so noch neuer
Deinem Bräutigam, dem Lenz,
Wenn er dir ihn hebet,
Mit des Perlenthau's Essenz
All dein Blüh'n belebet.

Sieh' nur, wie der Knaben Schaar
Schon am Bettchen rupfet,
Aus den Federn sich wohl gar
Einen Schneemann zupfet.
Hast der Flöckchen noch genung,
Die dein Herz erwärmen,
Kann damit so alt als jung
Nach Belieben schwärmen.

Und sie machen dir Musik
Mit dem Schellenläuten,
Während rasch wie Augenblick
Ueber dich sie gleiten,

Und der Peitschen tapfrer Knall
Giebt ein Winterjagen
Wo die Bäume von Cristall
Silberfrüchte tragen. --

Gute Nacht, und schlafe süß;
Bist wohl auch recht müde;
Horch! ich summe freundlich dieß
Dir zum Schlummerliede:
Gönn' mir auch fein stille Nacht,
Mit gar holden Träumen.
Bist du wiederum erwacht,
Will ich weiter reimen.

Th. Hell.

Hans Blunt.

(Beschluß.)

Als die fröhlichen, ganz versöhnten Menschen um den Abendtisch hersaßen, das stillbeglückte Brautpaar oben an, und der volle Becher in sittiger Fröhlichkeit rundum ging, erzählte Ludolf auf Aller Bitten Folgendes:

„Eine schöne Zeitlang bin ich hin- und hergekreuzt durch Ungarn und habe nach meinem Kaspar Ehrenwart vergeblich gefragt. Aber an der türkischen Gränze sollte er doch wohnen, und da hatte es immer allerhand Gutes mit meinem wirren Umhertraben. Denn das muß man Euch lassen, Krämer Kunz, darin, daß die angränzenden Türken gar vielen Teufelsspuk mit wilden Einfällen treiben in's christliche Gebiet, — darin hat Euer Brief auch um kein Tittelchen gelogen. Und weil Gottlob meine Klinge noch immer gut schneidet, und mein Rappe noch immer tüchtig rennt auf die alte Manier, konnt' ich manch einem Raubtürken seinen häßlichen Spaß versalzen, und manch einem armen Bauern das Seinige retten. Darüber ward ich so nach und nach in der Gegend bekannt, und statt mich mit meinem endlosen kauderwelschen Gefrage nach Kaspar Ehrenwart auszulachen, hatten mich die Leute ordentlich recht lieb."

„So geschah es, daß eines schönen Tages ein Bote an mich kam, ob ich nicht einen Strauß mitfechten wolle, um die Güter eines Grafen, in einer mir noch ganz fremden Gegend, wider einen Anfall der Ungläubigen beschützen zu helfen; man habe Kunde erhalten, daß die gedächten, mit einer starken Bande auf Schloß und Land in den nächsten Tagen loszubrechen. Nun Ihr könnt ermessen, ob ich mich freute. Ein christliches Werk doch war's auf jeden Fall, — vielleicht auch ließ sich Kaspar Ehrenwart dort aufspüren, — und endlich," — ein leichtes Erröthen flog über sein kräftiges Antlitz, — „endlich will ich's auch nur gestehn, daß ich ein bischen ein eitler Narr war, und dachte: es ist denn doch auch sehr hübsch, daß man schon ordentlich nach dem deutschen Reiter zu fragen anfängt, und nach ihm schickt, auch aus entlegenen Orten her, wo es etwas Tüchtiges gelten soll! — Noch fröhlicher ward mir zu Muthe, als der Bote unterwegs erzählte, sein Herr sey ein deutscher Graf, vom Kaiser für seine großen Heldenthaten im Kriege mit diesen Gütern beliehen. Es ficht sich doch immer noch einmal so lustig, wenn es für und mit einem tapfern Landsmann geht." —

„Aber da kamen wir nun ein bischen allzuspät. Schon sehr von Weitem sahen wir Rauch und Dampf aus der Gegend emporsteigen, und hörten auch ein dumpfes Gelärm und Blasen aus Heerhörnern und Läuten von Glocken. „Der böse Feind hat sein Spiel schon früher angefangen, als wir dachten!" rief mein ungrischer Führer erschrocken aus. „Seht, Herr, das sind meines Grafen Besitzthume, und da rast der Muselmann nun schon drin nach Belieben umher!" — „Wir wollen ihm's Handwerk

legen!“ erwiederte ich, und spornte meinen guten Rappen nach einer Höhe, wo man alles übersehn konnte, hinauf. Da merkte ich wohl: der Feind war nicht übermäßig stark, und wenn's nur gelang, ein paar hundert tüchtige Ungarn, die jetzt wie tolle Fliegen vereinzelt hin und wieder jagten, zu sammeln, konnte man ihm den Rückweg durch ein buschiges Thalgeländ verderblich abschneiden, und alle Beute, die er mit fortzuschleppen gedachte, — denn er trieb bereits Menschen und Vieh und Wagen in Haufen, — zuversichtlich wieder befreien. Da sprengte ich den Boten von einer Seite hinab, von der andern versuchte ich selber mein Heil. Und — Gott sey gepriesen! — es ging Alles über Erwarten gut. Der Name des deutschen Reiters hatte wirklich schon einen guten Klang im Lande, — verargt mir's nicht, wenn das schon wieder ein bischen thöricht klingt, aber es ist doch ganz gewiß keine Lüge. Denn die Ungarn folgten mir und hörten auf mich, als ob ich ihr Graf selber gewesen wäre. Sie zeigten mir die Pässe, — wir stellten uns gehörig zurecht, — und wie nun der beutebeladene und schwärmenssatte Feind herangezogen kam, — hei, da ging's einmal drauf los: hast du nicht, kannst du nicht! — Zwar nun hieben die Türken erst ganz desperat um sich, aber darauf hatte ich gerechnet; — ich kannte sie schon von sonst her. Und hier konnten sie nicht nach ihrer gewöhnlichen Manier auseinanderschwärmen. Hieben sie gut, so hieben wir noch besser. Dicht an einem Wagen, worauf ein engelschönes geraubtes Mädchen saß, stieß ich dem Räuberhauptmann mein gerades breites Schwert in die Gurgel, während seine Säbelspitze mir noch eben im wilden Schwirren die Wange schrammte. Da ließ das wüste Volk vom Fechten ab und stäubte auseinander sumpfein, hügelan, wie ein verstörter Bienenschwarm, und ließ alle seine Beute im Stiche. Aber wir hieben sonder Rast und Ruhe nach, und so ging es über die Gränze auf ihr nahes Raubnest los, und wir drangen sammt ihnen hinein, und wurden des ganzen Dinges im ersten Jubel Meister.“

„Da kam nun nach ausgefochtener Sache ein schöner alter Mann in deutscher Tracht gegen mich heran, den ich schon ein paarmal während des Fechtens in meiner Nähe gesehn hatte. Das war der deutsche Graf, Waldburg mit Namen geheißen. Wie er mir nun so dankte, und ehrende Worte zu mir sprach, ward mir's immer wunderlicher zu Sinn, als hielt' ich wieder auf einem böhmischen Schlachtfeld, und endlich konnt' ich's nicht mehr lassen, ich mußte losbrechen: „Donner, Herr Graf, Ihr verehrter Herr, haben wir uns nicht schon einmal in der Gegend von Prag gesehn?“ — „Ja wohl,“ sagte er, „und bei der Gelegenheit ward eben der Kaspar Ehrenwart heruntergesäbelt, den du jetzt, wie ich höre, in allen, umliegenden Landen vergeblich suchst.“ — „Ja,“ sagte ich, „der soll ja aber noch leben!“ — „Nein,“ sagte er, „der ist schon seit drei Jahren todt!“ — „Ja,“ sagte ich, „er hat mir doch aber noch vor einem halben Jahre geschrieben.“ — „Nein,“ sagte er, „das hat er nicht, und wer dir so etwas anheften wollte, muß ein Schuft und ein Lügner seyn!“ —

Im selben Augenblicke hielt auch der Erzähler inne, und setzte mit einer höflichen Verneigung gegen Kunz hinzu; nichts für ungut, lieber Kinderdieb; gesagt hat er es freilich; aber er hat es nur so in der ersten Hitze gesagt. Und woher wußtet Ihr denn, daß Kaspar Ehrenwart nach Ungarn gekommen ist?“ —

„Ach ich wußte von gar nichts!“ erwiederte der verdrießliche und sehr beschämte Kunz. „Ich

nahm ja nur eben den ersten besten Namen aus Euern Kriegsgeschichten, vergessend, daß Ihr von dem Kaspar als von einem Gebliebenen sprachet." —

„Das will ich mir ausgebeten haben, daß auf meinen Namen keine Windbeuteleien in Umlauf kommen!" sagte Ludolf sehr ernst. „Als von einem Gestürzten und Blutigen habe ich von ihm gesprochen, als von einem Gebliebenen nicht. Das macht im Kriege oft einen sehr großen Unterschied, wie's denn hier auch der Fall war. Der Kaspar lebte damals noch, und Graf Waldburg, der wider uns führte, und mit dem ich selbst im Getümmel aneinander gewesen war, ließ — weil er das Feld behielt — der Verwundeten pflegen. Des schwergetroffenen Kaspars, der zum Dienst untüchtig geworden war, nahm er sich besonders an, und weil er ihm Glaubensfreiheit zusagte, ließ sich's der Kaspar gefallen, mit seinem Weib und seinem, einzigen Töchterlein, die der Graf nachkommen ließ, bei seinem Ueberwinder als Hausverwalter zu bleiben, ja, nach dem Frieden mit ihm auf dessen neue Güter nach Ungarn zu ziehn. Und die schöne Jungfrau, die ich errettet hatte, war nun eben die nachgelassene Tochter meines alten Kaspar Ehrenwart." —

„Ach war sie das?" rief Margaretha und zuckte etwas erbleichend zusammen. „Aber dennoch, — nicht wahr du guter Ludolf —?" —

Sie verstummte, eben so schnell erröthend als sie nur kaum erst bleich geworden war.

„Nein, du holdes Kind," sagte Ludolf treuherzig, „an keine andre Braut habe ich in meinem ganzen Leben gedacht, als an Dich. Der Graf zwar dachte für mich daran, und — wie er behaupten wollte — auch Jemand anders sonst noch. Und da bot er mir's an, sein Burgvogt zu werden, und der Schirmvogt eines nahen Klosters noch obendrauf, — aber ich schenkte ihm reinen Wein, — ihm und allen Leuten sonst, denen es irgend was angehn konnte. Da hat Kaspar Ehrenwart's Töchterlein denn einen andern braven Burschen aus des Grafen Gefolge geheirathet, und ich bin nur blos der Brautführer gewesen. Mir aber haben sie aus der Beute des Raubschlosses so viel Geld und Gut aufgeladen, daß ich nun wohl zwei Kossathengüter in Gernrode kaufen könnte, ständen sie grade feil. Und somit, guter Kunz Kinderdieb, nehmt von mir diese Belohnung mit gutem Gewissen an für Eure Mühwaltung, die Ihr mit dem Briefe hattet."

Er hielt ihm einen kleinen Lederbeutel hin, und da Jener noch zögerte, schnürte er das kleine Behältniß auf, und ließ ihn viele blanke Dukaten drinnen schauen, sie schüttelnd, daß sie hell zusammenklirrten, und mit treuherzigem Lächeln sprechend: „Na, so nehmt doch nur! Ich geb's Euch ja gerne." — Aber Kunz bebte in banger Scheu zurück, murmelnd: „Versucht mich nicht! Ihr wißt ja, was Euer Graf Waldburg von mir gesagt hat." — „Ja, er ist ein etwas heftiger Mann," entgegnete Ludolf, „und pflegt seine Meinung rasch heraus zu sagen. Aber bedenkt doch, daß Ihr auch wirklich mordmäßig gelogen hattet." — „Eben drum," sprach der scheue Krämer, noch weiter von den Dukaten zurückweichend. Doch der Soldat rückte ihm rasch damit nach, ärgerlich ausrufend: „Nehmt, wenn ich Euch Gutes rathen soll! Gott hat es zum großen Heil für mich gewendet. Meines alten Kaspar Ehrenwart's Töchterlein hab' ich erretten dürfen, viel guten Christen noch sonst meinen Arm sieghaft leih'n, und zum Ueberschwang alles Guten kehr' ich noch heim als ein reicher Mann. Nehmt hin, wenn Ihr mich nicht böse machen wollt!"

Der Krämer nahm, feuerroth im ganzen Gesichte, den Beutel, und murmelte bei sich: „hätt' ich doch nimmermehr gedacht, daß man auch Geld mit Schmerzen annehmen kann!"

„Die Erfahrung wird Euch gut thun, Kamerad;" sagte Hans Blunt, welcher aus langem Umgange die leisen Worte des Krämers zu verstehn gewohnt war; — „auch mir thut Mancherlei gut, was ich heut Abend und all die Zeit über erfuhr." — Und so, die Hand des Kriegsmmannes fassend, sprach er mit Thränen im Auge: „Da es nun der liebe Gott sehr gut mit Euch gemacht hat, so verzeiht auch mir was ich Böses an Euch gethan habe."

Ludolf aber sah ihn mit sehr bewegten Blicken an, und sagte: „Ei lieber, guter Hans Blunt, wir Beide können ohne Weiteres miteinander die Rechnung aufheben. Denn ungerechnet Eures Schutzes für meine Braut, — ich hab' Euch ja der Unbilden recht viele zugefügt." —

Der Hauswirth schüttelte ganz verwundert sein Haupt.

„Ja, ja!" fuhr Ludolf in edlem Eifer fort. „So ist es! Was? Hab' ich denn nicht oft genug gemerkt, daß Euch meine Kriegshistorien ärgerlich waren und meine Soldatenlieder? Und hab' ich nicht im trotzigen Hochmuth darauf bestanden, so etwas solle und müsse einem deutschen Manne gefallen?"

„Da hattest du auch ganz recht!" sagte Hans Blunt.

„Nein, da hatte ich ganz abscheulich unrecht!" entgegnete Ludolf mit wachsender Heftigkeit. „Soll es denn einem Hausvater nicht mehr vergönnt seyn, in seinen vier Pfählen zu bestimmen, was er hören will und was nicht?"

„Nein!" rief Hans Blunt, auch heftig werdend; „nein, guter Freund, den Hausgenossen bei guten, ehrbaren Liedern und Geschichten den Mund verbieten zu wollen, oder sich auch nur grämlich dabei anzustellen, — nein, das geziemt ihm nicht! Wird's ihm zu toll, so kann er ja wohl einmal auf's Feld hinausgehn oder in seine Kammer."

„So!" rief Ludolf noch heftiger: „das wäre an den Seinen, die singen und erzählen wollen, sich auf die Seite zu machen, nicht aber an ihm, dem Hausherrn, dem nun einmal das Zeugs in Grund und Boden zuwider ist!"

Aber da schlug Hans Blunt mit der Faust auf den Tisch, und rief mit zornheiserer Stimme: „Nein! zuwider war's mir ja nicht! Ich kam mir ja nur zu klug vor, um so was anzuhören, und seit es so still bei mir geworden ist von Liedern und Mährchen, ist mir ja erst ganz miserabel zu Muthe geworden! Und noch heute Abend soll und muß hier ein Mährchen erzählt werden, — ein recht grauliches, spukhaftes, und ein eben so gespenstliches Lied dazu gesungen. Ich befehl es, und will's doch einmal abwarten, ob ich noch Herr im Hause bin oder nicht!"

„Nur keine Spukhistorie," sagte die alte Muhme, und faltete bebend ihre Hände zusammen, „wenigstens keine, wo der Ilsenstein drin genannt wird!" — Aber da erwiederte Hans Blunt, indem er halb ärgerlich halb lachend auf den Krämer zeigte: „Das ist ja wieder nur der da, der Euch alles auf meinen dummen Antrieb verleiden wollte. Heraus mit der Sprache, Kunz!"

Und während nun Kinderdieb, ordentlich froh, sich eine Buße auflegen zu können, der Muhme die ganze Sache ausführlich berichtete, stimmte bereits Hans Blunt, so gut er konnte, das Lied von Gustav Adolf und Lützen an; die Schwestern und Ludolf stimmten ein, seinen wohlgemeinten Mißlaut übertönend, und dann

ward Herrn Olufs Elfenlied gesungen, und die Mährchen vom Jisensteine traten wieder in ihr altes Recht, und der Abend läutete ordentlich mit Sang und Klang eine heitre, sagen- und liederreiche Zukunft ein.

Hans Blunt bedung es sich aus, das junge Paar dürfe bei seinen Lebzeiten nicht vom Hofe ziehn, und so lebten denn Greis und Mann und Weiber und Kinder mitsammen viel heitere Tage, und selbst der Krämer Kunz, wenn er einmal mit seinem Packen hier durch die Gegend zog, war als ein drolliger Gesell, über den man ohne allen Aerger lachen könne, immer von Herzen gerne gesehn.

La Motte Fouqué.

Bemerkungen über die Vergnügungssucht unserer Zeit.

(Beschluß.)

Wir brauchen nur einige Züge zu dem Gemälde der jetzigen Zeit zu entwerfen, um es mit Wehmuth wahrzunehmen, wie Alles ganz anders, wie sonst ist, wie nur noch bei Wenigen sich die alten löblichen Sitten zeigen. Die häusliche Stille ist in ein geräuschvolles Getümmel verwandelt. Die anziehende Dehmuth hat sich vermindert; an ihre Stelle ist blendender Schimmer getreten. Die Herrschaft schläft bis zum hellen Tage hinein, weil das Morgenroth sie noch bey ihren Gelagen sah. Unerquickt und übelgelaunt verläßt man das Lager. Die Kinder und das Hauswesen werden den Dienstboten überlassen. Die Frau kennt kein wichtigeres Geschäft, als ihren Anzug für den Nachmittag und Abend zu ordnen. Mann und Frau fliehen das Haus, glauben, keine Partie versäumen zu dürfen, gähnen in den Thees und Comödien, und können es nicht begreifen, wie man einen Tag einsam angenehm zubringen möge. Alles ist nur auf den Augenblick berechnet. Dieß zeigt sich im Wissen, in der Kleidung, in den Hausgeräth, in den geselligen Vereinen. Die Zeuge sind leichter Art und entsprechen wenig ihrem Zwecke. Die Veränderungen der Mode entpressen dem Vater oft tiefe Seufzer, und ist er nicht standhaft genug, die Wünsche seiner eiteln Gattin und Töchter, den Aufwand seiner Söhne zu beschränken, welch ein grenzenloses Elend entwickelt sich noch und nach aus dieser Lebenslust. Die gewohnlichen Einkünfte wollen nicht zureichen, um die sich drängenden Ausgaben zu bestreiten. Das Hauswesen wird zerrüttet. Die Kinder werden früh in die Gesellschaft gezogen und mit Allem vertraut, was ihren Körper schwächt, ihr Gemüth vergiftet und ihren Geist leer läßt. Romane und Flugschriften werden verschlungen. Ist irgendwo ein Seiltänzer oder ein Taschenspieler oder eine andere Zerstreuung, — man eilt hinzu. Der eine wetteifert mit dem Andern, um es ihm zuvor zu thun. Schulden werden gemacht, unbekümmert, ob man sie je bezahlen könne. Die wichtigeren Angelegenheiten, welche den vernünftigen Menschen angehen, kommen nicht zur Sprache. In dem Grade, wie die Wirthshäuser und Vergnügungsplätze zahlreicher besucht werden, vermindern sich die kirchlichen Versammlungen. Unter den leeren Zerstreuungen wird das Edlere im Menschen erstickt. Unzufriedenheit ist da natürlich, wo wir nicht arbeiten mögen und doch angenehm leben wollen, wo wir aus unserm Stande, aus unsern Verhältnissen heraustreten und dafür Kränkungen aller Art erfahren; wo wir für die vergängliche Lust den inneren Frieden aufopfern. Wer am Abend seiner Tage sich das niederbeugende Geständniß thun muß, er habe dem Thiere gleich gelebt, und könne nichts aufweisen, was sein Andenken segnend bei seinen Nachkommen erhalten werde, wer sich sagen muß, er habe seine Kinder schlecht erzogen, seine Zeit unbenutzt entfliehen lassen, er habe seine Kräfte für nichts vergeudet; sey wohl gar ein Betrüger derer geworden, die für ihn arbeiteten, wie kann ein solcher auch unter den rauschendsten Zerstreuungen den Bitterkeiten ausweichen, mit welchen der bessere Theil seines Wesens ihn plagt und verfolgt bis ins Grab! Glücklich, wer durch den allgemeinen Strom, welcher sich immer mehr zu erweitern, und auch über die niederen Stände sich ergießen zu wollen scheint, nicht mit fortgerissen wird und stark genug ist, seinen Weg allein zu wandeln, und sich weder durch die Täuschungen seiner Sinnlichkeit, noch durch die Blendwerke der Welt von dem Wege der Ordnung und des Rechts abbrin-

gen zu lassen! Glücklich, wer in der fruchtbaren Stille die wichtigere Bedeutung seines Daseyns aufzufassen, und in der Beschäftigung mit dem Höchsten die süßesten Quellen alles Trostes, aller Kraft und aller Freuden zu finden gelernt hat. Jedes Vergnügen hört auf sein Vergnügen zu seyn, wenn irgend eine Pflicht darüber verletzt wird. Und es bleibt ein höchst strafbarer und verderblicher Leichtsinn unsrer Zeit, wenn sie die heiligsten Pflichten gewissenlos mit Füßen tritt, um nur dem augenblicklichen Vergnügen zu huldigen. Wenn aber in dem Jagen nach Vergnügungen ein Hauptgrund des sittlichen Verderbens liegt; wenn dieser unbeschränkte Hang nach Zerstreuung die zartesten Bande des bürgerlichen Lebens löset; wenn die Gleichgültigkeit und Kälte gegen religiöse Angelegenheit dem, welcher sie zeigt, immer zur Unehre gereichen, und stets die traurigsten Erscheinungen in ihrem Gefolge haben; so können wir uns wahrlich kein größeres Verdienst um die Wohlfahrt unsers Vaterlandes erwerben, als wenn wir die Vergnügungslust, so viel nur in unsern Kräften steht bekämpfen; als wenn wir unsre Umgebung für das Edlere wieder zu gewinnen uns bemühen. So wie jede Unmäßigkeit, weil sie selbstsüchtig ist, das Herz für die wahre Liebe verschließt: so tritt der Liebe ganzer Segen da hervor, wo das Leben vernünftig und weise ist. Durch Sparsamkeit, durch Ordnungsliebe, durch Pflichttreue, durch einen frommen Sinn und Wandel kommen die Familien empor, und werden fähiger, dauerndere Freuden, als sie das Flitterleben darbeut, in herzlicher Freundschaft und in der Zufriedenheit mit sich selbst zu geniessen.

Lauterberg, im Mai 1822. Schläger.

Der Freischütz.

(Fortsetzung.)

3.

Noch nicht volle vierzehn Tage war Wilhelm als Jägerbursche in den Försterhause, als Vater Bertram, der ihn mit jedem Tag lieber gewann, die Einwilligung zu seiner Verbindung mit Käthchen förmlich ertheilte. Nur sollte die Verlobung geheim gehalten werden bis zum Tage des Probeschusses, wo der Förster durch die Gegenwart des fürstlichen Landjägermeisters seinem Familienfeste noch mehr Feierlichkeit zu geben hoffte. Der Bräutigam schwebte in Entzücken und vergaß sich und die ganze Welt, in dem offenen Himmel seiner Liebe, also daß ihn Vater Bertram mehrmals neckte, wie er kein Ziel mehr treffe, seit er Käthchen sich erzielt habe.

Wirklich aber hatte Wilhelm von seinem stillen Verlobungstage an ein ganz eignes Mißgeschick auf der Jagd. Bald versagte ihm das Gewehr, bald traf er statt des Wildes einen Baumstamm. Kam er nach Haus und leerte seine Jagdtasche, so fanden sich statt der Rebhühner Dohlen und Krähen, und statt des Hasen eine todte Katze. Der Förster machte ihm endlich ernsthafte Vorwürfe wegen seiner Unachtsamkeit, und Käthchen selbst fing an für den Probeschuß bange zu werden.

Wilhelm verdoppelte seine Aufmersamkeit und seinen Fleiß; allein je näher der Tag rückte, an welchem er sein Probestück ablegen solle, desto mehr verfolgte ihn das Unglück. Fast jeder Schuß mißrieth; endlich fürchtete er sich beinah ein Gewehr loszudrücken, um nicht Schaden anzustiften, denn er hatte schon eine Kuh auf der Weide angeschossen und den Hirten beinahe verwundet.

Ich bleibe dabei, — sagte Rudolf, der Jägerbursch, eines Abends — es hat jemand dem Wilhelm einen Weidemann gesetzt, denn mit natürlichen Dingen geht das nicht zu, und den muß er erst lösen.

Rede nicht so albern — versetzte der Förster verweisend — das ist abergläubisches Zeug, davon muß ein frommer Jäger gar nicht sprechen. Weißt du nicht mehr lieber Weidmann mein, welches die drei Stücke seyn, die ein geschickter Weidemann haben soll und haben kann? Ho, ho, ho! sag' an!

Rudolf räusperte sich zum Weidspruch und sprach schnell: Ho, ho, ho, mein lieber Weidmann, das will ich dir wohl sagen an: Gute Wissenschaft, Gewehr und Hund, der Weidmann braucht zu seinem Grund, wenn er was tüchtiges will verrichten, und sich nicht lassen gar vernichten, drum wird das gar wohl treffen ein...

Schon genug — fiel ihm der alte Bertram ins Wort — mit den drei Dingen ist jeder Weidemann zu lösen, denn der heißt allemal entweder Faselhans oder Peter Ungeschick.

Mit Gunst, Vater Bertram — entgegnete Wilhelm etwas verdrießlich hier ist mein Gewehr, den will ich sehen, der mir etwas daran aussetzen soll, und meine Wissenschaft — ich will mich nicht rühmen, aber jagdgerecht denk' ich zu seyn, so gut wie ein Andrer, gleichwohl ists als gingen meine Kugeln krumm, und bis blies sie der Wind mir vor dem Laufe weg. Sagt mir

nur, was ich machen soll, ich will ja gern Alles thun.

Es ist wunderlich — murmelte der Förster, der nicht wußte, was er sagen sollte.

Glaub mir nur, Wilhelm — wiederholte Rudolf — es ist nichts anders, als was ich gesagt habe, geh einmal Freitags um Mitternacht auf einen Kreuzweg und mache mit dem Ladestock oder mit einem blutigen Degen einen Kreis um dich, den segnest du dreimal, wie es der Priester macht, aber im Namen Sammiel...

Schweig! — unterbrach ihn der Förster unwillig — Weißt du, was das für ein Name ist? Das ist einer von des Teufels Heerschaaren. Gott bewahre dich und jeden Christen davor!

Wilhelm kreuzte sich ebenfalls, und wollte nichts weiter davon hören, wiewohl Rudolf auf seiner Meinung blieb. Er putzte die ganze Nacht an seinem Gewehr, untersuchte jede Schraube und jede Feder, und mit anbrechenden Morgen ging er aus, sein Glück von neuem zu versuchn.

4.

Aber alle Mühe war verloren, das Wild drängte sich um ihn und schien fast ihn zu necken. Zehn Schritt weit schoß er auf einen Rehbock, zweimal versagte ihm das Gewehr, das drittemal gerieth zwar der Schuß, aber das Wild floh unverletzt durch die Büsche. Unmuthig warf sich der unglückliche Jäger unter einen Baum, und verwünschte sein Schicksal, da rauschte es im Gebüsch, und ein alter Soldat mit einem Stelzfuße hinkte heraus.

Holla, lieber Weidmann — redete er Wilhelm an — warum so verdrießlich? Hast du Liebespein, fehlt's im Beutel, oder hat dir Jemand das Gewehr besprochen? Gieb mir eine Pfeife Taback, wir wollen eins zusammen plaudern.

Wilhelm reichte ihm verdrüßlich das Gebetene, und der Stelzfuß warf sich zu ihm ins Gras. Nach einigem Hin- und Herreden kam das Gespräch auf die Jägerei, und Wilhelm erzählte sein Unglück. Der Invalid ließ sich sein Gewehr zeigen. Das ist verzaubert, sagte er, als er es kaum in die Hand genommen hatte, damit wirst du keinen rechtschaffenen Schuß mehr thun, und ist dir der Weidemann recht nach der Kunst gestellt, so geht die's mit jedem Gewehr so, das du in die Hand nimmst.

Wilhelm erschrack etwas, und wollte Einwendungen gegen den Hexenglauben des Fremden machen, allein dieser erbot sich zu einer Probe. Uns Kriegsleuten — sagte er — ist das nichts seltenes, und ich wollte dir bis auf den Abend und tief in die Nacht hinein Wunderdinge erzählen. Wie wollten die Scharfschützen zurecht kommen, die sich überall hin wagen, und ihren Mann aus dem Pulverdampf heraus schießen, wo ihn kein Mensch sehen kann, wenn sie nicht andre Künste könnten als zielen und losdrücken. Da, zum Exempel hast du eine Kugel, mit der du sicher treffen sollst, weil sie besondre Tugend hat und allem Hexenwerk widersteht. Versuch' einmal gleich, es wird dir nicht fehlen.

Wilhelm lud sein Gewehr und sah sich nach einem Ziel um. Ein großer Raubvogel schwebte hoch über dem Wald, wie ein beweglicher Punkt. Schieß den Stößer da oben, sagte der Stelzfuß. Wilhelm lachte, denn der Vogel schwebte in einer, kaum dem Aug' erreichbaren Höhe. Ei, so schieß — wiederholte Jener, ich verwette meinen Stelzfuß, er fällt. Wilhelm schoß, der schwarze Punkt senkte sich und ein großer Geyer fiel blutend zu Boden.

Das sollte dich nicht wundern — sagte der Invalid zu dem vor Verwunderung sprachlosen Jäger — wenn du ein rechter Weidmann wärst. Solche Kugeln zu gießen, ist noch lange kein Hauptstück in der Kunst und will blos etwas Geschick und Herzhaftigkeit: weil es in der Nacht geschehen muß. Ich will dich's umsonst lehren, wenn wir wieder zusammen kommen, heute muß ich weiter, denn es schlug eben sieben. Versuch indessen ein Paar von meinen Kugeln, du siehst mir immer noch aus, wie halb ungläubig. Auf Wiedersehn!

Der Stelzfuß gab bei diesen Worten Wilhelmen eine Hand voll Kugeln und hinkte weiter. Voll Verwunderung versuchte Wilhelm eine zweite von seinen Kugeln, und traf wieder ein fast unreichbares Ziel; er nahm die gewöhnliche und fehlte das leichteste. Jetzt wollte er dem Invaliden nach, aber dieser war im Walde nicht mehr zu finden, und Wilhelm mußte sich mit dem versprochenen Wiedersehen trösten.

(Die Fortsetzung folgt.)

A. Ojaeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen.

Achter Jahrgang,
Erstes Quartal.

Nro. 7.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 23. Januar. 1823.

Hoch, aus der Erde lautem Leben
Führt ihr die Seele himmelwärts,
Zu stillen Friedensräumen schweben
Laßt ihr das tiefbewegte Herz.

Sternen-Deutung.

Ein Vater ging mit seinem Kinde
In stiller Dämmrung durch die Flur,
Im holden Spiele sanfter Winde
Sang sich zur Ruhe die Natur.

Und von dem blauen Himmel blickte
Im goldnen Lichte klar und fern,
Als ob sein Schimmer ihn beglückte,
Der schöne, helle Abendstern.

Und zu dem Boten stiller Liebe
Sich so vertraulich und bekannt,
Daß er allein nicht einsam bliebe,
Ein andres helles Sternlein fand.

Und eh' zum Schlafe nah und ferne
Die Flur ihr müdes Auge schloß,
Da sammeln sich noch viele Sterne
Wie Kindlein um der Mutter Schooß.

Das Kind an seines Vaters Seite
Sieht schweigend diesem Spiele zu.
Ein kindlich Leben stiller Freude
Weckt ihm dieß schöne Bild der Ruh.

Und wie es steht und wie es sinnet,
Da nimmt's der Vater an die Brust,
Und aus dem frohen Auge rinnet
Die stille Quelle sel'ger Lust.

„Kind, wie der Himmel, klar und helle,
Befreit von selbstgeschaff'nem Schmerz,
Und wolkenlos an jeder Stelle,
So bleibe lebenslang Dein Herz.

So wird in schönen Kranzgewinden
In Deinem Leben, fromm und rein,
Ein Stern sich zu dem andern finden,
Und Freude sich an Freude reih'n.

Denn nur dem Edeln, nur dem Guten,
Kann es auf Erden wohl ergehn,
Ob ihm auch tausend Wunden bluten,
Die innern Sterne bleiben stehn.

Isidorus.

Der Freischütz.

(Fortsetzung.)

5.

Im Försterhause war große Freude, als Wilhelm wieder wie sonst, mit einem Vorrath Wildpret ankam, und den Vater Bertram durch die That überzeugte, daß er noch der vorige brave Schütze sey. Er sollte nun die Ursache erzählen, warum ihn das Unglück bisher so wunderbar verfolgt habe, und was er gethan um sie zu heben; allein er scheute sich, ohne sich eines bestimmten Grundes bewußt zu werden, von den unfehlbaren Kugeln zu sprechen, und schob die Schuld auf einen Fehler am Gewehr, den er erst in voriger Nacht beim Putzen desselben entdeckt haben wollte.

Siehst du, Mutter Anne — sagte nun der Förster lachend — wie ich's gesagt habe: der Weidemann hat im Laufe gesteckt, und dein Kobold, der den Vater Kuno heut früh herunter geworfen hat, steckt in dem verrosteten Nagel.

Was ist das mit dem Kobold? — fragte Wilhelm.

Nichts — erwiederte der Alte — das Bild fällt heut Morgen, wie eben die Uhr sieben schlug, von selbst herunter, und da meint denn Mutter Anne gleich, es spukt.

Um Sieben! — wiederholte Wilhelm und der Stelzfuß fiel ihm ein, der um eben diese Stunde von ihm geschieden war.

Freilich ist das keine rechte Zeit zum Spuken — fuhr der Förster fort, und klopfte Mutter Annen freundlich die Backen. Aber diese schüttelte noch bedenklich den Kopf: Gott gebe, daß alles natürlich zugegangen ist, sagte sie bedenklich, und Wilhelm entfärbte sich etwas. Er beschloß seine Kugeln bei Seite zu legen, und nur zu seinem Probeschuß eine zu gebrauchen, um sein Glück nicht durch die Bosheit eines Feindes zu verscherzen. Allein der Förster nöthigte ihn mit sich auf die Jagd, und wollte er nicht von neuem Mißtrauen gegen seine Geschicklichkeit erregen und den Alten erzürnen, so mußte er schon einige von seinen Zauberkugeln dran wagen.

6.

In wenig Tagen hatte sich Wilhelm an seine Glückskugeln so gewöhnt, daß er in ihrem Gebrauch nichts Bedenkliches mehr ahndete. Er ging täglich durch den Wald in der Hoffnung, dem Stelzfuß wieder zu begegnen, denn sein Kugelvorrath hatte sich bis auf zwei vermindert, und wollte er seinen Probeschuß mit Sicherheit bestehen, so war die äußerste Sparsamkeit nöthig. Er schlug sogar dem alten Förster heut seine Begleitung auf die Jagd aus; denn morgen wurde der Landjägermeister erwartet, und es konnte möglich seyn, daß dieser noch außer dem eigentlichen Probeschuß einen Beweis seiner Geschicklichkeit zu sehen verlangte. Allein am Abend kam statt des Jägermeisters ein Bote, der eine starke Wildpretlieferung für den Hof bestellte, und die Ankunft seines Herrn auf acht Tage später ansagte.

Wilhelm glaubte zu Boden sinken zu müssen, und sein Erschrecken hätte Verdacht erregt, wären nicht alle geneigt gewesen, es der getäuschten Hoffnung des Brätigams zuzuschreiben. Er mußte nun auf die Jagd, und wenigstens Eine seiner Kugeln aufopfern. Von der andern, schwur er, solle ihn nichts trennen, als der entscheidende Schuß am Verlobungstage.

Der Vater schmälte, als Wilhelm mit einem einzigen Hirsch von der Jagd zurückkam, denn die verlangte Lieferung war beträchtlich. Er zürnte am andern Mittag noch mehr, als

Rudolf mit reicher Beute, und Wilhelm ganz leer nach Haus kam. Am Abend drohte er ihn fortzuschicken, und die Einwilligung zu seiner Verbindung mit Käthchen zurück zu nehmen, wenn er nicht den folgenden Morgen wenigstens noch zwei Rehböcke bringen würde. Käthchen war in der größten Angst, und bat ihn bei aller ihrer Liebe, doch ja allen Fleiß anzuwenden und lieber auf der Jagd gar nicht an sie zu denken.

So ging Wilhelm verzweiflungsvoll in den Wald. Käthchen sah er in jedem Fall für sich verloren, es blieb ihm nichts übrig, als die traurige Wahl, auf welche Art er sein Glück zerstören wollte.

Indem er, unfähig zu wählen, sich in Betrachtung seines Schicksals verlor, zeigte sich ihm ganz in der Nähe ein Rudel Rehe. Maschinenmäßig griff er nach seiner letzten Kugel; sie lastete ihm centnerschwer in der Hand. Schon wollte er sie zurück fallen lassen, entschlossen den Schatz zu bewahren, es koste, was es wolle. Da sah er in der Ferne den Stelzfuß auf sich zu kommen, freudig ließ er die Kugel in den Lauf rollen, drückte los, und zwei Rehböcke sanken zu Boden. Wilhelm ließ sie stürzen und eilte nach dem Invaliden, aber dieser mußte einen andern Weg eingeschlagen haben; er war nicht zu finden.

7.

Vater Bertram war mit Wilhelm zufrieden, aber dieser ging den ganzen Tag in stiller Verzweiflung umher, und selbst Käthchens Liebkosungen vermochten nicht ihn aufzuheitern.

Auch am Abend saß er noch ganz stumm und bemerkte kaum, daß der Förster mit Rudolfen in ein ziemlich lebhaftes Gespräch gerathen war, bis ihn endlich jener aus seiner Betäubung weckte.

Das darfst du nun so wenig dulden als ich, Wilhelm — rief er dem Träumenden zu — daß jemand unserm Altvater Kuno solche Dinge nachsagt, wie der Rudolf eben. Haben die Engel damals ihm und dem armen unschuldigen Menschen beigestanden, wie wir von ihrem englischen Schutz im alten Testamente mehr Exempel lesen, so wollen wir Gottes wunderbare Güte preisen, aber Teufelskünste laß' ich meinem Urvater nicht nachsagen. Er starb sanft und selig auf seinem Bette unter Kindern und Enkeln, aber wer Teufelskünste treibt, mit dem nimmt's niemals ein gutes Ende, wie ich selbst angesehn habe, als ich noch bei Prag im Böhmischen lernte.

O, erzählt doch, wie das war, rief Rudolf, und die andern stimmten bei.

Schlimm genug war es — fuhr der Förster fort — es graut mir noch, wenn ich daran denke. Da war damals in Prag ein junger Mensch, Georg Schmid hieß er, ein verwogener, wilder Bursch, sonst aber brav und flink, der war ein starker Liebhaber von der Jagd, und so oft er konnte, kam er zu uns. Er wär' auch ein tüchtiger Jäger geworden, aber er war zu flüchtig und schoß daher oft neben weg. Einmal, wie wir ihn damit aufzogen, vermaß er sich hoch, er wolle bald besser schießen als alle Jäger und es solle ihm kein Wild entgehen, weder in der Luft noch im Gebüsch. Aber er hielt schlecht Wort. Ein Paar Tage darauf pocht uns früh ein unbekannter Jäger heraus, und sagt' an, draußen auf der Straße liege ein Mensch halb todt und ohne Hülfe. Wir Burschе machen uns gleich auf und hinaus, da liegt der Georg überall blutig und zerkratzt, als wär er unter wilden Katzen gewesen, sprechen konnte er nicht, denn er war ganz besinnungslos und gab kaum ein Lebenszeichen von sich. Wir

trugen ihn gleich ins Haus, und einer meldet' es in Prag, wo er auch bald abgeholt wurde. Da hat er denn vor seinem Ende ausgesagt, daß er mit einem alten Bergjäger habe Freikugeln gießen wollen, die allezeit treffen, und weil er etwas dabei versehen, habe ihn der Teufel so zugerichtet, daß er's mit seinem Leben bezahlen müsse.

Was hatte er denn versehen — fragte Wilhelm bebend — ist denn der Teufel bei solchen Künsten allemal im Spiel?

Wer sonst? — erwiederte der Förster. — Ich weiß wohl, manche schwatzen von verborgenen Naturkräften und vom Einfluß der Sterne; nun, ich will niemand seinen Glauben nehmen, aber ich bleibe dabei, es ist Teufelsspiel.

Wilhelm schöpfte etwas freier Athem. Hat denn der Georg nicht erzählt, was ihn so übel zugerichtet? fragte er den Förster.

Freilich — antwortete dieser — vor Gericht hat er's ausgesagt. Er war gegen Mitternacht mit dem Bergjäger auf einen Kreuzweg gegangen; da hatten sie mit einem blutigen Degen einen Kreis gemacht, und den mit Todtenschädeln und Knochen kreuzweis belegt. Drauf hatte der Bergjäger Schmidten unterrichtet, was er zu thun habe. Er solle nämlich mit dem Schlag eilf Uhr anfangen die Kugeln zu gießen, nicht mehr und nicht weniger als drei und sechzig, ein über oder unter diese Zahl, wenn die Glocke Mitternacht schlüge, so wär er verloren, auch dürfe er während der Arbeit weder ein Wort sprechen, noch aus dem Kreise treten, es geschehe um ihn, was nur immer wolle. Dafür müßten aber auch sechzig von seinen Kugeln unfehlbar treffen, und nicht mehr als drei würden fehlen. Schmid hatte nun wirklich das Gießen angefangen, aber, wie er sagte, so grausame und erschreckliche Erscheinungen gesehen, daß er endlich laut aufgeschrieen und aus dem Kreise gesprungen, worauf er denn bewußtlos zu Boden gefallen, und sich nicht eher besonnen, bis er in Prag unter den Händen der Aerzte, und dem Zuspruch der Geistlichen, wie aus einem Traum erwacht sei.

Gott bewahre jeden Christen vor solchen Schlingen des Satans — sagte die Försterin und bekreuzte sich.

Der Georg hatte also wohl ordentlich ein Pakt mit dem Satan gemacht? — fragte Rudolf weiter.

Das will ich nicht grade behaupten — versetzte der Förster — denn es heißt: richtet nicht. Aber das bleibt doch immer ein schwerer Frevel, wenn der Mensch sich in Dinge einläßt, wo der Böse leicht an ihn kommen, und ihm an Leib und Seele verderblich werden kann. Der Feind kommt wohl von selbst, ohne daß der Mensch ihn ruft, oder ein Packt mit ihm schließt. Ein frommer Jäger braucht das auch nicht, du hast es nur erst erprobt, Wilhelm, gut Gewehr und gute Wissenschaft, da braucht der Jäger keine Freikugeln, und trifft doch wohin er soll. Ich möcht' auch um keinen Preis eine solche Kugel abschießen, denn der Feind ist ein arger Schalk, und könnte mir einmal die Kugel nach seinem Ziele führen, statt nach dem meinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Ueber unsere Begräbniß-Plätze und Beerdigungs-Anstalten.

Wie ich vor einigen Tagen den neuen Begräbniß-Platz der Neustädter Gemeine in Augenschein nahm, und mit Vergnügen bemerkte, daß am Eingange desselben ein anständiges Local zum Eintritt auf diesen Gottes Acker erbaut wurde, wo in der darin befindlichen Halle auch

der Leichenbegleitung bei der in unserm Klima oft rauhen Witterung ein Obdach dargeboten wird; und mir dachte, daß an dem Portal desselben wohl noch eine passende Inschrift, welche zu dem Herzen des Menschen, hier, — wie nirgend sonst, — eindringend reden kann, angebracht werden würde; — da erinnerte ich mich mit Bedauern, daß unsre beiden großen Kirchhöfe für die Bewohner der Alt- und Vorstadt, eines so der geweihten Stätte angemeßenen Einganges ganz entbehren; daß kein Portal und kein passendes Motto, oder ein Spruch aus unsrer Bibel den heiligen Ort bezeichnet, und nur eine Obrigkeitliche Polizey Verordnung an die Bestimmung desselben erinnert; der Michaelikirchhoff aber sogar ein Lokal vermißt, wo die Leichenbegleitung bei rauher Witterung ein Obdach findet, und wo dann bei der Leiche des Heimgegangnen noch ein Wort des Ernstes für die Lebenden geredet werden kann.

Ist uns Bremern doch der Sinn für das, was schicklich und anständig ist, und das Zartgefühl für das, was dem Menschen ehrwürdig heilig sein soll, Gottlob! nicht versagt: Wie kömmt es, daß wir hier den Ausdruck solchen Sinnes entbehren? — Hier wo er am mindesten fehlen sollte; da, wenn überall durch die Sinne auf den innern Menschen gewirkt werden kann, hier auch der roher Fühlende am leichtesten davon ergriffen wird.

Noch betrübender erscheint mir der Mangel solchen Sinnes bei der äußern Form unserer Leichen-Wagen.

Die im Winde flatternden falbschwarzen Federn: welch ein Bild der Frivolität!

Ein höchst widriges Gefühl bemächtigt sich immer meiner, wenn ich einen Leichenzug vorüber gehn sehe. Sollte nicht mancher meiner Mitbürger dies Gefühl mit mir getheilt haben?

Wie leicht und mit wie weniger Kosten wäre dies abgeändert, und statt der aus der Zwangsherrschaft noch herstammenden Federbüsche — ein angemessenes Symbol des Todes und der Ewigkeit, oder ein Kreutz — der Hoffnung des Christen an ihre Stelle gesetzt.

Wahrlich! wenn je etwas uns auffordern kann, die Gefühle unserer leidenden Mitmenschen schonend zu behandeln, und wo wir es vermögen, sie aufzurichten, — so werden wir bei solchen Einrichtungen, die den lezten Gang zum Todtenacker betreffen, daran erinnert, und können es nicht gleichgültig achten, daß auch ein Wort und ein äußeres Zeichen oft den weinenden trösten kann.

a — z.

---

* Wörtlicher Auszug aus dem Tagebuche des Majors Cinghofer geführt hieselbst währerd des 7jährigen Kriegs 1762.

Januar 3.

Abends kam ein Engl. Tambour mit seiner Trommel in des Kaufmanns Stubbmans Haus in der Neustadt, rührte und schlug dieselbe. Als Herr Stubbmann dies nicht leiden wollte, zog der Tambour sein Seitengewehr, und drohete alles im Hause nieder zu machen. Da nach der gleich dabey seyenden Engl. Wache geschickt wurde, wovon der Officier weg war, wollte sich diese der Sache nicht annehmen da dann nach der hiesigen geschickt worden, die ihn in Arrest nahm, nach der Engl. Wache brachte und den Vorfall an den Engl. Commandanten meldete. —

Januar 25.

Diesen Morgen um 6 Uhr sind 6 besoffene Engl. Officiere in der Neustadt an die hiesige

Hauptwache gekommen und haben hinein dringen wollen. Da aber die Schildwache sich ihnen entgegengesetzt und die Wache ins Gewehr gerufen, sind sie davon gelauffen.

Februar 1.

Sind die Kanonen um die Stadt scharf losgefeuert worden, und die Kugeln bey verschiedenen Leuten ausserhalb der Stadt auf den Straßen nahe vorbey geflogen. In der Stadt ist es vorher angesagt worden.

Februar 3.

Ein betrunkener Engl. Officier, welcher seine Kammeraden besucht, hat den Kaufmann Schröder in seinem eigenen Hause ohne alle Ursache beym Halse ergriffen, und das Zeug auf dem Leibe kurz und klein gerißen. Wie sich derselbe auf sein Comptoir retirirt und verschlossen, hat ihn der Officier verfolget und die Thür mit Gewalt entzwei geschlagen, ihn sodann wieder angegriffen, und als des Kaufmanns Diener dazu kommen, hat der Officier sein Messer ergriffen und nach dem Bedienten gestoßen. Der Officier, so im Hause das Quartier gehabt, hat sich nicht daran gekehret, nur ein Bergschotten Officier ist endlich dazugetreten und hat gesteuert. Die Engl. Wache, welche gleich herbei gerufen worden, hat sich der Sache auch nicht annehmen wollen bis die hiesige Wache herbey kommen, da sich der Officier erst still verhalten.

Februar 28.

Vorige Nacht um 2 Uhr sind 3 betrunkene Engl. Officiere vor die Marktwache gekommen und nachdem sie gelärmt, in Arrest genommen worden.

März 9.

Ein Engl. Commissair, Namens Mission, hatte sein Quartier bey dem Kaufmann Rauch auf der Langenstraße erhalten. Diesem hatte der Kaufmann 2 seiner besten Logements angewiesen, womit er aber so wenig zufrieden, daß er 6 Engl. Soldaten kommen lassen, mit diesen hat er den Kaufmann in sein Comptoir gejaget und sich des übrigen ganzen Hauses angemaaßet.

März 21.

Vorige Nacht halb 12 Uhr sind 2 Engl. betrunkene Officiere in der Neustadt vor die hiesige Hauptwache kommen und haben hinein gewollt: wie die Schildwache dies verwehrt, haben sie geschimpft und den Officier zu sprechen verlangt. Wie dieser heraus gekommen, haben sie erst zu trinken, und wie ihnen dies verweigert, Wasser zum Waschen begehrt, welches ihnen gereichet und ihnen sodann ein hiesiger Soldat gegeben worden, um Ihnen ihr Quartier zu zeigen. Sie sind aber nicht lange darnach mit dem preuß. Lieutenant Würdemann zurückgekommen, und haben mit entblößten Degen die Wache attaquirt, einen, so nach dem wachthabenden Officier, Capt. Clüver gestoßen, hat dieser desarmirt und in Arrest genommen, die andern beyden sind von der Wache mit Prügels abgetrieben worden, welche nach der Engl. Wache gegangen und 1 U. Officier und 8 Mann geholt, um den arretirten Officier zu befreyen. Als aber die hiesige Wache ins Gewehr getreten und die Engl. Soldaten vernommen, daß die Officiers vorher mit der Wache zu thun gehabt, sind sie wieder zurück nach ihren Posten gegangen. Den andern Tag ist die Sache gehörig gemeldet und untersucht worden.

März 28.

Ist ein Comoediant mit einem Vorschreiben von Sr. Durchl. dem Herzog Ferdinand hier angekommen, wodurch verlanget wird, daß ein hochweiser Rath demselben nicht nur die Freyheit verstatte, hier zu agiren, sondern ihn auch ein convenables Haus anweisen möge, welches der

Comoediant dahin ausgedrückt, daß ihm ein Haus ohnentgeldlich eingeräumt werden sollte. Der Herr Präsedent aber habe ihn nach dem Schützenwall verwiesen, und daß er mit dem Wirth daselbst, wenn es ihm gefiele, accordiren möchte. Es ist nachher ihm ein Stück Geld gegeben, und er hat davon zwischen den Brücken, auf dem Brautplatze, ein eigenes Haus von Brettern bauen lassen.

May 5.

Vorige Nacht sind verschiedene Engl. Officiers, so sich in Ohms Hause im Werder betrunken, mit Gewalt ins Comödienhaus zwischen den Brücken gebrochen, haben darin geschäckert, und durchs Licht, Feuer an die Tapeten gebracht. Zum Glück ists noch eben wider gedämpft worden.

Was ich sah.

Viele sind der Meinung, daß wir immer träumen. Dies wundert mich keineswegs; aber das schlimmste ist: wir träumen mit offenen Augen. Manche sehen im Monde Bewohner, die nicht dort sind; andre finden an einer Fliege bewundernswürdige Schönheiten, welche das Mikroscop ihnen leihr. Die Aegyptier beteten in einer Zwiebel ihren Gott an; die Römer hielten Eigenliebe für Tugend. Ich sah die Menschen über Wahrheiten sich streiten, wie über den Geschmack. Ich sah den Einen mit Religion sich brüsten, die der Andere Heuchelei nannte, und sogenannte Weise am lichten Tage im Finstern tappen, und athemlos nach einem Glücksschatten rennen.

Ich sah einige Staubkörnchen, die man Gold nennt, dem glänzendsten Verstande, dem edelsten Herzen vorziehen, sah die Thorheit auf dem Sitze der Ehre, Jünglingen den Pfad zeigen, den sie wandeln sollen, und in allen Ständen sich Anhänger bilden, sah Automaten im Geschmeide stralen, und der Eitelkeit die Ehrfurcht zollen, die nur Gott zukommt.

Ich sah Menschen an einem Leben von 30 Jahren hängen, als ob es so viele Jahrhunderte wären, und ihre ganze Lebenskraft aufwenden, um ein Glück von wenigen Minuten zu erjagen.

Ich sah berühmte Eroberer mit dem Blut von Tausenden einige Hügel und Felsen erstreiten, und höflich wieder zurückgeben.

Ich sah Modestutzer zu Sonnenblumen der Minister werden, gehen, stehen, eine Prise nehmen, sich geberden wie diese, und handeln wie sie, sah viele Damen den Nachtviolen gleichen, mit Cicisbeen wechseln, wie mit Häubchen und Hüten, ein tadelloses Leben als unmodig und pedantisch verachten, und Abweichungen vom Sittengesetze als savoir vivre gefällig belächeln.

Ich sah den Redlichen, der keine Beförderung erschmeicheln, oder erbübeln wollte, dem sein innerer Richter mehr galt, als sein äußerer hochgebietender Zwingherr, behohnlachen.

Ich sah die Ehrlichkeit durch boshafte Lästerung, die Liebe zur Gerechtigkeit durch Kabale niedergedrückt, den Betrug durch Rang, Gewaltthaten durch Kriecherei gesichert, und Verfolgung der Rechtschaffenen als Verdienst belohnt.

Ich sah Verächter des Lobenswerthen eine Secte bilden, welche groben Ton göttlich, Unsinn genialisch, Unverständlichkeit heilige Mystik nannte.

Ich sah Taubstumme schriftlich reden, und auf den Augenwink eines Despoten Redende taubstumm werden. Ich sah Richter und Staatsmänner, die mit ihrer Unbestechlichkeit, mit ihrem Muthe, für Wahrheit und Recht zu kämpfen, prunkten, aber, wenn der Spruch einen Verwandten oder Freund treffen sollte, ihre Un-

gerechtigkeit vor ihrem Gewissen zu beschönigen wußten.

Ich sah Gefangene, die ein freies wahres Wort um den Frühling ihres Lebens brachte, und Schmeichler, Lügner, Verläumder, Betrüger, die Weh über den Schuldlosen ausriefen, der sie verachtete.

Ich sah den Egoismus mit der Geldgier und Rangsucht den geheimen Dreibund beschwören, und jeder häuslichen Tugend, jedem patriotischen Gefühle feindselig widerstreben.

Ich sah — die Welt. Muß ich meinen Augen den Prozeß machen? Ist's mein Fehler, daß ich hell sah?

Die Blumenmaid.

Emsig durch die duft'gen Beete
Wallet still die Gärtnerin,
Blümlein wählend, Blümlein pflückend,
Tritt sie nun zur Rose hin.

Strenge Herrin laß mich blühen!
Neidest doch nicht meinen Glanz? —
Darfst nicht fehlen, darfst nicht fehlen;
Bist die Perl' in meinem Kranz.

Und sie pflückt sie trotz des Flehens,
Lächelt froh ob dem Gewinn. —
Sieh' — da tritt mit strenger Sichel
Zu der Maid der Schnitter hin.

Laß mich blühen, laß mich blühen!
Neidest doch nicht meinen Glanz! —
Darfst nicht fehlen, darfst nicht fehlen,
Bist die Ros' in meinem Kranz,

Friedr. Steinmann.

Einsylbiges Räthsel.

Ein kleines Wort, doch reich an tiefem Sinn,
Nimm, Räthselfreund, zur Unterhaltung hin.

Es hat sich furchtbar in der Welt gemacht,
Dein Ohr vernimmt es täglich zweimal gern.
Von Luther ward es zwiefach kühn verlacht,
Von Unvorsicht'gen bleibt es zehnfach fern.

Willst Du's leibhaftig sehn? Der ganze Leib
Besteht aus nichts als einem Reifenpaar.
Im Munde führt es, nicht zum Zeitvertreib,
Der Offizier vor der bewehrten Schaar.

Such Du es da, wo's ruht, wo's heimisch ist,
So findest Du die Nachbarn gar verschieden;
Zur Linken droht ein böses Weib mit Zwist,
Und edle Jungfern wohnen rechts in Frieden.

Fändest Du mit Sinnen und mit Lesen
Dich noch nicht in dieß verkappte Wesen?
Nun, so geb' ich Mützchen in den Kauf:
Eins um's andre setze Du ihm auf.
Der Gestalten werden freilich viele,
Doch den Rather führen sie zum Ziele.

Sieh', jetzt fliegt es mit Dir durch die Wogen,
Langsam kommt's den Fahrweg hergezogen.
Mancher große Herr und große Knecht
Liebt und übt es mehr noch als das Recht.

Ferner ist's, als Niemands Freund, verschrieen,
Müden zur Erquickung stets gediehen.
Schalten läßt's mit fremden Eigenthum,
Reichen dient's zum Hochgenuß und Ruhm.
In der Erde führt es zu Metallen,
Auf der Erde macht es Tapfre fallen.

So veränderst Du des Worts Natur,
Leihst Du ihm ein andres Häubchen nur.
Merktest Du, wie viele deren waren,
Ei, so hast Du, was Du suchst, erfahren.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 8.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 26. Januar. 1823.

In der Erden dunklem Schoose
Blühen uns die schönsten Loose,
Strahlet uns ein Göttlich Licht.
Einst durch düstre Felsenspalten
Wird es seinen Sitz entfalten,
Aber wir erblinden nicht.
Theod. Körner.

Stimme der Erde.

Zürnet nicht der mütterlichen Erde,
Die Euch All' an ihrem Busen trägt!
Duldet still und ruhig die Beschwerde;
Meine Treu' ist's die Euch sorgsam pflegt.
Holde Gaben liebend Euch zu spenden,
Schmückt mit eignem Reiz sich jedes Land,
Und was immer Euch die Stunden senden,
Ihr empfangt es aus der Mutter Hand!

Wie die Braut am festlichen Altare,
Zier im Frühling ich die junge Flur;
Flecht' ihr Blüthen in die Lockenhaare,
Zarte Kinder lieblicher Natur.
Freundlich lacht mein Grün auf ihren Matten,
Krönt die Höhen und das stille Thal,
Wölbt zum Dom sich in der Haine Schatten,
Euch zu schirmen vor des Mittags Strahl.

Reiche Aehren wind' ich Euch zum Kranze,
Zieh' Euch Florens holde Töchter groß.
Der Begeist'rung schöpferische Pflanze,
Du, o Rebe, keimst aus meinem Schooß.
Goldne Frucht glänzt von des Baumes Zweigen,
Wenn der Herbst mit seiner Fülle naht,
Und die Aeste sanft herab sich neigen,
Zu verschönen meiner Pilger Pfad.

Mich umleuchten Myriaden Sterne;
Heiter schließ' ich ihren Reih'n mich an.
Und aus ihrer unerreichten Ferne
Schaut die Sonne mild auf meine Bahn.
Jedem ward von mir sein Theil beschieden,
So die Hütte, wie das Marmorhaus;
Und in meinen Armen ruh'n die Müden
Von des Lebens langer Arbeit aus.

Darum laßt auch mir ein Lied erklingen,
Denn auch ich gewähr' Euch Freud' und Glück.
Wird der Geist sich einst zum Himmel schwingen,
Richt' er noch auf mich des Dankes Blick!

An der Erdenwallfahrt niedern Pforte
Schimmern weit, zu meines Namens Ruhm,
Ew'ger Weisheit helle Flammenworte:
„Erst die Halle, dann das Heiligthum!"

Hohlfeld.

Der Freischütz.

(Fortsetzung.)

8.

Der Förster ging schlafen und ließ Wilhelmen in der peinlichsten Unruhe. Er warf sich vergebens auf sein Lager, der Schlaf floh seine Augen. Der Stelzfuß, Georg, Käthchen, der fürstliche Kommissär, der den Probeschuß verlangte, schwebten abwechselnd seinen Augen vor, und eine fieberhafte Phantasie verwirrte ihre Gestalten zu furchtbaren Gruppen Bald drohte ihm der unglückliche Geisterbeschwörer warnend als ein blutiges Schreckbild, bald verwandelte sich seine drohende Miene in Käthchens hinsterbendes, todtenbleiches Gesicht, und der Stelzfuß stand mit hölischem Hohngelächter daneben. Bald stand er selbst, zum Probeschuß fertig, vor dem fürstlichen Kommissär, er zielte, schoß und — fehlte. Käthchen sank in Ohnmacht, der Vater verstieß ihn, da kam der Stelzfuß uud brachte ihm neue Kugeln — zu spät, kein zweiter Schuß war ihm verstattet.

So verstrich ihm die Nacht. Mit dem frühesten Morgen ging er in den Wald, und nicht ganz absichtslos nach der Stelle, wo der Invalid ihm begegnet war. Die frische, klare Morgenluft hatte die düstern Bilder der Nacht in ihm verweht. Thor, sprach er zu sich selbst, weil du das Geheimnißvolle nicht begreifst, muß es darum ein feindliches Geheimniß seyn? Und ist es so unnatürlich, was ich suche, daß Geisterhülfe dazu nöthig wär? Der Mensch bändigt den mächtigen Trieb des Thieres, daß es nach des Herrn Willen sich bewegt, warum sollt' er nicht durch natürliche Kunst den Lauf des todten Metalls lenken können, das erst durch ihn Bewegung und Kraft erhält? Die Natur ist so reich an Wirkungen, die wir nicht begreifen, sollt' ich mein Glück um eines Vorurtheils willen verscherzen? Geister werd' ich nicht rufen, aber die Natur und ihre verborgenen Kräfte will ich auffordern und gebrauchen, auch wenn ich ihre Geheimnisse zu entziffern nicht vermögend bin. Ja, ich suche den alten Stelzfuß auf, und find' ich ihn nicht, — nun ich werde beherzter seyn, als jener Georg, ihn stachelte Uebermuth, mich ruft Lieb' und Ehre.

Allein der Stelzfuß war nicht zu finden, so angelegentlich auch Wilhelm suchte. Niemand von allen, die er fragte, wollte einen Menschen, wie er ihn beschrieb, gesehen haben.

Der folgende Tag verging unter eben so fruchtlosen Nachforschungen.

So sei es denn! — beschloß Wilhelm — die Tage sind mir zugezählt. In dieser Nacht noch geh' ich auf den Kreuzweg im Walde. Dort ist es einsam, niemand sieht meine nächtliche Arbeit und den Kreis verlaß ich nicht, bis mein Werk vollendet ist.

9.

Der Abend dämmerte, und Wilhelm hatte sich mit Blei, Kugelform, Kohlen und allem Nöthigen versehen, um nach dem Abendessen unvermerkt das Haus verlassen zu können. Er wollte sich eben entfernen und wünschte dem alten Förster eine ruhige Nacht, als dieser seine Hand faßte.

Wilhelm — sprach er — ich weiß nicht, wie mir so sonderbar zu Muth ist, ich fühle mich beklommen, daß ich mich vor dieser Nacht fürchte, wer weiß, was mir bevorsteht. Willst du mir einen Gefallen thun, so bleib diese Nacht

bei mir, du mußt dir darum nicht bange seyn lassen, es ist nur für mögliche Fälle.

Käthchen erbot sich sogleich, bei ihrem Vater zu wachen, und wollte seine Pflege niemand anders, selbst ihrem Wilhelm nicht, anvertrauen, aber der Vater Bertram wies sie zurück. Ein andermal kannst du bleiben — sagt' er — heut' ist mir's als wär ich ruhiger, wenn ich den Wilhelm bei mir habe.

Wilhelm hätte gern Einwendungen gemacht, aber Käthchen empfahl ihm die Pflege ihres Vaters so dringend und mit so unwiderstehlichen Bitten, daß er gern blieb und seinen Vorsatz bis zur folgenden Nacht aufschob.

Nach Mitternacht ward Vater Bertram ruhig und schlief fest, so daß er am Morgen selbst über seine Angst lächelte. Er wollte mit Wilhelm in den Wald, allein dieser hoffte auf den unsichtbar gewordenen Unbekannten, und hielt den Förster mit scheinbarer Besorgniß um seine Gesundheit ab. Der Invalid zeigte sich nicht und Wilhelm beschloß zum zweitenmal den Gang auf den Kreuzweg.

Als er am Abend von der Jagd zurückkam, sprang ihm Käthchen freudig entgegen. Rath' einmal, Wilhelm — rief sie — wen du bei uns findest. Du hast Besuch bekommen, recht lieben Besuch; aber ich sag' es dir nicht, du mußt rathen.

Wilhelm war nicht aufgelegt zum Rathen und noch weniger Besuch zu sehen, denn der liebste war ihm heute ein unwillkommner Störer. Er wies Käthchen's Freude mit Unmuth zurück, und sann auf einen Vorwand umzukehren; da öffnete sich die Thür des Hauses und der Mond beleuchtete einen ehrwürdigen Greis in Jägerkleidung, der heraustretend die Arme gegen Wilhelm ausbreitete.

„Wilhelm!" rief ihm eine bekannte freundliche Stimme zu, und Wilhem fühlte sich von den Armen seines Oheims umfangen.

Die ganze Zaubergewalt schöner Erinnerungen von kindlicher Liebe, Freude und Dankbarkeit drang mächtig auf Wilhelm ein, und vergessen war das nächtliche Vorhaben, als mitten im frohen Gespräch die Mitternachtstunde schlug und Wilhelmen schauerlich an das Versäumte erinnerte.

Noch eine Nacht nur ist mir über — dacht' er — morgen oder nie! — Die heftige Bewegung in seinem Innern entging selbst dem Greise nicht, aber gutmüthig suchte er den Grund in Wilhelms Ermüdung, und entschuldigte sich des langen Gesprächs wegen mit seiner Abreise, die er nicht länger als bis morgen früh verschieben könne. Laß dich das Stündchen heut nicht reuen — sagte er beim Auseinandergehen zu Wilhelm — du schläfst vielleicht nun um so sanfter.

Für Wilhelm hatten diese Worte einen tieferen Sinn. Er ahndete dunkel, daß die Ausführung seines Vorhabens die Ruhe des Schlafs von ihm scheuchen könnte.

10.

Der dritte Abend kam. Was gethan werden sollte, mußte heut geschehn, denn auf morgen war die Probe angesetzt. Den ganzen Tag hatte Mutter Anne mit Käthchen im Hause herumgeschäftet, um den vornehmen Gast anständig zu empfangen. Am Abend war alles auf das Beste geschmückt. Mutter Anne umarmte Wilhelmen, als er von der Jagd zurückkehrte, und begrüßte ihn zum Erstenmale mit dem liebevollen Sohnesnamen. In Käthchens Augen glühte die zarte Sehnsucht einer jungen liebeglühenden Braut. Der Tisch war festlich mit deutungsvollen Blumen geschmückt, und reicher als sonst

mit Wilhelms Lieblingsspeisen von der Mutter, und mit lange gesparten Flaschen von dem Vater besetzt. Heute ist unser Fest, sagte der alte Förster, indem er in seinem Bräutigamsschlafrock hereintrat, morgen sind wir nicht allein und können nicht so traulich und herzlich bei einander sitzen, drum laßt uns froh seyn, als wollten wir heute für das ganze Leben uns freuen.

Er umarmte Alle, und war so bewegt, daß ihm die Stimme versagte. Nun Väterchen — sagte die Försterin mit bedeutendem Lächeln, — ich denke doch, die jungen Leute werden morgen noch froher seyn, wie heute, verstehst du mich?

Ich versteh dich wohl, Mutter — erwiederte der Förster — mögen's denn die Kinder auch verstehn, und sich voraus freuen. Kinder, der Pfarrer ist auf morgen mit eingeladen, und wenn Wilhelm gut geschossen hat...

Ein Geprassel und ein lauter Schrei von Käthchen unterbrach hier den Förster. Kuno's Bild fiel wieder von der Wand und die Ecke des Rahmens verwundete Käthchen an der Stirn. Der Nagel schien zu locker in der Wand gestanden zu haben, denn er fiel mit der Kalkbekleidung nach.

Ich weiß auch nicht — sagte der Förster verdrießlich — warum das Bild nicht ordentlich aufgehängt wird, das ist nun das zweitemal, daß es uns erschreckt. Hast du Schmerz, Käthchen?

Es ist unbedeutend — versetzte sie freundlich und wischte das Blut aus den Locken — ich bin nur sehr erschrocken.

Wilhelm war fürchterlich bewegt, als er Käthchens todtenbleiches Gesicht und das Blut an ihrer Stirn sah. So hatte sie seine Phantasie in jener entsetzlichen Nacht ihm gezeigt, und alle diese Bilder wurden jetzt aufgeregt und folterten ihn von neuem. Sein Vorsatz, diese Nacht das zweideutige Werk zu beginnen, war heftig erschüttert, aber der Wein, den er, um seine innere Qual zu verbergen, schneller und häufiger als gewöhnlich trank, erfüllte ihn mit einem wilden Muth, er beschloß von neuem, kühn das Wagstück zu unternehmen, und sah in seinem Vorhaben nichts als den schönen Kampf der Liebe und des Muthes mit der Gefahr.

Die Glocke schlug jetzt Neun. Wilhelmen pochte das Herz gewaltig. Er suchte einen Vorwand sich zu entfernen; vergebens, wie konnte der Bräutigam am Hochzeitvorabend die Braut verlassen? Die Zeit flog ihm pfeilschnell vorüber, er litt namenlose Qualen in den Armen der belohnenden Liebe. Zehn Uhr war nun vorüber, der entscheidende Augenblick war gekommen. Ohne Abschied schlich Wilhelm sich von der Seite der Braut; schon war er mit seinem Werkzeug vor dem Hause, da kam die Mutter ihm nach. Wo hin, Wilhelm? fragte sie ängstlich. Ich habe ein Wild angeschossen, und es im Taumel vergessen, war die Antwort. Vergebens bat sie, vergebens schmeichelte ihm Käthchen, die in seiner verstörten Eile etwas ahndete, was ihr unerklärlich schien. Wilhelm drängte beide zurück und eilte in den Wald.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorrichtung um Eisenarbeiter vor Staub zu sichern.

Zu den ungesundesten Arbeiten gehört die der Nadelspitzer. Die Luft, die sie beständig einhauchen, ist mit einem äußerst feinen, kaum fühlbaren metallischen Staube geschwängert, und erzeugt eine Engbrüstigkeit, welche dem Leben des Leidenden gewöhnlich zwischen dem 25 und 35 Jahre ein Ende macht. Einem angesehenen Arzte zu Reddit (Hrn. Abraham, wo die erste Nadel

fabrik Englands besteht, ist während der dreißigjährigen Ausübung seiner Kunst kaum ein Beispiel von einem Nadelspitzer vorgekommen, der das Alter von 40 Jahren erreicht hätte. Hr. Abraham will nun ein wohlfeiles Mittel gegen dieses beschwerliche Uebel erfunden haben; dieß besteht nähmlich in einer schirmartigen Vorrichtung mit Magneten, die sich, nach den, bey der Gesellschaft der Künste, Manufacturen und des Handels eingegangenen Zeugnissen, als ein vollkommener Staubableiter bewährt. Für einige besondere Vorrichtungen hat Hr. Abraham auch magnetische Binden erfunden, um Mund und Nacken zu tragen, bestimmt jedes Staubtheilchen, was in den Mund dringen will, abzuziehen.

Russischer und preußischer Handel mit China.

Petersburg, 9. July. Im März sind zu Kächta für 915,681 Rubel Russische und ausländische Waaren und preußische Transito-Tücher, an die Chinesen, gegen Nankin, Thee, Tabak, Seide und dergleichen vertauscht worden. Zu Malmidtschina kamen im nämlichen Monate aus dem Inneren Chinas 200 Kamele und 112 Frachtwagen mit Waaren an, um dafür Russische Produkte einzukaufen.

Aus der Kriegsgeschichte der Türken und ihrer Nachbarn.

Von K. Vogel.

Tapfer, wie Zriny, aber nicht so glücklich im Sterben war der Graf Steffan von Losonez, österreichischer Statthalter von Temeswar. Hart ward er im J. 1552 in der Hauptstadt seines Comitats, Temeswar, von den Türken, unter der Anführung des Beglierbeg Achmet, bedrängt. Dabei fehlte es ihm an Pulver, Lebensmitteln, Geld und Leuten, da durch die Belagerung die Besatzung sehr abgenommen hatte. Endlich war er deshalb genöthigt, sich mit allen seinen Leuten in den Thurm zu werfen, der über das große Thor gebaut war. — Hier stellte er seinen Soldaten in einer kräftigen Anrede vor; „daß, wenn sie in dieser Vertheidigung, im Kampfe wider die Feinde des christlichen Namens umkommen würden, dort Himmel und Unsterblichkeit ihrer warten, hier unvergänglicher Nachruhm ihnen bleiben müßte." So ermunterte er sie auf jede Art, trug Sorge für die Verwundeten, war überall gegenwärtig, wo es Arbeit gab, und hielt die Belagerung ganzer 32 Tage aus, bis die Türken Minen anlegten, worauf Losonez mit seinem Häuflein sich in das Schloß zurückzog. Auch dieß vertheidigte er einige Tage mit herrlichem Erfolg. Da aber der Mangel an allem Unterhalt immer drückender wurde, stellte man ihm vor, daß es Ungerechtigkeit sey, Männer, die ihre Pflicht gethan, und die man bei anderen und besseren Gelegenheiten noch brauchen könnte, unter den Ruinen zu begraben; und die spanischen Truppen droheten sogar, sie würden für sich selbst kapituliren. Da gab endlich Losonez nach und man ließ, nachdem der Stab darüber berathschlagt hatte, dem feindlichen Heerführer die Bedingungen wissen; unter denen man ihm das Schloß übergeben wollte. Man verlangte „völlig freien Abzug mit fliegenden Fahnen und sicheres Geleit bis an einen bestimmten Ort." — Achmet sagte alle diese Bedingungen eidlich zu und übersendete Losonez überdieß noch einen von ihm eigenhändig geschriebenen Firman, in welchem alles feierlich bestätigt war. — Die Besatzung zog ab. Steffan von Losonez hielt sich in der Mitte, um gleich seine Maßregeln zu nehmen, im Fall eine

Treulosigkeit von Seiten der Türken beabsichtigt wäre. Kaum war er an Achmet und den übrigen ottomanischen Generalen vorbei, so sah er einen seiner Lieblinge, Namens Tomont, der sein großes Schwert trug, sich von der Seite wegnehmen. Die Kränkung konnte es nicht ertragen. — Aufgebracht, rief er die Seinigen mit lauter Stimme zu den Waffen, und in demselben Augenblick riß er einem Türken den Säbel von der Seite, hieb damit einen Sangsaken, der sich ihm wiedersetzte, nieder und ließ alle, die herbei eilten, ihn zu umringen, seinen Arm fühlen. Von der Menge der Feinde überwältigt, mit tödtlichen Wunden bedeckt, schleppte man ihn endlich vor Achmet, welcher nach vielen Vorwürfen, mit denen er den Sterbenden überhäufte, ihm auf der Stelle den Kopf abschlagen ließ und denselben auf einem Spieß, als Triumphzeichen, nach Constantinopel schickte. — Keiner von der übrigen Besatzung kam mit dem Leben davon; sie wurden alle niedergehauen.

Natal. Com. Hist. sui temp. L. V. — P. Prag Anal. p. V. L. VI. pag. 468.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Schamröthe ist die Morgenröthe des Paradieses der Unschuld und die Sitte ist der Cherub mit dem flammenden Schwerdte, der es schirmt. Weichet die Sitte und wandelt die Morgenröthe sich in die Abendröthe der Schuld, dann wagt sich jeder Lustwandelnde hinüber in den schirmlosen Rosengarten.

In Sparta wurden diejenigen für ehrlos erklärt, die nicht heiratheten und an gewissen Festen war es den Weibern erlaubt, die jungen Hagestolze vor die Altäre zu schleppen und zu peitschen.

Als Gott schuf, da ging er vom Leblosen zum Lebendigen, von Vernunftlosen zum Vernünftigen, immer vom Schlechteren zum Vortrefflichern über und sein letztes Werk war das Weib. —

Zwei verschiedene Eheklassen und folglich auch Ehegeschicke sind vorhanden; die breite gemeine Klasse begehrt die Ehe nur, um zu leben und leben zu lassen, kurz, nur zu vierhändigen Geschäften. Die kleinere verlangt nur Herzen, nämlich zwei und höchstens ein drittes unter dem Herzen.

Je später die Ehe, desto schwieriger. Einen Hagestolzen zu ehelichen, ist fast gefährlicher als eine Wittwe. Denn diese erwartet Männer, wie sie einmal sind und fühlt weniger Furcht, als sie vielleicht giebt. Jener hingegen verlangt alle seine vorigen Liebschaften in seiner letzten conzentrirt.

Ein sanftes Nachgeben besiegt, besonders den Mann, sogar die Frau weit mehr, als starres Widerstreben; so wie die Degenklinge und die Kugel sich an federweichem Widerstande brechen.

Die Liebe stirbt, wie die Menschen, öfterer am Uebermaas, als am Hunger; sie lebt von Liebe, aber sie gleicht den Alpenpflanzen, die sich vom Einsaugen der nassen Wolken ernähren, und die zu Grunde gehen, wenn man sie besprengt.

„O wie wollt ich jetzt anders gegen dich seyn!" so sagen wir alle, wenn wir die begraben, die wir gequälet haben; aber an demselben Abende werfen wir den Wurfspieß tief in eine andere noch warme Brust. O wir Schwächlinge mit starken Vorsätzen! Wenn heute die zerlegte

Gestalt, deren verwesende, von uns selber geschlagene Wunden wir mit reuigen Thränen und bessern Entschlüssen abbüßen, wieder neu geschaffen und jugendlich überblüht in unsere Mitte träte, und bei uns bliebe; so würden wir blos in den ersten Wochen die wiedergefundene, liebere Seele vergebend an unsern Busen, aber später wie sonst in die alten, scharfen Marterinstrumente drücken. —

Geringfügigkeiten sind die Proviantbäckerei der Liebe; die Finger sind die electrischen Auslader eines an allen Fibern glimmenden Feuers; Seufzer sind Leittöne konvergirender Herzen, und das allerschlimmste und stärkste dabei ist ein Unglück: denn die Flamme der Liebe schwimmt wie die von Naptha, gern auf Thränenwasser.

Unter den Sternen, unter den Tönen der Nachtigall, die nicht am Echo, sondern an den fernen herabschimmernden Welten zurückzuschlagen scheinen, neben dem Monde den der sprudelnde Bach am gestickten gewässerten Bande fortzieht und der unter die kleinen Schatten des Ufers wie unter Wolken einkriecht, o unter solchen Gestalten und Tönen wird der Mensch ernst, und wie das Abendläuten sonst erklang, um den Wanderer durch die großen Waldungen in die Nachtheimath zurück zu weisen, so sind in der Nacht solche Stimmen in uns und um uns, die uns aus unsern Irrgängen rufen und die uns stiller machen, damit wir unsere Freude mäßigen und fremde malen können.

Anekdoten.

Zwei Engländer, schon Männer von reiferem Alter, alte Bekannte, wohlhabende Leute, verabredeten sich, drei bis vier Jahre das feste Land zu durchreisen. Sie verschafften sich zu diesem Ende alle nöthigen Empfehlungen in den vorzüglichsten Städten von Europa, trafen sorgfältig alle erforderlichen Vorkehrungen zu einer so langen und weiten Reise, schifften sich ein und kamen nach einer Reise von sieben Tagen glücklich nach Brüssel.

Dort erhielten sie in dem Wirthshause, wo sie eingekehrt waren, eine Schnepfe und ein Feldhuhn zum Abendessen. Sie geriethen ganz zufällig in einen Streit darüber, welches von diesen beiden Geflügeln zuerst zerlegt werden sollte: der Zwist wurde so heftig, und Beide darüber so aufgebracht, daß sie sich gegenseitig nicht allein trennten, und auf ihren gemeinschaftlichen Reiseplan Verzicht leisteten, sondern daß sie auch alle freundschaftliche Verbindungen für immer aufzuheben beschlossen. Den folgenden Morgen kehrte der Eine über Calais, der Andere über Holland in die Heimath zurück.

Viersylbige Charade.

Die ersten zwei.

Es schläft in der Erde finstern Klüften
Ein kühner Beherrscher der Welt.
Verkleidet entsteigt er des Schlummers Grüften,
Bis daß in der Flamme Schöpfungslüften
Das Grabesgewand ihm entfällt.

Dann, in der Männerkraft Siegergewande,
Besteigt er, den glänzenden Thron,
Da naht ihm Merkur -- der Göttergesandte --
Es steht zu ihm Themis, die von ihm Verbanke,
Vulkan umarmt ihn als Sohn.

Und alle wollen Geschenke erbeuten,
Diana selbst schließt sich nicht aus,
Doch mit der Eifersucht Zürnen und Neiden
Stehn Ceres und Mars dem Herrscher zur Seiten,
Daß mächtig er schirme ihr Haus.

Der Jugendgott nur mit der flammenden Leyer,
Apoll mit der heiligen Schaar,
Bleibt zürnend zurück von der Krönungsfeier,
Denn nur der Ideale selige Weiher
Umwogen des Gottes Altar.

Die letzten zwei.

Doch wie wir ihn sehen die ersten verachten,
Verachten die zweiten auch ihn,
Die haben ein einziges seliges Trachten,
Nur knöcherne Kämpfer fechten die Schlachten,
Für die sie voll Heldensinn glüh'n.

Das Ganze.

Und wenn sich die Worte zum Ganzen vereinen,
Erscheinet ein Goliath zwar,
Der alles tritt nieder mit Riesenbeinen,
Doch kleidet ein David bei Zittern und Weinen
Ihn in der Feigheit Talar.

Aus Wiltbald's Nachlasse.

Schachspiel.

Zum Beweise wie sehr auch hier dies edle Spiel geübt wird, mag die Lösung folgender Aufgabe dienen, die von einem der geschicktesten Spieler des hiesigen Schach-Clubbs gefunden ist. In keinem der über das Schachspiel erschienenen Werke ist dieser Satz so ausführlich behandelt worden, und dürfte daher mancher Schachliebhaber wohl Interesse daran finden.

Die Frage ist: Welche Bahn hat der Springer zu beschreiben, um, von den acht untersten Feldern ausgehend das ganze Schachbrett zu durchwandern ohne auch nur ein Feld zu übergehen?

A

30	45	16	5	32	47	18	7
15	4	31	46	17	6	33	48
44	29	52	61	56	59	8	19
3	14	55	58	53	62	49	34
28	43	63	51	60	57	20	9
13	2	25	54	64	50	35	38
42	27	12	23	40	37	10	21
1	24	41	26	11	22	39	36

B

31	18	5	44	33	20	7	46
4	43	32	19	6	45	34	21
17	30	53	62	55	64	47	8
42	3	56	59	52	61	22	35
29	16	41	54	63	58	9	48
2	13	28	57	60	51	36	23
27	40	15	12	25	38	49	10
14	1	26	39	50	11	24	37

C

16	5	44	29	18	7	46	31
45	28	17	6	45	30	19	8
4	15	62	53	60	55	32	47
27	42	59	56	63	52	9	20
14	3	26	61	54	57	48	33
41	38	13	58	51	64	21	10
2	25	36	39	12	23	34	49
37	40	1	24	35	50	11	22

D

5	20	33	46	7	22	35	48
32	45	6	21	34	47	8	23
19	4	55	52	57	64	49	36
44	31	60	63	54	51	24	9
3	18	53	56	61	58	37	50
30	43	62	59	38	25	10	13
17	2	41	28	15	12	39	26
42	29	16	1	40	27	14	11

E

18	33	46	7	20	35	48	9
45	16	9	34	47	8	21	36
32	17	60	63	58	51	10	49
5	44	57	54	61	64	37	22
10	31	62	59	52	55	50	11
45	4	53	56	13	38	23	26
31	15	2	41	28	25	12	39
3	42	29	14	1	40	27	24

F

35	22	7	48	37	24	9	50
6	47	36	23	8	49	38	25
21	34	57	60	55	26	51	10
46	5	54	63	58	39	14	27
33	20	59	56	61	52	11	40
4	45	62	53	64	13	28	15
19	32	43	2	17	30	41	12
44	3	18	31	42	1	16	29

G

46	7	22	35	48	9	24	37
21	34	47	8	23	36	49	10
6	45	64	61	58	51	38	25
33	20	55	52	63	60	11	50
44	5	62	59	54	57	26	39
19	32	53	56	41	28	15	12
4	43	30	17	2	13	40	27
31	18	3	42	29	16	1	14

H

7	46	19	34	9	48	21	36
18	33	8	47	20	35	10	49
45	6	55	58	51	62	37	22
32	17	52	61	54	57	50	11
5	44	59	56	63	38	23	26
16	31	64	53	60	25	12	39
43	4	29	14	41	2	27	24
30	15	42	3	28	13	40	1

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen.

Achter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 9.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 30. Januar 1823.

So prangt des Lebens schönste Farbe
Ins volle Blüthenthum gestellt,
So harrt die reichste Hoffnungsgarbe
Dem Schnittertag der bessern Welt.
Th. Körner.

Die Blumen.

Um des Menschen Stirne blühet
Immerdar ein neuer Kranz,
Maienglöckchen silbern glühet
Durch der Rosen Pupurglanz.

Leuchtend steigt die goldne Sonne,
In der offnen Rosenkrone
Glänzt des Veilchens blaues Licht,
Wenn der Mittag sengend glühet,
Durch des Kranzes Blumen blühet
Sinnig das Vergißmeinnicht.

An des Mädchens Busen winken
Lilien so klar und weiß,
Von des Jünglings Stirne blinken
Eichenblatt und Lorberreis.

Wenn des Abends Nebel fallen,
Wenn des Abends Lüfte wallen,
Sinkt wohl manche Blume hin,
Sinkt wohl manche Rose nieder,
Und es wehet dunkler Flieder
Durch der Blätter falbes Grün

Wenn des Mondes leichter Flimmer
Durch die blauen Nebel bricht,
Glänzt im Kranz des Epheu's Schimmer,
Wie ein sinkend Sternenlicht.

Hör'st Du wild den Nachtsturm tosen? —
Weh, er bricht die letzten Rosen,
Knickt die Blumen alle ab —
Und die hell' um's Haupthaar glühten,
Alle sinken, alle blühten —
Und sie sinken auf das Grab.

Und des Grabes neue Halme
Flechten einen neuen Kranz,
Um des Friedens milde Palme
Wehet still ein Sternenglanz.

Franz von Schlechta.

Der Freischütz.

(Fortsetzung.)

11.

Der Mond war im Abnehmen und stieg dunkelroth am Horizont herauf. Graue Wolken flogen vorüber und verdunkelten zuweilen die Gegend, die bald darauf sich wieder plötzlich vom Mondstrahl aufhellte. Die Birken und Aspen standen wie Gespenster im Wald und die Silberpappel schien Wilhelmen wie eine weiße Schattengestalt zurück zu winken. Er schauderte und die wunderähnliche Störung seines Vorhabens in den letztvergangenen Nächten, das bedeutende, wiederholte Fallen des Bildes schien ihm die letzte Abmahnung seines weichenden Schutzgeistes von einer bösen That zu seyn.

Noch einmal schwank't er im Vorsatz. Schon woll't er umkehren, da war es, als flüsterte ihm eine Stimme zu: Thor! hast du nicht schon den Zauber gebraucht, scheust du nur die Mühe des Erwerbs? — Er stand, der Mond trat glänzend aus der dunkeln Wolke und beleuchtete das friedliche Dach der Försterwohnung. Wilhelm sah Käthchens Fenster im Silberglanz flimmern, er breitete seine Arme aus und schritt bewußtlos nach der Heimath zurück; da flüsterte die Stimme von neuem, ein neuer Windstoß brachte den Schlag des zweiten Stundenviertels. Fort, zur That! rief es um ihn: Zur That, wiederholte er laut, feig ist es und kindisch auf halbem Wege umzukehren, thöricht das Große aufzugeben, wenn man um kleineres schon vielleicht — sein Heil gewagt hat. Ich will vollenden.

Er schritt mit großen Schritten vorwärts, der Wind jagte die zerrissenen Wolken wieder vor den Mond, und Wilhelm trat in die dichte Finsterniß des Waldes.

Jetzt stand er auf dem Kreuzweg. Der Zauberkreis war gezogen, die Schädel und Todtenbeine rings umher gelegt. Der Mond hüllte sich immer dichter in das Gewölk, und ließ die düstern Kohlen, von abwechselnden Windstößen aufgeblasen, allein die nächtliche That mit einem trüben röthlichen Scheine beleuchten. In der Ferne schlug eine Thurmuhr das dritte Stundenviertel an; Wilhelm legte die Gießkelle auf die Kohlen und warf das Blei hinein, nebst drei Kugeln, die schon früher einmal getroffen hatten, denn von diesem Gebrauch der Freischützen erinnerte er sich in seiner Lehrzeit gehört zu haben. Im Walde fing es nun an sich zu regen. Zuweilen flatterten Eulen, Fledermäuse, und anderes lichtscheues Nachtgeflügel vom Schein geblendet, auf. Sie fielen von ihren Zweigen und setzten sich um den Zauberkreis, wo sie dumpf krächzend mit den Todtenschädeln unverständliche Gespräche zu halten schienen. Ihre Zahl vermehrte sich, und unter ihnen huschten neblichte Gestalten, wie Wolken hin, bald thierähnlich, bald menschlicher gebildet. Der Windstoß spielte mit ihren trüben Dunstkörpern, wie mit abendlichem Thaugewölk; nur Eine stand schattenähnlich, aber unverändert unfern dem Kreis und blickte starr und wehmüthig auf Wilhelm. Zuweilen hob sie die blassen Hände klagend empor, und schien zu seufzen. Die Kohlen brannten düstrer, wenn sie die Hände erhob, aber eine graue Eule schwang die Flügel und fachte die verlöschenden an. Wilhelm wandte sich ab, denn das Angesicht seiner todten Mutter schien aus der düstern Gestalt mit klagender Wehmuth ihn anzublicken.

Da schlug die Glocke Eilf. Die weiße Gestalt verschwand seufzend. Die Eulen und Nachtraben flatterten krächzend auf, die Schädel und Todtenbeine rasselten unter ihren Flügeln.

Wilhelm knieete an seinem Kohlenheerd, er goß, und mit dem letzten Glockenschlag fiel die erste Kugel aus der Form.

12.

Die Eulen und Todtenbeine ruhten. Aber auf dem Wege kam ein altes, gebücktes Mütterchen auf den Zauberkreis los. Sie war ringsum mit hölzernen Löffeln, Rührkellen und anderm Küchengeräth behangen, und machte ein fürchterliches Geklapper, die Eulen krächzten ihr entgegen und streichelten sie mit ihren Flügeln. Am Kreise bückte sie sich nach den Knochen und Schädeln, aber die Kohlen sprühten nach ihr und sie zog die dürren Hände zurück. Da ging sie um den Kreis und hielt Wilhelm grinsend ihre Waare entgegen. Gieb mir die Knöchelchen — gurgelte sie ihm zu — ich geb dir ein Löfelchen, gieb mir die Schädel, was soll dir der Bettel? Kann dir nichts frommen, wirst nicht entkommen, mußt mit zum Hochzeitreihn, lieb Bräut'gam mein.

Wilhelm schauderte, doch blieb er still und eilte mit seiner Arbeit. Das alte Weib war ihm nicht unbekannt. Eine wahnsinnige Bettlerin war sonst öfters in diesem Aufzuge in der Nachbarschaft umhergegangen, bis sie endlich im Irrenhause eine Versorgung gefunden hatte. Er wußte nicht, war es Wirklichkeit oder ein Trugbild, was sich ihm darstellte. Nach einer Weile warf die Alte zornig ihren Vorrath ab, und mit den Worten: Nimm das zur Polternacht, das Brautbett ist gemacht, morgen, wenn der Abend graut, bist du mir angetraut, komm bald feins Liebchen! trippelte sie langsam in den Wald.

Plötzlich rasselte es, wie Räder und Peitschengeknall. Ein Wagen kam mit einem Sechsgespann und Vorreitern. Was soll das hier auf der Straße? rief der vorderste; Platz da! Wilhelm blickte auf, dem Hufschlag der Pferde entsprangen Funken, und um die Wagenräder leuchtete es wie phosphorischer Schein. Wilhelm ahndete ein Zauberwerk und blieb ruhig. Hinan, hinan, hinüber, darüber, im tollen Lauf hinan, hinauf! rief der Vorreiter zurück, und im Augenblick stürmte die ganze Schaar auf den Kreis los. Wilhelm stürzte zu Boden, als die Pferde hoch über seinen Kopf bäumten, aber die luftige Reiterei sauste mit den Wagen in die Luft, drehte sich einigemal über den Zauberkreis und verschwand in einem Sturm, der die Wipfel zerriß und die Zweige weit umher streute.

Es verging einige Zeit, ehe sich Wilhelm vom Schreck erholte. Er zwang seine zitternden Hände fest zu halten und goß ungestört einige Kugeln. Da schlug die ferne, ihm wohlbekannte Thurmglocke. Tröstend, wie eine freundliche Stimme schallte ihm der Klang aus der Menschenwelt in den furchtbaren abgesonderten Kreis herüber, aber die Glocke schlug zweimal, dreimal. Er schauderte über den blitzschnellen Verlauf der Zeit, denn noch war nicht der dritte Theil seiner Arbeit vollendet. — Sie schlug zum viertenmal. Wilhelms Kraft war vernichtet, jedes Glied schien gelähmt und die Gießform entsank seiner bebenden Hand. Er horchte mit verzweifelnder Resignation auf den Schlag der vollen Stunde, der Klang säumte, zögerte, blieb aus. Ein Spiel mit dem Schall der ernsten Mitternachtstunde schien selbst den furchtbaren Mächten der Tiefe zu gewagt. Voll froher Ahnung ergriff Wilhelm seine Uhr, sie zeigte das zweite Viertel der Stunde. Er blickte dankbar zum Himmel, und eine fromme Empfindung mäßigte seinen Jubel, der gegen die Gesetze der dunkeln Welt eben in einem lauten Ausruf sich Luft machen wollte.

Gefaßt und gestärkt gegen neue Täuschung ging er muthig wieder an sein Werk. Tiefe Stille war rings um ihn, nur die Eulen schnarchten und stießen zu Zeiten die Schädel gegen die Todtenknochen. Auf einmal knisterten die Büsche. Der Ton war dem kundigen Jäger nicht fremd, er blickte hin, und, wie er vermuthete, eine wilde Bache brach durch das Gebüsch und rannte auf den Kreis los. Wilhelm ahndete hier keine Täuschung, er sprang auf, faßte sein Gewehr und drückte es schnell auf das wilde Thier ab, aber kein Funken sprang aus dem Stein, er zog den Hirschfänger, aber das borstige Unthier fuhr wie zuvor Wagen und Pferde, über ihn in die Luft und verschwand.

13.

Der geängstete Wilhem eilte, die verlorne Zeit einzubringen. Sechzig Kugeln waren gegossen, er blickte froh empor, die Wolken öffneten sich und der Mond warf seine hellen Strahlen wieder auf die Gegend. Da rief eine ängstliche Stimme im Walde: Wilhelm! Wilhelm! es war Käthchens Stimme. Wilhelm sah sie aus dem Gebüsch treten und furchtsam umher blicken. Hinter ihr keuchte das alte Weib und streckte die dürren Arme spinnenartig nach der Fliehenden, deren flatterndes Gewand sie zu erhaschen suchte. Käthchen sammelte die letzten ermattenden Kräfte zur Flucht, da trat ihr der Stelzfuß in den Weg, sie stockte einen Augenblick im Lauf, und jetzt faßte sie die Alte mit den entfleischten Knochenhänden. Wilhelm hielt sich nicht länger, er warf die Form mit der letzten Kugel aus der Hand, und eben wollt' er den Zauberkreis überspringen, da schlug die Glocke Mitternacht, das Zauberbild war verschwunden, die Eulen warfen flatternd Knochen und Schädel unter einander und flogen davon, die Kohlen verloschen, und Wilhelm sank erschöpft zu Boden.

Jetzt kam auf schwarzem Roß langsam ein Reuter heran. Er hielt vor dem zerstörten Zauberkreise. Du hast deine Probe gut bestanden, sprach er, was begehrst du von mir?

Nichts von dir — antwortete Wilhelm — was ich brauche, hab' ich mir selbst bereitet.

Mit meiner Hülfe — fuhr der Fremde fort — darum gehört mir mein Theil.

Mit nichten — rief Wilhelm — ich habe dich weder gedungen noch dir gerufen.

Der Reiter lächelte höhnisch. Du bist kühner — sprach er — als deines gleichen sonst zu seyn pflegen. Nimm die Kugeln, die du bereitet hast. Sechzig für dich, drei für mich; jene treffen, diese äffen, auf Wiedersehn, dann wirst du's verstehn.

Wilhelm wandte sich ab. Ich will dich nicht wiedersehn — rief er — verlaß mich!

Warum wendest du dich von mir? — fragte der Fremde mit furchtbarem Lächeln — kennst du mich?

Nein, nein! — schrie Wilhelm schaudernd — ich will dich nicht kennen, ich weiß nichts von dir! Wer du seyn magst, verlaß mich!

Der schwarze Reiter wendete sein Roß. Dein aufsteigendes Haupthaar — sagte er mit dumpfem Ernst — gesteht, daß du mich kennst. Ich bin der, den mit Schauder im Geist du sträubend nennst.

Mit diesen Worten verschwand er, und die Bäume, unter welchen er gehalten hatte, senkten verdorrte Aeste zum Boden.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Kriegsgeschichte der Türken und ihrer Nachbarn.

(Fortsetzung.)

Vor der Expedition der Türken gegen die Insel Candia im Jahre 1645, erließ der damalige Großherr, Ibrahim an die Bassen und Begs seines Reiches folgenden Firman, der sich besonders durch den großen Titel des Erlassers und seinem poetischen Schluß vor andern ähnlichen auszeichnet:

„Sultan Ibrahim, Sohn des allermächtigsten Kaisers, der jemals regieret, Vetter des allmächtigen Gottes, König der Türken in Griechenland, in Sarmatien, Damask, Phrygen, in Groß- und Klein Aegypten, Alexandrien, Armenien und Arabien; König der Könige der ganzen Welt, der in der heiligen Hauptstadt des Paradieses wohnt, Herr von ganz Asien, Afrika, Armenien und vom größten Theil von Europa, Fürst von Jericho, Wächter des Grabes des Propheten, Gottes und seiner Werke; das größte Licht der Welt vom Aufgang bis zum Niedergang; Herr der Herren und Fürst der Fürsten dieser Welt; das Schrecken und das Verderben der Christen, die Hoffnung der Osmanen und der Beschnittenen, der unvergleichliche Schatz, der Heilige und Hochwürdige" *)

„Der Sultan Amurat, unsterblichen Andenkens, Großherr der Türken, Unser Vorgänger und geliebter Bruder, hatte schon längst den Plan gemacht, den Christen die kleine Insel Maltha zu entreißen und ihre Galeeren zu zerstören: allein da er im Begriff war, dieß zu bewerkstelligen, starb er, und überließ uns die Vollführung: deswegen sind wir Willens, jetzt zu beginnen, besonders da die christlichen Galeeren, unseres Grimmes uneingedenk, das Schiff genommen haben, auf welchem sich Unsere Sultanin Zasine und der Kislar Aga befand, welcher letztere im Kampfe gegen die Ungläubigen fiel. So befehlen und gebieten wir allen Bassen und Begs, mit ihren Schiffen zu uns nach Constantinopel zu kommen, um sich mit unserer kaiserlichen Flotte zu vereinigen; denn wir wollen, daß dieses Jahr nicht allein der Schrecken der ganzen Christenheit, sondern der ganzen Welt sey, und daß durch die große Anzahl unserer Schiffe und Galeeren, und durch das große Getös unserer Kanonen, die Sonne, der Mond und die Sterne zittern, die Fische sich in den tiefsten Tiefen des Meeres verbergen, die Thiere der Erde erbeben und die Bäume der Wälder entwurzelt werden sollen, um der Christenheit durch diese ungeheure Macht zu zeigen, wie wir den Verlust unserer Sultanin und unseres Aga rächen."

Gegeben in unserer Stadt u. s. w."

*) Er war der größte Wollüstling, der vielleicht je auf einem Throne saß. Der Raub der Tochter des Mufti, die er dann, wenige Tage darauf, ihrem Vater mit Schimpf und Schande zurück schickte, kostete ihm Thron und Leben, im J. 1649. — Prince Cantemir. pag. 386.

An roher Tapferkeit und glühendem Türkenhaß übertrifft wohl Paul Kinys, Graf von Temeswar, Alle, die mit ihm verglichen werden können. Er diente vom gemeinen Soldaten herauf, und schien das Glück sich dienstbar gemacht zu haben; denn es verließ ihn eigentlich nie. Während seiner Verwaltung von Temeswar, in den Jahren 1478 bis 1495, wo er starb, gab er glänzende Proben seines ausserordentlichen Muthes und seiner ungeheuern Körperkraft. Die erste Gelegenheit fand er im Jahr 1479, da Mohomet II. mit einem Heer von 100,000 Mann in Siebenbürgen er-

schien. Stephan Batori hatte sich zu ihrem Empfang in gute Bereitschaft gesetzt und auch nicht vergessen Kinys zu Hülfe zu rufen. Dieser kam gerade zu recht gelegener Zeit, in dem Augenblick, da die Osmanen mit Batori's Völkern bei Weissenburg kämpften und die letzteren der Uebermacht des Feindes zu unterliegen schienen.— Paul — sagte der Geschichtschreiber Bonfinius — stürzte, wie ein rasender Löwe, auf sie her, Unordnung und Schrecken ergriffen sie, und bald hatte sich der Sieg für die christlichen Waffen erklärt." — Dreißigtausend Türken blieben auf dem Schlachtfelde und eine Menge Fahnen und Siegeszeichen fielen den Siegern in die Hände. Graß, und kaum mit dem rohen Sittenzustand jener Zeit zu entschuldigen, ist die Art, mit der Batori und Kinys ihren Sieg feierten. Sie lagerten sich mit ihren Truppen auf der Wahlstatt; man schichtete die blutigen, mit Wunden bedeckten Leichname der Feinde zu Tischen auf und an diesen ward eine Abendmahlzeit eingenommen. Der allgemeine Jubel war unaussprechlich und den Freuden des Weines und der Tafel folgten Tänze mit Soldatenliedern, welche die Namen der Tapfern Anführer feierten. Kinys, als die Reihe zu tanzen an ihn kam, hub, ohne eine Hand zu Hülfe zu nehmen, den Leichnam eines sehr starken Türken mit den Zähnen auf und tanzte damit im Kreise herum zur großen Bewunderung und Ergötzlichkeit seiner Kameraden.

Als Abbas I., mit dem Beinamen: der Große, Schach von Persien, im Jahr 1609 den Türken den Krieg ankündigte, schleuderte der Groß-Mufti in Constantinopel eine mächtige Bannbulle gegen die ketzerischen Perser, in welcher er sie für „Kloake aller Unreinigkeit und Sünde und für die übermüthigsten und schrecklichsten Feinde des Propheten und seiner Religion" erklärt, und endlich mit den Worten schließt: „Kraft meiner Würde, die mir der Prophet „verliehen, und wegen Eurer Bosheit und Verkehrtheit erkläre ich, daß es jedem Gläubigen, „weß Standes und Volkes er auch sey, erlaubt „ist, Euch zu tödten und auszurotten. Ja, „wenn derjenige, welcher einen Christen tödtet, „eine Gott angenehme That vollführt, so verdient der, welcher einen Perser todtschlägt, eine „sechszig- und siebenzig mal größere Belohnung. „Ich hoffe von der göttlichen Majestät, daß sie „am Tage des Gerichts Euch in Esel verwandeln und den Juden zum Reiten geben wird, „und daß diese elende, von aller Welt verachtete „Nation auf Euch in vollem Trabe in die Hölle jagen wird." Daß Abbas, durch den Mund des Oberpriesters der Nachfolger Ali's stark genug wieder antwortete und die frommen Wünsche zurück gab und mit anderen ähnlichen erwiederte, läßt sich wohl vermuthen; indeß bekräftigte er die seinigen besser durch die Macht der Waffen, als die Anhänger des Mufti die ihrigen.

---

* Erinnerungen

aus Trotters genialen Werke über die Trunkenheit.

Wenn ein Betrunkener freygebig ist mit Versprechungen, die er in der Nüchternheit nicht gemacht haben würde, so sey versichert, daß seine Güte deines Dankes nicht werth ist.

Wenn du einen Betrunkenen prahlen hörst mit seiner Großmuth gegen seine Freunde, so hüte dich, ein Zeichen seiner Gunst von ihm anzunehmen.

Wenn du einen Betrunkenen Familiengeheimnisse erzählen hörst, seyen es seine eigenen oder fremde, so halte den Menschen für einen

Narren, und sieh dich vor, was du sagst in seiner Gegenwart.

Wenn du einen Betrunkenen seinen Muth rühmen hörst, so merke dir, daß er kein großer Held ist.

Wenn du einen Betrunkenen mit seinen Reichthümern prahlen hörst, so sey versichert, daß er wegen seiner Tugenden nicht schätzbar seyn kann.

Wenn ein Betrunkener Unglückliche beklagt, deren Leiden er nicht linderte, als er nüchtern war, so ist dieses der strengste Beweis, daß er kein gutes Herz hat.

Empfange kein Geschenk von einem Betrunkenen; denn er wird es wieder zurückfordern, wenn er nüchtern ist.

Weiche dem Trunkenbolde aus, denn wenn er dich beleidigt und du nachher Genugthuung verlangst, so wird er sich damit entschuldigen, daß er sich nicht daran erinnere.

Der Nüchterne vermeide die Gesellschaft der Betrunkenen, damit die Welt nicht glaube, daß er von ihrer Unbesonnenheit Vortheil ziehen wolle. —

Die zweckmäßigste Art in Städten das Steinpflaster zu legen.

Im V. Kapitel des ersten Bandes der ausführlichen Anweisung zur Entwerfung, Erbauung und Erhaltung dauerhafter und bequemer Straßen, verfaßt vom niederösterreichischen Regierungsrath Joseph Schemerl, Wien 1708, finden wir Seite 195 Folgendes über eine Art die Steinpflaster zu legen, die uns dem Zwecke vollkommen zu entsprechen scheint, und die wir bis jetzt in keiner der Städte versucht fanden, in welchen die Gattung und die Größe der Steine sich doch besonders dazu eignen. So groß ist der Hang zum Alten! So schwer ist es, eine einmal betretene Bahn zu verlassen!

Es ist nicht gleichgültig, sagte der Verfasser, wie die Steine gesetzt werden. Es muß erstens darauf gesehen werden, daß niemals Fuge auf Fuge zutreffen, weil in diesem Falle solche durch die Schwere der darüber fahrenden Wagen leichter getrennt, oder, wenn dieses nicht erfolgt, wenigstens ausgefahren werden können, wo im Gegentheile, wenn Steine auf Fugen zutreffen, die Trennung sogleich durch den daran stoßenden Stein, auf dessen Mittel das Rad eintrifft, gehindert wird. — Zweytens sollten die Fugen des Pflasters, niemals mit der Straße selbst, oder mit den Straßenleisten eine paralelle Richtung haben. sondern nach der Art, wie die Parquet-Tafel in den Fußböden über das Eck gesetzt werden.

Auf diese Art trift niemals das Rad des Wagens eine Fuge der Länge, sondern immer der Quere nach. Ein solches Pflaster wird niemals so leicht Schaden leiden, als ein anderes nach der gewöhnlichen Methode hergestelltes, weil die Wagen nur immer mit der Straßenrichtung paralell fahren, und auf diese Art die Fugen zwischen zwey Steinen immer nur der Queer nach befahren, somit auch nicht so leicht trennen und beschädigen können.

Es ist dieses eine wichtige und höchst richtige Bemerkung, von welcher ich jedem, der das Geschäft der Pflasterung einer Stadt oder Straße obliegt, Gebrauch zu machen anrathe. Die Erfahrung zeigt dieses ganz offenbar in allen Stellen, wo man das Pflaster genau prüfen und beobachten will. Gewöhnlich aber wird alle

Orten das Pflaster rechtwinklich mit der Richtungslinie der Straße angelegt. Dieser Fehler ist größer, als man sich selben vielleicht vorstellen mag, da alle Wagen, unbedeutende Abweichungen ausgenommen, ebenfalls meistens nur paralell mit der Straßenrichtung fahren, so treffen auf diese Art die Räder immer die Fugen der Steine der Länge nach. —

Nachrichten.

Großer Kanal durch Nord-Holland.

Ostfriesland. Der große Kanal durch Nord-Holland ist jetzt etwas über 14 Fuß in dem Dary- und Moorgrunde ausgetieft und ausgebaggert, und soll eine Tiefe, welche für die großen Ost- und Westindienfahrer hinreicht, nämlich 28 Fuß erhalten; ein bedeutender Theil dieses Kanals kann aber gegraben werden: und ist schon ausgegraben. Vermittelst desselben werden völlig beladene Ost- und Westindienfahrer durch ganz Nord-Holland, über 10 Meilen, vom Texel oder dem Helder, bis in dem Amsterdamer Hafen, oder bis auf das Ye, von der Stadt fahren. Diese große Kanal-Anlage mit den Schleußen und Brücken ꝛc. dürfte über 90 Millionen Gulden kosten, wovon die Stadt Amsterdam 45 Millionen trägt, und die andere Hälfte der Staat.

Großes Kaffeehaus zu Brügge.

Prächtiger als irgend eines der Kaffeehäuser in Paris und Brüssel und das am schönsten eingerichtete Gasthaus in Belgien und vermuthlich in Europa, ist gewiß das zur Holländischen Kuh in Brügge. Stelle man sich ein Zimmer von 50 Fuß Länge und 30 Fuß Breite vor, die Decke von prächtigen Marmorsäulen getragen, eine wahre Verschwendung von Spiegeln im größten Maße, Draperien, fürstlicher Gemächer würdig, ein Büffet von Vergoldung, von Spiegeln und Krystallen strahlend, im Ganzen von gutem Geschmack, dann die vortrefflichsten Getränke, und eine stets zahlreiche and ausgesuchte Gesellschaft, und man hat ein Bild von der holländischen Kuh.

* Am Krankenlager eines gerechten Greises.

Still! -- Er schlummert müde
Von des Lebens Lauf,
Um ihn leiser Gottesfriede --
Laßt ihn, weint ihn ja nicht auf!

Weinet still, Betrübte,
Ist sein Stündlein nah;
Stirbt er, der euch zärtlich liebte,
Stirbt er seinem Gotte ja.

Denn nur Gotte lebte
Dieser brave Greis,
Und des Alten Lippe bebte
Früh und spät zu Gottes Preis.

Und nun muß er leiden
Doch, er leidet nicht;
Nein! seht seel'ge Himmelsfreuden
Heben sanft sein welk Gesicht.

Engel, ja! umschweben
Ihn mit Himmelsruh
Wehn vom ew'gen Wonneleben
Ihm ein süßes Ahnden zu.

Still! — Er schlummert, müde
Von des Lebens Lauf,
Um ihn leiser Gottesfriede —
Laßt ihn, weint ihn ja nicht auf!

E. G. W. Starke.

Auflösung der Charade in Nro. 7.
Acht mit J, Fe, M, N, P, Pr, Sch, und Schl.

Auflösung der Charade in Nro. 8.
Eisenfresser.

A. Daves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönßen.

Achter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 10.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 2. Februar. 1823.

Und immer stiller ward's und immer
Verlaßner auf dem rauhen Steg,
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den flüstern Weg.

Schiller.

* Trost des Verlaßnen.

Wo sind all' die Sterne hingeschwunden,
Die am Jugendhimmel mir gestrohlt?
Blumenkränze damals mir gewunden,
Hab' ich sie durch Täuschungs-Leid bezahlt?
Phantasiegebilde, — mir gemahlt —
Sind zerflossen sie, in düstern Stunden?

Wenn die Liebe mit den Rosenwangen,
Mich in ihre keuschen Arme schloß,
Wenn von ihrem Zauber ich umfangen
Meine Seel' in ihren Busen goß:
Wenn ihr so des Dankes Thräne floß, —
Fühlt ich da noch irdisches Verlangen?

Wenn die Freundschaft sich herniedersenkte,
In die heit're, unbefangne Brust,
Meinen Glauben an die Menschheit lenkte,
Mich begleitend stets in Leid und Lust:
War ich nicht des Reinsten mir bewußt?
War's mein Ich nicht, was zurück ich schenkte?

Wenn mir in der weit'sten Nebelferne,
Hoffnung zeigte erst des Ringens Preis;
Daß den Blick ich schärfe, früh ich lerne,
Nur das Ende lohne Müh' und Fleiß:
Folgt' ich dann nicht göttlichem Geheiß?
Unbedingt nicht dem Verklärungs-Sterne?

Wenn der Glaube mir die Glaubenskrone
Hell in gold'ner Glorie verklärt,
Ich, vertrauensvoll zu Gottes Throne
Mich gewandt, den Vater still verehrt:
Hab' ich dann Ergebung nicht bewährt,
Ob mir Aussicht fehlte hier zum Lohne?

Wenn der Muth, der sonst in mir gelodert,
Nur noch Flämmchen, ach! so klein und karg,
Wenn mir Theures, in der Gruft vermodert,
Hochgeliebtes, jetzt umschloß ein Sarg:
Dann, tiefduldend, ich den Schmerz verbarg;
Wer ist's, der vom Menschen mehr noch fodert?

Und wenn nun die Farben all' verbleichen,
Die das Leben heiter sonst umblühn;
Tücke nur den Einsamen umschleichen
Freude, Liebe, Freundschaft von ihm fliehn:
Darf ich Hoffnung an die Brust noch ziehn?
Wird sie nicht den Abgefall'nen gleichen? —

Nein! Ob alle Sterne mir verblassen,
Von mir weichen Freundschaft, Lieb' und Glück:
Himmlische! dich fester nur umfassen,
Werd' ich, bis zum Scheide-Augenblick.
Keine Macht zieht mich von dir zurück:
Dein bin ich; — du magst allein nicht hassen!

E. Reindahl.

Der Freischütz.

(Beschluß.)

14.

Barmherziger Gott, Wilhelm, was ist dir geschehen? — riefen Käthchen und Mutter Anne, als Wilhelm nach Mitternacht bleich und verstört nach Haus kam — du siehst, wie aus dem Grabe gestiegen.

Es ist von der Nachtluft — antwortete Wilhelm — mir ist in der That etwas fieberhaft.

Wilhelm — sagte der Förster, der eben hinzutrat — dir ist etwas im Walde begegnet. Warum ließest du dich nicht halten? Mir machst du keinen blauen Dunst.

Wilhelm war über den Ernst des Vaters betroffen. Nun ja — erwiederte er mir ist wirklich etwas begegnet. Aber geduldet euch neun Tage. Früher, wißt ihr selbst ...

Gern, lieber Sohn, gern! — fiel der Alte ein — Gottlob, wenn es etwas ist, was neun Tage geheim bleiben muß. Laß ihn ruhig, Mutter, stör' ihn nicht, Käthchen! Ich hätte beinahe dir Unrecht gethan, guter Wilhelm Nun geh'. erhole dich, die Nacht, sagt das Sprichwort, ist keines Menschen Freund, aber fasse nur Muth, wer in seinem Beruf ist und auf guten Wegen geht, dem schadet auch der Nachtspuck nicht.

Wilhelm hatte alle Verstellungskunst nöthig, um nicht zu verrathen, wie sehr des Alten Ahnung mit der Wahrheit übereinkam. Die schonende Liebe des Vaters, sein unerschüttertes Vertrauen, wo alles auf schwere Verschuldung deutete, zerriß sein Herz. Er eilte auf sein Zimmer, entschlossen das Zauberwerk zu vernichten. Nur Eine Kugel — nur Eine will ich brauchen — rief er weinend mit gefaltenen Händen zum Himmel — O die Absicht darf doch einmal das zweideutige Mittel entsündigen. Mit tausend Büssungen will ich's ja gern versöhnen, wenn etwas Sündiges an meiner That ist! Kann ich denn jetzt noch zurück, ohne mein ganzes Glück, meine Ehre, meine Liebe zu zerstören?

Sein Vorsatz stillte die Unruhe in seiner Brust, und er sah am Morgen der Sonne ruhiger entgegen, als er gehofft hatte.

15.

Der fürstliche Kommissarius kam, und verlangte vor der ernsthaften Probe eine kleine Jagdparthie mit den jungen Förster zu machen. Denn — sagte er — es ist ganz gut, daß wir die alte Solennität beibehalten, aber die Kunst des Jägers zeigt sich draußen im Wald am besten. Frisch auf, Herr Expektant, in den Wald!

Wilhelm erblaßte und wollte Entschuldigungen vorbringen, und als diese bei dem Landjägermeister nichts fruchteten, bat er, seinen Probeschuß wenigstens zuvor thun zu dürfen. Der alte Förster schüttelte bedenklich den Kopf. Wilhelm, Wilhelm — sagte er, mit bebender, tiefer Stimme — hätte ich gestern richtig geahndet?

Vater! — rief dieser, und Verzweiflung erstickte seine Stimme. Er entfernte sich schnell, und in wenig Augenblicken war er zur Jagd fertig bei dem Vater und folgte dem Jägermeister in den Wald.

Der alte Förster suchte seine Ahndungen zu unterdrücken, doch bemühte er sich vergebens um eine frohe Miene. Auch Käthchen war niedergeschlagen, und ging, wie träumend im Hause umher. Sie fragte den Vater, ob es nicht möglich sei, die Probe aufzuschieben? Ich woll't es auch, sagte dieser, und umarmte sie schweigend.

Jetzt kam der Pfarrer glückwünschend, und erinnerte die Braut an den Kranz. Mutter Anne hatte ihn verschlossen, und in der Eil' beschädigte sie aufschließend das Schloß. Ein Kind wurde geschwind zu einer Kranzhändlerin geschickt, um einen andern Kranz für die Braut zu holen. Laß dir den schönsten geben, rief Mutter Anne dem Kinde nach, aber dieses griff in der Unwissenheit nach dem glänzenden, und die mißverstehende Verkäuferin gab ihm einen Todtenkranz für eine Braut, von Myrte und Rosmarin mit Silber durchwunden. Mutter und Braut erkannten das Deutungsvolle des Zufalls; jede schauderte, und beide suchten, sich umarmend, ihr Grauen in ein Lächeln über den Mißgriff des Kindes umzuwandeln. Das Schloß wurde noch einmal versucht, es öffnete sich leicht, die Kränze wurden gewechselt, und der Brautkranz in Käthchens Locken gewunden.

16.

Die Jäger kamen zurück. Der Komissär war unerschöpflich in Wilhelms Lobe. Es dünkt mich fast lächerlich — sprach er, — nach solchen Proben noch einen Probeschuß zu verlangen. Doch, dem alten Recht zu Ehren, müssen wir schon einmal etwas Unnöthiges thun, und so wollen wir denn die Sache so kurz als möglich abthun. Dort auf dem Pfeiler sitzt eine Taube, schießen Sie die herunter.

Um Gottes Willen — schrie Käthchen herzueilend — Wilhelm, schieß nicht danach. Ach mir träumte diese Nacht, ich war eine weiße Taube, und die Mutter band mir einen Ring um den Hals, da kamst du, und die Mutter ward voll Blut.

Wilhelm zog das schon angelegte Gewehr zurück, aber der Jägermeister lächelte. Ei, ei! — sagte er — so furchtsam? Das schickt sich nicht für ein Jägermädchen. Muth, Muth, Bräutchen! oder ist das Täubchen vielleicht Ihr Favoritchen?

Nein — erwiderte sie — mir ist nur so bang.

Nun dann — rief der Kommissär — Courage, Herr Förster, schießen Sie!

Der Schuß fiel, und in demselben Augenblick stürzte Käthchen mit einem lauten Schrei zu Boden.

Wunderliches Mädchen! — rief der Landjägermeister — und hob Käthchen auf, aber ein Strom Blut quoll über ihr Gesicht, die Stirn war ihr zerschmettert, eine Büchsenkugel lag in der Wunde.

Was ist? — rief Wilhelm — als lautes Geschrei hinter ihm ertönte. Beim Zurückblicken sah er Käthchen todtenbleich in ihrem Blut. Neben ihr stand der Stelzfuß und mit höllischem Hohnlachen grinsete er: Sechzig treffen, drei äffen.

Wilhelm riß wüthend seinen Hirschfänger aus der Scheide, und hieb nach dem Verhaßten. Verfluchter — schrie er verzweifelnd — so hast du mich getäuscht? Mehr konnte er nicht sprechen, denn er sank besinnungslos neben der blutenden Braut zu Boden.

Der Kommissär und der Pfarrer suchten vergebens den verwaisten Aeltern Trost zuzusprechen. Mutter Anne hatte kaum der bräutlichen Leiche den prophetischen Todtenkranz auf die Brust gelegt, als sie den tiefen Schmerz in der letzten Thräne ausweinte. Der einsame Vater folgte ihr bald. Wilhelm beschloß sein Leben im Irrenhause.

---

* Das Vergißmeinnicht.

Eine Parabel,
von Karl Blumauer.

Der Lenz hatte alle seine Freudenscheine und schillernden Farbenteppiche auf die Erde gebreitet, auf den buschumragten Höhen glänzten weiße Verklärungen, in den grünen Thalen minnete es tausendfach, und die Heere der Blumen jauchzten, mit feurigem Anschlagen ihrer unzähligen Farbenklaviere, einen Freude-Psalm. Wer hätte da noch verschlossen und einsam weilen und sich nicht in den Lebenssturm der allmächtigen Natur hineingerissen fühlen und mit einstimmen sollen? — so trieb, drängte und zog es mich hinaus in die herrliche Freie, worin mir alles wie Wiedersehen, die trauten Hände reichte, absonderlich die liebe Schaar der Blumen, die mich wie mit Gesichtern aus höhern Welten anredeten. Unter allen aber, die mit ihren lichten Augen mir tief in die Seele blitzten, neigte sich inniglicher zu mir ein kleines, niederes Blümlein, das in seinem Augsterne die Aetherbläue des Himmels trug; und auch ich fühlte mich mit wunderbarer Macht zu seiner lieben Nähe hingezogen.

Holdes Flurkind, sprach ich, warum trägst Du so niedere Gestalt und hegst so stille und milde Sitte, da doch die andern Geschwister das Antlitz höher strecken und in helleren, stärkern und lautern Lichten prangen? — „Ach, entgegnete mir das Kleine, das ist so meine Weise und Bestimmung. Ich ward mit dieser sanften Farben-Miene in die Welt geschickt und so kurz gestaltet, dem tiefbetrübten Menschen, der, Schreckendes nur fliehend, mit gebücktem Haupte einherschreitet und dessen schwer gesenkter Blick das seligheitere, hohe Angesicht des Himmels nicht mehr findet, wider Willen gleichsam, aufzustoßen und mein Aetherblau, meinen kleinen Himmel, ihm plötzlich in die Seele zu strahlen, daß an solchem Strahle sein Herz neu erwarmen und in lindem Troste aufblühen müsse."

Aber, warum verkriechst du dich dann mit deiner kniend zu verehrenden Engelliebe meistens an Bäche? — „Zuerst darum: Weil Leidende, durch ihre Stimmung, am meisten zum melancholischen Gemurmel des Bachs und zu seiner dunkeln Laub-Ueberhängung sich simpathetisch hingezogen fühlen, und also der Arzt gern da verweilet, wo er Kranke erwarten darf; und Zweytens darum: Daß ich mein blaues Augenlicht treu im klaren Spiegel des Wassers beschauen und meiner wohlthätigen Bestimmung, aufzurichten und nach dem Himmel zu weisen, immerdar eingedenk bleibe." —

Du mildes Kindes-Angesicht! Sei mir und allen Menschenkindern gesegnet!

Die alte Lebensweise.

Ich bin das Jüngste von den zahlreichen Enkeln meines Großvaters, und mußte ihm in seinem hohen Alter allemal den silbernen Becher reichen, wann er trank. Da gab er mir denn einmal einen Dukaten. „Wie gefällt dir der goldene Pfennig?" fragte er mich. „Sehr schön!" — „Weil du den Pfennig lieb zu haben

scheinst, will ich dir doch einen guten Rath dabei geben: hebe beides sorgfältig mit einander auf. Du, mein Töchterchen! wirst, wie ich hoffe, künftig mehrere solche Pfennige bekommen. Gieb kein Stück davon weg, bevor du es nicht noch einmal angesehen hast; denn du bekommst den Freund in deinem ganzen Leben nicht wieder zu sehen. Wenn du dir das bei dem Ansehen recht deutlich denkst, so wirst du ihn vielleicht manchmal nicht weggeben, sondern wieder in die Tasche stecken und sparen. Weißt du schon, was Geld sparen heißt?" — „Es nicht ausgeben." — „Nicht so! Geld sparen heißt: es so lange zurück legen, bis man es nothwendig braucht, oder bis man einem andern Menschen damit helfen kann." — Er setzte mir die Sache noch weiter auseinander und entließ mich. Ich habe ihn nicht wieder gesehen; denn er schlief einige Tage nachher für immer ein. Aber ich weiß noch recht viel von ihm zu erzählen, das ich späterhin von seinem Herrn Sohne, meinem Onkel, gehört habe.

Mein Vater war viel gereiset, war ein feiner Mann geworden, und hatte, nach meines Großvaters Meinung, durch das Abschleifen vielleicht etwas am Gehalte verloren. Er suchte ihn deßwegen wieder umzuprägen. So oft mein Vater Anstalt machte, etwas mehr Kultur in die Familie zu bringen, hob der alte Mann die linke Hand von der Armlehne seines Stuhls in die Höhe, bewegte sie einigemal hin und her, wandte in dem nämlichen Takt seinen Kopf von einer Seite zur andern, und sprach: „Laat et man blieven; dat könn wi nich bruken." — Bei meiner Taufe wünschte mein Vater, ich möchte Emilie genannt werden. „Nein, nein, Sohn!" sagte der Großvater, „was soll das arme Kind dabei denken? Elisabeth soll sie heißen, wie ihre gute Mutter, meine vortreffliche Schwiegermutter! Auch kann sie da ihren Namen in der Bibel finden, und dat will wat bedüden."

Mein Vater, der viele volkreiche Städte gesehen hatte, fand die Zahl der Einwohner in — n für die Größe der Stadt viel zu klein. „Sind denn," sagte mein Großvater, „bei uns die Häuser auf einmal leer geworden?" — „Das nicht, aber es könnten doch viel mehr Familien in einem Hause wohnen." — „Je größer die Zahl der Familien, je kleiner wird der Raum und je theurer auch. Wo aber der Raum immer kleiner wird, da werden endlich auch — die Men'schen kleiner. Das kannst du dir leicht erklären." — „Ich weiß doch nicht sogleich, wie Sie das meinen." „Du wirst schon darauf kommen. Jetzt thu mir doch den Gefallen, und sieh oben auf den zweiten Boden einmal nach, ob das Korn, das ich vom Herrn Zuckerbecker aus Riga bekommen habe, wohl bis künftigen September reicht; ich höre, es ist in diesem Jahre überall eine schlechte Erndte gewesen." — „Ich habe schon nachgesehen, wir reichen vollkommen aus." — „Nun, dann wird der Kornhändler nicht an uns reich werden. Ein eigenes Haus ist doch viel werth. Das kann bei uns in dieser weitläuftigen Stadt fast jeder ordentliche Mann um einen billigen Preis haben, und, bei dem guten Verdienste, auch das Korn zu seinem Brode und die Feurung für den Winter hinlänglich in Vorrath halten. So sind denn unsere nicht eben übermäßigen Einwohner bis dato, Gott Lob! noch gegen Korn-, Haus- und Holzwucher geschützt. Aber die kleinen Städte mit den vielen Einwohnern müssen viele Noth haben! Wo viele Noth ist, da entstehen eben aus der Noth mancherlei Dinge, die wir hier up good Dütsch, schlecht nennen, ja wohl gar recht verderbliche Laster. Hast du mich nun verstanden!" —

Mein Vater hatte in Italien den Plan gefaßt, das väterliche Haus ein wenig elegant einzurichten, und hatte in dieser Absicht allerhand Kunstwerke, unter andern auch einige Büsten von Bronze, gekauft. Eines Tages zog er eine Rolle aus der Tasche. „Ei, was hast du denn da, myn Söneken?" fragte mein Großvater. „Das ist gewiß der Lehrbrief für Jürgen Jochen, der nun bald ausgelernt hat! Du hast ihn doch recht schön schreiben lassen? der Jürgen Jochen ist ein tüchtiger Mensch geworden. Aber bloß auf Papier! nicht einmal auf Pergament das in der Stadt zu finden ist, und die erste Zeile ganz mit goldenen Buchstaben. Du weißt, ich kann das Sparen in solchen Dingen nicht leiden. Ein solches Testimonium wohl angewandter Jugend bleibt einem immer lieb, so lange man lebt; und das meinige, von dem seligen Herrn Schulenburg, sollst du mir ja mit in den Sarg unter den Kopf legen." — „Nein, Papa! ein solches wichtiges Papier ist dieses nicht. Es ist bloß der kleine Versuch einer Zeichnung, wie wir unser Haus bequemer einrichten könnten." — „Potz tausend! das ist ja ganz scharmant. Ich habe lange daran gedacht, wie dieses und jenes besser in Ordnung zu bringen sey, um für die vielen Waaren mehr Platz zu gewinnen. Laß doch sehen." — Er nahm die Brille. „Ich sehe, du hast das Dach abgetragen, und noch nicht wieder darauf gesetzt." — „Das spitzige Dach sollte ganz wegbleiben; in Italien haben die Häuser lauter platte Dächer, und das macht sie sehr schön." — „J! das Haus sieht mir doch gerade so aus, wie ein Mann auf freier Straße ohne Hut. Ich wette mit dir, es wird im nächsten November den Schnupfen bekommen. — Sage mir doch, mein lieber Sohn, fiel in Italien viel Schnee, als du da warst?" — „Nein, gar keiner!" — „Du bist also um das Vergnügen, im Rennschlitten zu fahren, gekommen. Wir hatten hier eine prächtige Schlittenfahrt; der Schnee lag gewaltig hoch. Ein Glück war es, daß unser Dach so spitz war. Der Schnee konnte nicht eindringen; und als er wegthauete, floß das Wasser, ohne sich aufhalten zu können, ab. Daher ist es denn gekommen, daß von den vielen Waaren auf unserm Boden auch nicht das Geringste durch Nässe verdorben ist. Siehst du nun wohl, daß die Erbauer dieses Hauses hier em — weit richtiger gerechnet haben, als du am mittelländischen Meere?" — „Ja, die Waaren sollen von den Boden ganz weg." — „Und alle hier unten liegen, wo man so kaum mehr durch kann?" — „Nein! sie sollen in ein besonderes Waarenhaus." — „Dann kommen sie freilich von uns weg, aber wir auch von ihnen. Da kann man den nun nicht so genau Achtung geben, wie sie sich befinden, und das Hin- und Hergehen kostet Zeit. Der selige Herr Schulenburg hat aber das Symbolum unter meinen Lehrbrief gesetzt: Nichts ist so theuer, als die liebe Zeit! — und das Symbolum hat sehr Recht. — A propos! was sind das für verschimmelte Halbmenschen, die du da gestern hast auspacken lassen?" — „Es sind Kaiser und andere berühmte Römer." — „So? und wo sollen diese große Herren hin?" — „Ich wollte den Hausraum damit zieren, wann die Waaren erst weg sind." — Mein Großvater gebrauchte seine linke Hand, sein Kopfschütteln und sein: Laat et man blieven! „Denn sieh, lieber Christian!" fuhr er fort, „wenn ich bei den großen Römern vorbei gienge, so wüßten sie mir altem, schlichten Kaufmanne unserer guten Stadt — doch nichts zu sagen, und ich ihnen auch nicht. Wenn ich dagegen bei den schönen Rollen Canaster, den Ballen aus Ostindien und den großen Fässern und Kisten aus Westindien vorbeigehe, so ist mir

immer, als stünde mit großen Buchstaben daran geschrieben: Siehe, das ist dein, durch Gottes Segen! Ueberdieß habe ich den Römern von jeher nicht recht getraut. Sie hatten immer ihre Mucken. Wo sie sich einmal einnisteten, da blieb es nicht bei der alten guten Einrichtung. Eine freundliche Aufnahme und eine ruhige Herberge würde ihnen auch bei uns nicht genügen. Möbeln, Geräthschaften u. s. w. wie sie es bei uns finden, würden sich nicht für sie schicken, und dann müßte es viel Geld kosten, wie es ehemals viel Blut kostete, um Alles recht römisch zu machen. Doch damit uns die Römer nicht vorwerfen können, wir hätten das Gastrecht verletzt, und sie auf die Straße hinaus gewiesen, schicke du sie auf das Rathhaus, mein Sohn! mit einem Compliment von mir und von dir. Da du die Feder gut zu führen weißt, so schreibe dazu; du habest im Auslande deine gute Vaterstadt nicht vergessen. Unser hochedler, hochweiser Magistrat möchte doch bei sich diesen Herren aus Rom irgend einen Platz vergönnen zum Andenken an ein Paar treue und gute Bürger. Thue das, mein Sohn! hörst du?" — Sein Wille wurde erfüllt.

Ich muß den Großvater verlassen, um auf die Lebensweise meines Onkels zu kommen, in dessen Hause ich war, weil mein Vater, gleich nach meiner Mutter Tode, eine Reise nach Lissabon unternommen hatte, und, leider! dort starb. Sobald der Onkel des Morgens seinen Schlafrock angezogen und eine Tasse Thee getrunken hatte, setzte er sich vor sein Positiv und spielte den Choral: Wach auf, mein Herz, und singe! Im Hause und in seinem Garten stand ein Positiv; denn er liebte sehr die Orgel und sehr den Gesang. Wann des Morgens der Choral zu Ende war, fehlte kein Handlungsdiener mehr im Comptoir; denn mein Onkel erschien alsdann mit seiner majestätischen Gestalt und theilte die Arbeit aus. Er selbst setzte sich auf seinen Drehstuhl, und nun kam den ganzen Vormittag die Feder nicht wieder aus seiner Hand, außer, wann er Geld zählte oder Briefe las. An die Feder war er so gewöhnt, wie der Officier an seinen Degen; er konnte ohne sie nicht seyn. Selbst in der Kirche durfte sie nicht fehlen, denn er schrieb alle Sonntagspredigten von Wort zu Wort nach. Sonderbar war es, daß dieser sonst in allen Dingen das Einfache suchende Mann bei allem, was sich auf den Gottesdienst bezog, die Pracht liebte. Die Kutsche, in welcher er in die Kirche fuhr, war mit dem köstlichsten blauen Damast ausgeschlagen; seine Bibel, in schwarzen Sammet gebunden, zierten ächte goldne Spangen; die Kissen in seinem Kirchstuhle waren mit dunkel rothem Sammet überzogen. Er selbst in scharlachnem Mantel und großer weisser Alongeperücke saß darauf, als ein wirklich stattlicher Mann. Ich erkundigte mich noch bei meiner Tante, warum wohl der Onkel so viel Staat bei dem Kirchengehen mache. „Das kommt daher, mein Kind, weil mein Mann meint, er müsse, wann er zu dem Hause Gottes geht, öffentlich zeigen, daß er auf ihn und sein heiliges Wort Etwas halte."

(Der Beschluß folgt.)

Anekdoten.

Der Marquis von l'Etorriére, Offizier bei dem französischen Garde-Regiment, galt zu seiner Zeit für den schönsten Mann in ganz Paris, und war ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Dies hatte ihm selbst eine vortreffliche Meinung von seiner Person beigebracht, die ihm einst, ganz unerwarteter Weise, sehr

theuer zu stehn kam. Er befand sich nämlich einmal in der Kirche der Quinze Vingts, um die Mittagsmesse zu hören. Es war ein großes Gedränge. Mit einem Male fühlte er sich von der Seite so gewaltig gedrückt, daß er sich rasch gegen seinen Nachbar umkehrte. „Mein Herr," sagte dieser, eben der, welcher ihn also gedrückt hatte, „wollten Sie doch die Gefälligkeit haben, sich auf die andre Seite zu wenden?" „Und warum denn, mein Herr?" antwortete Herr l'Etorriére. „Ich bin," fuhr jener fort, „ein Maler, wenn Sie es doch durchaus wissen wollen, und mein Kamerad dort in der Tribune zur Linken, ist auch einer. Eine hübsche Dame hat ihm den Auftrag gegeben, Ihr Portrait zu verfertigen, und nun deutet er mir, in welcher Stellung er Ihr Bild auffassen möchte." Hr. l'Etorriére konnte an der Wahrheit dieser Aeußerung um so weniger zweifeln, weil er wirklich eines Menschen ansichtig ward, der die Augen auf seine Person gerichtet hatte, und von dem er glaubte, er hielte ein Reißblei in der Hand. Er gab sich daher alle Mühe, die Stellung, welche der Maler ihm angezeigt hatte, und in die er ihn noch von Zeit zu Zeit ein wenig hineindrückte, zu behaupten. Nach Verluß von einigen Minuten sagte sein Nachbar zu ihm; „Nun, mein Herr, dürfen sie sich weiter keinen Zwang anthun; ich bin Ihnen sehr verbunden; es ist alles richtig." „Wirklich, mein Herr?" antwortete der Marquis; „hurtiger kann man denn doch nicht zu Werke gehn!" Jetzt verlor sich der angebliche Maler in der Menge, der Marquis von l'Etorriére aber überzeugte sich bald, allein zu spät, daß wirklich alles richtig sey; denn als er nach seinen Taschen griff, hatte er weder Uhr, noch Geldbeutel, noch Tabaksdose mehr, und einige andere Kostbarkeiten, die er mit sich führte, waren ebenfalls verschwunden.

Der Graf von S... wurde an dem Hofe des Fürsten von *** vorgestellt. Der Fürst hatte drei liebenswürdige Töchter. Bei der Vorstellung betrachtete der Graf die Prinzessinnen mit prüfenden Blicken, daß die Aelteste, der dies nicht entgangen war, mit einer ihr eigenthümlichen naiven Munterkeit ihn fragte:

Herr Graf! Ich hab' es wohl gemerkt, daß Sie mich und meine Schwestern sehr strenge gemustert haben. Nun sagen Sie mir doch auch, welche von uns Dreien gefällt Ihnen am besten?

„Entschuldigen sie mich gnädigst, wenn ich Ew. Durchlaucht darauf die Antwort schuldig bleibe," versetzte der Graf: „ich erinnere mich noch viel zu lebhaft, welch' ein Unheil einst auf der Erde dadurch entstand, daß der Hirte Paris sich es anmaßte, darüber zwischen dreien Göttinnen ein Urtheil zu fällen."

---

* Theater-Anzeige.

Da die Direction zu meinem Benefize die Oper „der Freischütz" den 6. Februar bestimmt hat, so gebe ich mir die Ehre, ein hochzuverehrendes Publikum, dessen Zufriedenheit zu erwerben, stets mein eifrigstes Bestreben war, und fortwährend seyn wird, zu dieser Vorstellung ergebenst einzuladen.

Logenbestellungen werden in meiner Wohnung an der Tiefer Nro. 55. angenommen, woselbst auch, wie bei Herrn Meister und Herrn Haupt am Wall, einzelne Billets zu haben sind.

F. Mejo.

Mitglied des Stadt-Theater.

---

* Charade von vier Sylben.

O heil'ger Name, der nach bittern Stunden,
Das ärmste Weib, zur Hersch'rinn oft entzückt
Wenn nun ihr, ird'schen Daseyns Kranz, gewunden,
O süßer Nahme, der auch mich beglückt:
Dich zeigen, eng vereint, die ersten beiden,
Drum sind zu trennen sie nicht, noch zu scheiden.

Du Himmelskind, das dritt' und vierte nennen,
Des dunkeln Weg dem Wanderer erhellt;
Zu dessen Fahne alle sich bekennen,
Dem sich der Fürst, der Bettler gern gesellt:
In deines reinen Athems Zauberwehen,
Kann selbst der Böswicht tugendhaft erstehen.

Mein heilig Ganzes! — Unter allen Zonen
Zeigst du die angestammte Wunderkraft;
Du, ewig stark, in Hütten und auf Thronen,
Die stets sich gleich, so mild und gütig schafft.
Wer möchte deine Krone dir entwinden?
Wer deiner Göttermacht dich wohl entbinden?

E. Reindahl.

A. Deeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen.

Achter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 11.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 6. Februar. 1823.

Zwey Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heissen Hoffnung und Genuß — — —
Schiller.

* Die Heimath.

Zeigt mir das Land, das ew'ger Frühling schmückt,
Das uns ein schönes Tempe stets entzückt,
Wo aus des immer klaren Aethers Pracht,
Nur Freud' und Wonne uns, und Wohlseyn lacht:
Wer mir es zeigt, mit ihm, mit ihm,
Mögt' ich dorthin
Zum Lebenslande ziehn!

Zeigt mir das Land, wo nie der Körper wankt,
Die Seele nicht in seinem Wechsel krankt;
Wo eng verwebt in holder Symphatie,
Stets Geist und Hülle eins in Harmonie.
Zeigt mir solch' Land, dahin, dahin,
Wollt' ich wohl gern
Zum wechsellosen ziehn!

Zeigt mir das Land, wo nur die Unschuld siegt,
Dem reichen Frevel, Armuth nie erliegt;
Wo man den Bessern um sein Selbst nur ehrt,
Nicht Pallast ihm, nicht Strohdach giebt den Werth,
Wer kennt solch' Land, und will nicht ziehn
Dahin, dahin,
Zu dem gerechten ziehn?

Zeigt mir das Land, wo nicht Verläumdung wohnt,
Wo bei der Liebe immer Treue thront,
Wo heilig hält man, das gegebne Wort,
Wo Freundschaft nicht zerfällt durch Zeit und Ort.
Wüßt ich solch' Land, wohl mögt' ich ziehn,
Zum Sitz der Lieb',
Zum Sitz der Treue hin!

Zeigt mir das Land, wo Kenntniß stets Gewinn,
Wo mehr man Tugend schätzt und hohen Sinn,
Ein offnes Herz und eine reine Brust,
Als Rang und Gold, als Rang- und Goldeslust.
Wer kennt solch' Land, und eilt nicht hin,
Wo Rosen ihm,
Dem Tugendhaften blühn!

Zeigt mir das Land, wo in des Geistes Drang,
Die Wahrheit herrschet, und nicht Zungen-Zwang
Die Laren schützen kräftig noch den Heerd,
Kein Satyr je des Edlen Ruhm verkehrt. —

Zeigt mir solch Land, dorthin, dorthin,
Möcht' ich so gern,
Zum seegensvollen ziehn!

Zeigt mir das Land, das wahrhaft Ruhe giebt,
Wo über Alles man den Frieden liebt,
Wo stets nach höchstem Vorbildes Gebot,
Im Nächsten ihn man liebt, den ew'gen Gott.
Wer zeigt es mir? — ich möchte ziehn
Ja barfuß hin
Zum einz'gen Lande ziehn!

Ja, zeig' es mir, du Glücklicher der's fand,
Solch' Canaan, solch' hochgelobtes Land!
Und fandest du's hier auf der Erde nicht,
So wende Suchender, den Blick zum Licht:
Auf, zu den Sternen wende ihn,
Dahin, dahin,
Wo Dulders Palmen blühn!

Siehst du das Land? — Siehst du den goldnen Glanz?
Erschau in ihm auch der Vergeltung Kranz,
Der einst die Sieger-Stirne dir umgrünt,
Wenn du im irrd'schen Kampfe ihn verdient. —
Du siehst das Land! — O strebe kühn
Aus bangem Thal
Zur seel'gen Heimath hin!

E. Reindahl.

Das Liebhaber-Theater.

Humoreske aus dem ersten Zehntel des neunzehnten Jahrhunderts.

Von C. F. van der Velde.

An einem stillen, trüben Winter-Sonntage, um die Zeit, wo in der Residenz das Schauspiel angeht, strömten auch die Honoratioren des Städtleins Krautberg durch das Thor, welches die Stadt mit dem Schlosse des Amtsrathes Hastig verbindet. Auf Phaeton's und Whisky's, in Bomben Karreten und Planen-Wagen rollte der umwohnende Landadel mit der Geistlichkeit, den ächten und unächten Ober-Amtmännern und den Wirthschaftinspectoren herbei. Mit schallendem Gelächter und verhängtem Zügel kamen die Offiziere des Dragoner-Regimentes angesprengt, das in der Gegend stand. Alles drängte sich in dichten Haufen die breite Schloßtreppe hinauf, um sich an Kotzebue's Stricknadeln, die heute gegeben wurden, und daneben an den sarkastischen Bemerkungen zu ergötzen, zu denen dergleichen Productionen in der Regel jeden Zuschauer begeistern.

Während dem stand der Amtsrath, schon im vollen Kostüm des Advokaten Burrmann in seinem Schlafkabinett vor dem Spiegel, malte sich mit dem schwarzen Tuschepinsel die erforderlichen Falten nach den Vorzeichnungen, die das Alter schon auf seinem Gesichte angelegt, und relevirte Nase und Backenknochen mit etwas Kugellack.

Am Fenster lehnte Aphanasia, seine reizende Tochter, und soufflirte zum dritten Male dem schwerlernenden Vater die kurze Rolle. Aber seine Gedächtnißlücken entgingen ihr fast ganz, denn sie sah sehr häufig neben der Rolle weg durch die Dämmerung nach dem Schloßthore, mit so brennenden Blicken, als ob sie von daher etwas recht Angenehmes erwarte. Endlich schien das Erwartete zu kommen, denn das Mädchen erröthete auf einmal sehr lieblich, mit einem leisen Seufzer der Ungeduld schlug sie das Blatt um, und ließ ihren Vater schließen, wie es dem Himmel gefiel und seiner Mnemonik.

Du kannst es ja ganz vortrefflich, Väterchen! rief sie, und flog der Thüre zu.

Es wäre zu wünschen, brummte der Amtsrath. Du könntest mich immer noch einmal überhören.

Das wäre wirklich nur Schade um die überflüßige Mühe, erwiederte Aphanasia, die Klinke ausdrückend: schlimmsten Falles ist ja in

den Zwischen-Akten noch Zeit dazu. Auch muß ich noch die Lichter in das Orchester herausgeben, und die Ingredienzien zum Punsch für die Garderobe. Es wird gleich fünfe schlagen.

Indem trat der Amtsbote mit den Postsachen herein. Ich wollte auch, daß Er geblieben wäre, wo der Pfeffer wächst, polterte der Amtsrath, ihm die Briefe aus der Hand reißend. Jetzt, wo man sich sammeln soll, bringt er die fatalen Postsachen. Da steht vielleicht wieder allerlei Verdruß und Aergerniß darin, das mich für den ganzen Abend verstimmt.

Der gestrenge Herr Amtsrath dürfen die Briefe ja nur heute nicht aufmachen, schlug der treue Knecht vor, und schnitt dabei gräßliche Gesichter, um das Lachen zu verbeißen, zu dem ihn das Zerrbild des Prinzipals verführen wollte.

Er redet, wie er es versteht, schalt der Amtsrath. Wie könnte ich einen unerbrochenen, ungelesenen Brief an mich in meinem Hause über Nacht leiden! Er würde mir keinen Augenblick Ruhe lassen.

Denn leichter trägt der Mensch, declamirte scherzend Aphanasia: das sichere Unglück, als die Furcht davor! Darf ich jetzt gehen?

Der Amtsrath hatte unterdeß das erste Schreiben entsiegelt, und winkte schon, in das Lesen vertieft, der Tochter ungeduldig die Entlassung zu. Die Pantomime, verbunden mit dem Unwillen auf der bemalten Larve, kam dem Amtsboten so possirlich vor, daß alle Zügel seiner Ehrfurcht auf einmal rissen und er dem Vorgesetzten geradezu in's Gesicht lachte.

Ist Er bei sich? fragte der Amtsrath ärgerlich.

Halten der gestrenge Herr Amtsrath zu Gnaden, rief der Amtsbote unter fortwährendem Gelächter mit thränenden Augen. Aber, wenn Sie mich auch auf 24 Stunden in die Custodie schicken, ich kann es nicht lassen. Es läßt gar zu kuriös, wenn sich ein so alter, ehrenfester Herr so montirt und zurichtet, und sich noch dabei gebehrdet, als ob es sein völliger Ernst wäre mit dem närrischen Zeuge.

Jetzt mache Er, daß er fortkommt! rief zornig der Amtsrath.

Werfen aber der gestrenge Herr Amtsrath deßhalb keinen Groll auf mich, bat der Amtsbote immer fort lachend. Ich meine es nicht böse, und das Comödianten-Wesen hat mir in meinen jungen Jahren selber viel Spaß gemacht. Mein seliger Herr, der Herr Capitain von Thurmberg, war auch ein solcher Theaternarr.

Da sprang der heftige Amtsrath auf, den unverschämten Subalternen zur Thür hinauszuwerfen, aber dieser las schnell in den Augen des Chefs das Schicksal, das ihm drohte, rettete sich durch einen mächtigen Satz, und man hörte ihn noch die Treppe hinunter in einem fort lachen, bis die Schloßpforte hinter ihm zuging.

Schlingel! brummte der Amtsrath ihm nach und kehrte zu seinen Briefen zurück. Er überflog sie nur, und warf sie auf die Seite, wenn sie nichts Erhebliches oder etwas längst Erwartetes enthielten. So hatte er sich schnell durch den ansehnlichen Stoß gearbeitet. Ein dickes Packet blieb zuletzt.

Von meinem Mandatar! rief er, als er nach der Aufschrift und dem Siegel gesehn, und erbrach es rasch. Ein kurzer Brief, eine lange Liquidation, ein dickes Erkenntniß mit einem großen Siegel und eine nicht viel dünnere Abschrift fielen aus dem Couverte.

Auch in zweiter Instanz verloren! rief er, als er den Brif durchlaufen, warf ihn mit der

Liquidation auf die Erde und ergriff das Erkenntniß.

Es bleibt bei den funfzig Dukaten Strafe! — Das ist himmelschreiend! schrie er, nachdem er die erste Seite gelesen, zum Himmel empor; und nahm nun die Abschrift vor. Aha! die Deduction des Gegentheiles, sprach er. Ich bat darum. Begierig fing er an zu lesen, aber je weiter er las, desto grimmigere Mienen bildeten sich auf den verunstalteten Gesichte, und einzelne Ausrufungen: Grob! Impertinent! Infam! von wüthendem Fußstampfen begleitet, verriethen die Stimmung, in die ihn die unangenehme Lectüre versetzte. Er war noch nicht am Ende, da flog schon die arme Abschrift zusammengeballt in einen Winkel des Kabinets.

Ist das auch wohl Justiz?! tobte er. Ich wußte es ja vorn herein ohne den hochweisen Advokaten, daß ich Unrecht gethan hatte; aber, daß es einem solchen Federfuchser erlaubt wird, einem ehrlichen Manne neben der verwirkten Strafe durch seine giftigen Redensarten den Tod in die Glieder zu jagen und sich noch dafür taxmäßig bezahlen zu lassen, wie sich der Scharfrichter sonst für seine Tortur-Grade bezahlen ließ, das ist ein neuer Beweiß, daß es in unserm civilisirten Deutschland noch nicht recht vorwärts will mit der Civilisation, oder daß die heilige Justiz über jede Civilisation erhaben ist.

Brummend holte er sich die Abschrift aus dem Winkel hervor und durchflog sie noch einmal. Die Lebhaftigkeit der Empfindung überwältigte ihn endlich so, daß er laut zu lesen anfing:

Beklagter, peroeirte er: hat den Kläger gestandlich um deßhalb gemißhandelt, weil ihm dieser den getriebenen Unfug, zwar ohne wörtliche Beleidigungen, aber doch mit einer groben Stimme vorgehalten. Wie ungerecht ist es aber, von einem Nachtwächter eine feine Stimme zu verlangen, oder zu fordern, daß er, aus Respect vor dem höhern Stande eines Tumultuanten durch die Fistel mit ihm rede? Kläger war in seinem Berufe, und konnte mit dem Beklagten reden, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Beklagter scheint sich aber für einen indischen Nairen und den Beklagten für einen Paria gehalten zu haben, der mit dem Manne aus der höhern Kaste nur mit der Hand vor dem Munde reden durfte, damit sich nicht der gemeine Athem mit dem edleren vermische.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die alte Lebensweise.

(Beschluß.)

Mit dem Schlag drei Viertel auf zwölf Uhr kam mein Onkel langsam und ernst von dem Comptoir herunter, setzte sich wieder vor das Positiv, und spielte einige Murki, die nicht nur ein Erheiterungsmittel für den Onkel, sondern auch der Generalmarsch für Alle waren, die essen wollten. So bald es zwölf geschlagen hatte, standen die Hausgenossen, selbst die Magd aus der Küche, um die Suppe, und setzten sich mit dem Onkel, nachdem er ein kurzes Gebet mit großer Andacht gesprochen hatte, an einen und den nämlichen Tisch. Mit dieser Einrichtung war meine Tante nicht ganz zufrieden. Zuerst legte sie es darauf an, die Magd von dem gemeinschaftlichen Tische weg und in die Küche zu versetzen. „Laß sie nur hier," sagte mein Onkel; „Alles, was in meinem Hause mit arbeitet, muß auch mit an meinem Tische essen. Wer mit mir das Brod isset, mit mir betet, und mit mir aus einem Becher trinkt, der entwendet mir nichts und entehrt sich nicht. Du biß

eine kluge, feine Frau, und weißt dich recht gut zu benehmen; wir Beide wissen bei Tische über allerlei nützliche Dinge recht viel zu sprechen; du siehest, daß die Marie dabei recht aufmerksam zuhört: glaubst du nicht, daß Manches davon haften bleibt und Nutzen bringt? Unser Tisch ist immer reinlich und nett, Alles steht darauf in einer gewissen Ordnung, wie es stehen muß. Wir sitzen anständig dabei, und Keiner sagt ein böses Wort. Sie ist der Ordnung, des Anstandes und der Sittsamkeit bei uns gewohnt worden; sie rechnet sich gleichsam mit zu unserer Familie. Nimmermehr wird sie sich mit einem schlechten Menschen einlassen. Sie wird einmal einen ordentlichen Mann heirathen, und auf ihre Kinder wird sich noch das Gute fortpflanzen, was sie von ihrer Herrschaft angenommen hat." —

Die Tischzeit, Schlag zwölf Uhr, kam meiner Tante manchmal auch ein wenig zu früh, und sie wünschte darin eine Aenderung. Das gieng wieder nicht. „Was ich einmal lieb gehabt habe, das behalte ich lieb," sagte der Onkel. „Nun bin ich in meiner Jugend dem Glockenschlage zwölf erstaunlich gut geworden, und die Freude, welche ich noch jetzt an ihm habe, macht, daß es mir vorkommt, als habe ich da noch immer einen ganz vortrefflichen Appetit." — „Nein," sagte die Tante, „so muß es schon dabei bleiben, um der alten Liebschaft willen." — Auch um der Geschäfte willen," setzte mein Onkel hinzu. „Du glaubst nicht, wie flink sich Jeder auf dem Comptoir dazu hält, um zu dem frühen Eßtermin mit der ihm zugetheilten Arbeit fertig zu werden. Das macht rührige Leute."

Monsieur Klein aus Wien, ein artiger, stiller Mensch, der gern etwas gutes essen mochte, und damals bei meinem Onkel Diener war, jetzt aber mein Herr zu seyn vorgiebt, erwähnte einst bei Tische, daß die Kaufleute in Wien alle Tage vier Gerichte zu essen gewohnt wären. „Ländlich, sittlich!" erwiederte mein Onkel. „Ich für meinen Theil will bei einem gut gekochten, kräftigen und wohlschmeckenden Gerichte leben, und bei einer Medicien sterben." — „Die Kaufleute in Wien," fuhr er fort, „machen wohl überhaupt mehr Aufwand für das Vergnügen?" — „Weit mehr, mein hochzuverehrender Herr Patron!" — „Weiß er wohl, Musje Klein, warum wir das nicht thun?" — „Nein!" — „Weil wir keine Residenzbürger sind." — „Aber doch eben so große Kaufleute" — „Und eben deßwegen viel Geld brauchen, und also sparen müssen. Damit er mich aber recht verstehe, muß ich ihm erklären, was es mit einem großen Kaufmanne in einer ** stadt eigentlich sagen will. Das ist ein Mann, der immer mehr arbeitet, um immer mehr zu verdienen, und immer mehr verdient, um immer mehr zu arbeiten: weil er auf diese Weise sein Geld nicht verzehrt, sondern es hingiebt, um immer mehr Hände zu beschäftigen und immer mehr Hungrige satt zu machen. Der Wiener Kaufmann kann Landgüter kaufen und viel aufgehen lassen. Ich verdenke es ihm nicht. Entsteht Noth im Lande, so greift sein Kaiser in die Tasche. Aber hier wendet sich der Staat an seine Bürger. Der reiche Bürger bewilligt gern, und giebt gern. Auch nimmt der Bürger in bedrängten Lagen, wie billig, seine Zuflucht zu dem Bürger in einer bessern Verfassung. Hat einer viel erworben, so hat er auch viele Ansprüche zu befriedigen, und befriedigt sie gern als Mitbürger und als Christ. Sieht er, Musje Klein! wer ein ächter Patriot und ein großer Kaufmann seyn will, der muß viel arbeiten, viel sparen — und geben, so viel er kann. Jetzt wollte ich ihm noch das Rezept mittheilen von der

Medicien, mit welcher ich sterben will. Es stehet Matth. 24. Vers 12, 13. Wer in der Gerechtigkeit beharrt und in der Liebe bis ans Ende, der wird selig." — Klein nahm sein Tuch aus der Tasche, und fuhr hastig über die Augen. „Ich sehe, mein Sohn!" sprach der fromme Onkel, „er will auch ein großer Kaufmann und ein ächter Patriot werden. Ich gebe ihm hier meine Hand darauf: er wird es gewiß, wenn er das heutige schöne Gericht Lachs und unser Tischgespräch nicht vergißt." — Klein ergriff die Hand, küßte sie, und konnte vor Rührung nicht sprechen. Ich aber konnte den Menschen seit dieser Zeit ohne Liebe nicht mehr ansehen.

Meine Tante war nicht aus — gebürtig, und hatte keine —sche Nerven. Die Termine des Aufstehens, Essens und Schlafengehens waren in ihrem väterlichen Hause ein wenig weiter hinausgerückt gewesen, da kam ihr denn das: Wach auf! und der Murki, wie ich schon erwähnt habe, manchmal ein wenig ungelegen, und das Positiv war überdieß ihrer zarten Natur nicht so wohlklingend, als dem derben Onkel. — „Kind!" sagte sie einstmals, „das Positiv kann man in der ganzen Nachbarschaft hören, und die Nachbarn wissen allemal, wann wir aufstehen, essen und zu Bette gehen." — „Freilich; aber sie hören doch auch, daß wir ordentliche Leute sind. Ordnung aber macht dem Kaufmann Credit. Hätte ein Jeder einen solchen Puls der Ordnung in seinem Hause; ich wollte bald fühlen, wie es mit seiner Gesundheit in der Kasse und in den Büchern steht. Ueberdieß hören es die Nachbarn nicht ungern. Noch neulich hat mir Herr Silbermann gesagt, daß er des Abend den schönen Choral: Nun ruhen alle Wälder, zu meinem Positiv recht andächtig mitsinge, die Handlungsspeculation darüber aus dem Kopfe verliere, und sehr ruhig hernach einschlafe." —

Des Sonnabends Vormittag gieng mein Onkel nicht auf das Comptoir, sondern setzte sich mit seiner Arbeit in ein kleines Zimmer, nahe an der Hausthür, dicht an das Fenster, welches mit einem Schieber versehen war. Warum that das mein Onkel? Es kamen einige von ihm auserwählte Leute und sagten: „Guten Morgen, lieber Herr Lamberts!" Das Fenster gieng dann auf, eine Gabe hinaus, ein: „Gottes Lohn!" herein, und nach einem: „Ich bedanke mich; Gott erhalte euch gesund!" aus dem Herzen meines Onkels, that es sich wieder zu. Meine Tante hatte auch dabei eine Verbesserung ausgesonnen. Nach ihrem Vorschlage sollten den Armen ihre Gaben, ohne die geringsten Verkürzungen, allemal am letzten Tage eines jeden Monats gereicht werden. „Nein, mein Kind!" sagte der Onkel, „da käme ich ja in jedem Monat bei jedem dieser Kundleute um drei: Gottes Lohn! zu kurz. Das machte eine Summe! Auch thut es den Leuten wohl, Einem für sein Geld Etwas wieder zu geben." — Wohl wahr!" sagte meine Tante und lächelte.

Den Sonnabend Nachmittag gegen vier Uhr erschien die Magd, um das Comptoir zu scheuern, den Kehrbesen und Schrubber in der Hand, mit der Frage: „Es et dem Heeren gelegen?" — „Nein, ganz und gar nicht!" pflegte der Herr darauf zu sagen, nahm aber doch Mantel und Hut, und verließ das Comptoir. Der damalige Musje Klein wagte es einmal, in der Meinung, der Onkel werde ihm beistehen, gegen meine Tante mit gehöriger Devotion zu behaupten: alle Sonnabend das ganze Haus scheuern zu lassen, halte er für eine Verschwendung der Zeit. „Ei bewahre!" fiel mein Onkel schnell ein, um den armen Sünder dem Scheuergericht meiner Tante zu entziehen. „Wo denkt er hin, Musje Klein? Das darf bei Leibe nicht

unterbleiben! Dabei käme ich zu kurz. Denn, sieht er, komme ich vom Spaziergange vergnügt nach Hause und finde da alles so blank geputzt und so nett gescheuert, sehe ich sogar die Steine vor der Hausthür rein gewaschen und mit weißem Sande bestreut, so werde ich von dem gewöhnlichen Leben abgezogen, und mein Herz wird in die festliche Stimmung versetzt, die ich mir als Vorbereitung zu dem morgenden heiligen Sonntage immer wünsche und für vieles Geld nicht entbehren mögte." —

Sonntags früh fuhr mein Onkel in die Kirche, Nachmittags mit der Tante und mir in den Garten. Ein Spaten, eine Gießkanne, das Positiv, ein kleines Naturaliencabinet, Rösels Insectenbelustigungen, einige Rembrande und eine Mappe voll Kupferstiche — das waren die Herrlichkeiten alle, zu welchem er mit seinem Holsteinern hinausflog, und von wo er, auf die ganze Woche bis zum nächsten Scheuerfeste gestärkt, des Abends sehr vergnügt wieder nach Hause fuhr.

Lebe wohl, du gute liebe Stadt, die einst meine Wiege geflochten hat! Lebe wohl mit deiner Rechtlichkeit, deinem Reichthum und deiner gesetzlichen Freiheit! Ich werde dich nicht wieder sehen. Möchte doch einer meiner Söhne bei dir das Bürgerrecht verdienen, und dir durch seinen Wandel beweisen, die Mutter, welche ihn erzogen, habe deine Tugenden geliebt, und das Blut seiner Vorfahren sey in ihm noch nicht ausgeartet!

Anekdote.

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., hatte bekanntlich einen großen Hang zur Sparsamkeit, die auch, bei der Verschwendung seines Vaters, für sein Land segensreiche Früchte trug, obschon sie zuweilen in's Kleinliche ausartete.

Einst hatte er fast allen Bedienten seines Hofstaats, hauptsächlich den untersten, einen Theil ihrer Besoldung geschmälert und befohlen, daß bei vielen die ihnen zeither bewilligten Accidenzien, an freiem Holz, Licht u. dgl. wegfallen sollten.

Eine solche Maßregel verursachte natürlich eine große Bestürzung und Betrübniß unter diesen Hofbedienten.

Einige Tage nach der Bekanntmachung dieser Anordnung trat der geheime Rath von Gundling, — bekanntlich der Lustigmacher des Königs — in das Zimmer des Letztern, als dieser noch im Bette lag.

Gundlings Eintritt geschah mit vielem Ungestüm, und er schob dabei, wie im Aerger, die Stühle bei Seite, gleichsam, als stünden sie ihm in Wege.

Der König, aufgeweckt über dies Geräusch öffnete die Vorhänge seines Bettes, und als er Gundling entrüstet gewahr wurde, fragte er ihn:

Was, zum Henker, macht Ihr denn für einen Lärm? —

„Ach!" versetzte Gundling: „man hat doch auch nichts als Verdruß und Aerger."

Was ist Euch denn wiederfahren? — Ihr seht ja so böse aus, als wenn Ihr alles in Stücke reißen wolltet?

„Wie kann man frölich aussehen, wenn man nichts als betrübte Gesichter um sich sieht, und Klagen und Seufzer hört."

Wer klagt denn?

„Alle Ihre Leute, Ew. Majestät! Sie haben fast allen zu viel in ihrer Einnahme gestrichen."

Das ist schon recht. Das Volk bekommt mehr, als es verdient, und es belügt mich überdies und thut seine Schuldigkeit nur halb oder gar nicht.

„Darin pflicht' ich Ew. Majestät bei! Ich hab' auch heut einen solchen Aerger mit meiner Magd gehabt. Ich befahl ihr, sie sollte die Treppe scheuern. Was that sie, sie scheuerte die unterste Stufe zuerst und dann die zweite, dritte, vierte bis oben herauf, und so wie sie immer höher steigt, macht sie mit ihren Füßen alles wieder schmuzig. Das kann zu nichts helfen. Von oben muß man anfangen, Ew. Majestät, von oben!"

Der König den versteckten Sinn merkend, sagte lächelnd: „Ja! darin hat er recht." Ich werde mit dem Hofmarschall sprechen.

---

* Entstehung der Rose.

Amor, kaum von einem Schmause
Herzerquickt aus Mädchen-Küssen
Freundlich hold nach Haus gekommen,
Saß nun da mit Sinnen müßig.
„Ach! warum — ward endlich laut er —
„Warum ist die süße Wonne,
„Unnennbar in ihrem Zauber,
„Doch so schnell und leicht vergänglich?"
Drauf strich sanft er von den Lippen,
Noch von Gluth der Küsse brennend,
Einen Theil des rothen Lichtes,
Nahm es zwischen seine Finger,
Drückt' und rollt es, und klug bildend
Stellt' er künstlich hin vor Augen
Sich die reizend-rothe Rose,
Aller Küsse lebend Abbild,
Schildernd, jedes Blatts, der Liebe
Vielberedten Lebenslauf:

Karl Blumauer.

* Theater-Anzeige.

Da die Direction zu meinem Benefize die Oper „der Freischütz" den 6. Februar bestimmt hat, so gebe ich mir die Ehre, ein hochzuverehrendes Publikum, dessen Zufriedenheit zu erwerben, stets mein eifrigstes Bestreben war, und fortwährend seyn wird, zu dieser Vorstellung ergebenst einzuladen.

Logenbestellungen werden in meiner Wohnung an der Tiefer Nro. 55. angenommen, woselbst auch, wie bei Herrn Mester und Herrn Haupt am Wall, einzelne Billets zu haben sind.

F. Mejo.
Mitglied des Stadt-Theater.

---

* Charade von drei Sylben.

Wenn wir in Nächten bangen Kummers,
Des Trostes und der Ruh' entbehrt;
Wenn von uns wich der Gott des Schlummers,
Er unser Aechzen nicht gehört;
Dann froh, wir beide ersten schauen,
Neu in die Schranken einzuziehn;
Hinanzuklimmen mit Vertrauen,
Auf glatter Stuffe, fest und kühn.
Oft zeigt auf jungfräulichen Wangen
Mein drittes, keuscher Rose, Bild,
Wenn eines Lüstlings wild Verlangen,
Sich in der Liebe Schleier hüllt.
Die Jungfrau schlägt dann sittig nieder
Das Auge, wendet schnell sich ab;
Giebt so in holder Schaam sich wieder,
Wie sie der Welt der Schöpfer gab.
Glänzt uns zu einem neuen Werde
Das Ganze, aus der weiten Fern',
Wird Kraftbelebt die matte Erde,
Und Licht, dem angstbeschwerten Stern.

E. Reindahl.

Auflösung der Charade in Nro. 10.
Mutterliebe.

Ein, dem Bürgerfreund eingesandter Aufsatz, die K. z. H. betreffend, ist in der Druckerey abhanden gekommen. Die Unterzeichnete bittet um nochmalige Einsendung.

D. R.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei C. Jöntzen.

Achter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 12.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 9. Februar. 1823.

Wie? — findet von allen verehrten
Bewunderten großen Gelehrten
Denn Keiner ein Mittel auf,
Zu hemmen die Zeit im Lauf? —

Haug.

Die Reise durch's Leben.

(Nach einem ältern französischen Dichter.)

Es giebt auf dem Heerweg durch's Leben —
In vier Stationen vollbracht,
Obgleich von Cypressen umgeben,
Viel Wandrer, bei Tag und bei Nacht.

Da hält wie das Schicksal beschlossen,
Der Kutscher des Todes, die Zeit,
Bespannt mit geflügelten Rossen,
Ein räumiges Fuhrwerk bereit.

Der Knabe, mit schüchternem Schritte,
Nimmt, könnte es anderswo seyn? —
Das Frühstück, so will es die Sitte,
Im Gasthof „zum Vorurtheil!" ein.

Ihm bietet, am Mittag des Lebens,
Cythere ein rauschendes Fest,
Doch lockt sie ihn schmeichelnd vergebens,
Der bald sie mit Unmuth verläßt.

Nicht träumend durch's Leben zu wallen, —
Schon senkt sich die Sonne herab:
Tritt jetzt in den glänzenden Hallen
Der Kunst und des Wissens er ab.

Hier gilt es, den Stolz zu ertragen,
Hier bellen die Neider ihn an.
Sie zürnen ihm feindlich und nagen
Am Loorbeer mit giftigem Zahn.

Da reißt er, im dämmernden Strahle,
Die Thoren bedauernd, sich los
Und ruhet bei'm fröhlichen Mahle,
Am Abend, der Freundschaft im Schoos.

Gern möcht' er auf immer hier bleiben;
Da ruft ihn vom köstlichsten Schmaus,
Dem lange Ersehnten, zu treiben,
Der grämliche Schwager: „Trink' aus!"

Was nützten ihm Kummer und Klagen? —
Drum wagt er, ergreifend den Stab,
Nur Eins noch den Führer zu fragen:
„Wohin geht die Reise?" — „Ins Grab!" —

Hohlfeld.

Das Liebhaber-Theater.

(Fortsetzung.)

Die Deduction ist mit keiner Feder geschrieben! tobte der Amtsrath. Der Bösewicht hat ein Banditen-Stilet in Boan-Upas Gift getaucht und sticht damit zu seiner teufli'schen Ergötzlichkeit auf mich los. Mein Gott, ich habe es ja schon am Morgen darauf eingesehn, daß ich zu weit gegangen war, und hätte sich der dumme Kerl nicht von bösen Menschen zur Klage aufwiegeln lassen, ich hätte ihn um Verzeihung gebeten und reichlich entschädigt. Von dem rasenden Hochmuthe, der mir hier Schuld gegeben wird, weiß ich mich frei. Mein Temperament war einmal mit mir durchgegangen, das ist es alles, und mich deshalb einer solchen verrückten Heiden-Bestie zu aequipariren! Ich weiß es so gut als der — Giftmichel, daß in unserm Staat der Amtsrath und der Nachtwächter gleich sind vor dem Gesetz, und meine Untergebenen werden meiner Humanität fürwahr kein schlechtes Zeugniß ertheilen, und doch tritt dieser Pharisäer hin und kräht: Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin, wie die Nairen in Indien, oder auch, wie dieser Amtsrath!

Der Geifer hatte ausgesprudelt im heißen Wortschwall. Es trat deshalb eine augenblickliche Ruhe ein. Der Amtsrath war erschöpft in den Sessel zurückgesunken. Wie heißt denn das Ungeheuer? sprach er nach einer Weile, den Schluß der Schrift suchend. Wenn ich einmal einen Gegner bekomme, den ich in möglichster Geschwindigkeit zu Tode ärgern will, so soll mir kein anderer Mensch bedient seyn, als er. Wespe! rief er, als er den Namen gefunden. Wespe! nomen et omen; Gut gewählt, nur viel zu gelind ist das Bild! Brillenschlange sollte er heißen, oder Scorpion! Nun ich werde doch vielleicht einmal in diesem Leben mit der verdammten Wespe zusammenkommen und dann soll sie mir Rede stehen über diese Schandschrift, und wenn es mich auch noch funfzig oder hundert Dukaten kosten sollte!

Mamsell Naschen, meldete der Amtsrentschreiber, im Kostüm des alten freiherrlich von Durlachschen Dieners Christian eintretend: läßt dem Herrn Amtsrath sagen, daß der Herr Graf Erbach und Frau Gemahlin so eben in die Rangloge angekommen sind. Des Herrn Generals Baron von Rheinstein Excellenz waren schon früher da. Das Orchester hat bereits eine feine Weile daraufllosgegeigt. Sie möchten nur bald kommen und die Gardine aufziehen lassen.

Augenblicklich war der Amtsrath besänftigt, als ihm sein Steckenpferd also vorgeführt wurde. Ist es schon recht voll im Parterre? fragte er wohlgefällig, indem er sich die Spitzenmanschetten über die Hände zupfte.

Kein Apfel kann zur Erde, versicherte der Rentschreiber. Man sieht fast nichts als Kopfzeuge und Uniformen.

Und wenn wir siebenmal in der Woche spielten, sagte triumphirend der Amtsrath, den Philister-Dreistutz und das lange spanische Rohr ergreifend: sie würden sich doch um die Billets reißen. Ja, es kommt doch Alles auf einen guten Direktor an!

Auch auf dem Theater hat sich ein Gast eingefunden, meldete der Rentschreiber schmunzelnd.

Ein Gast? fragte der Amtsrath mit einer Direktormine. Habe ich nicht erst neulich in einem Epilog das störende Einlaufen auf dem Theater untersagen lassen?

Bei dem Gaste läuft keine Contravention unter, erwiederte der Rentschreiber. Er hat sich

zugleich als Schauspieler engagirt, und wird dem Herrn Amtsrath gewiß recht wohl gefallen.

Es soll mir lieb seyn, wenn er brav ist, sprach fortgehend der Amtsrath. Den Nachtwächter und den verdammten Wespe abgerechnet, lebe ich mit der ganzen Welt in Frieden, und wenn es nur nicht einer von den beiden ist, so will ich ihn recht freundlich willkommen heißen.

Lichter und Lampen brannten und qualmten, mit bescheidener Mäßigung murmelte in Parterre und in der Rangloge die Ungeduld, und das Orchester strich mit der Kraft der Verzweiflung eine Polonaise brillante zum drittenmale, als der Amtsrath in die Chapeaux-Garderobe trat. Er fand dort nur den Gutsbesitzer von Brauß, der als Graf Eßlingen vor dem hohen Stehspiegel stand, sich in Porte-bras und Fußpositionen versuchte und sich nebenbei mit entzückten Blicken bekannte, daß ihm die glänzende Incroyable-Tracht ungemein wohl lasse.

Wo ist Aphanasia? fragte der Amtsrath den Schwiegersohn in Hoffnung.

Siehst du die Pomeranze?

trällerte dieser, die Haartolle noch einmal durchreibend:

Noch hängt sie an dem Baume!
Schon ist der März verflossen,
und neue Blüthen kommen.

Wo ist Aphanasia? fragte der Amtsrath ungeduldig zum zweitenmale.

Oben! antwortete dieser kurz und trällerte fort:

Ich trete zu dem Baume,
Ich sage: Pomeranze,
Du reife Pomeranze,
Du süße Pomeranze,
Ich schüttle, fühl', ich schüttle,
O fall in meinen Schooß!

Ein lieber junger Mann! sprach der Amtsrath für sich. Wenn er nur nicht nebenbei ein Geck wäre!

Kopfschüttelnd stieg er auf die weltdarstellenden Bretter. Da sah er zwischen den Coulissen seine Tochter mit einem Bedienten in einem so angelegentlichen Gespräche und dabei so viel Verbindlichkeit in ihrer Miene und Stellung, daß er eben zu ihr treten und ihr seinen Verdruß über diese übertriebene Herablassung zu erkennen geben wollte. Indem betrachtete er aber den Bedienten genauer und fand in ihm einen jungen, hübschen Menschen mit einem sehr geistreichen Gesicht und edelm Anstande, der sich in der eleganten Livrei wie ein verkleideter Prinz ausnahm.

Das wird der neue Schauspieler seyn, sprach er zu seiner Selbstberuhigung. Doch möchte ich wohl wissen, wer es ist.

Aber, bester Herr Amtsrath, kiff die Frau Postmeister Horneck aus Krautberg, als Landräthin von Durlach prächtig ausstaffirt, ihm plötzlich von der andern Seite in die Ohren, werden Sie denn heute gar nicht aufziehen lassen? Es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, in der fatalen, steifen, altfränkischen Tracht stundenlang auszuhalten, und ich dächte, ich hätte Ihnen schon dadurch ein hinreichendes Freundschaftopfer gebracht, daß ich mich bei meinen Jahren schon wieder einmal zu einer solchen vertrakten Mama-Rolle hergegeben habe.

Der Amtsrath wäre gern ungeduldig geworden, aber die Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit seiner einzigen komischen Alten schloß ihm den Mund und mahnte ihn zum Gehorsam.

Mit großer Wichtigkeit gab er dem Soufleur das Zeichen, dieser klingelte, der Vorhang rauschte auf, dem ganzen Amphitheater entfuhr ein einstimmiges Aha! der Freude und des Dankes für die endliche Erhörung seiner stillen Wünsche, und der alte treue Diener Christian, der zuerst heraustrat, verkündigte dem Publikum, daß sein Herr lange schlafe, ob er gleich gestern Abend früh zu Bette gegangen sey.

Das hätte ich damals auch thun sollen, brummte der Amtsrath hinter der Coulisse: so hätte ich mir die Ehrensache mit dem Nachtwächter, funfzig Dukaten, die gerichtlichen und aussergerichtlichen Kosten und die Wespenstiche erspart, aber Alter schützt vor Thorheit nicht! Verdrüßlich sah er auf und Aphanasia noch immer im Gespräch mit dem Bedienten. Jetzt trat der Kreisgerichts-Assessor Walther, der den Baron Durlach spielte, zu dem Paare, und die Vertraulichkeit, mit der er sich zu dem jungen Manne wendete, bewies, daß er ihn genau kennen müsse.

Der soll mir Auskunft ertheilen! sprach der Amtsrath und setzte sich in Bewegung. Aber indem gab Christian seinem gnädigen Herrn das Stichwort und dieser mußte heraus. Unmuthig trat der Amtsrath zurück, und da der Baron in diesem Akte fast gar nicht vom Platze kam, so mußte jener seine Ungeduld zur Geduld ermahnen, bis die Gardine fiel.

Aber auch jetzt gelangte er nicht zur ersehnten Kunde, da die Hälfte des Schauspieler- und Gehülfen-Personals mit zahllosen Requisitionen auf ihn einstürmte. Die Landräthin von Durlach hatte ihren Fächer und ihre Rolle verloren, die Kammerjungfer Pauline bestand auf einem frischen Schminktöpfchen, Aphanasia fragte nach dem Briefe, den sie im zweiten Akte lesen, der Baron Durlach nach dem Stricknadelkästchen, das er überreichen sollte, und der Jäger und die beiden Bedienten des Amtsrathes verfolgten ihren Herrn auf allen Tritten, weil er die Requisite zur Schlittenfahrt verlegt hatte.

Das ist eine Dornenkrone, das Direcktorat! seufzte er, als er Alle befriedigt hatte und, neuen Qualen zu entrinnen, gab er das Signal zum Anfang des zweiten Aktes. Während Christian heraustrat, schlich er auf den Zehen zu dem Assessor, der jetzt lange nicht vorkam, und ihm deshalb recht bequem Rede stehen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Monument bei Servoz.

Wessen Gedächtniß ehrt jenes Denkmal, welches dort von der, aus ihrem Strahlen-Meere emporsteigenden Göttin des Tages so freundlich beglänzt, hell hervorleuchtet durch die Stille des Frühmorgens, ein heiliges Beglaubigungs-Zeichen der Freundschaft und der Liebe? — Näher hinan lieber Wandrer! lies seine Inschrift, und höre zur Erläuterung derselben folgende Notizen:

Friedrich von Eschen war ein herrlicher Jüngling. Im harmonischen Einklang Geist und Herz, umgeben von der schönsten Hülle, bilden so sich ein Ganzes wie diese Welt voll Mängel und Gebrechen wohl selten nur in einem ihrer Bürger es zeigt. — Zu Eutin im Holsteinischen geboren, hatte er schon dort unter der Leitung des trefflichen Rektor J. Voß, welcher sich der ungemeinen geistigen Anlagen des Knaben, wie seines rastlosen Eifers, seines anhaltenden Fleisses sehr erfreute, sich ganz vorzüglich ausgebildet, und dann die Universität Jena bezogen, um dort seine Studieen fortzusetzen, für seinen einstigen Wirkungskreis sich zu vervol

kommnen. Auch da war er die Freude seiner Lehrer, wie aller Vorsteher dieser hohen Schule. Nach drey wohl angewandten Jahren kehrte er, aus diesem letzten Strudel, dem wohl jeder beßre, studirende Jüngling, welcher unverdorbenen Herzens nach dem Höhern strebt, mächtig sich entgegen stemmen muß um nicht von ihm in die Tiefe hinabgerissen zu werden, rein und unversehrt zurück. Ausgestattet mit innerm Reichthum war er das Glück der Seinen wie die Hoffnung seiner Vaterstadt. Nach kurzem Auffenthalt in seiner Heimath wurde ihm von einer angesehenen Familie in Bern der Ruf: die Leitung eines Sohnes dieses Hauses zu übernehmen, und er folgte den vortheilhaften Anerbietungen um so lieber, da auch die Stimme seines Herzens für die Uebernehmung dieser Stelle sprach. Ehrenvoll bekleidete er dieselbe, indem er auf seinen Zögling nicht allein seine vielseitigen Kenntnisse, sondern auch seine ächt moralischen und religiösen Principe zu übertragen sich wahrhaft mit Lust bemühte, und den heiligsten und größten Lohn in dem Gelingen seines schönen Wollens fand. — Sein poetischer Geist welcher früh schon seine Schwingen in höherer Begeisterung hob, strebte in den Stunden in welchen er ganz sich angehörte, mächtig nach kühnerem Aufflug, und manches Gedicht voll Lieblichkeit, Zartheit und innigem Gefühl, und manches andere mit der Sprache der Wahrheit und der Andacht niedergeschrieben, wie auch mehrere schriftstellerische Aufsätze, kündeten schon im Jüngling den einstigen classischen Dichter; auch übersetzte er in jener Zeit die Oden des Horaz mit verdienstlicher Correktheit. Als er nun mehr und mehr den schönen Erwartungen zu welcher sein ganzes Jugendleben berechtigte, entsprach; als schon die hellste Aussicht für seine Zukunft sich ihm eröffnete, die Hand der Liebe mit dem duftigen Kranz seine heitre Stirn umschlang, ach, da drängte feindlich und gewaltsam zwischen ihn, seine Liebe und sein Leben, sich der Finstere, der, einmal das Ziel sich gefaßt, seine Beute nimmer entläßt! — Der Engel des Todes weihte die herrliche Pflanze für einen Boden, auf welchen nach der Versetzung, sie schöner nur gedeihen, himmlischer in ihrer frühen Veredlung reifen sollte! —

Auf einer Fußreise welche er von Bern aus, die Ufer des Genfer Sees entlang machte, um das Sehenswürdigste der Schweiz in Augenschein zu nehmen, traf er von Genf kommend, auf einen Mann, welcher auf Eschens Erkundigung nach dem Buet, (ein Berg dessen Spitze 9600 Fuß über dem Meere) und der Möglichkeit der Erklimmung desselben, sich ihm als Führer dahin und beim Hinaufsteigen erbot. Der Bereitwillige, selbst nicht genau genug mit der Seite bekannt, auf welcher man nicht allein bequem, sondern auch ganz gefahrlos den Hinaufgang beginnen konnte, zeigte dem frohen und wißbegierigen Jüngling den unrechten, weit müh- und gefahrvollern Weg. Mit hochklopfenden Herzen und erhebenden Gedanken: auf solcher Höhe die Grösse des Meisters aller Meister mehr noch anstaunen und bewundern, so viel näher seinem Wolkensitze, ihn verehren zu können; sprang er einer Gemse gleich voran, und wie sein Fuß hoch und höher sich hob, schwoll auch seine Brust mehr und mehr in Anbetung dem entgegen, der diese Welt so wundervoll und prächtig schuf; doch plötzlich, schneller wie ein Gedanke den andern erreicht, war Eschen dem Auge des Geleitsmannes entschwunden! — Eine dünne, verrätherische Schneebrücke löste sich in dem Augenblicke daß er sie betrat, und hinab sank er in einen 100 Fuß tiefen, gähnenden Eisschlund. — Kaltes Entsetzen durchschauerte das Gebein des Führers, dann sank er ausser sich auf einen starren Schnee

Klumpen nieder, dumpf nur die Worte jammernd: „O Unglücklicher! O Unglücklicher!“ — Doch auf einmal raffte er sich empor, und mit einer Schnelle, kaum denkbar der Kraft eines Menschen, indem nicht allein Nächstenliebe sondern auch die Angst seines Gewissens, daß doch er durch seine Unkunde am Tode des Fremden Schuld sey, ihn trieb; — eilte er im unaufhaltsamen Lauf nach Servoz, einem Städtchen ohngefähr 6 Stunden vom Schreckensort entfernt, um von dort Hülfe bei vielleicht noch möglicher Rettung des Versunkenen zu holen; auch bekam er noch drei starke Männer zu sich, und, mit Stricken wohlversehen, machten die entschlossenen Viere sich auf den schauerlich-mühsamen Pfad, rastlos angespornt durch den ermuthigenden Gedanken! ein Menschenleben retten zu wollen. — Immer vorwärts schreitend durch das Dunkel einer Gewitterschwangern Nacht, auf einer Bahn nur vom Zickzack der sich durchkreuzenden Blitze manchmal erhellt; langten sie erst gegen Morgen so erhitzt, als kämen sie aus einem heissen Bade, zur Stelle an. Hastig begannen sie das Werk, und liessen sich mit den Stricken zur Untersuchung in den Abgrund hinunter. — Zu spät! — Der unglückliche Jüngling steckte fest eingeklemmt, erfroren zwischen den Eisblöcken, doch trug der entseelte Körper keine andere äussern Spuren von Verletzung als die, welche der sich rettungslossehende Verzweiflungsvolle in der Todesangst sich selbst zugefügt haben mochte. — Die Leiche wurde nach Serooz gebracht. — Keine Beschreibung würde genugsam den herzzerreissenden Jammer der, in diesem plötzlichen und unersetzlichen Verlust sich namenlos elend fühlenden Familie bezeichnen! Keine Schilderung ahmt getreu sie nach, die Klage der Verwandten, der Freunde, wie des Hauses in welchem Lehrer er und Sohn gehalten wurde! — Kein Schmerz vergleicht sich dem der liebenswürdigen Jungfrau, die schon in der nahen Vereinigung mit dem Geliebten ihre Seeligkeit geträumt hatte, er grenzte an Wahnsinn und ließ für ihr Leben fürchten; — Er war dahin! — Abgerufen von der Bühne der Welt ehe er noch kundig hinter den Coulissen derselben geworden! — Aber in dem Herzen der Seinen wie in dem Herzen Aller, die ihm näher standen, die den moralisch-reinen, wie den an Verstandes-Gaben ausgezeichneten Jüngling, liebten, lebt er fort, ob er — ein strahlendes Meteor — zu schnell auch den irrdischen Blicken entschwand; aufgelöst in Thränen starrten alle ihm nach; Er war dahin! —

So mein lieber Wanderer, gab ich Dir das nähere Detail über die Veranlassung des einfach edlen Monuments welches hier, hart an der Landstraße von Servoz sich erhebt. — Marmor sein Piedestal, Granit seine Säule, so wird lange es trotzen dem nagenden Zahn der Zeit, und die darauf eingegrabenen innigen Worte, zum Preise des Verklärten dessen Gebein es deckt, wie zur Warnung des Wißbegierigen, welcher von des Berges Höhe herab die Welt in ihrer Kleinheit zu schauen, dem Himmel näher aber den unendlichen Schöpfer und Vater des All's in Demuth zu verehren und anzubeten wünsche; ja diese sinnigen und gehaltreichen Worte, werden in jeder Brust Theilnahme und Würdigung finden! —

E. Reindahl.

Buntes aus der Zeit.

Auch ein Wort über Steuerfreiheit. Es ist erwiesen, daß der Mensch eine Last von 2000 Pfund im Stande ist zu tragen, wenn nur solche gleichmäßig, über den ganzen Körper, vertheilt wird.

Gerade so behandelt die gerechte Natur die Obst tragenden Bäume! Sie vertheilt die Last

über alle Zweige, und packt nicht dem schwachen Zweiglein ein größeres Gewicht auf, als solches zu tragen im Stande wäre. Würde aber ein Zweig etwa sagen: nimm mir meine Last ab, o Mutter, und lege solche auf die Schultern eines andern Zweiges; so würde die billige und gerechte Mutter antworten: „Ei, du böser Zweig, wie kannst du doch von mir verlangen, daß ich ungerecht seyn soll?! Hast du das Recht, aus dem Stamme deine Nahrung zu ziehen: so ruhet auch die Verpflichtung auf dir, zu tragen eine Last, die dem Vortheil angemessen ist, welchen du aus dem Stamme ziehst! Je größer der Zweig, je größer auch die Last, die ihm zu tragen gebührt!"

Was könnte England doch nicht möglich machen? Wenn einmal die Britten die Lust anwandeln sollte, Europa, auf einmal, mit Sack und Pack, zu verlassen: so könnten sie, bei der Menge ihrer Schiffe dies sehr leicht ins Werk richten und ihre Hütten dann, nach Gefallen, entweder auf Neu-Holland, in Ostindien, oder auch in Nordamerika, aufschlagen. Ich will dies sonnenklar beweisen! Nur allein die Schiffe, welche England zu seiner Handlung bedarf, umfassen einen Gehalt von 2,640,000 Tonnen, eine Schiffstonne aber beträgt an Gewicht 2000 Pfd. England ist also im Stande eine Last von 5,280 Millionen Pfd. auf einmal über's Meer fortzuschaffen. Da sich nun die Zahl der brittischen Unterthanen, in Europa, auf etwa 20,500,000 Köpfe beläuft, — wovon wir indessen billig die 100,000 Jonier, als halsstarrige Griechen, und 5 Millionen starrköpfige Katholiken in Irland abrechnen müssen, — so bleiben an reinen englischen Seelen, nur 15,400,000 übrig: und rechnen wir, durch die Bank, jeden Engländer, nicht netto, sondern brutto 90 Pfund schwer, so würde das Gewicht der ganzen englischen Nation nur 1,377 Millionen Pfund betragen, folglich würden noch 3,800 Millionen Pfund Gepäck in den Schiffen Platz finden können. Ich begreife es aber sehr wohl, daß ein Engländer mehr als 250 Pfund Gepäck auf eine solche Reise mitnehmen müßte, daher alle ihre fahrende Habe auf ihre 1000 Kriegsschiffe *), sehr leicht geladen werden könnte, und es dürfte dann nicht viel von dem Ihrigen hier zurückbleiben. Aber wie würde es doch werden, wenn es diesen reichen Herren etwa einfiele, vor ihrer Abreise alle ihre auf dem Festlande ausstehenden Gelder einzufordern? mehrere hundert Millionen Thaler? Ei nun, wenn der Himmel einfällt, sind wir alle todt! —

*) Genau angegeben beträgt die Zahl der englischen Kriegsschiffe, denn neuesten Nachrichten zu Folge 1030 mit 40,000 Kanonen, nemlich 230 Linienschiffe, 500 Fregatten, 500 kleine Kriegsfahrzeuge.

Neapolitanischer Edelsinn. Bei dem letzten förchterlichen Ausbruch des Vesuvs lagen in Torre del Anunziata nebst 2 Compagnien Oesterreicher, 2 neapolitanische Infanterieregimenter. Während die **fremden** Truppen besorgt waren, Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, und in dieser ihrer Bestimmung sich durch die Schrecken des Elements nicht irre machen liessen, lief die **einheimische** Soldateska bei dem ersten Anschein von Gefahr schaarenweis davon und **plünderte** zugleich die leerstehenden Häuser ihrer geflüchteten Mitbürger. Das sind die Helden der Abruzzen! —

Nachrichten.

Häuslicher Telegraph.

Ein Mechanikus in Boston hat eine Art häuslichen Telegraphen erfunden, der im Zimmer der Herrschaft angebracht ist, und durch kurze den Dienstbothen verständliche Zeichen, die ihnen in ihrer Stube sichtbar werden, ohne Wort und Laut, den Befehl der Herrschaft kund macht; mehrere Proben haben dargethan, daß der Herr zum Beispiel 2 Flaschen Champagner, ein französisches Werk aus dem Buchladen, und den Schneider zu der und der Stunde verlangt, ja eine Gesellschaft von einigen 20 Personen zu einem bestimmten Tage eingeladen, und die Zahl der gewünschten Schlüsseln, sammt den erforderlichen Weinen angegeben, und daß der Diener alles auf das pünktlichste besorgt hat, ohne mit einander dieserhalb eine Sylbe zu wechseln.

Polygraph.

Hr. **Obrion** in Paris hat einen Poligraphen erfunden, vermittelst dessen man zwei bis drei,

ja sogar fünf Exemplare zu gleicher Zeit, eben so leicht und schnell als nach der gewöhnlichen Art ein einziges schreiben oder zeichnen kann. Dieser kleine Mechanismus ist sehr einfach, leicht und wohlfeil. Der Verfertiger kann deren ohne Futterrall und Täfelchen, zu 5 Fr, und mit diesen Stücken zu 10 Fr. liefern. Es giebt deren auch, die zur Verkleinerung oder Vergrößerung dienen. Man wendet sich an Hrn. Obr'on, der hiezu allein patentisirt ist, Straße St. Martin Nro. 30 zu Paris.

Bezeichnung der Schiffsanker in England.

In England sollen künftig alle Schiffsanker mit dem Namen des Verfertigers und einer laufenden Nummer zur Seite der königl. Krone versehen werden, so das Betreffende bei Schiffbrüchen ihr Gut mit einiger Sicherheit wiederfordern und bezeichnen können.

Mannichfaltigkeiten.

Industrie-Probe heutiger Zeit.

Ein verunglückter Kaufmann hat sich einen in seiner Art neuen Erwerbszweig ausgesonnen, mit dem er sein Leben fristet. Er wohnt in einem kleinen Orte, und hat sich so öconomisch eingerichtet, daß er wöchentlich mit einem Thaler ausreicht. Diesen schnurrt er sich nun auf folgende Weise zusammen: er schreibt wöchentlich drei Briefe; diese richtet er an drei Personen seines Standes oder einer andern wohlhabenden Klasse im Lande, er schildert ihnen seine elende Lage in äußerst stark aufgetragenen Farben, und sagt dann zum Schlusse: „Ueberzeugt von Ihrer Theilnahme bin ich gewiß, da Sie mir gern eine kleine Unterstützung zukommen lassen werden. In dieser Voraussetzung bin ich so frei gewesen, von dem hiesigen Postamte 8 ggr. vorschußweise einzuziehen, und sage Ihnen für die menschenfreundliche Restituirung dieses Vorschusses im Voraus meinen lebhaftesten Dank." Ehe der Empfänger eines solchen Briefes nun denselben zurück gehen läßt, bezahlte er lieber die Kleinigkeit von 8 ggr. und läßt den armen Teufel laufen. Auf diese Art gehören 156 Personen dazu, um dem Verunglückten das Leben jährlich zu fristen. Der neue Indnstrie-Ritter aber, hat eine Liste von 3000 solcher Personen im Lande, an die er nach und nach Reihe herum schreiben will; folglich hat er noch Brod auf 20 Jahre.

Zeitungslecture.

Wardöhus ist eine norwegische Festung, die nördlichste von ganz Europa. Nur einmal im Jahre kommt die Post hier an, und bringt denn in einem dicken Packet alle Zeitungsblätter, die die gesammten Begebenheiten eines ganzen Jahres in sich fassen. Was thut der Neuigkeit liebende Kommandant von Wardöhus, verschlingt er den Stoß von Zeitungen in wenig Tagen? Nichts weniger! Mit weiser Mäßigung überliefert er das Paket seinem Bedienten und befiehlt ihm, daß er ihm jede Woche zwei Mal Zeitungen reiche, als wenn die Post sie eben erst gebracht hätte. So hat der Kommandant von Wardöhus zweimal die Woche Zeitungen, wie ein deutsches Landstädchen, und so ist der postenferne Mann so glücklich wie wir.

Die Friedenstifterin.

Ich kannte, erzählt Vigneul-Marville, als ich in meiner Jugend in Paris war, eine sehr geschickte Frau, die durch ihre Erziehungsgabe einen Hund, eine Katze, einen Sperling und eine Maus so weit brachte, daß sie wie Brüder und Schwestern mit einander lebten. — Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll, die Gelehrigkeit dieser Thiere oder die Kunst ihrer Gebieterin. Mit ihrem seltenen Talente, die so verschiedenen Meinungen und Interessen zu vereinigen, würde sie wahrlich der — beste Minister für die halbe Welt sein.

Auflösung der Charade in Nro. II.

Morgenröthe.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen.

Achter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 13.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 13. Februar. 1823.

Könnt' ich's lebend nicht erwerben,
Soll es hier doch ewig blüh'n,
Mit mir leiden, mit mir sterben
Und mit mir hinüberzieh'n!

Theod. Körner.

* Rudolph und Blanka.

Romanze.

Der Rittersmann sprach zur lieblichen Maid:
Schön Trautchen, fort geht's zum Turnier;
Die Schärpe, die deine Hand mir gestickt
Sie acht' ich, bis ich dich wieder erblickt,
Mein schützend, mein heilig Panier.

Hier nimm diesen Ring; bewahre ihn wohl,
Daß treu ich einst dich mag finden. —
Dich trag' ich im Herzen so liebevoll,
Bezahl ich im Strauß den fährlichen Zoll,
Wird bald der Reif dir erblinden. —"

Und reichend des Abschieds schmerzlichen Kuß,
Dem Mund der rosigen Dirne,
Empfindend den himmlischen Vorgenuß:
Treibt wohl das finstere Wörtlein: muß,
Den Schweiß auf männliche Stirne.

„„Ade denn, du Herzgeliebtester mein!
Zeuch frohen Muthes von hinnen.
Es möge der Himmel Kraft dir verleihn!
Doch sollte er fern dem Tode dich weihn,
Wird rein die Nonne dich minnen!""

Und er spornte sein Roß; von dannen trieb
Die Ehre ihn in die Schranken.
Ob er auch falle, die Kampfeslust blieb,
Wie schien das Leben in Minne ihm lieb! —
Doch darf der Ritter nicht wanken.

Es drang auf ihn ein, der Gegner so wild;
— An Feuer beide sich glichen —
Er sah auf die Schärpe, auf Blanka's Bild:
Er sank, zersplittert war Lanze, und Schild;
Die Seele von ihm gewichen.

Daheim in dem stillen Kämmerlein saß
Die Holde, spinnend am Rocken;
Urplötzlich wurden die Wimpern ihr naß,
Des Ringleins strahlendes Gold es war blaß;
Da starrten die Finger am Rocken.

„„So fahre denn hin mein freundlicher Traum,
Dem magdlich ich angehangen!
Hier grünet nicht lange mein Lebensbaum,
In einer Zelle wohl ärmlichen Raum,
Will ganz mein Leid ich umfangen!““

Zum Gertruden-Kloster wandte sie sich,
Die Innigliebende, Reine;
Und als sie nun bald im Tode verblich,
Rief noch sie: „Mein Rudolf erwarte mich;
Dort ist ja Blanka die Deine!“

E. Reindahl.

Das Liebhaber-Theater.

(Fortsetzung.)

Wer ist der junge Mann in der Livrée? flisterte der Amtsrath dem Assessor zu.

Ein Universitäts-Freund von mir, antwortete dieser. Um sich nach glorreich bestandenen Examen zu erholen, hat er mich auf ein Paar Wochen besucht. Mein Schreiber, der den Bedienten machen sollte, hatte gerade ein unaufschiebbares Cito zu mundiren, ich war in Verlegenheit, und, gefällig, wie mein Freund ist, erbot er sich sogleich zum Vicar.

Das ist allerdings charmant und ganz außerordentlich artig, sagte der Amtsrath: aber, wer ist der Herr denn eigentlich, wie heißt er, und von wannen kommt er?

Aus der Residenz, erwiederte der Assessor. Es ist der Referendar —

Im Schellengeläute und Peitschengeknall, welches die Ankunft der Baronin Durlach und des Grafen Eßlingen verkündete, verhallte der Name des Referendarii quästionis. Weil der Jäger das Schellenbehänge schlecht dirigirte, lief der Amtsrath zu ihm, ihm die nöthige Anweisung zu ertheilen, und vergaß darüber, noch einmal nach dem verhörten Namen zu fragen. Aphanasia's herrliches Spiel hielt ihn in den folgenden Scenen zwischen der Coulisse fest, und während er so die schöne Tochter mit dem angenehmen Gefühle geschmeichelter Vatereitelkeit betrachtete, übersah er ganz den galanten Lakayen, der das liebliche Mädchen aus der Coulisse gegenüber mit brennenden Blicken betrachtete, und einen herzbrechenden Seufzer ausstieß, als Amalie dem Grafen Eßlingen die Wange zur Ausübung des Schlittenrechts darbot.

So ging der Akt zu Ende. Im Zwischenakte stellte sich endlich der Referendar dem Herrn Direktor selbst mit seinem Anstande vor, und entschuldigte sich sehr höflich, daß ihm das bunte Getümmel auf den Brettern nicht früher gestattet, wegen seinem unberufenen Erscheinen um Verzeihung zu bitten.

Bitte, bitte sehr, Herr Referendarius, erwiederte der Amtsrath, der, froh einen Titel als Handhabe des Mannes zu haben, sich nicht mehr um seinen Namen bekümmerte. Sie haben von mir keine Verzeihung, sondern Dank zu empfangen, daß Sie uns so gütig aus der Noth geholfen haben, und ich hoffe, daß Sie mir die Ehre erweisen werden, nach der Comödie auf eine freundschaftliche Butterschnitte bei mir vorlieb zu nehmen.

Der Referendar nahm die Einladung mit so feuriger Dankbarkeit an, als solle ihn die angebotene Butterschnitte vom Hungertode erretten, und ging dann in glühende Lobpreisungen von Aphanasia's Spiel über.

Nun ja, meine Tochter ist nicht übel in ihrem Fache, gestand der Amtsrath mit affectirter Unpartheilichkeit. Sie ist nicht ohne Talent, hat viel gelesen und mehrere der beßten deutschen Theater gesehen. Heute ist sie aber noch nicht in ihrem Lüstre. Kotzebue hat selbst nicht gewußt, was er aus der Amalie machen wollte. Sie liebt den Gemahl aus Dankbarkeit, den

Cicisbeo aus Modesucht, und keinen recht. Aber als eigentliche Liebhaberin müssen Sie Aphanasien sehen. Ich werde ihr im nächsten Stück eine recht zärtliche Rolle geben, und, daß sie sich gar nicht geniren darf; ihren Bräutigam zum Amoroso.

Aphanasia — schon — verlobt? stammelte der Referendar, unter der Schminke erblassend.

Wohl noch nicht, erwiederte der Amtsrath, der, nach seiner Gewohnheit, schnell vertraulich wurde.

Das Mädchen spricht noch viel von goldner Freiheit und von den Inconvenienzen zu früher Heirathen. Aber es wird sich wohl im Kurzen zeigen, daß das bloße Redensarten sind. Herr von Brauß hat zwei herrliche, baar bezahlte Rittergüter und ist, wie Figura zeigt, auch sonst ein schöner, stattlicher, gebildeter Cavalier.

Allerdings eine sehr glänzende Parthie, seufzte der Referendar. Von der ungeduldigen Postmeisterin getrillt, schellte jetzt der Soufleur, ohne den Wink des Directors abzuwarten, und der dritte Akt begann.

In ihn fiel die erste Hälfte der wichtigen Bedientenrolle. In Aphanasia's Anblick versunken, tiefe Schwermuth auf dem Gesicht, stand der Referendar an der Vorhangthüre des Hintergrundes, verhörte sein Stichwort, mußte von dem Assessor hinausgestoßen werden, und meldete nun die Frau Landräthin von Durlach mit einem Tone an, den er zu der desperatesten Liebeserklärung hätte brauchen können. Als er abgefertigt war, trat ihm der Amtsrath entgegen.

Recht gut für das Erstemal, mein lieber, junger Mann, sprach er, ihn mit einer schonenden Kennermiene auf die Schulter klopfend. Sie können wenigstens gleich von vorn herein auf den Bretern anständig gehen und stehen, was nicht allen Anfängern gelingt. Aber eine Bemerkung müssen Sie von einem alten Praktikus annehmen. Sie spielen noch zu viel, was ein allgemeiner Fehler junger, feuriger, ungeübter Dilettanten ist. Die Meldung brauchte nur ruhig mit der Achtung gesprochen zu werden, die der Bediente seiner Prinzipalin schuldig ist. Sie declamirten mit einem so tragischen Pathos, als ständen Sie qua Don Carlos vor der Königin Elisabeth. Nun, es wird schon werden mit der Zeit, und auf keinen Fall haben wir auf unserer Bühne jemals einen so hübschen und eleganten Lakayen gesehen.

Da haben der Herr Amtsrath sehr Recht, lispelte mit süßem Tone Mamsell Willig, sonst die zweite Liebhaberin, die sich heute aus besonderer Gnade zum Kammermädchen herabgelassen hatte. Und mit einem Flammenblicke auf den Referendar setzte sie hinzu: Wäre ich die junge Baronin, der Bediente könnte mir gefährlicher werden, als der Graf.

Sie sind zu gütig, erwiederte kalt der Referendar, durch dieses Entgegenkommen indignirt, und der Amtsrath führte ihn mit einem Satyrlächeln zum Punschtisch.

Nun, das war doch verständlich? fragte er, ihm das volle, dampfende Glas reichend. Wollen Sie Ihre Fortüne machen? Das Mädchen gehört zu den edeln weichgeschaffenen Seelen, die es nicht über ihr gutes Herz bringen können, einem Chapeau etwas abzuschagen. Allons, angestoßen! auf gute Geschäfte!

Ich muß depreciren, antwortete der Referendar. Die Republiken sind die Regierungsform, die mir am wenigstens zusagt.

Er sagte das so unvorsichtig laut, daß Mamsell Willig, die sich dem Tische genähert, die ungalante Deprekation noch vernahm.

*

Es ist traurig, sprach sie giftig: daß ein Mann aus der Residenz weder Scherz versteht, noch das, was seine Lebensart gebietet.

Der herzutretende Assessor, an den sie diese Apostrophe richtete, fiel aus den Wolken. O weh, seufzte der Referendar über die Feindin, die er sich hier ganz unnöthiger Weise gemacht. Pauline! rief Amalie auf der Scene, und mit dem Domino der Herrin auf dem Arme rauschte die schöne Zornige hinaus.

Der dritte Akt hatte geendet, der vierte begonnen. Der Referendar gelangte dazu, den Advokaten Burrmann mit vieler Fassung zu melden, und stand jetzt, da er die kurze Rolle seines Bühnenlebens ausgespielt hatte, Aphanasien bewundernd, aus der Ferne von Mamsell Willig scharf beobachtet, zwischen den Coulissen. Da hörte er einen ziemlich lebhaften Wortwechsel in seiner Nähe. Er wendete sich um. Verlegen sich die Stirne reibend stand der Assessor da. Vor ihm zwei ehrsame Krautberger Bürger in ihrem Sonntag Staate und im Hintergrunde ein Gerichtsdiener, einige Bogen Papier unter dem Arm, Tintenfaß, Streusandbüchse und Federn in den Händen.

Was giebt es hier? fragte der Amtsrath, der eben seinen Part absolvirt hatte.

Eine eben so unangenehme, als unerwartete Störung, erwiederte der Assessor. Der Buschmüller liegt am Tode und will sein Testament machen. Der Assessor Ehrmann, an dem die Tour wäre, ist wieder einmal krank. Darum hat der Director mich substituirt, und die Schöppen kommen so eben, mich abzuholen.

Das ist reine Malice von dem Director, schrie der Amtsrath. Er weiß, was heute hier vorgeht, weiß, daß ich Sie brauche, und könnte das Testament recht gut einmal selbst aufnehmen, aber der trockene, kalte, unästetische Actenwurm mag sich im Stillen recht gekitzelt haben, mir die Freude zu verderben.

Dem sey, wie ihm wolle, sagte der Assessor: mir bleibt nichts übrig, als zu gehorchen.

Das ist nicht möglich, jammerte der Amtsrath. Der Akt hat schon angefangen. Sie haben die schöne Schlußscene darin, das Stück ist ruinirt, mein Theater prostituirt, wenn Sie jetzt davon laufen. Ich lasse Sie nicht fort. Der Buschmüller mag warten, und stirbt er unterdeß auch ab intestato, so wird das Gleichgewicht von Europa dadurch noch nicht erschüttert werden.

Das zwar nicht, antwortete ernstlich der Assessor, Huth und Stock nehmend: aber vielleicht meine Existenz. Der Nachlaß wird bedeutend seyn. Eine Vertretung, durch meine Zögerung veranlaßt, könnte leicht meine Kräfte übersteigen.

Ich bin gerade mit meiner Rolle fertig, lieber Walther, und will für Dich gehen, sprach der Referendar, der sich unterdeß rasch den Ueberrock über die Livre gezogen hatte.

Du? fragte der Assessor überrascht. Qualificirt bist Du zu dem Akte. Aber was wird der Director sagen?

Er ist ein alter Freund meines Oheims, antwortete der Referendar. Ich verbürge seine nachträgliche Genehmigung.

Deus ex machina! rief der Amtsrath, den Helfer in der Noth mit froher Rührung umarmend.

Es ist mir eine große Freude, mich Ihnen nützlich zu machen, sprach dieser verbindlich, und verschwand. Ernstlich die Köpfe darüber schüttelnd, daß sie einen geschminkten Lakeyen zu einem so ernsten, wichtigen Geschäft begleiten sollten, folgten ihm die Schöppen und der Gerichtsdiener.

Da heißt es recht, wie es in der Schrift steht, sprach der entzückte Amtsrath zu dem Assessor: Der Stein, den die Bauleute verworfen, ist zum Eckstein geworden. Dieser edle Jüngling hat sich unserer Bühne gleichsam anbetteln müssen zu einer miserabeln Bedientenrolle, und jetzt hält er allein das Stück, das ohne ihn gar nicht ausgespielt werden könnte. Nun, er soll sich „keinem Kargen, keinem Ferdinand" verpflichtet haben. Bei dem nächsten Stücke gebe ich ihm ein Röllchen, so hübsch, wie er es nur machen kann bei seinen schwachen Kräften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Maldonada.

Furchtbare Wildniß deckte das Land an den Ufern des breiten Stromes, wo eben die Spanier (1535) das jetzt so mächtig aufblühende Buenos Ayres, ein künftiges Tyrus der neuen Welt, gegründet hatten. Noch furchtbarer als die Wildniß, waren die Bewohner des Landes. Aufgereitzt durch frühere Mißhandlungen der Spanier, wütheten sie gegen Alle, die in ihre Hände fielen, und nur gemeinsame Kraft konnte die junge Colonie erhalten. Streng hatte ihr Befehlhaber geboten, daß Keiner die Schranken des aufgeworfenen Walles überschreite. Wer es that, sollte des Todes seyn! — Der Hunger aber wühthete im Inneren der kleinen Niederlassung, und ein Weib, Maldonada, von ihm und der Verzweiflung getrieben, entfloh glücklich in die nahen Wälder. Auf unbekannten Pfaden irrte sie lange umher, bis sie eine Höhle fand, die vor Sonne und Stürmen schützte. Doch, welch ein Schreck, als sie hinein trat und eine Löwin erblickte, die ihr sogleich entgegen kam. Die Arme konnte nicht fliehen; der Anblick hatte ihre Kräfte gelähmt: die Füße waren wie in dem Boden ein gewurzelt. Die Löwin aber hatte nicht die Absicht, sie zu verletzen; sie ging schmeichelnd um sie herum, leckte ihr die Hände und stieß nur zuweilen ein brüllendes Geschrei aus, das der Schmerz ihr ab zu pressen schien. Bald erholte sich die Spanierin; sie sah, daß die Löwin trächtig sey, daß ihr Geschrei die Sprache des mütterlichen Wesens bedeute, welches gern seiner Bürde ledig werden möchte. Maldonada trug kein Bedenken, dem armen Thier den Beistand zu leisten, den die Natur hier heischte. Dankbar ließ die Löwin ihre Jungen zu ihren Füßen liegen, und streifte umher, für sie und ihre Wohlthäterin Nahrung zu suchen. Geraume Zeit lebte so die Arme; die Spiele der heranwachsenen Raubthiere machten ihre Unterhaltung, rohes Wild theilte sie mit ihnen als Speise. Doch endlich befahl der Instinkt nicht mehr der Löwin, für ihre Jungen zu sorgen; sie waren stark genug, selbst dem Raube nach zu jagen. Maldonada sah sich bald, zwar nicht allein, aber doch ohne Nahrung, und mußte die Höhle verlassen, die, fürchterlich für alle Andern, ihr ein ruhiges Obdach gewährt hatte. Bald fiel sie den Indianern in die Hände und ward als Sklavin inne, daß die Indianer wenigstens menschlicher als die Europäer waren. Eines Tages überfielen die Spanier aus Buenos Ayres die friedlichen Cabanen, wo sie für ihre Herren den Mais aus den Hülsen körnte. Ein kurzer Kampf gab ihr die Freiheit wieder — so schien es; allein das Schrecklichste stand ihr bevor. Der spanische Befehlshaber in Buenos Ayres begriff nicht, daß der Ungehorsam, den sie durch die Flucht bewiesen hatte, durch die vielfachen Gefahren und Mühseligkeiten tausend Mal gebüßt sey. Grausamer wie der Löwe, wilder wie die wilden Indianer, befahl er, die Halbtodte in den

Wald zu führen und an einen Baum zu binden „Hier!“ rief er, „kann sie verhungern, oder von Ungeheuern zerrissen werden!“ — Zwei Tage nachher gingen einige Spanier hinaus, zu sehen, wie es mit der Unglücklichen stehe. Schon von fern hörten sie das Gebrüll der Tyger in der Gegend, wo sie hingebracht war. Kaum kamen sie behutsam näher, als sie in der That einen solchen in der Ferne den Ahornbaum umkreisen sahen, an dem die Arme verzweiflungsvoll mehr todt als lebend stöhnte. Aber mehrere Löwen lagen zu ihren Füßen, und ihre gebieterische Ruhe scheuchte den blutigen Tyger hinweg. Es waren die Kinder der dankbaren Vertheidigerin, die in ihrer Mitte lag; sie spielten zu den Füßen dieser Andromache. Freudiger Schrecken durchbebte die Krieger, so roh sie waren. Indeß sie zögernd, unentschlossen da standen, entfernte sich die Löwin mit ihren Jungen, als wolle sie ihnen Raum gewähren, das Werk der Barmherzigkeit zu vollenden. Kaum hatten die Spanier die Banden gelöst, kaum führten sie die Halbohnmächtige, die ihnen mit zwei Worten das Räthsel löste, davon, als auch das treue dankbare Thier langsamen Schrittes folgte. Der spanische Befehlshaber wollte wenigstens nicht von einer Bestie übertroffen seyn; das Weib, das der Himmel zwei Mal erhielt, wagte er nicht zu verderben. Maldonada ward frei, und ihre Abentheuer werden noch jetzt in jeder Hütte, wie in den Pallästen von Buenos Ayres, dem staunenden Enkel erzählt.

G. W. Becker.

---

* Allerlei.

(Auszüge aus: Geist der Zeit.)

Das Geld muß wirklich auch eine Menge Luft enthalten, weil es alle Pinsel so mächtig aufbläst.

Die Zunfteinrichtungen in der gelehrten Welt haben die Wissenschaft eben so wenig weiter gebracht, als die Handwerkszünfte die Kunst.

So wie man lange Hosen trägt, so ist es jetzo auch in der Schriftstellerei Mode lange Perioden zu machen. Dieses ließe sich wohl noch hören, aber nun stopfen die Herren Autoren diese Pantalonsperioden noch mit einer ganz besonders dichten Masse aus, welche Ideen genannt wird, und wodurch diese so steif werden, daß einem selbst das arme Papier jammert, auf den sich diese hölzernen Wesen bewegen sollen.

Bei jeder Verhaftung wegen Vergehen sollten die Regierungen immer sogleich daran denken, daß man die Eingekerkerten auch bald richten, und wenn sie unschuldig sind, wiederum loß lassen müsse! —

Die Contracte zwischen Reichen und Armen helfen letzteren nichts, so lange unsere Proceßform zu läßt, daß der Reiche ungestraft den Armen Jahrelang ermüden, und zu Grunde richten kann.

Champfort vergleicht die Franzosen mit Affen! Mit was würde er unsere elengante Welt vergleichen? Mit Affen der Affen.

Die Justiz ist heut zu Tage nur für die gemeine Welt, und hat ihre Schriftsässigen, welche sie nicht zu erreichen vermag. Darum sahen wir lange kein Beispiel, daß ein Dieb, welcher den Verstand besaß, Millionen zu stehlen, gehangen worden wäre. In Frankreich bestand schon lange das Sprichwort: Nur leinene Hosen zieren den Galgen!

Nicht von dem wachsenden Glauben, sondern von dem wachsenden Verstande, nicht von Pfaffenkünsten, Processionen und Choral-Gesän-

gen, sondern von der reinen, Geist und Herz zu gleich erhebenden Christus Lehre ist das Heil der Welt zu hoffen.

Die Hauptzwietracht unter den Menschen veranlaßt der kleine Umstand, daß die Armen kein Geld haben, und die Reichen keins hergeben wollen.

Unsere heutigen frommen Gesichter sind im Grunde blos das boeuf à la mode der ehemaligen dummen Gesichter.

Die meisten Männer haben dreierlei Sprachen, Schlafrocks-Sprache, Geschäfts- und Gesellschafts Sprache! Manche haben auch so gar Schlafrocksgesinnungen und Gesellschaftsgesinnungen.

Das Interesse ist die einzige Religion des großen Haufens.

Quäle dich nur immerhin dein ganzes Leben hindurch, du zanksüchtiger, stolzer, habsüchtiger, neidischer, ehrgeiziger und herrschsüchtiger Mann, quält euch nur immerhin ihr neidischen, hochmüthigen, ungerechten, gefallsüchtigen, eitlen Weiber! Wenn ihr alle die kurze Zeit von 20 oder 30 Jahren euch selbst und andere satt gequält und geärgert habt, dann berührt die kalte gegen eure Größe unbarmherzige Hand des Todes eure müden Glieder, und erscheint der ruhige Tischlermeister, welcher euch, statt der frühern fliegenden Prachtkleider einen einfachen bescheidenen, tannen, gebeitzten Ueberrock anmißt, in dem sich die Glorie eures ganzes Daseyns einengen, und den Würmern als Speise auftischen lassen muß.

Wenn die Völker den politischen Projeckmachern immer so stille gehalten hätten, wie den Barbierern beim Rasiren, so hätten sie längst keine Nasen und Ohren mehr!

Man sieht in der jetzigen Gesellschaft viel vornehme Anstandsgesichter mit ganz gemeinen Köpfen.

Idealisten heirathen nach Schönheit, Geist und Grazie, Geitzige und Kaufleute nach Geld, Bauern nach Land, Spießbürger nach Wohlstand, große Herren und gemeine Leute aber nach Familie.

Zehn Schurken, hundert Einfaltspinsel und tausend Schwachköpfe bringen sich viel leichter durch die Welt; als ein einziger ehrlicher charactervoller Mann.

* Warnung.

Die so allgemein berühmte Mäuse- und Ratzen-Butter enthält Arsenic, welches ein sehr schnelles und heftiges Gift ist. Da durch diese Butter zwey Knaben, nur durch die schleunigste Hülfe dem Tode entrissen, und diesen Winter ein Anderer, wirklich dessen Raub geworden ist, so hält es der Einsender für heilige Pflicht, alle Eltern und Vormünder darauf aufmerksam zu machen, damit sie es nur mit der größten Sorgfalt anwenden, und sich nicht selbst den Tod ihres Kindes zu Schulden kommen lassen.

Anekdote.

Bekanntlich hatten die Franzosen im Jahr 1813 den preußischen Landwehrmännern wegen des Kreuzes an den Feldmützen, und den Landsturmännern wegen der Piken, mit welchen die meisten bewaffnet waren, die Spottnamen Valets de Treffle und Valets de Pique beigelegt. Als einstens beim Transport einiger gefangenen Landwehren die franzsische Eskorte unter einander sich allerhand Späße über die

Valets de Treffle et de Pique erlaubte, und der Offizier der Eskorte selbst darin einstimmte; trat ihm auf einmal einer der Gefangenen zur Seite und sagte zu seinem nicht geringen Erstaunen in gutem Französisch: Monsieur, ces Valets de Treffle et de Pique sont aussi des Valets de Coeur et feront de Vous autres, n'en doutez pas, des Valets de Carreau *). Der Offizier hatte Gefühl genug, um den fernern Scherzen seiner Leute Einhalt zu thun; ganz im Geiste seiner Nazion freute er sich über das Bonmot, und die armen Kriegsgefangenen genossen, so lange er sie begleitete, eine ausgezeichnete Behandlung.

Gemeinnütziges Allerlei.

Macculloch in Edinburgh hat in dem Zucker eine der Fäulniß widerstehende Kraft zur Aufbewahrung der Fische gefunden. Er konnte mit sehr wenig Zucker, Lachs, Stockfisch und andere Fische lange Zeit vollkommen frisch erhalten und nach dem Kochen schmeckten sie so gut als frisch gefangene. Werden sie vor Modergeschmack bewahrt, so kann man sie auf unbestimmte Zeit bewahren. Der Fisch wird bloß geöffnet, auf den fleischigen Theilen mit Zucker bestreut, und alsdann auf 2 bis 3 Tage horizontal gelegt, damit der Zucker durchdringe. Lachs, der auf die Art vor dem Einsalzen und Räuchern behandelt wird, hat einen weit angenehmern Geschmack, als bei der gewöhnlichen Behandlung. Ein Eßlöffel voll braunen Zuckers ist hinlänglich für einen 5 bis 6pfündigen Lachs.

Gay Lüssac hat bereits früher die Entdeckung bekannt gemacht, daß Auflösungen von salzsaurem, schwefelsaurem, phosphorsaurem und boraxsaurem Ammonium mit Borax, so wie einige Mischungen von jenen Salzen die wirksamsten Mittel sind, Zeuge unverbrennlich zu machen. Cok in Birmingham hat nun gefunden, daß man Leinewand, Musslin und andern Zeuchen jene Eigenschaft gibt, wenn man dieselben, nachdem man sie gewaschen und das letzte Wasser ausgedrückt hat, in eine Auflösung von reinem Pflanzenalkali taucht. Die Auflösung ist so hell, als das reinste Wasser, und hat keinen Geruch. Auch Holz läßt sich dadurch unverbrennlich machen.

*) Anspielung auf die franz. Redensart: étendre quelqu'un mort sur le Carreau: Jemanden im Gefecht tödten.

* Theater-Anzeige.

Nächsten Montag, den 17ten Februar, wird meine Benefiz-Vorstellung auf der Bühne statt finden, wozu ich, im Sinne eines Freistaates, „Die Verschwörung des Fiesko zu Genua, Trauerspiel in 5 Akten von Schiller" gewählt habe. Wenn ich während meines hiesigen Aufenthalts, irgend im Stande war, dem kunstsinnigen Publikum durch meine Darstellung ein Vergnügen zu machen, so darf ich mir schmeicheln, daß es auch diese Vorstellung mit seiner wohlgeneigten Gegenwart und zwar um so mehr beehren werde, als sie eine der letztern ist, in welcher ich vor meiner Trennung von dieser Bühne und meinem Abschiede aus Bremen noch bedeutend beschäftigt bin.

Bestellungen auf Logen werden in meiner Wohnung (in der Heerdenthorwallstraße bei Heren Bödeker Nro. 36 eine Treppe hoch) gemacht, wie auch Parterre-Billets daselbst und Abends an der Kasse zu haben seyn werden.

Karl Blumauer,
Mitglied des Bremer-Stadttheaters.

* Charade von vier Sylben.

Wohlthätig meine ersten beiden
Sich senken auf des Landmanns Flur;
Durch sie entquillen tausend Freuden,
Dem reichen Busen der Natur:
Sie geben todten Keimen Leben,
Dem Siechen oft noch Kraft und Stärk'.
Wie viel Pomona auch gegeben
Alljährlich, immer war's ihr Werk.
Was dir die letzten freundlich zeigen,
Am Sternenbogen prangt es rein;
Du magst dich liebend dazu neigen,
Ist solches auf der Erde dein.
Ist dir das Ganze nicht erschienen
Im magisch-lichten Farbenspiel?
Gefeiert oft auf Deutschlands Bühnen,
Oft der Kritik ein feindlich Ziel.
Und er, der einst uns schuf dies Ganze,
Schon auf sich, zu den Ersten schwang;
Dort reiner leuchtend in dem Kranze,
Den Leidenschaft ihm hier entrang. —

E. Reindahl.

A. Daves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 14.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 16. Februar. 1823.

Ihr meine lieben Menschen, Tugend ist:
Dem Gotterschaffenen Erhalter seyn,
Lebendigen das Leben fristen, rohen Stoff
Umwenden, so daß er durch euren Fleiß
Einst Leben zu dem Leben bringen muß.

Gleim.

Des Malers Glück.

Eine poetische Erzählung.

Man sah durch Roma's stolze Hallen,
Im Schmerz verkündenden Gewand
Ein Weib von hoher Schönheit wallen,
Ein holdes Kind an ihrer Hand.

Der Gatt' und Vater fiel im Streite
Für das geliebte Vaterland,
Und den Verlassenen zur Seite
Kein Freund mit Trost und Hülfe stand.

Die Mutter will auf's Glück verzichten,
Kann sie ihr Kind nur glücklich seh'n,
Will eig'ne Wünsche kühn vernichten,
Um ihres Kindes Wohlergeh'n.

Aus welchem Kampf ging Mutterliebe —
Der höchsten Wonne Himmelsthor,
Der heiligste der ird'schen Triebe, —
Nicht schon als Siegerin hervor?

Und drum, ob sich die Zukunft trüber
Gestaltet, bleibt sie froh dabei;
Und, also sinnend, geht vorüber
Das Weib an einer Staffelei.

Da bleibt das Kind frohlockend stehen,
Und ruft: „Ach, Mutter! sieh Mal her!
„Was Schön'res hab' ich nie gesehen,
„Wer doch auch nur ein Maler wär'!"

„Sieh nur, die herrlichste der Frauen
„Im azurblauen Festgewand
„Ist hier auf diesem Bild zu schauen;
„Zwei Ruder hält sie in der Hand."

„Auf einer goldnen Kugel schwebet
„Ihr leichter Fuß im Tanz dahin! " —
So ruft das Kind und Wonne bebet
Durch seinen froh gereizten Sinn.

Die Mutter aber will vergehen
Im Schmerz, und sagt: „„dies Bild betrübt.
„„Wir haben sie ja fliehen sehen,
„„Die Göttin, die den Wechsel liebt.““

Und fort will sie das Mägdlein ziehen;
Da tritt der Künstler rasch hervor,
Und fleht mit süßen Melodien,
Und nimmt das Kind zu sich empor.

Und fragt: „Willst du wohl bei mir bleiben? —
„Die Freude, die du, unbewußt,
„Mir machtest, kann ich nicht beschreiben;
„Ich war ein Zeuge Deiner Lust.“

„Das Kunstgebilde ist gelungen,
„Das so zu Kindesherzen spricht;
„Ich hab den höchsten Preis errungen —
„Dich holden Engel laß' ich nicht.“

Das Kind schlingt froh die zarten Glieder
Um seinen Vater, wie's ihn nennt,
Blickt lächelnd zu der Mutter nieder,
Die jetzt sich selbst nicht mehr erkennt.

Des Malers Wonnetrunkne Augen
Verrathen ihr der Liebe Fleh'n;
Sie wollen süße Hoffnung saugen,
Sonst ist's um Malers Glück geschehn.

Und halb in Wonne, halb in Schmerzen,
Die Hand in Malershand sich senkt.
„„Ja! ruht mein Kind am Vater-Herzen;
„„Sei meine Liebe dir geschenkt.““

Und hochberauscht erfüllt sie Ahnen
Von einer schönen Folgezeit:
Da drängt's den Maler zu gemahnen,
In dem Moment voll Seligkeit;

„Das äuß're Glück kann bald verschwinden;
„Das Inn're bleibt uns hold und treu,
„Wo Kunst und Liebe sich verbinden,
„Bleibt's Leben Lenz und jung und neu.“

„So wollen wir es immer halten!
„Ist auch der Kreis nur eng und klein;
„Wo Kunst und Liebe sorgend walten,
„Da muß der Mensch auch glücklich seyn.“

Moritz Thieme.

Das Liebhaber-Theater.

(Fortsetzung.)

Unter schmetterndem Händegeklatsch war der Vorhang gefallen. Von der Begeisterung aller Zuschauer war Amalie, zum Jubel der muthwilligen Offiziere der ehrliche Advokat Burmann, auf sein Anstiften auch die alte Landräthin herausgerufen worden. Die Menschenfluth strömte zu Fuß, zu Roß und Wagen auseinander. Nur das Schauspieler-Personale und einige Geweihte blieben zum Souper auf dem Schlosse zurück.

Die Ungerechtigkeit selbst, sprach, als sich die Gesellschaft im Tafelzimmer versammelt hatte, der Amtsrath, die Backen voll nehmend: die Ungerechtigkeit selbst muß es uns einräumen, daß wir uns heute wieder mit Ruhm bedeckt haben, und ich glaube kaum, daß das Stück in der Residenz so nett und rund gegeben wird, wie bei uns.

Ja, sprach gähnend der Herr von Brauß: für eine Sudelei von Kotzebue ist das Ding erträglich genug ausgefallen.

Sudelei? rief der Amtsrath wehmüthig. Das nehmen Sie mir doch nicht übel, bester Brauß. Das Stück kann seine Fehler haben, aber eine Sudelei laß' ich es darum doch nicht schelten. Durlach ist eine Art Theekessel, das räume ich ein, aber sonst sind doch die Charaktere recht frisch und lebendig. Der aimable roué, den Sie so trefflich gezeichnet, die köstliche alte Landräthin, die wohl niemand der

Frau Postmeisterin hier nachspielen wird, und vor allem die herrliche Moral, die durch das Ganze weht!

Potz Moral, warf Brauß hin. Was ist Moral? und wie gehört Moral auf die Bretter?

Ridendo dicere verum! fiel der vielleesende, etwas pedantische Rector und Mittags Prediger aus Krautberg ein: ist der Zweck des Lustspieles, mein Herr von Brauß, und was ist wahrer, als die Lehren des Sittlichguten?

Nein, bleibt mir mit Euerm tugendhaften Unwesen vom Halse, rief Brauß, ohne den Einwurf einer Wiederlegung zu würdigen. Es ist ein Unglück für Deutschland, daß fast alle seine Scribenten, erträgliche und schlechte, diese Leidenschaft haben. Nur Einer hat sich rein davon zu erhalten gewußt, und ragt auch hier, wie überall, weit hervor über dem Pöbelhaufen.

Der wäre? fragte der Rector mit kampflustigem Gesichte.

Der einzige Dichter, den Deutschland eigentlich nur besitzt, antwortete Brauß: der große Göthe!

Der Amtsrath wollte platzen, aber die Rücksicht auf den reichen Schwiegersohn hielt ihn zurück, und Alles, was er auf seinem Herzen hatte, hauchte er in einem langen, schweren Seufzer aus.

Sie haben Recht, antwortete der Rector heftig. Göthe weiß nichts von Tugend. Das documentirt er durch seine Stella, in der zwei sonst edle Weiber mit dem verworfenen Wüstlinge, der sie hintereinander verführt und verlassen hat, in schnöder Doppelehe zu leben sich entschließen. Das beweisen seine Mitschuldigen, wo zum Finale ein Dieb pardonirt wird, weil der Bestohlene mit seiner Frau ein Liebesverständniß hat; das beweiset sein Egmont, den er, gegen alle Geschichte, aus einem glücklichen Gatten und Vater zahlreicher Kinder zu einem Libertin gemacht hat, bloß um die Gelegenheit zu einer Apotheose des Maitressenthums bei den Haaren herbeizuziehen. —

Kennen Sie aber ein lieblicheres Bild als dieses Klärchen? fragte Brauß und sang halb laut:

Freud'voll
und leidvoll,
Gedankenvoll seyn,
Hangen
und bangen
in schwebender Pein!

Was für ein Gemälde in diesen wenigen Worten!

Desto schlimmer! predigte der Rector. Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt! und je verführerischer das Aergerniß, desto strenger die Zurechnung! Das ist ja eben das Entsetzliche, daß ein Göthe die edeln Blüthen seines Geistes daran setzt, das Laster zu bekränzen, weil er es für allzu philisterhaft hält, die Tugend damit zu schmücken. Diese Neigung, fast möchte ich sagen, diese Wuth für das Sittenlose, die er in seinen Schriften — oft absichtlich — darlegt, muß jeden empören, der es gut meint mit der guten Sache!

Wuth — absichtlich! hob Brauß empfindlich heraus. Sie disputiren, wie Jeder, der seinen Gegenstand nicht zu beherrschen weiß, sondern sich von ihm beherrschen läßt, Sie übertreiben!

Ich übertreibe? zankte der Rector immer lauter. Soll ich Sie an die beiden Romanzen erinnern, die freilich, leider, zugleich wahre Meisterstücke der Poesie sind, in denen alle Töne der Liebe, der Erhabenheit, des Schauers und der Rührung so gewaltig erklingen? Hier

mißbraucht der Geist der Braut von Corinth seinen schon begrabenen Körper frech zu Stillung irdischer Brunst, dort befleckt sich ein Gott an einer Bajadere, und zum Lohne dafür, daß sie ihm, nicht aus Liebe, sondern von der wildesten Genußgier gestachelt, in den Tod folgt, trägt er die Metze mit sich empor in die Freuden des Himmels.

Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder! deklamirte Brauß:

Unsterbliche heben verlorene Kinder
mit feurigen Armen zum Himmel empor!

Wie groß! Aber natürlich kann ein orthodoxer Theologe für die Mythe von einem Heidengotte keinen Sinn heben!

Und die Wahlverwandtschaften mit ihrem doppelten geistigen Adulterio, eiferte der Rector fort: und die Bekenntnisse aus Welschland, wo uns, nicht bloß ohne Scham und Scheu, sondern mit Lust und Liebe und eitler Prahlerei alle Details des Verkehrs mit den dortigen Lazerten erzählt werden, und die Blocksbergnacht im Faust, wo Mephistopheles und die alte Hexe bei dem Tanze Dinge singen, die der Dichter selbst nur mit Gedankenstrichen anzudeuten gewagt hat. Was soll man von einem Schriftsteller halten, der sich nicht schämt, seinem Publiko solche Kost anzubieten? Leider aber ist der große Mann durch das ewige Beräuchern mit oft recht übelriechenden Specereien betäubt worden, und hält sich nun für Deutschlands Dalai Lama, dessen Excremente noch gut genug sind zu Amuleten für seine gläubigen Anbeter.

Die Göthen nicht erkennen, sind nur Gothen schrie Brauß, zornig aufspringend.

Wir kommen zu tief in den Text, meine Freunde! rief, einen Ausbruch ernstlicher Händel besorgend, der Schloßherr. Laß doch die Suppe bringen, Aphanasia.

Der arme Referendar ist ja noch nicht da, antwortete Aphanasia mit bittendem Tone. Unsers Vergnügens wegen hat er sich unterdeß am Sterbebette des alten Buschmüllers heiser gesprochen, und da wäre es doppelt unrecht, wenn wir seiner nur mit der linken Hand warten wollten.

Warum nicht? Sie kommt ja vom Herzen! flisterte der Referendar ihr zu, der schon vor einer Weile still eingetreten war, und jetzt hinter ihrem Stuhle stand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prachtaufwand des Herzogs Karl von Burgund.

Unter allen Großen der damaligen Zeit war keiner, der es an Glanz und Pracht mit diesem Fürsten hätte aufnehmen können, nachstehende Thatsachen werden einen Begriff von seinem ungeheuern Aufwand geben.

Als dieser Herzog im Jahre 1473 nach Trier auf den Reichstag zog, bestand sein Gefolge aus nicht weniger als 5000 prächtig gerüsteten Reitern. Seine Kleidung von Goldstoff, und mit den seltensten Perlen reich besetzt, kam auf 200,000 Goldgulden zu stehen. Das Gastmahl zu St. Maximin, zu welchem er den Kaiser einlud, entsprach der Prachtliebe des Wirthes. Die Wände und der Fußboden des Zimmers waren mit kostbaren Decken behängt und belegt, alle Tischgefäße waren von Silber, und die Becher mit Perlen und Edelstein reich besetzt. Vierzehn üppige Gerichte eröffneten die Tafel, worauf zwölf und dann zehn eben so köstliche folgten. Der vierte Gang bestand aus den

seltensten Arten von Confect, das auf dreißig goldenen Schüsseln aufgetragen wurde, von denen man eine auf 6000 Goldgulden schätzte. Vor den Trachten giengen sechszehn Grafen in Goldstoff gekleidet her, zwanzig Trompeter, vier Pfeiffer und zwei Heerpauker. Servirt wurde von mehr als 200 kostbar ausgestatteten Bedienten, und als Tafelwache waren 200 Trabanten zugegen.

Im Jahr 1468 hielt dieser Herzog seine Hochzeit mit Margaretha von England zu Brüg in Flandern, und nichts übertrifft die Pracht, welche bei dieser Feierlichkeit herrschte. Der Saal, in welchem der Hochzeitsschmaus vor sich gieng, war ganz mit goldenen Tüchern dekorirt.

Auf den Tafeln standen 50 köstliche Schiffe, beladen mit allerlei Braten. Jedes Schiff hatte vier Boote, in welchen sich Gemüse zu den Braten befanden; zwischen jedem Schiff stand ein Tabernakel, unter demselben befanden sich die Pasteten.

Als nun die Gäste saßen, hob ein großer Aufzug an. Es kam ein Pferd, dekorirt wie ein Einhorn, vor den Tisch, auf welchem ein Knabe saß, verkleidet in einen Leoparden, mit dem Panier Englands und einer Perle. Unter dem Klang der Instrumente gieng das Einhorn um die Tafel, blieb dann vor dem Bräutigam stehen, und gab ihm die Perle mit einer Anrede. Nach diesem kam ein Löwe, in welchem vier Hofsänger saßen, die mit lieblichen Weisen sich hören ließen; auf seinem Rücken saß eine Schäferin.

Den folgenden Abend spielte man Herkules Abentheuer, da kam ein Greif, aus welchem mancherlei Vögel flogen. Den dritten Abend wurd ein großer Thurm zur Schau gebracht, in dessen Fenstern lagen umherschauend sechs Bären und brummten. Darauf erschienen zwölf Geisböcke und Wölfe in friedlicher Eintracht, und pfeiften und flöteten. Darauf kamen viele Esel, die waren köstliche Sänger. Dann kam ein Affe und spielte auf einer Pfeife einen Tanz auf. Sogleich sprangen mehrere Affen herbei, und tanzten um den Thurm den Mariskentanz (der Morische Tanz, welcher in Spanien hie und da noch üblich ist). Auf den Tafeln standen 48 seidene Gezelten mit des Herzogs Banner. Unter diesen Gezelten befanden sich Pasteten und mancherlei Possen. Auch erschien ein Wallfisch, achtzehn Schuhe lang und sechszehn Schuhe hoch, in welchem vierzehn Männer steckten. Als er vor die Braut kam, öffnete sich sein Rachen und spie zwölf wilde Männer aus, die dann mit einander kämpften. Es wurde auch turnirt, gekämpft und gestochen.

Dieses Hochzeitstraktament erforderte täglich 16 Ochsen, 10 Schweine, 600 Pfund Speck, 100 Pfund Ochsenmark, 250 Hämmel, eben so viele Lämmer, 50 Stiere, 100 Haasen, 800 Kaninchen, 300 Spalen, 200 Fasanen, 200 Wasservögel, 800 Rebhühner, 400 Tauben, 200 Schwäne, 100 Pfauen, 400 Hühner, 1000 Hühnchen, 500 Kapaunen. — Und was wurde dabei getrunken.

Die Lampenstrafe.

Entsetzliche Thatsache des französischen Revolutionterrorism.

Unter den zahllosen Schlachtopfern der französischen Revolution, deren Verbrechen darin bestand, daß sie ihre Stimme gegen die Tyrannei der Republikaner zu erheben wagten, befand sich der edle Erbeuil, ein reicher Wechsler. Er wurde des Abends plötzlich aus dem Kreise seiner jammernden Familie gerissen, ins Gefängniß gewor-

fen, und zu einer Todesart verdammt, die selbst das verdorbenste, unmenschlichste Herz mit Entsetzen erfüllen mußte. Aber der Himmel erbarmte sich des braven Mannes, und er erzählte nachher sein Schicksal mit folgenden Worten:

Ich wurde zur Lampenstrafe verurtheilt. — Man erklärte mir zugleich, worin diese Strafe eigentlich bestehe. Es sollten mir nämlich an dem ganzen Körper Einschnitte in die Haut gemacht, in jeden dieser Einschnitte solle ein Docht mit etwas Oel gethan, und endlich alle diese schmerzhaften Lampen angezündet werden. — Hier erstarrte mir das Blut in den Adern. — Man führte mich in ein abgelegenes Gemach, um dieses barbarische Urtheil sogleich an mir zu vollziehen. Man entkleidete mich mit Gewalt. Nun sollte ich auf ein dazu errichtetes Schaffot gelegt, und daran mit Eisen angeschmiedet werden, um die schreckliche Operation desto besser an mir ausüben zu können. Die Liebe zum Leben, und die Furcht vor so entsetzlichen Martern, gaben mir übermenschliche Kräfte. Ich schlug wüthend um mich herum. Drei meiner Mörder warf ich zu Boden. Ihre Anzahl war indessen so groß, daß ich am Ende dennoch unterlag. Sie waren fast alle verwundet, allein sie ließen sich dadurch von der Vollziehung des Urtheils nicht abhalten. Schon lag ich ausgestreckt auf dem Blutgerüste, schon waren einige meiner Glieder fest geschmiedet; schon sah ich die mörderischen Dochte, das Oel und die Messer in den Händen meiner Henker; schon war man daran, die schneidenden Werkzeuge in mein Fleisch zu senken, als man plötzlich dem Direktor der Exekution meldete, seine Tochter, ein Liebling von ihm, sey in eine tödtliche Ohnmacht gefallen. Der Mann entfernte sich, und befahl mit der Marter zu verziehen. — Ich schwebte mit klopfendem Herzen zwischen Furcht und Hoffnung. Endlich kam der Befehl, mich wieder in das Gefängniß zurück zu bringen. Es geschah, ohne daß ich weiter ein Wort über mein Schicksal erfuhr. Ich blieb in meiner tödtenden Ungewißheit, und brachte, wie man mir wohl aufs Wort glauben wird, eine schreckliche Nacht zu. Den Tag darauf sah ich durch einen Riß in der Mauer meines Kerkers ein junges, reitzendes Mädchen auf dem Hofe herum gehen und weinend die Hände ringen. Sie kam mir wie ein Engel vor. Ich redete sie an, sie näherte sich der Mauer, und sagte die trostvollen Worte; „verzweifle nicht, Unglücklicher, noch giebt es menschliche, dankbare Seelen in Frankreich." So sprach sie und verschwand.

Bald darauf erschien der Direktor in Erbeuils Kerker, mit einer Miene, die alles Gute verhieß; und in der That, sie kündigte dem verzweifelnden Mann die Stunde der Rettung an. Jenes Mädchen, die Tochter des Unmenschen, dankte dem Banquier Erbeuil das Leben; sechs Jahre zuvor hatte er sie mit ihrer Mutter, in dem Wäldchen Boulogne, den Händen von Mördern entrissen, und der Retter war gerettet von der schrecklichen Lampenstrafe, dieser Erfindung des grimmigsten Teufels.

Gedankenspähne.

Wie viel Unruhe, wie viel Kampf und Streit, welche Arbeiten und welche Anstrengungen, ehe der Mensch zu der innern Ruhe und Festigkeit des Herzens gelangt, in der er allein sein Glück findet! Wie viele Versuche, wie viele Proben, wie viele Täuschungen! ehe er einsehen lernt, daß die möglichst vollkommenste Unabhängigkeit im physischen und im moralischen, die einzige Quelle seiner Zufriedenheit, seiner Ruhe, seiner Glückseligkeit sey.

Wie viele Jahre, ehe er sich von allen Erbärmlichkeiten der Eitelkeit, von allen trügerischen Vorspiegelungen des Scheines und des unechten Schimmers loßreißt! Wie viele bittere Zurechtweisung, ehe er einsehen lernt, daß er alles durch sich selbst allein nur ist und werden kann; — daß auf der ganzen weiten Welt nichts festes, nichts beharrliches, nichts ausdauerndes, nichts zuverläßiges für ihn seyn kann, als Er für sich selbst.

Durchdrungen von diesen Wahrheiten, und auf das innigste mit diesen Ueberzeugungen vertraut, muß seine Selbstbildung und seine innere wahre Veredlung sein einziges Bestreben seyn. Es ist sein eignes Gut, daß er verwahren muß, sein eigner Vortheil, der ihn dazu ruft. Er ist sein eigner Herr, der sich nicht selbst entbehren kann; er kann sich nicht selbst vergessen, denn wie könnte er sich selbst schaden wollen?

Mit diesem Bewußtseyn von innerm Werthe, einen stillen, zwar verborgenen, aber sichern Schatz in seiner Brust, steht er frei und unerschütterlich, ein Fels, mitten in stürmischen Meer des Lebens. Er steht fest und unwandelbar, mögen Meinungen und Schicksale, Vorurtheile und Leiden gegen ihn anstoßen. Sein eigenes Bewußtseyn, seine innere Kraft und Stärke erhebt ihn über alles. Er reizte die Menschen nicht wider sich, aber er trotzet ihnen, wenn er angegriffen wird.

Wenn wir im Herbste mit bangem Herzen über die Stoppeln wandeln, dann wird uns wieder wohl, wenn eine dunkelgrüne üppige Saat aus der Erde quillt; und den Menschenbeobachter erhebt beim Scheiden trefflicher Greise der Hinblick auf eine aufblühende, kräftige Jugend.

Gehts nicht den Selbstbeobachtern, wenn sie ihren Geist oder ihr Gemüth wirkend belauschen wollen, wie einem, der sich vor den Spiegel setzt, um das Spiel seiner Augen wahrzunehmen, oder wie es ihm im Schlafe lasse?

Wenn ein schwüles Gewitter vorüber ist, dann erwacht die zusammengeschreckte Erde aus ihrer Betäubung; dann singen die Vögel schöner, die Blumen blühen farbiger, und uns ist so wohl um das freie Herz. Wie unendlich wohl wird uns seyn, wenn nun das letzte Gewitter unseres Daseyns, der Tod, ausgedonnert hat!

Wer nicht rein ist, kann dem Reinen nicht ins Auge sehn. Ist aber einer so rein, daß er der Sonne könnt' ins Antlitz schauen? Schiebst du aber das Sonnenglas der Frechheit vor, dann kannst du, ein Unreiner, dem Reinen ins Auge sehn.

Die kleinen Geister, die plötzlich mit großem Lärmen sich verkündigen und verkündiget werden, gleichen den Sternschnuppen, die auch Sterne zu seyn scheinen. Wenn sie aufblitzen, folgt der neugierige Blick der Menge dem kreutzenden Blinzeln, kehrt aber doch endlich wieder zurück zu den alten Sternen, die unverrückt am Himmel funkeln.

Oft kommen Menschen durch kleine Umstände einander näher; daraus entstehen Verbindungen und Verhältnisse, die ihrem Schicksale eine ganz neue Richtung geben, und so findet es sich denn, daß in der Welt fast Alles mit Kleinigkeiten anfängt.

Nur Menschen voll Natur und Wahrheit können das Leben verschönern. In ihrem Kreise blühen alle schöne Tugenden der Häuslichkeit in stiller Kraft und Fülle, man tauscht Lieb' um Liebe, Vertrauen und Innigkeit um Vertrauen und Innigkeit und stillschweigende Nachsicht deckt Fehler mit Tugenden.

Nur Ruhe in das zerrissene Herz, und das Leben wird sanft und glücklich, wie der stille Abend.

Recept.

In dem ***schen Indelligenzblatte fand man unlängst folgende Gegenstände zum Verkauf ausgeboten:

Essenz gegen das Wackeln der Vermögensumstände.

Kitt, um Freundschaft zu befestigen.

Stärkendes Augenwasser für in sich selbst Verliebte.

Glänzender Streusand, um die Leute am Sehen zu verhindern.

Spiritus, um das Wachsen der Verstandeskräfte zu befördern.

Opoldeldok gegen Gemüthsverrenkung.

Schützender Balsam wider Gewissensbisse.

Die Wette.

Drei Freunde hatten eine Wette,
Ich glaub' um eine Bowle Punsch,
Wer wohl den allergrößten Wunsch
Von ihnen sich ersonnen hätte?
Hm! — sprach der erste, „wenn man denkt,
Daß alles nur am Gelde hängt,
So wird man mich gewiß nicht tadeln:
Ich wünsch' ein großes Schiff voll Nadeln
Und dann zu jeder einen Mann,
Der mir in vier und zwanzig Stunden,
Gestanden sey es unumwunden,
Der Säcke näht, so viel er kann:
Und um den Wunsch dann zu vollenden,
So würde von des Zufalls Händen,
Der ja bei uns am meisten gilt
Mit Gold ein jeder Sack gefüllt." —
Hier schwieg er — drauf beginnt der zweite:
„Dein Wunsch ist wahrhaft groß und kühn,
Und doch behaupt' ich, meiner schreite,
Hört nur! bei weitem über ihn:
Könnt' alles Wasser dieser Erden
Zu nichts als blanker Dinte werden,
Dann wünscht' ich, so viel Geld wär' mein,
Als man die Eins vorangeschrieben
Und nichts als Nullen hinterdrein,
Verschreiben könnte nach Belieben!
Bis endlich Quell, Bach, Fluß und Meer
Bis auf den Grund verschrieben wär'!"
Dann wünscht' ich euch, sogleich zu sterben
Und mir, euch beide zu beerben,
Fiel schnell hier ein der dritte Mann,
Indem er Wett' und Punsch gewann.

Zimmermann.

Räthsel.

Sag', kennst du ein Etwas, das flüchtig und klein,
Uns itzt scheint ganz unbedeutend zu seyn,
Dann wieder ein Mächtiger steht vor uns da,
Daß man wohl selten den Stärkern noch sah?
Heut' zeigt es sich harmlos, und morgen gefährlich,
Zur Stunde voll Falschheit, dann wieder gar ehrlich.
Uns allen dieß Etwas ist zugesellt,
Doch weh, wenn man's fest am Zügel nicht hält,
Ist's einmal entflohen — Du bringst's nicht zurück,
Und gält es dein ganzes irdisches Glück.
Und hast Du selber es jemals im Leben
An Freund oder Feind freiwillig gegeben,
Dann muß geschehen nach seinem Geheiß,
Und machte sein Wille dir noch so heiß.
Doch ist Dir's im Grunde nicht feindlich gesinnt,
Es tröstet Dich oft, Dir oft Freunde gewinnt.
Auch itzt ist's geschäftig, und mühet sich schier,
Das Du es findest im Räthselspiel hier.
Doch suchst du vergebens, und gäb es kein Licht:
Rath' blindlings, so hast Du's, und hast's doch auch nicht.

Auflösung der Charade in Nro. 13.

Sonnenjungfrau.
Von Kotzebue.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen.

Achter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 15.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 20. Februar. 1823.

Viel Rettungsmittel bietest du! — was heißt's? —
Die beste Rettung, Gegenwart des Geist's! —

Goethe.

Verwünschter Aufschluß.

In einem Nachbarlande paschte
Ein Krämer lange her und hin,
Bis man ihn endlich doch erhaschte,
Weg war der Ankauf, weg Gewinn!
Umsonst schrie er: ich bin verloren!
Wenn ihr mir alles konfiscirt,
Taub blieben der Accise Ohren,
Ihr steinern Herz blieb ungerührt. —
Da rief der Mann jetzt Angstbeladen:
Wohl könnte ich zu euer'm Glück
Euch etwas Wichtiges verrathen,
Gäbt ihr die Waare mir zurück!
Topp! sprach die Gegenpart, laß hören,
Wie viel uns dein Geheimniß gilt?
Nein, nein! zuvor müßt ihr erst schwören,
Daß ihr auch euer Wort erfüllt. —
Der Geiz, ein Keim von allem Bösen
Saß auch in den Beamten, und
Ihr Wort getreulich einzulösen,
Gelobten sie mit Hand und Mund. —
So hört und trauet meinem Worte,
Denn unsereins hält auch auf Ehr'!
In dem kaum durchpassirten Orte
Say ich mit Safran voll und schwer
Beladen, eine Chaise stehen,
Mit der ein Kaufmann unbedingt
Euch durch das Zeug versucht zu gehen,
Wenn ihm der kühne Streich gelingt.
Das ist ein Fang für euch, beim Himmel!
Wie es gewiß noch keinen gab,
Bespannt mit vier der schönsten Schimmel
Fuhr heut' der Wagen vor mir ab.
Schon wär' er da! — indeß die Pohlen
Zerrissen Stränge, Gurt und Seil,
Drum konnte ich ihn überholen,
Wer hätt's geglaubt? — zu meinem Heil!
Der Safran wird in vielen Staaten,
Ganz ungeheuer veraccißt,
Daher er auch der fett'ste Braten
Von allem Contrebande ist.
Voll Safran? — schrien' die Commissare,
Die Antwort war ein kräft'ger Schwur,
Worauf der Judas seine Waare
Zurückerhielt — und weiter fuhr.

Kaum war er eine halbe Stunde
Nur fort, so kam das Viergespann
Und eingedenk der treuen Kunde,
Fing man die Untersuchung an.
Dem jungen Manne, der im Wagen
Mit Frau und Kind gemächlich saß,
War anfangs zwar das Suchen, Fragen
Und Kofferwühlen nur zum Spas,
Doch als man nichts, und nichts ertappte,
Und nach des Wagens Futtertuch
Jetzt gar die scharfe Scheere schnappte,
Da rief er: nein, nun ists genug!
Was sucht ihr denn? — wem soll das gelten?
So dürf't ihr nicht zu Werke gehn
Mit Reisenden, ich werd' es melden
Und ihr sollt mir schon Rede stehn!
Mein Herr, wir thun nur, was wir müssen,
Glaubt ihr, daß euer Drohn uns schreckt?
Reißt ab des Wagens Wand! wir wissen
Schon, daß dahinter Safran steckt. —
Jetzt brach der Fremde aus in Lachen,
Ja! sprach er, man belog euch nicht,
Und führte doch, sich Spas zu machen,
Euch ganz gewaltig hinter's Licht.
Schaut her! — hier ist mein Paß, ich heiße
Franz Safran — und wie allbekannt,
Wird das Gefolge meiner Reise,
Mein Weib und Kind nach mir genannt.
Dies ist der Safran, den ich führe
Und den ihr schwerlich konfiszirt,
Adieu, ihr Herrn! ich kondolire,
Man hat euch schmerzlich angeführt.
Da standen die betrog'nen Narren
Und fluchten auf den Krämersmann,
Der lange schon mit seinem Karren
Auf einem Seitenweg entrann.

Zimmermann.

Das Liebhaber-Theater.

(Fortsetzung.)

Sie haben also den Streit mit angehört, Herr Referendar, sprach der Amtsrath: Nun müssen Sie uns aber auch Ihre Meinung zum Besten geben.

Mit Vergnügen, erwiederte der Referendar: sobald ich nur erst darüber im Klaren bin, worüber eigentlich gestritten wird. Wie es mir scheint, haben die Herren in der Wärme des Gespräches den anfänglichen Streitpunkt verrückt, und zuletzt war nur von Göthe's Werth oder Unwerth die Rede.

Richtig! antwortete der Amtsrath, während die Suppe aufgetragen wurde. Und Sie sollen uns sagen, wer von Beiden Recht hat.

Ich glaube Beide, sagte, als die Gesellschaft am Tische Platz genommen hatte, bescheiden der Referendar: so wie nach meiner Ansicht auch Beide Unrecht haben.

Junge Gelehrte gefallen sich bisweilen in Paradoxen, bemerkte Brauß empfindlich.

Ich will gleich darüber eine Erklärung geben, die weder Hörner noch Klauen hat, sagte lächelnd der Referendar. Herr von Brauß hat Recht, wenn er seinen Dichter hoch stellt, aber er irrt, wenn er seine Bildsäule auf den Altar im deutschen Musentempel heben und den andern Dichtern nur höchstens in den Nischen ringsum Büsten zugestehen will; er irrt, wenn er die Schmutzflecken, die Göthe's Schöpfungen allerdings hier und da entstellen, als Schönheiten vertheidigt.

Dadurch wäre zugleich das Recht ausgesprochen, das Sie mir zuerkennen, fiel der Rector ein. Worin aber besteht mein Unrecht?

Daß Sie jene Flecken viel zu strenge rügen erwiederte der Referendar. Um unsere schöne Erde zu tadeln, schelten Sie auf ihre Sümpfe und Giftgewächse, ihre Raubthiere und ihr Ungeziefer. Aber sie schweigen von ihren Schönheiten, die größer und zahlreicher als alle diese Mängel, eben so sehr zum Wesen der Erde gehören. Wo viel Licht ist, muß starker Schatten fallen. Dieser Geist, reich, tief, frei

und großartig wie die Natur, die er uns von ihrem Höchsten bis zu ihrem Gemeinsten so wahr und lebendig vor Augen legt, kann sich nicht in zu enge Regeln schnüren lassen, und wer ihn richten will nach den Gesetzen der Puritaner, der versündigt sich schwer an ihm.

Hm, hm, brummte der Rector: der Herr Referendarius sind doch auch gar zu kolerant, und scheinen nebenbei den streitigen Dichter eben mäßig zu überschätzen.

Gewiß nicht, betheuerte der Referendar: aber Schätzung verdient der Stylist, den Werther und Wilhelm Meister bewährt haben, verdient der Dichter der Iphigenia, dieses reinen Kunstgebildes aus griechischem Marmor mit deutschem Meißel geschnitten, verdient der Schöpfer des herrlichen Götz, dieses ehernen Ritterbildes, der uns wie mit einem Zauberschlage in seine Zeit versetzt und darin festhält, bis sein Freiheitruf den letzten Seufzer der Liebe und des Schmerzes uns aus der Brust zieht, verdient der treue, kräftige Seelenmaler im Egmont und im einzigen, gewaltigen Faust!

Die kühle Gerechtigkeit, die sie meinem Ideal hinterdrein erweisen, sprach mit stillem Ingrimm Brauß: kann mich nicht mit Ihrem vorigen Ausspruche versöhnen. Darf man fragen, wessen Bildsäule Sie auf den Altar stellen, von dem Sie Deutschlands Apollo herabwerfen wollen?

Wessen anders, als Schillers?! rief der Referendar rasch und feurig.

Mir aus der Seele gesprochen, flisterte der Amtsrath, sich freudig die Hände reibend.

Schillers? fragte mit dehnendem, verdrüßlichem Tone Brauß. Ich achte seine Diction und Lyrik, aber was ist auch weiter viel an ihm?

Fragen Sie lieber: Was nicht: rief hitzig der Referendar. Seine Kraft und Fülle, seine Zartheit und Gediegenheit, die lebendige Wahrheit seiner Charaktere, vor allem aber seine hohe Reinheit. Wer mag ihm eine Johanna nachbilden, oder eine Thekla?! Wie verklärt die läuternde Flamme seines Genius selbst die Buhlerinnen, die er schafft. Durch alle seine Werke weht der Geist einer Religiosität, die hoch steht über allen Religionen der Erde! Und — da es mir erlaubt sein muß, von Dichtern in Bildern zu sprechen: Göthe erscheint mir als eine herrliche Gegend in der Ebene, von der vollen Mittagsonne beleuchtet, mit Bäumen umkränzt, von Silberflüssen durchströmt, von üppigen Saaten begrünt, mit Blumen gestickt, und eine lebendige Landstraße zieht sich durch, mit zum Theil recht guter Gesellschaft, aber auch mit allerlei Gesindel, wie es auf den Landstraßen hauset, das es sich hier und da sehr bequem macht, und sich gehen läßt ohne Rücksicht auf ehrbare Zuschauer.

Bravo! rief der Rector laut, und leise stimmte, aus Rücksicht auf Brauß, der Amtsrath in dieß Bravo ein.

Und Schiller? fragte Brauß, sich in die Lippen beißend.

Schiller, fuhr der Redner fort: ist ein köstliches Schweizerthal mit blühenden Matten und hohen, vom Adler umkreis'ten Alpenkronen, mit donnernden Wasserstürzen und rauschenden Wäldern. Im Osten steigt der Mond herauf, im Westen ist die Sonne niedergesunken, nnd über die Berge erhebt sich in stiller Majestät, rein und stolz, nachglühend von den Strahlen der verschwundenen Flammenkugel, die ewige Jungfrau.

*

Bravissimo! rief der Rector, und mit keckem Muthe und lauter Stimme fiel dießmal der Amtsrath ein.

Schiller's Manen! rief der Assessor, und hielt sein Glas lächelnd dem Herrn von Brauß hin, der das seine nothgedrungen mit einem süßsauern Gesicht anklingen ließ.

Auch die Todten sollen leben! jubelte der Amtsrath, mit dem Rector und dem Referendar kräftig anstoßend, daß die feinen englischen Gläser wie Silberglocken durch das Zimmer sangen. O Aphanasia, rasch zum Flügel! Schiller's Freudenlied! Wir wissen es zwar Alle auswendig, aber es ist doch das herrlichste dieser Gattung, und ich kann mich niemals satt daran hören.

Aber nach der alten Melodie und nach dem alten Texte! bat der Rector: die späteren Aenderungen sind wahrlich keine Verbesserungen, und so wenig im Geiste des Dichters, daß man daraus auf die Einwirkungen eines fremden, höchst anmaßenden Ballhorn schließen möchte.

Aphanasia war unterdeß an den Flügel getreten. Ihr lieblicher Gesang schuf dem schönen, alten Liede neuen Jugendreiz, und der ersten Lesart getreu, gab sie der Mode ihr theilendes Schwert und den Bettlern die ihnen entrissene Fürstenbrüderschaft zurück.

Während die ganze Gesellschaft mit manchen Dissonanzen im Chore einfiel, rückte der Amtsrath dem Referendar noch näher auf den Leib, mit der Linken das Knie des jungen Menschen vertraulich anfassend, in der Rechten die Steinweinflasche zum allzeitfertigen Einschenken bereit haltend.

Das war ein Wort zu seiner Zeit, lieber, junger Mann, sprach er nach den ersten Strophen zu ihm: Sie haben mit edler Kühnheit, großer Unpartheilichkeit und mir dabei wie aus der Seele gesprochen, ohne doch, wie der gute Rector, mit der Thüre in's Haus zu fallen, oder das Kind mit dem Bade zu verschütten. Hören Sie, wir müssen bekannter mit einander werden!

Der Referendar neigte sich mit einem verlegenen Lächeln, denn aus dem freundlichen Gesichte des Amtsrathes schloß er, daß dieser ihm so eben etwas Angenehmes sage, aber von den Worten hatte er nichts vernommen, weil bei der Stelle: „Wer ein holdes Weib errungen," seine Blicke Aphanasia's schöne Augen suchten, fanden, und, des Findens froh, brennend in ihnen festwurzelten.

Der Freuden-Päan klang fort, und die Damen der Gesellschaft, der guten, alten Frauensitte treu, benutzten Aphanasia's Solo's, um unter einander über die bunte Welt auf den Bretern und im Partere zu schwatzen und auch wohl ein wenig zu lästern. Anfangs geschah das noch mit halbgedämpfter Stimme, aber nach und nach schwoll das leise Gefister zur lauten Conversation an, und Aphanasien blieb nichts weiter übrig, als über ein halbes Dutzend Strophen auf den festen Muth in schweren Leiden zu springen und der Lügenbrut ihren Untergang zu verkündigen. Freudig schwur der Chor bei dem goldenen Weine des Amtsrathes und dem Sternenrichter dem Gelübde treu zu seyn, Aphanasia schloß den Flügel und dem lauten Jubel folgte eine tiefe Stille.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Leopard auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

(Aus C. J. Latrobe's Reisebeschreibung von Süd-Afrika.)

Dieses Thier zeichnet sich vor allen andern durch eine furchtbare Kampflust aus, indem es

nicht wie der Bengalische Tiger, wenn der erste Angriff ohne Erfolg geblieben, sich davon macht, sondern dann um so heftiger den Kampf erneuert und nicht eher ruhet, als bis es gesieget hat oder getödtet worden ist. Zwei Missionarien Herr Bonatz und Schmitt, begaben sich einst mit ungefähr dreißig Hottentotten nach Lauwes, klo's Anhöhe früh Morgens auf die Wolfsjagd, trafen auch bald ein solches Thier an und lähmten es durch einen Schuß, doch entkam es in das Gebüsch. Die Hottentotten setzten ihm nach, die Missionarien aber, welche an dessen Auffindung zweifelten, wollten eben einen andern Weg einschlagen, als jene ihnen zuriefen, der verwundete Wolf sey im Dickicht aufgespürt. Herr Schmitt ritt zurück, stieg ab und ging mit einem Hottentotten, Namens Philipp Mooses in das Buschwerk hinein. Der Hund, den sie bei sich hatten, verrieth bald die Nähe eines Thieres, was die im Dickicht vorgedrungenen Personen noch nicht gesehen hatten, als die übrigen und außen gebliebenen Hottentotten ihnen zuriefen, sie möchten sich schleunigst retten, jenes Thier sey ein Tiger (Leopard). Herr Schmitt und Philipp eilten nun schnell zurück, ersterer mit gespannter Büchse; aber plötzlich und von einer Seite, wo es nicht erwartet worden, sprang der Leopard mit einem Satze von 20 Fuß in der Länge und über 6 bis 8 Fuß hohes Gebüsch, hervor und packte den Hottentotten mit den Zähnen und Klauen im Gesicht und dem Obertheile des Körpers. Der arme Philipp stürzte zu Boden und rang verzweiflungsvoll mit dem wüthenden Feind, so daß er bald oben, bald unten lag. Der Missionär hätte sich während dem sehr leicht durch die Flucht retten können, aber ein solcher Gedanke kam ihm nicht in den Sinn, vielmehr suchte er seinem unglücklichen Gefährten zu Hülfe zu kommen. Er näherte sich mit seiner schußfertigen Büchse den Kämpfern, konnte es aber nicht wagen abzudrücken, weil sich diese mit einer solchen Schnelligkeit am Boden kollerten, daß er befürchten mußte, den Tod dessen, dem er das Leben retten wollte, selbst zu veranlassen. Kaum aber hatte der Leopard bemerkt, daß Herr Schmitt auf ihn anlegte, so ließ er seinen ersten Gegner fahren, riß sich von ihm, der eben oben lag, los und sprang mit Blitzesschnelle auf den Missionär zu. Dieser, dem bei solcher Nähe das Gewehr nutzlos war, warf es weg und hielt dem wüthenden Thiere seinen linken Arm gebogen, so daß er damit sein Gesicht deckte, vor. Diesen faßte der Leopard in seinem Rachen und hauete nun mit seinen Tatzen zu, wovon Herr Schmitt aber, ebenfalls mit der linken Hand, eine ergriff, mit der andern Tatze aber schlug der Leopard ihn heftig vor die Brust und zerriß ihm seine Kleidung. Bald fielen beide zu Boden, und zwar so, daß der Missionär, ohne es beabsichtigt zu haben, auf die Magenmündung der wilden Bestie kniete. Zu gleicher Zeit faßte er nun die Kehle des Leoparden und hielt ihn mit aller Gewalt nieder. Der Luft beraubt, ließ dieser nun, nachdem er ihn nochmals in der Nähe des Ellbogens gebissen hatte, seine Beute los. Herrn Schmitts Gesicht lag hart an dem Rachen des Unthiers, welches, durch den Druck seiner Luftröhre beängstigt, ein furchtbares Gestöhn hören ließ, während seine vortretenden Augen, gleich brennenden Kohlen, wild glüheten.

Nun rief der Missionär den Hottentotten zu, sie sollten ihm schnell zu Hülfe kommen, denn seine Kräfte waren einer längern Anstrengung nicht mehr gewachsen, während Wuth und Todesangst die seines ohnehin so mächtigen Gegners verdoppelten. Diese entschlossen sich auch endlich, dem Rufe zu folgen und in's Ge-

büsch zu dringen, wo einer von ihnen die Büchse des Herrn Schmitt ergriff und den Leoparden, unter dessen Arm weg, gerade durchs Herz schoß, so daß er ihn auf der Stelle tödtete.

Bemerkungen und Ansichten.

Von Friedrich Barth.

Der gemüthliche Jüngling verhofft von dem Schicksal ein reiches Glück; er glaubt, daß es ihm nicht entgehen könne, weil er fühlt, daß er es verdient. So träumt er bunter fort von Stufe zu Stufe, bis endlich das Alltagsleben ihn umklammert, seine schönen Hoffnungen und kühnen Wünsche niederreißt. Die Thränen, die sonst des Herzens fernere Sehnsucht ihm entlockte, weint jetzt der arme Getäuschte aus bitterer Armuth!

Wie viele Jünglinge würden besser und edler seyn, wenn sie frühzeitig die Liebe eines guten Mädchens fänden! Aber so manchem Sehnsüchtigen versperren auch hierin die lästigen Verhältnisse den Weg.

So manches unbedachtsame Mädchen heirathet nur um eine Rolle zu spielen, um, als gnädige Frau, sich selbstgefällig, in einem Wiener Wagen zu schaukeln.

Ein eigner Heerd in stiller Abgeschiedenheit und Frohsinn im Herzen, sind hohe Lebensgüter.

Lasset uns nicht zu schlecht von unserer Zeit denken und sprechen! Es lieget uns so manches Gute vor Augen, was wir vergebens in der gepriesenen Vorzeit suchen.

Die Menschen sind zu bedauern, die, wenn sie allein sind, Langeweile haben, gähnen oder schlafen.

Die Lebensverhältnisse sind nicht selten drückend; ein Mann von Kopf und Herz muß sich erst lenken lassen, von einem, dem beide abgehen.

Viele segnen, Manche lästern den Zeitgeist; zu keiner Zeit ist wohl mehr über dessen Tendenz verhandelt worden, als jetzt.

Wie es Bücher unter aller Kritik giebt, so auch Menschen! Sie geben nicht einmal Anlaß zum Tadel!

Docendo discimus.

Ein junger Leichtschuh besucht seinen Oheim, der in der Nähe von T— ein Guth besaß. Dem einsamen Manne war nichts erwünschter als dieser heitere Besuch. Täglich fuhr er mit seinem Gaste nach T— und jedesmal versuchte er sein Glück an der Pharobank. Der Verhältnisse wegen konnte der Alte nichts dagegen haben, ihn ärgerte nur der Leichtsinn seines Neffen, der seine sämtlichen Wechsel in einem Portefeuille in der Rocktasche mit sich herumtrug; und die Gefahr nicht zu achten schien, auf einmal bestohlen zu werden.

Einst waren sie wieder in T—, das Glück bezeugte sich dem Jüngling äusserst günstig und ein Berg von Banknoten blähte schon die Brieftasche auf, welche heute mehr als je aus dem Rocke hervorragte.

„Wie leicht könnte ein Gauner," dachte der „Oheim, hier einen verwegenen Zug thun und „meine Ahnungen wirklich wahr machen! Warte, „junge Unerfahrenheit! du sollst mir gewiß noch

vorsichtig werden." Leise zog er jetzt den Schatz aus des Neffen Tasche und verbarg ihn in der seinigen.

Die Sieben war heute der — sogenannte — Bock. Die Bank, vielleicht zehntausend Gulden stark, hatte auffallenden Guignon. Vertrauungsvoll warf der Jüngling so eben das verderbliche Blatt auf sie und rief va banque! — es galt seiner ganzen Baarschaft. Der Banquier blickte ruhig auf, sah, wen er vor sich hatte und setzte den Abzug gelassen fort. Eine Todtenstille herrschte in dem weiten Saale, alle Blicke waren an die Karte gefesselt. — Sept a perdu! erscholl es jetzt und betreten griff der Pointeur nach seiner Tasche, doch plötzlich rief er bleich und erschrocken aus: „ich bin bestohlen!"

Bei Spielern von Professionen findet solch ein Ausdruck kein Gehör, man zweifelte auf die beleidigenste Weise und drang mit Ungestüm auf Sicherstellung. Die Verlegenheit des Neffen hatte jetzt den höchsten Grad erreicht, da dachte der nahsitzende Alte, daß es nun Zeit sey, den Spaß zu enden, erhob sich wie ein beschwörender Zauberer und rief in den Sturm: „der Unfall, vor welchen ich lange schon warnte, ist endlich doch eingetroffen. Der Verlust läßt sich diesmal decken, wenn Dich nur, mein lieber Neffe, die Erfahrung dafür klug macht. Zum Glück bin ich es selbst, der diesen Streich Dir spielte und will Dich sogleich auslösen." Hier griff er lächelnd nach der Tasche, aber Freunde! greift in ein Schlangennest und das Entsetzen kann nicht größer seyn, als das des Oheims, da er nichts als ein leeres Tuch hervorzog. — Vergebens durchsuchte er jede Falte seines Rokkes! Ein kluger Gauner, welcher schon lange dem Jüngling nachschlich, hatte aus der Ferne den Scherz des Alten mitangesehen; ihm galt es gleichviel, wen er bestahl und so betraf es den letztern. Wohl oder übel, mußte dieser den lockern Zeisig nicht allein auslösen, sondern auch mit hinreichendem Reisegelde versehen und laborirte noch lange Jahre an der Bekehrungsucht. —

Zimmermann.

Anekdote.

Friedrich der Große speißte auf einer Reise bei einem Landguthbesitzer. Bei der Tafel saß ihm gegenüber der Pfarrer des Orts, ein gelehrter und aufgeklärter Mann, der aber als ein guter Biertrinker bekannt war, was schon sein Aeusseres darthat. Zum Nachtische setzte der Wirth dem Könige einen alten Ziegenkäse, mit der Aeusserung vor: Ew. Majestät, dies (auf den Pfarrer weisend) ist ein ächter alter Bierhund. Der König sah sein Vis à Vis an, und sagte: Nun, lieber Pastor, was sagt Er dazu? — Dieser entgegnete: Gnädigster Herr! dem Wirthe muß man ein Wort zu gute halten. — Aber mir fällt eben dabei eine Anekdote ein, die ich, mit Ew. Majestät Genehmigung, erzählen will. — Heraus damit antwortete der König; und der geistliche Herr referirte folgende Geschichte?

In dem hiesigen Dorfe lebte zu den Zeiten, wo die Thiere noch reden durften, ein Fuchs, ein unversöhnlicher Feind der Hühner. Der Jäger bekam endlich, da das Morden zu sehr überhand nahm, Auftrag, diesen Mörder zu erlegen, und es glückte bald dem Waidmann, unserm Feinde auf die Spur zu kommen.

Der schlaue Fuchs floh, retirirte in die Mühle und bat den Müller, ihn vor der Verfolgung des Jägers zu schützen. Der Müller, so schlau als der Gast, gelobte dies, unter der Friedensbedingung, daß er ihm kein Huhn mehr stehlen wolle, er verbarg ihn unter einen Korb. Kaum war dies geschehen, so trat der Jäger zu

dem Müller und fragte nach dem Fuchse. Der Müller verneinte zwar, den Fuchs gesehen zu haben, wies aber auf den Korb, wie unser Wirth auf mich, statt auf den Käse! Unschuldiger Weise verstand der Jäger das Weisen nicht; und entfernte sich. Nun hob der Müller den Korb auf und sagte: Sieh, ich habe Wort gehalten, du bist gerettet; vergiß aber auch deine mir gegebene Zusage nicht. — Das werde ich nie. Doch Meister Müller! Ihr habt gesprochen wie ein ehrlicher Mann; aber, gewiesen, wie ein Hund. volgt.

Heinrich Gottlob Herrmann.

Blick auf Griechenland.

Ob die Geister aller Höllen
Nero's grause Schreckens-Zeit
Blutig uns vor Augen stellen,
Oder ist es Wirklichkeit?

In des Lichtes hellen Tagen,
Angesichtes aller Macht —
Dürfte es die Blindheit wagen?
Darf beginnen Mahums Nacht?

Ha, die Finstre sprengt die Riegel,
Und das Schreckbild ist kein Traum!
Schon berühren ihre Flügel
Unsers Bodens heil'gen Saum,

In Europa's Paradiesen
Würgt Verstümmlung, Raub und Mord,
Bäche Blut, und Thränen fließen,
Und die Wildheit führt das Wort.

Wüster wird es dort und wüster,
Hundert Tempel sind entweiht,
Und das Blut erschlagner Priester
Klagend auf zum Himmel schreit.

Mann und Weib und Jüngling fallen
Und die Jungfrau schleppt mit Hohn,
Und in blutgetauchten Krallen
Der Entehrer frech davon.

Auf des Christthums junge Bäume
Pfropft der Wahnsinn wildes Reiß,
Und vernichtet so im Keime
Achtzehnhundertjähr'gen Fleiß.

Fliegt kein Eisen aus der Scheide
Bei Verheerung, Mord und Raub?
Bei dem namenlosen Leide
Bleibt das Ohr Europa's taub?

Sanftmuth, (könntet ihr es wähnen?)
Führe würdiger zum Ziel?
Wie, bei Tiegern und Hyänen
Sucht ihr menschliches Gefühl?

Oder gießt ein Ungeheuer,
Statt zu löschen, wohl noch gar
Oel in das gewaltige Feuer,
Weil sein Vortheil in Gefahr?

Um die Wahrheit auszubreiten,
Senden wir mit frommen Sinn
Missionen in die Weiten,
Und was wird uns zum Gewinn?

Wenn auf grünen Vorgebirgen
Einer sich des Lichtes freut,
Lassen Tausend hier wir würgen,
Die dem Lichte sich geweiht.

Auf, jagt heim nach Meckas Wüsten
Mahumed's beschnittnen Schwarm!
Lange schon gab sein Erbrüsten
Euch die Loosung zum Allarm.

Aber eure Schwerdter rosten,
Keine Nervenfaust sich ballt.
Ja: dem Hilferuf aus Osten
Selbst Verspottung wiederhallt.

Zum Combabischen Geschlechte
Mit dem Wichte ohne Geist,
Der statt Morgen — Mitternächte
Den Hochherzigen verheist,

Der gemein mit Kramerlothen
Das Erheben Hellas wiegt,
Und als Anwalt des Despoten
Hellas Streben tadelnd rügt.

Unsre Glaubensbrüder starren
Betend auf von Stern zu Stern,
Kämpfend hoffen sie und harren,
Ach, und Hilfe bleibt so fern!

Einer sitzt am großen Steuer,
Der da schläft und schlummert nicht,
Oft schon schuf sein heiliges Feuer
Finsternisse um in Licht.

Euer Blick zu Sternen stärke,
Hellas Söhne, euch mit Muth!
Haltet aus im blutigen Werke!
Es gilt Glauben — Freiheit, Gut.

Nähme Millionen Krieger
Euer Presser auch in Sold,
Enden werdet ihr als Sieger,
Werdet stehn, wie reines Gold.

Haltet aus im blut'gen Werke!ä
Es gilt Glauben — Freiheit — Gut!
Euer Blick zu Sternen stärke,
Hellas Söhne, euch mit Muth.

G. Schmidt.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen.

Achter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 16.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 23. Februar. 1823.

Mit Wahrheit ist man überall der Welt,
Sowohl den Bösen als den Frommen
Beim ersten Augenblick nicht sehr willkommen.
Denn Niemand will, daß ihm die Kappe schellt.

Seume.

Der Tod und der Dichter.

Wie es Lessing einst ergangen,
Freunde, so erging es mir.
Ruhig trat und unbefangen
Jüngst der Tod in meine Thür.

Noch erklingt in meinen Ohren
Hohl und dumpf das Schreckenswort:
„Erdensohn, von Staub geboren,
Fort mit Dir, und eilig fort!“

Freunde, denkt Euch meine Lage,
Aller Lebensmuth entwich:
„Lieber Tod, nur Eine Frage!
Warum wählst Du g'rade mich?

„Mich, dem bei des Liedes Tönen
Diese niedre Erdenwelt,
Mit dem Wein und mit den Schönen,
Ganz ausnehmend wohl gefällt!“ —

„Ei, so sprecht Ihr Leutchen Alle:“
Sagte lächelnd drauf Freund Hein:
„Und man stellt, in jedem Falle,
Stets zu früh sich bei Euch ein.

„Seltsam ist's, daß bei den Leiden,
Die Ihr Jahre lang ertragt,
Euch, mit ihren dürft'gen Freuden,
Nur die Welt so lang behagt!“ —

„Nimm — so rief ich — einen Andern!
Vielleicht könnt' ich obenbrein —
Willst Du anders weiter wandern —
Dir mit Rath behülflich seyn.

„Ha! Du willst mich schlau bethören!“
Sprach der Tod; „allein Du irrst.
Doch — ich bin gespannt, zu hören,
Wen Du mir empfehlen wirst.“ —

„Wen ich Dir empfehle, Lieber?
Wiss', es wohnt, seit manchem Jahr,
Meinem Hause gegenüber
Gar ein wunderliches Paar.

„Sie ist reizend, wie Cythere;
Er dagegen offenbar
Kein Apoll von Belvedere;
Schlecht sein Wuchs und grau sein Haar

„Sie ist zärtlich, wie ein Täubchen;
Doch er brummt und zankt so oft,
Daß gewiß das holde Weibchen
Längst durch Dich Erlösung hofft.

„Nimm darum, in Gottes Namen,
Diesen finstern Eheherrn;
Oder — hast Du etwa Damen —
Es versteht sich alte — gern?

„Gleichfalls in der schlimmsten Ehe
Lebt ein guter, junger Mann,
Der, nicht grundlos, Ach und Wehe
Täglich, stündlich seufzen kann.

„Denn mit einer alten, reichen
Wittib hat er sich vermählt,
Der, um Lucifern zu gleichen,
Nichts als Schweif und Krallen fehlt.

„Zänkisch ist dieß Ungeheuer,
Und so häßlich wie die Nacht;
Auch wird jeder Kupferdreier
Sehr genau von ihr bewacht.

„Kaum erhebt sich früh die Holde,
Giebt es gleich ein Mundgefecht,
Und es lebt, bei allem Golde,
Dürftig ihr Gemahl und schlecht.

„Diese Alte, sollt' ich meinen —
Doch — Du siehst mich zweifelnd an?
Nun, ich weiß wahrhaftig keinen
Mehr, den ich Dir nennen kann. —

„Aber halt! im grauen Hechte,
Links von mir, wohnt ein Jurist;
Er ist Doctor beider Rechte,
Doch zugleich ein böser Christ.

„Die Gesetze zu verdrehen
Heißt ihm Advokatenpflicht,
Und des Unterdrückten Flehen
Rührt den feilen Schurken nicht.

„Wie so manche Witw' und Waise
Bracht' er an den Bettelstab!
In den Schuldthurm stürzt' er Greise,
Ohne alle Frist, hinab.

„Mitleidlos, bei vollen Kisten,
Blickt er auf der Armen Noth;
Darum, diesen bösen Christen
Nimm vor allen, lieber Tod!

„Er hat weder Weib, noch Kinder,
Und Dich preist die halbe Welt,
Wenn der alte, graue Sünder,
Tod, durch Deine Sense fällt:" —

Und Freund Hein vernahm die Bitte
Lächelnd, und entfernte sich
Gleich darauf mit schnellem Schritte. —
Wer war froher jetzt, als ich?

Schließlich kann ich so viel sagen,
Daß der alte Rabulist
Vor — ja richtig! vor drei Tagen
Sanft im Herrn entschlafen ist.

Heinrich Doering.

Das Liebhaber-Theater.

(Fortsetzung.)

Sollte man nicht glauben, daß die Damen gar nicht zu reden wüßten! schalt der Amtsrath. Vorher konnten Schiller und Aphanasia und mein Flügel ihr eignes Wort nicht hören vor dem Gezwitscher dieser Kanarienvögel, und nun auf einmal silentium, wie an einer Klostertafel. Darf man fragen, was so angelegentlich verhandelt worden ist? Ich habe nicht Lust mir etwas davon unterschlagen zu lassen. Die Stille wurde noch stiller. Endlich brach die Postmeisterin, die nicht Lust hatte, sich zu ihrer mündlichen Recension der jungen Durlach und des Advokaten Burrmann zu bekennen, das allgemeine Schweigen.

Wir sprachen darüber, log sie in der Geschwindigkeit mit edler Fassung: wenn und

was wohl das nächstemal gespielt werden würde.

Wenn, das ist leicht beantwortet, erwiederte der Amtsrath. In drei Wochen ist der Geburtstag des alten Generals, den ich mir vorgenommen habe mit einem Schauspiel zu feiern. Aber was! Hic haeret aqua! Etwas groß muß es schon ausfallen, um zu der Feier des Tages zu passen.

Ja, ja! schrie die Gesellschaft unisono. Ein Spektakelstück!

Und wo möglich ein Ritterstück, bemerkte Aphanasia. Wir haben noch keines aufgeführt.

Und es muß sich in den Puffen und den Stuartkragen weit besser spielen, als in der ledernen Alltagstracht, bemerkte die Postmeisterin, der man es ansah, wie sie sich schon auf ein edles Fräulein aus dem herrlichen Mittelalter spitzte.

Ein Ritterstück? sprach bedenklich der Amtsrath. Ja, lieben Kinder, das ist leicht gesagt, aber schwer gethan. Die Kräfte unsers Theaters werden nirgend zureichen.

Es wird schon gehn, so bald Sie nur wollen, Herr Amtsrath, schrie die Gesellschaft.

Es kommt ja doch Alles auf einen tüchtigen Direktor an, flötete Mamsell Willig, mit ihrer weißen Hand die Amtsräthliche Wange streichelnd: und wo könnten wir einen bessern finden?

O Eva, Eva! schmunzelte der geschmeichelte Amtsrath. Mache mir den Apfel nicht noch appetitlicher, nach dem ich ohnehin schon mehr verlange, als mir gut ist. Ich weiß es ja lange, daß die verdammten Ritterstücke einen ganz eignen Reiz haben, und ich möchte mich seelengern noch einmal vor meinem Ende sehen als einen alten biedern Rittersmann mit weißen Augenbraunen und einem weißen Schnautzbart, der mir zum Helme heraushinge, aber es ist dabei gar zu vielerlei zu bedenken. Wo sollen wir das ganze Kostüm in der Geschwindigkeit herbekommen, die Rüstungen und Schwerter und Spieße, und die Humpen und Hüfthörner, und die Burgen und Verließe, und dann reicht unser Personale nirgend zu. Nein, lieben Leute, glaubt es mir, am guten Willen fehlt mir es nicht, und auf ein Paar Hände voll Geld kommt es mir, Gott sey Dank, auch nicht an, aber es geht nun und nimmermehr!

Es käme wohl zunächst nur darauf an, schlug der Referendar vor: ein Stück zu wählen, und dann zu sehen, ob es sich hier nicht etwa doch besetzen ließe.

Das ist ein prächtiger Einfall, rief Aphanasia. Ich will gleich das Buch aus unserer Bibliothek holen. Befiehl nur: welches, lieber Vater.

Ich dachte schon — sprach zögernd der Amtsrath. Aber nein, es geht wirklich nicht.

Doch nicht etwa gar von Göthe oder Schiller? fragte spöttisch der Herr von Brauß.

Daß mich Apollo und alle neun Musen bewahren, rief der Amtsrath. Nein, an diese Giganten wollen wir Pygmäen uns nicht erst wagen. Wer hoch steigt, fällt tief. Darum bleibe ich lieber fein unten auf gleicher Erde, wo Kotzebue und Compagnie stehen, unter meines Gleichen.

Ich ahne schon, wozu Du Lust hast, sprach Aphanasia. Ich hole sogleich das Stück und Du wirst mir gestehen, daß ich es getroffen habe.

Sie flog hinaus. Es wird nicht gehen, wiederholte der Amtsrath. Und ginge es auch wieder alles Vermuthen, so ist da noch so Vieles zu beseitigen. Ich brauche einen Prolog

zur Feier des Tages. Vor einem solchen Heldenstücke aber muß der hoch gehn; mit Familienfesten und ordinairen Sentimentalitäten reiche ich da nicht aus. Ich wollte so etwas gern für ein Paar Dukaten in der Residenz bestellen, aber man weiß ja, was sie einem da für Fabrikwaare schicken, und soll es nun einmal seyn, so muß Alles brillant ausfallen vom Anfang bis zum Ende, damit wir Ehre einlegen.

Wenn Sie mich mit dem Detail und Ihren Wünschen bekannt machen wollen, Herr Amtsrath, sprach der Referendar; so biete ich mich zum Prologdichter an. Sie sollen meinen Versuch schon morgen haben, und dann noch Herr und Meister seyn, ihn anzunehmen, oder zurückzuweisen.

O, o, o! stammelte der Amtsrath, durch dieß zuvorkommende Erbieten eben so überrascht, als erfreut, und die Postmeisterin und Mamsell Willig sahen einander mit einem Lächeln an, welches verrieth, daß ihnen die Quelle dieser Bereitwilligkeit nicht fremd war.

Hier ist der Ritter ohne Furcht und Tadel, rief hereineilend Aphanasia und legte ein aufgeschlagenes Buch vor ihren Vater auf den Tisch.

Auf Ritterwort, die Dirne hat's getroffen! improvisirte der Amtsrath, nnd blätterte nach den Personen: ich meinte den Bayard. Der General stammt eigentlich aus einer französischen Familie, und diese Wahl würde ihm daher doppelt schmeicheln. Aber es ist ja ganz und gar unmöglich. Dieß Regiment Männerrollen und sieben, sage sieben Weiber! —

Und die Elendigkeit des Stückes selbst, spottete Herr von Brauß ein.

Schlagt ihn todt, es ist ein Recensent! rief, halb scherzend, halb böse, der Amtsrath; so elend, wie es Ihnen beliebt, lieber Brauß, aber ich wette was Sie wollen, daß Sie in dem elenden Stück wieder sehr gut spielen und einige Lorbeerwälder erndten würden.

Wenn ich dieß gütige Urtheil nicht ablehnen müßte, erwiederte Brauß, sich mit stolzer Bescheidenheit verneigend: so wäre das immer nicht Kotzebue's Verdienst, sondern das meinige.

Wie man sich doch zur Ungerechtigkeit forciren kann, sprach ärgerlich der Amtsrath. Wollen Sie etwa die Möglichkeit verfechten, daß man in einem total schlechten Stücke excelliren kann? Wenn Sie das behaupten, so lasse ich, auf meine Ehre, das nächstemal die zärtlichen Schwestern von Gellert aufführen, und Sie sollen mir an Julchens Liebhaber, dem galanten Damis verzweifeln.

Die Personen, lieber Vater, die Personen! quälte Aphanasia, und der Amtsrath las: Franz der Erste, König von Frankreich.

Rittmeister Graf Erbach, schlug Aphanasia vor. Es ist ja noch ein ganz junger Mann.

Ich hätte ihn auch allenfalls, fiel Brauß ein, den Kopf mit königlicher Würde zurückwerfend. —

Ei behüte, erwiederte der Amtsrath. Sie kann ich besser brauchen. Weiter! Der Admiral?

Baron Appenrode meinte Aphanasia.

Der wird es bleiben lassen, wendete der Amtsrath ein. Er ist etwas hoffärtiger Natur und hat sich bisher immer hinter die Kanonen gezogen. — Wenn lauter Prinzen und Prinzessinnen spielten, so würde er uns allenfalls die Ehre erweisen.

Für den Geburttag des Generals thut er schon ein Uebriges, versicherte Aphanasia: und der Admiral war ja die erste Militair-Charge in Frankreich. Lassen Sie mich nur machen!

Bayard, fuhr der Amtsrath fort: Herr von Brauß.

Es gilt wenigstens den Versuch, sprach Brauß stolz, aus einer poetischen Unform einen Charakter zu schaffen, und das ist schon der Mühe werth.

Ligny, las der Amtsrath weiter. Den ließe ich mir nicht nehmen, wenn es noch dazu käme. Das ist ein schönes, liebes, kurzes Röllchen. Nicht viel zu lernen, eine köstliche Erzählung, in der man sich zeigen kann, so gut wie in der Erzählung des Theramene in der Phedre, und ein delicater Abgang. Talmond Tremouille, Tardieu?

Talmond und Tremouille sind ganz unbedeutend, versicherte Aphanasia, Sie brauchen nichts als guten Wuchs und militairische Haltung. Graf Erbach liefert uns schon ein Paar Offiziere aus der nächsten Garnison dazu, — Tardieu? — Walther.

Gratias! rief Walther zufrieden. Ich will den Weiberhasser, den Natursohn, den rohen Edelstein, wie ihn Bayard nennt, recht con amore hinstellen.

Basko, Paolo Manfrone? las der Amtsrath weiter, die Stimme bedenklich erhöhend.

Der Rentschreiber hat den Christian gut gemacht und wird den Basko nicht verderben, sagte Aphanasia, die für Alles Rath wußte. Paolo Manfrone, — wer anders, als unser noble intriguant Horneck?

Ich hätte mich freilich gern einmal als Liebhaber versucht, brummte der Postmeister. —

Und: Volteggio, rief der Amtsrath mit einem schweren Seufzer.

Steht zu Befehl, sprach der Referendar, sich verbeugend.

Sie? — Viel kühner Muth! rief der erstaunende Amtsrath mit König Philipps Worten: doch kühn will ich den Dilettanten. Ich mag es gern leiden, wenn auch der Becher überschäumt. Es ist ein starkes Stück, denn Volteggio ist eigentlich ein zweiter Liebhaber, aber Sie sollen ihn haben. Es soll mir auf ein Paar Special-Proben nicht ankommen. — Prinz Bourbon und Rochefort?

Die Lieutenants Falkenberg und Seethal, antwortete Aphanasia rasch.

Du bist unerschöpflich! sprach beifällig der Amtsrath, aber in dem Augenblicke überschaute er den Rest des Personales und das Buch entsank seiner Hand. Nein, es geht doch nicht: rief er kläglich. Da giebt es, ausser einer Masse von Rittern und Soldaten, noch einen Wundarzt, einen jungen Maler, einen nichtswürdigen Stallmeister und zwei verruchte Marodeurs!

Wie können Sie sich um Ritter und Soldaten grämen, lachte Aphanasia: da eine ganze Esquadron Dragoner zu unserer Disposition steht? Den Wundarzt und die beiden Marodeurs streichen wir. Den Stallmeister nimmt der Schreiber des Assessors und für den jungen Maler werde ich, schlimmsten Falls, auch noch Rath schaffen.

Wenn er nicht zugleich mit Volteggio vorkommt, rief, im Eifer seiner Bereitwilligkeit zu allem Möglichen, der Referendar: so erbiete ich mich noch dazu.

Sehr gütig, liebster Freund, erwiederte der Amtsrath mit ironischem Lächeln, muß aber verbindlichst danken. Die beiden Leutchen kommen doch wenigstens in dem nämlichen Akte vor, und ich kann zwei Rollen in einer Hand überhaupt nicht leiden. Es stört die Illusion und sieht obendrein so aus, als wollte mor, und könnte nicht. Der junge Maler ist also noch unbesetzt. Gleichermaßen Talmond und Tremouille, die doch immer gespielt seyn wollen.

Schlimmsten Falles lassen sie sich in eine Rolle zusammendrängen, rief entschlossen Aphanasia. Dem sey aber, wie ihm wolle, ich stehe für sämmtliche Mannschaft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Klagen eines Kurzsichtigen

Unter den Sinnen, mit welchen der Allgütige uns beschenkte, ist der Sinn des Gesichts wohl ohne Zweifel der edelste. Durch ihn empfängt unser Geist die meisten Vorstellungen und bildet diese zu Ideen aus, die der Mensch dann wieder durch Worte andern mittheilt. Durch ihn sind wir am fähigsten für die Geschäfte des Lebens, durch ihn empfangen wir der Freuden so viele. Unglücklich ist derjenige, welcher dieses Sinns beraubt ist. Hat er ihn nie besessen oder in seiner ersten Kindheit verloren, so fehlt ihm freilich eine große Menge von Vorstellungen, deren Mangel er wohl fühlt, aber er kennt die wahre Größe seines Verlustes nicht, weil er von dem Glücke, den Sinn des Gesichts zu besitzen, sich keinen richtigen und lebhaften Begriff zu machen im Stande ist. Daher findet man bei solchen Blinden oft ein sehr heiteres Temperament. Bei weitem fühlbarer muß aber der Verlust des Gesichts bei denen seyn, welche bis zu den Jahren diesen Sinn besaßen, wo ihr Verstand schon fähig war, den hohen Werth des Gesichts aus eigener Erfahrung zu kennen und zu beurtheilen.

Wir, die wir uns des Glücks zu erfreuen haben, dessen jene beraubt sind, genießen die Vortheile und Annehmlichkeiten dieses Sinns doch nicht auf gleiche Weise. Der eine ist kurzsichtig, der andre weitsichtig. Die Ursache der Kurzsichtigkeit liegt bei manchen in einem fehlerhaften Bau des Auges, welches dann gewöhnlich stark hervorliegt, oder in einem andern krankhaften Zustande desselben. Dagegen haben einige Menschen übrigens völlig gesunde Augen und sie sind dennoch kurzsichtig. Was mag davon die Ursache seyn? Jeder unserer Sinne, alle unsere geistigen und körperlichen Kräfte, wenn wir sie auch gesund aus der Hand des Schöpfers erhalten haben, müssen erst durch vielfache Uebung zu dem Grade der Vollkommenheit gebracht werden, den wir als Menschen erreichen können. So auch das Auge. Wer seine gesunden Augen schon als Kind an entfernten Gegenständen fleißig übte, wird gewiß nicht kurzsichtig werden, wenn er sie nicht nachher durch zu große Anstrengung oder auf andere Art verdirbt. Daher ist Kurzsichtigkeit unter dem Landmanne eine sehr große Seltenheit, weil dieser von Kindheit an täglich den Blick in die offene freie Natur genießt. Viel häufiger finden wir aber diese Schwäche in Städten und besonders bei denen, welche studiert haben. Solche haben von Jugend auf ihre Augen nur an nahen Gegenständen, in den engen Straßen der Stadt oder am Studiertische geübt und sie durch das tägliche Lesen und Schreiben des Abends beim Lichte geschwächt. Ja man macht wohl die Erfahrung, daß bei Kurzsichtigen, wenn sie nachher ihren Aufenthalt auf dem Lande nehmen, dadurch daß sie täglich Gelegenheit haben, entfernte Gegenstände zu sehen, diese Schwäche der Augen sich wenigstens etwas bessert.

Sollte nicht diese Erfahrung, daß die Uebung der Augen an nahen oder entfernten Gegenständen Kurzsichtigkeit oder Weitsichtigkeit hervorbringt, auch in pädogogischer Hinsicht wichtig seyn? Sollten nicht Aeltern und Erzieher absichtlich kleine Uebungen mit Kindern anstellen, um ihre Augen durch deutliches Erkennen entfernter Gegenstände zur Weitsichtigkeit zu gewöh-

nen? Wir sind dieses unsern Kindern schuldig, denn wahrlich der Kurzsichtige muß vieles entbehren, was dem Weitsichtigen mannigfachen Genuß und Nutzen schafft. Man findet sich z. B. auf einem Standpuncte, von wo man eine weite Aussicht über eine reizende Gegend hat. Der Weitsichtige übersieht das Ganze mit dem ersten Blicke, genießt den oft so imponirenden und erhabenen Totaleindruck lebhaft und deutlich, und keiner, auch nicht der entfernteste Gegenstand entgeht seinem scharfen Auge. Zwar empfindet der Kurzsichtige das Erhabene einer solchen Aussicht auch wohl, aber sein schwächeres Auge vermag anfangs nur wenig zu unterscheiden; etwa nur die größten und nächsten Gegenstände erkennt er, alles übrige ist ihm wie in einen leichten Nebel gehüllt; mit vieler Mühe oder mit Hülfe eines Fernglases, welches doch nur einen kleinen Theil des Gesichtskreises deutlich macht, entdeckt er allmählig die merkwürdigsten Gegenstände. — Auch beim Erkennen andrer das Auge ergötzender Dinge muß er manches Vergnügen entbehren, da er sie nicht anders erkennen und ihre Schönheit ganz genießen kann, als wenn er sie seinem Auge ganz nahe bringt, welches doch Anstand und andere Umstände oft verbieten.

Und wie nachtheilig ist Kurzsichtigkeit bei den meisten Geschäften des Lebens! Nur der Gelehrte oder der an den Schreibtisch gefesselte Geschäftsmann kann dieses Uebel ohne besondre Störung seiner Arbeiten ertragen, dagegen bei den allermeisten übrigen Beschäftigungen der Menschen, Kurzsichtigkeit vielfachen Nachtheil bringt.

Nicht weniger unangenehm ist diese Schwäche der Augen im geselligen Leben. Man erkennt einen Menschen, den man erst einmal gesehen hat, so leicht nicht wieder, weil man seine Gesichtszüge bei dem ersten Anblick nicht so genau zu erkennen, mithin sich nicht so scharf einzuprägen im Stande war, daß man beim folgenden Wiedersehen sich seiner sogleich mit Bestimmtheit wieder erinnern könnte. Oder man geht auf der Straße. Auf der andern Seite kommt uns jemand entgegen, den wir entweder nicht erkennen, obgleich er ein Bekannter von uns ist, und unterlassen es, ihm unsere Höflichkeit zu bezeugen, oder wir grüßen jemanden, den wir für einen Bekannten halten, und der es doch nicht ist. Ja bisweilen erkennen wir im nahen Vorbeigehen jemanden erst, wenn er dicht vor uns ist, und unserm Complimente, das wir ihm dann noch in Eile machen, sieht man leicht unsere Verlegenheit an. Am übelsten geht es uns an öffentlichen Orten und in großen Gesellschaften, besonders bei Frauenzimmern. Männer erkennen wir schon leichter an ihrer ganzen Statur, zumahl da sie mit ihrer Kleidung so oft nicht wechseln, aber Frauenzimmer, die heute so, morgen anders geputzt sind, die wir bald im bloßen Kopfe, bald mit einem großen Federhute sehen, die wir in ihrer häuslichen Kleidung sogleich erkennen aber nicht im Staatskleide, die ihre Taille durch große Umschlagetücher oder Shawls mehr oder weniger verhüllen, sogleich bloß an ihren Gesichtszügen wieder zu erkennen und zwar an einem Orte, wo wir sie nicht erwarteten, hält für den Kurzsichtigen sehr schwer, wenn sie nicht sehr genau Bekannte von ihm sind. Am größten ist unsere Verlegenheit, wenn wir auf einmal in eine große Gesellschaft von Bekannten und Unbekannten eintreten, besonders wenn entweder das Sonnenlicht, oder eine starke Erleuchtung des Abends, blendet. Dann ist es, als ob ein Flor vor unsern Augen hängt und es währt erst geraume Zeit, ehe wir den völligen Gebrauch unserer Augen wieder erhalten. Indessen dürfen wir darauf nicht warten, um unser Compliment zu machen. Wir suchen den Wirth, die Wirthin, können sie aber nicht finden wenn sie uns nicht sogleich entgegen kommen, wir grüßen Bekannte, als ob sie Unbekannte wären, versäumen den Vornehmen unsere Ehrerbietung zu zeigen, während wir schon mit einem Geringern im Gespräch begriffen sind. Diese Verlegenheit, die uns unsere Kurzsichtigkeit verursacht, die Aengstlichkeit gegen den Anstand zu verstoßen, giebt unserm Benehmen in einer solchen Lage etwas Scheues, und oft Linkisches, wodurch wir uns leicht den Spott derer zuziehen, welche unsere Schwäche nicht kennen. Wie oft wird eine unterlassene oder zu spät angebrachte Höflichkeitsbezeugung von empfindlichen Menschen sehr übel genommen, wohl gar als ein Beweis von Geringschätzung angesehen, wovon in unserm Herzen keine Spur sich findet und wobei der auf uns fallende Ver-

dacht, als ob wir jemanden absichtlich hätten kränken oder beleidigen wollen, uns selbst empfindlich genug ist.

Zwar kann der Gebrauch einer Brille dem Kurzsichtigen zu Hülfe kommen. Allein nicht in jeder Gesellschaft und für jeden Stand paßt sich das beständige Tragen derselben. Hat man sich aber daran gewöhnt und darf man sie des Anstandes wegen einmal nicht tragen, so wird daß Uebel noch größer.

Ihr, die ihr das Glück habt, ein scharfes Auge zu besitzen, könnt euch gar keinen deutlichen Begriff von der Lage eines Kurzsichtigen machen. Was euch so hell und klar vor Augen steht, und was ihr mit einem halben Blick richtig erkennt, das ist uns oft in Nebel und Dunkel verhüllt und nur mit vieler Mühe und erst allmählig erkennen wir es dunkel und undeutlich. Bemitleidet uns, aber verdammet und verspottet uns nicht, wenn wir es einmal ohne unsere Schuld unterlassen haben, euch die gebührende Höflichkeit zu beweisen oder unser äußerer Anstand nicht so beschaffen ist, wie man ihn von einem Gebildeten erwarten kann. Beurtheilt uns nach unserm ganzen übrigen Benehmen gegen euch und nicht nach einer solchen einzelnen Handlung. Erkundigt euch bei denen, welche uns genauer kennen und ihr werdet es bald erfahren, das ungeachtet unsere Augen hell und klar aussehen, dennoch Kurzsichtigkeit unser Loos ist.

Buntes aus der Zeit.

Verketzerung. Der würdige Llorente, jener vertriebene, pfäffisch gemißhandelte Gelehrte, hat in Spanien eine ehrenvolle Aufnahme gefunden: Der treffliche Schleiermacher, zu Berlin auf offener Straße freventliche Beschimpfungen erdulden müssen. — Seltsame Zeit! wo man nirgends einen biedern, rechtschaffenen Mann, ohne Merkzeichen mehr findet, das ihm Leute von der Gegenseite angehängt haben. Merkzeichen, die sie ihm anhängen, damit sich Leute ihres Gleichen an den Mann nicht irren und wodurch sie ihnen schon von fern zurufen: „Trau' ihm nicht, er ist ein Reformator! ein Beekler! ein moralischer Schwärmer!" — Freilich ist die Tugend immer etwas trotzig — sie nimmt durch den ewigen Kampf, den immer wachsenden Widerstand, das Gefühl ihres Werthes, etwas Kühnes an; aber Ihr erlaubt dem rüstigen Rosse zu wiehern, warum nicht dem Manne, der doch weiter nichts gegen euch vermag und dessen Maske ihr euch selbst an's Gesicht haltet, wenn ihr Andere zu überlisten und euern Plänen zu unterwerfen gedenkt. — Wahrlich, wie eifrig auch die achtbare Berliner Polizeibehörde, den Urheber jenes Frevels auszumitteln und gebührend zu züchtigen unternehme, immer wird man bei Vorfällen, wie die Vertreibung eines Llorente und Insultirung eines Schleiermacher eine Zeit beklagen müssen, die die besten Menschen so gebieterisch zwingt, ihren moralischen Werth in die geheimsten Tiefen ihres Innern zurückzudrängen, um nur die Luft ungehindert einathmen zu dürfen, die sie umgiebt. —

* Theater-Anzeige.

Einem verehrungswürdigen Publikum mache ich die ergebene Anzeige, daß ich auf heute, Sonntag den 23. Februar, die Oper „der Freischütz" zu meinem Benefiz gewählt habe.

Vertrauungsvoll lade ich meine Gönner und die Freunde der Kunst zu dieser Vorstellung ein.

Logenbestellungen werden in meiner Wohnung Nro. 13 am Domshofe angenommen, wo auch, wie bey Herrn Haupt und Herrn Mester am Walle, einzelne Logen- und Parterre-Billets zu haben sind.

Emilie Hardwig.

Sylbenräthsel.

Es fehlt' im Bivouac den Truppen
Die Erste zu den magern Suppen,
Doch kennt der Held darob die Zweite nicht.
Das Ganze — weiter kann's nichts taugen,
Als selbst aus Lina's Tauben-Augen,
Aus Lilien, Rosen — Gift zu saugen,
Es ist ein — miserabler Wicht!
Drum Lina! Lina! nimm ihn nicht!

J.

Auflösung der Charade in Nro. 14.

Das Wort.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen.

Achter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 17.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 27. Februar. 1823.

Wie schön, o Gott, ist deine Welt gemacht,
Wenn sie dein Licht umfließt;
An Engeln fehlt's ihr nur und nicht an Pracht,
Daß sie kein Himmel ist.

Huber.

* Winters Sonnenblicke.

Sonnenblicke! Frühlingsnähe
Zaubert ihr ins Herz,
Vor dem Hoffnungs-Schimmer schwindet
Winterlicher Schmerz. —

Sonnenblicke, seyd willkommen,
Grüßt und seyd gegrüßt,
Denn ihr weckt zu neuem Leben
Alles was ihr küßt.

Sehnend zieht der Schoos der Erde,
Nach der kalten Nacht,
Eure goldnen Strahlen nieder
Daß der Keim erwacht.

Sonnenblicke, immer reicher
Werft den Strahlenkranz,
Ringsum segnend auf die Fluren
Mit des Himmels Glanz.

Freundlich schaut ihr in die Hütte
Durch das Fensterlein;
Aus den Hallen der Paläste
Jagt ihr Kerzenschein.

Und das kummertrübe Auge
Wird durch euch erhellt:
Eurem Lächeln schmilzt die Thräne
Eh' sie niederfällt.

In die Brust, von Schwermuth düster,
Streut ihr Glaubens-Saat;
Lichter wird, mit euren Blicken,
Des Verlass'nen Pfad.

Zu der ungemessnen Ferne
Leitet ihr den Blick,
Daß der irdisch Arme hoffe
Auf ein schön'res Glück;

Der Verfolgte es verschmerze
Wenn, mit scharfem Zahn
Ihm der blasse Neid entgegen
Tritt, auf seiner Bahn. —

Daß, wen Freundschaft stets betrogen,
Des Betrugs vergißt,
Und die Hoffnung auf den Himmel
Einst sein Auge schließt.

Hedwig Hülle.

Das Liebhaber-Theater.

(Fortsetzung.)

Was jedoch die sieben Damen anbetrifft, begann jetzt der Amtsrath mit schwerem Herzen, in das Buch schauend: so werden solche wohl für uns eine recht ominöse böse Sieben constituiren.

Die Zahl habe ich schon beisammen, sprach Aphanasia: Frau von Horst, Fräulein Birk, Madam Horneck, Mamsell Willig, die beiden Töchter des Conrectors und meine Wenigkeit. Die Vertheilung müssen wir aber noch recht gründlich überlegen und besprechen, denn es giebt dabei noch mancherlei zu bedenken.

Ja wohl, seufzte der Amtsrath: damit wir es Allen recht machen! und die Damen sind bisweilen recht schwer zu contentiren.

Das machen der Herr Amtsrath, wie es Ihnen am beßten dünkt, sprach nachdrücklich die Postmeisterin. Nur bitte ich, mir auf jeden Fall dießmal die lange verheißene Liebhaberin aus. Von sieben Damenrollen wird sich doch hoffentlich eine dieser Art für mich erübrigen lossen.

Und nicht wahr, es bleibt bei dem Stücke? rief Walther. Ich bin in meinen Tardieu schon ganz verliebt, und hoffe Ehre mit ihm einzulegen. Ihr Wort, Herr Amtsrath, unsere nächste Vorstellung heißt Bayard!

Quod deus bene vertat! sprach der Amtsrath in die dargebotene Hand einschlagend.

Das ist herrlich! jubelten die von der Gesellschaft, denen die zugetheilten Rollen zusagten, oder die deßfalls noch gute Hoffnung hegten, und draußen stieß der Nachtwächter zwölf Mal in sein Lärmhorn.

In der schauerlichen Mitternachtstunde empfange ich Ihr Gelübde, declamirte der Assessor mit lustigem Pathos. Apollo strafe den Wortbrüchigen!

Aber nun ist es auch wahrhaftig die höchste Zeit zum Nachhausegehn, sprach aufstehend die Postmeisterin, und die Gesellschaft brach auf, sich bückend und knixend, küssend und handschüttelnd, dankend für das Genossene und Revange verheißend, den Dank abwehrend und zu Wiederholung des angenehmen Besuches einladend, wie solches alles gebildeten Krähwinklern nach jeder bei einem Andern genossenen Butterschnitte wohl eignet und gebühret.

Und die Data für den Prolog? fragte der Referendar bei dem Abschiedcomplimente den Amtsrath. Dieser sah ihn zweifelhaft an, und sein Vertrauen in die Poesie seiner Poesie schien nicht das stärkste zu seyn. Aber die Rücksicht auf das gutmüthige Erbieten des Volontairs, allenfalls auch Oel und Mühe verloren haben zu wollen, siegte doch endlich.

Diese Notizen, sprach er, ihm ein Papier reichend: hatte ich schon für einen Philister-Pegasus der Residenz aufgesetzt. Sehn Sie, was sich daraus machen läßt. Am liebsten hätte ich es, wenn meine Tochter eine brillante Parthie bekäme. Sprechen wird sie sie comme il faut. Dafür cavire ich.

Diese Rücksicht wird mich begeistern! sprach warm der Referendar. Ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden seyn.

Sprach's und entschwand, ein schnellfüßiger Asahel, den Damen nach, die, von der Tochter des Hauses begleitet, so eben das Zimmer verlassen hatten.

Nur noch der Assessor Walcher war zurückgeblieben, der jetzt erst seinen verlegten Hut gefunden hatte, und sich in den herkömmlichen Ausdrücken von dem gastfreien Wirthe beurlaubte.

Ich danke Ihnen für Ihren Beitrag zur allgemeinen Freude, lieber Assessor, sprach der Amtsrath unter den gebührenden zwei Wangenküssen. Noch mehr aber danke ich Ihnen für die angenehme Bekanntschaft, die Sie mir zugeführt haben. Das ist ein liebes, geschliffenes, gebildetes, feuriges, gefälliges Männchen. Es ist wahr, Comödie spielt er noch spottschlecht, und wie es mit dem Volteggio gehen wird, das weiß der Himmel, aber non omnia possumus omnes! dafür hat er ein Redner-Talent, wie ich es sobald nicht gefunden habe. Durch seine Parallele zwischen Göthe und Schiller hat er mich wahrhaft bezaubert!

Es freut mich, daß Ihnen mein Freund gefällt, erwiederte der Assessor. Um so mehr, als wir die Hoffnung haben, ihn für immer hier zu behalten. Mein College Ehrmann kränkt beständig und muß, wenn er nicht bald stirbt, quiescirt werden. In beiden Fällen hat Wespe von dem Präsidenten die Zusage erhalten, daß auf ihn gerücksichtigt werden soll.

Wie — wie nanntest Sie den jungen Mann? fragte erbleichend der Amtsrath.

Wespe, antwortete gleichmüthig der Assessor und empfahl sich.

Wespe! stammelte der Amtsrath, wie vom Schlage gerührt, und blieb, zu einer Bildsäule des Entsetzens versteinert, mitten im leeren Zimmer stehen.

Mit einem grimmigen Gesichte saß am andern Morgen der Amtsrath am Kaffeetische, studirte die Deduction des Nachtwächter Assistenten noch einmal durch, und zündete sich dabei die lange Gipspfeife, die im Laufe der unangenehmen Beschäftigung unaufhörlich ausging, unaufhörlich wieder an, sich und seinen Zorn in dicke Dampfwolken hüllend.

Da trat seine schöne Tochter herein, herrlich blühend in rosiger Frische und so heiter, als hätte sie einen sehr süßen Morgentraum gehabt, oder gar schon etwas recht Willkommenes gesehen.

Guten Morgen Väterchen, sprach sie mit holder Freundlichkeit, den Alten küssend, und übergab ihm einen zierlich beschriebenen Bogen. Referendar Wespe läßt sich empfehlen und schickt den verheißenen Prolog. Die gute Seele hat den Rest der Nacht daran gewendet, um sich Dir gefällig zu beweisen.

Couvertire den Wisch! schrie der Amtsrath, den Prolog zornig zurückschleudernd: schicke ihn dem Herrn Urian zurück, und lasse ihm dabei sagen: „Er würde es wohl natürlich finden, daß der hochmüthige Nair nichts zu schaffen haben wolle mit dem edeln Vertheidiger der Menschenrechte der Parias."

Ich verstehe Dich nicht, sprach Aphanasia tödtlich erschrocken. Nur so viel nehme ich wahr, daß Du auf Herrn Wespe sehr aufgebracht bist, aber ich begreife nicht —

Lies! rief der Amtsrath, ihr die Deduction hinreichend: so ersparst Du mir den Tort, meine eigne Schmach zu verkündigen.

Aphanasia nahm und las, nach einer Weile sah sie schnell nach der Unterschrift am Schlusse, las dann vorn weiter, und ihr Gesicht wurde immer ängstlicher und bleicher, und ihre schönen Augen flogen bisweilen forschend nach dem Vater hin, der in stiller Wuth mit seiner dampfenden Pfeife im Zimmer auf und ab rannte.

*

Ungezogen! rief sie, als sie die Lectüre beendigt. Aber weißt Du denn schon gewiß, daß dieser Wespe und der unsrige eine Person sind? Es können ja wohl mehrere so heißen.

O gewiß, gewiß! tobte der Amtsrath. Die spitzigen, maliziösen Redensarten sehen dem jungen, naseweisen Burschen ganz ähnlich!

Naseweis? rief Aphanasia empfindlich. Gestern Abend schienest Du doch anderer Meinung zu seyn.

Gestern Abend war ich ein — fuhr der Amtsrath heraus. Aber komme ich mit dieser stechenden Wespe noch einmal zusammen in diesem Leben, so will ich das nachholen, was ich gestern versäumt habe.

Deine Ehre ist auch die meinige, rief Aphanasia mit falschem Pathos: und wenn das giftige Machwerk von ihm ist, so soll er mir schon dafür büßen. Aber vor allen Dingen müssen wir doch erst darüber Gewißheit haben: ob es von ihm ist?

Ich habe nicht Lust, mich noch mehr zu compromittiren, murrte der Amtsrath.

Ich will den Assessor beschicken, schlug Aphanasia vor: und in meinem Namen auf den Strauch schlagen. Deiner soll dabei gar nicht gedacht werden.

Mache was Du willst, sprach der Amtsrath verdrüßlich.

Zeit gewonnen, viel gewonnen, flisterte Aphanasia mit einem feinen Lächeln vor sich hin, und hüpfte zur Thür hinaus.

Eine volle Viertelstunde rannte der Amtsrath im Zimmer auf und nieder. Endlich wurde er müde auf der schlechten Promenade und setzte sich wieder zum Tische, auf dem der verschmähte Prolog lag. Er sah ihn eine lange, lange Weile an, kämpfend zwischen Groll und Neugier. Endlich siegte die letztere. — Hain mit einem Tempel, brummte er lesend. Gute Decoration. — Fama? Das wäre Aphanasia. Dabei könnte ein brillantes Kostüm angebracht werden, aber Gott soll mich, wenn ich — Er versank über dieser Betheuerung völlig in die Lectüre. Gut — Recht gut — Auf Ehre sehr gut. — Herrliche Bilder! rief er von Zeit zu Zeit — feine Verbindlichkeiten, nicht solche grobe Schmeicheleien, die den Helden das Lob gleichsam in's Gesicht gießen — Und Jamben macht der schlechte Mensch, als ob er bei Schillern in die Lehre gegangen wäre! Auch mit den achtzeiligen Stanzen weiß er umzuspringen. Es ist Jammerschade! Wie würde das Mädchen die Verse sprechen. Der General würde große Freude haben, aber — Nein — Nun und nimmermehr!

Er war zum Schluß gekommen. Auch sogar sentimental kann der Satan seyn, wenn er will, sagte er, sich die Augen wischend: und just die rechte Sentimentalität, piano, ausgespart, nicht in einem fort losgedroschen auf die Thränendrüsen. Das gerade macht Effekt. Ja, könnte ich den Prolog behalten und den Referendar zur Treppe hinunterwerfen, oder stünde zu erweisen, daß mich eine andere Wespe gestochen hat, ich wollte mit Freuden so viel Dukaten darum geben, als mich der Nachtwächter kostet!

Er stieg wieder im Zimmer auf und ab bis endlich Aphanasia mit einem traurigen Gesichte eintrat.

Die Sache steht schlimmer und besser als wir glaubten, referirte sie. Wespe ist allerdings der Verfasser der bösen Schrift, aber es läßt sich doch sehr viel zu seiner Entschuldigung sagen.

Was?! schrie der Amtsrath und schmetterte mit gewaltigem Wurfe die unglückliche Gips

pfeife auf die Diehle nieder: Entschuldigung?

Sieh' das datum nach, bat Aphanasia. Die Schrift ist schon ein Jahr alt, die Acten haben nur so lange zum Spruch vorgelegen.

Das ist wahr, erwiederte der Amtsrath, nachdem er sich davon überzeugt hatte. Aber was wird dadurch bewiesen?

Bewiesen wohl nichts, meinte Aphanasia: aber doch die Keckheit einigermaßen entschuldigt, mit der der junge Mensch bei Dir Zutritt suchte. Es war ihm in der langen Zeit ganz entfallen, daß er einst gegen einen Mann Deines Namens geschrieben, den er damals nur aus den Acten kannte.

Woher weißt Du denn das alles auf einmal so genau, mein Töchterchen? fragte plötzlich der Amtsrath befremdet.

Von dem Assessor, antwortete Aphanasia gleichmüthig: gegen den Wespe schon heute Morgen über den unglücklichen Vorfall mit vieler Reue und großer Achtung gegen Deine Person gesprochen hat. Von ihm habe ich auch erfahren, daß Wespe den Nachtwächter nicht freiwillig zum Clienten angenommen hat. Der Befehl des Präsidenten, dem er nicht ausweichen konnte, hat ihn dazu gezwungen.

Nichts, nichts! rief der Amtsrath: hilft alles nichts. Der Präsident hat ihm nicht befohlen, giftig zu seyn ohne Noth, und in einer Deduction unziemlicherweise von Nairen und Paria's zu witzeln. Der Frevel ist und bleibt unverzeihlich. Schicke ihm den Prolog zurück.

Wenn er schlecht ist, meinte Aphanasia unbefangen: recht gern. Hast Du ihn gelesen?

Hm — nein — ja — brummte der Amtsrath beschämt. Er ist — allerdings nicht ganz übel, und ich wollte, daß ihn ein anderes Subject gedichtet hätte. Aber schicke ihn nur zurück, und lasse es dem — stachligen Insecte zugleich durch den Assessor mit guter Manier beibringen, daß es für dießmal mit dem Volteggio nichts wäre.

Dein Wille ist mein Gesetz, guter Vater, sprach Aphanasia ernstlich. Aber meine Liebe für Dich, meine Sorge für Deine Ehre, giebt mir zu der Frage Muth: Thust Du auch klug, wenn Du Dich auf diese Weise rächest?

Rächest? fragte der Amtsrath ärgerlich. Wer denkt an Rache? Aber daß ich mit einem Menschen, der mich geistigerweise mit Füßen getreten hat, nicht Komödie spielen mag, das ist doch ganz natürlich!

Aber, fuhr Aphanasia fort: wenn er Dich nun fragt, warum Du ihm die Rolle wieder nimmst, die Du ihm schon förmlich zugesagt hast? Sicher bist Du zu stolz, ihm die Wahrheit zu verläugnen, und sie gestehn, gestehn — daß Du ihn ausschließest, weil er vor einem Jahr, ehe er Dich kannte, Dir durch Erfüllung seiner Dienstpflicht lästig geworden — möchtest Du das wohl?

Du hast recht, Mädchen! rief der Amtsrath nach kurzem Besinnen. Aus dem Gesichtspunkte habe ich es noch nicht angesehen. Ueberdem ist die ganze Geschichte nicht einmal recht vortheilhaft für mich. So mag er denn in des Teufels Namen den Volteggio behalten! Aber er soll seiner nicht froh werden! Ich bin Director, er ist noch ganz roh. Ich will ihn dressiren in den Proben, daß er vor Angst an den Coulissen in die Höhe laufen soll! — Doch nein — nein! Auch dazu ist er mir zu schlecht. Ich will ihn keines Wortes würdigen, ich will ihn nicht einmal ansehen. Mag er spielen, wie er will, je schlechter, desto besser. Er soll sich blamiren! Tüchtig soll er sich blamiren vor unserm ausgesuchten Publikum. Hat er mich doch auch blamirt vor der hohen Landesbehörde!

Es ist übrigens Schade um den Menschen, warf Aphanasia gleichgültig hin: daß er von diesem unglücklichen Hange zur Satyre heimgesucht wird. — Seine unerschöpfliche Gefälligkeit scheint ein gutes Herz zu verrathen, und der Assessor kann seine Kenntnisse und seine strenge Rechtschaffenheit nicht genug loben.

Und Prologe schreibt er, wie ein Engel — fiel der Amtsrath zornig ein. — Lies das Ding. Wir wollen es geben, es ist vortrefflich. Aber das ist ja eben das Himmelschreiende, daß ein Mensch, der solche Jamben hingießt, auch solche Schmähschriften schmieden kann. Da heißt es echt: „Wo der liebe Gott eine Kirche hat, baut der Teufel eine Kapelle daneben!“ Nein, und wenn ich noch hundertmal in Schillers Freudenlied singe: daß das Schuldbuch vernichtet und dem Todfeind verziehen seyn soll, so werde ich doch jedesmal in mente hinzusetzen: Nur nicht diesem Wesen seine Deduction!

Er rannte hinaus. Ich danke Euch, holde Musen! sprach Aphanasia. Was die ernste Themis böse gemacht hat, das sucht Ihr freundlich gut zu machen. Seyd meiner stillen Liebe ferner günstig!

(Die Fortsetzung folgt.)

Mosaik.

Eine Art von Einsiedler, von Wahrsager, von Zauberer hat noch jetzt im Garten von Tivoli (in Paris) seine Clause in einem abgesonderten Winkel. Er steht in dem Ruf, daß er künftigen Eheleuten, statt ihnen etwa Glück oder Unglück voraus zu sagen, die Mittel angiebt, ersteres zu begründen, letzteres zu entfernen. Mit einem Handschlag muß man ihm, an Eides statt, versichern, das, was er Jedem mittheilt, heilig zu bewahren und zu verschweigen. Wenn dies geschehen ist, reicht er dem Frager oder der Fragerin einen zusammen gerollten Zettel, mit der ausdrücklichen Vorschrift: den Inhalt täglich drei Mal laut, nicht Wort für Wort, sondern Buchstab für Buchstab, auszusprechen. Noch immer würde dieses Mittel ein Geheimniß seyn, wäre einer dieser Zettel nicht von dem Inhaber verloren und von einem Fremden gefunden und entziffert worden. Dieser war nicht zum Schweigen verpflichtet, und so hat man erfahren, was der mysteriöse, hieroglyphische Zettel enthält. Es stehen darauf die Buchstaben:

ME. CD. OBIC.

welche, einzeln und hinter einander ausgesprochen, bedeuten: Aimez, Cédez, Obéissez (Liebe, Nachgiebigkeit, Gehorsam). Von diesem Recept kann es mit Recht heißen: Probatum est!

Der englische Arzt Turner wurde einst zum Beistande einer Frau gerufen, deren gefährliches Uebel eine sonderbare Entstehung hatte. Sie pflegte, wenn sie in ihren Keller ging, jedesmal die Spinnen und ihr Gewebe mit einer Kerze zu verbrennen. Mehrmals hatte sie bei diesem grausamen Zeitvertreib bemerkt, daß der Geruch der brennenden Spinnen ihr Schwindel verursachte, worauf zuweilen Ohnmacht, kalter Schweiß und Erbrechen folgten. Dennoch konnte sie nicht von dieser Gewohnheit lassen, bis ihr einmal Folgendes geschah: Die Beine einer Spinne blieben zufällig an der Kerze hängen, so daß jene sich nicht los machen konnte, und als der Körper zerplatzte, wurde der Saft davon in die Augen und auf die Lippen ihrer Verfolgerin gesprützt. Die Frau bekam davon eine Augenentzündung und einen starken Geschwulst der Lippen, welcher sich sogar der Zunge und dem

Zahnfleisch mittheilte. Diese Symptome waren von einem beständigen Erbrechen begleitet. Das Uebel widerstand längere Zeit jedem Mittel, bis endlich durch Umschläge von Spinnengewebe und dem Saft des Wegerichs, vierzehn Tage lang gebraucht, die Heilung gelang.

Buntes aus der Zeit.

Etzliche Fragen. Ist die Zeder vielleicht der Magnet des Pflanzenreichs, weil sie ihre Spitze rastlos nach Norden wendet? — Giebt es blos Sonnen- und Mond-, oder auch Erd-Finsternisse? — Hat der gefeierten Carlsruher Schauspielerin, Madame Neumann, ihr Augen- oder Mienen-spiel, die sie bei ihrem Aufenthalt zu Berlin umkreisende alte Garde zugeführt? — Welcher Stolz ist der unerträglichste, der Adel- oder Geld-stolz? — Welcher Neid der gehässigste, der Künstler- oder Krämer-neid? — Läßt die Eitelkeit, oder der Vielfraß leichter sich sättigen? — Hätte Ulysses sich sollen zermalmen lassen, weil das Todtschlagen unter die Vergnügungen des Polyphem gehörte? — Können unsere jetzigen frömmelnden Kopfhänger aus Mangel an gutem Gewissen, oder an geistiger Kraft den Kopf nicht aufrecht halten? — Wird es dem Spitzbuben schwerer zu begreifen, wie man ein ehrlicher Mann seyn möge, oder dem ehrlichen Manne schwerer, wie man ein Spitzbube seyn könne? — Ist — doch ein andermal mehr solcher Inquisitionalartikel, sonst braucht's auf den einen närrischen Frager wohl noch mehr als zehn kluger Beantworter! —

Züge und Denksprüche von Franklin.

Franklin erzählte gern einen Traum, den er gehabt. Ich stand, sagte er, an der Himmelsthür. Vor mir klopfte ein Anderer an. „Wer bist du?" fragte Petrus. — „Ein Katholik." — „Gehe ein und nimm deinen Platz unter den Katholischen." — Ein Zweiter pochte. „Wer bist du?" — „Ein Anglicaner." — Nimm Platz unter den Anglicanern." — Zu einem Quaker sagte Petrus: „Setze dich zu den Quakern." — Endlich fragte er mich. „Ich gehöre zu der Religion, die sich auf das natürliche Gesetz und auf die Menschenliebe gründet." — Nach einiger Ueberlegung sprach der Apostel: „Gehe hinein, und wähle dir deinen Platz, wo du willst!"

Jemand fragte Franklin: wozu nützt der Luftball? Er antwortete: „Wozu nützt das neugeborne Kind?"

In seinem Testament vermachte Franklin dem General Washington seinen Spazierstock mit folgenden Worten: „Dem General Washington, meinem und der Menschheit Freunde, vermache ich meinen Spazierstock von wildem Birnbaumholz, mit dem goldenen Knopf in Gestalt einer Freiheits-Mütze. Wäre dieser Stock ein Scepter, so käme er Washington zu, denn Niemand hat ihn so verdient, als er."

Franklin fand großes Vergnügen daran, ein Gespräch mit seinem Neger zu wiederholen. Sie waren in England; der Neger hörte oft das Wort Gentleman. „Was ist ein Gentleman?" fragte er. Franklin erklärte es ihm. — „Master!" entgegnete der Neger; hier zu Lande arbeitet alles: Wasser arbeitet, Wind arbeitet, Feuer arbeitet, Dampf arbeitet, Hunde arbeiten, Pferde arbeiten, Menschen arbeiten; Alles arbeitet, nur das Schwein nicht; das Schwein frißt, säuft, schläft und thut den ganzen Tag nichts: das Schwein ist also ein Gentleman in England?"

Wir haben viele Denkworte von Franklin, aus denen wir folgende übersetzen:

Wer seine Frau und sein Geld zu oft zum Vorschein bringt, setzt sich der Gefahr aus, daß man beides von ihm borge.

Wer den Werth des Geldes kennen lernen will, gehe hin und suche welches zu borgen.

Nichts ist ungereimter, als der Wahn in Europa, daß eine Familie durch ein unwürdiges Mitglied derselben geschändet wird, wenn dieses auf dem Schaffott hingerichtet wird; im Gegentheil wird jede Familie mehr dadurch geehrt, wenn sie einen Schurken, der dazu gehört, hängen läßt, als wenn zehn Schurken ihres Namens frei umher laufen.

Nur ein tugendhaftes Volk kann frei seyn; je verderbter die Nationen sind, desto mehr bedürfen sie der Zügel.

Wer pünktliche Zahlung leistet, ist Herr über alle Geldbeutel.

Chletas.

Miscellen aus England.

1.

In Schottland hat man eine neue Art Wilddieberey entdeckt. Einige Bauern hatten einige junge Adler gefangen, und sie mit den Füßen an einem gewissen Orte nicht weit von ihrem Neste angebunden. Die alten Adler brachten ihren schreyenden Jungen Hasen, Rebhühner, Kaninchen u. dgl., die sich die Bauern recht wohl schmecken liessen, und wovon sie den Jungen nur liessen, was nöthig war, um sie bey Kräften zu erhalten, noch mehr zu schreyen. Endlich wurde diese „hohe" Jagd entdeckt, und man glaubt, daß die Bauern, trotz der strengen englischen Gesetze gegen Wilddiebe, dießmal, der Neuheit der Sache wegen Nachsicht erhalten würden.

2.

In Sir Thomas Brown's Certain Miscellaneous Tracts, die zu London 1648 gedruckt wurden, befindet sich S. 181 folgende Prophezeihung, die damals wohl als ein Traum verlacht worden seyn mag, und jetzt gleichwohl größentheils erfüllt ist.

Wenn Neu-England wird Neu-Spanien verwirren;
Wenn Jamaika wird die Inseln und die Terra ferma regieren;
Wenn Spanien sich in Amerika verbirgt;
Wenn Mexiko sich, ein zweytes Madrid, erhebt;
Wenn Mahomeds Schiffe das baltische Meer durchschweben,
Und die Türken daselbst nach Häfen streben;
Wenn Afrika nicht mehr seine Schwarzen ausendet,
Um mit Sklaven und Märtyrer Amerika zu füllen;
Wenn Neu-Batavia Alt-Batavia verachtet;
Wenn neue Schwärme von Tartaren China erobern;
Wenn Amerika nicht mehr seine Schätze ausspendet,
Sondern sie zu eigner Lust verwendet;
Wenn die neue Welt die alte mit Krieg überziehet,
Und sie nicht mehr als Herrn, sondern als Gleichen im Handel erkennet;
Wenn man nach Venedig wird reisen zu Land,
Nicht durch tief Wasser, sondern von Sand zu Sand. —
Dann denke, daß große Dinge werden kommen ans Licht,
Von denen nur Wenigen Vorsehung gegeben war.

Auflös. des Sylbenräthsels in N. 16.

Griesgram.

K. Daves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 18.



Der Bürger-Freund;

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 2. März. 1823.

Aber nicht, wie sie die Nachwelt richte,
Nicht die ew'ge Stimme der Geschichte,
Reißt der Mitwelt große Schuld entzwey, —
— — — — —

„Wandrer! sag's den kinderlosen Eltern
„Daß für's Vaterland auf diesen Feldern
„Sparta's kühne Heldenjugend sank!" —

Th. Körner

* Die Thermopylen.

Was glänz't dort im Thal'
Im Morgenstrahl? —
Was seh' ich von jenen Gebirgen ziehen,
Zur Ebene, wo Myrth' und Olive blühen —
Wo die Quelle rieselt vom glühenden Heerd, *)
Wo die Felswand den Zutritt nach Delphos wehr't? —
Was wollen die Weiber im dunkeln Gewande,
Die Knaben — zur Seite der Mütter gereih't?
Die Männer? — —
Sie haben dem Vaterlande
Das Liebste — das Höchste des Lebens geweih't! —
Sieh' dort, in unzählbar verschlungenen Reihen
Des Mu'elmanns blutdürstend Mörderheer,
Es will die Gräuel auf Scio erneuen,
Und verspottet der Sclaven Gegenwehr.

Jetzt — am Fuß' der Thermopylen,
Wo einst Sparta's Jugend sank,
Wo der Vorzeit Helden fielen,
Als Verrath die Fackel schwang —
Bieten fest, in dichten Rotten,
Brust und Schild dem Feinde dar,
Todesmuthig die Mainotten,
Griechenlands erwählte Schaar.

Und es müh't sich auf den Felsen
Weib und Sohn in bunten Reih'n,
An der Klippen Rand zu wälzen
Leichtbeweglich Stein an Stein.
Boten eilen schnellbeflügelt
Mit dem Aufgebot in's Land;
Denn durch Mordbegier entzügelt
Naht der Feind der Felsenwand.

Heil Bozari! — ruft die Menge —
Und ein Jüngling hoch und hehr,
Tritt begrüßt aus dem Gedränge,
Winkt! — es neigt sich Schild und Speer

*) Thermopylä hat seinen Namen von den warmen Quellen in seiner Nähe: der Paß (wörtlich die Pforte) der warmen Quellen oder Bäder.

„Seid gegrüßt auf heil'gem Boden,
„Seid zum Tode mir geweih't!
„An den Gräbern edler Todten
„Schwör't der Freiheit großen Eid.

„Seh't des Halbmonds Sichel glühen,
„Triefend von der Brüder Blut,
„Seh't des Moslems Horden ziehen —
„Mörder, voll entmenschter Wuth.
„Scios Blutstrom schreit um Rache!
„Laßt die Kreuzesbanner weh'n,
„Und im Kampf der heil'gen Sache
„Siegend uns zum Tode gehn!

Und es nah't der Feind, und die Lanze saußt,
Und es brüll't der Mund der Geschütze,
Das gespornte Roß über Leichen braußt
In die todtgeschwängerten Blitze; —
Doch die Helden Bozari's erzittern nicht,
— Sie sind ja dem Tode geweihet,
Und eh' einer sterbend zusammenbricht,
Ist sein Bett' von Leichen gereihet.

Und die Sonne steht hoch — der Kampf ist heiß —
Die Mehrzahl ruht bleich auf den Schilden:
Da stürmt's auf des wüthenden Pascha Geheiß
Zum Felspfad' von allen Gefilden;
Doch zugleich wird Kunde dem Sparterheer'
Daß die Brüder die Pässe erreichen;
Da wehret kein Machtwort die Helden mehr,
Sie woll'n von den Todten nicht weichen.

Bozari vernimmt schon den Schlachtgesang
Der zu Hülfe eilenden Freunde,
Da ruft er mit freudigem Jubelklang
Eleutheria! — stürzt in die Feinde.
Und sie alle, sie starben für's Vaterland,
Wo Leonidas Kämpfer einst fielen
Ihre Namen gräbt ehrend dort Clios Hand
In die Pfeiler der Thermopylen.

Ueber das Leichenmahl
In das beengte Thal
Dringen die Feinde mit grausem Spotte,
Martern die Wunden mit teuflischem Hohn',
Rufen: „fleh't Hülfe von eurem Gotte,
„Seht er verläßt euch — es läß't euch sein Sohn!"
Aber prasselnd wie in nächtlichen Ungewittern
Die Stimme des Ew'gen den Sünder weck't,
Dröhnt's von den Bergen, die Bäume zersplittern,
Und Felsen auf Felsen die Frevler bedeckt.
Und es wehen ringsum die Kreuzes-Paniere
— Starr't vor- und rückwärts ein Lanzenwald;
Daß die Nemesis keinen der Frevler verliere
Wechselt der Tod Gestalt mit Gestalt.

Und es schweigt des Kampfes Toben,
Denn zerschmettert liegt der Feind:
Tiefbewegt den Blick nach oben
Steht das Griechenheer vereint;
Von den Bergen zieh'n die Weiber
Der Vernichtung Spuren nach,
Ueber der Erschlag'nen Leiber
An Alammanns Silberbach.

Brechen von des Oelbaums Sprossen,
Von des Lorbeers heil'gem Grün:
Auf die bleichen Kampfgenossen
Streuen sie die Kränze hin:
Und ihr Name lebt im Liede,
Ihr Gedächtniß ist geweih't,
Und die Felsenpyramide
Strahlt durch eine dunkle Zeit!

A. Daeves.

Das Liebhaber-Theater.

(Fortsetzung.)

Wie Kummer und Reue saß acht Tage später der Amtsrath vor seinem Büreau, auf dem drei ziemlich dicke Briefpakete lagen. Er betrachtete sich eines nach dem andern von weitem, hob sie dann auf und wog sie in der Hand, als wolle er aus dem Gewichte auf den Inhalt schließen, und seufzte tief dazu. Da kam Aphanasia herein getanzt, er drehte den Kopf nach ihr um und sah sie grämlich an, als ärgere ihn ihre Lustigkeit. — Was giebt es schon wieder? fuhr er sie an.

Gute Nachricht, Väterchen. Rittmeister Graf Erbach hat mir so eben pflichtmäßig

rapportirt, daß Talmond und Tremouille in der französischen Armee Dienste genommen und daß Bourbon und Rochefort sich bei den Feinden enrolliren lassen. Baron Appenrode freut sich der Gelegenheit, dem General durch Uebernahme des Admirals eine Aufmerksamkeit zu bezeigen. Den jungen Maler hat Benno von Birk übernommen, der gerade während der Ferien der Ritterakademie seine Tante besucht, und so wäre unser Spiel vollständig rangirt.

Desto ärger der Spektakel, der Skandal, die unauslöschliche Schmach, jammerte der Amtsrath: wenn nun doch aus der ganzen Geschichte nichts wird.

Nichts wird? wie so? fragte Aphanasia erschrocken.

Weil hier drei schnöde Absagebriefe liegen, antwortete der Amtsrath.

Wie kannst Du das wissen, lieber Vater? sprach sie begütigend. Sie sind ja noch nicht entsiegelt.

Lehre Du mich combiniren! sprach der Amtsrath. Den einen hat mir der Postillon, den andern ein ABC Schütze gebracht, den dritten Mamsell Willig selbst unten an die Köchin abgegeben, folglich sind die Wische von Horneck's, vom Conrector und von der holden Laura. Die Couverte sind dickleibig, folglich liegen ihre Rollen darin, die sie folglich mit Protest remittiren, und folglich ist es vorbei mit dem seligen Bayard, denn:

Kann ich Schauspieler aus der Erde stampfen?
Wächst mir ein Kornfeld auf der flachen Hand?

Ich kann es noch nicht glauben erwiederte Aphanasia, indem sie mit einem um Erlaubniß bittenden Blicke die Couverte erbrach. Die unglücklichen Rollen fielen allerdings zu ihrem Entsetzen heraus.

Was habe ich gesagt! rief der Amtsrath. Das hat mir schon bei den fatalen Mienen geahnt, die die Insurgenten bei der Vertheilung der Rollen in der außerordentlichen Versammlung zogen. Lies mir die Dinger nur hinter einander vor. Ich bin doch neugierig zu vernehmen, wie sich das Nein in den verschiedenen Subjecten verschieden krystallisirt hat.

Und Aphanasia nahm das nächste Billet und las:

„Eben so schätzbar, als es mir, eben so angenehm, ehrenvoll und instructiv es für meine Töchter seyn würde, wenn dieselben an Ew. Hochwohlgeboren dramatischer Ergötzlichkeit Antheil nehmen dürften, eben so innig betrauere ich es, daß ich diese gütige Einladung im Namen derselben gehorsamst ablehnen muß. Der Herr Senior, den ich von meinem Vorhaben denn doch avertiren zu müssen glaubte, hat sich so entschieden dagegen erklärt, hat mir die Unziemlichkeit theatralischer actionum für die Töchter eines gottesgelahrten Schulmannes so ernstlich zu Gemüthe geführt, daß ich um so mehr genöthiget bin, mein Versprechen zurückzunehmen, als bei einer dergleichen Meinungverschiedenheit zwischen dem Vorgesetzten und Untergebenen, der letztere nach den Regeln der Dienstgrammatik im Genitivo stehen muß. Im Namen meiner (sit venia verbo!), daß sie der Bock stößt, heulenden Töchter, schicke ich daher die Rollen zurück, bitte Ew. Hochwohlgeboren inständigst, dieserhalb auf mich und mein unschuldiges Haus keinen Groll zu werfen, und verharre, ob zwar tief betrübt, jedennoch mit schuldigster Erfurcht ꝛc.“

Theekesselei, brummte der Amtsrath: Intoleranz, verdammter Pfaffe! Sequens!

Und Aphanasia ergriff das zweite Billet, und las:

„Sie haben die Güte gehabt, mir unter den sieben Damen-Rollen des Bayard, gerade die alte Hexe auszusuchen, die die Gelegenheitsmacherin der schönen Blanka abgiebt, und ihr nebenbei zur Folie dienen soll.“

Das ist die Horneck! seufzte der Amtsrath. „Miranda oder Constantia waren natürlich zu gut für mich, ob ich gleich, wie Sie wissen, musikalisch bin, und also auch dieser Foderung genügen könnte. Wäre ich indeß wirklich zu alt für solche Rollen, so konnte ich doch wenigstens auf die Lucretia Gritti rechnen, aber natürlich mußte diese edle Witwe der Frau von Horst gegeben werden. Für mich bürgerliche Creatur war die alte Duenna gut genug. Unter diesen Umständen werden Sie es wohl natürlich finden, daß ich die Rolle zurückschicke. Wenn sie wirklich so süß ist, wie Sie mir sie machen wollten, so wird sich ja leicht jemand anders dazu finden. Auch mein Mann legt seine Rolle bei. Wenn er auch bisweilen Intriguanten macht, so fühlt er doch nicht Talent genug in sich, einen leibhaftigen Satanas mit Erfolg darzustellen, wie dieser Paolo Manfrone ist. Wir werden daher Beide für dießmal um Erlaubniß bitten, die Künstler von dem Parterre aus zu bewundern. Bei der nächsten Darstellung wird es sich ja finden, was man uns anbieten wird, und was wir annehmen können.“

Die Dame hat eine tüchtige Gallausleerung gehabt, sagte der Amtsrath. Ihr Mann wird es uns im Stillen danken, denn nun hat er in vier Wochen keine große Explosion zu befürchten. Sequens! Nun kommt die holde Laura!

Und Aphanasia las das dritte Billet.

„Die liebliche Miranda, die Ihr zu großes Vertrauen in mein schwaches Talent mir zudenkt, hat sich mir erst bei Durchlesung der Rolle in ihrer ganzen Herrlichkeit entfaltet.“

Nun Gottlob! rief der Amtsrath, freien Athem schöpfend: die schreibt doch noch einen vernünftigen Brief.

„und ich möchte blutige Thränen weinen.“

Wie? Was? schrie der Zuhörer dazwischen. In wiefern?

„daß ich sie nach reiflicher Ueberlegung zurückschicken muß. Sie werden darin mit mir einverstanden seyn, daß ein Mädchen in meinem Alter und in meinen Verhältnissen nichts Köstlicheres hat, als ihren guten Ruf. Man hat schon vielfältig mein Auftreten auf Ihrem Theater gemißbilligt“

Man? Man! tobte der Amtsrath. Das verdammte Man. Wenn der eigne böse Wille sich fürchtet hervorzutreten, so schiebt er das Man vor als Sündenbock. Wenn ich aber das rechte Man einmal erwische, so schlage ich ihm Arm und Beine entzwei.

„Aber mein reines Gewissen hat mir den Muth gegeben, dem Tadel der Welt Trotz zu bieten. Dießmal würde dieser Tadel jedoch leider nicht ungerecht seyn, denn das Erscheinen einer Dame in männlicher Tracht bleibt doch immer eine Unschicklichkeit, die ich mir nicht einmal vor mir selbst zu verantworten getraue, geschweige vor dem strengen Richterstuhle der Welt. Verzeihen Sie deßhalb, wenn die Sorge für zarte, weibliche Sitte —

Und so weiter, rief der Amtsrath. Diese Laura ist ja auf einmal ganz entsetzlich tugendhaft geworden. Aber ich durchschaue sie. O es ist eine — In den Stricknadeln fing sie an, Wespen zu Leibe zu gehen. Darüber habe ich

mich lustig gemacht, und Wespe ist nach seiner Weise giftig-witzig gewesen. Das hat sie uns Beiden nachgetragen und nun mit Fleiß die Sache so weit gedeihen lassen, um uns dann die Freude mit einem Schlage zu verderben. Ich weiß, daß sie auf die Miranda zittert, aber die Rache ist ihr doch noch süßer. Ja die Weiber, die entsetzlichen Weiber!

Das sind freilich sehr schlimme Briefe! sprach Aphanasia nachdenkend, die weiße Hand an die schöne Stirne legend.

Zum Rasendwerden! rief der Amtsrath Der General ist schon provisorisch avertirt, die Gäste sind geladen. Diesen Schimpf überlebe ich nicht. Ich reiße noch in dieser Stunde die verdammten Breter zusammen, lasse anspannen, fahre wie ein Eulenspiegel mitten im Winter in das nächste Bad, und wenn die Gäste kommen, so sollen sie diese drei sauberen Briefe wie Vehmladungen angenagelt finden an der verschlossenen und verriegelten Schloßpforte.

So arg soll es doch nicht werden! sprach munter Aphanasia. Da muß man doch vorher alle Möglichkeiten versuchen, und das wollen wir thun. Giebst Du mir Charte blanche?

Ach Gott, ja, so weiß als Du willst! antwortete der Amtsrath. Aber es wird ja alles nichts helfen.

Es kommt erst auf die Probe an, sprach Aphanasia. Vor allen Dingen will ich den Assessor consultiren. Sie flog zur Thür.

He! Apropos! rief ihr der Amtsrath nach: Du verkehrst mir jetzt gewaltig viel mit dem Assessor. Ich will doch nicht hoffen, daß sich irgend ein Verhältniß zwischen Euch anspinnt?

Ohne Sorgen, Väterchen, erwiederte lachend Aphanasia. Unsere Pole sind gleichnamige, die sich abstoßen. Er ist überdem Bräutigam.

Und Du so gut als Braut! fiel der Amtsrath ein. Vergiß das nicht!

Noch hat sich Brauß mein Herz nicht zu erwerben gewußt! antwortete sie. Ich bin überzeugt, daß mein guter Vater diesem Herzen nie Gewalt anthun wird, und darum getrost!

Sie eilte fort. — Mein Herz hat sich dieser Brauß eben auch noch nicht erworben, murrte der Amtsrath. Er bekümmert sich um nichts. Wegen ihm mag der Bayard stolpern, fallen, wieder aufstehen, das ist seine geringste Sorge. Er sitzt auf seinem Gute, oder jubilirt in der Residenz herum, und läßt den künftigen Schwiegervater sich todt ärgern und todt arbeiten für das Wohl des Ganzen. Nein, dießmal hat mich der böse Feind verführt, mich an ein Spektakelstück zu wagen, und nun und in Ewigkeit nicht wieder!

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Versuchung.

Aus den Lebenserfahrungen meines seligen Vaters, aus deren reichem Schatze er mir in mancher traulichen Stunde Verschiedenes mittheilte, erinnere ich mich folgender warnenden Begebenheit, von deren Hergang er, vermittelst seiner früheren Verhältnisse zum B***schen Hause genauer, als vielleicht irgend Jemand unterrichtet war.

Der Banquier v. B. war öfters in den Morgenstunden in seinem Zimmer mit dem Wiegen und Sondern seines Goldes beschäftigt, bei welcher Arbeit ihn gewöhnlich sein Barbier antraf. Ohne Umstände pflegte er dann seinen Stuhl bloß ein wenig vom dem Tische, auf welchem die Goldhaufen aufgeschüttet lagen, abzurücken, worauf der Barbier hinzutrat und seinen Dienst verrichtete. Eines Morgens bemerkte

Hr. v. B., daß dem jungen Menschen die Hand zitterte, und sich dadurch mit dem Messer verletzt fühlend, sagte er ein wenig erschreckend: Nehmen Sie sich besser in Acht; sind Sie vielleicht zu schnell gelaufen, so ruhen Sie lieber erst ein Paar Minuten aus. — Der Barbier that dieß auch mit der Bemerkung, es habe ihn wie eine Ohnmacht angewandelt! In einigen Augenblicken erholte er sich indeß und vollendete nun sein Geschäft mit sicherer Hand. Das nächstemal — dieselbe Erscheinung. Noch stärker zitterte der Jüngling. — Hr. v. B. fühlte eine empfindliche Verletzung; zusammenfahrend verwies er dem jungen Menschen sehr ernstlich seine Unvorsichtigkeit, indem er sich mit dem Tuche das rieselnde Blut von der Wange wischte. Der Barbier lehnte bleich, wie ein Todter an dem Goldtische. Plötzlich warf er das Messer hin, stürzte H. v. B. zu Füßen und flehte, seine Kniee umklammernd, um Gnade — um Erbarmung. Der menschenfreundliche Mann vermuthete, irgend ein Vergehen des jugendlichen Leichtsinnes habe den Jüngling in Geldnoth gestürzt, erklärte sich auf diese Weise sein Zittern und Zagen und fragte mitleidig: Mein Freund, ist's denn viel, was Sie bedürfen? — Der Barbier aber antwortete nur mit Stöhnen, Kopfschütteln und Hinweisen auf die Goldhaufen. Hr. v. B. konnte lange nicht aus ihm klug werden. Endlich preßte er die Worte hervor: Um die Wunden des Erlösers willen! lassen Sie mich nicht wieder in dieses Zimmer, bei diesen Tisch kommen! Der Satan funkelt mich aus diesem Golde an, — schon zweimal habe ich mit ihm gerungen und heute auf Tod und Leben — ich bin wohl ein sehr verworfener Mensch, daß der Feind solche Gewalt über mich hat — aber doch muß ich es Ihnen bekennen — machen Sie mit mir, was Sie wollen — es war mir, wenn ich das Gold erblickte, als führte eine fremde Gewalt das Messer in meiner Hand — als sollte und müßte ich's — —

Bleich vor Entsetzen stand Hr. v. B. auf, trat einige Schritte von dem zurück, der eben sein Mörder hatte werden wollen. Schon hatte er die Klingelschnur in der Hand, seinen Leuten das Signal zu geben, da fiel sein Blick noch einmal auf den unglücklichen Jüngling, der sich nach dem entsetzlichen Geständniß zusehends erholte, und mit einer Art von Heiterkeit seiner Gefangennehmung entgegen harrte. Ein so sanftes, edles Gesicht — bis daher auch nicht durch einen Zug des Lasters entstellt — der einzige Sohn liebender Aeltern... dieß alles betrachtend, ließ Hr. v. B. die Klingelschnur sachte wieder fallen — trat zu dem Jüngling, faßte liebreich seine Hand und sagte: Freund, vor allen Dingen lassen Sie uns erst vor Gott niederfallen und seine Barmherzigkeit preisen. Darauf knieeten sie gemeinschaftlich nieder — doch das Gebet des Herzens, welches Hr. v. B in diesen Augenblicken laut betete und worin er sich selbst als Sünder und Mitschuldiger dieses bloß durch göttlichen Beistand abgewendeten Verbrechens bekannte — indem er den unglücklichen Jüngling durch das Blenden seines Goldes über seine Kräfte versucht — dieses Gebet, dieses, Flehen um gänzliche Errettung des Verirrten, hat ausser ihm nur Gott gehört — und Dank seiner unendlichen Treue! auch erhört. Denn als hierauf Hr. v. B. den Jüngling zwar in seinem Geschäft aus seinem Hause verabschiedet, deßwegen aber nicht verstoßen hatte, ist er mit beständiger Treue und Gewissenhaftigkeit seinen Lebensgang fortgewandelt, ist auch ein musterhafter Büger und Familienvater geworden und hat, wie er hernach im späten Alter oft geäussert, keinen Wunsch mehr gehabt, als Hrn. v.

B. mit Blut und Leben seine Dankbarkeit beweisen zu können, wozu sich jedoch diesseit des Grabes keine Gelegenheit gefunden. Jenseit, vor Gott, in der Ewigkeit will ich ihm danken! hat er am Sarge des Hr. v. B. ausgerufen, und dessen Familie, die durch den edlen Vater nie ein Wort davon erfahren hatte, selbst vorstehende Begebenheit erzählt, die uns zur Warnung dienen mag, Niemanden, besonders auch Dienstboten nicht durch zuweitgehende Sorglosigkeit, oder gar durch Schaustellung großer Reichthümer zur Uebelthat zu versuchen.

Elise Rächler, geb. Ehrhardt.

Seltsame Gemüthruhe.

Im Jahre 1793 wurde zu Paris in der damaligen Schreckenszeit ein ehemaliger Grenadier des Regimentes Artois, mit Namen Gosnay als des Auswanderns verdächtig, in die Conciergerie gebracht. Er war eben 27 Jahr alt, von einnehmenden Aeußern und einer unerschütterlichen heitern Laune. Ein junges hübsches Mädchen, das täglich regelmäßig in die Conciergerie kam, um einen dort sitzenden schwindsüchtigen Oheim zu pflegen, nahm vielen Theil an ihm, und sorgte so viel als möglich, daß es ihm in seiner Gefangenschaft an nichts gebrach Gosnay rührte diese Theilnahme, und es entspann sich zwischen Beiden eine zärtliche Neigung, so daß der Erstere ihr versprach, falls er wieder in Freiheit kommen sollte, wolle er sie heirathen. Doch bei aller seiner Munterkeit und seiner Liebe zu diesem Mädchen, hegte er noch eine größere Sehnsucht nach dem Tode.

Als man ihm seine Anklageakte hinreichte, nahm er sie mit kalter Gleichgültigkeit hin, rollte sie zusammen und zündete seine Pfeife damit an Seine ehemaligen Kameraden stellten ihm vor, daß es eine Thorheit sey, in seinem Alter muthwillig den Tod zu suchen, da es ihn nicht an Mitteln fehlen könne, seine Unschuld zu beweisen. Gosnay schien ihren Ermahnungen Gehör zu geben, aber er blieb in seinem Innern fest entschlossen, nicht länger zu leben. Ehe er vor dem Tribunale erschien, trank er eine Flasche Wein, aß mit seinen Unglückgenossen Austern, rauchte gelassen seine Pfeife und unterhielt sich mit ihnen über die Nichtigkeit des irdischen Daseyns.

„Es ist nicht genug," sagte er: „daß wir jetzt gut gefrühstückt haben, ich muß auch auf ein gutes Abendbrot hernach Bedacht nehmen; gebt mir daher eine Adresse an einen Restaurateur, in jener Welt, damit ich für Euch auf den Abend in derselben ein gutes Abendbrot anrichten lassen kann."

„Als man ihm vor dem Tribunal die Anklage wider ihn vorlas, sagt er: „Ja, alles, was man wider mich angezeigt hat, ist völlig wahr," und als sein Vertheidiger die Richter darauf aufmerksam machen wollte, daß es in seinem Kopfe nicht richtig sey, rief er aus: „Nie ist es in meinem Kopfe richtiger gewesen, als gerade in diesem Moment, wo er mir am meisten wackelt. Ich verbiete Dir, allzudienstfertiger Vertheidiger, mich zu vertheidigen, man führe mich nur, ohne alle weitere Umstände, zur Guillotine."

Als er zum Tode verurtheilt worden war, ging er über den Hof eben so heiter, wie gewöhnlich, grüßte alle Bekannte ohne die mindeste Spur von Furcht oder Angst. Bei seiner Ankunft in das Zimmer der Verurtheilten, aß und trank er mit großem Appetit, und bei'm Aufsteigen auf den Karren sagte er zu einem der Knechte des Kerkermeisters, mit dem er in einer Art von freundschaftlichem Verhältnisse gestanden,

hatte: „Freund Roiere! wir müssen noch erst zusammen aus Deinem Glase einen Schnaps trinken, denn sonst spuk' ich bei Dir nach meinem Tode." Der Gefangenwärter brachte das Glas Branntwein, und Gosnay trank es mit Vergnügen. Bei dem Wegführen zum Richtplatze verfolgten ihn einige von dem versammelten Pöbel mit höhnendem Gezische. Kalt sagte er zu ihnen: „Ihr seyd rechte Schufte, daß Ihr mich noch höhnen könnt. Wer von Euch würde wohl so muthig seinem Tode entgegengehen? Antwortet!"

Am Blutgerüste rief er, „Endlich bin ich an das so lange gewünschte Ziel!" — Ruhig legte er sein Haupt auf die Guillotine.

---

* An das geehrte Publikum.

Schön hat Ihr Edelsinn mir meinen Zweck erzweckt,
Und mir ein Ziel erzielt, das ich mir kaum gesteckt;
Drum sey auch Ihnen all, die mir so wohl gewollt,
Aus meines Herzens Grund' der beste Dank gezollt.

Frey-Kugeln waren's nicht auf die ich Hoffnung baut',
Nein, Ihrem Edelsinn allein hab' ich vertraut!
Ein bess'res Ziel dacht' ich kannst du nicht wählen,
Der Schuß gelingt gewiß! — Du kannst nicht fehlen. —

Doch Abschied muß ich jetzt von dem geliebten Bremen,
Für nachsichtsvollen Beifall herzlich dankend, nehmen;
Denn die Nothwendigkeit gebietet mir zu scheiden.
Will einst es mein Geschick, kehr ich zurück mit Freuden
Und leb' in Ihrer Mitt' beglückter als ein Prinz!
Bis dahin bleib ich stets

Ihr
ganz ergeb'ner Hintz'.
Mitglied des hiesigen Stadt-Theater.

* Theater-Anzeige.

Von der Direction ist am Donnerstag den 6ten März zu unserer Benefiz-Vorstellung bestimmt. Julius von Sassen. Trauerspiel in 4 Aufzügen von Zschocke.

Hierauf: Die Bestürmung von Tripoliza, oder Kampf der Hellenen für Gott und Freiheit. Großes ruhendes Mimisch Plastisches Schlachten-Gemählde, nach der, mit so vielem Beyfall auf dem kaiserlichen Theater an der Wien, zu Wien gegebenen und von Grüner gestochenen Darstellung.

Indem wir an Bremens edle Bewohner den innigsten Dank richten, für die gütige Aufnahme, die wir, und unsre Familie stets hier fanden, bitten wir um fernere Güte und Nachsicht, und laden zu dieser Vorstellung ergebenst ein

Friderich und Victorine Müller
Schauspieler des hiesigen Stadt-Theaters.

* Wunsch.

Die Gefälligkeit des Herrn Kunst für die Direkzion und für Demoiselle Meyer sollte wohl billig nicht allein nach dem Werthe berechnet werden, den sie sichtlich für die letztere in den goldnen Früchten eines gedrängt vollen, sonst vielleicht mittelmäßig besetzten Hauses, gehabt hat.

Möchte vielmehr dieser laute Beweis des Wohlwollens und der Achtung, den Herr Kunst von Publico empfangen, ihm und der Direkzion als allgemeiner Wunsch gelten, ihn vor seiner Heimkehr noch einigemale auf unserer Bühne zu sehn.

Mehrere Theaterfreunde.

A. Dazoes d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen.

Achter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 19.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 6. März. 1823.

Liegst du in solchen Ketten,
Horch auf des Liedes Lauf,
Es ruft um dich zu retten
Aus dir ein Mittel auf:

„Laß deine Augen schwellen,
„Laß los der Thränen Band;
Daß sind die lieben Quellen
Aus heißer Wüste Sand.

La Motte Fouqué

*Die Thräne.

Hochgeschenk des Himmels, heil'ge Thräne!
Mitgift einer gütigen Natur,
Dich dem Kummer tröstend zu gesellen,
Dich zu schliessen an der Freude Spur:
Oft, verschwistert mit der Klage Laut,
Hast du Eises-Herzen aufgethaut.

O wie glänzest, herrlich schöne Perle,
Du auf einer Gattin Angesicht,
Die nur denkend den geliebten Todten
Nie den einst gegebnen Schwur ihm bricht!
Leichter wird durch dich der Armen Herz.
Und in Wehmuth löst sich auf ihr Schmerz.

Seht den guten Mann, der dort am Sarge,
Des ihm wirklich theu'rem Weibes steht;
Und den Himmel mit noch trocknem Auge,
Um die Wohlthat einer Thräne fleht! —
Seht! der göttlichen Erbarmung Pfand,
Wird zur Tröstung liebend ihm gesandt!

Seht Ihr dort die schwarz behang'ne Bahre?
Dringen Jammertöne Euch ins Ohr? —
Eine Mutter wimmert, die im Kinde,
Ihres Lebens beßern Theil verlohr; —
Mutter weine! — Hast du ausgeweint,
Dir dein Kind in Edens Glück erscheint;

Schaut die Tochter an der Mutter Grabe,
Starr den matten Blick, und zährenlos:
„Zieh mich zu dir Theure! nimm die Tochter,
Wie in beßrer Zeit, in deinen Schoos!“
Oeffnend sich der Thränen reicher Quell,
Strahlet Hoffnung ihr von oben hell!

Einsam wandelt der gebeugte Vater,
Dem vor Kurzen erst sein Liebling starb,
Einz'ger Sohn, ein hoffnungsvoller Knabe,
Der um jede Tugend sich bewarb.
Ob ihn der Verlust zu Boden drückt,
Doch ein Thränenstrom ihn oft erquickt.

Dort den Jüngling seht in stummer Trauer,
Kaum, daß sein gequältes Herz noch schlägt;

Ach, es ist des theuren Vaters Leiche,
Die zu ihrer Ruhestatt man trägt! —
Aufwärts deinen Blick du frommer Sohn!
Sieh! es hellen ihn ja Zähren schon!

Hingewelkt des Mädchens schöne Blüthe,
Rose, ach! entblättert schon so früh?
Starrt ins tiefe Dunkel der Erwählte,
War sein Alles doch hienieden sie! —
Seine Thränen netzen ihre Gruft,
Und es wird dem bangen Herzen Luft.

Seht die Jungfrau, wie auf düst're Höhle,
Veilchen sie, und Hyacynthen streut:
Ihm, der unter jungem Moose schlummert,
Reiner Liebe schönstes Denkmal weiht.
Ruhe in die Brust ein Seraph winkt,
Mit dem Tropfen, der im Auge blinckt!

Doch, Gefährtin nicht allein des Leides,
Auch der Wonne, oft Begleiterinn;
Giebt die Thräne einem vollen Herzen,
Einen doppelt seeligen Gewinn.
Drängt der Freude hohes Uebermaaß,
Doch ins Auge der Entzükung Naß:

Seht die holde Braut, die den Geliebten
Heute aus geweihter Hand empfängt!
Seht den Jüngling, mit dem frohen Antlitz;
Ist's des Unmuths Zeichen, das sich zwängt
Durch die Wimpern? — Nein, es fließt
Heil'ger Liebe, die das Band jetzt schließt.

Eine bange Stunde ist vorüber.
Lautlos glücklich, preßt an seine Brust
Das geliebte Weib, der frohe Gatte,
Schwelgend in des Vaternamens Lust! —
Dankend schauen beide sie zum Herrn,
Milder Thau beperlt den schönsten Stern!

Seht Ihr die Versammlung junger Christen,
Aufgenommen in den grossen Bund
Der Gemeine Jesu? Laut verkündet
Ihren hohen Vorsatz jetzt der Mund. —
Heil'ge Rührung spricht der nasse Blick
Glaub und Hoffnung glänzen ihm zurück.

Ach, des Hauses enger, — schöner Kette,
Droht zu rauben ein unschätzbar Glied
Er, der Finst're, den seit Menschendenken,
Im Zerstören nur man wirksam sieht.
Doch, der Lebenskunken neu erglimmt,
Jedes Aug' in Wonnethränen schwimmt.

Ob in einer bangen Scheidestunde
Ein unnennbar Weh die Brust beengt,
Klagend wir dem Wechsel dieser Erde,
Die nur Trauer über uns verhängt:
Freudenthränen, einst beim Wiedersehen,
In dem herrlichsten Kristalle stehen.

Alles was uns eine Welt voll Kämpfe
Gutes auch, was sie uns Böses beut;
Alles was wir Göttliches empfanden,
Alles was uns Menschliches gereut:
Zeuge bist du, daß wir es erkannt,
Heil'ge Thräne, himmlischer Brilliant!

Mit dir feyern wir den Tritt ins Leben,
Bis zum Grabe bist du uns verwandt.
Du dem Sohn des Staubes angeboren,
Bleibst ihm, bis zum heimathlichen Land.
Jeder, den ein sterblich Weib gebar,
Bringt durch dich den Zoll des Ird'schen dar!

Hochgeschenk der Gottheit! heil'ge Zähre!
Mitgift der erbarmungsvollen Huld!
Zugesellt, von einer güt'gen Mutter,
Hoher Tugend, wie der niedern Schuld:
Durch dich ward ja Tröstung oft auch mir. —
Ewig meine reine Feyer dir!

E. Reindahl.

Das Liebhaber-Theater.

(Fortsetzung.)

Vor der entblätterten Buchenlaube am Ende des Schloßgartens stand, in seinen Kalmuk-Matin gehüllt, im beschneiten Gange der Referendar Wespe, las die drei Absagebriefe, die ihm die frierende Aphanasia darreichte, hintereinander durch und schüttelte sehr bedenklich den Kopf dazu.

Und was nun weiter, junger Herr? rief Aphanasia nach einer Weile ungeduldig. Denn mit dem Kopfschütteln ist es nicht gethan. Hier gilt es, andere Köpfe, die schütteln, zum Nicken zu bringen, und das hat bei ihren steifen Nacken seine besondern Schwierigkeiten.

Hat Aphanasia kein festeres Vertrauen zu der Allmacht ihrer Reize? rief Wespe feurig. Was wären sie, wenn sie mich nicht einmal zu solch' einem leichten Siege begeistern könnten! Und siegen müssen wir! Wie? das weiß ich zwar selbst noch nicht recht, aber das wird sich finden.

Nicht so leicht, als Sie denken, warf Aphanasia ein. Es gilt vier ganz verschiedene Charaktere zu bearbeiten für einen Zweck und das ist keine Kleinigkeit.

In den vier Vormündern kommt der Liebhaber ja auch am Ende damit zu Stande, erwiederte Wespe. Lassen Sie mich gewähren, und skizziren Sie mir in schnellster Kürze die vier Protestanten. Der Senior?

Sehr stolz, sehr eitel, referirte Aphanasia: läßt sich gern Hochwürden nennen. Dabei sehr furchtsam und, wenn man ihn erst zutraulich gemacht hat, sehr leichtgläubig. Vor zwanzig Jahren hat er anonym gegen die Schaubühne eine Brochüre geschrieben, die große Diana der Epheser, die er für vortrefflich hält.

Die müssen Sie mir schaffen, fiel Wespe hastig ein.

Ein Pracht Exemplar modert in unserer Bibliothek, antwortete Aphanasia, und steht mit Vergnügen zu Dienst.

Es wird mir ein Paar saure Stunden kosten, seufzte Wespe: denn ein schlechtes Buch mit dem Bleistift in der Hand zu studiren, als wäre es ein gutes, das ist kein Spaß! Aber was thue ich nicht —

Für den eigenen Triumph! fiel Aphanasia schalkhaft ein. Das ist von der männlichen Eitelkeit zu erwarten!

Der Postmeister? fiel Wespe ein.

Sehr eitel, antwortete Aphanasia: aber nicht, wie der Senior, auf sein Wissen und seine Würde, sondern auf seinen theuern Leichnam, dessen guter Form und zierlicher Tragung er sich wohl bewußt ist. Er putzt sich gern. Könnten wir für den Paolo Manfrone irgend einen giganten Schmuck ersinnen, er wäre der Unsrige mit Leib und Seele.

So ist er es schon! rief Wespe lustig. Aber seine theure Hälfte?

Sie haben sie ja kennen gelernt, erwiederte Aphanasia achselzuckend. Ihr Charakter spricht sich gegen jeden gleich rein aus in seiner liebenswürdigen Wahrheit! Heftig, eigensinnig, gefallsüchtig, rachgierig, und leider klug und kräftig genug, um sich nichts weiß machen zu lassen. Seit unser Theater besteht, hat sie um eine Liebhaberin gebuhlt, zu der sie durchaus nichts taugt. Das ist das sechstemal, daß sie eine Niete zog, und ich glaube nicht, daß sie das verzeihen kann.

Es fragte sich, sprach Wespe nachsinnend. Die Dame hat Natur in ihrem Spiel, und ist gerade weder alt noch häßlich.

Das ist eben unser Unglück, sagte Aphanasia. Dadurch hält sie sich eben zur Prima Donna geeignet, zu der ihr doch vor allen Dingen die Grazie und der Adel fehlt.

Sehr wahr, meinte Wespe lächelnd. Aber die Frau des Pächters Grauschimmel im Rehbock sollte sie, meine ich, gut machen!

Sind Sie von Sinnen? fragte Aphanasia ungeduldig. Wer redet denn vom Rehbock?

Ich, ich! rief Wespe, lustig in die Höhe springend: ich, der sich Ihrem erzürnten Vater

aufdringende treue Gehülfe, sein Tac totum, sein Kleinod, das er nicht für das Gold beider Indien hingeben wird, wenn er nur erst seinen ganzen Werth kennt. Nennen Sie mir nur hurtig eine Dame in der Nähe, gegen die Dame Horneck eine große oder kleine Antipathie hat.

Gegen die geschiedene Postmeisterin Spörner, antwortete Aphanasia, hat sie Antipathie von jeder beliebigen Sorte. Aber was bezwecken Sie damit? Doch nicht eine Vertretung? Die Idee geben Sie auf. Die Spörner würde den Vorschlag freilich mit beiden Händen ergreifen, aber ehe mein Vater sie unsere Bühne betreten ließe, würde er die Duenna lieber selber machen. Er kann sie durchaus nicht leiden.

Zu einer Vogelscheuche ist der erste beßte Lappen gut genug! rief Wespe. Nun bleibt uns nur noch Mamsell Willig übrig, die wir willig machen sollen, ihre Tugend und ihren Ruf in Miranda's Beinkleidern auf das Spiel zu setzen.

Ist es jetzt Zeit zu faden Wortspielen? rief Aphanasia ärgerlich. Sie wissen, was auf dem Spiele steht, und können über die Klippe, an der vielleicht unser ganzer Plan scheitern wird, noch schlechten Witz machen? Ein Beweis, wie wenig Ihnen dieser Plan am Herzen liegt!

Sie glauben das selbst nicht, was Sie jetzt sagen, sprach Wespe, zärtlich des Mädchens Hand an seine Lippen ziehend. Auch sehe ich nicht ein, weshalb ich die lustige Posse so entsetzlich schwer nehmen sollte. Zum Verzweifeln ist es immer noch Zeit, wenn mich Ihr Vater von der großen Freitreppe seines Schlosses herunter geworfen hat. Bis dahin wolle mir der Himmel meinen leichten, fröhlichen Sinn erhalten! Um aber wieder zu der unwilligen, mißwilligen, böswilligen Mamsell Willig zu kommen, so weiß ich nur einen einzigen Weg, zu ihrem keuschen Herzen zu gelangen, nämlich: ich muß ihr die Cour machen.

Und diesen Weg haben Sie sich durch eine ganz unnöthige Witzelei selbst verschlossen, schalt Aphanasia. Mein Vater hat mir Alles erzählt. Dazu haben Neid und Eifersucht Laura's Augen geschärft. Sie hat einen Blick in unser Verhältniß gethan. Boshaft ist sie in hohem Grade. Sie braucht nur überzeugt zu seyn, daß uns mit dem Bayard ein Gefallen geschieht, das ist hinreichend für sie, die Miranda um keinen Preis zu spielen, so sehr sie sich heimlich nach ihr sehnen mag.

Und keine Doublette wäre hier zu erreichen, wenigstens vorzuspiegeln? fragte Wespe betrübt.

Keine! versicherte Aphanasia. Daß weiß die theure Laura auch recht gut, und darauf eben trotzt sie.

Wie wäre es, schlug Wespe vor: wenn ich eine wirkliche Schauspielerin aus der Residenz zu dieser Rolle herbeischaffte? Ich habe intime Bekanntschaften auf dem dortigen Theater.

Diese Neuigkeit freut mich eben nicht besonders, antwortete Aphanasia mit niedergeschlagenen Augen erröthend: zumal sie uns nichts hilft. Mein Vater würde das nie genehmigen.

Wie führen sie unter falschen Namen auf, sagte Wespe: als meine Cousine etwa —

Die Idee hat Sie mächtig ergriffen, spöttelte Aphanasia: aber ich muß sie entschieden zurückweisen. Wie leicht könnte der Betrug entdeckt werden und dann bliebe mein Vater unversöhnlich. Darauf kenne ich ihn.

Also Laura, oder keine! rief in lustiger Verzweiflung Wespe. Nun wohlan:

Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo! zu deutsch: Jedes Mittel, auch das ärgste, ist erlaubt, wenn es nur zum Ziele führt. Die „ungestüme Presserin, die Noth, fodert ein schweres Opfer von mir, aber es sey ihr gebracht, und“ bald, bald soll Aphanasia von mir hören:

Behende drückte er auf Aphanasia's kalte Lippen einen heißen Kuß, schlug mit der kühnen Wildheit des Banditen Abällino seinen Kalmuck-Matin um sich und war verschwunden.

Die Post war eben gekommen. Horneck saß an seinem vergitterten Arbeittische und revidirte die Briefcharte. Am Fenster nähete seine Eheconsortin und sah Wespen gerade auf das Haus zu kommen.

Aha! rief sie schadenfroh. Eine Gesandschaft von der hochlöblichen Theater-Direction. Das sage ich Dir, Horneck, daß Du Dich nicht etwa wieder übertölpeln läßt!

Sei doch unbekümmert, brummte dieser zurück. Ehe ich ihnen diesen Manfrone mache —

Da trat Wespe in das Zimmer mit dem gleichgültigsten Gesichte von der Welt, grüßte höflich, gab ein Paar Briefe ab, fragte: ob keine an ihn angekommen wären, bat sich die frischen Zeitungen zum Durchfliegen aus, und setzte sich damit an das Fenster, der designirten Duenna gegenüber.

Apropos, fragte er nach einer Pause ruhig unter dem Lesen: wer von den hiesigen Honoratioren mag wohl die beste Bibliothek haben? Ich bedarf ein Buch — was ich hier wahrscheinlich vergebens suchen werde.

Es kommt darauf an, antwortete Madam Horneck, empfindlich über das schlechte Zutraun des Hauptstädters zu den Krautberger Bücherschätzen: der Herr Senior hat eine starke Sammlung aus allen Fächern. Was für ein Buch brauchen Sie denn?

Den Titel weiß ich selbst nicht, erwiederte Wespe. Es gielt vorher den Catalog nachzuschlagen. Ich suche einige historische Notizen für das Kostüm des Bayard.

Das gestehe ich! sagte die Horneck mit boshaftem Lächeln. So wird das große Spektakelstück doch wirklich noch gegeben?

Leider! seufzte Wespe, und las emsig weiter.

Leider? fragte sie befremdet; und ich habe geglaubt, daß Ihnen der Bayard am allermeisten am Herzen läge.

Glauben Sie denn wirklich, fragte sie Wespe dagegen: daß mir der jämmerliche Volteggio, der sich in der einzigen Scene, die er hat, gegen Bayard wie ein Strohrenommist benimmt, den geringsten Spaß macht? Doch das ist das wenigste. Ich hätte Ihnen den Rock küssen mögen, als Sie die Duenna zurückschickten, aber zuletzt ergiebt sich, daß Sie mir das größte Drangsal damit angethan haben.

Sie reden lauter Widersprüche: sagte sie.

Ich will sie lösen und Ihnen reinen Wein einschenken, erwiederte Wespe. Sehen Sie, ich möchte mich doch auch gern einmal in einer ordentlichen Rolle versuchen, und zeigen, daß ich wohl noch zu etwas Besserem, als zu einem Bedienten tauge.

Das ist niemanden zu verargen! bemerkte Madam Horneck. Die Bedienten und Duennen können sich der Herr Amtsrath und Mamsell Aphanasia selber behalten!

Mit den Ritterstücken ist es nichts, fuhr Wespe fort, das ist mir bei den Zurüstungen zum Bayard klar geworden. Die Mühe und Noth ist gränzenlos, und doch fehlt es überall, und oft am Besten. Da hatte ich zum nächsten Stück den Rehbock im Sinne, wo mir der

Stallmeister recht gut zusagen würde. Ich habe auch schon den Amtsrath dazu breit geschlagen.

Den Rehbock? rief sie. Ich kenne ihn; ein liebes, lustiges Stück. Wie wollten Sie ihn denn besetzen?

Aphanasia die Gräfin, antwortete Wespe: die Willig ihre Schwägerin, Sie die Pächterin Grauschimmel.

Nun, das ist nicht übel, meinte die Horneck, ihr Entzücken mühsam verbergend. Die Rolle der Pächterin möchte ich wohl einmal spielen.

Ach das ist ja eben das ärgerliche! rief Wespe, unmuthig die Zeitungen hinwerfend. Sie werden sie nicht spielen, und der Stallmeister, auf den ich mich schon so sehr gefreut hatte, wird mir keinen rechten Spaß machen, denn das Stück wird miserabel gehn.

Die Nadel der Postmeisterin feierte, mit neugierigen Augen sah diese den listigen Schwätzer an und ihre Blicke ersuchten ihn fortzufahren.

Sehen Sie, liebe Freundin, demonstrirte er treuherzig: Sie mögen die Duenna nicht spielen, was ich Ihnen keinesweges verdenken kann; hätte ich nicht besondere Ursachen, den Amtsrath bei Gutem zu erhalten, ich hätte ihn meinen Volteggio wahrhaftig auch zurückgeschickt. Der Bayard soll und muß nun einmal gegeben werden, ohne Duenna geht das nicht, und also ist die Postmeisterin Spörner dazu ausersehn worden.

Um Verzeihung! rief Madam Horneck erglühend. Der Titel gebührt diesem Weibe auf keine Weise. Ihr Mann wurde erst Postmeister, als er sich schon, ihres lüderlichen Wandels wegen, von ihr hatte scheiden lassen.

Dem sey wie ihm wolle, fiel Wespe ein. Ich kenne sie nur oberflächlich, aber doch hinreichend, um in voraus zu beschwören, daß sie alle Scenen verderben wird, in denen sie auftritt. Das ist aber das wenigste. Die Duenna ist eine höchst undankbare Rolle —

Deßhalb hatte sie auch die Freundschaft des Herrn Amtsrathes für mich ausgesucht! flocht Madam Horneck grimmig ein.

Da nun, fuhr Wespe fort: die Spörner auf dem Schlosse niemals bretterfähig war, und dießmal ganz eigentlich als Nothnagel gebraucht wird —

Sie ist auch dazu zu schlecht! rief hitzig die Dame.

Das sieht der Amtsrath recht gut ein, parenthesirte Wespe: und es wird ihm schwer genug, aber Noth kennt kein Gebot — so will man ihr, wie ein Stück Zucker auf eine böse Medicin, auf die Duenna eine dankbare Rolle geben, und dazu ist die Pächterin im Rehbock bestimmt, die Sie so brav dargestellt haben würden. Es ist Jammerschade um das Röllchen. In Ihrem Spiel ist so viel Natur. Ein frisches Gesicht, volle Arme, Sie sind dazu geboren. Die Spörner ziert sich schon im gemeinen Leben genug, und wird als naive Bäuerin unerträglich seyn.

Das ist gewiß! rief die Hornck, und fügte hastig hinzu: Ist ihr schon der Antrag gemacht?

Ich bin eben auf dem Wege zu ihr, sprach Wespe verdrossen aufstehend. Ach es ist ein überreifer und doch sehr sauerer Apfel, in den ich beißen soll. Aber es kann schon nichts helfen. Er muß hinunter gewürgt werden.

Er schlich zur Thür. Mit sich im Kampfe sah ihm die Horneck nach, wollte sprechen, zwang das Wort zurück, aber als er die Thür hinter sich zuziehen wollte, da hielt sie sich nicht länger, und rief laut: Herr Referendar!

Plait-il? fragte er gleichgültig, den Kopf in das Zimmer zurücksteckend.

Wenn ich nun — begann sie — aber so kommen Sie doch noch einmal herein. Das ganze Haus braucht es ja nicht mit anzuhören, was wir mit einander zu besprechen haben.

Die Winke einer jungen, hübschen Frau sind für mich Befehle, erwiederte Wespe, und war mit einem Satze wieder auf dem Stuhle, der Dame gegenüber. Was steht noch zu Dienst?

Wenn ich mich nun — begann sie stockend von neuem: wenn ich mich nun aus übermenschlicher, fast thöriger Nachgiebigkeit für dieses Mal noch zur Duenna verstände —

Sie sind ein Engel, charmante Frau! rief Wespe, sie auf den vollen Arm küssend. Nun? — wenn —?

Wollten Sie auf diesen Fall, fuhr sie freundlich lächelnd fort: mit Ihrem Ehrenworte verbürgen, daß das nächste Stück der Rehbock ist, und daß ich die Pächterin bekomme?

Wenn mir bis dahin der Amtsrath nicht das Haus verboten hat, ja! rief Wespe schnell entschlossen, und hielt die Hand hin.

Das hat gute Wege! sprach sie, seine Hand ergreifend. Topp, ich spiele die Duenna!

(Die Fortsetzung folgt.)

Wörtliche Copie einer Anzeige des todtgeglaubten Philosophen Pittschaft!!!

(Die Redaction ist im Besitz des Originals.)

Es lebe der Fürst von Gotha und seine getreuen Unterthanen!

In meiner gestern nicht mit der Größe der geliebten Stadt Altenburg im Verhältniß stehenden Anzahl von Ankündigungen der von mir zu declamirenden Gegenstände heißt es: „Diese sämmtlichen Gedichte trage ich in jenen größeren Städten vor, wo ich mehrere Male declamire." Da demnach bei weitem nicht alle hiesigen Bewohner Ankündigungen erhielten, und auch noch manches schöne Gedicht, wie der Graf Habsburg, (Ballade über Religion,) vorzutragen ist, und ich dabei erörtern werde, welche der Glaubenslehren ich für die reinste und der wahren Aufklärung am angemessensten halte; so werde ich morgen,

Sonntags, den 9. d. M. (Februar,) noch einmal declamiren, wozu ich alle Gefühlvolle einlade. Es versteht sich, daß ich die Würde der Frauen aus wahrer Verehrung für dieses uns nur zur Wonne und Freude dieses Erdenlebens von der ewig waltenden Güte des Himmels gegebene schöne Geschlecht auch vortragen werde, und erwarte einen zahlreichen Besuch der edlen Frauen.

Preis:

Denen durch Herzensgüte und Menschenliebe, den Ausfluß der Gottheit, Beseelten kann ich keinen Preis bestimmen. Sie steuern nach dem Enthusiasmus ihrer Hochherzigkeit, denn die Macht des Reichen besteht nicht in seinen Schätzen, sondern in der Anzahl derjenigen, denen er Gutes gethan.

Auch ist bei mir zum Besten der Nothleidenden zu haben: Menschenliebender Zuruf an alle Menschen, vorzüglich an jene, welche das weibliche Geschlecht nicht gehörig zu würdigen wissen.

Der Anfang Abends 6 Uhr im Logenhause.

Pittschaft, der Unaufhaltsame, welcher den Zeitungen gemäß in diesem Winter erfroren ist.

Mosaik.

Ein russischer Bibliothekar war der deutschen und lateinischen Sprache nicht genau kundig und

wußte daher oft nicht, unter welche Rubrik er manche Bücher bringen sollte. Aus diesem Grunde hatte er ein unter dem Titel: „Theatrum anatomicum" erschienenes Werk neben Kotzebue's Theaterstücke, gesetzt; eine andere Schrift, betitelt: „Biblischer Beweis, daß Jesus nach seiner Auferstehung noch 27 Tage auf Erden gelebt ꝛc." von Dr. M. Weber, hatte er den medizinischen Werken und Hutler's „Elegante Chemie" der „Zeitung für die elegante Welt" zugeordnet.

Als Paul I. dem Feldmarschall Suwarow eines Tages einige seiner neu montirten, und nach damaligen Preußischen Schnitt metamorphosirten Soldaten vorstellte und ihn fragte, ob sie seinen Beifall hätten, antwortete der Held: sie nähmen sich allerdings sehr gut aus; allein es wäre Schade, daß man die Locken nicht zu Kanonen, und die Zöpfe nicht zu Ladestöcken gebrauchen könne.

Der Consistorial-Rath N. war, nach deutscher Sitte, gewohnt, seinen beiden Knaben, wenn er aus einer Gesellschaft kam, Kuchen oder Konfekt mit zu bringen, und sie damit zu erfreuen, nachdem sie ihm einen biblischen Spruch oder eine Stelle aus dem Katechismus hersagten. Eines Tages, als er, vom Weine sehr erheitert, nach Hause kam, ließ er seine Knaben rufen, und befahl ihnen, einen Spruch aufzusagen, wenn sie Konfekt haben wollten. Um sie recht begierig zu machen, hielt er in beiden Händen ihnen ein großes Stück Biscuit hi- Augenblicklich begannen die Knaben: „Er will uns damit locken, daß wir gläuben sollen, er sey unser rechter Vater und wir seine rechten Kinder."

Der Dichter Piron hatte auch seine Titelsucht, sie wich aber von der gewöhnlichen ab. Er war im Begriff, in das Zimmer eines großen Herrn zu treten, als dieser eben einen vornehmen Besucher bis zur Thür begleitete. — Dieser wollte dem Unbekannten, wie es die Sitte erfordert, Platz machen, und trat einige Schritte zurück. „Machen Sie keine Umstände," sprach der Minister zu ihm, „es ist nur ein Dichter." — „Ein Dichter?" rief der edelstolze Piron; „nun, da die Titel hier gelten, so nehme ich meinen Rang ein!" Mit diesen Worten trat er zuerst in's Zimmer.

Im Herbst und Winter des Jahres 1790 war, nach den Bemerkungen des verdienstvollen Arztes Barton, in Philadelphia eine sehr ausgebreitete Sterblichkeit unter denen eingerissen, welche von dem in der Nähe jener Stadt gesammelten Honig genossen hatten. Das allgemeine Uebel veranlaßte die Regierung zu genauer Untersuchung und man überzeugte sich, daß der Honig vorzüglich aus den Blumen der breitblätterigen Kalmia gesogen war, welcher schöne Strauch giftige Eigenschaften hat. Aehnliche Wirkungen hat man in der Schweitz von solchem Honig bemerkt, welcher da gesammelt worden ist, wo der Sturmhut (Aconitum Napellus) häufig wächst.

---

*Theater.

Die Gefälligkeit mehrerer Theaterfreunde für den Herrn Kunst, welche diese warmen Kunstfreunde, in der letzten Nro. dieses Blattes, so kunstsinnig äußern, daß es fast scheint, als habe sich ihr Kunsteifer in Geifer gegen eine brave Künstlerinn umgewandelt, sollte billig allein nach ihrem wahren Werthe gewürdigt werden! — — —

Nach dem geäußerten Wunsche*) zu schließen, möchten dieselben, welche ad qualitatem immerhin eine starke Vielheit ausmachen mögen, hierüber die vielleicht mittelmäßig besetzte quantitatem jener so gleich geschätzt haben, ihrem Wunsche das epitheton ornans „allgemein," zu geben. Am Freytag Abend, bey Aufführung der Schuld, konnten sie sich hinlänglich von ihrer Ueberschätzung überzeugen!

Sonntag, d. 2ten März.

X. Y. Z.

*) Möchte der laute Beweis des Wohlwollens und der Achtung, welcher der Kunst in rein paradiesischer Wonne nach Aufführung des Bildes wurde, Herrn Kunst also als Wunsch „mehrerer Theaterfreunde" gelten, ihn vor seiner Heimkehr noch einigemale auf unserer Bühne zu sehn.

X. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen.

Achter Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 20.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 9. März. 1823.

Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert
Schnell die aeolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen von himmlischen Thau.

Schiller.

*An die deutschen Frauen.

Noch immer seufzt beim Druck der Ketten,
Das unterjochte Griechenland;
Nicht eilt, den Christen zu erretten,
Der Christ herbei mit starker Hand;
Sie dauern fort die blut'gen Wetten:
Ein immer neuer Feuerbrand;
Und in den ungelöschten Flammen
Stürzt Hellas endlich doch zusammen.

Kühn widerstehn sie zwar dem Falle,
Gleich wie das angeschoss'ne Wild,
Und es beseelt die Tapfern alle
Ein hoher Muth — ihr einz'ger Schild.
Und in des ew'gen Ruhmes Halle
Erglänzet einst der Helden Bild,
Die, um vom Joch sich zu befreien,
Dem Tode ohne Furcht sich weihen.

Als einst von gleichen Sklavenbanden
Das deutsche Volk umwunden war,
Und schon der Hoffnung Sterne schwanden:
Da nahten Retter in Gefahr;
Sie machten kühn den Feind zu Schanden,
Und fliehen muste der Barbar!
Da blühte neu der Freiheit Leben
Und Deutschland konnte sich erheben. —

Die Männerwelt scheint eingeschlafen,
Die, so noch wachen, sind zu schwach.
Kein mächtig Heer greift zu den Waffen
Zu rächen der Hellenen Schmach;
Das Türkenschwert wird sie entraffen,
Kein Nachbarvolk hemmt diesen Schlag? --
O wie, die Politik verbietet
Zu helfen wo das Unrecht wüthet?

Doch Politik wird nicht verbieten
Daß Mitleid in der Brust sich regt;
Der Menschenliebe heil'ge Blüten,
Sie werden, unentweiht, gepflegt

Und dieses ew'ge Licht zu hüten,
Wards in der Frauen Brust gelegt,
Daß, auf dem friedlichen Altare,
Sie als Vestalin es bewahre.

Dort weinen Mütter um die Söhne
Und Bräute um den Bräutigam,
Die Tochter jammert Klagetöne:
Geraubter Vater heißt ihr Gram.
Sie fallen in der Jugend Schöne,
Die Enkel von dem Heldenstamm';
Wir sehn, das Eigenthum zu schützen,
Wie Tausende ihr Blut verspritzen.

Die von des Todes Pfeil getroffen
Im heil'gen Kampf gefallen dort
-- Und ward auch nicht erfüllt ihr Hoffen --
Für Freiheit lös'ten sie ihr Wort.
Ein Himmel ist den Tapfern offen,
Ein Gott der hier Verfolgten Hort
Und an der ew'gen Liebe Throne
Wird jeglichem -- der Freiheit Krone;

Doch, die bei tiefen Todeswunden
Der Körperschmerz darnieder drückt,
Ach, denen schleichen Tag' und Stunden,
Wo keine Labung sie erquickt;
Sie haben noch nicht Ruh' gefunden,
Des Leidens düstrer Nacht entrückt,
Und hoffen, daß auf dieser Erde
Noch ihren Qualen Lindrung werde.

So höret denn Ihr deutschen Frauen,
Auch jetzt den ernsten Ruf der Pflicht
Und lindert der Verzweiflung Grauen,
Wo Männerbeistand ganz gebricht;
Belebt durch Hülfe das Vertrauen,
Zagt bei dem schönen Werke nicht:
Der Herr ist mächtig in den Schwachen,
Er wird das edle Thun bewachen.

Hedwig Hülle.

Das Liebhaber-Theater.

(Fortsetzung.)

Da haben der Herr Referendar wohl auch schon für einen guten Paolo Manfrone gesorgt? rief der Postmeister boshaft aus seinem Käfig heraus.

Wenn ich nicht recht bei Trost wäre, erwiederte Wespe. Wo fände ich wohl einen bessern, als Sie, lieber Horneck, zehn Meilen in die Runde?

Ich habe mich ja bereits darüber erklärt, brummte Horneck. Ich spiele den Kerl auf keinen Fall.

Wenn Sie ein roher Dilettant wären, ohne alle höhere Kunstansicht, sprach Wespe, so würde ich glauben, daß das Ihr Ernst sey, aber bei Ihrer Theorie und Bretterpraxis müssen Sie es ja erkennen, was sich aus diesem köstlichen Böse-wicht für ein Kunstwerk schaffen läßt.

Zugestanden! zankte Horneck: aber so wenig meine Seele etwas von Eitelkeit weiß, so ist es doch für einen Mann, den die Natur nicht ganz stiefmütterlich behandelt hat, eine starke Zumuthung, sich in ein Ungeheuer zu verwandeln.

Ein Ungeheuer? fragte Wespe ruhig. Nun ja, ein moralisches. Das ist ja recht, das ist gut. Da kann sich der erste Intriguant unserer Bühne zeigen!

Nein, nein, ein physisches! rief der Postmeister, zornig aufspringend, und hielt dem Referendar den Bayard aufgeschlagen vor die Augen. Lesen Sie. Hier wird Manfrone angemeldet. Basko sagt:

Draußen steht
ein wunderlicher Mann. Gleich einer Larv'
ist sein Gesicht. Ein Auge sah mir auf
den Knebelbart, das andre schien die Franzen
an meinen Stiefeln zu betrachten.

Und eine solche scheußliche, schieläugige Fratze soll ich machen? Muß gehorsamst danken!

Sie haben gewiß nicht gelesen, sagte Wespe! wie sich Iffland über die Darstellung des Franz von Moor ausspricht. — Der Schauspieler

braucht dem Dichter auch nicht allzu sclavisch zu folgen. Der reiche, gebildete, mailändische Edelmann, der in alle Sättel gerecht ist, der bei den Großen Europa's Zutritt hat und von ihnen gebraucht wird, kann keine solche Karikatur seyn. Blanka's rechtschaffne Aeltern konnten auch, trotz ihrer Armuth, die geliebte Tochter keinem solchen Unthiere ausliefern. Nach meiner Ansicht kleiden Sie sich ganz schwarz. Der Teint italiäner-gelb, ohne Rouge, aber keine, Entstellung, weder durch Schminke noch Tracht. Ihr Spiel wird dann schon das Weitere besorgen und den Teufel vollenden. Die Schilderung Basko's, ohnehin ein hors d'oeuvre und bloß für die Gallerie berechnet, wird gestrichen.

Dieser Manfrone ist doch aber eine gar zu böse Bestie, sprach der Postmeister, im Buche blätternd, zwar um Vieles milder, doch noch immer unzufrieden. Ich muß dem ganzen Publikum zuwider werden, wenn es mich als ein solches Scheusal sieht.

Das wäre der Triumph Ihrer Kunst! rief Wespe. Ach wäre ich nur schon mit Allem so im Reinen, als mit meiner Ansicht Ihrer Rolle Da plage ich mich heute den ganzen Tag, die Dekoration des päpstlichen Ordens vom goldenen Sporn auszumitteln, und wenn ich nicht in der Bibliothek des Seniors das Nöthige darüber finde, so müssen Sie mir wahrhaftig noch einen Brief nach der Residenz zur Post annehmen.

Der Orden vom goldenen Sporn? fragte Horneck neugierig. Wer soll den tragen?

Wer anders, als Sie, antwortete Wespe. Manfrone ist eine zu wichtige Person, um nicht besonders ausgezeichnet zu werden, und es ist gar nicht anders möglich, als daß der Papst, der diesen Kavalier auf so riskante Expeditionen ausschickt, ihn auch dafür mit Ehren und Würden geschmückt hat.

Nun, so machen Sie nur, bester Wespe, liebster Freund! rief der augenblicklich besiegte Postmeister: daß Sie zu dem Herrn Senior kommen und sich die nöthige Auskunft verschaffen. Für den schlimmsten Fall will ich die Briefkarte für Sie offen halten. Meine Frau versteht es, mit dergleichen Dekorationen umzuspringen und wird mir den Orden recht hübsch machen.

Also auf baldiges Wiedersehn, gestrenger Ritter vom goldenen Sporn, sprach Wespe mit komischer Devotion und verließ rasch das Zimmer. Geleitgebend kam ihm Madame Horneck nach.

Sehen Sie mich einmal gerade und steif an, ohne zu lachen, sprach sie, als er ihr das Abschied-Kompliment machte.

Es ist mir ein Vergnügen, erwiederte er galant und sah ihr recht treuherzig in die Augen.

Wahrhaftig, er verzieht keine Miene! rief sie. Sie sind ein großer Schelm, mein Herr Referendarius, und Gnade Gott den armen Partheien, gegen die Sie einmal auftreten werden.

Wie so, liebe Horneck? fragte Wespe mit möglichster Unbefangenheit. Sie fürchten doch nicht, daß ich Ihnen mein Wort brechen werde?

Das nicht, antwortete sie. Mit mir mögen Sie es ehrlich meinen, aber mein armer, guter Mann! Da sind Sie dahinter gekommen, daß er in Stern und Band ein wenig vernarrt ist, und weil Sie ihn stätisch finden, so sporniren Sie ihn mit dem päpstlichen Ordenssporne, daß er gehen muß, Paß und Trapp und Galopp, wie Sie es haben wollen. O — Sie — Mephistopheles!

Liebe, beste, einzige Frau, wie verkennen Sie mich doch! rief Wespe mit dem Schmerze erlittenen Unrechts.

*

Nun, mag es seyn! sagte sie. Ich will Ihnen keinen Schlagbaum vorziehen. Ich weiß, was Sie im Schilde führen, und wünsche Ihnen von Herzen Glück dazu. Ihnen gönne ich Aphanasia auf jeden Fall lieber, als den überstudirten Brauß. Für mich wären Sie ohnehin kein Mann. Sie sind mir viel zu pfiffig!

Welche Pfiffigkeit der Erde müßte nicht vor der Ihrigen die Seegel streichen? sprach Wespe. Brauchen Sie sie nur nicht gegen mich, sonst bin ich freilich verloren und scheitere noch im Hafen.

Schaffen Sie mir nur die Pächterin, und ich bin die Ihrige mit Leib und Seele, rief sie, und still vor sich hin lachend, ging Wespe aus dem Hause.

Der Senior stand vor dem Spiegel seiner Studirstube, sein theures Bild mit der gut memorirten Traurede wohlgefällig anpredigend. Eben erscholl sein Amen, als nach dreimaligem bescheidenen Klopfen auf sein Herein, der Referendar Wespe, schwarz gekleidet, mit einem gekrümmten Kandidatenrücken in das Zimmer trat.

Ein literarisches Bedürfniß führt mich zu Ewr. Hochwürden, sprach er mit einem tiefen, ehrfurchtvollen Bücklinge. Ich habe von dem Umfange und seltenen Gehalte Ihrer Bibliothek gehört und bin überzeugt, daß ich hier oder nirgend Hülfe für mein Bedürfniß finde.

Meine Büchersammlung ist ziemlich bedeutend, erwiederte der Senior mit beifälligem Lächeln: und ich wünsche herzlich, Sie zu befriedigen, lieber, junger Mann. Was steht Ihnen denn eigentlich zu Dienste?

Einige Notizen über die französischen Kleidertrachten aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, erwiederte Wespe: und über die Dekoration des päpstlichen Ordens vom goldenen Sporn.

Ei, ei, wozu brauchen Sie denn die? fragte neugierig der Senior.

Für das Kostüm in dem Trauerspiel Bayard, das in vierzehn Tagen gegeben werden soll, antwortete Wespe mit kläglichem Tone und trauriger Gebehrde.

Also doch noch! rief der Senior verdrüßlich. — Wie kommen Sie aber dazu, Domine sich in dieser Angelegenheit gerade an mich zu wenden? Ich glaube doch nicht in dem Rufe zu stehen, daß ich dergleichen Ergötzlichkeiten billige, geschweige denn zu deren Ausführung [h]ülfreiche Hand leiste.

Die Noth entschuldigt viel, Hochwürden erwiederte Wespe achselzuckend: der Herr Amtsrath betet nun einmal die theatralische Muse an, wenigstens eben so brünstig, als die Epheser ihre große Diana. Ich habe dringende Veranlassung, ihn mir zum Freunde zu machen und muß daher sein Steckenpferd kajoliren, wie es nur gehen will. Nun kann mir aber niemand über das objectum quaestionis so gründliche Auskunft ertheilen, als Ew. Hochwürden. Es wird mir freilich schwer, diesem Baal nachzuhinken.

Soll man Ihnen das wirklich auf Ihr ehrliches Gesicht hin glauben? fragte der Senior mißtrauisch, der schon vorhin bei der großen Diana, in der er eine alte Bekannte fand, gestutzt hatte.

Hätte ich auch nicht gelesen, eiferte Wespe, was Cyprianus, Minutius Felix und Lactantius über die Schaubühne geschrieben, so würde schon Julianus Apostata meine Ideen über diesen Punkt berichtigt haben. So ruchlos dieser Heiden-Kaiser gegen das Christenthum gewüthet hat, so wenig kann man ihm Welt

klugheit und Energie absprechen. Und wenn nun dieser in seiner Epistola ad Arsacium es für eine große Ursache des Verfalls des Heidenthumes erklärt, daß die Heidenpriester das Schauspiel besucht, wenn er ausdrücklich befiehlt, daß die Priester der Götter die Unfläthereien des Theaters dem Pöbel allein überlassen und solche völlig verabscheuen sollten —

ἀξιῶ δε τους ἱερας ὑποχωρησαι, και ἀποστηναι τῳ δημῳ, της ἐν τοις θεατροις ἀσελγειας.

fiel des Seniors volltönendes Organ ein. Sehr richtig und wahr! Doch sagen Sie mir, liebster Freund, wie kommen Sie, als Jurist, zu dieser theologischen Gelehrsamkeit?

Ehrlich gestanden, Herr Senior, erwiederte Wespe mit erkünstelter Verlegenheit: ich habe sie nicht eigentlich durch Studium, sondern durch Lectüre erworben. Erröthend muß ich es bekennen, ich dachte früher über das Theater — wie der Amtsrath, — aber gestern habe ich in seiner Bibliothek ein kleines Buch gefunden und, ich kann sagen, verschlungen, das mich ganz andern Sinnes gemacht hat.

Den Titel? fragte der Senior schmunzelnd.

Die große Diana der Epheser, antwortete Wespe: oder die entlarvte Schaubühne. Leider fehlt der Name des Autors, der, nach seinem Werke zu schließen, ein tiefer, scharfer Denker und ein stupender Gelehrter seyn muß.

Ach nein, ach nein! rief der Senior, in Wonne vergehend. Sie thun dem Autor zu viel Ehre an. Ein armer Diener des Wortes, so gut als auf dem Dorfe lebend, mit geringen Hülfsquellen versehen —

Ewr. Hochwürden kennen ihn also? rief feurig Wespe, des Seniors Hände ergreifend. Lebt er vielleicht hier in der Nähe? O nennen Sie mir seinen Namen! Ich muß ihn kennen lernen, denn so hat noch kein Buch zugleich meinen Kopf und mein Herz ergriffen, wie dieß Meisterstück.

Sie finden also, daß der Mann Recht hat? fragte lächelnd der Senior. Nun daß ist mir lieb. Er ist mein sehr guter, sogar mein beßter Freund!

Vielleicht gar? — wäre es möglich? rief Wespe mit gutgespielter Ueberraschung. Ja, gewiß, Ew. Hochwürden sind es selbst! Das Urtheil über Sie, das mir allenthalben entgegenschallt, giebt mir die Ueberzeugung. Wie glücklich schätze ich mich, den Schriftsteller persönlich kennen zu lernen, der mich so gründlich überzeugt, so tief gerührt, so schlagend überwunden hat.

Mein lieber, junger Mann! rief der gerührte Senior, dem Referendar ein Paar zärtliche Küsse applicirend. Schenke das numen divinum nur allen unseren Jünglingen diese Empfänglichkeit für das Gute und Wahre, dann werden die Lehrer des Volkes leichtes Spiel haben!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Musik.

Es steht den Freunden der Tonkunst ein seltener Genuß bevor; — In dem nächsten Abonnements-Conzerte unsers verdienstvollen Musik-Direktors Ochernal, welches am Mittwochen den 12ten März statt findet, wird nämlich die herrliche Composition Beethovens, zu Göthes Egmont, mit den dazu von Herrn Consistorialrath Dr. Mosengeil gedichteten Declamationsstücken, die den Geist und Gang der Handlung jener Tragödie andeuten, nebst mehreren andern ausgezeichneten Sachen, executirt werden. — Gewiß

wird Beethovens unvergleichliche Schöpfung hier besser gewürdigt werden, als es bey der theatralischen Aufführung möglich ist, (die wir ohnehin lange entbehrt haben) und jedem Verehrer des großen Componisten muß es eine Freude seyn, diese selten gut gehörte Musik in ihrer möglichsten Vollendung zu genießen — der geachtete Verfasser jener Zwischenreden hat sich daher großes Verdienst erworben, uns dies Produkt auch als Conzert-Musik zugänglich zu machen; seine Dichtung ist von der größten Wirkung, und wird um so mehr die Zuhörer befriedigen, da gewiß ein Jeder das große dramatische Gemälde selbst aus äußerer oder innerer Anschauung kennt, und daher eine Skizze zur lebendigen Hervorrufung der Hauptmomente genügt: Von unserm Orchester dürfen wir auch mit Recht alle mögliche Präzision erwarten, da es in dem ersten Conzerte, sowohl eine Phantasie von Neukomm, als auch die wundervolle Jubel-Ouvertüre von dem allverehrten Freyschütz-Componisten, meisterhaft durch geführt hat. —

Möge ein zahlreiches Auditorium die vielfachen Verdienste des Herrn Ochernal belohnen, damit er nicht ermüde, uns auch in der Folge mit Kunstgenüssen zu erfreuen, die sonst ganz für uns verloren seyn würden.

Napoleon vor der Schlacht bei Bautzen.

(Von einem polnischen Offizier.)

Die bei Bautzen aufgestellte russische Armee lehnte mit dem rechten Flügel an die Berge, mit dem linken an die Niederungen. Die französische Armee hatte die Position am Ende des Thales, hinter den Dörfern Aurez, Nadewiz und Burg, längs Wäldern und Erhöhungen in Besitz. In der Nacht vom 20. auf dem 21. Mai 1813 wurde bei der französischen Armee der Befehl ertheilt, sich zur Schlacht bereit zu halten. Mit Ungeduld erwarteten die Soldaten den Tag, der ihr Schicksal entscheiden sollte, denn allgemein hieß es, daß nach dem Siege, die Oestereicher mit den Franzosen sich vereinigen und der Friede die Belohnung der Sieger sein werde.

Mit dreißig Uhlanen stand ich auf den Vorposten hinter einem kleinen Hügel, auf Pistolenschußweite von einem Kosakenpiket. Um 3 Uhr Morgens brachte mir der Adjutant des Generals Labruyère folgende Ordre: „Napoleon wird die Posten besichtigen; die Soldaten dürfen auch nicht durch die kleinste Bewegung die Anwesenheit des Kaisers verrathen, sie müssen ihn gar nicht bemerken, und sich nur um ihre Geschäfte bekümmern.“ Um halb vier Uhr stellten sich zwei Escaderonen Garde-Uhlanen eine halbe Werst von meinem Posten auf, und vier Reiter näherten sich mir im Schritt. Die uns gegenüber stehenden Kosaken bemerkten, wie es schien, diese Bewegungen nicht und fütterten ruhig ihre Pferde aus der Hand, sie auf dem Kornfelde hin und her führend. Bald kam Napoleon zu meinem Hügel; er trug einen grauen Ueberrock und einen kleinen dreieckigen Hut, ohne alle kriegerische Auszeichnung; er ritt einen Falben. Mit ihm kamen die Marschälle Berthier und Ney, und unser Divisionsgeneral Labruyère, Neffe des erstern. Hinter dem Hügel stiegen sie von den Pferden, und da sie weder Bedienten, noch Ordonanz mit sich hatten, so mußte mein Unteroffizier die Pferde halten. In Folge des Befehls stellten sich die Soldaten, als ob sie die Gäste gar nicht bemerkten. Die Hälfte war bei den Pferden; andere saßen am Feuer, brieten Fleisch und tranken ruhig ihren Wein. Ich ging mit meiner Pfeife auf dem Hügel auf und

nieder; begrüßte den Kaiser auf militairische Weise und fuhr fort, auf und nieder zu gehen. Meine vier Gäste legten sich hinter großen Steinen auf die Erde. Berthier breitete eine Charte aus, und gab Napoleon ein Fernrohr. Nachdem sie etwas unter einander gesprochen und die Charte betrachtet hatten, ließ sich General Lahruyere auf ein Knie nieder, Napoleon legte das Fernrohr auf seine rechte Schulter und beobachtete ungefähr eine Viertelstunde, in gebückter Stellung, die russische Position, die dem Hügel geradeüber liegende Stadt Bautzen und die mit russischen Kanonen und Infanterie besetzten Anhöhen. Dann setzten sich alle auf die Steine, Napoleon rief mich näher und fragte mich: Wie lange dienen Sie? — Das ist mein Handwerk, Ew. Majestät; schon im Alter von 16 Jahren habe ich mit Kanonenkugeln Bekanntschaft gemacht. — Was halten Sie von den Kosaken? — Sie sind tapfere Soldaten, bringen aber mehr Nutzen im Lagerdienst, als in offener Feldschlacht. — Wahr! Haben Sie sich jemals mit der russischen Infanterie herumgeschlagen? — Ja, Ew. Majestät! sie ist ausgezeichnet und eine würdige Nebenbuhlerin der Infanterie von Ew. Majestät. — Er hat Recht! sagte Napoleon, zu Ney gewandt. Ihr, Polen, redet fast eine Sprache mit den Russen? fuhr Napoleon fort. — Ja, Ewe. Majestät, wir verstehen einander eben so leicht, wie der Schwede den Dänen, und der Deutsche den Holländer. — A propos — sprechen Sie Deutsch? — versetzte Napoleon. — Ja, Ew. Majestät! — Nun, so setzen Sie sich auf's Pferd, und bringen Sie mir aus dem, hundert Schritte von hier liegenden, Dörfchen irgend einen Bauer, ich werde in Ihrer Abwesenheit den Posten commandiren.

(Der Beschluß folgt.)

Mosaik.

In einer Weinstube zu B... befanden sich unter mehreren Gästen auch einige Offiziere und ein Hauptmann der dortigen Bürgergarde, ein Uhrmacher.

Die Offiziere unterhielten sich von militairischen Gegenständen; der Bürgergardist mischte sich in dieß Gespräch und verrieth durch seine Aeußerungen seine völlige Unkunde.

Einer der Offiziere unterbrach ihn endlich, indem er ihn sanft auf die Schulter klopfte und ganz freundlich zu ihm sagte:

„Lieber Herr Kamerad! ich dächte, Sie „thäten besser, beim Tik tak zu bleiben, als „sich mit der Taktik abzugeben."

Anekdote.

Drei Witzbolde, welchen das lustige Spiel
Der Namensverwandlung besonders gefiel,
Erschienen des Abends am städtischen Thor;
Da trat aus dem Häuschen der Schreiber hervor:

„Weß Standes die Herren? Wie nennen sie sich?"
Das Wort nahm der Eine: „Herr! Göthe heiß' ich;
Der Schiller, der Bürger; Poeten sind wir."
Er meldet es schleunig dem Wacht-Offizier.

Der, mehr unterrichtet, versetzte behend;
„Sagt dieses den Vögeln, wenn jeder nicht nennt
Den richtigen Namen, so kommt auch im Nu
Auf fühlbare Weise der Klopstock dazu."

K. G..b.

Charakterzüge.

aus der französischen Geschichte.

Mademoiselle Le Fevre, nachmalige Madame Dacier, eine gelehrte, unter andern durch ihre Uebersetzung Homer's, Terenz und anderer Werke des Alterthums berühmte Frau,

war noch reformirter Religion, als sie eines ihrer Werke Ludwig XIV widmete. Niemand wagte es, sie und ihr Buch bei dem Monarchen einzuführen, außer dem edlen Herzoge vom Montausier, der sich freiwillig zu diesem Dienste erbot. Sein Muth mißfiel dem Könige. Er sagte ihm, er thäte sehr Unrecht, die Hugonotten in Schutz zu nehmen; sein königlicher Name könne nicht an der Spitze des Buches bleiben; ja, er werde alle Exemplar desselben wegnehmen lassen. Da antwortete der Herzog unverzagt: „Beschützen Ihre Majestät die Wissenschaften auf diese Art? Können Sie vergessen, daß ein König seine Unterthanen nicht nach ihren Glauben beurtheilen soll? — Ich, Sire, werde auf jeden Fall dem Fräulein le Fevre in Ihrem Namen danken, und ihr hundert Pistolen einhändigen, die mir Ihre Majestät nach Gutdünken wieder erstatten oder nicht wieder erstatten mögen."

Ein anderer Diener dieses Königs von gleichem Sinne war der Großkanzler Voisin. Als einst der König einen großen Verbrecher seines Ranges wegen begnadigt hatte, weigerte sich Voisin, den Begnadigungsbrief auszufertigen. Der König bestand auf seinem Willen, forderte das Petschaft von seinem Kanzler und untersiegelte selbst. Als er aber nach gemachtem Gebrauche das Petschaft zurückgab, schob jener es mit den Worten zurück: Es ist befleckt; ich nehme es nicht wieder" Betroffen, aber nicht erzürnt, wirft der König den Gnadenbrief in das Feuer. — „Jetzt," sagte der Kanzler, „kann ich das Petschaft zurücknehmen. Das Feuer reinigt Alles."

An X. Y. Z.

Nur eine unedle Leidenschaftlichkeit oder eine blinde Leidenschaft kann die Erwähnung des durch Herrn Kunst's Gefälligkeit gedrängt vollen Hauses mißdeuten; Unbefangenheit wird darin nur einen Unterstützungsgrund des Wunsches mehrerer Theaterfreunde, die Direktion und Herrn Kunst zu dessen öfteren Spiele zu veranlassen erkennen, welcher hiemit auf denselben Grund wiederholt wird.

Die Vertheidigung gegen eine vermeintliche Kränkung ehrend, verachten wir die geifernde Undankbarkeit, welche die öffentlich angezeigte Gefälligkeit Herrn Kunsts mit Füßen tritt und ihn ohne sein Verschulden lästernd einmengt. Aus sicherer Quelle erfahren wir, daß derselbe auf seiner Familienreise nur Bremens Publikum mit seinem Gastspiele begrüßte, und uns dünkt, daß diese uneigennützige Erinnerung bei erwähnter collegialischer Gefälligkeit nicht Schmähungen, sondern Anerkennung unsers gastlichen Bremens verdiente.

Bei größerem Rechte zur Beurtheilung unserer Schauspieler übergehn wir, um nicht in ähnliche Fehler zu verfallen, die „brave Künstlerin" und deren oder Herrn Kunst's Antheil an dem vollen Hause. Was wir in hiesigen Blättern über der ersteren und in mehreren auswärtigen Blättern aus Frankfurt, Leipzig, Cöln ꝛc. über des letzteren Künstlerthum, beiderseitig motivirt, gelesen, was wir selbst gesehen, hebt jeden Zweifel auf. Ungerechterweise sogar die Kunst Beider gleichstellend, entscheiden schon die Naturgaben über bedeutende Ueberwiegenheit. Jeder Unbefangene richte, wer uns schwerer zu ersetzen seyn möchte.

In der Erwähnung der minder besuchten gewesenen Schuld wird nur noch mehr bewiesen, daß des Bildes goldene Früchte spärlicher gefallen seyn würden, wenn die zweite Gastrolle nicht so geheim, zum Vortheil der Benefiziantin, gehalten wäre. Sie selbst wird dieses nicht verkennen.

Bescheidentlich jedoch streicht unser Verstand die Segel vor dem Raisonnement über qualitas und quantitas, dessen Logik und Construction wir nicht ergründen zu können, eingestehn. Da nun auch anerkannt gute Köpfe uns nicht mit der Entwirrung auszuhelfen vermochten, so bleibt uns nur der Trost bei Ansicht unsers Adreßbuches und des gänzlich tacirenden X und Y nebst geringfügigem Z auf eine sehr unbedeutende Anzahl Gedankenverwirrter schließen zu dürfen, während wir die Chiffre der Lästerer vielmehr aus den ersten Zeilen und Bildern des X, Y und Z. unsers alten A. B. C. Buches entlehnt glauben.

Mehrere Theaterfreunde.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang
Erstes Quartal

Nro. 21.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 13. März. 1823.

Rosen pflücke! — Rosen blühen —
Morgen ist nicht heut!
Keine Stunde laß entfliehen;
Flüchtig ist die Zeit! —

An alternde Frauen.

Schwestern, o laßt uns nicht murren, nicht klagen,
Wenn mit der Jugend die Schönheit verschwand,
Silberne Fäden den Locken entragen,
Runzeln auch findet das Aug' auf der Hand;
Laßt uns, wo Rosen den Wangen erblichen,
Matter das leuchtende Auge erst blickt,
Reize der Brust, und dem Nacken entwichen,
Glauben, — wir sind auch der Jugend entrückt. —

Laßt uns zum Troste die Zeiten betrachten,
Wo wir auch jugendlich, reizend und schön
Köpfe verkehrten, und tanzten, und lachten,
Schwammen in Wonne auf sonnigen Höh'n!
Wo uns so Mancher im Rosengewande
Glaubte als Kinder des Himmels zu sehn,
Wo es im Hütchen mit flatterndem Bande
Leicht um die Ruhe der Männer geschehn!

Was ist es weiter, ein Schicksal zu theilen,
Dem keine Schwester auf Erden entgeht?
Sonnige Tage der Jugend enteilen,
Werden vom Strome der Zeiten verweht;
Allen, die heute im Morgenlicht prangen,
Seht Ihr, wie Stunde um Stunde entflieht,
Bleichen die Locken, verbleichen die Wangen,
Wie sich das Leben mit Winter umzieht.

Darum vergönnet den Jüngeren — Freuden,
Reiferem Geiste ein kindisches Spiel —
Lasset an ihrem Getriebe uns weiden,
Wie es uns früher von Andern gefiel;
Lasset geduldig der Jugend uns dienen,
Schmücken sie freudig mit kleidendem Kranz,
Hüten sie liebreich mit sorglichen Mienen,
Brauchen sie Aufsicht bei Festen und Tanz.

Andere Freuden erblühen uns Frauen,
Ernstere sind es, doch minder nicht schön,
Wie wir das Leben von oben beschauen,
Ist es wohl anders, doch freundlich zu seh'n;

Ruhe erlaubt uns den Geist zu verschönen,
Klug zu genießen das kältere Blut,
Leidenschaft kann sich dem Frieden versöhnen,
Aus ihm entkeimet ein fröhlicher Muth!

Pflichten zu üben, sie heilig zu halten,
Bringt in die Brust uns den Himmel zum Lohn!
Liebend umgeben von lieben Gestalten,
Tausch ich Euch nicht mit der Königin Thron!
Weisheit entblühet den späteren Tagen,
Wird durch Erfahrung des Lebens gelehrt;
Wenn uns das Schiff durch die Klippen getragen,
Weiß man auch, wie man die Sandbank umfährt!

Emilie Lessing.

Das Liebhaber-Theater.

(Fortsetzung.)

Diese frohe, mir so theuere Nachricht, sprach Wespe: bringt mich auf einen, vielleicht guten Gedanken, und giebt mir zugleich den Muth, ihn Ewr. Hochwürden vorzutragen. Die Ausführung dürfte einige Mühe machen, aber Sie haben es ja bereits der Welt bewiesen, daß Sie gern den Born Ihres Wissens öffnen zum Heil Ihrer Mitbürger, daß Sie keine Mühe und keine Nachtwachen scheuen, wenn es darauf ankommt, zu belehren und zu bessern.

Amtspflicht, mein Lieber! erwiederte der Senior. Nichts als schuldige Amtspflicht! Dafür sind wir ja da. Was wäre denn eigentlich Ihre Intention?

Der Amtsrath, sagte Wespe: der seine große Diana um jeden Preis bei Ehren erhalten will, thut sich besonders darauf etwas zu Gute, daß der Bayard, den wir jetzt aufführen wollen, ein höchst moralisches Stück sey. Seit ich Ihre Schrift gelesen habe, kann ich diesen Vorzug keinem Schauspiele einräumen, und ich habe es schon versucht, die Immoralitäten im Bayard aufzudecken. Es hat mir aber nicht gelingen wollen, was, wie ich glaube, bloß an mir liegt. Da hätte ich die Idee, ob Sie nicht vielleicht einen kleinen Aufsatz über das Machwerk schreiben und zeigen wollten: Ubi anguis latet in herba. Ist ein Mensch der Erde dazu vermögend, so sind es der Herr Senior.

Ja, liebster Freund, erwiederte der Senior: das möchte ich recht gern thun, und wäre auch wohl des Erfolges gewiß. Aber ein dergleichen Vornehmen hat seine besonderen Bedenklichkeiten und wird oftmals gar übel honorirt. Die Epheser lassen ihrer großen Diana nichts zu Leide thun. Es könnte mir leichtlich ergehen, wie damals dem Gajo und Aristarcho aus Macedonia, Pauli Gefährten!

Ich verbürge mich für Ihre Anonymität, fiel Wespe ein. Schlimmsten Falles will ich den Aufsatz auf mich nehmen, und mich als eitle Krähe mit Ihren herrlich glänzenden Federn schmücken. Mir liegt besonders daran, den Amtsrath zu bekehren. Diese Schwäche abgerechnet, ist er ein vortrefflicher Mann, aber, wie alle Naturalisten in der Philosophie, nur a posteriori, nicht a priori zu gewinnen. Ihre tiefen Raisonnements in jenem Werkchen, Ihre wahrhaft einzige Dialectik sind ihm zu trocken. Er kann nur gewonnen werden durch ein Argumentum ad hominem, und das wäre der Beweiß, daß gerade der von ihm gepriesene Bayard ein höchst unsittliches Stück sey. Freilich ein Beweiß, der sehr schwierig seyn wird, denn ich dächte beinahe, daß eine fast lästige Tugend-Ueberladung darin zu finden wäre.

Das müßte nur Spaß seyn! rief mit Selbstgefühl der Senior. Wenn ich nur die Scharteke hätte, ich wollte es dem Amtsrath und der Welt beweisen, wie es damit beschaffen ist.

Hier ist sie, erwiederte Wespe, ihm den Bayard überreichend. Ich hatte sie zu mir gesteckt, um sie bei den historischen Nachforschungen zu adhibiren. Utinam, bonis avibus! Es wäre mir eine große Freude, wenn ich dadurch mittelbar Veranlassung gäbe, daß der Dianen-Tempel auf dem Schlosse vernichtet würde, dessen Dienst mir seit gestern eben so langweilig, als lästig vorkommt, und dessen Herostrat ich gern werden möchte.

Wir werden ja sehn, sprach, schon im Geiste triumphirend, der Senior, und fing an im Buche zu blättern.

Freilich ist das noch im weiten Felde, fuhr Wespe unbefangen fort: und dießmal werde ich schon noch einmal mit um den Altar tanzen müssen. Der Amtsrath hat seinen Kopf darauf gesetzt, das Stück zu geben. Es ist sein Ehrenpunkt, und ich würde ihn zu meinem unversöhnlichen Feinde machen, wenn ich das Geringste dagegen einwenden wollte.

Meinen Sie? fragte der Senior schon verlegen, weil er an seine Manövres gegen die Aufführung dachte.

Deßhalb wollte ich auch noch eine Bitte an Ew. Hochwürden wagen, sprach Wespe. Der gute Conrector ist im Begriff, sich in recht große Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten zu bringen, ja vielleicht ganz und gar unglücklich zu machen; und da ich weiß, wie väterlich der Herr Senior gegen Ihre Untergebenen gesinnet sind, so hoffe ich, daß Sie Ihren Einfluß auf den guten Mann zu seinem wahren Heil anwenden werden.

Wie so? Wie meinen Sie das? fragte der Senior noch verlegner.

Des Conrectors beide Töchter sollten im Bayard mitspielen, erzählte Wespe. Er aber hat es gerade zu abgeschlagen, weil es sich für ihn, als einen Schulmann und Theologen, nicht gezieme, seinen Kindern dergleichen zu gestatten. Er hat Recht, vollkommen Recht, aber er hat wahrhaftig nicht weltklug gehandelt. Ungerechnet, daß er den reichen Amtsrath, der so viel Einfluß in der Residenz hat, quasi in das Gesicht schlägt, so beleidigt er auch noch den General Rheinstein, zu dessen Geburtfeier das Stück gegeben werden soll. Der General aber, wie ich aus sicherer Hand weiß, ist der Vetter des Consistorial-Präsidenten —

Ach Gott! das habe ich nicht gewußt! unterbrach ihn erschrocken der Senior.

Des Consistorial-Präsidenten fuhr Wespe nachdrücklich fort: von dem das Schicksal des armen Schulmannes abhängt.

So wie jedes Geistlichen! seufzte der Senior mit großer Betrübniß und wahrer Reue.

Nun wissen Ew. Hochwürden wohl, fuhr Wespe altklug fort: man kann freilich den Conrector deßhalb nicht ab officie amoviren, weil er seine Töchter nicht Comödie spielen lassen will, aber was für Mittel hat nicht eine Oberbehörde in den Händen, wenn sie dem Untergebenen das Leben schwer machen will. Da kann er nichts recht machen, und die Nasen fallen, gerade, wo er es recht gut gemacht zu haben glaubt, wie ein Blitz aus heiterem Himmel auf ihn herab. Nie fehlt es an Vorwänden, Verbesserung-Aussichten zu vernichten, die Arbeit wird gehäuft und belästigt —

Die Emolumente werden beschnitten! fiel der Senior hitzig ein. O Gott! Wer kennt diesen verruchten modum nicht! Ich — der arme Conrector dauert mich schon im voraus!

Das Schlimmste dabei ist, sprach Wespe: daß das leidige Militair von der Sache melirt ist. Dem respektabeln Veteran zu Ehren hat sich dießmal eine Menge Offiziere bei der Darstellung

engagirt. Die Herren versprechen sich nebenbei viel Vergnügen davon, und werden Feuer und Flamme speien, wenn nichts daraus wird. Die Lieutenants von Falkenberg und Seethal sind besonders ganz tolle Christen. Wenn die erfahren, daß der Conrector daran Schuld ist, sie sind es im Stande und gehen ihm in seinem Quartier zu Leibe, und was dann geschehen kann, wenn er bei seiner Weigerung beharrt, das begehre ich nicht zu verantworten.

Sie sind es kapabel, sie greifen ihn thätig an, jammerte der Senior und rang die Hände. Und wenn sie dem furchtsamen Manne stark zusetzen, so schiebt er am Ende, um sich zu retten, die Schuld auf unschuldige Leute, deren Reden er offenbar mißverstanden hat.

Es kann viel Unheil daraus entstehen, meinte Wespe. Der Herr Senior müssen es freilich besser wissen, was hier zu thun ist, als ein Laie, aber wenn ich meine unvorgreifliche Meinung sagen darf, so möchten Ew. Hochwürden als Vorgesetzter dem guten Conrector rathen, für dieses Mal zum bösen Spiel eine gute Miene zu machen und der großen Diana eine Kerze anzuzünden. Es ist doch immer besser, als wenn dergleichen traurige und ärgerliche Ereignisse eintreten sollten!

Ja — ich — wenn nur — stammelte der Senior, der in seiner Herzensangst nicht wußte, wie das alte Mandat, das er an den Conrector erlassen, mit dem neuen Rathe anständig zu vereinigen sey.

Ueberlegen der Herr Senior die Sache, schloß Wespe sehr ruhig. Ich habe jetzt nur noch einen nöthigen Besuch zu machen. Aber in zwei Stunden bin ich wieder hier, um die Bücher in Empfang zu nehmen, die Sie mir vielleicht unterdeß auszusuchen die Güte gehabt haben werden. Dann können wir ja mehr darüber sprechen. Ich würde mich überhaupt glücklich schätzen, wenn es mir erlaubt wäre, die noch kurze Zeit meines hiesigen Aufenthaltes zu benutzen und mich durch den instructiven Umgang mit einem Manne auszubilden, den ich so über alle Beschreibung verehre.

Er schied unter den Umarmungen des gerührten und geschmeichelten Seniors, stolperte mit triumphirendem Kopfniken die steile Treppe hinab, und hinter ihm her rief schon die Stentor-Stimme des Beschwatzten: „Liese, springe sogleich zu dem Herrn Conrector hinüber, und bitte ihn, sich auf einen Augenblick zu mir zu bemühen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon vor der Schlacht bei Bautzen.

(Beschluß.)

Mein Pferd war gezäumt, ich sprang in den Sattel und jagte in gestrecktem Galopp in's Dörfchen. — Bei meiner Ankunft sahe ich an dem einen Ende russische Jäger ihre Grütze kochen, und am andern französische Scharfschützen ruhig aus einem Hause in's andere gehen. Zu meinem Glücke trat ein halbgekleideter Deutscher aus einem Hause. Guter Freund! willst Du von unserm General Geld verdienen? sagte ich ihm. — Geld? gut! antwortete er: aber wofür? — Sprich nur mit ihm einige Augenblicke. — Er wird mich vielleicht zum Führer nehmen? — Fürchte nichts, ich versichere Dir auf meine Ehre, daß er nur mit Dir sprechen will und Dich gleich wieder nach Hause gehen läßt. Uebrigens, Du folgst gutwillig, oder ich jage Dir eine Kugel durch den Kopf (ich wollte ihn nur Schrecken einjagen, und zog die Pistole aus

dem Gürtel.) — Recht gern! ich bin bereit, Ihnen zu folgen! sagte der vor Furcht zitternde Bauer. — Nun, so setze Dich hinter mich auf's Pferd. Ich ritt an den Zaun, der Deutsche kletterte auf's Pferd und ich flog wie ein Pfeil zu meinem Posten. — Bravo, Herr Offizier! rief mir Napoleon zu: ich danke Ihnen! Der Bauer grüßte, und erwartete zitternd sein Schicksal. Napoleon wandte ihm den Rücken, und that durch Ney folgende Fragen an ihn: Ist der durch die Niederung rechts (auf der linken russischen Flanke) fließende Bach tief? — Nur bis an's Knie, antwortete der Deutsche. — Fahrt Ihr mit Euren Karren hindurch? — Immer, ausgenommen im Frühling und Herbst, wenn sich das Wasser ansammelt. — Kann man überall durchwaten? — Nein! an einigen Stellen liegen auf dem Grunde eine Menge Steine, aber vom Brückchen rechts ist auf eine Viertelmeile reiner Grund. — Napoleon war mit den Antworten sehr zufrieden und schien sehr heiter. Er foderte Geld von Berthier, nahm eine ganze Hand voll Napoleond'or's und gab sie dem Bauer mit den Worten: Da! trink auf die Gesundheit des französischen Kaisers! Der Bauer wollte ihm zu Füßen fallen. — Halt! sprach Napoleon: kennst Du den Kaiser? — Nein, aber ich möchte ihn wohl sehen. Nun, so sieh! sprach er, auf den Marschall Ney deutend, der um diese Zeit seinen Oberrock aufgeknöpft hatte, so daß man die mit Gold gestickte Uniform sah. Der Bauer warf sich ihm zu Füßen. — Ney lächelte: Dieser Herr täuscht Dich! Da ist der Kaiser! fügte er hinzu, auf Berthier zeigend. Der Bauer warf sich wieder zu Füßen. Bemühe Dich nicht umsonst, sagte Berthier in sehr schlechtem Deutsch: Da ist der Kaiser! und zeigte auf Labruyere. Der Bauer wollte sich vor diesem niederwerfen. — Ich bin zu jung, um Kaiser zu seyn, verbeuge Du dich vor dem, der Dir das Geld gegeben hat. — Das ist recht! sagte der Deutsche, Napoleon's Hand fassend, und küßte sie mit den Worten: Das ist ein goldenes Händchen. — Meine Gäste lachten aus Herzensgrunde, entließen den Bauer nach Hause und stiegen den Hügel hinab. Napoleon befahl Berthier, jedem meiner Soldaten einen Louisd'or zu geben, was auch auf der Stelle geschah. — Berthier, schreiben Sie den Namen des Herrn Offiziers auf! sagte Napoleon. Hierauf wandte er sich zu mir, nachdem er auf's Pferd gestiegen, und sagte: Ich habe mit Ihren Untergebenen von Ihnen gesprochen, und bin zufrieden mit Ihnen. Wenn Sie etwas bedürfen, so wenden Sie sich gerade an mich und erinnern mich dann nur an unsere Bekanntschaft bei Bautzen. Leben Sie wohl! ich wünsche Ihnen, bald Hauptmann zu werden! — Ich verbeugte mich, und sie ritten im Schritt zu den Escadronen der Garde-Uhlanen, zurück, welche die ganze Zeit über nicht abgesessen waren. — Nach einer Stunde wurde ich von reitenden Jägern abgelöst; ich kam zum Regiment, und das erste Wort, womit mich mein Obrist empfing, war: „Willkommen, Herr Hauptmann!" — Beim Regiment war der Tagesbefehl über meine Beförderung schon verlesen worden; vor Freuden leerte ich mit meinen Freunden einige Flaschen alten Wein, und nach einer Stunde gingen wir den Kugeln entgegen, die bekanntlich weder zwischen Hauptmann noch Lieutenant einen Unterschied zu machen pflegen.

Ambrosius Borely.

Der „Courrier français" meldet in einem der neuesten Blätter Folgendes: Ein neues Werk

„Anekdoten aus dem Leben Ambrosius Börely's," von Rabant St Etienne, ist unlängst erschienen. Ambrosius Borely erhielt im Jahr 1671, in einer kleinen Stadt des Languedoc von protestantischen Eltern das Leben. Ludwig XIV. war an der Regierung; seine Eroberungen waren vollendet, und es kam die Reihe an seine Missionär-Dragoner, die den Bekehrungszug machten. Zwei Bataillone kamen auch nach Borely's Wohnstadt, und der Kommandeur redete der versammelten Menge erst gutmüthig zu, aber mit dem Zusatz: „Wo nicht, würden Elend und Leiden Aller Loos seyn!" Wirklich, da keine Bekehrung erfolgte, fanden sich sogleich die benannten Gäste ein. Man prügelte die Protestanten, stellte sie nackt an's Feuer, hing sie in Brunnen oder über angesteckes Reiserwerk; Frauen und Mädchen wurden schändlich entehrt. Auch zu Borely kamen dreißig Mann, verzehrten in zwei Tagen den jährigen Vorrath und plünderten den Rest; der Vater ward hingeopfert, die Mutter aus dem Hause gejagt. Ambrosius war damals sechszehn Jahr alt, und fing an zu begreifen, daß man etwas seyn müsse, um zu leben. Sein Urgroßvater war ein berühmter Advokat gewesen, das wollte er auch werden. Er ging zu einem bekannten Rechtsgelehrten und theilte ihm sein Vorhaben mit. Der Befragte war ganz seiner Meinung, nur versagte ein Edikt vom 11. Juli 1685 den Protestanten den Advokaten-Stand. „Vielleicht kann ich Prokurator oder Notar werden?" meinte Borely. — „Behüthe, nicht Rinnsteinfeger!" entgegnete der Rechtsgelehrte. — „So will ich Kanzlei-Bote, Sergeant werden?" — „Wie gesagt, auch nicht Häscher, nicht Stadtknecht," — Borely mußte sich trösten. „So will ich Medizin studiren;" dachte er; „ein Arzt rechtet auch: für das Leben gegen den Tod!" Flugs ging es zu einem Arzt, ihm den Plan zu vertrauen. „Ganz vortrefflich!" meinte der Gefragte; „aber — kein ketzerischer Hauch darf die edle Arzneikunst beflecken; Pater Lachaise und Louvois sagten einst: Nur ein guter Katholik könne ein guter Arzt seyn!" „Aber waren denn Aeskulap, Hyppokrates Katholiken?" fragte Borely unwillig. — „Vielleicht doch im Herzen!" meinte der Gefragte — „und wenn selbst nicht, so will ein Edikt vom 6. August 1685, daß kein Protestant Arzt werden soll!" — Borely ging von Neuem und dankte noch, daß der Abweisende ihm wenigstens den Rath auf den Weg gab, Apotheker zu werden. — „Ein Apotheker," meinte er, ist auch nicht so verantwortlich!" — Er fand bald einen Apotheker, dem er seinen Plan mittheilte. — „Recht schön!" meinte der Hörende, „wäre nur kein Edikt —" —„Auch ein Edikt?" schrie Borely außer sich. — „Ja wohl! vom 15 September 1685, das da sagt: Ein protestantischer Apotheker, der einen seiner Genossen besucht, könnte denselben von der katholischen Religion abbringen." — Es war um zu verzweifeln! Borely ging zu einem Kaufmann und ward Laden-Gehülfe. Wenn gleich von seinem Herrn geliebt, stand seine Religion ihm doch auch hier bald wieder im Wege. Neue Edikte drückten und plagten ihn und seine Glaubensbrüder so, daß er zuletzt sein Erbgut zu verkaufen beschloß; aber — ein Edikt gab dies nicht zu. Er wollte es verschenken, auch dies wehrte ein Edikt; ein neues wies ihn aus dem Königreiche, ein noch neueres hielt ihn an der Grenze wieder zurück, bis ein drittes ihn zu den Galeeren brachte, von wo er endlich, nach überstandener wildester Barbarei, zu den Engländern flüchtete, um dort nach verlebten ruhigen Alter, mit dem Namen Heinrich IV. auf den Lippen, sein Leben aus zu hauchen, den sterbenden Blick nach sei-

nem Vaterlande gerichtet, daß ihn einst ausgestoßen.

Scheudt.

Außerordentliche Körperstärke.

Die Gazette de Santé erzählt von der wunderbaren Stärke des Herrn Lemaitre, eines gebornen Schweizers, der sich jetzt als ein achtzigjähriger Mann zu Chateaudun im Departement Eure und Loire aufhält. Man würde die erzählten Thatsachen für Mährchen halten, wenn es nicht Tausende von Personen gäbe, die sie bezeugten.

Als ein neuer Milo trug er ein Cavalleriepferd mehrere Schritte auf dem Marktplatze zu Chartres fort. So wie jener Crotoniate hielt er in seiner Jugend eine mit zwei starken Pferden bespannte, im vollen Trotte fahrende Kutsche mitten im Laufe auf. Mit einem Finger zog er zwölf Dragoner, die er sich mit Sacktüchern anband, wohin er wollte, und hielt sich mitten unter ihnen durch stille Festigkeit aufrecht, als er sie alle gegen sich arbeiten ließ, um ihn nieder zu bringen. Eben so gewandt als stark, ward er bei einem Aufstande zu Versailles gebeten, zu helfen; er holte einen französischen Gardisten, der für den schnellsten des Regiments galt, ein, und tödtete ihn durch bloßes Auflegen der Hand. Während der Revolution kam er ins Gefängniß, und als ein neuer Simson trug er das Thor seines Gefängnisses vor das revolutionäre Comité, und erhielt deswegen seine Freiheit. Bei einer Feuersbrunst zu Chauteaudun wollte man mit Pferden eine Wand einreissen; sie zogen aber vergebens nach allen Richtungen daran. Lemaitre spannt sie ab, zieht selbst, die Wand stürzt und die Verbreitung des Feuers ist gehemmt. Nationalgarden wollen ihn einst in seiner Wohnung beleidigen, und schon sind ihre Säbel gezogen. Er hebt den Wildesten von ihnen in die Höhe, schlägt wie mit einer Keule nach den andern, und bringt sie so ganz kaltblütig zur Raison. Noch vor acht Jahren trug er auf der Wade eines hinausgezogenen Fußes drei Männer, und hob mit ausgestrecktem Arme einen Grenadier beim Gurt in die Höhe. Man würde nicht zu Ende kommen, wenn man alle seine Thaten der Art erzählen wollte. Seine Gestalt ist ganz athletisch. —

Aehnliche Beispiele giebt es auch in Deutschland, von welchen wir einige anführen wollen. Im Jahre 1790 starb zu Tünden der Meyer Jobst Heinrich Meier, der wegen seiner Stärke berühmt war. Meier hatte in seinen jüngern Jahren, da er als Reiter unter dem kurhannöverschen Leibregimente diente, einen Haufen preussischer Werber aus einem Wirthshause geschlagen, und mußte zur Strafe dafür in Hameln, wo der Stab seines Regiments lag, einige Stunden am Pfahle stehen. Hier ward er durstig; sich Getränke an den Pfahl bringen zu lassen, schien ihm zu weitläufig. Er zog also den Pfahl heraus, nahm ihn auf die Schulter, und gieng damit selbst zum Ordonanzhause, wo Getränke zu haben waren. Sein General sah ihn hier, und rief: „Meier, was machst Du für Streiche!“ — „Ich stehe ja am Pfahle,“ antwortete er: „wenn es aber auf diese Art nicht gilt, so weiß ich, wo ich ihn bekommen habe.“ Er gieng zurück, steckte den Pfahl wieder ein, und trat in seine gehörige Stellung. Einst bot ihm ein Jude mit großen Lobpreisungen ein sechszehn Hand hohes Pferd zum Verkauf an. Meier fand es für seine Größe zu klein und nannte es einen Beutel. Der Jude sagte, „nun wenn ihrs dafür tragt, soll es euer seyn.“ Geschwinde nahm Meier das Pferd auf die Schultern, und trug es einige Schritte fort,

Räthsel.

Es schlummert so sanft die lächelnde Braut,
Den Himmel in ihrer Brust.
Und wer das schlummernde Liebchen schaut
Hat wonnige Augenlust.

Das wiegende Bett, auf dem sie ruht,
Ist fast wie Seide so weich;
Millionen Kerzen, in stiller Gluth,
Umglänzen ihr Lager reich.

Der Bräutigam scheint von gleichem Sinn,
Er nahet kosend der Braut;
Leis' athmend tritt er dann zu ihr hin
Und schmeichelt so lieb und traut.

Doch unbeständig ist seine Art
Und es ereilet ihn bald
— Wovor er nimmer sein Herz bewahrt —
Der Leidenschaften Gewalt.

O weh! da reißt er, mit wildem Sinn,
Im jähen, rauschenden Tanz,
Das klare Liebchen im Strudel hin —
Und weg ist des Friedens Glanz.

Hedwig Hülle.

*Theater.

Vorschlag zur Güte.

In Streitsachen, der Kunstfreunde und der Meier-Pflichtigen um des Kaisers Bart, wollen manche mir ohne Grund und sogar ohne Wahrscheinlichkeit die Ehre oder den Schimpf — je nachdem jeder die Sache ansieht — erzeigen, mich zum Wortführer der einen oder andern Partei zu machen, was ich nur mit einfacher Hinweisung auf die meinen Mittheilungen über unsere Bühne regelmäßig beigefügte Ueberschrift und Chiffre undankend zu erwidern mich begnüge. Sonderbar genug scheint es mir indeß in sothaner Streitsache, daß auf keiner Seite ein Recht, wenigstens kein erweisliches, und dagegen auf jeder Seite viel Unrecht — obgleich mir scheinend auf einer mehr als auf anderer — ist. Sollte nun zu resp. Gemüthsbelustigung oder Aergerniß des lieben Publikums noch ferner duplicirt, triplicirt u. s. w. werden sollen, so möchte der streitige Hauptpunkt, nehmlich: „Ob die goldenen Früchte des Bildes, Kunst- oder Meier-Zins waren," durch dicke Actenstöße nie entscheidungsfähig werden können, und erlaube ich mir deshalb im Voraussehn gegenseitigen Strebens nach dem letzten Worte, wobei die galligen Einstreuungen Verdruß und Apothekerrechnung drohen, den anscheinend zum sichern Vortheile führenden Vorschlag:

„Daß Demoiselle Meyer, obgleich sie vielleicht mit mir der Meinung ist, wie das sehr volle „Haus, aus dem Zusammentreffen ihres Benefi„zes und des Gastspiels Herrn Kunsts gemein„schaftlich herrührte, sich entschließen wolle, „jene Vorstellung durch Rückzahlung der „Einnahme an die Contribuenten (etwa auf „deren Schösser-Eyd) zu annulliren; daß dann „das Bild an zwei an auf einander folgen„den Abenden aufgeführt werde, einmal zum „Benefiz für Dem. Meyer ohne Mitwirkung „des Herrn Kunst, das zweitemal unter dessen „Mitwirkung nicht als Benefiz. Eine Zäh„lung in Gegenwart der namenlosen mehreren „Theaterfreunde und der übel ausgelegten X, „Y und Z würde dann den gewaltigen Kunst„Dunst-Gunst- und Brunst-Streit entschei„den."

Sollten wider Verhoffen, wie es jedoch wohl geschieht, sich beide Parteien verbünden, um über mich unschuldigen, die Sühne versuchenden Dritten herzufallen, so muß ich mich auf eine Deduction des mir scheinenden Verstoßes gegen Humanität und Rechte des Publikums von Seiten der Kunstfreunde und gegen ruhige Würde, Zartgefühl und ruhige Kunstbegriffe von Seiten der Meyerpflichtigen schon gefaßt halten. Uebrigens meine ich, daß wir unsere Aeußerungen über stattgehabte Vorstellungen nur auf die Leistungen der Spielenden beschränken und uns unbekümmert um temporäre Beweggründe und Ertrag der Schaulust lassen sollten, weshalb ich denn auch — offenherzig gestanden — Dem. Meyer sehr in der Berücksichtigung des Streites und in der Annahme obigen Vorschlages verdenken würde.

— a —

A. Daves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang
Erstes Quartal

Nro. 22.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 16. März. 1823.

War es immer wie jetzt? Ich kann das Geschlecht nicht begreifen.
Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend ist alt.
Schiller.

Alte und neue Zeit.

(Neu umgearbeitet.)

Seitdem man uns das Paradies
Der guten alten Zeiten pries
In Fabel und Gedicht,
Hat Jung und Alt gar viel und oft
Die gold'ne Zeit zurück gehofft,
Doch immer kam sie nicht.

Und was sich hoch wie Gott vermaß,
Auf Kanzel und Katheder saß,
Der Weise, wie der Wicht,
Sie haben an der lieben Zeit
Gepfuscht auf Erden weit und breit,
Doch golden ward sie nicht.

Man hat, das Angesicht im Schweiß,
Gegraben mit Galeeren-Fleiß
Den Boden Schicht vor Schicht;
Man hat gesä't, gepflanzt, gebaut,
Es hat gereguet und gethaut;
Doch schöner ward es nicht.

Es gab Propheten hier und da,
Es ist gepredigt fern und nah,
Von Himmel und Gericht:
Man hat geschrieben und gelehrt,
Man hat gerädert und bekehrt,
Doch besser ward es nicht.

Man hat der Wahrheit nachgejagt,
Orakel und Natur befragt,
Vernunft und Traum-Gesicht;
Man hat die Schleier aufgedeckt,
Und tausend Fackeln aufgesteckt;
Doch heller ward es nicht.

Man hat geächtet und enthornt,
Gehuldigt wieder und gefrohnt,
Besiegelt Recht und Pflicht,
Und wieder Ketten abgesprengt,
Tyrann und Henker aufgehenkt;
Doch freier ward es nicht.

Man hat getheilt durch Schwur und Bund
Die kleinste Spanne Haidegrund,

Den Schatten und das Licht.
Und abermals gekriegt, gekriegt,
Und um und um die Welt besiegt;
Doch Friede ward es nicht.

Es gab geheime Wissenschaft,
Und Sympathie und Zauberkraft
Für Fieber, Krampf und Gicht;
Man brauchte Luft- und Gold-Tinktur,
Die Wasser- und die Hunger-Kur;
Doch älter ward man nicht.

Was seit der Sündfluth ist gefehlt,
Ist klar und deutlich uns erzählt,
Die Welt-Geschichte spricht;
Auch hat man selber, was geschehn,
Von Kindesbeinen auf gesehn;
Doch klüger ward man nicht.

Die Götter steckten uns das Ziel,
Und das Geschlecht es stieg und fiel,
Wie sich die Welle bricht;
Aus Zukunft ward Vergangenheit,
Und jünger ward die alte Zeit;
Doch neuer ward sie nicht.

Drum suche draußen nicht das Glück
Und zieh' dich in dich selbst zurück,
Wo dich die Dorne sticht;
Bestelle du daheim das Haus,
Und pflege deinen Veilchen-Strauß;
Denn anders wird es nicht.

Schmidt von Lübeck.

Das Liebhaber-Theater.

(Fortsetzung.)

Die schöne Laura Willig saß in ihrem Sopha. In ihren weißen Armen ruhte die Guitarre, auf deren Saiten ihre Rosenfinger tändelten, der Kopf war auf die Schulter gesunken, seine schwarzen Locken wallten auf den blendenden, leichtumflorten Busen herab. Das Roth der Wangen, für das Tageslicht mit weiser Mäßigung aufgetragen, erhöhete das Feuer der dunkeln Augen so herrlich, daß man darüber die Schatten darunter leicht vergessen konnte, kurz das Mädchen saß da, als harre sie einer verheißenen Schäferstunde. Da klopfte es rasch und keck, und der Referendar Wespe, in seiner blitzenden Galla-Uniform, trat mit einer jovialen Dreistigkeit, die dem hübschen, jungen Manne sehr wohl ließ, in das Zimmer.

Ich grüße Sie, schöne Laura, sprach er, die Hand der Feindin ergreifend, die er so warm küßte, als wäre es Aphanasia's Hand gewesen.

Der Herr Referendar haben sich ohne Zweifel in der großen Stadt verirrt, fragte Laura mit kaltem Spott: denn sonst könnte ich wirklich nicht begreifen, wie ich zu der Ehre Ihres Besuches komme.

Der Weg, auf dem man die Grazie findet, kann nie ein Irrweg seyn, erwiederte Wespe und setzte sich, ohne auf den Groll in Laura's Blicken zu achten, neben sie auf das Sopha; doch danke ich dieß Finden dießmal nicht dem Zufall. Ich erscheine als Ambassadeur des Herrn Amtsraths bei der Herzenkönigin Laura mit freundlichen Gruß und herzlicher Bitte.

Der Herr Amtsrath ist ein Monarch, der seine Botschafter herrlich zu wählen versteht, versetzte Laura höhnisch. Und was steht ihm eigentlich zu Befehl?

Zu Befehl? — Wollte der Himmel, seufzte Wespe. Wir haben nur zu bitten. Und Laura ihre Rolle auf den Schoß legend, flisterte er mit möglichster Lieblichkeit: Miranda!

Die Republik will wenigstens ihre Selbstständigkeiten behaupten, und deprecirt, rief Laura, sich auf Wespe's Sottise am Stricknadel-Abend beziehend, und schnellte die arme Rolle

vom Schooße, daß sie weit in das Zimmer hineinkollerte.

Wespe sprang ihr nach, hob sie auf, ließ sich höchst graziös vor Laura auf ein Knie nieder, hielt die Rolle hoch empor und flötete noch einmal: Miranda!

Wohlgefällig hafteten Laura's Augen eine Sekunde lang auf dem Knieenden, den ihr die Uniform noch einmal so interessant machte, und sie hätte beinahe ihren Groll so weit vergessen, ihm ihre Hand zum Aufstehen zu reichen, aber schnell kam ihr mit der Erinnerung ihr Entschluß wieder und sie sprang auf. Wir halten hier nicht Probe, rief sie bitter: und ich muß mir diese Stellung, auch im Scherz, verbitten.

Nun dann, rief der unglückliche Ambassadeur: Turandot, Donna Diana, Kieselherz, Tigerseele, Marmorbusen! Nur ein deutliches und vernehmliches Ja oder Nein auf meinen ziemlichen Antrag!

Nein, Nein, Nein! rief Laura und eilte zum Fenster.

Tausend Gottes Lohn! rief freudig Wespe, ihr nachrennend, bemächtigte sich, trotz ihres Widerstrebens, ihrer Hand und bedeckte diese mit zahllosen glühenden Küssen.

Sind Sie rasend! rief, mit ihm ringend, Laura.

Rasend: schrie er: rasend, liebe, theure, göttliche Laura, vor lauter Entzücken und Wonne, daß Ihr kurzes Nein mich so glücklich von langen Leiden befreiet!

Von Leiden? fragte Laura erstaunend. Wenn Sie nicht rasend sind, so müssen Sie wenigstens dem Weine auf dem Schlosse über die Gebühr zugesprochen haben, und das ist in der Regel kein Zustand, in dem ein gebildeter Mann anständige Damen besucht.

Sie greifen mich auf dem empfindlichsten Flecke an, sprach Wespe, scheinbar beleidigt, in sehr ernstlichem Tone. — Sie haben es sich daher selbst zuzuschreiben, daß ich Sie mit einem breiten exposé ennuyire, bloß um Ihnen die Gesundheit und Vollständigkeit meiner Sinne zu beweisen.

Er warf sich wieder in das Sopha. — Laura blieb noch am Fenster stehen, als ob sie sich vor einem Exceß fürchte. Die nächste Folge Ihres Neins, begann er; wird die kluge Laura gewiß schon klar erkannt haben. Der Bayard kann nicht gegeben werden. Aber was Sie noch nicht wissen, ist, daß sich der Amtsrath dadurch unter den hier vorwaltenden Verhältnissen compromittirt glaubt, daß er sein Theater in diesem Falle für immer niederreißen, Ihren schriftlichen Refüs zur Entschuldigung für seine Gäste an das Schloßthor nageln und in's Bad reisen will.

Laura erschrack ein wenig über die unzarte Drohung. Doch faßte sie sich und sagte: Dann wird mein Brief wenigstens zwischen den Sendschreiben des Conrectors und der Horneck, also in guter Gesellschaft paradiren.

Ich zweifle! warf Wespe hin. Mit denen ist der Amtsrath, wie ich glaube, in Ordnung.

Wie? fuhr Laura auf; auch mit der Horneck?

Allerdings! antwortete Wespe. Sie hätte, wenn es noch zur Aufführung gekommen wäre, die Duenna, und später im Rehbock die Pächterin gespielt. Jetzt braucht sie sich mit keiner von beiden Rollen zu inkommodiren.

Das alberne Weib hat auch keinen rechten Willen! rief Laura, ärgerlich, daß ihre Bundgenossin von ihr abgefallen war.

Hierdurch, liebste Freundin, fuhr Wespe zutraulich und vergnügt fort: ist also Thaliens Tempel auf dem Schlosse für immer zerstört!

Und das wäre Ihnen lieb? fragte Laura, ihn forschend ansehend.

Allerdings! antwortete Wespe. Ich spiele wohl leidenschaftlich gern Komödie, aber daß der Herr Director, in Bezug auf Menschen-Darstellung gar nichts von mir hält, das beweis't seine gräßliche Lobrede, als ich den Bedienten gespielt, das beweisen die Anmerkungen, mit denen er mir den erbärmlichen Volteggio, wie ein Almosen, zuwarf. Ich habe also auf seiner Bühne nichts als die Hefen des Personals, so was die Briefe und Botschaften bringt, die Stühle setzt und so weiter, zu erwarten. Nun frage ich Sie, ob mir das Spaß machen kann?

Was thut das Ihnen? fragte Laura. Sie gehn nach der Residenz zurück und brauchen sich wenig darum zu bekümmern, was wir Kleinstädter hier treiben.

Da liegt eben der Haase im Pfeffer! rief Wespe. Ich gehe nicht nach der Residenz zurück, ich bleibe hier für immer. Assessor Ehrmann wird pensionirt, ich rücke an seine Stelle. Der Bericht deshalb ist schon nach Hofe abgegangen, und ich erwarte posttäglich meine Bestallung.

Ich gratulire! sprach Laura mit einiger Wärme und verneigte sich, wobei sie dem Sopha bedeutend näher kam.

Sehr gütig! sprach Wespe, ergriff ihre Hand, führte sie zärtlich zum Munde und behielt sie dann in der seinen, ohne daß es Lauren einfiel, sie wegzuziehen.

Ich sehe doch aber nicht ein, knüpfte sie das Gespräch von neuem wieder an: wer den Herrn Assessor zwingen könnte, auf dem Theater des Amtsrathes mitzuspielen, wenn er keine Lust dazu hätte.

Rücksichten, meine Theure, rief Wespe: Rücksichten sind ein gewaltiger Zwang, meist der unwiderstehlichste! Mir ist Alles daran gelegen, den Amtsrath für mich einzunehmen.

O das weiß ich! rief Laura gereizt und zog ihre Hand weg. Diese Rücksicht ist mir vollkommen klar! —

Vielleicht doch nicht so ganz, bemerkte Wespe treuherzig. Mein wahres Motiv ist eigentlich eine Familienheimlichkeit, aber vor Ihnen kann ich nun einmal nichts auf dem Herzen behalten. Der Amtsrath hatte dreitausend Thaler Caution für den Obersteuer-Rendanten in der Residenz gemacht. Der ist gestorben, meinem Cousin ist der Posten zugesagt, es würde ihn aber derangiren, die Caution augenblicklich zu bestellen, wie es doch nöthig ist. Da gilt es nun, den Amtsrath zu disponiren, sie stehen zu lassen, bis sie der Cousin selbst machen kann.

Wohl vertheidigt! sprach Laura schalkhaft, ihre Hand auf Wespes Schulter legend. Aber gestehen Sie es nur, daß auch die schöne Aphanasia viel zu Ihrer Gefälligkeit gegen den wunderlichen Vater beiträgt?!

Beigetragen hat! antwortete Wespe sehr gleichgültig und streichelte sich im kindischen Spiele mit Laura's ergriffener Hand die Wangen. Das Mädchen ist gar nicht übel, und mit dem Gelde ihres Vaters könnte ich mich herrlich arrangiren.

So klingt die Weise? rief Laura mit versteckter Freude. Arme Aphanasia!

Aber ich müßte ja ein Thor seyn, fuhr Wespe, fort: wenn ich noch mit einem Athemzuge an diese unglückliche Spekulation dächte. Aphanasia ist dem reichen Brauß bestimmt.

Das weiß ich wohl, wendete Laura ein: aber diese Verbindung ist doch noch nicht gewiß. Auch scheint sich Aphanasia nicht sonderlich für Brauß zu interessiren.

Ich weiß nichts, antwortete Wespe: als daß der Amtsrath, um seine Tochter in ihrem ganzen Glanze als Liebhaberin zu zeigen, und dabei von jedem Zwange zu befreien, ihr dießmal ihren Bräutigam zum Amoroso gegeben hat.

Bräutigam? rief Laura hastig. So nannte er ihn? Nun, setzte sie nach einer Pause höchst verbindlich hinzu: ein Mann, wie Sie, könnte auch allenfalls eine liebende Braut zur Untreue verleiten.

Ach Laura, wenn das nicht Spott, sondern Ueberzeugung wäre, wie glücklich wäre ich! rief Wespe entzückt und sah mit liebedürstenden Blicken zu ihr hinauf.

Aber wie vereinige ich diese Sprache mit jener Deprecation? fragte Laura, sich sanft zurückbiegend.

Also auch hierüber soll ich beichten? rief Wespe. Nun dann! Meine thörige Offenheit hat ohnehin für Laura das Fenster in meiner Brust geöffnet, was Momus an den Menschen vermißte. Auf ein Bekenntniß mehr kommt es mir nicht an. Ich sah Sie an jenem Abend zum ersten mal, schöne Laura. Welchen Eindruck Sie auf mich machten, sagt Ihnen täglich Ihr Spiegel und jeder junge Mann, dem das Glück Ihres Anblickes ward. Meine schüchternen Blicke fragten: Darf ich mich Dir nähern? — Ihre Blicke schienen zu antworten: Ja, Du darfst. Schon wollte ich von der herrlichen Erlaubniß Gebrauch machen, als ich einen ähnlichen, vertrauteren Blickwechsel zwischen Ihnen und Brauß und Walthern zu bemerken glaubte. Darüber wurde ich wüthend. Ihre freundliche Annäherung, ein Scherz des Amtsrathes schlug den Funken, und die Pulvertonne flog in die Luft!

Also nichts als Eifersucht? fragte Laura, Wespen traulich die Locken von der Stirne streichelnd. O wie gern verzeihen wir Mädchen tausend Unarten, die dieser liebe Fehler auf die Welt bringt!

Ich hatte Unrecht, nicht wahr? fragte Wespe heftig, Lauren an sich drückend.

Ja, flisterte sie mit niedergeschlagenen Augen: nur nicht, als Sie die Antwort auf Ihre Frage in meinen Augen lasen.

Du hast mir also verziehen, göttliche Laura?! jauchzte Wespe mit dem vollen Pathos eines wohlroutinirten Liebhabers, und drückte einen herzhaften Kuß auf ihre Purpurlippen.

Dein auf ewig! lispelte Laura, wenigstens zum funfzigstenmale in ihrem Leben, und sank mit einer sehr gut studirten Attitüde in seine Arme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Türken.

Es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß sich ein so ungebildetes Volk, als die Türken, so lange in Europa behauptet hat, ohne kaum einen Schatten von europäischer Bildung anzunehmen, ob es schon zu Nachbarn Teutsche und Italiener hatte und mit allen gebildeten Nationen der Erde verkehrte. Es ist geblieben, was es bei seinem ersten Eintritte in Europa war, grausam, faul, zerstörungssüchtig, roh und ohne Wissenschaften, die Christen verachtend, sclavisch gehorchend und aufrührerisch alles umkehrend, aber auch mäßig, stolz, unternehmend und muthig. Die gebildeten Europäer sahen bald mit Schmerz, noch öfterer aber mit Gleichgültigkeit die Wiege ihrer Religion und das Vaterland aller Wissenschaften und Künste in den Händen dieser Barbaren. Wenn sie den

einmüthigen Entschluß gefaßt, die Türken wieder in ihre Steppen zurück zu treiben und mit Eintracht und Beharrlichkeit ihn zur Ausführung gebracht hätten, so würden jetzt Syrien, Kleinasien und Griechenland in den Händen fleißiger und aufgeklärter Menschen seyn und diese schönen Gegenden würden als ein Heiligthum der ganzen Menschheit bewacht werden, aber da verhinderte der Neid, die Eifersucht, der Eigennutz und die Herrschgier, daß den Türken nicht ein Scepter entrissen wurde, das sie nicht mit Würde zu führen verstehn. Die herrlichsten Länder ließ man lieber veröden; die Menschen wurden abgemähet, wie Gras, und die Meisterwerke der menschlichen Erfindungskraft zerstört, und so gingen für die Ausbildung der Völker und ihre Thätigkeit Gegenden der Erde verloren, welche sonst der Stolz und eine Wohlthat für das Menschengeschlecht gewesen waren. Man ließ sie in den Händen von Menschen, welche kaum Sinn für menschliche Angelegenheiten haben, und welchen wildes Zerstören Freude macht.

Ein neuer Reisender durch die Länder der Türkei (Eton) behauptet, die Türken seyn nichts weiter als zerstörungssüchtige Eroberer und könnten gar nicht unter die Wohlthäter der Menschheit gezählt werden. Sie dächten stets bloß auf Eroberungen und bebten vor keinem Mittel zurück, ihren Plan einer allgemeinen Monarchie durchzusetzen; sie verletzten jeden Grundsatz der Gerechtigkeit und Nationaltreue, griffen ihre Nachbarn ohne Veranlassung, ohne Grund an und führten nichteinmal eine Ursache zur Vertheidigung ihres Verfahrens an; ohne Gnade mordeten sie die Besiegten oder schonten ihr Leben bloß in der Absicht, sie in die niedrigste Sklaverei zu führen, sie bemächtigten sich ihrer Weiber und Töchter, verkauften oder schändeten sie, ohne Rücksicht auf das häusliche Elend der unglücklichen Dulderinnen. — In der Türkei herrscht ein System von Verruchtheit und Abscheulichkeit, fährt Eton fort, das sich von den Stammvätern dieser Nation bis auf ihre jetzigen Nachkommen fortgepflanzt hat, das ihre Religion unterstützt und das selbst diejenigen billigen, welche sich die Diener Gottes nennen. Wo die Türken ihre Herrschaft ausgebreitet haben, da sind auch die Wissenschaften und der Handel, die Annehmlichkeiten und die Kenntnisse des Menschengeschlechts sogleich gesunken. Sie selbst sind nicht bloß grausam und unduldsam gewesen, sondern sie haben auch in Andern den Funken des Genies und der Beredsamkeit erstickt, die Denkmäler des Alterthums haben sie mit einer Art wilden Frohlockens zerstört und sich als eine wahre Geissel der Menschheit bewiesen.

Zum Verwundern ist, daß ein solches Volk als regierendes Volk unter gebildeten Nationen noch einzelne Vertheidiger gefunden hat; ein solches Verfahren kann in nichts als im Eigennutze oder in einem sonderlingischen Wesen seinen Grund haben; denn man sey auch ein noch so großer Freund der Gerechtigkeit, die türkische Regierung ist, in Gegenwart gebildeter Völker, ein Scandal für die Menschheit, und diese Regierung verachtet alle anders Denkenden und Glaubenden, mißhandelt sie und rottet sie ohne Barmherzigkeit aus. Sie ist wesentlich unverträglich mit den Zwecken der Menschheit, der Bildung der Völker und den Wissenschaften und Künsten, und wenn ein solches Ungeheuer, wo der Sultan täglich Menschen in dem Wahngiauben von Inspiration ohne alles Verschulden morden lassen kann, in einem gebildeten Erdtheile neben Nationen haußet, bei denen die Rechte der Menschen doch etwas gelten, so machen diese sich einigermaßen selbst der Verbrechen mit schuldig, welche die türkische Regierung begeht.

Dem Bösen muß der Kampf geboten, wo es sich zeigt, und der Wirkungskreis des Guten muß immer mehr erweitert werden.

Volksglückseligkeit.

Manche machen es den Regenten zur Pflicht, ihre Völker glücklich zu machen, was sie doch nicht vermögen; denn die Glückseligkeit besteht in angenehmen Gefühlen, welche in jedem Menschen anders gestaltet sind und von der Empfänglichkeit eines jeden abhängen. Den Einen macht dieses, den Andern jenes glücklich, und die Glückseligkeit, die dem Menschen aufgedrungen wird, ist keine mehr. Durch sie sollen alle unsere Neigungen befriedigt werden, und wir sollen uns nicht bloß wohl, sondern auch zufrieden befinden. Hätten wir daher auch die Mittel zur Befriedigung unserer Wünsche und Begierden in Händen, wären aber nicht mit unserm Zustande, als jenem eines vernünftigen und moralischen Wesen, zufrieden, so könnten wir uns nicht glücklich preisen. Jeder macht sich daher selbst glücklich, so viel als dies bei endlichen Wesen angeht und die Glückseligkeit ist jedes eigenes Werk und nicht das eines Andern, weil er allein weiß, was ihm am angenehmsten ist

Der Regent hat es also nicht unmittelbar mit der Glückseligkeit seines Volks zu thun, weil sie außerhalb der Sphäre seiner Macht liegt, sondern nur mittelbar; er kann theils die Hindernisse aus dem Wege räumen, welche die Volksglückseligkeit hindern, theils für Mittel sorgen, welche jeder nach seinem Belieben und seiner Einsicht zu seiner Glückseligkeit brauchen kann. Er sichere nur jedem seine Recht und gewähre ihm den Schutz, den er fordern darf, so wird sich jeder schon selbst glücklich machen, weil alle von Natur ein Streben darnach haben und jeder schon selbst thut, was diese verlangt.

Der Regent, welcher nach einer weise eingerichteten Verfassung regiert und die Gesetze achtet, wie die Menschheit, macht sein Volk am glücklichsten: denn dieses kann alles thun, was recht ist, und muß jedes Unrecht unterlassen. Und da nun die wahre und dauerhafte Glückseligkeit innerhalb des Gebiets des Rechts liegt, so ist ein freies Volk das glücklichste; es lebt unter dem Schutze der Gesetze; kann seine Kräfte beliebig nach seinen Einsichten brauchen, und alles thun, was recht ist; es kann frei denken und gesetzlich handeln und niemand darf es in dem Genusse seiner Rechte beeinträchtigen. Alles ist ihm erlaubt, was nicht durch die Gesetze verboten ist, und da es mit dem Stolze der Freiheit den Muth und den Unternehmungsgeist einer großartigen Denkart verbindet, so blühet ihm sein Glück, so weit als Menschenkräfte reichen und sein Wohlseyn ist ihm gesichert, wie seine Rechte.

Mosaik.

Am Morgen vor der Schlacht bei Fontenoi bemerkte Sir Robert Munro in den Reihen seines hochländischen Regiments auch den Feldprediger desselben, den Dr. Adam Fergusson. Als vorgerückt werden sollte, erinnerte er ihn freundlich besorgt, daß es wohl nicht nöthig sey, daß er sich der Gefahr aussetze; er möge sich doch lieber zurückbegeben. Mr. Fergusson dankte dem Obersten herzlich für seinen gutgemeinten Rath, setzte aber hinzu, daß ihm sein Amt und seine Pflicht, die er nie vergessen dürfe, gebiete auf seinem Platze zu bleiben. — Und wirklich blieb er auch während der ganzen Schlacht beim Regimente im heftigsten Feuer, betete mit den Sterbenden, sorgte für die Verwundeten und ließ sie in Sicherheit bringen. Durch seinen

furchtlosen Eifer, seine Besonnenheit, seine Freundlichkeit gegen die Soldaten — unter welchen er noch manchen Schulkammeraden hatte, durch seine Heiterkeit und seinen Ernst, wo es nöthig war, und endlich durch den steten Umgang mit ihnen, den er mit gar mancher Erzählung aus alter, frommer Heldenzeit würzte und heilbringend machte, gewann er einen entschiedenen und unbegränzten Einfluß auf sie, und sein Andenken blühte noch lange in Segen unter seinen Landsleuten, als er schon längst heimgegangen war. — Freilich mögen nicht alle Feldprediger gewesen seyn, wie er; denn sonst hätte man wohl schwerlich auf den Gedanken kommen können, diese Stelle bei den Regimentern ganz einzuziehen, was in der letzten Zeit in Schottland geschehen ist.

Zwischen Gemeinen und Offizieren herrschte eine einfache, biedere, aber nie unschickliche Vertraulichkeit, welche sich besonders zeigte, wenn sie in ihrer Landessprache, gälisch, miteinander sprachen. Dann fielen alle Titulaturen weg, und man nannte sich gegenseitig beim Taufnamen. Dieses thaten selbst vorzugsweise die ältern Diener gegen ihre Herren; ja sie erlaubten sich wohl gar gelinde Verweise und Erinnerungen, ließen aber auch ihr Leben für sie, und waren Muster in Treue und Gehorsam.

Herrliche, schöne Zeit, daß auch sie schon entschwindet!!

Abraham, Marquis du Quesne, einer der tapfersten Seemänner, der dem gesunkenen Ruhm der franz. Marine einen neuen Glanz gab, und selbst den Admiral Ruyter in mehr als einer Seeschlacht besiegte, war, wie sein Vater, ein treuer Anhänger des evangelischen Glaubens. Als ihm Ludwig XIV zum Lohne seiner Wunden und Dienste ein Landgut schenkte, äußerte er sein Bedauern, wegen seines Glaubens nicht mehr für ihn thun zu können. Du Quesne antwortete mit der Freimüthigkeit, die einem Manne von seinem Verdienste so gut steht: „Sire, wenn ich für ihre Majestät in die Schlacht ging, dachte ich nicht daran, daß sie eines andern Glauben sind, als ich.“

Auf die Nachricht von den Greueln der Bartholomäusnacht, (die man, um es beiläufig zu sagen, jetzt als etwas politisch nothwendiges, und gar nicht sehr bedeutendes darzustellen bemüht ist,) legte die Königin Elisabeth und ihr ganzer Hof Trauer an. Der französische Gesandte, Salignac, der Oheim des großen Fenelon bekam den Auftrag, diese Begehenheit der Königin in dem günstigsten Lichte zu zeigen. Er weigerte sich, ihn zu erfüllen, indem er sagte: „Sire, ich würde mich der Theilnahme an diesem schrecklichen Blutbade schuldig machen, wenn ich es zu beschönigen suchte. Ew. Majestät müssen sich an die wenden, die Ihnen zu der That gerathen haben.“ Und da diese Antwort den König erzürnte, setzte er hinzu: Ein König kann mit seiner Gewalt einen Edelmann unterdrücken, aber nie kann er ihm die Ehre entreißen.

Mehrere Statthalter weigerten sich, mit entschlossenem Muthe der Ausführung des blutigen Befehls. Nur in Rom jubelte man laut, und der Redner Karls des Neunten, Antonius Muretus, konnte nicht müde werden, seine Reden mit dem Lobe jener Nacht zu beflecken, und seine klassische Beredsamkeit einer That zu widmen, die als ein Verbrechen geistlicher Fürsten, die Unthaten der Marius und Sylla weit hinter sich läßt.

---

* Anfrage.

Woher mag die Sage entstanden seyn, daß sich auf Betten, die mit Hühner-Federn gestopfet sind, nicht ruhig sterben läßt.

Auflösung des Räthsels in Nro. 21.

Welle und Wind.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen.

Achter Jahrgang
Erstes Quartal

No. 23.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 20. März. 1823.

Und holde Bilder ferner Wonnezeiten
Zieh'n vor des Sängers stillbewegten Sinn,
Berühren leis' des Geistes zarte Saiten
Und tragen ihn in's Land der Dichtung hin.

D.

Widerbelebung.

Der Sänger stand in jenen heil'gen Hallen,
Wo Blüthendüfte zu dem Himmel wallen
Im heil'gen Dom, der göttlichen Natur,
Wo in der Farben zauberreicher Hülle
Sich sanft erhob der Blumen zarte Fülle
Am Weihaltar der neuverjüngten Flur.

Kalt war sein Herz, das in der Jugend Tagen
Für Lieb' und Dichtkunst wonniglich geschlagen,
Kalt war sein Herz für Liebe und Gesang,
Entflohen war der Sinn für Lieb' und Schöne,
Entflohn der Dichtkunst heilige Kamöne
Und fremd dem Ohr der Laute gold'ner Klang.

Und als er trauernd auf die Fluren schaute,
Zersprang die letzte Saite seiner Laute
Und still verklang der schwache Silberton:
„So ruhe sanft im heil'gen Dom der Zweige,
Du Lieb' und Lied" und an die deutsche Eiche
Knüpft' er die Laut' und eilte schnell davon.

Da tönt' es sanft wie Engelsmelodieen:
„Du willst die Dichtkunst, willst die Liebe fliehen?
Willst mich vergessen, die für dich nur lebt?"
Er schaut zurück, o wonniges Entzücken!
Amande ist's mit ihren Himmelsblicken,
Amande ist's die ihm entgegenschwebt.

„O!" ruft er aus und bleibt gefesselt stehen,
„Jetzt öffnen wieder sich des Himmels Höhen,
Ein neues Seyn giebt mir der Augenblick.
Gebt mir, o Götter! die verlornen Lieder,
Gebt mir das Saitenspiel, das Theu're wieder,
Gebt Liebe der verlaßnen Brust zurück."

Und freundlich schwebt in sanfter stiller Feier
Amanda ihm entgegen mit der Leyer
Und reicht ihm neubespannt sein Saitenspiel.
„Nimm es zurück und laß es freudig tönen —
Mit Lieb' und Dichtkunst mußt' ich dich versöhnen,
Sonst war dein Leben deines Lebens Ziel.

Ernst Engelhardt.

Das Liebhaber-Theater.

(Fortsetzung.)

Der Liebesrausch bei diesem Paare, dem gleich, den die zwei Trinker gegen einander heuchelten, welche gefärbtes Wasser als Wein zur Wette tranken, hatte so weit nachgelassen, daß sie wieder Augen für andere Gegenstände hatten. Da fiel Laura's Blick auf die arme Miranda-Rolle, die, verachtet und verschmäht, in einem Winkel des Sopha lag. Sie nahm sie und blätterte darin. Die Rolle ist wirklich belohnend, sprach sie nach einer Weile. Ich hätte beinahe Lust, mich in ihr zu versuchen.

O Geist des Widerspruches, dein Name ist Weib! scherzte Wespe. Weil das böse Mädchen es weiß, daß mir mit der Zerstörung des Bayard ein Gefallen geschieht, so will sie ihn halten!

Und es ist wirklich mein Ernst, sprach Laura, Wespe's Hand begütigend drückend, mit einem ihrer Liebesblicke, von denen sie immer einen guten Vorrath zum augenblicklichen Bedarf bei sich führte. Wäre es auch nur, um diesen undankbaren Spötter öfter zu sehen. So ungestört wie heute werden wir hier vielleicht nie mehr seyn können. Mein Vater geht zwar seinen Geschäften nach, und überläßt mich mir selbst, aber noch heute Abend kommt meine Tante von einer Reise zurück, nnd dann fahre wohl, goldene Freiheit! Dagegen die angenehmen Proben im traulichen Dunkel der Coulissen, unsere gegenseitige Freude an unserem Spiel und Kostüm; daß Volteggio nur wenig zu thun hat, ist nicht mit Golde zu bezahlen. Dadurch wird es mir möglich ihn so oft zu finden, als ich frei bin, und der Fleck zwischen der Thürwand und dem Waldhintergrunde ist ein liebes, herrliches Plätzchen. O das Liebhaber-Theater ist wahrlich das pikanteste Vergnügen unter dem Monde!

Wenn einer Laura Kuß es würzt! sprach Wespe zärtlich, indem er zugleich heimlich die Uebereilung belachte, mit der die Dame ihre wohlerworbene Lokalkunde, durch diese Schilderung, wahrscheinlich sehr gegen ihre Absicht, an den Tag legte.

Ja es bleibt dabei! sprach die Eitle, die Rolle durchsehend. Die Fräulein-Tracht im ersten Akte wird mir gut lassen. Mit der Guitarre läßt sich die Grazie in der Armhaltung zeigen. Singen mag die Birk in Gottes Namen. An der Romanze ist ohnehin nichts, und wenn man nicht vortrefflich singt, muß man es auf dem Theater gar nicht wagen. Nun, und wenn ich erst in meinem Pagenkleide erscheinen werde, dann mag sich jeder Schmetterling wohl in Acht nehmen, daß er sich nicht an meiner Flamme die Flügel versengt!

Wespen langweilte das fade Selbstlob, und er hielt sich die Hand vor den Mund, weil ihn ein Gähnen anwandelte, das ihn, wenn es Laura wahrnahm, leicht um den ganzen Lohn seines sauren, aus Lug und Trug bestandenen Tagewerkes hätte bringen können.

Da trat, Lauren eine verhaßte Stöhrung, ihm eine willkommene Erlöserin, die Willig'sche Köchin in das Zimmer, ein gewaltiges Packet tragend. — Die Liese des Herrn Senior's, sprach sie gleichsam entschuldigend: hat das gebracht, und expreß verlangt, daß es gleich an den Herrn Referendar abgegeben werden soll.

Aha! sagte Wespe zu sich. Die Furcht ist doch ein allmächtiger Hebel! Er erbrach. Der Bayard lag auf zwei respektabeln Folianten, auf ihm ein Billet, und Wespe las:

„Ew. Wohlgeboren schicke ich den Bayard mit ergebenstem Danke zurück. Wie Pontius

Pilatus (Absit tamen comparatio) muß ich bekennen und ausrufen: Ich finde keine Schuld an ihm! Das ist ein vortreffliches, wahrhaft christliches Stück, bei dessen Lesung mir die hellen Thränen über die Wangen gerollt sind. Ja, wenn vor zwanzig Jahren dergleichen Stücke unsere Bühne geschmückt hätten, wer weiß, ob die große Diana jemals geschrieben worden wäre! Durch die ausgezeichnete Moralität dieser Tragödie habe ich mich denn auch veranlaßt gefunden, die Begriffe des Herrn Conrectors über die Schicklichkeit von dergleichen Darstellungen in vertrauten Familienkreisen zu berichtigen. Derselbe schätzt es sich zur Ehre, seine Töchter dabei zu producirn, und bittet nur, nekst mir, inständig: daß weder seiner anfänglichen Weigerung, noch ihrer näheren oder entfernteren Veranlassungen gegen irgend jemanden erwähnt werden möge. Beifolgend zwei Bücher, worin Ew. Wohlgeboren die gewünschten Notizen finden werden. Wären sie nicht hinreichend, so erweisen Sie mir die Ehre, Sich in meiner Bibliothek, die Ihnen ganz zu Befehl steht, das Fehlende selbst zu suchen. Es wird mich dieß um so glücklicher machen, als es mir Gelegenheit giebt, Ihnen persönlich von Grund meines Herzens die Versicherung zu wiederholen, daß ich mit wahrer Liebe und Hochachtung lebenslang seyn werde" u. s. w.

Eine lange Epistel! sprach Laura, neugierig auf den Brief sehend. Was haben Sie denn mit dem pedantischen Senior so viel zu correspondiren?

Verlegen schwieg Wespe, denn er hatte keine Lust, den Brief zu manifestiren, weil sich Laura erst über seine Thätigkeit für den Bayard hätte wundern können, aus dem er sich angeblich nichts machte. Zugleich sehnte er sich, das, was er so glücklich ausgerichtet, seiner Aphanasia zu melden, und scheute sich, die ganz frische Liebe für Laura durch einen schnellen, unmotivirten Abschied zu plantiren. Da saß er kläglich da, neugierig von Lauren und der Köchin betrachtet, und eben überlegte er, ob ihn erdichtetes Nasenbluten oder Zahnweh aus dieser peinlichen Lage befreien solle, als ein Wagen draußen vorbei rasselte und vor der Hausthüre stille hielt.

Die Köchin sprang zum Fenster. Daß Gott erbarme, die Mamsell Tante! schrie sie, und rannte fort.

Himmel, die Tante! jammerte Laura. Ich rechnete noch auf ein Paar schöne Stunden. Auf Wiedersehn in der Leseprobe, leider nicht früher, doch um so herzlicher! und rasch drückte sie ihre Lippen auf die seinen und sprang der Köchin nach.

Der Sieg ist errungen, und nicht allzu theuer, flisterte Wespe mit einem Faunengesichte, und schlich sich, einen gewaltigen Katzenbuckel machend, zur Thür hinaus.

Am andern Morgen saß der Amtsrath, wieder mit einem höchst verdrüßlichen Gesichte, am Kaffee-Tische, blätterte in dem Bayard, der ihm so viel zu schaffen machte, und mit den Tabackwolken, die er ausbließ, entquollen ihm einzelne Ausrufe des Unmuths. Es wird eine jammervolle Production! — Und auf mir liegt alles — alles! Ich werde Herkules-Arbeit haben, um mich recht vollständig zu blamiren. Der Brauß läßt sich mit keinem Blicke sehen! — Nun, es soll mir eine Warnung seyn.

Ich bringe gute Nachrichten, lieber Vater! rief Aphanasia, in das Zimmer tanzend. So eben habe ich sie von Walthern erhalten. Er war zu beschäftigt gewesen, um unsere revolti

renden Schauspieler selbst zu bearbeiten, und hatte deshalb Wespen herumgeschickt.

So? fragte der Amtsrath. Mir nicht lieb. Ich werde dem Menschen immer mehr verpflichtet, und das setzt mich in Verlegenheit. Nun, hoffentlich hat er wenig oder nichts ausgerichtet. Denn mit der Satyre gewinnt man in der Regel die Herzen am wenigsten.

Ich sagte Dir ja, daß ich gute Nachrichten brächte, antwortete Aphanasia. Wespe hat Wunder gethan. Die Willig hat ihre Rolle bald da behalten.

Nun ja, rief der Amtsrath halb lachend, halb ärgerlich: das will ich glauben, das ist eine rechte Kunst! Er hat schön mit ihr gethan. Damit konnte er sie zu allem möglichen bringen, und das wird ihm nicht sauer geworden seyn. Das Mädchen ist hübsch und verliebt, und er ist ein windiger Page.

Das Horneck'sche Ehepaar hat seine Rollen wieder holen lassen, referirte Aphanasia weiter, mit einem Seufzer, der der fatalen Vermuthung des Vaters beipflichtete.

Das will etwas mehr sagen, meinte der Amtsrath: denn die Horneck ist ein determinirter Satan, und ich habe sie immer mit den Liebha' berinnen hingehalten. Nun, dafür soll sie auch im nächsten Stück eine haben.

Das ist ihre einzige Bedingung, sprach Aphanasia. Wespe hat ihr die Pächterin im Rehbock versprochen.

Ein wenig keck von dem jungen Herrn, murrte der Amtsrath. So in meinem Namen in's Gelag hinein zu versprechen. Zwar keck ist er, das hat er mir bewiesen, schwarz auf weiß.

Du hattest uns Charte blanche gegeben, erinnerte Aphanasia mit sanfter Mahnung.

Ja doch, ja! rief der Amtsrath ungeduldig. Aber wir sind noch nicht fertig. Die Willig hat er mit Zärtlichkeit, die Horneck mit einer Rolle encollier. — Nun, der Postmeister hängt als Appendix an der Frau —

Hat auch erst durch den Orden vom goldenen Sporn gewonnen werden müssen, fiel Aphanasia ein.

Wahrhaftig! rief der Amtsrath lachend. Der Wespe ist ein feiner Jünger. Er sollte Premier-Minister werden, denn er versteht sich darauf, die Menschen zu behandeln. Ich könnte ihm gut werden — wenn ich ihm nicht gram seyn müßte. Aber was hilft mir das alles, so lange er nicht den Conrector, oder vielmehr, denn das arme Schaf weiß nichts von Insurrection, den Senior bezwungen hat.

Er hat ihn bezwungen! rief Aphanasia. Hier ein Billet des Seniors an ihn, was wir uns nicht besser wünschen können. Auch hat Albertine schon mit großem Jubel die Rollen für sich und ihre Schwester abgeholt.

Der Amtsrath las das Billet und lachte noch einmal recht herzlich. O du Spitzbube! rief er endlich. Da hat er den eiteln, furchtsamen Senior gekitzelt und geschreckt. Grade wie Champfort sagt: Zuckerbrod und Peitsche, und der arme, alte Affe springt à merveille! Was er für Lockungen und Territionen gebraucht hat, mag der Himmel wissen, aber so viel hat seine Richtigkeit, daß ich nicht in der Nähe des Pfiffikus leben möchte. Ich würde jeden Augenblick befürchten, daß er auch mir das Seil über die Hörner würfe und mich führte, wohin es ihm beliebte.

Das fürchte ich nicht, sagte unbefangen Aphanasia. Wespe hat immer mit ungeheuchelter Achtung von Dir gesprochen.

Nachdem er seine Galle gegen mich auf das Papier gegossen, ist ihm der Fonds ausge-

gangen, erwiederte der Amtsrath hitzig. Ich habe den Teufel von seiner Achtung!

Sonst könnte deine Besorgniß wahr werden, fuhr Aphanasia fort. Wie mir Walter erzählt, wird Wespe in Ehrmanns Stelle einrücken.

Millionen Tausend! schrie der Amtsrath: das ist mir fatal! Da stehe ich fortan ewig zwischen Thür und Angel. Allen Umgang mit ihm abschneiden darf ich nicht, weil ich mir den Beelzebub nicht zum Feinde machen mag. Freunde können wir nicht werden, so lange mir die Deduction am Herzen nagt. Das wird eine jämmerliche Halbheit werden, und dabei ist das Menschenkind so angenehm zudringlich, daß man sich seiner bei dem besten Willen nicht erwehren kann.

Noch ist es ja nicht gewiß, tröstete Aphanasia: und wenn es wäre, so gönne doch dem armen Menschen das Ruheplätzchen hier. Du bist ja sonst so gut, und wirst doch nicht gerade gegen ihn unversöhnlich seyn. Er wird Dich gewiß in keiner Beziehung belästigen. Thut es ihm doch schon sehr leid, daß er Dich früher gekränkt hat, ohne dich zu kennen.

Der Amtsrath war während dieser Schutzrede wieder in den Bayard versunken. Dann sah er in den Prolog der Geburtfeier und schnitt dazu ein Gesicht, als ob ihn die Kolik peinige.

Fehlt Dir etwas, Väterchen? fragte Aphanasia besorgt.

Ja wohl, ja wohl! stöhnte das Väterchen. Nun wir nach langer Qual mit dem Personale im Reinen sind, machen mir die Dekorationen und Requisiten Drangsal.

Wir brauchen ja nur drei Zimmer, eine Wirthsstube und zwei Waldgegenden, erwiederte Aphanasia. Die haben wir, gut gemalt und fast ganz neu.

So? fragte der Amtsrath ärgerlich. Weiter brauchen wir nichts? Aber so seyd Ihr Weiber! Immer auf der Oberfläche schwimmend, niemals der Sache auf den Grund kommend! Brauchen wir keine Höhle, kein Zelt? Brauchen wir zum Prologe keinen Tempel des Ruhmes?

Nun, das hast Du ja alles bei Krautbergs einzigem, also besten Stubenmaler bestellt, sagte Aphanasia schalkhaft: und ich dächte, schon gestern Abend wäre der Tempel des Ruhmes auf das Theater gekommen.

Ja wohl! schrie der Amtsrath: und ich habe die Unform gleich in Stücke zerrissen und zertreten. Das wäre mir ein Tempel des Ruhmes! Wenn das Ding nicht weiß angestrichen war, so mußte man es für den Tempel halten, den die beiden ersten Sylben in der schönen Charade: Galgenstrick, bezeichnen.

Und die Höhle? und das Zelt? fragte Aphanasia, sich im Stillen an der Verlegenheit des Vaters ergötzend.

Bei denen hat mir der Künstler geradezu seine Dienste aufgekündigt, antwortete der Amtsrath: als er sah, wie es seinem herrlichen Tempel erging. Und wollte ich ihn auch zwingen, er würde mir doch nur Mißgeburten zur Welt bringen, die ich wieder zertreten müßte.

Bei dem Tempel bist Du doch vielleicht zu eilig gewesen, wendete Aphanasia ein. Wer weiß, ob er nicht bloß ein wenig abgeändert werden wurfte, um sich dann erträglich auszunehmen. Komm' mit auf das Theater. Wir wollen uns die Trümmer betrachten und sehen, was sich daraus machen läßt.

Um Dir zu beweisen, daß das leeres Stroh gedroschen wäre, will ich Dich begleiten, sagte der Amtsrath. Ginge es aber auch, so haben wir noch keine Höhle und kein Zelt, und mein ärgstes Unglück kennst Du noch gar nicht.

Das wäre? fragte Aphanasia mit erkünstelter Neugier, denn sie wußte schon seit gestern, wovon die Rede war.

Das unglückselige Kostüm! klagte der Amtsrath. Die Ritterrüstungen und Fahnen sind bei dem Klempner und Maler bestellt und werden bis zur Darstellung fertig. Schwerter und Hellebarden liefert mir Graf Erbach aus seiner Rüstkammer; aber die Rüstungen für das französische und für das feindliche Heer fehlen. Aus einfältiger Sparsamkeit wollte ich sie mir von dem Theater in der Residenz für Geld und gute Worte leihen, weil ich doch in diesem Leben kein Spektakelstück mehr geben werde. Nach langem Warten meldet mir gestern mein Agent, daß gerade am Geburttage des Generals, dort Kaspar der Thorringer gegeben wird, und der Klempner erklärt geradezu, daß er in der kurzen Zeit ein halbes Schock Rüstungen nicht fertig machen kann.

Das ist freilich schlimm, sagte Aphanasia. Aber gräme dich nicht unnöthig vor der Zeit, Väterchen. Es wird sich Alles finden. Vielleicht weiß Walther Rath, oder Wespe, oder auch Brauß, der sich doch glücklich schätzen sollte, ein Stück zu befördern, in dem ich ihm so zärtliche und schmeichelhafte Sachen zu sagen habe.

Ja, der! brummte der Amtsrath. Wenn es die kalte Iphigenia wäre, oder der langweilige Tasso. Aber ein Drama von Kotzebue, in dem er gleichsam nur aus Gnade mitspielt.

Ich möchte keinen Liebhaber, rief Aphanasia schnippisch: der für mich etwas aus Gnade thäte, und mir das zu verstehen gäbe.

So? fragte der Amtsrath mit langem Gesichte. Ich gebe Dir Deinen vorigen Trost zurück: das wird sich Alles finden. Komm' nur jetzt mit auf das Theater, um Dich zu überzeugen, daß Du wieder einmal unrecht gehabt hast.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der russische Graf Scheremetieff wird jetzt für den reichsten Privatmannin Europa gehalten: er ist Eigenthümer von 120,000 Bauern, welche seine Sklaven sind, und besitzt außerdem prächtige Güter und ansehnliche Capitalien. Der Mittelpreis eines Bauern wird auf 1000 Rubeln, etwas über drittehalb hundert Thaler, angeschlagen. Man kann hieraus leicht den Zustand abnehmen, in welchem sich der Landmann in Rußland befindet.

Man sucht das politische Leben zu verbessern, thut aber nicht so viel für das Privatleben, als nothwendig wäre. Es giebt hier Gebrechen, an deren Abstellung auch der Regierung gelegen seyn muß. So ist das Verhältniß zwischen dem Gesinde und der Herrschaft jetzt ein ziemlich regelloses, und es wäre wohl zu wünschen, daß Gesindeordnungen erschienen, welche dem gegenwärtigen Zustande der Dinge genau entsprächen. Ein sehr großer Theil der Dienstboten will nicht arbeiten, nicht gehorchen, behandelt seine Herrschaft grob, und will diese nicht nachgeben, so läuft er fort und ein solcher Dienstbote hat in wenig Tagen wieder eine andere Stelle, vorzüglich ist dies auf dem Lande der Fall, wo die Obrigkeit entfernt wohnt und die Herrschaft nicht sogleich ihre Zuflucht zu ihr nehmen kann, wie dies in den Städten geschehen kann, wo leichter Hülfe möglich ist. Indessen trift man auch hier auf Dienstboten, welche ihre Herrschaft in einem Vierteljahre drei nnd mehrmals wechseln. Gefällt ihnen ein Dienst nicht, so machen sie es so toll, daß die Herrschaft froh ist, wenn sie Leute

los ist, die alles thun, was ihr zum Nachtheile und zum Verdrusse gereicht. Die Regierungen können sich um ihre Unterthanen sehr verdient machen, wenn sie durch gute Gesetze den Uebeln zu steuern suchen, welche jetzt einem Hausvater und einer Hausmutter schlechtes Gesinde verursacht, wovon der größte Theil sehr verdorben ist. Es kann nicht Lohn genug erhalten und doch ist ihm jede Arbeit zuwieder. Wer einen Vertrag eingeht der muß ihn auch nach Kräften zu erfüllen streben.

Die Unbeweglichkeit einer Regierung verstößt gegen die Zeit und gegen die Vernunft, und es ist daher unklug, immer auf dem Punkte stehen bleiben zu wollen, wo man einmal gestanden hat. Man schadet sich am meisten, und die Unzufriedenheit der Völker ist Eine der ersten Folgen, die sich zeigt. Alles verändert sich im Laufe der Dinge, und was sich nicht verbessert, das verschlimmert sich. Die meisten Menschen wissen, durch die Noth und die Einsicht belehrt, recht gut, was sie der Regierung zu leisten haben, und was ihnen diese schuldig ist.

Muth in gerechten Dingen ist jederzeit eines edlen Mannes würdig.

Unterhaltendes.

Der Kanzler Duprat widmete sich als Wittwer der Kirche, um reich zu werden. Als er nun in wenig Jahren Erzbischof von Gap, Meaux, Valence, Albi, Sens, und Kardinal geworden, wollte er auch Pabst werden. König Franz stellte ihm aber vor, daß die Intriguen des Vatikans zu viel kosteten; er aber entdeckte dem König, daß er sich dessen versehen, und 400,000 Thaler, (eine ungeheure Summe für damalige Zeit) dazu bereit liegen habe. König Franz schickte gleich hin und ließ ohne allen Vorwand die ganze Summe in seine leere Schatzkammer holen. Als Duprat nach Hause kam und das Nest leer fand, grämte er sich über diesen Verlust so sehr, daß er nicht lange nachher vor Kummer darüber wirklich starb.

Diese Anekdote zeigt, daß König Franz mit der türkischen Staatspolitik sehr bekannt, dabei jedoch so billig war, den Duprat mit der seidenen Schnur zu verschonen.

Rechtsgeschichte.

Aus dem Mittelalter.

Aus einer mir in Manuskript vorliegenden Vehmgerichtsordnung theile ich den Freunden der Rechtsgeschichte den Abschnitt mit, welcher die Form des Kontumazialverfahrens bei den Freienstühlen darstellt.

Erscheint in drei vor dem Freienstuhle anberaumten Terminen weder der Verklagte selbst, noch statt seiner Jemand, ihn zu vertheidigen, „so," heißt es in dem Manuskript, „saltu den verklageden verbodeden man, die ungehorsam geweſt und noch is aver noymen by syme cristlichm namen und to namen und sprechen dan alsus: Den man neme ich hiir up ute dem rechten ute dem freden und ute dem fryheiden die keiser Karl gesat und pawes Leo bestediget hefft und vort alle furſten hern rittere und knechte frien und fryscheppen gelovet und geschworn hebn in dem lande to Sassen und werpe en neder van dem hogesten grade in den nederſten grait und setten en ute allen fryheiden freden und rechten in honnyngesban und wedde und in den hogesten unfreden und ungnade und machen en unwerdich achteloiſs rechteloiſs siegelloiſs eerloiſs fredeloiſs und unbequeme alles rechten und verfoire en und verfeme en und setten en heer na saten der heymlichen achten und wise synen hals dem reipe

synen lycham den vogelen und dieren in der lucht to verteren und bevele syne seele gode van hemele in syne gewalt und sette syn leen und gudt den hern ledich dar dat van tor leen roirt syn wyff weduwe und syne kindere weisen, und nemen dan syn dei strenge van seilen aber weden geboiget und werp die over den werff ute dem gerichte und so sullen dan alle die jenen die ume dat gericht stait ute dem monde spien gelych off men den selven vort in der stont henge dar ume wat bey dar so unwerdig und versmaet gemacht is worden."

Soest. Dr.

Perlen,

gesammelt auf den Tiefen der Natur, des Lebens und der Kunst.

Wie manche Krankheit greift die Farbe des Gesichts so mächtig an, daß niemals, oder doch spät erst, die der Gesundheit, wie vormals, wiederkehrt; — so giebt es auch Erfahrungen im Leben, die nie die Freuden des Frühlings wieder in der Seele emporkeimen lassen.

Liebe allein darf nie den Mann beherrschen und das Ziel seiner Wünsche seyn. Denn seit das weibliche Geschlecht zu einer größern Selbstständigkeit im Staate gelangt ist, hat die Geschichte weniger große und edle Thaten des Einzelnen als im Alterthume aufgezeichnet.

An das ernste Treiben des Krieges hängt sich mit desto engern Banden die heitere Lust des Lebens, wie der Epheu sich fester an den Stamm der Eiche anrankt.

Es giebt eine doppelte Resignation im Leben — wie Janus zwei Gesichter zeigt. Der eine findet Mattheit des Kraftgefühls, Trägheit der Seelenkräfte in ihr; der andere aber Zurückhalten der geistigen Stärke, das Aufopfern für das Große, das Hinwerfen des Lebens für den edlen Stolz der Seele. Dieser Andere nur trägt das innere, heitere Gesicht des Janus, wenn auch vielleicht nicht vor sich, aber doch gewiß in sich.

Frohsinn.

Walle durch's Leben hin
Immer mit heiterm Sinn,
Nutze den Augenblick,
Denn er kehrt nie zurück.

Wenn Dir in dunkler Nacht
Freundlich kein Sternchen lacht,
Wenn Dich der Sturm umweht,
Denke die Nacht vergeht.

Hüllt Dich der Nebel ein,
Hoffe auf Sonnenschein,
Sticht Dich die Sonnengluth,
Ruht sich's im Schatten gut.

Leicht, wie um's Blumenbeet
Kosend der Zephyr weht,
Flatt're von Kuß zu Kuß,
Neues nur giebt Genuß.

Hält auf der Lebensbahn
Endlich der Tod Dich an,
Folge am Pilgerstab
Fröhlig hinab ins Grab.

Carl Wilh. Karnstädt.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen.

Achter Jahrgang
Erstes Quartal

Nro. 24.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 23. März. 1823.

Die Menschen sind, was Menschen immer waren,
Gemisch von Schwachheit und von Kraft;
Oft spricht Vernunft, und öfter Leidenschaft,
So sind sie seit sechstausend Jahren
Im Strom der Zeit hinabgefahren,
Und meistens nur, wozu der Augenblick sie schafft.

Seume.

Tarpeja.

(Altrömisch.)

Gegründet war am Tiberstrande
Die Heldenstadt des Romulus,
Bestimmt zur Herrscherin der Lande
Vom unbetret'nen Scythensande
Bis an den Strom Oceanus.
Verschlagenheit und Stärke hatten
Den spröden Ehegott bekämpft,
Und Flehn und Kosen junger Gatten
Geraubter Schönen Zorn gedämpft.

Allein der Neuvermählten Brüder
Und Väter, groß an Kraft und Muth,
Umschienten mit Metal die Glieder,
Und foderten die Beute wieder,
Und für die Kränkung Römerblut.
Sie rückten an in dichten Schaaren,
Mit Flammeneifer für den Streit,
Im Schwertgetümmel wohl erfahren
Und trauend auf Gerechtigkeit.

Wie wenn des untern Meeres Welle,
Vom Sturm empört, die Küste schlägt,
Und dann die Luft mit Adlerschnelle
Das dumpfe Tosen zu der Schwelle
Der bangen Fischergattin trägt,
So brauf'te rings von Kriegeslauten
Das Aehrenfeld, der Eichenwald,
Und Roms Bewohnerinnen schauten
Voll Angst Bellonens Ungestalt.

Tarpeja nicht. Ihr Blick entdeckte
Mit wilder Freudetrunkenheit
Was alle zartern Seelen schreckte
Und Schauer selbst in Männern weckte,
Die lang' umhüllt das Friedenskleid,
Denn ihr Geliebter zog in Waffen
Mit jenen Rächern muthig aus,
Und seinem Heere Sieg zu schaffen,
Vergaß sie Rom und Vaterhaus.

Zum Plutus auch, zum Prunke flogen
Des eiteln Busens Wünsche hin.

Der armen Einfalt ungewogen,
Um Schmuck und Glanz in Rom betrogen,
Verbannte sie den Bürgersinn.
Wo unterm Schutze fremder Laren
Der reiche Gürtel sie umwand,
Die Gemme strahlt' in ihren Haaren,
Da war ihr Heerd, ihr Vaterland.

So blickte sie mit Gluthverlangen
Auf des Gefildes Lanzensaum.
Und sieh'! ein Herold kam gegangen,
Deß Locken grüne Zweig' umschlangen,
Gebrochen vom Olivenbaum.
Er stieg mit feierlichem Schritte
Zum hohen Capitol empor;
Und, eingedenk der Völkersitte,
Vergönnte man ihm Schutz und Ohr.

Von seinen Lippen strömten Klagen
Um Friedensbruch und Frevelsucht:
„Ihr habt die Ehrlichkeit erschlagen,
Den Gram vermählt mit Freudentagen;
Doch falsche Saat bringt böse Frucht.
Bevor aus gottverhaßten Mauern
Auf immer flieht das kurze Glück;
O stillet banger Väter Trauern,
Und gebt den schönen Raub zurück!"

„Und will sich Romulus nicht fügen,
So überlaßt ihn seiner Schuld!
Er suche sich auf irren Zügen
Bei Lästrigonen und Japygen
Ein neues Reich mit Ungeduld!
Ihr aber räumet uns die Veste
Zum sichern Friedensunterpfand',
Und zieht mit uns, als werthe Gäste,
Hinüber in's Curetenland!"

Entgegnet wird mit stolzer Kälte:
„Wir warben sanft um Hymens Band,
Doch weil der Bitten Macht zerschellte,
So duldet, daß Gewalt vergelte,
Was unsre Seele schwer empfand!
Die Veste soll kein Feind entweihen,
So lang' ein Schwert erblinkt, ein Pfeil,
Und unserm Könige verleihen
Die Götter Sieg und ew'ges Heil!"

Da ruft der Herold: „Wankt, ihr Zinnen,
Gemäuer zittre, Tiefen dröhnt!
Laß Deine Schrecken, Mars, beginnen,
Und nur die Unschuld frei entrinnen,
Wenn blutend der Verbrecher stöhnt!"
Und als er so den Kampf befohlen,
Entweicht er zürnend bis an's Thor.
Hier flistert heimlich und verstohlen
Ihm eine Römerin in's Ohr;

„Was eilen, wie auf Raub betroffen,
Sabiner, Deine Sohlen fort?
Verwandle schnell den Zorn in Hoffen!
Die Burg ist diese Nacht Dir offen,
Nur schwöre schleunig in mein Wort:
So wahr die Sterne droben hangen,
Der Styx sich unten schaurig regt,
Tarpejus Tochter soll empfangen,
Was der Cureten Linke trägt!"

„Doch wie? Du zögerst, zu vollbringen,
Was freier Edelmuth gewollt?
Sei klug und rasch! Die Zeit hat Schwingen;
Wozu doch prangt in weiten Ringen
An Eurer Linken theures Gold?
Für eine Burg es hinzugeben,
Wie klein, wie ärmlich der Verlust!
Und mir gewährt es frohes Leben
An meines theuren Jünglings Brust."

Der Herold schwört in ihre Worte,
Und zieht von dannen hoffnungvoll.
Doch ihr durchjammert es die Pforte,
Wie schauerlich am Geisterorte?
Die Danaide jammern soll.
Es fliegt, vom lauten Rabenvolke
Verfolgt, ein Uhu schreiend auf,
Und eine schwarze Wetterwolke
Verhüllt der Sonnenrosse Lauf.

Durchströmt nicht plötzliches Erbangen
Den Busen Dir, Verrätherin?
Hält keine Wehmuth Dich umfangen,
Und rinnen über Deine Wangen
Nicht Reuethränen brennend hin?

Umschlungen von der Habsucht Garnen,
Des reichen Lohnes schon gewiß,
Verlacht sie frevelnd deines Warnen,
Und spottet Dein, o Nemesis!

Der Tag entweicht nach langem Säumen,
Den Trug befördernd, sinkt die Nacht
Hernieder zu den Erdenräumen.
Die müden Burgbeschützer träumen
Mit schwerem Haupte von der Schlacht.
Da steigt, als höb' ihn Windesflügel,
Der Feind hinauf die Felsenbahn,
Und ach! Tarpeja hebt den Riegel,
Des Schlosses Thor ist aufgethan.

Und Fackeln sieht man angezündet;
In's Inn're schleicht der Siegerschwarm,
Und eh' der tiefe Schlaf entschwindet,
Der Kriegestraum entfleucht, umwindet
Die Fessel jeden Römerarm.
Jetzt schallen laut Triumphgesänge,
Daß rings der Wiederhall erwacht,
Und jauchzend wallt die Kriegermenge
Umher in glanzerfüllter Nacht.

Da sieht die Jungfrau ihren Theuern,
Und fliegt ihn liebekühn an's Herz,
Doch er, den Treu' und Recht befeuern,
Will nimmer Amor's Bund erneuern;
Mit Wuth erwiedert er und Schmerz:
„Hier nimm, was unsre Linken tragen,
Daß ewig Deine Gier sich stillt!
Es soll Dir Bein' und Mark zerschlagen!"
Und wirft auf sie den Eisenschild.

Und alle Waffenbrüder stürmen
Heran, entbrannt zu gleicher That.
Kein Flehn um Gnade kann sie schirmen.
Man sieht die Schilde hoch sich thürmen,
Zerschmettert büßt sie den Verrath.
Der Herold aber streckt die Hände
Zum Eisenhügel aus, und spricht:
„Gerechte Götter, also ende,
Wer boshaft Ehr' und Treue bricht!"

M. H. A. Schmidt.

Das Liebhaber-Theater.

(Fortsetzung.)

Sie gingen. Aus den Garderoben scholl ihnen lautes Getümmel entgegen. Dort arbeiteten unter der Direktion des Krautberger Buchbinders und seines Gesellen die ältesten Schulknaben, halb vergraben unter Pappebogen, Papierscheeren, Linealen und Kleistertiegeln, an den Rüstungen der Armeen, die Welschland erobern und vertheidigen sollten. Ein Helm, ein Panzer aus Pappendeckel, gehörig ausgeschmückt, waren als Normale aufgestellt, und da die Sachen fabrikenmäßig betrieben wurden, so hatte man schon viel gefördert. Ein Dutzend Kopieen war schon fertig und beklebt. In Silberpapier glänzten die Franzosen, schwarzes Glanzpapier mit goldenen Zierrathen schmückte die Spanier und Venezianer, und rüstig rührte sich Alles und schnitt und nähte, und klopfte und kleisterte, um eine respektable Armee auf die Beine zu bringen.

Sieh' doch! rief der Amtsrath sehr heiter. Komödiantenstaat! Doch Abends bei Lampenlicht wird sich das alles recht gut ausnehmen. Ein guter Einfall! Wer hat das angegeben? Gewiß der Herr Assessor Walther?

Nein, der Herr Referendar Wespe, antwortete der Buchbindermeister, der eben einen noch nassen Spanierhelm zu den anderen trug.

Der Amtsrath zuckte, als ob er plötzlich einen Nadelstich bekäme, und stieg still auf das Theater hinauf. Kaum traute er seinen Augen. Ein großes Feldherrnzelt, prächtig dekorirt, mit herrlichem Faltenwurfe glänzte ihm entgegen.

Nicht zu nahe! Die Farben sind noch naß warnte ihn eine Stimme dahinter. — Behutsam schmiegte er sich daneben vorbei und staunte von neuem. Ein großer Tempel, in den edelsten griechischen Verhältnissen, lehnte grundirt im

*

Hintergrunde, und in einem alten Ueberrocke stand der verhaßte Wespe, unter einer Menge Farbentöpfen, vor einem Gesperre mit Leinwand überspannt und kleckte mit kühnem, gedankenschnellen Pinsel darauf herum.

Das wird die Höhle bei Longara! jubelte der Amtsrath, als ihm die kräftigen Felsenmassen, fast unter seinen Augen geboren, entgegensprangen. Sehr brav, auf Ehre, alles sehr brav! Herr, Sie sind ein Tausendkünstler!

Es freut mich, wenn meine Versuche Ihren Beifall haben, sprach der Referendar, sich verbindlich zu ihm umdrehend. Ich habe wenigstens den guten Willen, mich Ihnen nützlich zu machen.

Respekt auch vor den Vollbringen! rief der Amtsrath. Herr, Sie sind ja in alle Sättel gerecht! Lakay, Notar, Prologdichter, Geschäftsträger, Requisitenmeister, Theatermaler, und alles musterhaft. Wenn Sie ein eben so guter dramatischer Künstler werden, so reichen Iffland und Fleck Ihnen kaum das Wasser!

Hast Du schon den Tempel gesehn, Väterchen? rief Aphanasia. Den wirst Du gewiß nicht zertreten.

Ich möchte, Aphanasia, ich möchte, flisterte er ihr zu. Meine Passion reißt mich hin. Habe ich nicht jetzt mit dem Bösewicht so freundlich gesprochen, als wären wir die besten Freunde. Das kann so nicht bleiben!

Mit Donnergepolter fiel jetzt Bayard's Zelt um, und darauf hin stürzte in seiner ganzen Länge der Herr von Brauß. Erschrocken sprangen Alle zu. O weh mein Faltenwurf! rief Wespe.

Aber sagen Sie mir, was machen Sie für einen Spektakel, und verderben die schöne, mühsame Arbeit? zankte der Amtsrath.

Ich suchte Sie in Ihrem Zimmer und wurde hierher gewiesen, antwortete Brauß, indem er sich gleich einer wunderlichen Macke aufrichtete. Das Weiß, Grau und Schwarz der Zeltleinwand hatte sich auf Weste und Hosen abgedrückt, das Scharlachroth der Kuppel sein Gesicht mit einer wunderlichen Aurora bestrahlt.

Deßhalb brauchten Sie immer noch nicht das Zelt umzuwerfen, sprach der Amtsrath, während Wespe sein Machwerk wieder aufrichtete und mit rührender Geduld den Schaden ausbesserte.

Und wie sie aussehn! schalt der Amtsrath unter Aphanasia's leisem Kickern fort. Was hatten Sie mir denn so eilig zu sagen?

Daß ich weder zur Leseprobe, noch zur ersten Spielprobe kommen kann, antwortete Brauß. In der Residenz wird die natürliche Tochter von Göthe gegeben. Die fremde Schauspielerin macht die Eugenie. Das kann ich nicht auslassen. Sie müssen also andere Arrangements treffen.

Herr Gott! jammerte der Amtsrath. Was für Arrangements? Walther hat sich gerade die beiden Tage frei gemacht. Die fremden Offiziere sind auch schon beschieden, und kommen mir am Ende gar nicht mehr, wenn ich es ihnen dießmal sans rime et sans raison absagen lasse. Auf der andern Seite ist Bayard die Hauptrolle, und kommt fast gar nicht vom Platze.

Leider! erwiederte Brauß verächtlich. Aber dem schlechten Stück zu Ehren werde ich wahrhaftig kein Göthesches Meisterwerk versäumen. Wissen Sie was, lieber Amtsrath, ich will Ihnen meine Rolle hier lassen. Sie kann ja von jemanden gelesen werden. Dem übrigen Personale kann das einerlei seyn, und ich mache mir aus solchen Uebung-Mannövers vor der

Schlacht nicht viel, da ich ziemliche Bretersicherheit habe.

Und wen soll ich wieder zum Lesen der Rolle auffingen? fragte kläglich der Amtsrath. Unser ganzes bühnenrüstiges Personal ist ja schon durch die Besetzung erschöpft.

Nehmen Sie den Souffleur, schlug Brauß vor, der jetzt erst seine Färbung wahrnahm, und die Schattirungen, die er vertilgen wollte, mit dem Schnupftuche immer tiefer in die erbsenfarbenen Beinkleider einrieb.

Das ist wieder ein toller Vorschlag! schalt der Amtsrath. Wollte ich mir es auch in der Leseprobe gefallen lassen, aber in der Spielprobe? Sollen die andern Schauspieler sich daran gewöhnen, den Bayard im Souffleurloche zu haranguiren? Oder soll der Souffleur mit Buch und Klingel herauf steigen aus seiner Höhle und als Person unter uns herum wandeln? Nein Freund, ich äftimire Sie sehr, aber so müssen Sie mir nicht kommen, und wenn Sie mir keinen ordentlichen Substituten stellen können, so lasse ich Sie wahrhaftig nicht nach der Residenz.

Wenn Sie erlauben, Herr Amtsrath, sprach bescheidentlich Wespe: so will ich den Bayard in den Proben lesen. Mein Volteggio kommt ja nur in der letzten Scene des zweiten Aktes vor. Sie dagegen erst im vierten, und können mich für die kurze Zeit ablösen.

Wenn es denn nicht anders seyn kann, so nehme ich Ihr Erbieten mit Dank an, lieber Wespe, sagte der Amtsrath, und erschrack zugleich über den „lieben Wespe," der ihm bei der Gelegenheit entwischt war. Im Aerger darüber grollte er gegen Brauß, daß es doch sehr Unrecht sey, die Hauptrolle zu übernehmen und ihn dann auf solche Weise, und aus einer ganz nichtigen Ursache in Verlegenheit zu setzen.

Brauß hörte nicht auf den Verweis, weil er sich noch immer eifrig beschäftigte, die Zeitfarben in seine Kleider zu reiben. Der verwünschte Unrath! rief er endlich. Und obendrein stinkt er wie die Pest. Ich muß, bei Gott! im Galopp nach Hause, meine Kleider zu wechseln.

Und ohne Adieu rannte er fort. Freudig sahen ihm Wespe und Aphanasia nach, und dann einander lächelnd an, und während dem trabte der Amtsrath vorn am Proscenium auf und nieder, und brummte: Heute wollte mir mein Herr Schwiegersohn in spe ein wenig zuwider werden!

Der Tag der ersten Spielprobe war erschienen. Das zahlreiche Personal hatte sich auf der Bühne versammelt und wogte bunt durch einander. Das Orakel hatte Platz genommen auf dem unterirdischen Dreifuße, die Bedienten servirten Theepunsch und Glühwein. Der Amtsrath hatte so eben der Postmeisterin wegen der Rolle der Pächterin Grauschimmel mittelst Handschlages Stipulation leisten müssen, und sah sich jetzt ungeduldig nach Aphanasia um, die allein noch fehlte.

Ich will es Aphanasia sagen, daß alles beisammen ist, sprach der allezeit höchst dienstbereitwillige Wespe zu ihm, und sprang fort, ohne das fiat zu erwarten.

So? Ei? sagte der Amtsrath, ihm nachsehend. Fast kommt es mir vor, als wenn sich der Referendar dem Brauß in jeder Beziehung substituiren wollte! Da hat er denn freilich die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Während so über die schönste Hoffnung des armen Wespe der Stab gebrochen wurde, hatte dieser schon die Wirklichkeit umarmt, und Aphanasien auf dem Wege zum Theater gefunden.

Noch ein Wort vor der Probe, Aphanasia, sprach er rasch und eifrig: um Ihnen einige, wie ich mir schmeichle, unangenehme Minuten zu ersparen. Ich habe Ihnen ehrlich gebeichtet, wodurch ich die Willig geworben.

Leider! erwiederte Aphanasia: und der Himmel weiß, ob Sie die Absolution verdienen, die meine gutmüthige Leichtgläubigkeit Ihnen ertheilt hat.

Aus diesem Verhältniß folgt aber, fuhr Wespe fort: daß Laura mich nicht nur bisweilen aufsuchen, sondern auch erwarten wird, von mir aufgesucht zu werden. Daß mußte ich Ihnen vorher sagen, damit es Sie nicht frappirt. Zwar habe ich mir durch Uebernahme des Bayard ziemlich Ruhe geschafft, aber ganz werde ich mich der Zärtlichkeit doch nicht entschlagen können, und will deßhalb meine Rechtlichkeit und meinen Charakter gegen Sie in voraus verwahrt haben.

O Chamäleon! rief Aphanasia mit aufgehobenem Finger. Welches ist denn eigentlich Deine rechte Farbe?

Die Farbe treuer Liebe für meine Aphanasia! antwortete Wespe, das Mädchen sanft umschlingend und ihr mit einem Blicke voll Gluth in's Auge sehend: und nimmer, nimmer wird diese Farbe erblassen.

Ach Eduard! hauchte Aphanasia, und lehnte ihren schönen Kopf an seine Schulter, und so gingen sie mit einander nach dem Theater, an dessen Thür sie sich losließen und kalt und ehrbar hinter einander eintraten.

Die Probe begann. Die zu ihrer Pflicht zurückgeführten Insurgenten leisteten das Mögliche. Madam Horneck bewieß durch ihr Spiel, daß sie zu den Duennen geboren sey; ihr Gatte, der sich den päpstlichen Sporenorden schon provisorisch auf den Ueberrock geheftet hatte, machte aus dem Manfrone einen recht interessanten Teufel; Laura gab die schlecht bekämpfte Zärtlichkeit gegen den substituirten Bayard vortrefflich, gewann aber doch auch nebenbei die nöthige Muße, auf das Offizier-Corps, das durch Jugend und Wohlgestalt keine schlechte Eroberung war, einige Brandblicke abzuschießen, und so ging der erste Akt ohne ein besonderes Ereigniß vorüber.

Den zweiten begann Aphanasia-Blanka mit dem vollen Feuer unglücklicher Leidenschaft, und es stach wunderlich ab, als der listige Wespe seinen Bayard dagegen mit kalter Ruhe von der Rolle ablas. Triumphirend lächelte Laura, und Aphanasia wurde wieder darüber so ärgerlich, daß sie alles aufbot, diese wohlberechnete Kälte aufzuthauen. Fast wäre es ihr gelungen, und als Bayard sie am Schluß der Scene „nur einmal noch an sein verblutend Herz" citirte, wäre das verblutende Herz beinahe mit ihm durchgegangen. Der Ton seiner Stimme wurde schmelzend, und es fehlte nicht viel, daß er sie wirklich in seine Umarmung riß. Aber Aphanasia entzog sich ihm vorgeschriebenermaßen, und er stürzte mit seinem Lebewohl gebührend ab.

Doch kein rechtes Feuer! raunte der Amtsrath Tardieu-Walthern zu. Tausend! wie der Liebhaber abstach von der Geliebten! Ein recht braver Lückenbüßer kann der Wespe mit der Zeit werden, aber auf die Sonnenhöhe der wahren Kunst wird er sich nie emporschwingen!

Der rechte Schauspieler wird geboren, nicht gebildet! antwortete Walther mit einem verstohlenen Lächeln über die irrende Kritik.

Der zweite Akt neigte sich zum Ende. Wespe gab dem Amtsrath die Bayard-Rolle, und trat nun als Volteggio auf. Wohl erkennend, daß auch bei der Comödie in der Comödie, die hier gespielt wurde, das Zuviel und das Zuwenig

nichts tauge, sprach er seine Rolle mit Anstand, Verstand und Feuer, gab aber, um es nicht gar zu gut zu machen, absichtlich einige Blößen, und machte auch ein Paar Declamation-Fehler, um dem Amtsrath das Vergnügen der Zurechtweisung zu verschaffen, das sich dieser, trotz seines festen Entschlusses, nicht versagen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herr Pittschaft.

Dieser wandernde Deklamator, den die Zeitungen erfrieren ließen, lebt noch und treibt sich im Sächsischen herum, wo ihm jedoch die Polizei überall das schnelle Fortkommen erleichtert. Aus einem gedruckten Zettel, den er vertheilte, muß ich ein Paar Stellen für den „Bemerker" ausziehen. Unter 22 Gedichten, die er zu deklamiren verspricht, sind auch diese Ankündigungen:

„13) Die Entstehung des Weibes, der Schöpfung Meisterstück, von mir selbst, jedoch nur, wenn sich recht viele dieses mit der Allgewalt seiner Reize uns beherrschenden Geschlechts einfinden werden u. s. w."

„14) Das Lied von der Glocke, welches das ganze Leben des Menschen so treflich entfaltet. Und vorzüglich bemerke ich hier schon die Stelle: „Wenn sich die Völker selbst befrei'n u. s. w.", anwendbar auf jenes tolle Unternehmen der Griechen, dieses habsüchtige, niedrige und feige Volk u. s. w."

„20) Der Graf von Habsburg, Ballade von Schiller, welche uns dieser Dichter in dem schönsten Licht darstellt, indem er beweiset, daß er jede Glaubenslehre in männlicher Würde tief verehrt; denn wegen Meinungen darf der Mensch nie angefochten werden."

Also der Mensch darf wegen Meinungen nicht angefochten, aber ein ganzes Volk ohne Weiteres toll, habsüchtig, niedrig und feige genannt werden! O Consequenz! Wohl mag es nicht ganz richtig seyn im Haupte des Deklamators, dieses modernen Ritter Toggenburg, mit dem dem er sich selbst in Parallele stellt, laut Folgendem:

„22) Ritter Toggenburg. Viel Aehnlichkeit mit meiner am 13ten Oktober 1821 erbauten Strohhütte mit der Ueberschrift: „Erkenne dich selbst!" Daraus entsteht „Menschenliebe", welche einer durch den mächtigen und edeln Zug der Sympathie geleiteten unglücklich geendigten Liebe ihre Entstehung verdankt und von welcher Hütte aus ich in der Entfernung von drei Viertel Stunden den Rauch zum Himmel steigen sah, der dem durch die huldvollen Hände eines himmlischen Weibes entzündeten Feuer entqnoll, jener Theuern, zu der mein Gefühl Ewigkeit ist."

Uebrigens hat der moderne Toggenburg es doch vorgezogen, sich in der Welt um zu treiben, als in seiner Hütte zur Leiche zu werden!

M...

Mosaik.

Ein Methodistenprediger, der im Januar des Jahres 1789 in London in dem sogenannten Tabernakel auftrat, nahm von dem damals sehr harten Froste seine Metaphern her, und sagte im Geschmacke Abrahams a Sancta Clara zu seinen Zuhörern: „Ihr seyd alle in Sünden erfroren! Möge doch der Herr das Eis eurer Gottlosigkeit aufthauen! Möge doch das Gefrorne eurer sündlichen Vergehungen brechen! — Mich dünkt, ich höre schon das Eis in euch krachen! — Ja, ja, krach nur zu! — Aber wie steht mein Gnaden-Thermometer? Was sagt mein Barometer der Barmherzigkeit? — Es sagt: Kein Thauwetter wird kommen, bis ihr inbrünstig darum betet. — Betet und flehet also mit Inbrunst und Herzenszerknirschung, bis das Eis sich auflöset und eure Sünden wie ein Schneeball in der Sonne wegschmelzen."

Ein Mann ließ sich für seine Frau geißeln, und diese sagte: Schlagt derb zu, denn ich bin eine große Sünderin.

Im Jahr 1702 belagerten die Engländer Cadix. Ihr Anführer glaubte sie durch eine Anrede ermuntern zu müssen. Sie war kurz

und sonderbar: Engländer, sagte er zu ihnen, die ihr alle Tage gutes Rindfleisch und gute Suppe esset, denket, daß es die größte Schande von der Welt seyn würde, wenn ihr euch von den Spaniern schlagen ließet, die bloß von Orangen und Citronen leben.

Jemand sagte zum Dufresnoi: Armuth ist kein Laster. Es ist noch schlimmer, antwortete dieser.

Johnson sagte zu Boswell: „man muß nichts unmittelbar Gutes aus Furcht vor entferntem Bösen und etwaigem Mißbrauche unterlassen."

Garve sagt, die Revolutionen bereiten sich selbst vor; die Menschen sind mehr Werkzeuge als Urheber derselben."

Wahrheit zu verbreiten, ist Pflicht für jeden Menschen und die Welt hat hiervon zuletzt immer den größern Gewinn.

Die Staatskunst lehrt Grundsätze, wie man für das Wahl des Staats zu sorgen hat.

Innige Hochachtung verdient der Fürst, der nichts anders thut, als was er soll.

Kant nennt die Freiheit der Feder das einzige Palladium der Volksrechte.

Die Könige und der König. *)

Die auf der Erde Thronen mit Schwert und Scepter stehn,
Sie winken: fort von dannen! sobald sie uns ersehn.
Sie wollen uns verschlieſſen die Häfen und das Land,
Sie wollen uns verschlieſſen Ohr, Auge, Herz und Hand.
Der auf des Himmels Throne mit Kreuz und Palme steht,
Er winkt und ruft: Mir nahet, die ihr in Thränen geht!
Zu mir kommt, ihr Betrübten! Ich bin an Troste reich,
Ich habe Augen, Ohren, hab, Wunden auch für euch.
Heil uns! Wir schauen fürder nicht mehr nach Nord und West;
Ob uns in West und Norden die Christenheit verläßt,
Christus will bei uns bleiben, und Christus ist uns nah:
Er winkt, und seine Heere sind schon zum Siege da.
Sie ziehn aus fernen Landen nicht her in trägem Zug,
Vom hohen Himmel stürzen sie mit des Blitzes Flug.
Dahin laßt uns denn schauen! Die Wolken wehren's nicht:
Durch Nacht und Dunst und Nebel des Glaubens Auge bricht.
Dahin laßt uns denn richten Herz, Aug', Ohr, Mund und Hand,
Dahin sey unser Jammer und unser Dank gesandt,
Dahin laßt Opfer steigen, und fehlt's an Weihrauchduft,
So fliegt des Feindes Flotte hoch dampfend in die Luft,

*) Aus dem eben erschienenen zweiten Hefte von W. Müler's neuen Liedern der Griechen, von deren Werthe obstehendes, das vierte der auch im Aeussern würdig ausgestatten Sammlung, Zeugniß ablegen mag. P.

* Concert Anzeige.

Ein hoher Kunstgenuß erwartet in dieser Woche alle Freunde und Kenner der Musik, da die hiesige hochgeachtete Sing-Akademie am Charfreitage in der Domkirche Mozarts Requiem geben wird und Dieselben sich der Aufführung dieses herrlichen Meisterwerks um so mehr werden erfreuen können, da man der treflichsten Ausführung schon im Voraus versichert seyn kann.

A. Danves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang
Erstes Quartal

Nro. 25.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 27. März. 1823.

Strahl', aus deiner lichten Sphäre,
Deines Himmels Wiederschein!
Menschenseelen sind Altäre,
Die sich deiner Gottheit weihn.

* Der Todes-Ueberwinder.

Charfreitag.

Vereinen wir uns Alle, wir Erlößte,
Am grausen Blutberg, am Gethsemane,
Wo er der Heilige, wo er, der Größte,
Getilgt des Lasters Schuld, der Sünde Weh' —
Ja dort in inn'ger Lieb' uns zu umfangen,
Wo er, der Gottversöhner für uns rang:
Sey unsrer Seele heilig Glutverlangen,
Wie seines Opfertodes, schwacher Dank!

Ein schwacher Dank! — Doch als er für uns kämpfte,
Stritt er um Frieden, als des Lebens Glück;
Als er der Hölle gift'gen Stachel dämpfte,
Gab er dem Himmelsbunde uns zurück.
O schaut auf ihn! auf den erhabnen Krieger,
Hoch wehet sein Panier voran im Streit;
Es schmerzen Dornen nicht den hehren Sieger,
Denn die Trophäe ist Menschenseeligkeit!

Nicht Kronen galt's, er war der Erde König,
Ihn lockte nicht des Ruhmes Lorbeerreis
Die Welt, ihr Flittertand für ihn zu wenig,
War nur im Eden seines Wirkens Preis. —
Mit ew'gen Blüthen wollt' er Alle kränzen,
Die seine hohe Sendung ganz erkannt;
Sein Strahlen-Nimbus sollte mit umglänzen
Die, so sich würdig Christen hier genannt.

„Nicht weint um mich! Nein, Euch und eure Kinder
Ihr Töchter von Jerusalem beweint! —
So sprach der starke Todes-Ueberwinder
Als klagend sich um ihn viel Volk vereint. —
Vom Vater hat Pilatus Macht bekommen,
Sein Himmels-Athem wird mich sanft umwehn;
Und der Gekreuzigte wird, glaubt's ihr Frommen
Am dritten Tage wieder auferstehn. —"

Doch wird ein Tag erscheinen, der Euch schrecket,
Deß, Strahl versengend durch die Wolken bricht:
„„Fallt über uns ihr Berge, Hügel decket
Den Sünder vor des Rächers Angesicht! —""
So werden der Verzweiflung Klagen schallen,
— Weil Ihr der Liebe Rufen jetzt verschmäht; —

Wenn längst in heitern Paradieses Hallen,
Zur Rechten meines Vaters ich erhöht.“‘

„Doch, Du dort oben, o vergieb die Sünde
Den Armen, die nicht kennen ihre Schuld!
Entsinkt dem Auge einst des Wahnes Binde,
Sey ihnen, was du mir: ein Gott der Huld!
Jetzt nimm mich auf! — Vollende, o vollende!
In meine schöne Heimath führe mich!
Das Ewige zurück in deine Hände! —“
So bat der Göttliche; der Geist entwich!

So ist er nun für uns ans Kreuz geschlagen,
Der Gottmensch gab sich in des Frevels Macht.
Für uns hat er geduldet und getragen,
Durchbrach für uns, das Chaos öder Nacht. —
Der Jugendlust des Jünglings reine Freuden,
Sie waren ihm ein flüchtig Traumgebild;
Geboren nur um für die Welt zu leiden,
Schied er, als er das Sühnungs-Werk erfüllt.

Welch ein Orkan! — Setzt sich die Felsen spalten,
Es thürmen schwarze Wolken sich empor;
Den Sieg des Irrwahns, und sein grauses Walten,
Umhüllet jetzt ein mächt'ger Trauerflor.
Es reißt der Vorhang vor des Lehrers Tempel,
Es bebt das ganze Reich der Finsterniß:
Durch Nacht und Dunkel strahlt der Gottheit Stempel:
„Ja dieser ist des Ew'gen Sohn gewiß! —“

Es schwebt empor, auf lichtem Seraphs-Flügel,
Der Menschenfreund, der Allen Heil erwarb.
Fließt hin ihr Zähren auf den Todeshügel,
Wo blutend er, der Weltbeglücker, starb!
Wo der Gerechte mit dem schönsten Kranze
Der höchsten Gottesliebe uns umwand;
Wo, lichtumwoben im Verklärungsglanze,
Er unserm schwachen, trüben Aug' entschwand!

„Mir nach! —“ O möchten nimmer wir die Worte
Vergessen, die der große Lehrer sprach: —
Auf engem Dornenweg zur Rosen-Pforte
Folgt mir, Ihr Alle meine Jünger nach! —“
Dir nach! Dir nach! damit der großen Weihe,
Durch deinen heil'gen Lösungstod wir werth;
Dir nach! Dir nach, in Liebe und in Treue,
Durch einen Wandel, der den Menschen ehrt.

Hier, Himmlischer! wo du die Palm' erstritten,
Sohn des Erbarmers, hier am Blutaltar
Wo du mit Schmach bedeckt, für uns gelitten,
Hier kniet heut' die ganze Christen-Schaar!
Anbetend dich in deiner Märtyr Krone,
Gläubig umfassend dich am Leidens-Stamm
An welchem, tückevoller Welt zum Hohne,
Du uns entsündigst, schuldlos Opferlamm!

Ja, hier in Liebe All' uns zu umfangen,
Wo der erhabne Mittler für uns rang:
Sey unsrer Seele heißes Glutverlangen,
Wie seines Opfertodes erster Dank!
Wir Alle eins, im reinen Gottesglauben,
Schau'n auf zu des Messias Herrlichkeit;
Triumph! Nicht Menschensatzung mag uns rauben
Das Paradies, dem Jesus uns geweiht!

E. Reindahl.

Das Liebhaber-Theater.

(Fortsetzung.)

Für den Anfang des dritten Aktes hatte Wespe sich schon auf einen verliebten Sturm Laura's gefaßt gemacht, weil beide in den ersten Scenen nicht vorkommen, und, bänglich auf Blanka schauend, die sich schon draußen in der Dorfschenkstube vor seiner Erscheinung ängstete, stand er auf dem belobten Plätzchen zwischen der Thürwand und dem Waldhintergrunde. Aber nicht vergebens hatten Laura's Feuerblicke die jungen Kriegsmänner zum Kampfe aufgefodert. Diese umschwärmten sie jetzt, wie Hornissen einen Bienenkorb. Die Unfagonnirten hielten ihre Hände fest, und versicherten sie auf Ehre, daß sie ein ganz süperbes Mädchen sey. Die Sentimentalen und Belesenen würzten ihre höher stylisirten Schmeicheleien mit Sentenzen aus Deutschlands beßten Dichtern und sie hatte vollauf zu thun, nach allen Seiten hin die erfoderliche Schalkhaftigkeit, Empfindsamkeit und die passenden Kraftsprüche zu vertheilen, und

doch noch während dessen, dem harrenden Wespe ihre Treue bei so großer Versuchung und ihre Sehnsucht nach ihm in der stummen, vielsagenden Augensprache zuzusichern. Endlich mochte ihr doch die Idee klar werden: Ein bürgerlicher Assessor sey vielleicht kein so angenehmer Freier, aber auf jeden Fall ein gewisserer Nehmer, als ein adeliger Lieutenant. Sie machte sich daher von ihrer Umgebung los und schwebte durch die dunkelnden Coulissengänge auf das liebe, stille Waldplätzchen zu.

O weh! seufzte Wespe. Hier wird es ohne einige Umarmungen nicht abgehen, und wenn Aphanasia nur eine davon zu sehn bekommt, so ist es aus mit ihrer gelobten Toleranz, und ich brauche wenigstens ein Paar Tage sie wieder zu versöhnen!

Aber der Schutzgeist seiner Treue wachte. In dem Augenblicke, als Laura seine Hand ergriff, eilte Blanka mit ihrer Duenna und dem Stichwort: „Fort!“ nach der Thür. Wespe mußte hinaus, und von der bald darauf fortstürzenden Blanka verjagt, floh Laura aus ihrem Versteck gerade in die Arme des Lieutenants von Falkenberg, der, gutes Glück suchend, unter den leinenen Wänden, Gerüsten und Stricken herumstolperte. Es gelang dem wohlgeübten Courmacher schnell, sie über den kleinen Schreck zu beruhigen, und als Basko Miranden sein: „Junker nur herein!“ zurief, da mußte sie sich schon aus einer sehr zärtlichen Gruppirung mit dem jungen Helden reißen, um den unwillkommenen Rufe zu folgen.

Die Scene war zu Ende. Miranda hatte, sehr im Widerspruche mit ihren Wünschen, am Schluß, der Liebe, dem Glück und dem Ruhme entsagt, und ein klösterliches Heiligthum gewählt, und die französische Armee trat nunmehr unter die Waffen.

Aber sowohl Franz der Erste, als „die wackern Männer, die seine Lilien mit ihren Lorbeern schmückten,“ hatten gelernt, daß es zum Erbarmen war, und Amtsrath Ligny im Stillen verzweifelte. Als endlich Bayard in die Versammlung trat, hatte er, da im Könige auch der letzte Gedächtnißfunke erloschen war, eigentlich nur einen Dialog mit dem Souffleur. Auf die Frage! „Herr König, ist das Euer ernster Wille?“ antwortete der knieende Fürst, vergebens vom Souffleur beschworen, lachend: „Auf Ehre, das weiß ich nicht!“ Lachend gab ihm Bayard den Ritterschlag, lachend umarmten sich der schlagende und der geschlagene Ritter, und in den Tusch von Trompeten und Pauken, der aus der Garderobe losbrach, fiel chorartig das Gelächter des ganzen Personals ein.

Die Schwermuth des Amtsrathes über die schlechte Memorie Seiner Allerchristlichsten Majestät und ihrer Generalität und über das allgemeine, tolle, unbezwingliche Gelächter am Schlusse einer so ernsten Feierlichkeit wich nicht eher als bis zu seiner Scene im vierten Akte, die er exemplarisch gut gelernt hatte und sehr gut sprach. Bayards und seiner Kriegskameraden Bravo und Geklatsch empfing ihn beim Abgange. Die anderen Schauspieler stimmten ein. Im Freudenrausche über diese ehrlich verdiente Auszeichnung ergriff er zärtlich Wespe's Hand. Sie sind zu gütig, mein liebster Freund! sprach er, den alten Groll über dem neuen Entzücken vergessend. In dem Augenblick darauf aber fiel ihm wieder alles ein. Im Grimm, daß er seine Zärtlichkeit abermals unrichtig addressirt, schleuderte er die ergriffene Hand von sich, murmelte etwas von Nairen und Paria's und polterte die Treppe zur Garderobe hinab, um sich für die verschiedenen Gemüthbewegungen, die ihn kurz nachein-

*

ander assizirt, durch ein Glas warmen Punsch zu restauriren.

Das war ein großes Glück für den edeln Bayard, der jetzt seine Blanka aus der Höhle rettete, in der Freude darüber in seine Rolle zu sehen vergaß, die effektvolle Scene so geläufig, als habe er sie wirklich memorirt, und mit einem Feuer spielte, an dem der Amtsrath als Kritiker nichts, vielleicht aber destomehr der Vater der Geretteten auszusetzen gehabt haben würde. Laura Miranda war zu sehr mit ihrer Rolle beschäftigt, in der sie sich gerade auch besonders zu zeigen hatte, die unbeschäftigten Augenblicke füllten die Zuflüsterungen Falkenbergs, der sich hinter die Coulisse in ihre Nähe geschlichen hatte, und so entging der arme Wespe diesen scharfen Augen, und der Akt endete ohne Inkommoditäten.

Eben begann sich im letzten der treue Waffenträger Basko über die grauliche Einsamkeit des Rattennestes Santa Croce zu beklagen, als sich ein großes Getümmel in der Garderobe erhob und bald darauf der Herr von Brauß sehr finster auf das Theater gelärmt kam.

Nun, wo kommen Sie denn jetzt auf einmal her post festum? fragte ihn verdrüßlich der nachkommende Amtsrath. Da sie die tolle Reise nach der Residenz einmal aufgegeben, so hätten Sie sich auch früher von Braußendorf aufmachen können. Wir sind schon im fünften Akte. Aber es ist bei Ihnen kein Trieb, keine Lust und Liebe für die Sache.

Meine Reise aufgegeben? fragte Brauß auffahrend. Ich komme eben aus der Residenz, in die man mich dießmal in den April geschickt hatte. Ich habe es nicht ergründen können, welcher Narr es meinen dortigen Commissionair weis gemacht hatte, daß die natürliche Tochter gegeben werde. Der war einfältig genug gewesen, es mir zu melden, ohne sich näher zu erkundigen, und als ich Nachfrage hielt, mußte ich mich noch obendrein auslachen lassen, weil die natürliche Tochter, als unvollendet, noch nirgend gegeben wurde. Im Theater war Bayard, und da ich dem unglücklichen Stücke auf keine Weise entgehen konnte, so beschloß ich, mich ihm doch lieber hier in ausgesuchter Gesellschaft zu exponiren.

Stille, stille! rief der Amtsrath: Sie sprechen viel aber nicht gut. Basko hat eben seinen Monolog absolvirt. Jetzt kommen Sie mit Ihrer Soldateska heraus. Machen Sie, daß Sie fortkommen!

Wenn es denn nicht anders seyn kann, seufzte Brauß. Er sah sich um und rief: Herr Referendar, ich bitte um meine Rolle und danke für bisherige Vertretung.

Ihre Rolle? fragte der Amtsrath erschrocken, während Brauß das dicke Heft von Wespen empfing. Was wollen Sie mit Ihrer Rolle sagen? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie in der Spielprobe noch die Rolle brauchen werden?!

Allerdings, mein alter Freund! erwiederte Brauß ruhig, den fünften Akt suchend: und aus dem sehr erheblichen Grunde, weil ich noch kein Wort gelernt habe.

Na, da haben wir's! rief der Amtsrath, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend. Noch kein Wort gelernt von der unermeßlichen Rolle. Die heutige Probe so gut als umsonst. Wie soll das werden über acht Tage. Gott, wie soll das werden!

Während der Amtsrath so jammerte, stand Brauß schon auf der Bühne und las seinen Part mit adeligem Anstande und vielem Feuer, nur mit allzu großer Selbstgefälligkeit. Wespe stand unterdeß wieder im Waldesdunkel, Miranda's Leichnam wurde zu ihm heraus getragen.

Dieser bekam, sobald der Thürvorhang hinter ihm zugefallen war, neues Leben, sprang vom Ruhebette und fiel, ohne sich vor den reisigen Leichenträgern zu geniren, dem einmal als Liebhaber engagirten Referendar zärtlich um den Hals.

Jetzt sind wir Beide todt für die heutige Bühnenexistenz, sprach sie zu ihm: und können ausschließlich für uns leben und für unsere Liebe!

Wespe wollte eben auf diese Artigkeit in wohlgesetzten Ausdrücken eine dito erwiedern, aber das Wort erstarb ihm auf der gelenken Zunge. Denn eben kreischte Blanka hinter ihm den Namen Bayard. Da zuckte in dem guten Wespe die Angst, sich aus Laura's umrankenden Armen loszuwinden, aber diese hielten fest, und in dem Augenblick rauschte Blanka vorüber, mit einer Heftigkeit, die nicht allein der Rettung ihres nichtswürdigen Gemahls zu gelten schien.

Sie hat mich gesehen! Das wird gut gehen, dachte Wespe, und nahm zugleich wahr, daß Laura, der sein Zucken bei Blanka's Ruf nicht entgangen war, ihn forschend anblickte.

Und Laura merkt Unrath, dachte er weiter. Da könnte der letzte Betrug ärger werden, als der erste, wenn sie jetzt noch abspränge. Hier muß man vorbauen!

Und noch einmal zuckte er, sich von ihr loszuwinden, sah sie dazu mit einem Blicke tiefer Kränkung und scharfen Vorwurfs an, und flüsterte: Treulose!

Jetzt glaubte die gute Laura über sein Zucken im Klaren zu seyn, und an die Vorwürfe eifersüchtiger Liebhaber gewöhnt, und wohl dressirt, sie zu bekämpfen, lispelte sie, sich an ihn schmiegend: Du thust mir sehr Unrecht, Eduard! Bei unserer Liebe, ich bin unschuldig!

Unschuldig? knirschte Wespe mit falschem Grimme. Sah ich nicht den langen glühenden Armkuß des Grafen Erbach, sah ich es nicht, wie Dich Falkenberg in seine Arme riß?!

Er wird es nicht wieder wagen! rief Laura, den Kopf triumphirend zurückwerfend. Ich habe ihn belehrt, wie er sich gegen unbescholtene Jungfrauen zu benehmen hat.

Stille dahinten! rief der Amtsrath den Streitenden zu, die im Feuer des Coulissenspiels zu laut geworden waren. Stille! sonst kann man nicht einmal von der interessanten Vorlesung des Herrn von Brauß etwas profitiren!

Jetzt wendete sich das halbe Personal neugierig von beiden Seiten hinter die Thürwand, um zu sehen, wem denn eigentlich das Verbot des Amtsrathes gegolten. Da riß sich Laura schnell von Wespen loß, und wie zwei Marder vom Taubenschlage, schlichen sie sich in divergirenden Richtungen fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Koncertmusik in Bremen.

Seit dem Beginn dieses Jahres hätten wir anfangs wenige Concerte, nachher häuften sie sich plötzlich so sehr, daß aufmerksame Musikliebhaber beobachtet haben, wir hätten in der zweiten Märzwoche an jedem Tage ein Concert gehabt — ein seltner Fall für Bremen, wenn auch diese letzteren nicht alle öffentliche Concerte waren; am 10. März *) war nämlich Singakademie, am 11. ein Concert des Grabauschen Gesangvereins, am 12. das zweite Abonnements-

*) Dem Todestage einer berühmten Frau, der Königin Louise von Preußen, weshalb dieser Tag in Berlin jährlich durch ein Trauerconcert gefeiert wird.

Concerts des Herrn Ochernal, am 13. fand ein Concert im Hause Schützenwallstatt, am 14. das Concert des blinden Virtuosen Herrn Buron, und am 15. das vorletzte Unionsconcert — reicher, angehäufter Genuß, um Stoff zu Betrachtungen darzubieten, und nicht bloß deshalb reich, weil er in Eine Woche zusammengedrängt war, sondern auch weil er gehaltvolle Werke zum Gegenstand hatte.

Unter diesen Werken ragen wenige so sehr hervor, wie Beethovens große Sinfonie in A dur, die in Herrn Ochernals 2. Abonnementsconcert gegeben wurde. Das Verdienst dieser Komposition beruht nicht bloß auf den originellen, frappanten Ideen, diese finden sich auch in andern neueren Kompositionen, sondern in dem poetischen Gedankenreichthum, in der überschwenglichen Fülle der Melodien und ihrer wahrhaft dichterischen Anordnung. Die Introduktion bildet eine Reihe ernster, wichtiger und tiefsinniger Gedanken, durchaus im großen Styl, besonders den Kampf der Empfindungen darstellend, aber bald übergehend in schmelzende Gefühle und endlich sich auflösend in eine Art von Hirtenmusik, deren einzelne Töne, uns beinahe in eine heitere Gebirgsgegend wie die Schweiz versetzen. Hier ist nun alle Wehmuth vergessen, laute Fröhlichkeit und jauchzende Freude tritt an die Stelle derselben, es schwelgt das Herz in den wonnigen Gefühlen des Frühlings und die ganze Schöpfung scheint darin mit einzustimmen. Dies drückt ungefähr das erste Allegro aus, das sich unmittelbar an die Introduktion anschließt. Das folgende Largo ist eine stille, religiöse, beinahe Kirchenmusik, man könnte es den Triumph der Melancholie nennen, denn nie ist diese zarter und edler ausgedrückt. Zugleich hat es etwas von einem Todtenmarsch in der Nähe eines Klosters. Wer in Dante's Dichtungen den Zug von Mönchen in bleiernen Mänteln kennt, dem wird hier ähnliche Empfindung anwandeln. Höchst phantastisch erhebt sich nun das sinnende Gemüth aus Todesgedanken hinauf, und schwebt über dem Grabe empor zu den Höhen des Lichts und des reineren Aethers: diese schöne Hingebung in vollem Seelenfrieden spricht das reizende Minore aus. Im folgenden Allegro ist nun kein Kampf mehr, alles ist von nun an Heiterkeit, auch in dem eintretenden langsamen Gesang der Blasinstrumente scheint eine Feier vorbereitet zu seyn, bis im Finale ein Frohlocken und schwelgender Jubel in vollen Strömen ausbricht und gar kein Ende, kein Maaß und Ziel zu nehmen scheint, vergleichbar dem vermummten Tanze unkenntlicher Maskengestalten, worin alle Charaktere von der taumelnden Trunkenheit bachantischer Scenen an, bis zur feinsten Grazie des weiblichen Fußes im wechselnden Tanzgedränge sich entfalten, daher besonders hier mit vieler Kunst die Töne in vollen Lagen geschichtet und dem Zweck gemäß in großen Massen verwendet sind.

Wer fühlt aber nicht, wie unzulänglich diese Worte sind, wie weit jede Beschreibung hinter solchen Meisterwerken der Tonkunst zurückbleiben muß? Es ist indeß hier nicht die Absicht, jemanden einen Begriff von diesem Werke beizubringen, der es nicht selber hörte, sondern es mag nur als Erinnerung für solche dienen, welche der Aufführung beiwohnten. Wie allgemein es gefiel, gab der sich laut äußernde Beifall hinreichend zu erkennen. Eben so allgemein wird daher gewiß auch der Wunsch seyn, daß uns dieses Meisterstück der Kunst bald noch einmal wieder vorgeführt werden möchte, wozu ein drittes Abonnementsconcert des Hrn. Ochernal, das dem Ver-

nehmen nach nächstens statt finden wird, vielleicht die beste Gelegenheit darbieten würde. Diesem dritten ist sodann auch noch ein anderes Werk aufbehalten, wovon neulich bereits in diesen Blättern die Rede war. Es wurde nämlich Beethovens Komposition zu Goethe's Egmont angekündigt, und zwar in Begleitung des, aus der Musikal. Zeitung unlängst bekannt gewordenen Textes *) von Friedrich Mosengeil. Unvorhergesehene Hindernisse traten neulich, dem Vernehmen nach, der beabsichtigten Aufführung dieser Komposition in den Weg. Möchten diese bald gehoben seyn, damit wir nicht zu spät zu dem Genuß des Ganzen gelangen, denn obwohl Egmont mit dieser Musik vor ein paar Jahren im hiesigen Theater aufgeführt wurde, so wurden doch damals einige Hauptarien ausgelassen und mit diesem neuem Text kennen wir die Musik noch gar nicht. Mit diesem verbunden wird sie eine neue Wirkung machen und damit auch einen neuen Genuß gewähren. Aber die Lieder Klärchens dürfen ja nicht fehlen, und das Ganze muß das Concert beschließen, damit der Eindruck nicht durch andre Musikstücke wieder aufgehoben werde. Dasselbe ist auch bei der Beethovenschen Sinfonie der Fall, deren Aufführung unter Hrn. Ochernals Leitung übrigens besonders gut gelang; sie muß wo möglich, wenn nicht am Schluß, doch wenigstens so eintreten, daß nicht kleinere Kompositionen, besonders keine gehaltlose mehr auf sie folgen: alle Wirkung wird sonst völlig zerstört. Die ehemaligen Haydn'schen Sinfonien könnten wohl eine Einleitung machen; darin liegt der große Unterschied zwischen diesen und jenen.

*) Durch dessen Aufnahme in dem Bürgerfreund nach erfolgter Aufführung gewiß manche Leser würden erfreut werden.

Die Ausführung der übrigen, seither vorgetragenen Musikstücke, wie z. B. die Phantasie von Neukomm, die Spohr'schen Werke, die Glocke von Romberg, die Jubelouvertüre, Beethovens Septett, die Kompositionen für Bassethorn und Posaune, u. s. w. gelang ebenfalls ganz nach Wunsch und ist mit Dank zu erkennen. Die Verdienste der verschiedenen ausgezeichneten Künstler, die uns in diesem Winter so angenehm unterhielten und deren Namen dem Publikum aufs rühmlichste bekannt sind, können hier nicht nach Würden geschildert werden, da der Raum es versagt, es bedarf aber auch kaum noch einer weiteren speciellen Anführung ihrer eigenthümlichen Vorzüge. Der Beifall und die Anerkennung ihrer Talente, hat vielfach zu ihren Gunsten bereits entschieden, und ist die beste Belohnung und Aufmunterung derselben. Möge es auch künftighin nicht an reger Theilnahme und warmen Interesse für die Kunst, so wie an zahlreichen Besuchen der Concerte nicht fehlen!

Anekdoten.*)

Als in den ersten Tagen der feindlichen Invasion zu Hannover die Königlichen Wappen an den öffentlichen Gebäuden übertüncht wurden, sagte ein Witzbold zu seinem Freunde, der sich bitter darüber beklagt hatte: Die Sache, mein Freund, ist ganz in der Ordnung. Wer ein Hemd oder Tuch stiehlt, ist immer zuerst darauf bedacht, das Zeichen heraus zu lösen."

Ein gewisser Prinz besuchte das Observatorium zu **. — Professor L. richtete ihm einen Teleskop. Der lebhafte Prinz vertrat ihm aber

*) Aus dem kürzlich erschienenen „Blitzableiter für melancholische Gewitterschauer.

beständig die Aussicht. Endlich sagte L. ganz trocken; „Mein Prinz! Sie sind zwar durchlauchtig, aber nicht durchsichtig.

Einige Studenten hatten bei einem Lehrer der Chemie ein sogenanntes Examinatorium genommen. Als nun der Professor einen seiner Zuhörer fragte: „Was geschieht mit einem Körper, der sich mit Sauerstoff (Oxygen sättigt?" So konnte dieser nicht sogleich die Antwort finden: „Er oxidirt sich!" — Der Professor wollte ihn forthelfen, indem er sagte: „Er ox... Nun? — er ox..." — Der Student nahm das übel, und im tiefen Gefühle der vermeinten Beleidigung sagte er: „Herr Professor, ich verbitte mir dergleichen Anzüglichkeiten!"

König Friedrich von Schweden wurde auf einer Reise feierlich von einer Dorfgemeinde empfangen, die ihren Pfarer an der Spitze hatte. Letzterer hatte ein Lobgedicht auf den König verfertigt, und sang es mit lauter Stimme ab. Dem Könige gefiel dies so sehr, daß er am Schlusse des Gesanges sagte: „bis!" — Der Pfarrer gehorchte, und der König gab ihm darauf funfzig Ducaten. Sich demüthig verneigend sagte der Pfarrer beim Empfange ebenfalls: „Bis!" und Friedrich griff schnell in die Tasche und verdoppelte unter herzlichen Lachen das Geschenk; eben so schnell fiel der geistreiche Pfarrer ein, indem er die zweite Spende einstrich; Bis an des Grabes Rand segne der Herr die Tage Eurer Majestät! wollte ich sagen, als Ihro Majestät so gnädig mich unterbrachen."

An der Kirchthüre zu Mettham in Jorkshire las man vor einiger Zeit folgende Bekanntmachung angeschlagen:

Gestohlen oder auf eine andere Art abhanden gekommen: ein Pferd mit vier weißen Füßen und einem schwarzen Fuße; Gott segne den König! und einem Packsattel auf dem Rücken. Wer es finden sollte, hat es an den Unterküster abzuliefern, und bezahlt 2 Pf. Sterling Trinkgeld.

Miscellen.

Man kann nicht auf die Größe des Ungerechten rechnen; sie hat keine Grundlage in dem Herzen der Menschen und eine solche Macht stürzt zusammen, ehe sie es ahndet.

Die Geschichte, die doch so eindringlich lehrt und warnt, hat besonders für die Machthaber noch lange nicht den Vortheil, den sie haben könnte. Sie könnte ihnen als Spiegel für die Zukunft dienen und ihnen zeigen, was sie thun, was sie lassen sollen.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika haben jetzt beinahe eilf Millionen Einwohner und ihr ganzes Heer beläuft sich auf 5211 Mann. Das Gesetz bestimmt es auf 6183 Mann, weshalb es jetzt vollzählig gemacht wird.

Sylbenräthsel.

Die Erste, der biblische Name
Des Ahnherrn aller Philister;
Die Zweite, verfallen und düster
Manch' Nest, wo räubrischer Saame
In Deutschland sich lange erhalten;
Das Ganze will sich im Glanze
Der alten, verschollenen Hanse
Zu brittischem Kaufhaus gestalten! —

X. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jüngen.

Achter Jahrgang
Erstes Quartal

Nro. 26.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 30. März. 1823.

Nicht bloß der blut'gen Schuld entkeimt das Unglück
Wie schwer hat oft ein schönes Herz gebüßt,
Daß es im süßen Rausch' des Augenblicks
Ein himmlisch Gut um Flitter hingegeben!

Johanna Gray.

Johanna Gray, eine der geistreichsten und liebenswürdigsten Frauen ihrer Zeit, ward das Opfer des Ehrgeizes ihres Schwiegervaters. Sie war eine Enkelinn der Schwester Heinrich des 8. Königs von England. Sehr früh verheirathete sie sich an Guilford Dudley, den Sohn Johann Dudleys, Herzog von Northumberland. Dieser ehrsüchtige Günstling des schwachen Eduard des VI. der Heinrich in der Regierung gefolgt war, entwarf den Plan, seine Schwiegertochter Johanna auf den Thron zu heben, und wußte den König Eduard dahin zu vermögen, seine Halbschwester Maria, wegen ihres Hasses gegen die Protestanten, in einer Acte von der Erbfolge auszuschließen und Johanna Gray zu seiner Nachfolgerinn zu ernennen. Nach Eduards bald darauf erfolgtem Tode wurde Johanna in London feierlich als Königinn ausgerufen; aber der geheime Rath, die Stadt London und selbst die Armee erkannten nur Maria, deren Ansprüche auf die Krone allerdings gültiger waren, als rechtmäßige Königinn an. Vergebens erbot sich nun Johanna, freiwillig den Zepter, den sie nur 9 Tage geführt, niederzulegen. Die bigotte und blutdürstige Maria hatte ihren Tod beschlossen. Sie ward eingekerkert und mußte im J. 1554 nebst ihrem Gemahl und ihrem Vater auf dem Blutgerüste sterben. Sie bewies sich bis zum letzten Augenblicke heldenmüthig, bereute es jedoch, daß sie sich zur Thronbesteigung hatte bewegen lassen.

Das folgende Gedicht ihres Gatten befindet sich in dem universal Magazin of knowledge and Pleasure vom Juli 1749. Ich habe es mit möglichster Treue in meine Muttersprache zu übertragen gesucht.

* Lord Guilford Dudley an seine Gattinn Johanna Gray.

Es mögen alle Engel dich umschweben,
Und treu bewahren Dein geliebtes Leben,
Liebliche Fürstinn und mein reizend Weib!

Für Dich bestürme ich die Himmelshöhen;
Sie fort und fort für Dich nur anzuflehen
Sind düstre Sorgen nur mein Zeitvertreib.

Wär' ich auch von der ganzen Welt verlassen,
Und könnte Dich in meine Arme fassen,
Ich priese dennoch glücklich meinen Stern.
Von dieses Kerkers Mauern eingeschlossen,
Nicht mehr verfolgt von den Partheï'n der Großen,
Erwählt' ich diese dunkle Zuflucht gern.

Verfluchter Ehrgeiz sinke zu der Quelle,
Aus der du stammst hinab, zur tiefsten Hölle
Und bei verwandten Teufeln weile dort!
Könnt' ich bei Dir, Geliebte, wieder wohnen,
Was wären Königreiche mir und Kronen?
Nicht mehr als eitler Tand und leeres Wort.

Ich würd' im stillen Schatten ruhmlos weilen
Um nur mit Dir der Liebe Glück zu theilen.
Warum stammst Du von alten Kön'gen ab?
Unsel'ge Größe, mußtest Du sie erben
Um rettungslos zu stürzen ins Verderben?
Ja, ird'sche Hoheit ward des Glückes Grab.

Für sanfte Liebe wurdest Du geschaffen,
Natur versagte Dir die starken Waffen,
Mit Sorg' und Macht zu lenken einen Staat.
Dein Sinn verweilte nur in stillen Räumen,
Umweht von unschuldsvollen Kinderträumen
Und Blumen dufteten um Deinen Pfad.

Und doch, versagt der Himmel Dir auch Kronen,
Ich sah sie stets auf Deiner Stirne thronen:
Es strahlte glorreich mir ein jeder Blick,
Und Deine anmuthvollen, hohen Mienen,
Als Zeugen Deiner Größe Dir zu dienen,
Die angeborne Majestät zurück.

Betrachtend mit Erstaunen und Entzücken,
Enthüllte immer mehr sich meinen Blicken
Des Auges hochgebieterische Macht.
Wohl tausend mal mußt' ich die Hand berühren,
Die liebliche; „den Zepter nur zu führen"
Rief ich, ist diese schöne Hand gemacht.

Doch diese heitern Scenen sind entflohen,
Wie wenn uns Phantasie-Gebilde drohen,
Und schnell auch wiederkehren zu der Nacht.
O, könnte doch die Königinn versöhnen
Mein Tod, könnt' er genügen allen jenen,
In deren Brust Partheienwuth erwacht!

Dann wollt' ich gern und ohne zu erschrecken,
Den Sturm bestehn, Dein Leben zu bedecken,
Den Tod empfahn in jeglicher Gestalt.
Doch ach, zu grausam ist's — Dein zartes Leben! —
Ich fühle, o mein schönes Weib, mit Beben
Schon des Gedankens tödtende Gewalt.

O, welches Rettungsmittel kann ich finden,
Dein edles Sein an's Leben noch zu binden,
Wonach mein Geist um jeden Preis nur strebt.
Was sprach ich? — ach vergieb dem schwachen Glauben,
Der Leidenschaften Kampf droht mir zu rauben
Das Bessre, was in meinem Herzen lebt.

Zur Dunkelheit wollt' ich Dich niederziehen?
Du solltest feig die Märtyrkrone fliehen?
Nein! freudig will ich Dein Gefährte seyn!
Der unglücksel'ge Schlag soll uns nicht trennen,
Sterb' ich mit Dir, will ich mich glücklich nennen.
Kannst du, o Tod! noch deines Sieg's dich freun?

Wo sind nun deiner düstern Stirne Falten,
Ich seh's, du kannst auch himmlisch dich gestalten,
Und Freud' und Anmuth folgen deinem Fuß;
Du lächelst mir mit eines Engels Blicken,
Und bietest Hoffnungen, die mich entzücken;
Mich schreckt fortan nicht mehr dein ernster Gruß.

O komm Geliebte! komm zu jenen Allen,
Die für den heil'gen Glauben einst gefallen,
Im Blüthenschmuck der Jugend, schön wie Du,
Bei ihren Namen wird der Deine prangen,
Der Britten Stolz wird jubelnd Dich empfangen,
Drum richte Deinen Blick den Sternen zu!

Hedwig Hülle.

Das Liebhaber-Theater.

(Fortsetzung.)

Verwandlung! rief klingelnd der Souffleur, und Falkenberg trat als Prinz von Bourbon auf, sich auf sein Heldenschwert stützend, und nach der Garderobe blickend, in der sich jetzt ein Höllenspektakel von Trommeln und Trompeten und vom Gebrüll der Statisten erhob, und wo

die Jäger des Amtsrathes und des Grafen Erbach hinter einander ein Dutzend vorräthig geladene Büchsen losschossen. Ahi! kreischten die Damen in corpore; vom Knall zerdrückt klirrten die Scheiben der Garderobefenster in Scherben hinunter in den Hof, und der Amtsrath sprang gleichsam mit beiden Beinen in den Gräuel der Verwüstung.

Und Du willst ein Theatermeister seyn?! rief er in der Garderobe, in der einen Hand das Buch, in der andern das Ohr seines Jägers haltend. Dazu hat Dich Gott in seinem Zorn erschaffen! Schreibt hier nicht der Dichter ausdrücklich mit deutlichen Worten vor:

„Alles das muß dem Ohr des Zuschauers nur eben hörbar seyn, und auf keine Weise die Handlung auf der Bühne stören."
Und Du machst hier einen Lärm, daß wir oben denken, der jüngste Tag bricht an. Hast Du diese Vorschrift nicht gelesen?

Halten zu Gnaden, Herr Amtsrath, antwortete der noch in der Pein höfliche Jäger, nach seinem gepreßten Ohre herumschielend: ich kann nicht lesen.

Das sind die Folgen der schlechten Verfassung der Dorfschulen! schalt der Amtsrath, und herzu sprang sein fidus Achates, Wespe.

Vom Ende des Schloßhofes her, schlug er vor, müßte sich das Kriegesgetümmel am beßten ausnehmen. Die Entfernung ist gerade nicht zu weit und nicht zu nahe. Wenn der Herr Amtsrath erlauben, will ich die Trompeter, Tambours, Schützen und Schreier dahin führen und den Spektakel dirigiren.

Thun Sie das, mein — rief der Amtsrath freundlich. Der „liebste Freund" der schon wieder auf dem Wege war, wurde, da sich der Amtsrath dießmal noch zur rechter Zeit besann, zu einem Herrn Referendar, und der Chorag ging mit seinen Lärmmachern davon.

Ich werde mich in's Parterre setzen, sprach jetzt vom Proscenium in das Orchester hinabkletternd, der Amtsrath: um zu hören, wie sich die Geschichte dort ausnimmt. Als er Platz genommen, ging unten im Hofe das Schießen u. s. w. von neuem los, und oben sprach Falkenberg seinen Monolog dem Souffleur Wort für Wort nach.

Herrlich, köstlich, delikat! rief zwischen Freude und Schmerz der Amtsrath. Man hört in dem Chaos des Bataillelärms doch jedes Element, woraus er besteht, und doch alles geht so doux, daß man es dabei recht deutlich vernehmen kann, wie Seine Königliche Hoheit auch nichts gelernt haben. Es muß dem französischen Prinzen im Geblüte stecken.

Da kam Rochefort-Seethal herangekeucht, der auch nichts wußte, der dabei eilig und schlachtwild seyn sollte, und, um doch den erforderlichen Affekt kund zu thun, seine Rolle mit einem Geschrei nachschleppte und dabei so langsam schrie, daß es schauderhaft anzuhören war. So stockten und meckerten die beiden Helden in waffenbrüderlicher Eintracht mit einander, und der Soufleur war in ihrem Bunde nicht so wohl der Dritte, als der Erste.

Jetzt kam, auf Tardieu und Basko gestützt, in seiner Rolle lesend, der sterbende Bayard herein, legte sich lesend zum seligen Abscheide nieder, vernahm Bourbon's letztes Stammeln und starb, den Blick auf die Rolle geheftet, mit vieler Würde.

Nein, das ist nicht zum Aushalten! schrie der Amtsrath und rannte durch die Parterre-Thür nach dem Theater. Ihm begegnete Wespe mit seinen Lärmmachern. Wespe, Referendar, Freund, Fac totum! schrie er ihn an, mit

beiden Händen seinen Kragen fassend. Jetzt helfen Sie, jetzt zeigen Sie Ihre Tournure im Arrangiren. Sämmtliche Offiziere haben nicht ein Wort gelernt, Brauß desselben gleichen. Aendert sich das nicht, so fallen wir durch, und ich thue mir irgend ein Leid an.

Ich will es mir überlegen, erwiederte Wespe lächelnd. Sollte ich etwas ersonnen haben, so haben Sie nur die Güte mir beyzustimmen, wenn es auch eine kleine Nothlüge seyn sollte.

Eine kleine Nothlüge? rief der Amtsrath freudig: und wenn es auch eine große, wenn es ihrer tausend wären. Noth bricht Eisen, warum nicht auch die Wahrheit. Sinnen Sie etwas aus. Ich will unterdeß versuchen, was ich mit sanften Ermahnungen ausrichten kann. Helfen die nicht, so kommen Sie mir zum Succurs, mein lieber, lieber Bundgenosse!

Er rannte fort auf die Bretter, wo sich das ganze Personal durch einander trieb, und die Offiziere sich gegenseitig betheuerten, daß das Stück sehr gut gehen würde.

Die heutige Probe giebt mir dazu schlechte Hoffnung, meine verehrten Herren, sprach der Amtsrath mit rührender Feierlichkeit in ihre Mitte tretend. Das rechte Fundament einer guten Darstellung, ja, so zu sagen, der granitne Grundstein derselben ist das Auswendigwissen der Rollen. Wie will man gut sprechen, wenn man nicht weiß, was man sprechen soll?! Nun werden sich, nicht zu gedenken Bayard's, den ich heute nicht den Ritter ohne Tadel nennen kann, der König, die Prinzen Talmond und Bourbon, die Hauptleute Tremouille und Rochefort, wohl ohne weiteres überzeugt haben, wie schlecht, ja wie wahrhaft gräulich es mit ihrem Memoriren beschaffen war.

Auf Ehre! rief Graf Erbach lachend. Ich habe meine Rolle seit der Leseprobe nicht angesehn.

Das Spielen ist amüsant genug, fiel Falkenberg ein: aber das langweilige Auswendiglernen wäre doch ein zu theuerer Preis. Dafür hat man ja den Souffleur.

Ja wohl! mischte sich Brauß in das Gespräch. Es ist hart genug, in einem schlechten Stück eine lange Rolle spielen zu müssen, aber sie vollständig zu memoriren, das könnte einen neuen Foltergrad abgeben. Wenn die Schauspieler immer memoriren sollten, sie wären schon längst alle wahnsinnig geworden!

Wehmüthig hatte bisher der Amtsrath jeden der Sprechenden fixirt. Entsetzt über den dreifachen Frevel, daß sein künftiger Schwiegersohn den Nichtlernenden das Beispiel gegeben, daß er die Ungebühr noch vertheidigte und den Bayard, den Liebling des Schwiegervaters, so öffentlich heruntermachte, wurde er auch jetzt der Rede nicht mächtig, sondern begnügte sich, den Rebellen mit großen Zornblicken anzustarren.

Aber, meine beßten Herren, begann er nach einer langen Pause mit einer Sanftmuth, die das Resultat gänzlicher Zermalmung war: so geht es doch, beim Himmel! nicht. Wir bestehen ja mit Schimpf und Schanden, und ich ärgere mir irgend eine tödtliche Krankheit an den Hals. Thun Sie mir altem Manne doch nur die einzige Liebe und lernen Sie Ihre Rollen und Röllchen firm, damit wir den Tag vor der Aufführung noch eine ordentliche Generalprobe halten können. Es wird dieß wohl ohnedem das letzte Stück seyn, in dem ich auftrete.

Laut lachte Brauß über des Amtsrathes Rührversuch, der bei den Offizieren eben so wenig anschlagen wollte.

General-Probe? fragte Lieutenant Falkenberg. Die haben wir ja, dächte ich, heute gehalten mit allen Chikanen. Leseproben haben wir auch gehabt, und damit ist es auf Ehre übrig genug!

Ich würde auch schwerlich Zeit haben, bemerkte Graf Erbach. Ich muß in Remonte-Geschäften der Schwadron nach der Grenze.

Die ganze Geschichte ist ja überhaupt nur ein Spaß, sprach Lieutenant Seethal. Wir wollen den alten Herrn General recht gern amüsiren, aber er ist ja nicht mehr im Dienst, und da haben wir doch auch gerade nicht nöthig, so stramm vor ihm zu stehen, wie auf der Parade.

Eine Probe möchten wir freilich noch halten, bemerkte jetzt doch Brauß: denn die heutige ist in der That für nichts zu rechnen.

Für Sie wohl, Theurer, weil sie geschwänzt haben, fuhr Graf Erbach heraus, der den Herrn von Brauß nicht sonderlich liebte.

Also, weil es Ihnen beliebt hat, rief der trotzige Falkenberg: unnöthigerweise nach der Residenz zu kutschiren, deshalb sollen diese Offiziere ihre vier Meilen von ihrer Garnison her und zurück noch einmal reiten. Auf Ehre, das würde ich meinen Kameraden sehr verdenken.

Händel haben gerade noch gefehlt, seufzte der Amtsrath. — Wespe! O Du mein Wespe, wo steckst Du?

Aha! rief in diesem Augenblicke der zitirte spiritus familiaris von der Rangloge herunter. Hier steht schon der rothe Sammetsessel für den Herrn General. Aber der Herr Amtsrath möchten doch noch einen dito heraufbringen lassen, wenn etwa doch noch der Herr Feldmarschall käme.

Wie? Was? schrieen die Offiziere bestürzt unter einander, und dann zu Wespen hinauf: Der Feldmarschall! Welcher Feldmarschall?

Fürst Hohenburg, antwortete Wespe. Wie es heißt, reiset er gerade am Spieltage hier in der Nähe vorbei. Er ist ein alter Freund des Generals, und da ist es leicht möglich, daß er einen Abstecher macht, um ihm zum Geburtstage zu gratuliren.

Teufel, der Feldmarschall! riefen die Offiziere. Auf Ehre, das ist eine verfluchte Geschichte!

Jakob! eiferte, in Wespe's Plan eingehend, der Amtsrath: Jakob, den andern rothen Sammet-Sessel aus meinem Schlafkabinet sogleich hinauf in die Loge, daß ich es nicht am Ende vergesse in dem Wirrwarr. Sie haben ganz Recht, Herr Wespe, und ich danke Ihnen herzlich für diese Erinnerung.

Habe ich doch von der Reise des Feldmarschalles kein Wort gehört, sagte zweifelnd Graf Erbach.

Ich auch nicht, fiel der Amtsrath ein: auch ist mir der hohe Besuch noch keineswegs gewiß; aber man thut doch wohl, sich in Zeiten vorzusehen, damit man nicht nachher auf eine unangenehme Weise überrascht wird. Drum thun Sie mir nur die Liebe, bester Herr Graf, und schaffen Sie mir von Ihrem alten Herrn Onkel für Geld und gute Worte ein Paar Fläschchen Tokayer. Ihr Herr Onkel ist der Einzige in der Gegend, der ihn ächt hat, und mir läßt er keinen ab, und wenn ich ihn mit Golde aufwiegen wollte. Der Feldmarschall trinkt ihn gern und ich spränge vor Freuden aus der Haut wenn ich in meinem Hause doch etswas hätte, was dem Herrn schmeckte.

Aber mein Onkel ist zähe, bemerkte der Graf. Er hält seinen Tokayer hoch, und wird mir nichts dabei schenken. Wenn nun der Feldmarschall nachher gar nicht kommt —

So stechen wir die Flaschen mit einander auf seine Gesundheit aus, rief lustig der Amtsrath. Immer besser, als wenn sie uns fehlen in der Zeit der Noth. Besser verwahrt als beklagt!

Ja wohl, ja wohl! murmelten die glücklich getäuschten Offiziere, und Lieutenant Falkenberg erkundigte sich sehr bescheiden bei dem Amtsrath nach der Stunde der General Probe.

Heute setzest Du Dich vor mein Bett, sprach Lieutenant Seethal zu seinem Burschen, der ihm den Mantel gebracht hatte: und soufflirst mir die ganze Nacht in einem fort meine Rolle, und Kerl, wenn mir morgen früh eine Sylbe fehlt, auf Ehre, so bekommst Du von meinen Händen fünf und zwanzig aus dem ff.

Sehr wohl, mein Herr Lieutenant, antwortete der gepreßte Souffleur, ohne eine Miene zu verziehn, und hielt seinem Herrn den Mantel zum Hineinfahren ausgebreitet mit steifen Armen hin.

Also Sonnabend Nachmittag zwei Uhr ist General-Probe, meine Herren! schrie Graf Erbach mit donnender Commandostimme: und ein Hundsfott, der ausbleibt!

Und ein Hundsfott, der seine Rolle nicht kann! schrie Falkenberg, den Herrn von Brauß lachend auf die Schulter schlagend.

Ein Hundsfott, va! riefen lachend die übrigen Offiziere und toseten klirrend davon.

Wespe! Du bist ein Gott! rief der Amtsrath, den Referendar unter heißen Dank- und Freudeküssen umarmend, prallte dann zurück, stöhnte eine langes, klägliches Oh über die abermalige unverzeihliche Vergessenheit und wünschte dem Herrn Referendar mit einem steifen Bücklinge wohl zu schlafen.

Kann ich Sie heute noch auf einen Augenblick sprechen? fragte Wespe leise Aphanasien unter dem Abschiedhandkusse.

Mamsell Willig wartet Ihrer schon, antwortete das Mädchen mit feindlicher Kälte. Gute Nacht.

Rasch entzog sie ihm das Händchen und eilte dem Vater nach, und wie gelähmt schlich der arme Mensch fort, der harrenden Laura die schuldigen Honneurs des Nachhauseführens zu erweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Meinugskämpfe.

Die Zeiten, wo entweder wegen politischer oder religiöser Meinungen gekämpft wird, sind Zeiten des Hasses, der Zwietracht und der Lüge. Die Wahrheit wird hintan gesetzt, wie das Recht, und jeder sagt und thut immer nur das, was im Geiste seiner Partei ist. Besonnene Urtheile vernimmt man selten, man betrachtet die Dinge nicht so, wie sie sind, sondern wie man wünscht, daß sie seyn mögen. Man verläumdet ohne Scheu alle anders Denkenden und errichtet ohne Schaam Scheiterhaufen für sie. Am weitesten hierin geht immer die Partei, deren Meinungen am stärksten von der Natur abweichen. Alles ist bei ihr unnatürlich, Denkart und Handlungsweise, und da sie in unsern Tagen jederzeit die schwächste Partei ist und früh oder spät unterliegt, so scheuet sie sich vor keinem Unrechte. Sie ist selbst- und herrschsüchtig und unwissend; nur für Wenige verlangt sie ausschließende Vortheile und in ihre Verblendung stürzt sie Reiche und Völker ins Verderben.

Meinungen, welche weder mit der Wahrheit noch mit der Gerechtigkeit übereinstimmen, sind von Natur unduldsam und nur verblendete

Selbstsüchtler und herrschsüchtige Fanatiker können ihnen huldigen. Sie machen den Menschen sich selbst fremd und sehen die ehrwürdigsten Rechte der Menschheit als Verbrechen an. Ihre Anhänger schreien gegen die Gewissens- und Glaubensfreiheit; die Preßfreiheit ist ihnen die Quelle alles Bösen und die Gleichheit vor dem Gesetze ein Frevel, der nie verziehen werden darf. Eine solche Partei hat sich in ihren Ideen verstrickt und für sie giebt es keine Besserung, als in völliger Ohnmacht. Alle Belehrung ist vergebens, wie alle Aufforderungen zur Achtung gegen die Menschheit; der Eigennutz ist ihr Gott und von dieser Abgötterei weicht sie nicht.

Stößt nun eine solche Partei auf andere Meinungen, die sich auch herrschend machen wollen, so muß daraus ein Kampf auf Tod und Leben entstehen. Keine will nachgeben, und es wäre die größte Entwürdigung der Menschheit, wenn man verlangen wollte, daß das Recht und die Wahrheit dem Unrechte und dem Truge Platz machen und ihnen die Herrschaft einräumen sollten. Was die Vernunft nach ihren Gesetzen aussagt, was der Verstand, durch die Erfahrung belehrt, als zweckmäßig erkennt, das muß in der Welt Gültigkeit erhalten; ihm ist die Herrschaft bestimmt und von ihm hängt allein Völkerglück, Ruhe und Ordnung ab.

In Meinungskämpfen, wo die Köpfe erhitzt sind, kennt man kein Mitleid und den Sieg kann auf die Dauer nur die Partei erhalten, welche der menschlichen Natur am nächsten steht und die großen Gebote der Gerechtigkeit und Freiheit unter Gesetzen anerkennt. Ehe es aber dahin kommt, verschlingt das Grab Tausende, und Städte und Dörfer werden verheert. Wäre man dem allgemeinen Gebote der Gesetzlichkeit getreu, so würde man vor den Gräueln zurück schaudern, die man sich im verblendeten Eifer zu Schulden kommen läßt; achtete man das, was die Moral und Religion lehren, so würde man einen jeden denken lassen, was er will, aber man ist eben so gottlos als unsittlich, und daher rührt die Blutgier und die Barbarei, die man so freventlich an Andersdenkenden verübt.

Gas-Beleuchtungen.

Diejenigen, welche am lautesten über das sittliche Verderben unserer Zeit klagen, und die alte, längst verschwundene, deutsche Biederkeit und Sitten-Einfalt zurück wünschen und preisen, stutzen oft am meisten, wenn ihnen ein solcher ächter Biedermann voll edler Sitten-Einfalt begegnet. Denn ach! er paßt nicht in ihre Zirkel; er hat nicht den Ton der Zeit; er fällt auf, und wer mit ihm umgeht, zugleich mit ihm; welches Unglück könnte größer seyn?

Wo die Wissenschaften bloß den Kopf erfüllten, aber das Herz leer gelassen haben, da findet man mehrentheils die größte Schlechtheit des Charakters.

Der Jüngling, der roh und tölpisch, aber sittenrein und bieder, bei dem Eintritt in mein Zimmer stolpert und, so zu sagen, mit der Thür in's Haus fällt, ist mir willkommener, als der glatte, abgeschliffene Zierbengel, der sich in mein Haus schleicht und da tausend giftiges Verderben anstiftet.

Die neueren Poeten sind Genien mit goldenen Schaalen, womit sie Rosenwasser schöpfen, welches sie dem Sieste haltenden Leser ins Gesichte sprengen. Das kühlt denn gar anmuthig ab.

Der Artikel Bescheidenheit darf in keinem Compendium der Moral! geschweige denn in einem menschlichen Herzen fehlen.

Humaniora ohne Humanität sind Glaube ohne Worte.

Innocenz.

Hyperbolische Redensarten.

Wer jemals mit polnischen Juden auf Messen,
In Frankfurt und Leipzig, im Leben verkehrt,
Der hat die Hyperbeln gewiß nicht vergessen,
Wodurch jedes Sandkorn der Pole vermehrt.
Die bildliche Sprache, wenn schlecht auch geregelt,
Metapher und Trope, ist sein Element;
Doch mit der Hyperbel durchkreuzt und umsegelt
Er kühn jede Wahrheit und lügt ohne End'. —
So hört' ich vier Polen sich einst überbieten,
Und so viel die ernsthaften Mienen verriethen,
So glaubten sie selber, was sie nur erdacht. —
Hier hab' ich dir, Leser, getreu überbracht
Den Abschnitt, so wie ich ihn wörtlich vernommen
Denn als sie schon stritten, war ich erst gekommen.

A.

Was woll't ihr da reden! — Ist nicks zu vergleichen,
Zu Boas, den grauß'n, den mächt'gen, den reichen;
Der fährt euch aus Warschau mit Brabanter Kanten,
Mit Wagen an Wagen, so hoch wie Trabanten!
Und packt schon in Leipzig die erste Fuhr aus,
ist noch nicht die letzte aus Warschau hinaus.

B.

Ist das so gewaltig? — Da heißt einer Hein,
So wahr soll ich leben; gesund soll ich seyn.
Der macht von verkaufter levantischer Waare
Die Casse gewöhnlich nur einmal im Jahre;
Da zählen die Schreiber, die ält'sten und jüngsten,
Von Fastnacht, in einsweg, bis Montag in Pfingsten.

C.

Is alles noch gar nicks! Von mir laßt euch sagen!
Ihr werdet die Hände zusammen jetzt schlagen:
Hat neulich verboten, aus Oeconomie,
Mer soll nit mehr machen den Punkt auf das J
Der grauße Banquier, Herr Marcus, der wahre;
Was hat er an Tinte geschpart in dem Jahre?
Ich bitt' euch, was meint Ihr? — Ihr sollt emal rathen! —
So wahr soll ich leben! — 3000 Ducaten.

D.

Ist doch nit so reich, wie Schmul' aus dem Haag;
(Ihr wißt doch, der wohnt schon seit Neujahr in Prag)
Der hat sich, um alle seine Schreiber zu setzen,
E Pallast gebaut dort, es ist zu ergötzen! —
Me hot es für alle Millionen der Welt,
In Prag, in de Mitt uf den Marktplatz gestellt.
Und groß ist das Häuschen — Nu, was ich euch sag',
Noch zweimal so groß wie die ganze Stadt Prag. —

Advokaten-Styl.

Eine Klage mit folgender Inschrift ist wirklich eingereicht worden. Wer es nicht glauben will, lese S. 89 in A. W. Cramer's „Haus-Chronik," Hamburg 1822, nach: „Abseiten des Magister N. N., Klägers und Imploranten, dann Appellanten und Justifikanten an einem, entgegen und wider den Haushahn seines Nachbars, des achtbaren Schusteramtsmeisters und Altflickers N. B., Beklagten und Implorantem, dann Apellaten und Justifikaten am andern Theile, puncto unzeitigen Krähens, hinc damni facti et infecti, Schadenersatzes cum usuris solitis, auch Cautionis de non amplius turbando.

Ey, wie groß war wohl die Freude des guten Mannes, als er diesen Unsinn auf dem Papiere stehen sah! Eckber.

* Theater.

Den Freunden und Verehrern der gemütlich bildenden dramatischen Kunst wird unter den nächsten Vorstellungen die dreyfache Veranlassung zur regsten Theilnahme gegeben werden. In der Wahl eines uns längst nicht vorgeführten Schauspiels von begründetem Rufe „die Familie Schlenzheim" zum Benefiz Herrn Grenbergs, empfänge unser Sinn und Geschmack eben sowohl eine zarte Anerkennung, als unser Interesse durch diese Wahl an sich und namentlich durch einen Mann aufgefordert ist, dessen Künstlertalent, von einer seltenen Bescheidenheit gehoben, uns manche genußreiche Stunde schuf. Gewiß, wenn der Künstler mit dem ehrenvollsten Benehmen in seinen Berufsverbindungen Achtung als Mensch, als Gatte und als Vater einer zahlreichen Familie vereinigt, bedarf es kaum einer anmaßungslos anregenden Stimme, auf ihn die Aufmerksamkeit eines Publikums, wie das unsrige, zu lenken. Möchte es in jener Vorstellung seine Achtung für künstlerischen Werth und für bürgerliche und häusliche Tugend recht lebhaft aussprechen.

— a. —

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei C. Schulze.

Achter Jahrgang
Erstes Quartal

Nro. 27.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 3. April. 1823.

— — — — — — — —
Wahrheit gegen Freund und Feind
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder, gält es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut.
Schiller.

* Ermuthigung beym lesen des Gedichtes „Alte und neue Zeit." *)

Was sagst Du, Dichter! „So wird's bleiben."
Wann stand je still der Zeiten Lauf?
wer hemmt der Kräfte reges Treiben?
was hält die Macht der Wahrheit auf? —
Die Kräfte streben auf und nieder
in heißem Kampf, in starkem Streit;
doch, es ersteht die Wahrheit wieder
im hellen Licht der Folgezeit!

Voll hoher, himmlischer Gefühle,
hebt sich des Bessern Geist hervor;
obgleich er ferne noch vom Ziele
sich weiß, so dringt er doch empor.
nicht eitler Ruhm, nicht Tändeleien,
ist's hohe Ziel wonach er strebt,
nicht niedrer Geitz nicht Schmeicheleien,
weil er für bessres Seyn nur lebt.

und ob das Ziel nach dem er ringet
ihm ferne scheint, er scheut doch nicht
zu kämpfen, daß er weiter bringet,
Beruf ist's ihm, und hohe Pflicht.
Die Menschheit muß sich wieder heben,
sey die Vollendung noch so weit;
wird's erst der Bessern meh're geben,
so giebt es eine bessre Zeit.

O, sagt doch nicht: sie käme nimmer,
die alte wechs'le fort und fort;
schaut hin in finstrer Zeiten Trümmer,
und sehet, war's nicht schlimmer dort? —
Ein großer Theil ist schon erhellet
des Erdenrunds, und steht bereit
zu kämpfen, daß das Dunkel fället,
und so wird's eine bessre Zeit.

Doch hoffet nicht Vollkommenheiten,
so lang' das Meer sich schäumend regt;
erwartet nicht Glückseligkeiten,
so lang' der Sturm den Wald bewegt.

*) in Nro. 22 des Bürgerfreunds

Auf Felsen baut und dämmt die Fluthen,
und wißt, daß Arbeit nie gereut;
ja, würket immer mehr des Guten,
dann wird es eine beßere Zeit.

Ja, glaubet nur und hoft das Beste,
ob's hier auch wanket, dort auch bricht;
des Christen Glaube stehet feste
dem Felsen gleich, und wanket nicht.
er wird nie grauser Zeit zum Staube,
er unterlieget nicht im Streit;
als Sieger kämpft sein hoher Glaube,
und harret einer beßern Zeit.

Nur muthig immer fortgerungen;
der Feige weichet nur zurück;
des Beßern Arm ist oft gelungen
der Sieg für Recht, für Zeit und Glück.
und wenn auch in dem Lauf der Zeiten,
hier nimmer ihm der Sieg gelingt,
so kämpfet er für Ewigkeiten,
er, deßen Geist zu Gott sich schwingt.

Das Liebhaber-Theater.

(Fortsetzung.)

Die gesetzten Trümpfe hatten Wunder gethan. Pünktlich und vollzählig hatte sich das Personale in der Generalprobe eingefunden. Eben so musterhaft, als die immer treu memorirenden Damen, hatte das Offizier-Corps seine Rollen gelernt, selbst Brauß, der nicht Lust hatte, sich für seine Faulheit zu schießen, wußte seinen Bayard brillant. Da sämmtliche junge Männer nicht ohne Darstellungtalent waren, so ging die Probe wie am Schnürchen und mit nie gefühlter Directorseligkeit saß der Amtsrath auf dem Sammetsessel des Feldmarschalles in der Loge und applaudirte in einem fort.

Aphanasia war noch immer böse auf Wespe und hielt sich heute zum erstenmale mehr zu ihrem designirten Bräutigam. Dieser, statt dieß neue Glück dankbar zu erkennen und klüglich zu benutzen, sah darin nur seinen, seiner Vortrefflichkeit gebührenden Tribut, dessen Verspätung er durch die Huldigungen bestrafte, die er an Frau von Horst, eine alte, aber noch recht anziehende Bekanntschaft, verschwendete. Von Coulisse zu Coulisse floh Aphanasia vor dem armen, gebeugten, versöhnungluftigen Wespe, für den sie seit der Spielprobe nie allein zu sprechen gewesen war. Wespen verfolgte Laura, die in seinem Benehmen das Resultat einer neuen Eifersucht sah, welche sie von neuem verdient zu haben sich wohl bewußt war. Ihr flatterten der Graf Erbach, der Lieutenant Falkenberg und die beiden fremden Offiziere nach, und so zog sich diese Kette von Verfolgern und Verfolgten langsam hinter den Coulissen herum, während Fräulein von Birk, den Plaudereien des blühenden Seethal Gehör gebend, die zärtlichen Werbungen des verblühten Baron Appenrode zurück wieß, dieser sich aus Verzweiflung mit der Postmeisterin mesallirte, und der Postmeister sich dafür bei der immer heiteren Albertine schadlos hielt. Den Beweis vollendend, daß Amor ewig die süßlächelnde Thalia umschwebt, stand der Junker von Birk mit seiner Camilla auf Laura's Lieblingsplätzchen, und in beiden brannte des Südens Liebensgluth, die sie auf den Bretern dargestellt, in hellen Flammen fort.

Je entzückter der Amtsrath über die wirklich seltene Rundung der Probe war, deste grimmiger wurde Wespe über Aphanasia's Eigensinn. Endlich im fünften Akte, als Blanka, ihrem Manfrone verzeihend, abgegangen war, und Bayard nicht mehr vom Platze kam, gelang es dem unglücklichen Liebhaber, sich so zu stellen,

daß ihm die zürnenden Geliebte ohne Aufsehn nicht mehr ausweichen konnte.

Wenn ich, sprach er mit zornbunkelm Gesicht: nicht noch heute mit Ihnen eine Viertelstunde allein sprechen kann, so bin ich morgen mit dem ersten Grauen des Tages auf dem Wege nach der Residenz, um meine Bewerbung um den hiesigen Posten zurückzunehmen.

Es wäre wohl nicht edel, antwortete Aphanasia bitter: nicht einmal männlich, den Vater durch Störung seines liebsten Vergnügen dafür zu bestrafen, daß die Tochter Ihre poetischen Rede-Uebungen nicht länger anhören mag.

Es ist Ihnen Genuß, mich zu verkennen, erwiederte Wespe. Ich bedauere, daß ich Ihnen diese Freude rauben muß. Bayard wird morgen auch ohne mich gespielt werden. Ein Freund von mir wird meine Stelle vertreten.

Da schlug Aphanasia die schönen Augen nach ihm auf, und ihre Blicke schienen ihn um Verzeihung zu bitten, wegen des Unrechts, das sie ihm dießmal angethan. Eine Stunde nach der Probe! hier! flisterte sie ihm zu, und in seliger Wonne blickte er der Entfliehenden nach.

Bravo, Bravissimo! schrie aus Leibeskräften der Rittmeister Erbach, als Bayard abermals ausgelitten hatte. Allons, darauf, meine Herrschaften, daß wir das Bravo, das wir morgen erndten werden, heute schon in voraus hören.

Bravo, Bravo! lachten die Herren und Damen, und klatschten, bis ihnen die Hände weh thaten.

Bravissimo! auf jeden Fall, rief der Amtsrath. Nur eines fehlt noch nach meiner Ansicht. Aber es ist Recht, daß es fehlt, die Darstellung wäre sonst vollkommen, und das soll ja kein Menschenwerk seyn.

Und das wäre? fragte Wespe, begierig auch hier dem Director mit Rath und That beizuspringen.

Ein kleines Gefecht auf der Scene, antwortete der Amtsrath. Das Stück wird einem Helden zu Ehren gespielt, und handelt von einem Helden, und doch wird der ganze Krieg so trocken abgefertigt mit etwas Spektakel hinter den Coulissen.

Sie tadeln, rief Brauß vornehm lächelnd: was ich gerade an Kotzebue loben würde, wenn es mir überhaupt möglich wäre, ihn zu loben. Die Gefechte auf der Bühne sind immer eine Partiehonteuse des Theaters gewesen, und ich sehe sie nie, selbst in der Residenz, ohne dem Hanswurst im Trauerspiele zu begegnen.

Ach, wenn es nur recht gemacht wird, meinte der Amtsrath. Mein Theater ist nicht viel kleiner, als das in der Residenz. Hinreichende Mannschaft haben wir durch die Güte der Herrn Offiziere. Es wäre nur um die Dressur zu thun.

Ja, meine Leute haben nur die moderne, sprach der Rittmeister: und wie ich ihnen die antike, von der ich nichts verstehe, bis morgen geben soll, das weiß ich doch nicht.

Und wo wollten der Herr Amtsrath eigentlich das Gefecht einschieben? fragte Wespe rasch.

Sie wissen wohl schon wieder den beßten Rath? rief der Amtsrath, das Buch vorbringend. Hier im fünften Akte zwischen Bayard's Abgange und dem Auftreten des Prinzen von Bourbon.

Wenn die Herren Offiziere mich unterstützen wollen, sprach Wespe: so will ich morgen früh versuchen, wie weit ich mit der antiken Dressur komme. Ich habe aus der Bibliothek des Seniors eine alte Chronik mit Kupfern, in der

*

sich viel darüber finden wird. Es kommt nur darauf an, ein interessantes Schlacht-Tableau von kurzer Dauer zu Stande zu bringen, und das getraue ich mir schon mit solchen Hülfsmitteln.

Dachte ich's doch! rief der Amtsrath: disponiren Sie über uns, der Rittmeister.

Wir haben ein Dutzend Franzosen, eben so viel Spanier und Venetianer unter den Waffen, sagte Wespe. Talmond und Termouille mögen die Franzosen führen. Rochefort und ich, durch die Rüstung unkenntlich, die Feinde. Es wird supponirt, daß die Franzosen eine Recognoscirung aus dem Eng-Passe machen, und sich bei dem Angriff der Feinde zurück ziehen. So geht Gefecht, Rückzug und Verfolgung über die Bühne. Spießgefecht und Musketen-Chargen unter den Gemeinen füllen den Hintergrund, während die Führer mehr vorn einen kurzen, gut eingeübten Schwerterkampf zum Besten geben.

So können Sie also fechten, Herr Referendar? fragte Falkenberg, der sich in Lauren verliebt und in Wespen einen glücklichen Nebenbuhler zu finden glaubte, mit der Ironie der Eifersucht.

Ich studirte in Halle, Herr Lieutenant! antwortete dieser ernsthaft.

Das weiß der Teufel, wie er's macht grämelte der Amtsrath. Er kann alles, und was er angreift, das gelingt ihm.

Die Disposition ist nicht übel, meinte der Rittmeister.

Und daß die Kerls ihre Schuldigkeit thun, dafür werde ich sorgen! rief der der wilde Seethal.

Also morgen früh sechs Uhr, wenn es gefällig wäre, sprach Wespe, sich höflich dankend verneigend. Damit wir vor dem Gottesdienst fertig sind und ihn durch unsern Spektakel nicht stören.

Das ist löblich und schicklich, junger Mann! rief der Amtsrath. Dann brummte er Aphanasien zu: Daß dieser Pasquillant mir alles recht, und alles zu Dank machen würde, hätte ich nicht gedacht! Gute Nacht, meine Herren! rief er laut und ärgerlich, und ging fort.

Ich sehe Sie heute noch, schöne Frau? flisterte Herr von Brauß der Frau von Horst, mit der er sich zuletzt fast immer leise unterhalten hatte, beim Abschiednehmen zu.

So bald sich der Troß verlaufen hat, hier! flisterte sie, mit warmen Blick und Händedruck, zurück und entschwebte.

Größtentheils zärtlich gepaart, folgte ihr die Schauspielertruppe, und mancher Armdruck, und mancher heiße Kuß ward durch das Gedränge in dem dunkeln Ausgange begünstigt und versteckt.

Ein tolles Treiben, durch und gegen einander! lachte der Assessor Walther, der überall den stummen Beobachter gemacht hatte und jetzt zuletzt geblieben war. Was für eine Masse Liebe von allen Gattungen wird hier in einer Probe consumirt! Wohl dem, der, gleich mir, schon eine geliebte Braut und zu viel Phlegma zur Untreue hat! So viel ist aber doch bei mir beschlossen; daß meine Töchter, wenn mir der Himmel dermaleinst welche schenkt, in ihrem Leben diese Breter nicht betreten sollen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte zweier Weiber, die mit zwei Kindern auf offner See waren ausgesetzt worden.

Ein französischer Kolonist, Namens Denoyer, der sich ein Jahr durch zu Samana, im spanischen Antheile der Insel St. Domingo aufgehalten hatte, wollte nach dem Cap. Francais zurückkehren, wo er eigentlich zu Hause war. Er kaufte zu diesem Behuf eine Galeote, oder kleines Transportschiff, und packte alles darauf, was er mit sich nehmen wollte. An Leuten hatte er nur seine Frau, die er innigst liebte, ein Kind von sieben Jahren, und ein anders, das noch an die Brust gehalten wurde, dann eine Negersklavin Namens Catharina, mitzunehmen.

Während er sich zur Abfahrt bereit machte, scheiterte an jener Küste ein kleines Fahrzeug, die Mannschaft hatte jedoch das Glück, das Land zu erreichen, und sich zu retten. Da eben zu Samana noch ein anderes Schiff, das auch einem Franzosen gehörte, segelfertig war, so baten die Schiffbrüchigen, acht an der Zahl, den Inhaber desselben, sie an Bord zu nehmen. Der Capitain fand aber bei der Untersuchung der Ladung seines kleinen Fahrzeuges, daß er nur sechs von den Geretteten aufnehmen könne, und schlug Herrn Denoyer vor, die übrigen zwei zu sich zu nehmen. Dieser machte sich aus angeborner Menschenliebe ein Vergnügen daraus, beschenkte sie noch mit Leinen und Kleidern, und überhäufte sie mit Gefälligkeiten. Er segelte zu Anfang des Monats März 1766 ab, nachdem er noch zwei französische Matrosen in Dienste genommen. Als sie so längst der Küste hinschifften, und ohngefähr zwei Meilen gemacht hatten, kamen sie an einen bewohnten Ort. Die zwei Matrosen, die nicht bleiben wollten, bestürmten ihren Herrn, sie da abzusetzen, und stellten ihm vor, daß er ihrer nicht weiter bedürfe, da die zwei Engländer, die er gastfreundlich aufgenommen, und die in der Schiffahrt bewandert schienen, ihm hinlänglich auf seiner Reise beispringen könnten. Denoyer gewährte ihre Bitte, und ging am folgenden Tage mit Hülfe der beiden Engländer wieder unter Segel. Abends gingen sie bei Grigri, ungefähr eine Meile über Porto-Plata an der südlichen Küste von St. Domingo vor Anker. Sie nahmen gemeinschaftlich und in der besten Eintracht das Abendessen. Hierauf wurde der Hintertheil des Schiffes mit Palmblättern gedeckt ein Segeltuch in Form eines Zeltes darüber aufgespannt, und darunter eine Matraze angebracht, die der Frau, den beiden Kindern und der Sklavin zum Lager diente. Herr Denoyer legte sich auf eine andere Matraze zu den Füßen seiner Frau, und den beiden Engländer war die Schlafstelle im Vordertheile der Galeote angewiesen. So überließen sie sich der Ruhe.

Gegen drei oder vier Uhr Morgens wurde Madame Denoyer durch den Schall eines heftigen aber dumpfen Schlages plötzlich erweckt und es schien ihr ein Schlag mit einer Axt nach dem Bette ihres Gatten zu seyn, den sie auch stöhnen hörte. Zitternd und erschreckt rief sie der Negerinn; doch also gleich stürzte einer der zwei englischen Matrosen mit einem Beile in der Hand über sie her, und drohete ihr mit dem Tode, wenn sie die geringste Bewegung zum Aufstehen machen würde. Die beiden Ungeheuer vollendeten ihr Verbrechen, indem sie die blutige Leiche des Mannes, der ihnen wohlthätig seine Hand gereicht hatte, ins Meer warfen. Hierauf richteten sie die Segel nach dem Winde, ergriffen das Steuerruder, und nahmen die Richtung nach New-York. Als sie ziemlich weit

ins Meer hinaus gekommen waren, enthüllten sie ihren Anschlag, der dahin gieng, sich der Galeote und aller darauf befindlichen Kostbarkeiten zu bemächtigen, kündigten aber auch zugleich der Madame Denoyer an, daß sie für ihr Leben nichts zu befürchten habe, und zurück gesendet werden würde, sobald sie es mit ihrer Sicherheit vereinbarlich fänden. Uebrigens gestatteten sie ihr, den ganzen Tag und die ganze folgende Nacht hindurch ihrem Schmerz freien Lauf zu lassen.

Am andern Morgen bei Sonnenaufgang befahlen sie ihr, alles, was sie an Wäsche mit sich nehmen wolle, in einen Bündel zusammen zu packen, und sich bereit zu halten, eine Piroghe zu besteigen, die sie an Bord hatten, und auch sogleich ins Meer setzten. Obschon diese Piroghe nur aus einem ausgehohlten Baumstamme bestand, nach Art derer, welche die Wilden in Amerika haben, und äusserst klein und unfähig war, der Wuth der Wellen zu widerstehen, so nahm doch Madame Denoyer diesen Antrag mit Freuden an, indem sie lieber allen Gefahren, ja selbst dem Tode sich Preiß geben wollte, als noch länger den Anblick der Ungeheuer ertragen, die ihrem Gemahl ermordet hatten. Ihre Vorbereitungen waren in wenig Minuten getroffen, sie nahm ihr kleinstes Kind, die Negerin das Andere, und so bestiegen beide das gebrechliche Fahrzeug. Kaum waren sie aber in den Kahn getreten, als ihnen lebhaft die Gefahren vor Augen schwebten, welchen sie sich aussetzten, und von dem Triebe der Selbsterhaltung besiegt, streckten sie flehend die Arme ihren Henkern entgegen, die ihrer nur lachten. Von dem letzten Funken Mitleid ergriffen, gaben ihnen doch diese Barbaren noch einen Strohsack, den sie am Boden des Nachens ausbreiteten, vier Kuchen, Zwieback, einen Krug mit beiläufig vier Pinten süßm Wassers, sechs Eier und ein wenig Pökelfleisch nebst einem Kessel; darauf aber schnitten sie den Strick, mit dem der Nachen an das Schiff befestigt war, entzwei, und steuerten mit vollen Segeln davon. Ohne Zweifel ließ der Himmel diese Ungeheuer nicht ungestraft, denn man hat nie wieder etwas von ihnen vernommen, es ist wahrscheinlich, daß sie mitten in den Wellen umgekommen sind, welche Strafe doch für sie gewiß zu gering war.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Lebens-Bilder.

Der Eine liegt der Dirn' im Arm, und dünkt sich Gott auf Erden,
Der Andre ißt unbändig viel, und fühlt nachher Beschwerden.
Der, jubelt beim Pokal sein Lied, mit Bachus um die Wette,
Und glaubt sich dann im Carousel, liegt er in seinem Bette.
Der betet seinem Mammon an, und weidet sich am Klange,
Verschließt das Geld in Kisten dann, vor Dieben ist er bange.
Der Andre schwitzt am Pharotisch, und will des Teufels werden,
Und wirft sein Gold dem Banquier hin, mit grimmigen Geberden.
Der Eine tummelt gern sein Roß, der Andre fährt zum Balle;
Und der steht auf dem Anstand fest und jauchzet auf beim Knalle.
Hat er das stolze Reh erlegt, — dann schlendert er nach Hause
Und schreibet eilig Karten aus, zu deßen Leichenschmause.
Und dieser geht in's Schauspiel gern, und Jener sitzt am Kartentische;
Und der verlieret seine Zeit mit leer Geschwätz, und Lesung mancher Wische.

Der eine ist ein Griechenfreund, der, wünscht den Spaniern Siege;
Der Andre hetzt die Menschen gern, zum Argwohn und zum Kriege.
Der Eine fühlt mit Weib und Kind, Zufriedenheit auf Erden,
Der Andre laufet kreuz und quer, und kann nicht glücklich werden.
Der Eine hucket stets zu Hauf' und sucht den Stein der Weisen;
Der Andre liebet Berg' und Flur, und zieht es vor zu reisen.
Und dieser machet Verse gern, sein Liebchen zu besingen:
Und Jener freut der Töne sich, die aus den Saiten klingen.
Dem Einen quillt des Lebens-Born im trauten Freundes-Kreise,
Der Andre schwört: was ich gelobt, das halt ich Dir im Pfingsten auf dem Eise.
Der Eine wird durch Selbstsucht kalt, er liebet sich vor Allen,
Dem Andren rührt der Armuth-Noth, und macht das Herz ihm wallen.
Dem Einen ist die Welt zu arm, für seiner Habsucht Ziel;
Und hat der And're ein'n ganzen Rock, so dünkt ihn, hat er viel.
Der Eine weiß mit Zung' und Feder gewandt zu mannövrieren,
Der Andre schreit: ich räche mich! ich will mich duelliren!
Der Eine wandelt wohlgemuth durch Hagel, Schnee und Regen,
Der Andre seufzt: ach, alles in der Welt wär gut, müßt ich mich nicht bewegen! —
Und dieser spricht, von angenehm und flau, in Kaffee und in Zucker;
Und Jener sagt: ich weiß ja wem es gilt, drum laß' ich ab von Luther.
Und der ergötzt in süßer Ruh, der Dichter Zauber-Band,
Der Andre sehnt nach Schelling sich, Jacobi, Fichte, und Kante.
Und Einer schreibt gar Lebensbilder, im Reimen sich zu üben
Die ich vortreflich finden will, um ihn nicht zu betrüben.
Der Eine ist den Fürsten hold, der Andre ein Liberaler,
Und sieht man Beide recht bei Licht, so sind es Beide Prahler:
Die Fürstenlob und Volkeswohl zwar gern im Munde führen;
Der Beutelfaul und Pulverscheu sich selbst stets reserviren.
Der Eine thut gewaltig dik, und speicht: wo's Klugheit gilt bin ich der Mann vom Fache!
Der Andre ruft: mit dick thun, ist es nicht gethan, dick werden ist die Sache.
Ein'n Bauch schaff er sich an mein Herr, nur der giebt Würd' und Ehren,
Beim Austern-Mahl und Cypern-Wein, kann man Latein entbehren.
Es sagt es ein Gelehrter selbst, den Magen ist nicht zu trauen!
Der wohl zu der Bemerkung kam, durch treues Selbstbeschauen.

Und wollt ihr mein Bekenntniß nun, ihr lieben, guten Leute?
Von vielen Etwas dünkt mich gut, denn reich ist dann die Beute:
Ein süßes Mädchen, guten Wein und Geld, so viel vonnöthen;
Auch einen Freund, recht brav und treu, darum wird sehr gebeten;
Doch Geistes-Schwung, Gemüthes-Tiefe um Höh'res zu erstreben
Das geht mir Allen Andern vor, ist meines Lebens Leben.
Vielfarbig in einander spielt, auf dieser Erden-Bühne,
Was Jeden jetzo wichtig dünkt, das Kleine und das Große;
Bis einst sich bildet Harmonie in allgemeiner Sühne
Und wir vereinigt — einig sind in unsers Vaters-Schooße.

Anekdoten.

Die Prima Donna einer Bühne,
Der Tugend Muster eben nicht,
Zerschnitt in Wuth einst die Gardine,
Und ward verurtheilt vor Gericht:
In das Gefängniß, ohn' Erbarmen,
Mußt' sie hinein, trotz ihrem Ruhm.
„Ich weiß," spricht sie zu dem Gensdarmen,
„Mein Leben und mein Eigenthum
„Gehört dem König', ich will es glauben,
„Doch meine Ehre, in der That,
„„Kann selbst der König mir nicht rauben,"" —
„„„Vollkommen wahr,"" spricht der Soldat,
„„„Ich weiß, bin ich auch kein Jurist,
„„„Den Spruch, seit langer Zeit geboren:
„„„Es hat nun einmal, wo nichts ist,
„„„Der Kaiser selbst sein Recht verloren."""

In einer Festung machte spät Abend der Inspections-Capitain auf den Wällen die Ronde, um sich zu überzeugen, daß der an dem Tage ertheilte Garnison-Befehl: Dreimal „Wer da!" zu rufen, und Feuer zu geben, wenn beim dritten Male nicht geantwortet würde, von den Posten pünktlich vollzogen werde. — „Wer da!" donnerts ihm drei Mal entgegen, welches er vorsetzlich nicht beantwortet. Schnell nimmt der auf dem Posten stehende Rekrut sein Feuerstahl aus der Tasche: „Hier will ick sei Füer geben!" rief er dem Capitain zu, indem er den brennenden Schwamm in der Hand hielt.

Kurz nach der neuen Meilen-Vermessung im Preußischen, nach welcher bekanntlich die Distance von Berlin nach Potsdam, mit Inbegriff der sogenannten Mille royal, bedeutend verlängert wurde, grassirte in Potsdam eine gefährliche Viehseuche. — Ein jüdischer Pferdehändler in Berlin, dem dieses Ereigniß erzählt wurde, sagte spottweise: „Soll doch Gott unsern guten . . . . . gesund lassen, hat er als vorausgesehen, daß mer werden bekommen ein Viehkrepiren in Potsdam: geschwind hat er den Ort 2¾ Meilen vor der Residenz eweg geschoben.

Auf einem angesehenen Mann, Namens X. in N., war ein Lobgedicht gemacht, welches so anfing: Orakel dieser Stadt. — Abends sollte dies Gedicht in einer Gesellschaft bei X. vorgelesen werden, in welcher sich ein Engländer befand, der die deutsche Sprache erlernt hatte, und jede Gelegenheit suchte, sich darin zu vervollkommnen. Dieser bat sich aus, das Gedicht vorzulesen. Da er aber das Deutsche zuweilen noch auf englische Art aussprach, so begann er, an Herrn X. sich wendend, folgendermaßen: O Räkel dieser Stadt! — Daß man sich sogleich die Fortsetzung seines Vorlesens verbat, versteht sich von selbst.

Lese-Früchte.

Der Held in Schiller's Ballade: „Der Kampf mit dem Drachen" hieß Dieu Donne de Gozon. Die Geschichte steht in G. F. Palm's Gallerie merkwürdiger Männer aus der älteren und neueren Geschichte." 2tes Bändchen, S. 73.

Die von Schiller in die Schweiz verlegte Geschichte des Ritters Toggenburg gehört dem Rheinlande an, wo sie als Tradition unter dem Volke lebt. In dem Kloster Nonnenwerth, unweit Koblenz, war des Ritters Geliebte, als er von der heiligen Fahrt wieder kehrte. Gegenüber liegt Rolandseck und ein Hügel.

Fr. Raßmann.

X. Deeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 28.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 6. April. 1823.

Strebst Du, was ewig ist, Dir zu gewinnen,
Dann fasse Muth, selbst wenn die Hoffnung sinket
Dein Ziel ist sicher, hat's auch nicht die Erde.

Leben.

Leben, bist so wandelbar,
Bald so heiter, bald so trübe,
Stets ein Bild von Haß und Liebe,
Nie beständig, treu und wahr,
Leben, bist so wandelbar!

Leben, bist mir doch so werth,
Hab' ich dich auch angeklaget.
Wenn du vieles mir versaget,
Hast du vieles mich gelehrt;
Leben bist mir doch so werth!

Durch dein dunkles Sorgenland
Schimmern ja die Himmelskerzen,
Und es trägt doch Gram und Schmerzen
Helfend treuer Liebe Hand
Durch dein dunkles Sorgenland.

Leben, aus dem Grabesthor
Kehrest du entfesselt wieder,
Leg'st den Staub zum Staube nieder,
Schwebst, ein Phönix, neu empor,
Leben aus dem Grabesthor.

Friederike Susan, geb. Salzer.

Das Liebhaber-Theater.

(Fortsetzung.)

Eine halbe Stunde früher, als er beschieden war, griff sich Wespe durch die dunkeln, wohlbekannten Gänge nach Thaliens Tempel fort. Endlich war er auf die Bühne gelangt und lehnte sich harrend an eine Säule des Prosceniums. Der Mond warf sein melancholisches Licht durch die Logenfenster auf die Wald-Dekoration. Wespe sah zu ihm hinauf und seufzte, denn in seiner Brust stritten die Gefühle feindlicher miteinander, als es morgen die französirten und hispanisirten Dragoner der löblichen Schwadron Graf Erbach unter seinem Commando thun sollten. Nicht der Schmerz über den Zorn

der Geliebten, den er zu vernichten hoffte, wenn sie ihn nur anhörte, aber Aerger und Schaam über die zum Theil nicht ganz löblichen Griffe und Kniffe, mit denen er nach dem Kranze am Ziele rang, fielen in der stillen Einsamkeit mit doppelter Wuth sein sonst so ehrliches und stolzes Herz an.

Was entschuldigt die Liebe nicht! tröstete er sich endlich selbst, aber gleich darauf fragte er: Auch die Spitzbüberei? Schwerlich! Ach mir wird nichts weiter übrig bleiben, als mich nach dem Bayard, dem Amtsrath zu Füßen zu werfen, ihm alles zu gestehen und es dann darauf ankommen zu lassen, ob er mich als Sohn an seine Brust nimmt, oder mir die Thür weis't. Amen, ja, das soll geschehen, damit ich nur wieder vor mir selbst die Augen aufschlagen kann!

Da knisterte ein Damenschuh. Aphanasia! hauchte er und schlich dem Geräusch entgegen. Aber in dem Augenblick erkannte er in dem Reflex des Mondenlichtes den scharlachenen Atlaspelz der Frau von Horst und rettete sich, auf den Zehen hinter den Coulissen wegspringend, in die Höhle bei Longara.

Ungeduldig ging die Dame auf der Bühne auf und nieder und sah oft nach der Thür.

Wenn Aphanasia nur dießmal zögerte, seufzte der Tragiodit, und leise, leise klirrte ein Paar Silbersporen heran.

Mir ist wieder, wie in den ersten Augenblicken unserer Freuden, rief Herr von Brauß die Harrende an seine Brust reißend, mit Fernando's Worten. Ich habe Dich in meinen Armen. Ich sauge die Gewißheit Deiner Liebe auf Deinen Lippen und taumele und frage mich staunend, ob ich wache oder träume?

Nun, Fernando, antwortete die neue Stella ihn lächelnd küssend: wie ich spüre, gescheuter bist Du nicht geworden!

Das ist aber doch auch gar zu platt, murrte es in der Höhle bei Longara.

Gott! was war das, schrie Frau von Horst. — Wir sind nicht allein!

Der Widerhall in dem leeren Saale täuscht, tröstete Brauß, und zog seine Dulcinea mit zärtlicher Gewalt nach der Rasenbank, auf der er als Bayard seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte.

Nein, ich bleibe nicht hier, jammerte sie ernstlich widerstrebend. Die Angst würde mich tödten, und wenn man uns überraschte! Gute Nacht, lieber Brauß!

Aber wann und wo das Wiedersehn? drängte Brauß. Bis morgen zum Stück ist noch eine ewige Zeit, und dann sehe ich Sie doch nur vor Zeugen.

Wie ungeduldig auf einmal wieder, lispelte die Dame. Mein Mann geht morgen früh auf die Jagd. Warten Sie um neun Uhr an der Garten-Thür.

Sie flog davon. Brauß folgte ihr. Bedachtsam kroch Wespe aus seiner Höhle heraus.

Gott sey Dank! rief er. Nun ist mir ein Aetna von der Brust gewälzt. Es giebt noch einen weit ärgern Spitzbuben in der Welt als mich, und der ist gerade mein Nebenbuhler und es ist sogar meine Pflicht, das arme, unschuldige Lamm diesem Wolfe aus dem Rachen zu reißen, selbst wenn ich die Hoffnung aufgeben müßte, es in meinen Pferch einzuführen! Schon die saubere Horst, als Freundin, auch des ungeliebten Gatten, wäre hinreichend, die eifersüchtige Aphanasia am Gallenfieber oder an der Abzehrung hinzuraffen. Nun, du praktische Menschenkenntniß, die der dumme Haufe mit dem Namen List brandmarkt, du treue Bundsgenossin, der ich schon thörigerweise absagen wollte! komme wieder herzu!

Arm in Arm mit dir,
So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!

Abermals knisterte ein Damenfuß. Dießmal war es Aphanasia. In voller Liebesgluth stürzte ihr Wespe entgegen, aber sie wies ihn ernsthaft zurück, setzte sich auf die vorerwähnte Rasenbank, die jetzt ganz hell vom Monde beschienen wurde, und winkte ihm, gegenüber auf einem graubemosten hölzernen Steine Platz zu nehmen, wozu er doch keine Lust hatte, weil er wußte, wie schlecht sich eine unbillige sitzende Gestalt bei zierlichen, feurigen Reden aus, nimmt.

Hätte ich das, sprach Aphanasia mit erkünstelter Ruhe: was ich jetzt weiß, schon gewußt, als ich Ihnen diese Zusammenkunft versprach, ich würde sie Ihnen versagt haben, selbst auf die Gefahr, daß Sie ihre Drohung wahr gemacht hätten. Aber ich habe einmal mein Wort gegeben, das muß ich halten; es sey mir zugleich eine Strafe dafür, daß ich Ihnen vertraute, daß ich wegen Ihnen meinen guten Vater täuschte. Was können Sie mir noch zu sagen haben?

Nichts, Aphanasia, antwortete Wespe, bestürzt über die schnöde Anrede: nichts als eine Frage nach der Quelle Ihres Zornes, um mich dann rechtfertigen zu können. Denn bis jetzt weiß ich von nichts und ich fürchte doch nicht, daß Sie es wie die heilige Inquisition machen werden, die, ohne den armen Ketzer sein Verbrechen zu nennen, frisch drauflosfoltert, bis es ihm selbst einfällt. Was habe ich gesündigt?

Wahrscheinlich, sprach bitterlächelnd Aphanasia: haben Sie es im Rausche Ihres Minneglückes gar nicht bemerkt, als ich in der Spielprobe im fünften Akte bei Ihnen vorbeiging.

Dachte ich es doch! rief Wespe mit dem Fuße stampfend. Das Bischen Umarmung! Tant de bruit pour une omelette! Hatten wir uns nicht längst darüber gegen einander ausgesprochen? Haben Sie ganz vergessen, daß, wenn Sie eine Miranda auf der Bühne haben wollten, ich mit ihr den Liebhaber hinter den Coulissen spielen mußte.

Das Bischen Umarmung! rief Aphanasia weinend vor Zorn und Eifersucht So umarmt kein Mädchen einen Mann, der ihr nicht Alles war und Alles werden soll. Und nur die Verworfenste ihres Geschlechts kann einen Mann auffordern, der Liebe zu leben, wenn sie seiner Liebe nicht schon gewiß ist.

Aber, lieber Engel, fragte Wespe kläglich: wie komme ich dazu, für die Uebertreibungen zu büßen, die sich diese vielliebende und vielgeliebte Laura im erotischen Rollenfache zu Schulden kommen läßt?

Es ist grausam und unedel zugleich, seine erklärte Braut zu verhöhnen! rief Aphanasia aufspringend.

Meine Braut? Laura meine Braut? schrie Wespe. Nun, so soll doch Feuer und Schwefel, Pest und Wolkenbruch —

Ersparen Sie sich den Unsinn, sprach Aphanasia bitterböse. Sie hat sich selbst als Ihre Braut bekannt an mehreren Orten in der Stadt. Frau von Horst und die Horneck sind meine Zeugen.

Bekannt? schrie Wespe: bekannt? Nun gut, ich will auf der Stelle zu der entsetzlichen Weibsperson hinrennen und ihr ein Bekenntniß ablegen, daß ihr die Haare zu Berge stehen sollen!

Er ging rasch fort. Ja so! sprach er, umkehrend. Wenn ich ihr das schon heute Abend bekenne, was ich auf meinem Herzen

habe, so bekennt sie Ihnen morgen, daß unser Bayard in die Brüche fällt; und daß dieser morgen gegeben und brillant gegeben wird, darauf habe ich einmal meinen Kopf gesetzt. Drum muß ich mich Ihnen vor der Hand auf Diskretion ergeben. Können Sie es bis morgen Abend ohne weitern Beweis glauben, daß ich nur ein Schelm für Sie, nie gegen Sie bin, so ist es gut und herrlich. Können Sie das nicht, können Sie es wirklich über Ihr weiches Herz bringen, so lange ohne erheblichen Grund auf den armen Eduard zu zürnen, so thun Sie es. Ich habe schon genug gelitten um Ihretwillen. Ich werde auch das noch überstehen, und desto süßer wird es seyn, wenn Sie mir morgen Abend die Kränkung abbitten und ich den Versöhnungkuß auf Ihre Rosenlippen drücke.

Wie er so ehrlich thun kann, sprach Aphanasia durch Thränen lächelnd. Ach mein Vater hat wohl Recht damit, was er erst diesen Abend von Ihnen sagte.

Nun? und was sagte er denn? fragte Wespe lustig. Etwas Rühmliches wird es wohl auf keinen Fall gewesen seyn.

Wenn der Jude zum Schwur kommt und Wespe zum Reden, antwortete wider Willen lachend Aphanasia: so ist beiden geholfen.

Das wäre schmeichelhaft, wenn es wahr wäre, sagte Wespe: und wäre ich französischer Advokat, lukrativ obendrein, übrigens haben Sie jetzt eben gelacht, Aphanasia, also können Sie nicht mehr böse seyn, also haben Sie Ihr Unrecht schon heute eingesehen, also sind Sie mir wieder gut, und also — liebst Du mich wieder? Nicht wahr, holdes Mädchen?

Er hatte sie bei diesen Worten umschlungen und sah ihr wieder so treu in die Augen, daß sie ihr Ja in dem Kusse aussprach, mit dem sie ihre Lippen den seinen vermählte.

Victoria! rief Wespe. Nun ist Alles in Ordnung, nun werden wir wenigstens die Nacht so ruhig verschlafen, als es verliebte Leute im Stande sind. Und das ist höchst ersprießlich, denn wir brauchen doppelte Munterkeit für die morgende Haupt- und Staats-Action.

Zur guten Nacht noch eine Bitte, Eduard, sprach Aphanasia. Keine neue Schelmerei! Was bisher geschehen mußte, that mir schon so weh. Laß jetzt alles seinen natürlichen Gang gehen. Du bist schon auf dem Wege zu meines Vaters Herzen. Mache keinen falschen Sprung mehr, das Ziel früher zu erreichen.

Nur noch einen einzigen, liebe Aphanasia! rief Wespe: aber einen wahren Salto mortale! Der ist unerlaßlich und schon Alles dazu vorbereitet. Hindere mich nicht dabei. Glaube mir, es ist das Beßte, was ich thun kann. Ich habe mir Alles reiflich überlegt. Ich könnte mir zwar noch anders helfen, ich dürfte nur jemand dem Nachricht geben von Wilddieberei in seinem gehegten Reviere, während er auf der Jagd ist, aber die Aushülfe wäre boshaft und könnte tragisch enden. Die Posse hat lustig begonnen, und lachend wollen wir bei dem Sinken der Gardine das Danksagung-Compliment an das verehrungwürdige Publikum machen.

Sage mir aber, was Du eigentlich brütest, fragte Aphanasia, mit ihrer weißen Hand sein Kinn fassend, und ihn forschend ansehend.

Ich sage nichts, rief Wespe mit einem großen Aufwande von Deklamation: ich sage wenig, ich sage nur so viel:

Es ist entschieden, nun ist's gut — und schnell
bin ich geheilt von allen Zweifelqualen.
Die Brust ist wieder frei, der Geist ist hell.

Nacht deckt den Brauß, wo Wespe's Sterne strahlen!
Mit zögerndem Entschluß, mit wankendem Gemüth
wurd' ich ein Scheim, ich ward's mit Widerstreben,
da es in meine Wahl noch war gegeben.
Nichtsnutzigkeit ist da, der Zweifel flieht,
jetzt fecht' ich für Dein Glück und für mein Leben!

Sprach's, küßte rasch Aphanasia's Lippen noch einmal und war verschwunden.

Ach Liebe, Qual und Lust! seufzte Aphanasia und folgte ihm langsam nach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte zweier Weiber, die mit zwei Kindern auf offner See waren ausgesetzt worden.

(Beschluß.)

Madame Denoyer sah lange Zeit dem fliehenden Schiffe nach, immer mehr und mehr entschwand es, und bald war es nur noch wie ein kleiner Punkt am Horizonte bemerkbar, endlich aber gar nicht mehr sichtbar. Sie richtete darauf ihre Blicke auf sich selbst und ihre Umgebung und fühlte ganz das Schreckliche ihrer Lage. Verlassen, mitten auf dem Meere verlassen, fern von jeder Küste, ohne Mittel, und ohne die nöthigen Kenntnisse, den Lauf des Schiffes zu lenken, sah sie sich gezwungen, den Kahn dem Spiele der Winde zu überlassen, die ihn eben so leicht in das weite volle Meer hinaus, als an irgend ein Land treiben konnten; ja eben dieser Nachen konnte jeden Augenblick, zu heftig bestürmt oder schlecht geleitet, ganz umschlagen; und schon ein leichter Stoß konnte ihn zertrümmern. Und wenn nun auch Winde und Wellen das zerbrechliche Fahrzeug verschonen, wird nicht allzubald der Hunger die Unglücklichen aufreiben, die ihn bestiegen? Von diesen Betrachtungen wurde Madame Denoyer heftig erschüttert, sie zog ihre beiden Kinder, deren Schicksal sie mehr als ihr eigenes bekümmerten, an ihre Brust; sie umarmte sie mit einer Art von Entsetzen, und sank sodann ohnmächtig nieder.

Die arme Negerinn wendete alle Sorgfalt für sie an, die in ihren Kräften stand, und war bald so glücklich, sie wieder ins Leben zurück zu rufen. Sie suchte ihr darauf einigen Muth einzuflößen, und malte ihr die Zukunft mit minder düstern Farben. Madame Denoyer hörte sie zwar an, doch fand sie sich nicht überzeugt, das kleinste Kind, das eben zu schreien anhob, forderte Pflege; sie nahm es in ihre Arme, benetzte es mit ihren Thränen, und hielt es mit zitternden Händen gen Himmel, um es dem Schutze der Vorsicht zu empfehlen. Endlich legt sie den Säugling an ihre Brust, um ihm ein Leben zu fristen, dessen Ende sie schon im nächsten Augenblicke fürchtet. Ihr älterer Sohn, der eben schon klug genug ist, die ganze Größe seines Unglücks zu fühlen, sitzt auf dem alten Strohsacke, den Blick unverwandt nach der Mutter gerichtet, deren Schmerz er nicht zu stören wagt. Die Negerinn, noch am unbefangensten, trägt Sorge für die Leitung der Piroghe, und wacht zugleich für die trostlose Familie. Erst Abends wurden die natürlichen Bedürfnisse fühlbar; die beiden Weiber genossen einiges Zwiebacks und tranken aus demselben Kruge; und so war der erste traurige Tag verstrichen.

Schon war die Sonne unter den Horizont gesunken; die Annäherung einer finstern Nacht vergrößerte die Gefahren und verdoppelte die

Sorgen. Um die mißliche Lage auf's höchste zu treiben, erhoben sich nun auch Winde, die bald mit aller Wuth tobten; die erschütterten Wogen stürzen übereinander, und treiben den Nachen gegen Wellen, die ihn jeden Augenblick zu verschlingen drohen; und plötzlich stürzt, von einer andern Woge zurückgeschleudert, eine Wassersäule über die Piroghe, reißt das Zwieback fort, raubt ihnen den Vorrath süßen Wassers, und läßt die beiden unglücklichen Weiber diesen großen Verlust nur darum noch nicht nach der ganzen Größe fühlen, weil sie fürchten müssen, daß eine stärkere Woge nahe, und den ganzen Kahn versenke. Indeß war die Negerinn doch so geschickt im Rudern, daß sie diesem Anfall vorbeugte. Die dicke Finsterniß, in die sie sich gehüllt sahen, vergrößerte die Angst, die ihre Herzen folterte; das Geheul der Winde, das Brausen der Wogen und das Schwanken des beständig hin und her geworf'nen Kahnes ließ sie nicht eine Minute ruhen, ja fast jeden Augenblick preßte der Schreck ihnen ein Wehgeschrei ab, das in dem Toben des Sturmes und in der unermeßlichen Einöde, in der sie sich befanden, verhallte; sie beteten mit Inbrunst, und fleheten ohne Unterlaß zu Gott. Endlich kam die Morgenröthe, die lang ersehnte, verbreitete ihre Strahlen am Himmel, und erhellte die unabsehbare Fläche des Meeres. Zu gleicher Zeit wurde ihnen eine andere Wohlthat zu Theil, der Wind ließ nach, die Ruhe kehrte allmählich wieder, die Wogen wurden nicht mehr so wild getrieben, und schlugen endlich ganz leicht an den Nachen, als die Sonne über den Wässern zu erglänzen begann. Madame Denoyer und die Negerinn stürzten auf die Knie und dankten dem Himmel für den Schutz, den er ihnen angedeihen lassen, und das Kind kniete neben die Mutter, und wiederholte die Dankgebete, die es dem Schöpfer darbringen hörte.

Wohin sie aber ihre Blicke auch wendeten, sie sahen nichts als Himmel und Wasser. Die Nacht war vorüber und ein heiterer Tag kündigte sich an; doch welche Hoffnung konnten die beiden Weiber schöpfen, die sich verlassen auf einem gebrechlichen Fahrzeuge und zwar auf einem schrecklichen Elemente befanden, das sie nicht kannten. Bei der Wiederkehr des Tages wurden sie erst aufmerksam, das Innre ihres Nachens zu untersuchen, und ersahen mit Schmerz, daß ihr Zwieback ganz fort geschwemmt worden, und kein Tropfen süßen Wassers mehr in dem Kruge sey. Ach, liebe Katharina, sagte Madame Denoyer zur Negerinn, was werden wir anfangen? Was soll ich diesen Kindern geben? Die Negerinn, obschon nicht minder beklommen, kannte doch das Unglück seit lange schon, und hatte es tragen gelernt; sie flößte daher ihrer Frau wieder einigen Math ein. Ihre Kleider sind naß, sagte sie; trocknen Sie dieselben doch an der Sonne; Gott hat noch Mitleid mit uns, uns nach der kalten stürmischen Nacht doch einen freundlichen warmen Morgen zu senden. Legen Sie sich ein wenig auf den Strohsack hin zusammt ihren Kleinen, und ruhen Sie ein wenig, so lange es der Himmel gestattet. Ich will inzwischen wachen, und dann, wenn Sie ausgeschlafen haben, mich auch niederlegen. Madame Denoyer drückte der Sklavin gerührt die Hand, und befolgte ihren Rath. Die gänzliche Erschöpfung führte bald einen kurzen Schlummer herbei, der jedoch durch die Wallungen ihres Blutes und durch finstere Träume beunruhigt war. Gegen Mittag wurde sie von dem Geschrei ihres kleinen Kindes geweckt; sie zog es an ihre Brust, und stillte seinen dringenden Hunger. Kaum hatte sie diese Mutterpflicht erfüllt, als auch der ältere Knabe erwachte, die Augen rieb, und über Hunger klagte, der ihn quäle. Da

strömten Thränen vom Auge der Mutter: sie nahm eines der sechs Eier, die man ihr überlassen, öffnete es, und ließ es ihren Sohn trinken. Damit kannst Du schon eine Weile ausdauern, sagte sie; auch die Negerinn forderte sie auf zu essen, Du bist sehr ermüdet, sagte sie, Du mußt wieder Kräfte sammeln. Was mich betrift, ich fühle noch keinen Hunger. Die gute Negerinn durchschaute ihr Herz, und erkannte gar wohl, daß sie sich die Nahrung versage, um ihrer Kinder Leben desto länger fristen zu können, und versicherte, daß auch sie noch kein Bedürfniß fühle; und daß es noch immer Zeit sey, wenn sie bei einbrechender Nacht etwas nehme. Nur noch ein wenig ruhen wollte sie, während des Tages. Madame Denoyer übernahm die Aufsicht über den Kahn; und mit Anbruch der Nacht war die Negerinn schon wieder zur Hand. Nun mußten sie wohl etwas Nahrung genießen. Sie nahmen jeder ein Stück Pökelfleisch und gaben auch dem Knaben davon. Dieses war jedoch ihr ganzes Mahl.

So ging der zweite Tag zu Ende, und die folgende Nacht hatte keine andern Schrecknisse, als die allgemeinen jener Lage; das Meer blieb ruhig. Doch mit der Rückkehr des Tages befiel Madame Denoyer und Katharinen die tiefste Niedergeschlagenheit, da sie von allen Seiten noch immer nichts als Himmel und Wasser sahen. Die traurigen Betrachtungen, die dadurch veranlaßt wurden, raubten ihnen Muth und Hoffnung, fast den ganzen Tag brachten sie im Nachen sitzend zu. Die Nacht gewährte keine Linderung ihrer Leiden. Der nächste Tag war noch weit schrecklicher, die Lebensmittel nahmen ab, und Madame Denoyer bemerkte, daß die Milch in ihrer Brust ganz versiegt war, und das Kind ganz vergeblich sich bemühe. Der Säugling schrie, und die Mutter weinte, ohne seinen Drang stillen zu können. Endlich verfiel sie darauf, eines der noch übrigen Eier ihm beizubringen.

Aber ein Uebel, eben so groß als der Hunger, wurde nun mächtig fühlbar; es war der Durst. Die Anstrengungen, das heiße Klima, das Pökelfleisch, alles dieses hatte ein Feuer in den Eingeweiden der Unglücklichen entzündet, dessen sie sich nimmer erwehren konnten. Der Knabe wollte immer Wasser aus der See haben, und man konnte ihm noch nicht begreiflich machen, welche traurige Folgen dieses Wasser für ihn haben müßte. Die Negerinn, die doch vernünftiger war, hatte Mühe sich des Trinkens zu verwehren. Madame Denoyer rieth ihr, sich Kopf und Brust mit Wasser zu besprengen, und wandte das gleiche Mittel bei sich und ihren Kindern an, sie befanden sich dabei wohl, und fühlten sich einigermaßen erfrischt. Der vierte Tag brachte nicht die geringste Veränderung ihrer unglücklichen Lage hervor. Sie verschluckten einige Bissen von dem rohen Fleische, und ertrugen einen weit grausamern Durst als Tags zuvor. Die Kinder verzehrten an diesem Tage die letzten zwei Eier.

Der fünfte Tag war nicht glücklicher. Madame Denoyer ganz kleinmüthig und hoffnungslos hielt beständig ihr jüngeres Kind auf dem Schooße, und kauete einige Bissen Fleisch, die sie ihm beizubringen suchte. Das andere Kind, schon ungemein schwach, blieb den ganzen Tag liegen. Die Negerinn, die Stärkste von ihnen, fühlte noch hinlänglich Kraft, den Kahn zu leiten. Der nächste Tag war ein Tag der Verzweiflung, sie verzehrten den Rest des Fleisches. Am Abend fühlten die beiden Weiber weder Kraft noch Trieb mehr, auf ihre Erhaltung zu denken; sie streckten sich neben die Kinder auf das Stroh hin, und überließen den Nachen dem Spiele der Wellen. Ein wenig Schlummer

milderte ihre Lage. Bei der Wiederkehr des Morgens des siebenten Tages, hoben sie mühsam die Köpfe in die Höhe über Bord der Piroghe; sie schaueten um sich, doch alles war noch öde auf dem Meere; ganz entmuthigend sanken sie zurück, und erwarteten den Tod.

Ein schwaches Gestöhn des kleinern Kindes erweckte Madame Denoyer aus dem Zustande der Erschlaffung, in welchen sie versunken war; sie nahm das arme kleine Geschöpf, das schon halb verschmachtet war, und drückte dasselbe an ihren Busen, als ob sie die wenige Kraft, die ihr noch übrig war, ihm einhauchen mögte. Plötzlich fuhr ein Gedanke durch ihre Seele, und ihr Auge erglänzte. Katharine, sagte sie zur Sklavin, ich habe nur noch wenige Stunden zu leben, ich kann diese wenigen Augenblicke aufopfern, das Daseyn meiner Kinder zu verlängern. Gieb mir Dein Messer, ich will mir eine Ader öffnen, und dieses arme kleine Kind, dieses arme unglückliche Wesen, das sonst zu Grunde ginge, mit meinem Blute tränken; auch der Knabe kann davon trinken, das ist ja alles, was ich noch für sie zu thun vermag.

Die Negerinn entsetzte sich über das, was sie hörte, und widerstrebte aus allen Kräften einem Entschluße, den nur die Verzweiflung eingegeben hatte. Während Frau und Dienerin noch strieten, bemerkte letztere, indem sie sich umwendete, in der Ferne auf dem Wasser etwas Weißes. Ihr Herz pochte vor Freuden laut auf. Unverwandt starrte sie nach der Gegend hin, wollte die Augen sich aus dem Kopfe schauen; glaubte schon zu erkennen, was sie wünschte, fürchtete wieder sich zu täuschen, und endlich ihrer Sache ganz gewiß, schrie sie auf: „ein Schiff liebe Frau! ein Schiff!“ und dabei klopfte sie in die Hände, und machte Madame Denoyer aufmerksam auf das Segel, das von den Strahlen der Sonne, die darauf fielen, beleuchtet war. Dieser Anblick gab Kräfte, Muth und Leben wieder. Sie rafften sich auf, riefen in die Ferne hin, ohne jedoch gehört zu werden; streckten die Hände nach dem Schiffe aus, und schwangen endlich ein weißes Tuch, das sie an eines ihrer Ruder banden. Dieses setztere Zeichen wurde von dem annähernden Schiffe bemerkt, und beantwortet. Nun sahen sie sich endlich gerettet, und dankten der Vorsicht, die ihnen diese Hülfe in der größten Noth zugesendet hatte. Inzwischen liefen sie bei Annährung des Schiffes noch Gefahr; die Wellen, die sich an demselben brachen, ließen befürchten, daß die Piroghe beim Anlegen versenkt werde, doch die Geschicklichkeit des Capitains wußte diesem Anfalle vorzubeugen, und Madame Denoyer die zwei Kinder und die Negerinn wurden auf das Schiff gebracht. Die Schiffsmannschaft, erfreut über die Rettung dieser Armen, stimmte ein feierliches „Gott Dich loben wir“ an. Das Schiff lief glücklich auf der Rhede von New-Orleans, dem Orte seiner Bestimmung ein. Madame Denoyer war so glücklich, daselbst einen Verwandten zu finden, der sie, und die armen Kinder dieser Wittwe, die so zu sagen, aus dem Grabe wieder erstanden waren, mit warmer Zärtlichkeit aufnahm. Die erste Sorge der guten Frau ging dahin, der Negerinn, ihrer Unglücksgefährtin die Freiheit zu geben, und in rechtlicher Form zu versichern; doch das Mädchen, gerührt von der Erkenntlichkeit seiner Frau, wollte diese nicht mehr verlassen, sondern bei ihr verharren, bis in den Tod.

Dieses Ereigniß, das auch minder gefühlvolle Herzen rühren muß, wird von dem Capitain des Schiffes, das Madame Denoyer aufnahm, bestätigt, und in Bossu's Reisen nach dem südlichen Amerika erzählt.

---

* Theater Anzeige.

Ich gebe mir die Ehre anzuzeigen, daß am Donnerstag den 10. April meine Benefiz-Vorstellung statt haben wird, wozu ich das große militairische Schauspiel: **General Schlenzheim und seine Familie** gewählt habe. Wiewohl ich mich selbst bescheide, die Lobsprüche, welche ein ungenannter Gönner im Bürgerfreund mir gewogenst angedeihen ließ, nicht zu verdienen, so lade ich dennoch ein verehrtes Publikum ergebenst ein, bei der **Familie Schlenzheim** auch der sehr zahlreichen **Familie Greenberg** in Güte und Wohlwollen gedenken, und deren Benefiz-Vorstellung mit ihrer Gegenwart beehren zu wollen.

Logenbestellungen werden in meiner Wohnung, Stavendam Nro. 7 angenommen, woselbst auch, wie bei Herrn Mester und Herrn Haupt auf dem Wall, einzelne Billets zu haben sind.

Bremen, April 1823

J. Greenberg.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 29.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 10. April. 1823.

Geschüttelt wird die Urne allen,
All' eilen wir nach einem Ziel;
Mag früh, mag spät dein Loos entfallen,
Du schifft zum ewigen Exil.

Notturno

Im heiligen Schlummer begraben
Laß Blumen und Herzen sich laben,
Du freundliche, silberne Nacht,
Und gieb, wie der welkenden Blüthe
Ambrosischen Thau dem Gemüthe,
Wo einsam ein Trauernder wacht.

Es flüstert die Pappel und zittert
Am Fenster von Reben umgittert,
Es lauschen die Träume herzu,
Und wiegen nach festlichem Klange
Die bräutliche Rose der Wange
Verborgen in selige Ruh.

Hier, ach! in dem Dufte, der Kühle,
Wie schön mit dem ew'gen Gefühle
Der Wehmuth, der Liebe zu ruhn!
Allhier sich die bleibende Stätte,
Das weiche, das schwellende Bette
Im Grünen sich aufzuthun!

Wann sprossende Blumen uns decken,
Uns Nachtigallen nicht wecken,
Und Honig vom Hügelgesträuch
Die summenden Bienen vertragen,
Was weiß man in künftigen Tagen
Tiefschlummernde Herzen von euch?

Sie ruhen, die Abschied genommen,
Sie schlafen, und niemand wird kommen
Mit Blumen ihr Lager zu streu'n.
Die früh sich in schöneren Tagen
So tief in dem Herzen getragen,
Wie schlummern sie fern und allein.

So heben und neigen sich Sterne
Da oben in ewiger Ferne,
Die Lüftchen sie kommen und weh'n;
So neiget sich Stunde auf Stunde,
Und Küsse vom rosigen Munde,
Und Rosen der Jugend vergeh'n.

Ein Blick in die Seele gedrungen,
Ein Lied in die Herzen gesungen,

Sie haften so schmerzlich, so tief;
Und dennoch von allen Geweihten,
Von Lieben und Leben muß scheiden,
Wen immer die Stunde berief.

Hoch über der nächtlichen Erde
Steht ruhig das ewige Werde,
Und sammelt aus niederem Raum
Die liebenden Herzen, hienieden
So lange, so lange geschieden,
Und endet den nichtigen Traum.

H. Chalys.

Das Liebhaber-Theater.

(Fortsetzung.)

Große Tafel war am Mittage des feldherrlichen Geburts-Sonntages bei dem Amtsrathe. Der gastfreie Mann hatte alle fremden Schauspieler und auch einige der einheimischen gebeten. Wespe, sein Fac totum, hatte natürlich nicht ausgelassen werden können, und mit pfiffiger Bescheidenheit hatte sich dieser ganz unten an die Tafel, wo Aphanasia waltete, manövrirt und den Platz des Herrn von Brauß besetzt, der geladen, doch nicht erschienen war.

Was Tausend, lieber Wespe! rief gegen das Ende des Mahles, vom Weine erheitert, der Amtsrath über die Tafel zu ihm hinunter: Sie sind ja schon wieder einmal der Substitut des Herrn von Brauß. Das fängt an mir bedenklich vorzukommen.

Wohl mir, antwortete Wespe: wenn ich nur überall als ein brauchbarer Lückenbüßer erscheine. Solche anspruchlose Leute sind in der Regel die willkommensten.

Den Teufel mag er anspruchlos seyn, raunte der Amtsrath dem Assessor Walther zu, der neben ihm saß. Er hat es faustdick hinter den Ohren.

Was ist denn das für ein schwarzes Pflaster am Schlafe, was Sie mit den Locken so künstlich versteckt haben? fragte plötzlich Aphanasia Wespen erschrocken. Sie haben doch nicht Schaden genommen?

Ich hatte bloß die Ungeschicklichkeit, antwortete er: heute früh meinen Kopf mit einer Coulisse in gewaltsamen Conflict zu bringen. Es ist nicht von Bedeutung.

Ihr Wort in Ehren, lieber Wespe, rief Lieutenant Seethal: aber so ist die Sache nicht. Das Schlachtexercitium, erzählte er der Gesellschaft: ging gut, als unsere Dragoner nur erst die Hauptsache begriffen hatten, aber wild, und die Kerls wurden so verbissen auf einander, daß sie am liebsten Ernst gemacht hätten. Besonders wollten die Franzosen durchaus nicht retiriren. Wir mußten sie ein Paar Mal aus einander reißen, und es ist doch ohne einige Blessuren nicht abgegangen.

Um Gotteswillen! rief ängstlich Aphanasia, Wespe's Hand unter dem Tische zärtlich drückend.

Ja, im Kriege geht es nicht anders, rief lachend der Amtsrath, der sich an dem Kunstfeuer der Dragoner innig ergötzte.

Lieutenant Dornenstein, erzählte Seethal weiter: schlug sich mit Wespe, und mußte, wie es verabredet war, zurückweichen. Darüber erboßte sich einer seiner Leute so, daß der verfluchte Kerl nach unserm guten Wespe mit der Hellebarde sticht. Zum Glück streifte der Stoß nur, aber es konnte wirklich ein Malheur geschehen. Ich war auch so giftig, auf Ehre, daß ich den Schurken mit dem Degengefäß niederschlagen wollte. Aber Wespe selbst fiel mir in den Arm und bat um Gnade für ihn. Das Blut lief ihm dabei am Gesicht herunter, das that mir so weh, daß ich ihm in dem Augenblick nichts abschlagen konnte. Aber geschenkt ist es dem Himmelhunde nicht!

Wenn meine Wunde Ihnen weh that, Herr Lieutenant, bat Wespe mit herzlicher Wärme: wenn Sie mir wohl wollen, wie Ihre freundliche Theilnahme zeigt, so pardonniren Sie den guten Kerl. Er hat ja nichts verbrochen, als daß er mehr als seine Pflicht that. Ein solches Mehr ist eine respectable Seltenheit in unserer Zeit, und in einigen Tagen ist meine Haut wieder heil.

Da sprang, von Wein und Rührung aufgeregt, Seethal vom Stuhl, rannte mit dem vollen Glase zu Wespen hin und fiel ihn um den Hals.

Gott straf mich, rief er: Ihr seyd ein braver Kerl! So human wäre ich nicht gewesen in solchem Falle, denn die Bestie stach doch immer mit Fleiß. Auf Ehre, wir müssen Freunde werden! Auf Dein Wohl, mein Bruder!

Fiducit! rief Wespe fröhlich, der alten, schönen Burschenzeit eingedenk, deren Klänge noch in seinem Herzen nachbebten, lehrte den neuen Bruder in der Geschwindigkeit das Schmollis normalmäßig mit verschränkten Armen trinken und sie küßten sich herzlich.

Und nicht wahr, der Hellebardierer hat Pardon? fragte Wespe mit hingehaltener Hand.

Wie kann ich Dir etwas refüsiren, mein Bruder! rief Seethal einschlagend, und ging nach seinem Stuhle zurück.

Gute Seele! lispelte Aphanasia mit einem noch wärmeren Händedrucke, und auf dem Gesichte des Amtsrathes begann ein wunderliches Spiel. Der Wunsch, der guten Seele etwas recht extra Verbindliches zu sagen, kämpfte mit dem alten Grolle, und dieser war schon ziemlich matt gerungen, als des Amtsrathes Jäger, der Wespen hinaus rief, dem Streit ein Ende machte.

In seinen Mantel tief verhüllt, eine Fuchsmütze über die Stirn gezogen, stand ein junger, hübscher, sehr erhitzter Mensch vor ihm.

Er ist fertig, sprach dieser. Soll ich ihn jetzt auf das Schloß liefern?

Und alles gut abgegangen? fragte Wespe.

Gut und leicht, antwortete die Fuchsmütze. Von Dir instruirt, kannten wir seine schwachen Seiten, und kitzelten ihn dort so lange, bis er cordial wurde und sich hinter den Weintisch setzte. Dann war er unser!

Aber meine Bedingung habt Ihr doch nicht vergessen? fragte Wespe ernstlich.

Auf Burschenwort! erwiederte die Fuchsmütze Es ist alles ehrlich zugegangen. Einige Sorten Ungar legten den Grund. Ein Paar Trinklieder und Champagner, so aufrichtig, wie ihn ein deutscher Weinschenk nur braut, gaben ihm die letzte Hülfe. Freilich haben wir ihm tüchtig zugetrunken. Aber er ist doch molum geworden mit völliger Willensfreyheit, also mit Zurechnung.

Ist er gesprächig? fragte Wespe.

Das will ich meinen, war die Antwort. Er hat uns mehr erzählt, als wir hören mochten, und hat er auch die Hälfte gelogen, so ist er doch nicht einen Spieß werth.

So kommt mir es auch vor, sprach Wespe. Bring' ihn her.

Bon! erwiederte der junge Mensch. Denn lasse ich ihn länger dort, so trinkt er noch mehr, wird moloch, und dann kannst Du ihn nicht brauchen.

Er sprang fort. Wespe ging in das Tafelzimmer zurück, wo die Gäste eben aufgestanden waren und sich, zur gesegneten Mahlzeit die Lippen nicht eben zierlich küßten.

Ich möchte aber doch wissen, wo heute der Herr von Brauß geblieben ist, sprach, während

der Kaffee serviert wurde, bekümmert der Amtsrath. Er ist geladen, hat zugesagt, hat nicht absagen lassen und ist doch nicht gekommen. Wenn ihm nur kein Unglück widerfahren ist. Ich wäre untröstlich, einmal, weil ich den jungen Cavalier hochschätze, und dann wäre ja auch unser Bayard kaduk.

Ohne Sorgen, Herr Amtsrath! sagte Seethal. Heute Morgen, Glock neun, als ich die Ställe revidirte, sah ich ihn an der Gartenthür des Herrn von Horst, und als ich Glock Eins hierher ging, trieb er sich mit einigen jungen Leuten, die mir wie Studenten vorkamen, vor dem Weinhause herum. Er ist also schon längst in der Stadt.

Das weiß der Himmel, was der Mensch treibt, seufzte der Amtsrath, mit der Uhr in der Hand. Ich fange sogar an, ihn etwas unverschämt zu finden. Es ist bald fünfe, um sechse soll es angehn. Wir müssen uns noch alle anziehen und vielerlei arrangiren, und wenn er nun auch noch vor Thores Zuschluß kommt, so hat er mich doch bis dahin die Pein der Ungewißheit genießen lassen.

Große Notiz von dem, was Sie wünschen und nicht wünschen, scheint er überhaupt nicht zu nehmen, bemerkte Walther.

Es kommt mir seit einiger Zeit auch so vor, antwortete leise der Amtsrath. Aber das soll anders werden, oder — es wird anderweitig anders!

Jetzt erhoben sich draußen zwei streitende Stimmen. Wollten der gnädige Herr nicht zuvor ein Viertelstündchen in der Unterstube respiriren und ein Täßchen Thee oder schwarzen Kaffee genießen? schlug der Rennschreiber vor. Es ist große Gesellschaft drinnen.

Thee? Kaffee? antwortete der Herr von Brauß. Nichts, nichts von Thee und Kaffee. Wein ist die Loosung, Champagner! Heda, Champagner her! Bibamus, bibamus, drum Brüderchen ergo bibamus. Gesellschaft? Gut! Laß die Gesellschaft herkommen! Hahaha. Ich bin gern in Gesellschaft, wenn sie gut ist. Vivat die Gesellschaft! Und dazu prallte die Thür auf, und vergebens von dem Rentschreiber zurückgehalten, stolperte Brauß über die Schwelle in das Zimmer, hielt sich an einer Stuhllehne, um nicht zu fallen, und rief dann, sich ringsum verneigend: Allerseits ganz ergebenster Diener!

Gerechter! jammerte der Amtsrath. Das ist ein neues Malheur! Der Unglücksmensch hat zuviel geladen!

Geladen? fragte Brauß, den Amtsrath scheell ansehend. Zu viel geladen? Was wollen Sie damit sagen? Er erhitzte sich noch mehr und wäre gerade auf den Amtsrath losgegangen, wenn er sich nicht gescheut hätte, seine feste Position an der Stuhllehne zu verlassen. Zu viel geladen? lärmte er nach einer Pause. Mir das? Mir! Laden Sie erst Ihren eigenen Hirnkasten, daß Sie nur etwas drinn haben, ehe Sie von zu viel reden. Sie Hohlkopf!

Hohlkopf?! rief der Amtsrath und wollte auf ihn los.

Bedenken Sie seinen Zustand, bat Weepe, ihn zurückhaltend. Jetzt ist er unfähig, Sie zu beleidigen.

Hohlkopf! Nun ja, Hohlkopf! stammelte Brauß. Meinen Sie etwa, das Sie keiner sind, weil Sie ein Liebhaber-Theater unterhalten? Deshalb können Sie nebenbei ein recht kompletter Hohlkopf seyn. Und da es ein schlechtes Theater ist, und da Sie so viel Geld daran wenden, sich zu prostituiren, so sind Sie noch obendrein ein lächerlicher Hohlkopf.

Unbescheidner Mensch! rief der Amtsrath in stillem Grimm. Wenn Sie den Rausch ausgeschlafen haben, werden wir weiter mit einander sprechen.

Unbescheiden? fragte, ein immerwährendes Echo, der Trunkene. Recht! Unbescheiden muß ich seyn, will ich seyn, nur die Lumpe sind bescheiden, Brave freuen sich der That!

Nun aber sagen Sie mir, Sie braver Mann, fragte ärgerlich der Lieutenant Falkenberg: wie Sie in diesem Zustande den Bayard spielen wollen?

Bayard? Bayard spielen? fragte Brauß. Herrlich! vortrefflich! einzig! Ich habe mir das ausgerechnet bei der letzten Flasche Champagner. Ich soll ja einen Franzosen machen. Nun ist aber ein nüchterner Franzose so inspirirt und agil und mobil, wie ein Deutscher, der schon seine zwei, drei Flaschen im Leibe hat. Deshalb habe ich mich bloß zum Franzosen hinaufgetrunken.

Und können nicht gerade auf den Beinen stehn! lärmte der Amtsrath. Nun, Sie haben zum letztenmal auf meinem schlechten Theater gespielt. Es soll Ihnen nicht mehr beschwerlich fallen.

Danke ergebenst, danke, lieber Amtsrath, danke! rief Brauß mit mehreren verunglückenden Bücklingen. Geschieht mir, auf Ehre, ein großer Gefallen damit. Habe mich ohnehin nur dabei ennuyirt, wegen Ihrer Tochter und Ihrem Gelde, und wegen Ihrem Gelde und Ihrer Tochter, und wegen Ihrem Gelde. Aber wo ist sie denn, Aphanasia? Wo ist denn das hübsche naseweise Näschen?

Er sah sich überall mit gläsernen Augen um und entdeckte endlich Aphanasien, die sich hinter den Assessor Walther versteckt hatte.

Aha, da ist sie, da ist Näschen, stammelte er, und schwankte mit halb rechts und halb links in mäandrischen Wellenlinien auf sie los. Sie retirirte zur Thür. Ei, Näschen, Näschen! rief er. Warum mir desertiren, kleine Maus, holdes Bräutchen?

Schwerlich! rief Aphanasia und verschwand.

Schwerlich? fragte Brauß, sich wieder rund umsehend. Schwerlich? Kurios! Ein junger, blühender Mann, Herr von zwei Rittergütern, trunken, nämlich von der Milch der schönen Künste. Reite, fahre, tanze, fechte, wie Kastor und — die andern Namen sind mir entfallen. Und schwerlich? — Auch gut! Es giebt noch fünfhundert Billionen oder Trillionen Frauenzimmer auf der Welt. Und — hahaha, sie sind nicht alle unerbittlich! Daß weiß ich am beßten! Erst heute — wenn der Eheherr auf der Jagd ist, wird der Cortejo zur Gartenthür hereingelassen.

Ich will hoffen, daß aus dem Unholde nur der Wein faselt, sagte der Amtsrath zu Seethal: denn sonst verböte ich ihm mein Haus für immer.

Wer weiß, antwortete dieser. Ich sah ihn heute an einer Gartenthür warten und der Herr des Gartens war wirklich auf der Jagd.

Der Wein erfindet nicht, er schwatzt nur aus! citirte Walther aus den Piccolomini.

Ja, ja, begann schläfrig Brauß von neuem. Man hat seine Ressourcen. Wenn Fräulein Aphanasia die Lotte spielen will, ich werde nicht den Werther machen. Auf Ehre, es wäre Schade um diesen schönen Schädel! Fräulein Aphanasia! Fräulein? Nun ja, aber plattirt. Weil der Vater herzoglicher Amtsrath ist, so rechnet man ihn quasi zum Adel. Doch nur tolle Tressen! Wir sind von ächtem Golde, wir! Ja, um das von ist es doch eine schöne Sache. Wer gescheut ist von uns, muß zwar auswendig thun, als ob er nichts darauf

gäbe, aber, hahaha! inwendig wissen wir schon woran wir sind. Hätte der alte Notürier nicht so unbändig viel Geld, man bliebe doch lieber bei seines Gleichen. Es ist doch ein ganz anderes Wesen. Die Frau von Horst. Ein Prachtweib! Er taumelte schon halb schlafend zum Tische, goß eine Flasche Wein theils in ein Bierglas, theils daneben auf den Tisch und warf sich damit auf das nahe stehende Sopha. Die Frau von Horst! hoch! rief er und zog das Glas aus. Die Frau von Horst und die Gartenthür! lallte er noch einmal und entschlief. Das Glas entfiel seiner erschlaffenden Hand, aber er merkte es nicht, und bald verrieth sein kräftiges Schnarchen, daß er fest eingeschlafen war.

Da liegt der Ritter ohne Furcht und Tadel sprach trostlos der Amtsrath, vor ihn tretend. Da liegt er und schnarcht! und meine Freude schläft auch, aber den Todesschlaf. Das ist mein Letztes!

(Die Fortsetzung folgt.)

Von einer Enthauptung.

Vor einer Reihe von Jahren (1808) stellte Professor Wendt in Breslau mit dem Kopf eines Enthaupteten merkwürdige Versuche an, welche er damals in einer eigenen Schrift bekannt machte, aus der wir hier unsern Lesern einen kurzen Auszug mittheilen. Das Hauptfactum erzählt der Professer auf folgende Art in dieser Schrift:

In Gesellschaft Mehrerer erwartete ich auf dem Richtplatze den Unglücklichen. Den 25. Februar um 9 Uhr 14 Minuten des Morgens trat er nach angehörtem Todesurtheile auf das Schaffot, entkleidete sich hastig, blickte, als er in meiner Hand die Uhr sah, mich staunend, doch gelassen an. Er hatte mich wenige Tage nach vollführtem Verbrechen gesehen, und schien mich auf dem Schaffote wieder zu erkennen. Um 9 Uhr 17 Minuten geschah der tödliche Streich; der Nachrichter hatte zwischen dem dritten und vierten Wirbelbeine den Kopf vom Rumpfe getrennt; auch nicht die geringste Erschütterung, weder während des Abschlagens noch während des Abnehmens fand statt; sanft wurde das Tuch von den Augen abgenommen, und der Kopf dem Versuchenden übergeben. Unter denen die mich umgaben, befand sich ein Theil meiner Zuhörer; diesen hatte ich meine Theorie vom Lebensprinzip und seiner Fortdauer vorgetragen; ihnen die Möglichkeit dieser Fortdauer durch aprioriſche Beweise dargethan; jetzt war der Moment da, um das durch einen entscheidenden Versuch zu bewähren, was ich so oft durch Vernunftschlüsse zu beweisen bemüht war. Da ich von dem Grundsatze ausging.

„wenn Irritabilität in der Muskularsubstanz zurückbleibt, warum soll Empfindung im Mark nicht zurückbleiben können?“

hatte ich einen einfachen galvanischen Bogen mitgenommen, um durch dessen Anwendung die zwar schon bekannte, aber für diesen Fall nothwendig zu beweisende Fortdauer der Irritabilität zu bewähren. Die Wundärzte Herr Illing und Herr Hanisch waren so gütig, abwechselnd den Kopf zu halten und mir auf diese Art den Versuch sehr zu erleichtern. Ich faßte das Antlitz des Hingerichteten scharf ins Auge, und war nicht im Stande, die geringste Verzerrung in demselben zu entdecken; sein Gesicht war ruhig, sein Auge offen und hell, sein Mund geschlossen, kein Zug in seinem Gesichte würde den Zustand haben verrathen können, in den der Kopf dieses Unglücklichen durch die Trennung von seinem Rumpfe gesetzt worden war. Ich reizte mit einem Troikart das durchschnittene Rückenmark,

und ich fand das, was schon Haller in seiner Physiologie angeführt hat. In seinem Gesichte war der Abdruck des Schmerzens, den kein Raphael lebendiger hätte darstellen können: jede Muskel in seinem Antlitze zuckte, und seine Lippen wurden verzerrt. Ich ließ nach, und in wenig Terzen kehrte seine Ruhe wieder. Ich fuhr ihm mit den Spitzen meiner Finger schnell gegen die Augen, und dieser unglückliche Kopf suchte mit den sie schließenden Augendeckeln der Gefahr, die seinen Augen drohte, zuvorzukommen; er schien in seinem Kopfe den nemlichen Trieb der Selbsterhaltung zu fühlen, den auch der froheste Jüngling in der Blüthe seines Lebens nur immer zu fühlen vermag. Herr Illing hob den Kopf in die Höhe, und richtete das Antlitz gegen die auf uns herabscheinende Sonne und in dem nemlichen Moment schloß der Kopf das Auge, welches gegen die Sonne gerichtet war. Um zu untersuchen, ob die Thätigkeit im Organe des Gehörs eben so fortdaure, wie sie in dem Sehorgane fortzudauern schien, so rufte ich mit erhabener Stimme zweimal den Namen Troer in das Ohr des unglücklichen Kopfes, und war es Ohngefähr, so ist es unstreitig das merkwürdigste, oder war es die Folge der Empfindungen und Vorstellung, so beweißt dieser Versuch das meiste: nach jedem Rufe öffnete der Kopf die sich schließenden Augen, drehte sie sanft nach der Seite, woher der Schall kam, und öffnete dabei einigemale den Mund; in dem Mechanismus dieses Oeffnens wollten einige daß wirkliche Streben zum Sprechen selbst bemerkt haben. Dieser Versuch schien Sömmerings Satze einiges Gewicht zu geben, welcher behauptet: daß ein abgehauener Kopf reden würde, wenn man ihm nur eine künstliche Lunge anpassen könnte. Um das Organ des Geruches zu erproben, hatte ich eine Flasche mit flüchtigen Laugensalze zu mir gesteckt, um durch schnelles Einblasen in die Nase des getrennten Kopfs die Geruchorgane zu reizen, und in den Muskelzügen dann die Spuren der Empfindung aufzufinden. Vielleicht hätte man in den Muskeln diejenigen Züge bemerkt, welche während des Niesens bei Menschen sichtbar sind (zum Niesen selbst gehört, wie bekannt, die Thätigkeit der Lunge und des Zwerchfells). Dieses flüchtige Laugensalz hatte ich in dem Gedränge der Zuschauer und durch die Eile des Experiments anzuwenden vergessen, dieser Versuch unterblieb daher. Als ich das Gehör erprobte, bemerkte Herr Kaufmann Otto, welcher mit der Uhr in der Hand die Dauer des Versuchs bestimmte, daß bereits 1 Minute und 30 Sekunden verflossen waren. Ich legte nun den galvanischen Bogen wieder an; die Muskularbewegungen waren zwar minder heftig als das erstemal, aber sie erfolgten eben so schnell; ich reizte mit dem Troikart etwas höher das getrennte Rückenmark, und die Aeusserungen in dem Antlitze des Hingerichteten waren so auffallend, daß mehrere Umstehende ausriefen: das ist Leben! und ich voll von Ueberzeugung in die Worte ausbrach: wenn dies nicht Leben und Empfindung ist, was soll Leben und Empfindung seyn? Als ich nemlich das Rückmark reizte, schloß er krampfhaft das Auge, biß die Zähne zusammen, und zuckend näherten sich die Backenmuskeln den untern Augenliede. Ich steckte den Finger in den Mund des Unglücklichen, und die Zähne drückten meine Finger merklich; mehrere versuchten es, und alle empfanden dies; bei jeder Anwendung des Troikart drückte er die Zähne fester an einander. Als ich aber mit dem Instrumente mich durch das Rückenmark dem untern Theile des Gehirns näherte, und in die Gegend kam, wo Gall den Sitz der Lebenskraft bestimmt, drückte er die Zähne so fest an einander, daß

der Wundarzt Herr Illing seinen Finger, den er kurz vorher hineingesteckt hatte, nicht eher herausziehen konnte, als bis ich den Troikart von dieser Stelle entfernte. Hier waren 2 Minuten 40 Sekunden seit dem Anfange des Versuchs verflossen; war es nun der Moment, den der Kopf, vom Rumpfe getrennt, nicht mehr überleben konnte, oder hatte ich durch die Störung in der Form des Gehirns vermittelst des Troikarts die Möglichkeit zu fernern Empfindungen aufgehoben, genug hier schloß der Kopf seine Augen, ins Antlitz kehrte Ruhe wieder, er erblaßte, und keine Spur des Lebens blieb mehr zurück. Der Kopf wurde wieder in die Hände des Nachrichters übergeben.

Charakterzüge

aus der Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten.

Die brittischen Seeleute selbst erkennen die Gewandtheit, den Muth und, was noch mehr ist, den Edelsinn der Amerikaner auf dem Meere an. Im letzten Kriege war dies vorzüglich bei dem Seegefecht auf dem Erié-See der Fall, wo der amerikanische Commodore (damals Kapitain) Perry gegen die Engländer den Sieg erfocht. Zwar schlug man sich auf einem Meere süßen Wassers, aber die Gefahr war darum nicht geringer. Die auf dem Ontario-See vereinigten Kriegsfahrzeuge waren den schönsten Fregatten, die je über den atlantischen Ozean schwebten, an Größe gleich oder übertreffend. Je weiter hin gegen die Mitte des großen süßen Binnenmeeres, je tiefer wird das Wasser. Der Erié See hingegen ist von Untiefen durchschnitten, deren Zwischenräume schwierig zu durchfahren sind, selbst für Dampfschiffe, die heutiges Tages auf jenen Wellen hinfliegen.

Die Amerikaner stellten da neun Fahrzeuge, die zusammen vier und funfzig Feuerschlünde hatten, sechs englischen weit größern Schiffen entgegen, welche drei und sechszig Kanonen trugen. Der Kommodore Perry hatte sich schon zwei Stunden lang allein gegen zwei feindliche Schiffe geschlagen, die dem seinigen an Stärke gleich waren. Ein Gegenwind verhinderte den übrigen Theil seiner Division, sich ihm zu nähern und Hülfe zu bringen. Er entschloß sich daher, sein Schiff zu verlassen, das nicht mehr manövriren konnte. Er wickelte die Fahne unter seinen Arm zusammen, sprang in sein Boot, und so fuhr er mitten durch die feindlichen Fahrzeuge hin, aufrecht stehend und seinen Degen schwingend, während ein Kugelregen um ihn her flog. Man versichert, der brittische Befehlshaber selbst habe einen Schrei des Erstaunens ausgestoßen, als er Zeuge der glücklichen Verwegenheit seines jungen und heldenmüthigen Gegners werden mußte, den keine der zahllosen Kugeln traf.

Perry, der das stärkste Schiff seiner Flotille erreicht hatte, kam sogleich gegen die feindlichen Fahrzeuge zurück, durchbrach ihre Linie und schlug sich allein gegen vier derselben zugleich, bis, da der Wind günstiger wurde, der Rest seiner Division nachkam. Da war sein Sieg schnell entschieden.

Nun sah man auf den hartnäckigen Kampf Handlungen heldenhaften Edelmuths folgen. Der brittische Kommandant, Kapitain Barclay, dieser wackere Seemann, der in der Schlacht von Trafalgar einen Arm verloren hatte, machte sich's zur Pflicht, öffentlich zu erklären, daß das Betragen des Kommodore Perry gegen ihn und alle übrigen Gefangene, Offiziere und Matrosen, hingereicht habe, ihn seinen Feinden unvergeßlich lieb zu machen.

Perry, der Amerika's schönste Hoffnung war, starb nachher (1819 zu Angustura am gelben Fieber. Er war von seiner Regierung damals mit einer Sendung zu den südamerikanischen Insurgenten beauftragt. Als die Nachricht seines allzufrühen Todes ganz unerwartet nach der Bundesstadt Washington gebracht ward, legten die Mitglieder beider Kammern des Kongresses Trauer an; eine Ehre, die nur den ehrwürdigsten und ausgezeichnetsten Söhnen der Republik erwiesen worden war. Man bestimmte auch für seine Wittwe einen Jahrgehalt, und seine Kinder wurden von der Nazion adoptirt.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei C. Jöngen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 30.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 13. April. 1823.

Kein Auge sieht's, nicht Räume kann es füllen,
Nie kann es werden zum Verwesungsraube,
Kann nicht ein Theil der Menschenhülle seyn!

* Das Kleeblatt.

Wenn sich uns auf den dunkeln Bahnen,
Ein Himmels-Kleeblatt zugesellt:
Stehn fest wir unter seinen Fahnen,
Selbst auf den Trümmern einer Welt.
O Mensch! kühn mußt du ihm vertrauen,
Ob's um dich hagelt, stürmt und blitzt,
Kannst frey du ins Gewitter schauen,
Ist es das Kleeblatt, was dich schützt. —
Wirst du wohl oft in Streit gerathen
Mit deinen Wünschen, deiner Pflicht:
Der Glaube zeigt, wie aus den Saaten
Des Kämpfers, sich der Lorbeer bricht.
Kannst nimmer einen Preis du sehen,
Dem ängstlich du doch nachgerannt: —
Die Hoffnung läßt den Kranz dir wehen,
Wird Compaß dir für schön'res Land.
Will nichts dein beß'res Streben lohnen,
Wähnst du: du hab'st zu viel geglaubt:
Die Liebe reicht dir ihre Kronen,
Sie schmückt dir lächelnd Stirn und Haupt!
Drum mög'st dies Kleeblatt du bewahren,
Im lockern, rohen Weltgewühl;
Es führt dich mitten durch Gefahren,
Zu dem vergeltenden Asyl!

E. Reindahl.

Das Liebhaber-Theater.

(Fortsetzung.)

„Personal und Orchester sind versammelt" meldete eintretend der Renntschreiber. Parterre und Logen wimmeln, fünf Uhr ist vorbei. Der Herr Amtsrath möchten sich ankleiden lassen.

Ja, in mein Todtenhemde, erwiederte der Amtsrath. Denn wenn auch der General erkennt, daß ich an dem Skandal unschuldig bin, so wird mich doch Alles zum Narren haben, und ich allein werde es ausbaden müssen, da sich der Luriban, und nicht einmal bei mir

betrunken hat. Der Direktor ist ja ein für allemal der unglückliche Henkel, den jeder anpackt, der an dem Theaterkruge etwas flicken will. Nun, morgen wird alles über den Haufen gerissen, und damit basta in Ewigkeit!

Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, Herr Amtsrath, sprach Wespe, den verzweifelnden Direktor in das Fenster ziehend. Ich habe den Bayard schon früher gelesen und mich jetzt ganz in ihn einstudirt, was ich für die Pflicht jedes Schauspielers halte, wenn er auch nur eine unbedeutende Rolle hat. Ich habe drei Proben mit gemacht, in zweien den Bayard selbst gelesen, ich darf mich eines sehr guten Gedächtnisses rühmen, und die Jamben behalten sich fast unwillkührlich —

Ganz wohl, ganz wohl, mein charmanter Freund, unterbrach ihn der Amtsrath ungeduldig. Aber was ist denn eigentlich der langen Rede kurzer Sinn?

Wenn ich mir, platzte Wespe heraus: den Bayard während Aphanasiens Prolog noch einmal durchsouffliren lasse, so getraue ich mir ihn heute Abend zu spielen.

Herr, sind Sie bei sich?! schrie der Amtsrath, ausser sich vor freudigem Schrecken.

Ich hoffe, erwiederte Wespe lächelnd: und will das, wenn Sie es erlauben, heute Abend beweisen.

Sie haben den Valteggio in der Generalprobe recht hübsch gespielt, sagte der Amtsrath: aber ein Volteggio ist noch lange kein Bayard. Und abgesehen von allem dem, wo wollen wir denn in der Geschwindigkeit einen Volteggio herbekommen?

Der Sohn des Präsidenten, erwiederte Wespe: eine lustige Halle'sche Muse und mein sehr guter Freund, war gerade zu den Ferien bei seinen Aeltern, als meine Bestallung ankam.

Als Assessor hier, nicht wahr? Ich gratulire herzlich, warf der Amtsrath dazwischen.

Er konnte sich, fuhr Wespe, sich verbeugend, fort: das Vergnügen nicht versagen, sie mir selbst zu bringen, und macht schon Ihnen und mir zu Liebe den Volteggio, dessen zwölf Zeilen er von jetzt bis zum Ende des ersten Aktes leicht lernen kann. Dann halten wir im Zwischenakt eine kleine Probe seiner Scene und Alles ist in Ordnung.

Nur zwölf Zeilen hatte der Volteggio? fragte der Amtsrath, zog den Bayard, den er beständig bei sich führte, aus der Tasche und zählte nach. Wahrhaftig, kaum lumpige zwölf Zeilen! rief er gerührt und reumüthig: und das war Ihre ganze Rolle, Sie braver Mann, Sie Schlußstein, der das ganze Gewölbe zusammen hält! Nun, auf mein Wort! ich will mich zu revangiren suchen. Aber wie wird es mit dem Kostüme stehen, he?

Der Studiosus erhält das meine, antwortete Wespe. Ich bin mit Brauß von einer Größe. Seine Kleider liegen bereits in der Garderobe —

Und werden in Beschlag genommen von rechtswegen! fiel der Amtsrath ein. Da auf dem Sopha kann sie der Schnarcher ohnehin nicht brauchen.

„So eben sind die Excellenzen angekommen! rief der Rentschreiber zu Thür herein.

Auch der Feldmarschall? fragte hastig Lieutenant Falkenberg.

Das weiß ich nicht, Herr Lieutenant, erwiederte der Rentschreiber. Ein ältlicher, großer Herr im blauen Sürtout ist mitgekommen, den ich aber nicht kenne.

Donner und Wetter! das wird er seyn! rief Seethal. Allons marsch meine Herren!

Alles strömte fort. Der Amtsrath und Wespe gingen zuletzt. So hätte ich am Ende die Wahrheit gesagt mit meiner Nothlüge? fragte dieser jenen leise. —

Ich zweifle, antwortete der Amtsrath, ihn vertraulich unter den Arm nehmend. Der General wollte den alten Obersten Brandenstein mitbringen, der wird es wohl seyn. Aber es ist mir recht lieb, wenn ihn die Herren Militairs für den Feldmarschall halten. Desto mehr Mühe werden sie sich geben. Alle Vortheile gelten!

Wohl mir! rief Wespe mit einem vielsagenden Blick auf den schnarchenden Brauß, wenn Sie den Satz überall gelten lassen! Und sie gingen mit einander fort.

Trompeten schmetterten, Pauken wirbelten, der Vorhang rauschte auf. Vor dem strahlenden Tempel des Ruhmes stand Aphanasia als Fama, die großen, weißen Fittiche entfaltend, das Haupt mit Lorbeeren gekrönt, die goldene Tuba in der Hand. Durch das ideale Kostüm, wie durch Körperschöne und edle Haltung, eine vollendete Olympierin. Ihre sanfte, melodische Stimme verherrlichte die guten Jamben des Gedichtes. Von dem feinen Lobe seiner Feldherrnthaten schwoll dem alten General das Herz. Und als die liebliche Fama seine Milde schilderte, als sie das Gute aufzählte, was er gethan in seinem strengen Berufe, das Böse, das er verhindert, das Elend, das er gelindert, als sie ihm dankte im Namen der Tausende, die er beglückt oder gerettet, da rollten die Thränen des ehrwürdigen Greises auf die Logenbrüstung nieder, und er drückte dem weinenden Amtsrathe, der sich hinter ihn gestellt hatte, schweigend die Hand.

Jetzt rief Fama's Wink den Genien, die mit ihrem Psycheflügeln herbei flatternd, die Büste des Generals unter einer fernen, sanften Flötenmusik im Tempel aufstellten. Fama setzte ihr den Lorbeerkranz auf. Hoch loderte aus Urnen rechts und links die bengalische Flamme empor und schuf in der hellen Erleuchtung noch einen neuen helleren Tages-Glanz und in dem Augenblicke sank der Vorhang nieder.

Es ist zu viel, Freund, es ist zu viel! rief der General, den Amtsrath umarmend. Ich habe bei weitem nicht alles das Gute vollbracht, was Sie von mir rühmen, wenn ich mir auch bewußt bin, es recht redlich gewollt zu haben. Ich danke! ich danke herzlich. Ich dachte nicht, diesen Geburtstag noch zu erleben, und Sie haben ihn zu meinem beßten Freudentage gemacht!

Ich bin glücklich, Ihro Excellenz, sprach der Amtsrath tief bewegt: wenn es Ihrem alten Verehrer gelang, Ihnen einen frohen Augenblick zu schaffen.

Wer hat den Prolog gedichtet? fragte der General, sich die Augen trocknend. Mein Urtheil kann hier natürlich nicht entscheiden, aber ich muß es doch bekennen, daß ich ihn vortrefflich finde.

Der Assessor Wespe, erwiederte der Amtsrath stolz. Ein Freund meines Hauses. Ich werde die Ehre haben, Ew. Excellenz den jungen Mann bei dem Souper vorzustellen. Ich muß es selbst gestehen: Er hat brav geschrieben. Das Gedicht ist schön, und um so schöner, je wahrer es ist.

Der Graf und die Gräfin Erbach mischten sich lobend und preisend in das Gespräch. Der Amtsrath überließ ihnen den General, und eilte in die Garderobe, sich in den Vater Ligny zu metamorphosiren. Eben klingelte der Souffleur zum Aufziehn, da war er erst fertig und rannte nun mit klirrenden Rittersporen, vom: Pst! und Stille!" des Personals verfolgt, nach der linken Säule des Prosceniums, hinter der er

*

das ganze Theater überschauen konnte. Eben so passend, als vortheilhaft kostümirt, saß schon Bayard-Wespe draußen bei der Landcharte, und Ligny staunte und freute sich über den ritterlichen Anstand des jungen Mannes, den er ihm in diesem Grade gar nicht zugetraut hatte. Und als sich nun Bayard's Spiel immer mehr entwickelte, als seine treuherzige Vertraulichkeit mit dem Waffenbruder, die zierliche französische Courtoisie gegen die Damen, der strenge, würdevolle Ernst gegen den tückischen Manfrone, die zarte, schonende Gemüthlichkeit gegen die liebesieche Miranda hinter einander hervortraten, da stand Ligny immer entzückter hinter seiner Säule, und brummte nur immerfort in abgebrochenen Sätzen:

Er spielt brav — sehr brav! Brauß muß sich verkriechen. Der machte aus dem Bayard einen windigen, eiteln, anmaßenden, modernen Chevalier. Wespe stellt einen altfranzösischen Helden hin. Ich weiß nicht, wo mein Groll hingekommen ist! Er hat mir es angethan!

Jetzt sank unter donnerndem Geklatsch und Bravorufen der Vorhang und der Amtsrath stürzte dem herabkommenden Bayard entgegen.

Alles verziehen, alles verziehen, schrie er, die Arme nach ihm ausbreitend. Prolog süperbe, General geweint, vortrefflich genannt, nach dem Autor gefragt, den Bayard wie ein Cherubin! gespielt, Nair ist versöhnt. Freunde für immer!

Es war meine schönste Hoffnung, antwortete Wespe, und schloß den Nairen entzückt in seine Arme.

Gern hätte Bayard auf der Stelle diese rührende Versöhnungscene seiner Blanka vertraut, aber Volteggio's Scenen-Probe trat jetzt ein, und der arme Wespe, unvermögend die Lust mit der Pflicht zu vereinen, mußte, wie das oft im Leben der Fall ist, das Utile dem Dulci vorziehen. Die Probe des Studiosi, der, nach abgelegter Fuchsmütze, den Augen des weiblichen Personals sehr wohl gefiel, war tadellos, und der zweite Akt begann.

In der Scene, die den Helden mit der, einem andern vermählten Geliebten zusammen führt, boten Aphanasia und Wespe, von Liebe und Hoffnung begeistert, alles auf, der Liebe Schmerz und Glück, den harten Kampf der Pflicht und der Entsagung Glorie mit brennenden Flammen zu schildern, und da das Herz auf dem höchsten Gipfel der Empfindung den Pinsel führte, da Jugendreiz und Jugendfeuer das Paar unterstützten, so gelang die Schilderung so vortrefflich, daß das weibliche Publikum recht herzlich weinte, und sogar bei den Männern hier und da Augen naß wurden. Der Amtsrath stand wieder hinter seiner Säule, sah, hörte, vermißte die früher desiderirte Lebhaftigkeit des Liebhabers nicht, bewunderte, wurde gerührt, und schluchzte am Ende ganz vernehmlich.

Das ist nicht Kunst! Das ist Natur! rief er zuletzt, als das Licht, das ihm plötzlich aufging, seine Rührung erstickte. So spielen zwei Dilettanten nicht, wenn sie sich nicht schon vorher in einander verliebt haben. Und diese müssen ganz rasend in einander verliebt seyn. Jetzt ist mir auch die harrende Dienstbereitwilligkeit des Herrn Referendar, jetzt sind mir die christlichen Sühn-Ermahnungen Aphanasia's klar. Ja, das thut mir leid um alle Beide, aber daraus kann in Ewigkeit nichts werden. Zwar der saubere Brauß — der hat seine Braut vertrunken, vertrunken im eigentlichen Sinne. Absit! Aber für einen bloßen Assessor halte ich denn doch auch mein einziges Kind zu hoch, und —

wenn ich auch den Nairen verziehen habe, so habe ich ihn deßhalb doch nicht vergessen!

Während dieses Monologs hatte sich der neue Volteggio in seiner zwölfzeiligen Rolle mit Lorbeeren bedeckt, die er, weil er bis zum Gefechte im 5ten Akte nichts besseres zu thun wußte, rasch mit den Rosen einer Stundenliebe vertauschte. Mit ritterlichem Muthe suchte er den Postmeister und den Junker Benno von Birk zugleich aus dem Herzen der beiden Conrectors-Töchter zu delogiren. Da diese Anbeter für die Mädchen theils zu alt, theils zu jung waren, so gelang ihm das bei der goldenen Mittelstraße seiner Jahre mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit, und als die Musik des zweiten Zwischenaktes anfing, stand er schon mit seinen beiden Eroberungen hinter der rechten Säule des Prosceniums und küßte die ewig lachende Albertine, die mit ihrem Munde sonst nicht viel anzufangen wußte, munter nach dem Takte.

Während dem suchte Bayard seine Blanka in allen Verstecken des Theaters und der Garderoben und war fast allenthalben ein unwillkommener Störer geheimer Freuden. Hier sagte der ältliche Admiral, von seinem Monarchen belauscht, der Duenna Süßigkeiten vor, dort raubte der Ritter Rochefort der schönen Constantia Gritti den ersten Kuß, und die edle Lucretia, von ihrem Bayard Numero Eins verlassen, machte, ihrem Namen treulos, eben einige Manövers, die Hauptleute Talmond und Tremouille und allenfalls auch den Weiberhasser Tardieu in die Schußweite ihrer Reize zu locken. Der Prinz von Bourbon aber rannte eben so wild wie Bayard auf den Brettern herum, um seine Miranda, die ihm abhanden gekommen war, aufzusuchen.

Alles fühlt der Liebe Freuden,
tändelt, schnäbelt, scherzt und küßt!
und ich soll die Liebste meiden,
weil sie nicht zu finden ist!

summte Bayard endlich verdrießlich, und stand in dem Augenblicke in Laura's Lust am Waldgrunde vor der Gesuchten. Jauchend flogen sie sich in die Arme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bonaparte und Ludwig XVIII.

Als zu Ende des Jahres 1799 Banaparte zum ersten Consul ernannt worden war, schöpften die französischen Ausgewanderten die Hofnung, er werde den Thron der Bourbons wieder herstellen. Man machte mancherlei Versuche, um seine Gesinnung hierüber zu erfahren und wagte sich selbst mit Eröfnungen von Mietau und London aus an ihn. Selbst Ludwig XVIII. schrieb, wie Napoleon erzählt *), einen Brief an ihn, den ihm Lebrum (dritter Consul) einhändigte, welcher ihn von dem geheimen Agenten dieses Prinzen zu Paris, dem Abbé von Montesquiou, erhalten hatte. In diesem Briefe hieß es; „Sie zaudern lange, ehe Sie mir meinen Thron zurück geben. Es ist zu besorgen, daß Sie die günstigen Augenblicke entwischen lassen. Sie können Frankreichs Glück nicht ohne mich machen; so wie ich für Frankreich nichts ohne Sie vermag. Eilen Sie also und bestimmen Sie selbst alle Stellen, welche Sie für Ihre Freunde haben wollen."

Der erste Consul ertheilte hierauf folgende Antwort: „ich habe den Brief Ew. k. Hoheit erhalten; immer habe ich lebhaften Antheil an

*) Memorial de Sainte Helene etc. etc. par le comte de las Cases. Paris, 1823.

Ihrem und Ihrer Familie Unglück genommen. Sie dürfen nicht daran denken, je wieder nach Frankreich zu kommen; nur auf den Leichnamen von hundert Tausenden könnte dies gelingen. Uebrigens werde ich mir immer angelegen seyn lassen, alles zu thun, was Ihr Schicksal mildern und Sie Ihr Unglück vergessen lassen kann."

Der Graf von Artois schlug einen andern Weg ein. Er schickte die Herzogin von Guiche ab, welche durch die Anmuth ihrer Gestalt sich vorzüglich zu einer so wichtigen Unterhandlung eignete. Mit leichter Mühe drang sie bis zur Madame Bonaparte, mit welcher alle Personen des ehemaligen Hofes natürliche Berührungspunkte hatten. Sie bekam eine Einladung zum Frühstück zu Malmaison. Während desselben sprach sie von London und von den französischen Prinzen, und erzählte, nur noch vor wenig Tagen habe jemand den Grafen von Artois gefragt, was er für den ersten Consul thun würde, wenn er die Bourbons wieder herstelle. Dieser Prinz habe darauf erwiedert: „zuerst Connetable und alles, was daraus folgt, wenn es ihm gefällt, allein wir würden dies noch nicht für genug halten; wir würden ihm auf dem Carroussel eine hohe und prächtige Säule errichten lassen, worauf man die Bildsäule Bonapartes stellt, wie er die Bourbons krönt."

Einige Zeit nach dem Frühstücke langte der erste Consul an; Josephine hatte nichts eiligeres zu thun, als ihn von diesem Umstande zu unterrichten. „Hast Du nicht darauf geantwortet, fragte Napoleon, daß diese Säule den Leichnam des ersten Consuls zum Fußgestelle haben würde?"

Die artige Herzogin war noch da; die Reize ihrer Gestalt, ihre Augen und ihre Worte waren auf den glücklichen Erfolg ihrer Sendung gerichtet. Sie wäre glücklich, sagte sie, und sie könne Madame Bonaparte gar nicht Dank genug bezeugen, wenn sie einen großen Mann, einen Helden sehen und hören könne. Aber alles war vergebens; die Herzogin von Guiche erhielt noch in der Nacht Befehl, Paris zu verlassen und die Reize der geheimen Botschafterin waren zu groß, als daß sie nicht Josephinen hätten beunruhigen sollen; sie verwandte sich daher nicht für sie. Den andern Tag befand sich die Herzogin von Guiche schon auf dem Wege nach der Grenze.

Späterhin verbreitete sich das Gerücht von Unterhandlungen Bonapartes mit Ludwig XVIII, der sich damals zu Warschau aufhielt, wegen Entsagung der Ansprüche des Letztern auf den französischen Thron, allein Napoleon behauptet, daß nie dergleichen statt gefunden hätten, sondern daß ihn eine ausländische Macht bloß um eine jährliche Unterstützung für die Bourbons ersucht habe.

Beschäftigungen des Kaufmannes im neunzehnten Jahrhundert.

1. Ein Drittheil der Zeit verwendet der Kaufmann jetzt für: Mauthdeclarationen, Designationen, Certificate, Zoll und Wagscheine, Pässe, Policen, Vidimiren, Verificiren, Gewichtsreductionen, Auffassen und Merken der Mauth- und Zollverordnungen, der Ein- und Ausfuhrverbote, der Abgaben und Auflagen und Vergessen der alten; Zählen der Kreutzer, Groschen und Sechser.

2. Das zweite Drittheil für die schlechten Schuldner und Chicaneure: Ermahnungs-,

Erinnerungs-, Schuldforderungs-, Drohungs-, und Streitbriefe: Instructionen, Rechnungs-Auszüge, Vollmachten für Sachwalter und Advocaten um gegen den Zuschuß von 90 Procenten für Sporteln und Unkosten, nach 10 Jahren 95 Procente des verborgten Kapitals zu bekommen.

3. a. Die Hälfte des noch übrigen Dritttheils gehet auf Anerbietungsbriefe, Preiserlassungen und Erkundigungen über den Vermögens-Zustand der schuldenden Freunde beim wechselnden Glücke. Denn bei den Schwärmen von Voyageuren, dem Drängen und Treiben der Verkaufenden und dem wandelnden Sinne der Kaufenden, kommen die Käufer nicht mehr uneingeladen zum geprüften ältern Freunde.

b. Des letzten Dritttheils zweite Hälfte, ein Sechstheil der Zeit endlich, kann ein Kaufmann auf den eigentlichen Handel verwenden. In diesem Sechstheil soll er das hohe Briefporto, die mannigfaltigen Auflagen, den Lohn seiner Dienstleute, die theuern Lebensmittel, den Unterhalt seiner Familie, verdienen.

---

* Allerlei.

Ein portugiesischer Edelmann erfuhr, daß sein Arzt, den er sehr hochachtete, in die Kerker der Inquisizion geschleppt worden sey, unter dem Vorwande, ein heimlicher Jude zu seyn. Der Edelmann schrieb an ein Mitglied der Inquisizion, mit der Bitte, den Arzt in Freiheit zu setzen, der ein so guter Christ sey, als er selbst. Trotz dieser Verwendung wurde der Arzt, der auf der Folter, nur um sich von der gegenwärtigen Marter zu befreien, alles bekannt hatte, was man von ihm verlangte, zum Tode verurtheilt. Im höchsten Grade erzürnt, stellte sich der Edelmann tödtlich krank, und ließ den Inquisitor bitten, zu ihm zu kommen, und ihm allen, von seinem Amte abhängigen Trost für seine Seele zu geben.

Als der Dominikaner kam, befahl ihm der Edelmann in Gegenwart einiger Bedienten, auf die er sich verlassen konnte, sich zum Judenthum zu bekennen, sein Bekenntniß niederzuschreiben und zu unterzeichnen. Da sich der Inquisitor weigerte, befahl er seinen Leuten, ihm einen glühenden Helm, der zu dieser Absicht in einem großen Feuer lag, auf den Kopf zu setzen. Bei der bloßen Drohung legte der Mönch das verlangte Bekenntniß ab, schrieb es nieder, unterzeichnete es und gab es dem Edelmann.

„Siehst Du jetzt das Ungeheure deiner Ungerechtigkeit ein, rief der Edelmann. Mein unglücklicher Arzt hat sich so gut wie Du zum Judenthum bekannt; nur mit dem Unterschiede daß ihm allein die Qualen ein Geständniß entreißen konnten, das Dir schon die bloße Furcht davor entriß!

Als unter der Regierung des Kurfürsten Christian von Sachsen der Exorzismus (Beschwörung des Teufels) bei der Taufe zum Aergerniß des unaufgeklärten großen Haufens abgeschafft worden war, kam ein Fleischer zu Dresden mit dem Beil in die Kirche und drohte dem Prediger den Kopf zu spalten, wenn er sein Kind nicht exorziren würde. So viel vermag die Furcht vor dem Satan!

Woher kommts doch, daß die Welt sich nicht auf der goldnen Straße halten kann? Vor 40—50 Jahren stieß man unter gebildeten Menschen eher auf zehn Freigeister, als auf einen Christen,

und jetzt will das Zeitalter wieder so orthodox wie sie's, anmaßend genug, nennen) und überorthodox seyn, daß Gespenster und Vorgeschichten fast Glaubensartikel werden, überall Wundergerüchte erschallen, und die Himmelsgabe Vernunft als eine Teufelsgabe verketzert wird. Kann hier nicht auch gelten, was Luther gesagt haben soll: die Welt gleicht einem besoffenen Bauern, der vom Pferde gefallen ist; helft ihm wieder hinauf — er fällt auch von der andern Seite wieder herunter, denn — die Welt will des Teufels seyn!?

Wie weit doch das Junkerthum nicht gehen kann! Die Jesuiten, erzählt der Verf. der geschichtl. Darstellung der Klosterwelt, (Stuttgart 1820) wollten ihren Erbfeinden, den Dominikanern, durchaus die adliche Herkunft ihres Stifters nicht zugeben, und allein einen Edelmann (Ignaz von Loyola) zum Stifter haben! —

Viele die sich Protestanten nennen, möchten nur zu gern die Beichte wieder einführen, und zwar, weil — dadurch oft ein gestohlnes Gut wiederkommt, vielleicht auch noch anderer geheimer Ursachen wegen. Möchten sie den Plutarch lesen, und darin die Antwort des Spartaners, der beichten sollte: Wem soll ich meine Sünden bekennen? Gott oder dir? — „Gott." — Weiche also von mir, Mensch! —

Gedanken aus einigen Büchern der Chinesen gezogen.

Spott ist der Blitz der Verläumdung.

Reue ist der Frühling der Tugend.

Wie nahe sind sich zwei Herzen, die kein Laster trennt.

Empfange deine Gedanken wie Gäste, und behandle deine Begierden wie Kinder.

Das schönste Zeitalter der Philosophie war jenes, in dem es keine Philosophen gab.

Sein Gewissen seinem Ehrgeitze aufopfern, heißt ein schönes Gemälde verbrennen, um Asche zu bekommen.

Mag der Verstand auch mehr Weg machen als das Herz, er wird doch nie so weit kommen.

Man bedarf nie mehr seines Verstandes, als wenn man mit einem Narren zu thun hat.

Cleveland.

---

* Anfrage.

Die beabsichtigte Verschönerung unsers Domshoffes interessirt gewiß Jeden für Schönheit Fühlenden, und einem Gerüchte zufolge, will man ein passendes Denkmahl alter Zeit, auf demselben anzubringen suchen. Wäre hierzu nicht der ehrwürdige Wrangel, welcher vormahls unser Heerdenthor zierte auf einem geschmackvollen Piedestal anwendbar?

Bremen den 8ten April 1823.

---

* Charade von drei Sylben.

Nun Gottlob! es winket freundlich
Mir doch nun das erste Paar!
O wie mir der Morgen feindlich,
Wie so schwül der Mittag war! —

Glänzend strahlt oft auf dem Herzen,
Was die dritte uns benennt;
Mehrt die Millionen Kerzen
Am azurnen Firmament.

Ach, von dort, strahlt, schönes Ganze,
Du einst über meine Gruft:
Wenn der Geist schon deinem Glanze
Nahte athmet Edens Luft!

E. Reindahl.

K. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 31.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 17. April. 1823.

Wenn an der Grabesschwelle
Die Schreckensnacht dir droht,
So bleibt es oben helle
Im goldnen Abendroth.

Wanderer und sein Gefährte.

Wohlauf, geliebter Wandersmann,
wir wandeln im Frühschein weiter;
der Morgen tagt, das Licht bricht an,
und alles ist jugendlich heiter.

Bald schmilzt der Schnee am warmen Strahl,
wie Trübsinn schmilzt an der Freude;
der Winter hat nicht mehr die lange Wahl,
Lenz nahet im blumigen Kleide.

Schau her, da gucket mit zartem Weiß
schon Märzes liebliches Glöckchen;
rothschaliger Weide geschmücktes Reis
treibt emsig schon wollige Flöckchen.

Schon tragen die Primeln in trunkener Lust
zur Schau den Samm't in den Kelchen;
Horch, jubelnde Lerchen aus voller Brust
in sonnigen Höhen schon schwelgen!

Kennst du den reinen, fröhlichen Sang?
Kennst du den Sinn ihrer Lieder?
Sie singen: „Dir, Vater, sey Preis und Dank,
„du schenkest das Leben uns wieder!“

„Die Nacht ist zerronnen in Leben und Licht,
„erwacht sind die seligen Triebe;
„du zürnest, Vater, uns ewig nicht,
„du bist nur unendliche Liebe!“

Wohlauf, wir wandeln heiter fort,
bald hat uns die Heimath geborgen:
die Heimath ist jenseit, das Vaterland dort,
Wo freundlich strahlet der Morgen.

Nach Tages Last ereilst du das Ziel,
des Abends erquickenden Frieden,
dann blickst du auf mich mit mildem Gefühl,
der dir zum „Gefährten“ beschieden.

Du willst mich kennen, wer ich bin,
willst meinen Namen wissen?
„Am Morgen, der Tugend beglückender Sinn,
„am Abend, das heit're Gewissen!“

Glauchau.

C. H. W. Raabe.

Das Liebhaber-Theater.

(Fortsetzung.)

Du hast sehr gut gespielt, Eduard, und die Rittertracht steht Dir herrlich, flüsterte Aphanasia, mit ihrem niedlichen Finger seinen zierlichen, mit Gummi aufgeklebten Schnurrbart streichelnd.

Gegen Aphanasien und ihr Spiel versinke ich doch in das Nichts, antwortete er, in des holden Mädchens Anblick versunken, und bliebe noch etwas an mir übrig, so danke ich es Dir allein. Wen solltest Du nicht begeistern?! Diese einfache, schwarze Tracht ist herrlich gewählt. Sie zeigt die Schönheit flitterlos, und läßt ihr so ihren vollen Effekt. Was Laura mit der Masse ihrer Juwelen nicht bewirken konnte, das erreicht bloß Dein hohes, strahlendes, reines Auge!

Schmeichler! rief Aphanasia und hing wieder an seinen Lippen, und beide überhörten in der Umarmung ein leises Rauschen, das sich hier hinter Bayards Zelt, was in der Nähe stand, erhob.

Weißt Du es schon, daß Dein Vater versöhnt ist? fragte Wespe, als er den Mund wieder frei hatte.

Ich sah von weitem die Friedensumarmung der beiden edeln Ritter, scherzte Aphanasia: und freuete mich sehr. Doch glaube darum nicht, daß wir am Ziel sind. Zwischen der Versöhnung und dem Ja, worauf es hier eigentlich ankommt, gähnt noch eine entsetzliche Kluft.

Die Hauptsache ist in Ordnung, sprach Wespe getrost. An die Versöhnung muß sich in dem guten Herzen Deines Vaters bald die Dankbarkeit schließen. Denn daß der Bayard noch gegeben und so gut gegeben wird, das dankt er doch einzig und allein mir, meines unsterblichen Prologs gar nicht zu gedenken.

Aber wie viel Ränke und Schelmereien hast Du auch deswegen gesponnen! rief Aphanasia, mit dem Finger drohend. Mein Vater muß Dir schon für alle die Sünden dankbar seyn, mit denen Du seinetwegen Dein Gewissen belastet hast. Schon die Liebesschwüre, mit denen Du die Unerfahrenheit der theuren Laura täuschtest, verdienen —

Die herzlichsten Küsse von meiner Aphanasia! fiel Wespe, sie umarmend, ein: denn es ist fürwahr kein kleines Opfer, sich in eine Dirne verliebt zu stellen, die man verachtet.

Das Rauschen hinter dem Zelt wurde stärker, aber während der Umarmung der Liebenden abermals überhört.

Wenn sie das hörte, rief Aphanasia: ich glaube es wäre noch jetzt um unsern Bayard geschehen, sie bekäme Krämpfe und ließe sich nach Hause fahren.

Das thät sie wohl nicht, meinte Wespe: denn dann brächte sie sich muthwillig um den Applaus für ihr wirklich sehr gelingendes Spiel und blamirte sich dabei noch entsetzlich. Andern Verdruß aber würde sie uns wohl machen, so weit ihr böser Wille und ihre schwache Kraft reichten. Aber das haben wir nicht zu fürchten. Sie liegt gewiß jetzt irgendwo liebeselig und liebewarm an Falkenbergs Brust und denkt unter seinen Küssen nebenbei an Erbachs Huldigungen, an den Brautstand mit mir und an, Gott weiß, was noch. Denn ein Herz, wie das ihrige, ist im Stande, um das Universum der Männerwelt die Liebesarme zu schlingen!

Da rauschte es plötzlich sehr vernehmlich hinter dem Zelte. Es spukt! schrie Aphanasia erschrocken, und flog davon. Indem klingelte der Souffleur, der Vorhang des dritten Aktes ging in die Höhe, und Bayard eilte in die Garderobe, um die Ordenskette des heiligen

Michael, die er bey dem süßen Geschwätz vergessen, noch in der Geschwindigkeit über den Panzer zu werfen.

Miranda trat zum erstenmal als Jüngling auf. Herrlich stand dem schlanken und doch üppig gebauten Mädchen die männliche Tracht und ein Zug von Erfahrung und List um die Augen ersetzte die verdunkelte Gesichtfarbe, die sich ihre Eitelkeit durch die Vorschrift des Dichters nicht hatte aufdringen lassen. Ihr Spiel war meisterhaft, besonders in der edeln verborgenen Liebe zu Bayard, die sie in jeder Gebehrde, jedem Ton der Stimme auf eine herzengewinnende Weise zeichnete. Nur einmal kam es Wespen vor, als ob sie einen tückischen Giftblick auf ihn heftete, der aber sogleich, als sie sich beobachtet sah, in einem holdseligen Lächeln unterging.

Wenn sie hinter dem Zelt gesteckt hätte! dachte er und es rieselte ihm bei den Gedanken kalt den Rücken hinunter. Wenn sie hinter dem Zelt gesteckt hätte, ich könnte mich auf das Schlimmste gefaßt machen, denn die ärgste Furie auf der Erde ist ein buhlerisches, bösartiges und beleidigtes Weib!

Der König war zum Ritter geschlagen. Bayard umarmte ihn und unter Trompeten- und Paukenschall fiel der Vorhang. Aphanasia war in ihr Zimmer gegangen, um sich zum Quartier in der Höhle von Longara umzukleiden. Wespe schritt müssig auf den Bretern herum und hatte seine Freude an den verschiedenen Paarungen, bei denen sich im Laufe der Darstellung verschiedene Veränderungen ergeben hatten.

Volteggio hatte die Dorfwirthin verloren, die zu dem Ritter Talmond übergegangen war, weil sie nicht Lust hatte, sich mit einem getheilten Herzen zu begnügen; und die edle Lucretia Gritti war mit dem Hauptmann Tremouille völlig einig geworden. In dem Seitengange hinter den Coulissen aber zogen, Arm in Arm, Bourbon-Falkenberg und Laura-Miranda in lebhaftem Gespräch auf und nieder. — Heftig schien die Dame in ihren Verehrer zu dringen und dieser nur zögernd und unwillig sich zur Erhörung ihrer Bitte verstehen zu wollen. Endlich schlang sie ihren Arm um seinen Nacken, sah ihn mit Liebesblicken an und hielt ihm das Händchen hin. Unfähig, länger zu widerstehen, schlug er ein, und ihre Lippen wuchsen an einander fest.

Wozu mag sie ihn wohl jetzt gedungen haben? fragte sich Wespe nachdenklich. Kam sie mir doch beinahe vor, wie die Königin Griemhild im Niebelungen-Liede, wie sie den König Ezzel bearbeitet. Etwas Gutes hat sie nicht vor, so viel scheint mir erwiesen. Wenn nur erst der Bayard zu Ende wäre!

Der Beginn des vierten Aktes unterbrach diese Reflexionen. Miranda war wieder so liebevoll wie vorher. Keine Spur von Tücke zeigte sich in den schönen großen Augen, mit denen sie ihren Ritter so offen und seelenvoll fixirte. Dem Himmel sey Dank, sprach er bei sich. Ich habe ihr Unrecht gethan. So könnte sie mich doch nicht ansehn, wenn sie Böses mit mir im Sinne hätte!

Als aber in der Scene zwischen Miranda und Manfrone Wespe hinter den Coulissen stand, da sah er zu seinem Erstaunen, wie Falkenberg den Amtsrath bei Seite zog und sehr heftig mit ihm redete. Er sah diesen erschrecken und den Zornigen mit ängstlichem Flehen um etwas beschwören, was dieser beharrlich zurückwies. Dann ging Falkenberg in die Garderobe, legte

Schwert und Feldbinde ab, zog seinen Ueberrock über die Rüstung und machte sich reisefertig.

Was ist das wieder? fragte sich Wespe. Sicher nichts Gutes. Und am Ende hat dieser Satan von Laura doch hinter dem Zeit gesteckt!

Indem hörte er sein Stichwort und mußte mit seinen Waffenbrüdern hinaus. Als er Behufs anzustellender Rettungversuche nach der Höhle bei Longara abgestürzt war, nahm ihn der Amtsrath schweigend in Empfang, packte ihn, wie mit Adlergriffen, und schleppte ihn nach der jetzt leeren Damen-Garderobe, in die er sich mit ihm einschloß.

Freundchen, Freundchen! jammerte er. Nun ist alles aus, wenn Ihr nicht noch einmal helft. Und dießmal ist es Eure verdammte Schuldigkeit, zu helfen, weil Euer unnützes Maul uns in dieses Unglück gebracht hat. Ihr könnt nun einmal das Satyrisiren nicht lassen, und es wird Euch noch um Hals und Kragen bringen, denn es sind nicht alle Leute solche gute Narren, wie gewisse Nairen!

Die Sache? fragte Wespe ärgerlich, weil ihm schon alles ahnte, was ihm der Amtsrath zu sagen haben werde.

So eben hat Falkenberg mit mir gesprochen, referirte der Amtsrath: und auf eine sehr determinirte Art, sage ich Ihnen. Wie er behauptet, haben Sie sich über sein Verhältniß zu Lauren beleidigende Aeusserungen erlaubt, und wenn Sie nicht deshalb das Pärchen auf der Stelle um Verzeihung bitten, so will er nicht mit Ihnen auftreten.

Wohl ausgesonnen, Pater Lamormain! rief Wespe:

Wär' der Gedank' nicht so verflucht gescheut,
man wäre versucht ihn herzlich dumm zu nennen!

Was helfen mir jetzt Ihre Citata aus dem Wallenstein! zankte der Amtsrath. Schaffen Sie mir einen andern Prinzen Bourbon, oder leisten Sie dem, den wir haben und seiner Amasia die verlangte Deprekation!

Ich kann keines von beiden, antwortete Wespe fest. Das weiß auch die theure Laura recht gut. Es ist ihr auch gar nicht um die Abbitte zu thun, sondern sie will den Bayard noch im Hafen scheitern sehn — oder — etwas Anderes — was ich ihr weit eher zu Gefallen thun könnte!

Den Bayard scheitern sehn? fragte der Amtsrath, während draußen das Bravo und Geklatsche des Publikums losbrauste. Das würde sie wohl schon ihrer eigenen Rolle nicht anthun.

Ihre eigentliche Rolle ist jetzt zu Ende, antwortete Wespe. So eben fiel der Vorhang. Sie hat ihren Beifall schon geerntet und ihren Lohn dahin. Aus der Leichenrolle im fünften Akt wird sie sich wenig machen.

Was hilft mir das alles? rief ungeduldig der Amtsrath. Durch alles das Klügeln über ob? und wie? und warum? bekomme ich keinen Bourbon. Und den muß ich haben, den müssen Sie mir schaffen. Denn denken Sie sich das namenlos Entsetzliche, wenn ich gegen das Ende des fünften Aktes heraustreten und es einem respektabeln Publiko klagen muß, daß mir der Prinz von Bourbon durch die Lappen gegangen ist. Ich könnte mich ja in meinem Leben vor keinem Menschen mehr sehn lassen. Nein Herr, ich kann Ihnen nicht helfen. Womit man gesündigt hat, damit muß man büßen. — Kurz und gut, Sie müssen abbitten!

Könnten Sie es mir im Ernst zumuthen, Herr Amtsrath, fragte Wespe gekränkt: diesem Frauenzimmer, deren Unwerth Sie selbst mich kennen gelehrt, die Wahrheit abzubitten, die ich nach meiner innigsten Ueberzeugung ausgespro-

chen, einen Offizier um Verzeihung zu bitten, den ich gar nicht beleidigt habe, und der in dieser Bereitwilligkeit nur die feige Friedensliebe des Civilisten behohnlächeln würde; Nimmermehr! Indeß seyn Sie unbekümmert. Was ich mit Ehre darf, das will ich dransetzen, daß Ihre Freude nicht gestört werde!

Er verließ rasch die Garderobe. Erstaunt und wohlgefällig sah ihm der Amtsrath nach. Ein Teufelskerl! sagte er. Spricht, als ob er der Ritter ohne Furcht und Tadel selber wäre! Die tapfern Redensarten müssen ihm so mit dem Helm und Panzer angeflogen seyn. Aber es gefällt mir, und wenn es kein bloßes Mundwerk wäre, — würde es mir noch besser gefallen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Herzog Jaromir und der treue Knecht.

Volkssage.

In den letzten Jahren des zehnten Jahrhunderts bestieg Jaromir den böhmischen Fürstenthron, fast noch als Jüngling, voll Eifer für das Wohl des Vaterlandes, aber noch ohne Erfahrung, außerhalb Böhmen erzogen, dem Volke unbekannt und zudem von dem Geschlecht der Wrssowetze gehaßt, dessen Oberhaupt, Kochan, selbst nach dem Herzoghut trachtete.

Um Jaromir mit einem Male zu verderben, bat ihn Kochan eines Tages zur Jagd. Der arglose Herzog erschien, nur von zwei Knechten begleitet, deren einen die Anhänger der Wrssowetzen gewonnen und gedungen hatten, seinen Herrn den Mördern in die Hände zu führen. — Als er sich nun im dichten Forste befand, fielen die Verschwornen über den Herzog her, warfen den Ueberraschten vom Pferde, zogen ihn nackt aus und streckten den Unglücklichen, an Pfähle gebunden, auf die Erde, worauf sie ein Wettrennen anstellten, und ohne seines Rufes, Bittens und Flehens um Schonung, oder den Tod zu achten mit ihren Rossen über ihn hin sprengten. Hrzinez, Jaromirs verrätherischer Knecht, nahm Theil an dieser Peinigung, während dem der getreue Howora, des Herzogs zweiter Begleiter, Mittel fand, den Mördern zu entrinnen und Hülfe für seinen Herrn aufzubieten.

Mittlerweile hatte die Herzogin einen weißagenden Traum gehabt, in welchem ihr der heilige Johannes die Gefahr ihres Gemahls gezeigt und ihr befohlen hatte, demselben fünfzig Knechte zum Beistand zu senden, der treue Howora begegnete diesen, da sie aber keine Pferde hatten, so beschwor er die Schaar, zur Rettung ihres Herrn zu eilen, und, so sie ihn aus den Augen verlören, nur dem Schalle seines Jagdhorns zu folgen.

Als Howora an den Ort zurück kam, wo er den Fürsten verlassen hatte, zeigte sich seinen erstaunten Blicken ein gar wundersames Schauspiel: Die grausamen Wrssowetzen waren des Wettrennens über Jaromirs zerfleischten Leib endlich müde geworden, und banden den Herzog an einen Baum, worauf sie sich im Pfeilschießen nach so edlem Ziel übten, aber Howora sah nur die boshaften Schützen, welche Pfeil auf Pfeil nach der hohen Eiche sandten; vor dem Fürsten schwebte, gleichsam in den Lüften befestigt, ein purpurrother Mantel, der alle Pfeile auffing, und welchen jene gar nicht zu bemerken schienen.

Bald gewahrte einer aus ihnen den Howora, und schnell ließen alle von ihrem Pfeilschießen ab, fingen ihn ein und verurtheilten den ungebetenen Zeugen ihres frevelhaften Beginnen, alsogleich an dem nächsten Baumstamm aufgehangen zu werden; dem falschen Knecht, der den Herzog mit ihm begleiter und listig in die Ge-

fahr verlockt, trugen sie die Vollziehung des Spruchs an seinem Freund und Gevatter auf; aber Howora erbat sich nur die einzige Gunst vor seinem Tode noch drei Stückchen auf seinem Jagdhorn blasen zu dürfen, welches Instrument in diesem Leben seine größte Freude gewesen und ihm also auch in ein anderes das Geleite geben solle. Die Bitte ward gewährt, doch spottete man des thörichten Begehren. Als Howora das erste Mal ins Horn stieß, legte ihm Hrzinetz den Strang von Bast um den Hals, und wie er das zweite Mal geblasen, ward es ihm schier bange, und er fürchtete, die wackern Knechte der Herzogin möchten des Weges verfehlt haben, oder noch zu fern seyn, um den Schall seines Horns zu vernehmen, und er empfahl sein Weib und seine unerzognen Kinder dem unbarmherzigen Gevatter, der ihm den Tod zu geben bereit war. Gern hätte Howora noch länger gezögert; aber die Wrssowetzen, die es nicht erwarten konnten, wieder zu ihrem Pfeilschießen zurückzukehren, trieben ihn zur Eile an, worauf er zum dritten Mal nach Kräften ins Horn stieß, und seine Seele Gott empfahl. — Hrzinetz stand schon auf dem Baume, um den Gevatter hinauf zu ziehen, als plötzlich die fünfzig treuen Knechte aus dem Dickicht brachen und die Wrssowetzen sammt ihrem Anhang, dessen Zahl weit geringer war, in die Flucht schlugen. Hrzinez fiel in der Angst von der Eiche herab und ward an Howora's Strick gehangen. Als aber die Knechte sich dem purpurrothen Mantel nahten, der in der Luft schwebend vor dem Herzog ausgespannt war, und seinen fürstlichen Leib vor den spitzigen Pfeilen bewahrt hatte, hob sich dieser gen Himmel, und auf einer Wolke mit Morgengold gesäumt, erschien der heilige Taufzeuge Johannes, zum Thron des höchsten Herrschers empor fliegend.

Die treuen Knechte labten den erschöpften Jaromir und führten ihn in seine Hauptstadt, wo er unter der Pflege seiner treuen Gemahlin genaß, und keine heiligere Sorge erkannte, als die Belohnung seines Retters. Der treue Howora ward dem höchsten Adel gleichgestellt, zum Landjägermeister ernannt, und außer andern Gütern mit dem Hof Stebno und dem Schloß Krokowetz belehnt, welches die Böhmen ihrem Richter Krokus zum Wohnplatz erbaut und ihm dessen Namen gegeben hatten.

G.

---

* Meinungen und Wünsche.

Daß die Veränderung des Domshofes eine Verschönerung beabsichtigt ist wohl eben so wenig zu bezweifeln, als, daß eine Verschönerung unserer Stadt durch diejenige Veränderung, deren Umrisse bereits sichtbar sind, nicht erreicht werden wird. Es muß freilich von der Ungerechtigkeit selbst zugegeben werden, daß das glänzendste Verschönerungs-Genie mit unübersteiglichen Hindernissen zu kämpfen haben würde, die Unregelmäßigkeit dieses Platzes nur einigermaßen zu verbannen. Der günstigste Zeitpunkt ist wohl damals versäumt, als die eine Seite (Hausnummer 8 bis 16) mit Ausnahme des einzigen Hauses Nro. 14 größtentheils Eigenthum des Staates, übrigens das des St. Petri Waisenhauses war. Das treppenförmige Vorspringen der Häuser wahrscheinlich von Nro. 16, jedenfalls von Nro. 13 an, konnte vielleicht damals durch Kaufbedingungen für die jetzigen Privateigenthümer und durch Vereinbarung mit der St. Petri Waisenhaus Administration bis an das Waisenhaus, ohne wesentlichen Verlust an den Kaufpreisen vermieden werden. Dadurch wäre eine wahrscheinlich gleich schöne, jedenfalls

eben so regelmäßige Front als die von Nro. 17 Domshof bis Nro. 1 im Schüsselkorb bewerkstelligt. Die hervorspringende Anlage des Stadthauses statt des Zurückziehens bis an die Grasmarktseite des Rathhauses, wobei die innere Geräumigkeit durch einen hinteren Flügel möglichst zu ersetzen war, wäre ein bedeutender Gewinn für den Domshof gewesen, hätte die verunstaltendste Winkelecke einigermaßen weggeräumt, und die Möglichkeit eröffnet, allmählig eine gerade Linie vom Hause Nro. 22. bis ans Stadt- und Rathhaus zu gewinnen. Schweigen wir über das geschehene, was nicht ungeschehen zu machen ist. Der jetzige sogenannte Verschönerungs- oder Regelmäßigkeits-Versuch ist wohl nur ein optischer Betrug ohne effectiven Vortheil und mit manchem Nachtheil für das Auge. Die Breite des öffentlichen Platzes wird auf die höchste Schmale seiner inneren Annährungspunkte reducirt und bildet ein Oblongum mit einer Breite, mancher Straßen in minder bedeutenden Städten, selbst unserer Brautstraße nicht unähnlich. Von der Ost-, West- und Nord-Seite bleiben alle Ecken und Winkel gleich sichtbar, von der Süd-Seite (etwa am Dom stehend) gewahrte man die Hauptwinkel früher eben so wenig als jetzt. Baumpflanzungen bringen keine solide Regelmäßigkeit in von Gebäuden umgränzte Plätze. Die jetzige Baumpflanzung aber hat außer diesem negativen auch noch den positiven Nachtheil, die einzige regelmäßige Nord-Front um ein reichliches Drittheil zu vermindern, und für den Blick von Süden aus, drei schöne Gebäude, Nro. 17 und Nro. 21 am Domshof und Nro. 1 am Schüsselkorb aus diesem Anblick zu verdrängen. Dieser letzte Umstand allein hätte hinreichen mögen, den gegenwärtigen Verschönerungsplan zu verwerfen. Bremen zeichnet sich durch seinen Mangel an regelmäßigen und sogar an großen Plätzen aus, der größeste wird jetzt für das Auge noch mehr verkleinert ohne ihn zu verschönern. Eine wesentliche Verschönerung wäre das Niederreissen der dem ehrwürdigen Dom entstellend angeflickten Häuser Nro. 1 und 2 und der Verkauf von Nro. 9 mit der Bedingung eines neuen Aufbaues gewesen, so wie auch Nro. 13 an und für sich und zumal mit seiner dielenbepflasterten Kopfwunde barmherzig hervortritt. Der ganze Platz, besonders bei der Erwägung dessen, was vor etwa 15 Jahren daraus zu machen gewesen, hat jetzt etwas krämergeistartiges, und um das Werk zu vollenden müßte freilich noch der grauwerkene General Wrangel, von einem Decorationsmaler zuvor marmorisirt, auf ein Piedestal von den ungeheueren Linden aufgestellt werden. Zur Gesellschaft als gleichwürdiges Kunstproduct wäre allenfalls der würdige Veteran, Major Jacobus, hinzuzufügen, den man ad modum der Frescomalerei leicht aus der Mauer schälen wird, um ihn von einer wüsten Stelle auf die andere zu verpflanzen. Der Natur des ersteren getreu drehen sich wohl beide im Grabe herum, wenn sie hören, was die Glocke bei dem Verschönerungsplane geschlagen hat. Auch Gelegenheit, die Glocke schlagen zu sehn kann ihnen gegeben werden, wenn . . . . . .

. . . . . ihren Sitz mit oder ohne den sitzenden Ständen . . . . der Glocke vom Osterthore nach dem Domshofe verlegen und Raum zu einer bedeutenden Verschönerung dieses Thores geben wollten. Soll der Domshof mit einem Standbilde verziert werden, so wäre wohl das des großen Luther (etwa aus der Berliner Eisengiesserei) das würdigste, das hoffentlich nicht später fertig werden würde, als die hiesige Vereinigung der protestantischen Confessionen. Die Aufdeckung des Bildes wäre eine würdige Begehung dieses

von 99/100 unsers Staates ersehnten Wunsches, dessen Hemmung der Erkenntniß und Zeit doch endlich gewiß unterliegen wird. Das ebenfalls von mehr als 99/100 der Einwohner hinweggewünschte, am 12. April einem armen Familien-Vater wieder lebensgefährlich gewordene Brückthor, könnte zugleich seine Inschrift an des großen Reformators Piedestal abtreten. Möge es hiemit eben so wenig bei frommen, als andererseits bei hygaeischen Wünschen, im Hinblick auf den Stein des Anstoßes bleiben, welcher im stark ausspringenden Winkel vor dem Hause Nro. 23 den Fahrweg genugsam beengt, um dem fahrenden Publikum heftige Steinschwerzen zu verursachen. Der absolute Werth dieses Steines kann doch wohl von einem relativen nicht so sehr erhöht werden, um nicht das Abschätzungsrecht zum öffentlichen Gebrauch in Anwendung zu bringen.

Ad vocem des Domshofes wird wohl dem Bürgerfreunde auch noch schließlich die Frage verziehen, warum nur den Bürgern mit unbürgerlicher Unfreundlichkeit die Benutzung des Trottoirs vor der Hauptwache verwehrt wird, und ob dieses Interdict von befugten Behörden herrührt?

Miscellen.

Manche glauben, der Sieg des Guten sey auch gewiß, ohne daß die Menschen dabei thätig zu seyn brauchten; allein manche gute Sache ist durch die Unthätigkeit der Menschen schon verloren gegangen. Nie muß man die Hände müßig in den Schooß legen, selbst nicht bei der besten Sache; denn wenn die Guten nicht arbeiten und wachtsam sind, so haben die Bösen gewonnenes Spiel.

Hört man die Klagen der Menschen, so verschlimmern sich die Zeiten stets, allein dies kann nicht der Fall seyn, weil zwei Kräfte im Menschen — die Vernunft und das Sittengesetz — stets dem Ueberhandnehmen des Bösen entgegen arbeiten. Die Menschen sind nur jetzt in ihren Urtheilen strenger und das mit Recht; denn wenn man kein Unrecht mehr mit Gleichgültigkeit ansieht, so wird das Böse schüchtern gemacht und endlich unterlassen.

Das Mißtrauen stiftet in der That mehr Unglück in der Welt, als man wähnt. Ludwig XVI. trauete seinem Volke nicht und dieses vergalt Gleiches mit Gleichen, und sehen wir nicht, wie viel Unheil noch in unsern Tagen durch Mißtrauen angerichtet wird, ob man schon so traurige Erfahrungen davon gemacht hat?

Die Natur will unwiderstehlich, sagt Kant, daß das Recht zuletzt die Obergewalt erhalte. Was man nun hier verabsäumt zu thun, das macht sich zuletzt selbst, ob zwar mit viel Ungemächlichkeit.

Das Traurigste bei der Politik ist, sagt Friedrich II., daß sie mit Menschenleben ihr Spiel treibt, und daß so verschwenderisch vergossenes Menschenblut ganz unnütz vergossen ist.

Staaten gehen zu Grunde, die nicht durch Gerechtigkeit gestützt werden, und alles stürzt zusammen, wo man jeden Funken von Freiheit auszulöschen sucht.

Zu St. Petersburg kann man um Johannis die ganze Nacht eine Woche lang ohne Licht lesen.

Homonyme.

Was klagst Du mich der Härte an,
Der ich Dich unermüdet trage?
Bin ich allein denn Schuld daran,
Wenn ich Dir Arm' und Bein' zerschlage?
Bin ich doch auch ein Retter Dir;
Zum Trost kann ich's Dir sagen:
Bist Du blessirt, vertrau' Dich mir;
Doch dann, ja dann mußt Du mich tragen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 40.

Morgenstern.

F. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 32.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 20. April. 1823.

— — — — — —
Auf ihrer Stirn sah ich die Treue walten
Ein Eichenkranz durchzog ihr blondes Haar,
Und ihrer Sprache sanftbewegte Laute,
Umweh'ten mich, wie heimathlicher Ruf —
— — — — —

Die schwere Wahl.

Jüngst hob Hymen mich im Traume
Aus des Veilchens kleinem Raume,
Führte mich an seiner Hand
In ein unbekanntes Land.

„Längst", sprach er, „kannt ich dein Sehnen;
Sieh, hier winken dir die Schönen;
Geh' und wähle aus dem Hain
Dir ein Weibchen; es sey dein;"

Ich sah auf — ha, welch Gedränge!
Eine namenlose Menge
Schöner Frauen bot sich dar:
Ich war glücklich wie ein Czaar.

Erst kam mir auf meinen Wegen
Eine Polin froh entgegen;
Ich war vor Entzücken stumm —
Sah mich aber weiter um.

Wenn ich recht die Dame kenne,
Kam d'rauf eine Parisienne —
Richtig! Hüpfend sagte sie:
„Je vous aime, mon cher ami!"

Jetzt erschien mit Flammenblicken,
Die uns Männer leicht berücken,
Eine Welsche, schön gebaut;
Diese", rief ich, „sey die Braut!"

Doch gleich dacht' ich: Cicisbeen
Könnten ihr zur Seite stehen,
Und für einen solchen Freund
Dank' ich, wenn er's gut auch meint.

Unter Lachen, munt'ren Scherzen
Boten so sich meinem Herzen
Viele noch als Weibchen an —
Doch sie blieben ohne Mann.

Endlich sah ein holdes Wesen
Ich im Grase Veilchen lesen:
Diesem Blümchen der Natur
Folgten ihre Blicke nur.

Anspruchlos und schön, bescheiden,
Sucht' es eitlen Putz zu meiden,
Der nur jene Mädchen schmückt,
Die der flücht'ge Schein berückt.

„Dich nur, Kind, hab' ich erkohren,
Sag', welch Land hat dich geboren?"
Flugs that mir der Rosenmund:
„Ich bin eine Deutsche!" kund.

Musäus.

Das Liebhaber-Theater.

(Fortsetzung.)

Wespe, der Falkenbergen suchte, fand ihn Arm in Arm mit Laura vor dem in doppelter Beziehung fatalen Zelte. Er zog ihn bei Seite.

So eben, Herr Lieutenant, sprach er höflich: habe ich zu meiner Befremdung von dem Amtsrath erfahren, daß sie von mir eine Abbitte verlangen, und im Weigerungfalle nicht mit mir auftreten wollen.

Ganz richtig, erwiederte Falkenberg kurz. Was weiter?

So erlauben Sie mir, fuhr Wespe fort: Ihnen zu sagen, daß Sie wohl vor einer so auffallenden Erklärung einen Versuch hätten machen sollen, sich mit mir zu verständigen.

Das wollte ich nicht, weil ich meine Hitze kenne, antwortete Falkenberg: und mich fürchtete, das Vergnügen unsers gastfreien Wirthes durch eine heftige Scene zu stören.

Dem sey wie ihm wolle, erwiederte Wespe noch immer sehr gelassen: so haben Sie doch in der Hauptsache Unrecht, denn ich kann Ihnen mein Ehrenwort geben, daß ich Ihre Person auf keine Weise beleidigt habe.

Erlauben Sie mir, sprach Falkenberg bitter: daß ich hierin der Erzählung glaubhafter Personen glaube. Uebrigens war auch jedes Wort, wodurch sich Mamsell Willig verletzt halten konnte, gegen mich gesprochen!

Dann ist freilich von einer Verständigung zwischen uns nicht weiter die Rede, sagte Wespe. Doch Ihre Alternative ist auf jeden Fall unpassend. Hätte ich Sie wirklich beleidigt, so könnten Sie sich bloß an mich halten. Ueber das Vergnügen dieses Abends steht uns Beiden keine Disposition zu. Wir haben uns einmal zum Spiel verpflichtet und müssen Wort halten, unser Verhältniß gegen einander sey, welches es wolle.

Jedem freien Manne muß es frei stehen, die Sachen aus seinem Gesichtspunkte zu betrachten, erwiederte Falkenberg, der doch durch Wespe's ruhige Fassung und durch das Gefühl des eigenen Unrechts etwas verlegen wurde.

Ich könnte Ihnen leicht beweisen, sprach Wespe: daß Sie in diesem Augenblicke nichts weniger als frei sind, aber das würde uns zu weit führen. Drum kurz zur Sache. Habe ich Sie beleidigt, so haben Sie Genugthuung von mir zu fodern. Sie haben dazu die Abbitte vorgeschlagen. Vorgeschlagen! Nichts weiter stand Ihnen zu. Mir aber steht zu, diesen Vorschlag zu verwerfen, wenn ich Ihnen eine andere Satisfaction zu geben bereit bin, bei der meine Ehre nicht leidet.

Wie meinen Sie das? fragte Falkenberg mit großen Augen.

Sie sind Kavalier und Offizier, sprach Wespe mit einer artigen Verbeugung: Sie können mich unmöglich mißverstehn.

Also Duell! rief Falkenberg. Ich stände Ihnen gern zu Dienst, wenn ich nur wüßte, ob ich berechtigt bin, mich mit Ihnen zu schlagen, da Sie weder Offizier, noch Edelmann sind.

Da funkelten Wespe's Augen, und er biß sich grimmig in die Lippen. Doch faßte er sich noch und eilte fort. Bald kam er wieder im Ueberrock, ein großes Papier in der Hand, seinen Uniform-Degen unter dem Arme, vom Lieutenant Seethal begleitet. Kraft dieser Bestallung, sprach er wieder ganz ruhig: bin ich

herzoglicher Kreisgerichts-Assessor, also an Stande Ihnen gleich. Diesen Degen gab mir der Herzog als Ehrenzeichen, ich muß daher auch berechtigt seyn, mit ihm meine Ehre zu vertheidigen.

Der Jurist verläugnet sich doch nie! rief lachend Seethal. Sogar in einer Ehrensache, die seine Gesetzbücher verbieten, beweißt er durch Urkunden, daß er das Recht hat, sich zu schlagen. Uebrigens hast Du Dich ganz unnöthiger Weise incommodirt, lieber Bruder. Du bist ein braver Kerl, Falkenberg ist es auch, und er wird Dir die Satisfaction nicht versagen. Mein Ehrenwort zum Pfande!

Unter diesen Umständen freilich nicht, antwortete Falkenberg freundlich, seinen Degen umschnallend. Willst Du mir secundiren, Seethal?

Nein, ich kann ja meinen neuen Bruder nicht im Stiche lassen, antwortete Seethal. Für Dich wird sich schon noch jemand finden. Talmond und Tremouille machen aus Leibeskräften die Cour, aber dort lehnen ja Seine königliche Majestät in der Coulisse. Lange ihn Dir ab und laß uns gehen.

Im Zwischenakt ein kleines Duell als Intermezzo, rief Falkenberg lachend. Die Idee ist originell.

Der Rittmeister ward schnell unterrichtet, nahm seinen Degen und ging mit ihnen. An der Thür begegnete ihnen der Amtsrath.

Wohin, meine Herren, wohin? fragte er befremdet. Ich will bald aufziehn lassen.

In einer Viertelstunde sind wir wieder da, sprach Wespe. Lassen Sie nur unterdeß noch einige Piegen geigen.

Ein wildes Bataille-Stück von Beethoven! rief Falkenberg, der sich unterdeß mit Laura geletzt, und sie stürmten hinaus.

Das hat etwas zu bedeuten, sprach der Amtsrath, und sein Blick fiel nun auf Laura, die, das schöne Gesicht voll garstiger Freude, da stand. Wissen Sie vielleicht etwas von der Sache? fragte er sie mißtrauisch.

Wie sollte ich? fragte sie dagegen. Ich bin über dieß schnelle, ungestüme Weggehen so frappirt, als Sie.

So, so! sagte der Amtsrath. Nun, Ihr Ruhebette steht schon parat. Sterben Sie nur hübsch bald, und legen Sie sich ein zur Ruhe, damit wir auch Ruhe bekommen, setzte er sachte hinzu.

Laura warf das Köpfchen und ging, und der Amtsrath murmelte hinter ihr her. Daß ich der Petrarca dieser Laura nicht seyn möchte, hat auch seine Richtigkeit. Da wäre mir die treue Katze lieber, bei deren grünem Augenlichte er seine Sonette schrieb!

Hell schien der Mond auf den stillen, beschneiten Schloßhof. Die vier Jünglinge kamen rasch und schweigend daher geschritten und stellten sich. Die Degen blitzten aus ihren Scheiden und klirrten sogleich lustig gegen einander. Beide fochten gut und muthig, und keiner wich auch nur einen Fußbreit zurück. Doch schien auf Wespe's Seite die höhere Kunstfertigkeit, bei Falkenbergen die größere Kraft zu seyn. Und zu dem Geklinge der Degen rauschte vom Theatersaale das bestellte Furioso herab zum wilderen Fechten die Kämpfer entflammend. Halt! riefen zugleich beide Secundanten, und fuhren mit ihren Degen dazwischen. Beide Streiter waren verletzt. Falkenberg's rechter Arm war gefleischt, Wespe's linke Wange hatte eine leichte Streifwunde.

Bonne atmitié! rief der Rittmeister, und die Secundanten führten die Kämpfer zur Umarmung zusammen.

Bonne amitié! sprach Falkenberg, Wespen herzlich küssend. Sie sind ein braver Mann.

Und wie hat er sich geschlagen! Süperb, auf Ehre! sagte Seethal. Ich will Euch gleich unsern Escadron-Chirurgus aus dem Parterre holen. Er ging.

Um so weniger kann ich begreifen, sprach Falkenberg: was Sie veranlassen konnte, sich nachtheilich über mich zu äußern.

Nach der bonne amitié muß die Vergangenheit versunken seyn, erinnerte der Rittmeister

Vielleicht gilt mein Wort jetzt mehr bei Ihnen, als vor einigen Minuten, sagte Wespe. Auf meine Ehre, ich habe nichts gegen Sie gesprochen.

Was konnte aber die Willig zu dieser teuflischen Lüge bewegen? rief Falkenberg.

Einige Schuld trage ich wohl dabei, antwortete Wespe. Um das mannsüchtige Mädchen für die Miranda zu gewinnen, hatte ich ihr ein wenig die Cour gemacht. Mich zu binden, hatte sie das benutzt, sich in der Stadt für meine Braut auszugeben. Heute hat sie wahrscheinlich eine Unterredung belauscht, aus der sie erkennen mußte, daß ich sie verachte und daß meine Liebe einem andern Gegenstande geweiht ist. Deßhalb hat sie sich durch Sie an mir rächen wollen.

Sie hat sich für Ihre Braut ausgegeben? fragte Falkenberg entsetzt. Das wäre abscheulich! Wann?

Gestern! erwiederte Wespe. Aphanasia kann Ihnen die Details erzählen.

Ist nicht nöthig, sagte kleinlaut der Graf Erbach. Sie hat es gestern in meiner Gegenwart bei dem Postmeister gesagt. Die Dame taugt überhaupt nicht viel, und wir hätten sämmtlich wohl gethan, uns nicht an sie wegzuwerfen.

Noch einmal bonne amitié! rief Falkenberg, Wespen wiederholt küssend. Schade um unser edles Blut! Wir hätten es wohl um einen würdigeren Gegenstand vergießen können. Dafür muß ich mich auch noch bei der Hexe revangiren durch etwas Blâme und einige Todesangst.

Und nun hinein zum Verbinden, trieb Seethal, der mit dem Escadron-Chirurgus aus dem Schlosse trat. Die Wunden sind zwar leicht, aber der scharfe Nachtfrost taugt nichts für sie.

Und nicht wahr, Falkenberg, jetzt spielen Sie den Bourbon? fragte freundlich Wespe.

Wie sollte ich dieser Laura die Freude machen, Euch und dem guten, alten Amtsrath die Freude zu verderben! rief Falkenberg, Wespen umschlingend. Auf Ehre! ich will Euch von meinen Leuten ein Fahnendach machen lassen, das sich gewaschen haben soll!

Und Arm in Arm gingen die versöhnten Gegner in das Schloß.

(Der Beschluß folgt.)

Scheintod.

1.

In einem italienischen Kloster starb plötzlich ein Mönch. Man legte ihn in eine Seitenkammer, und ein anderer Mönch bat sich aus, bei dem Todten wachen zu dürfen; am dritten Tage Abends sollte der Verstorbene begraben werden. Man legte ihn in den Sarg, um ihn in das Todtengewölbe der Begräbnißkirche beizusetzen. Der alte Mönch war vom Sarge seines Freundes nicht wegzubringen, er begleitete ihn sogar in die Kirche, wo des Abends die Leichen-Ceremonie vor sich gehen sollte. Der Abend kam,

der Todte war eingesegnet, und in die Gruft hinabgetragen, wohin ihm auch der Greis gefolgt war. Die Gruft blieb über Nacht auf, erst am andern Morgen sollte sie wieder mit dem gewöhnlichen Steine zugedeckt und verschlossen werden. Da dies blos die Begräbnißkirche des Klosters und für den gewöhnlichen Gottesdienst eine größere erbaut worden war: so betete der zärtliche Freund des Verstorbenen die Nacht über unbemerkt in der Gruft. Am nächsten Morgen verschloß der Todtengräber, der nicht wußte, daß sich noch ein Mensch in der Tiefe des Gewölbes befand, die Oeffnung der Gruft. Die Abwesenheit des alten Mönchs im Kloster war keinem auffallend: denn er erhielt vom Prior oft die Erlaubniß, in der Nachbarschaft bei den Wohlthätern des Konvents Besuche abzustatten. Diese Ursache seiner Abwesenheit war jetzt einem jeden um so wahrscheinlicher, da sein bester Freund durch den Tod von ihm gerissen worden war, und er allerdings einer unschuldigen Zerstreuung bedurfte. Den Prior selbst über die Abwesenheit des Bruders zu befragen, fiel niemand ein. Ohnehin war jener schon seit einiger Zeit bettlägrig, und ganz mit sich selbst beschäftigt gewesen. Auf diese Art vergingen drei ganze Tage; doch am vierten Tage, da Pater Anastasius immer unsichtbar blieb, ward man nachdenkend. Man schickte in der Nachbarschaft herum und erfuhr nichts. Man durchsuchte alle Winkel des Klosters und fand nichts. Man wußte nicht was man zu diesem Verschwinden denken sollte. Ein Layenbruder trat endlich auf, und sagte: sollte nicht vielleicht Pater Anastasius in der Gruft eingesperrt worden sein; wenigstens habe ich ihn, als den Begleiter der Leiche, mit hinab gehen, aber nicht wieder zurückkommen sehen. Diese Worte machten einen erschütternden Eindruck. Auf der Stelle mußte die Gruft geöffnet werden. Welch ein Anblick! Da lag Pater Anastasius ganz entstellt auf der Erde, den begrabenen Leichnam in seinen Arm haltend, und fest von diesem umschlungen. Das Entsetzen der Mönche war außerordentlich; denn Alle liebten den ehrwürdigen Greis. Noch war ein Funke von Leben in dem Pater, und der Arzt benutzte ihn glücklich: Anastasius erholte sich.

„Ich betete, hub er an, am Sarge, meines mir unvergeßlichen Freundes. Schon einige Nächte ohne Schlaf, schlief ich endlich ein. Ich weiß nicht, wie lange ich in der Gruft geschlafen haben mag, aber so viel weiß ich, daß ein starkes Getöse mich weckte. Ich sprang erschrocken von der Erde auf, und wollte sehen, was es wäre. Allein eine dichte Finsterniß umgab mich. Ich tappte mit den Händen herum, und Gott im Himmel! Ich faßte meinen verstorbenen Freund beim Arme, fühlte ihn warm, und ihn selbst aufrecht sitzend im Sarge. Er seufzte, daß es mir durch Mark und Beine drang. Ich suchte mich zu ermannen, und redete ihn an. Mit gebrochener Stimme antwortete er mir, und ich überzeugte mich, daß er wirklich lebe, und als ein Scheintodter begraben worden war. Ich raffte mich zusammen, und suchte der Gruft zu entkommen. Allein mein Bemühen war fruchtlos."

„Unbekannt in dem weiten Todtengewölbe, von Finsterniß umgeben, und mit verwirrten Begriffen, lief ich bald dahin, bald dorthin, fiel über Särge, und fand keinen Ausweg. Endlich glückte es mir dennoch, die Treppe zu erreichen. Schon erschöpft an Kräften, kroch ich diese hinan; aber wie bebte ich zurück, als ich sie verschlossen fand! Der Gedanke, hier ist keine Rettung möglich, durchfuhr wie ein schneidender Pfeil mein Innerstes. Ich schrie, ich pochte.

Ich lief zu meinem Freunde, der nur aufgelebt zu sein schien, um noch Einmal mit dem Tode zu ringen. Ich tröstete ihn, drückte ihn an meine Brust, hauchte ihm warmen Odem ein, rieb mit dem Tuch meines Habits seinen Körper, schrie wieder, und kämpfte mit dem schrecklichsten Leiden. Ich sah unsern Tod, den jammervollsten Tod, als unvermeidlich an. Es müssen mehrere Tage in diesem unsrem Zustande vergangen sein. Mein Freund heulte an meinem Busen. Gewaltige Zuckungen waren seine Peiniger. Brennende Thränen rollten meine Wangen herab. Ich fühlte, wie meine Kräfte abnahmen. Mein Freund umschlang mich, rief mit einer entsetzlichen Stimme den Namen Gottes, hielt mich so fest, daß es mir unmöglich war, mich loszuwinden. Endlich fiel er, und ich mit ihm. Der Schmerz hatte mich betäubt, der Mangel an Kräften hatte mich unfähig gemacht, ein Glied zu bewegen. So lag ich da, bis ihr kamt."

Noch wollte der gute Pater weiter sprechen, aber sein Arzt fand es nöthig, ihm Ruhe zu lassen.

2.

Zu denen welche der Gefahr, lebendig begraben zu werden, ganz nahe gewesen sind, gehört auch der im Jahre 1788 wirklich verstorbene Pastor Sander zu Barver, einem der Inspection Diepholz gehörigen hannövrischen Pfarrdorfe; der nämliche Sander, welcher bis zum Jahre 1763 der Schule des hannövrischen Städtchens Stolzenau, an der Weser, als Rector vorstand. — Dieser Mann ward als fünfzehnjähriger Knabe im Hause seiner Eltern krank, rang mit dem Tode, und — starb. — Wenigstens ward dieses erblaßte Kind behandelt, wie jede andere wirkliche Leiche. Man legte es, völlig entkleidet, aus dem Bette auf Stroh, wusch dasselbe, drückte ihm die offnen Augen zu, zog ihm das Todtenhemde an, und übergab es dem fertigen Sarge. Zufällig hatte die Mutter des Kindes am Abend vor dem Begräbnißtage neben der Todtenkammer noch Geschäfte. Zitternd an allen Gliedern eilte sie zu den Hausgenossen zurück, und verkündigte, daß sie vom Sarge her mit Entsetzen ein Winseln vernommen habe. Man eilte auf die Todtenkammer. Deutlich hörte man jetzt aus der engen Behausung des Knabens, Töne eines Lebendigen erschallen.

Voll banger Erwartung riß man augenblicklich den Deckel vom Sarge. Anstatt eine Leiche zu erblicken, streckte der sichtbar ins Leben zurückgekehrte Knabe flehend seine Hände aus, ohne die Zögerung, welche dem Erstaunen sonst eigen ist, empfing die Mutter ihre geliebte Scheinleiche.

So war nun auch dieser Scheintodte den Armen des wirklichen Todes noch für viele Jahre wirklich entrissen. Die Starrsucht ward bald gänzlich gehoben. Der Kranke genas unter den pflegenden Händen der Seinigen, denen er nun zehnfach lieb und werth geworden war. Er lebte, nach diesem Ereignisse, noch über dreißig Jahre, als ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft.

Merkwürdig mögen es einige nennen, daß die blosse Todtenfarbe, die man während der Starrsucht an den Knaben bemerkte, ihn nachher nie wieder verließ. — Beherzigenswerther scheint folgender Umstand zu sein.

Als der Scheintodte in Starrsucht fiel, und ein jeder ihn für wirklich todt hielt, wollte die Krankenwärterin ihm das Kopfkissen unter dem Kopfe wegreißen. Es wurde ihr aber von den vernünftigen Eltern des Kindes auf das Strengste untersagt.

Leider mag dieser, eben so gemeine, als verwünschenswerthe Gebrauch schon manchem Scheintodten das Genick gebrochen, oder wenigstens den Schlagfluß dadurch befördert, den wirklichen Tod ihm zugezogen haben. Möchten alle Sterbende ihr Haupt ruhig auf's Kissen legen, und, ungemißhandelt von der grausamen Hand der Ungewißheit und des Aberglaubens, in Frieden scheiden können!

Auszüge aus Eugeniens Tagebuche

von J. Satori.

Warum wohl der Anblick der untergehenden Sonne unser Herz mit einer Wehmuth ergreift, die dem Gefühl ähnelt, das die Trennung von einem uns theuren Wesen bei uns hervorbringt? Wie nahe liegt uns das Wiedersehen, und doch — Frau von Krüdener sagt in ihrem Roman „Valerie": Das Ende eines schönen Tages hat, wie das Ende unseres Lebens, etwas Rührendes und Feierliches; es ist ein Rahmen, in dem alle unsere Erinnerungen ihren natürlichen Platz einnehmen, und wo Alles, was mit unseren Empfindungen zusammenhängt, lebhafter erscheint. — Hat sie nicht recht? Wo wäre der Gefühllose, der, umgeben von der blühenden Natur, den letzten Scheideblick auf die Königin des Tages werfend, nicht milde gestimmt würde? Wann giebt sich das Herz williger dem Andenken längst entschwundener Stunden hin? Wann ist es bereitwilliger zum Vergeben und Vergessen des uns zugefügten Bösen? Gewiß! dessen Herz bei einem solchen Schauspiel der Natur ungerührt bleibt, der hat keins, und Zahlen oder Metallmasse füllt die leere Stelle aus!

Der ruhige Besitz eines Gutes ist gar nicht geeignet, um den Werth desselben für unser Herz zu bestimmen, nur der Verlust öffnet uns mit einer feindseligen Wahrhaftigkeit die Augen, sagte Göthe in seinen Wanderjahren. — Die Wahrheit dieser Worte ergreift mich wunderbar, da ich im Begriff stehe, meinen jetzigen Aufenthalt zu verlassen. Tausende von zarten Fäden zieht die Gewohnheit allmählig zu starken Banden, um uns an das zu fesseln, was anfänglich zu entbehren uns nicht schwer geworden wäre. Ein fühlendes Herz reißt sich nicht ohne Wunden von den Gegenständen los, die unsere Kindheit sahen, die mit uns alterten; darum auch eine Freundschaft, noch in den Kinderschuhen geschlossen, die dauerndste, festeste für unser Leben ist.

Die Kartoffeln in Pommern.

Im Jahre 1745 ohngefähr kam in Colberg ein Wagen mit Kartoffeln an. Der König Friedrich II. hatte sie seinen lieben Bürgern daselbst als Geschenk zugedacht. Die Bürger wurden durch Trommelschlag nach dem Rathhause beschieden, wo man sie mit der königlichen Gnade bekannt machte. Kein Colbergisches Auge hatte die Frucht gesehen, die hier vertheilt und wobei gelehrt wurde, wie sie zu pflanzen, zu kochen, zu genießen sey. Die Leutchen rochen daran, sie rochen nichts; sie leckten daran und schmeckten nichts. Kopfschüttelnd gab ein Nachbar dem andern die „graulichen Knollen." Man brach sie aus einander und warf sie den Hunden vor, die sie auch nur beschnopperten. „Wie?" hieß es, „die Dinger riechen nicht und schmecken nicht und die Hunde mögen sie nicht; wo wäre uns denn damit geholfen?" — Daß sie übrigens in der Erde wüchsen, glaubte kein Mensch; Alle vermutheten, es würden aus ihnen Bäume, an denen solche Früchte zum Vorschein kämen! — Jetzt wissen sie die Frucht daselbst besser zu achten! *)

Eckber.

Miscellen.

„In London" — sagt ein von dort zurück gekommener Neapolitäner — „giebt es keine Engländer als die Minister, kein reifes Obst als Bratäpfel, keinen Lustigen als den Betrunkenen, kein anderes Wild als Beefstakes — und keine Sonne. Die Sonne in London wärmt weniger als der Mond in Neapel." (Courrier fr.)

Die Türken geben den Russen den ehrenvollen Beinamen der „großen Ungläubigen." (Miroir.)

Es wurde ein dreistündiges Conseil gehalten. Den Fürsten Tallegrand fragte man nach dem Resultate. „Das Resultat?" gab er zur Antwort: „drei Stunden!" (Courrier fr.)

Man klagt zuweilen über die hohen Arbeitspreise der Kleidermacher. Das ist höchst Unrecht, und wäre ich Meister . . . . ich hielt jedem unverständigen Fant die Rechnung unter die Augen, die vor etwa 150 Jahren, wie die Chronik meldet, der kaiserliche Kriegszahlmeister Prettler zu Wien für ein Paar Hosen bezahlt hat. Diese Hosen kosteten 300 fl. Macherlohn, und heut zu Tage murrt man, wenn man 3 fl. bezahlen soll. Zu den erwähnten Pluderhosen brauchte man nicht selten schon 150 Ellen Kartek für Unterfutter. Dagegen machten solche Hosen auch solches Aufsehen, daß die Prediger auf der Kanzel dagegen lärmten, ... Auf Bibliotheken findet man noch eine Sammlung solcher Predigten, betitelt: Der pluderichte Hosenteufel.

In Paris ist so eben ein Werkchen erschienen, betitelt: Cravatiana oder allgemeiner Versuch über die Halsbinden, betrachtet nach ihrem Ursprunge, ihrem politischen, physischen und moralischen Einfluß, ihren Formen, Farben und Arten. Aus dem Englischen frei übersetzt. Mit Kupfer und Vignetten. — Wird allen Zierbengeln mit gutem Gewissen empfohlen, so wie allen Uebersetzungsfabriken, da das Werk in England bereits acht Auflagen erlebt hat, ein Glück, das ein gutes philosophisches oder historisches Werk gewiß nicht gehabt hätte.

Kirche von Papier-maché. Zu Hoop drei Viertelmeilen von Bergen in Norwegen, steht auf dem Landgute des Kanzleyraths Christie eine Kirche von Papier-Maché. Die Mauern sind zwar von Stein, und nur innen mit Papiermasse überzogen, eben so die Pfeiler und das Dach von Holz ebenfalls damit inwendig überkleidet, aber doch besitzt diese Papiermasse, vermöge besonderer Zubereitung, eine fast steinerne Härte und ist dem Wasser und Feuer gleich unzerstörbar. Diese Zubereitungsart hält der Erfinder geheim.

Ein französisches Blatt bemerkt es als eine seltne Erscheinung, daß von den beiden ersten Sängerinnen auf dem Theater San Carlos in Neapel die eine eine Französinn (Mad. Mainvielle-Fodor,) die andere eine Engländerinn (Mistriß Fearon-Glossop) ist; die erstere ist mit 63000 Fr. die andere mit 30000 Fr. engagirt. — Ist's möglich? Und die Directoren machen doch nicht Banquerott!

Wirkungen des Oels, das sich in Tabakspfeifenröhren sammelt. Ein Reisender sah in den innern Gegenden des Vorgebirgs der guten Hoffnung eine besondere Wirkung des empireumatischen Oels, das sich beim Tabaksrauchen in den Pfeifen absetzt. Eine Schlange hatte sich nämlich mehrmal um eine Eidexe gewunden, und war im Begriffe sie zu tödten. Der Reisende, den das Thier jammerte, zeigte es einem Hottentotten, um ihn zu befragen, ob das Thier nicht zu retten wäre. Dieser nahm auf ein Stäbchen etwas von jenem Oele aus seiner Pfeife, und steckte es der Schlange, die gewöhnlich bei solchen Vorfällen die Zunge heraus streckt, in den Mund. Die Wirkung war so schnell wie ein elektrischer Schlag. Mit einer convulsivischen Bewegung, die nur einen Augenblick dauerte, wickelte sich die Schlange halb loß, regte sich nicht weiter, und die Muskeln schrumpften so zusammen, daß sich das ganze Thier so hart und so starr anfühlte, als wäre es von der Sonne ausgetrocknet.

Druckfehler.

In Nro. 31 des Bürgerfreundes Seite 243, Spalte 2, Zeile 16, von oben, lese man statt: ungeheueren, umgehauenen.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 33.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 24. April. 1823.

Da rufen sie den Geist an in der Noth,
Und grauet ihnen gleich, wenn er sich zeigt,
Das Ungemeine soll, das Höchste selbst
Geschehn wie das Alltägliche. — — —

Schiller.

Die Lagernacht.

(Romanze.)

Noch Fahnenträger, jung und lebenskühn
Schlief ich zum ersten Mal im Kriegsgezelt;
Die Nacht kam über mich im Sternenglühn —
Auf Wunderbares war mein Sinn gestellt.

Der Rosse Schaaren mit beerztem Huf
Sich mengend mit der Schläfer leisem Chor,
Der Flügelposten schauerlicher Ruf,
Drang vielgewaltig in mein lauschend Ohr.

Da schlugs im nächsten Dörfchen Mitternacht,
Und — wie vom Fels ein freud'ger Silberquell —
Goß sich Trompetenklang in stolzer Pracht
Durchs Morgenfeld von Mondeslichtern hell.

Und fragend stieß ich meinen Nachbar an:
„Sag' an Gesell, welch kriegerisches Getos?“ —
Denn, kaum entrückt dem holden Traumeswahn,
Ward schier das Herz von einer Thräne groß.

Drauf sprach er still gesammelt: „Junger Fant,
Das ist die Schaarwacht, die allnächtlich geht,
Wo irgend sächsisch Volk im deutschen Land,
Freund oder Feind, im Waffenlager steht.

„Ein Wiederhall aus alter tapfrer Zeit,
Als Churfürst Hans Georg die Kaiserstadt,
Das stolze Wien, mit seinem Heergeleit
Den frechen Türken abgeschlagen hat.

„Doch eh durch Gottes Rath dies Werk gelang,
Galt's manchen Schwerter-, manchen Lanzenbruch;
Ja, einst um Mitternacht stand Waffendrang
Und blut'ger Fall den Helden nah genug!

„Denn Mustopha — des Sultans Großvezier —
Warf sich mit seiner Spahi keckem Schwarm
Auf's Sachsenheer, wohl wieder Kriegsgebühr,
Mit schwertgezucktem, pfeilbewehrten Arm.

„Still wie das Grab und haftig wie der Tod
Wär' ihr Hereinbruch fürchterlich geglückt,

Wenn nicht des Herren Aug' in höchster Noth
Erbarmend auf sein gutes Volk geblickt.

„Doch, als am Graben schon die blut'ge Schaar
Verhängten Zaums in jähem Rennen lag,
Hielt sie Entsetzen hinterrücks am Haar —
Und der Geschwader stolze Ordnung brach.

„Denn wie Posaunenruf zum Weltgericht
Hub sich von selbst Trommet und Zinkenschall
Im Lagerfeld — und kühn und mauerdicht
Erstand im Nu ein ritterlicher Wall.

„Der Heid' in beiden Seiten angerannt
Verlor den Muth im nächsten Augenblick, —
Doch besser hielt Georg der Tapfre Stand,
Und schlug beherzt den Ueberfall zurück.

„Seit jenem Tage ist's im Heer geschehn,
Das Spiel zu rühren jede Mitternacht;
Und Jedem würd' ich feindlich widerstehn,
Der frechermaßen diesen Brauch verlacht!" —

Der Krieger schwieg — sah drauf zum Sternenplan,
Und seine Blicke wurden zum Gebet:
„Du hast, o Vater, Großes uns gethan, —
Heil ihm, der stets auf Deinen Wegen geht!"

Franz Krug v. Nidda.

Das Liebhaber-Theater.

(Beschluß.)

Unterdeß lag eben auf der Bühne die schöne lebendige Leiche auf ihrem Ruhebette, des Anfanges harrend. Daneben stand der wartende Baske. Der Amtsrath sah unten in der Garderobe unverwandt und ängstlich nach der Thür, durch welche die Viere verschwunden waren. Die Franzosen und Welschen waren rechts und links hinter den Coulissen mit ihren Fahnen und Führern vollständig gerüstet aufmarschirt und das Orchester trompetete und paukte das Furioso so furieux, daß das Publikum Ohrenzwang davon bekam.

Jetzt kam auf einmal Walthers Schreiber, der Manfrone's Stallmeister gemacht, mit blutiger Nase herbeigerannt. Eilen Sie, sprach er ängstlich zum Amtsrath: wenn Sie ein Unglück verhüten wollen. Es giebt ein Duell in Ihrem Schlosse. Als ich mit den Dragonern anlangte, die ich herzugeholt hatte zur Bataille, da hörte ich Degengeklirr im Hofe. Ich sah durch das Saalfenster, und da standen Herr Wespe und Herr Lieutenant von Falkenberg und hieben mit den Degen auf einander los, daß die Funken davon stoben. Ich rannte, wie unsinnig, hierher, um es zu melden, trat mir dabei auf die Feldbinde, fiel, im eigentlichen Sinne die Treppe hinauf, schlug mit Maul und Nase auf, und über dem Blutstillen ist so viel Zeit vergangen, daß sie sich unterdeß zehnmal massakrirt haben können.

Um Gotteswillen, Vater, ist es wahr?! rief Aphanasia schluchzend herbeifliegend: Wespe schlägt sich?!

Ja wohl, und ganz eigentlich um meinetwillen, antwortete der Amtsrath. Er setzt sein Leben, oder doch seine gesunden Glieder an mein Vergnügen, der brave Junge! Ich muß nur zu wehren und zu retten suchen, wenn noch etwas zu wehren und zu retten ist.

Er eilte zur Thür. Da begegneten ihm schon die Viere, Falkenberg mit verbundenem Arm, Wespe ein schmales, schwarzes Pflaster auf der Wange, was ihm zu dem Schnurrbarte recht gut ließ.

Ei, ei, meine Herren! rief der Amtsrath. Haben Sie sich die Blessuren bloß der Theaterschlacht zu Ehren zugelegt, wie Requisite, oder —

Ernst, alter Herr, ernstlicher Ernst! rief Seethal, den Amtsrath auf die Schulter klopfend. Es ging scharf her. Die Beiden haben gestan

den, wie Mauern. Dafür ist auch Alles jetzt in Ordnung.

Wir sind Freunde, sprach Falkenberg, an Wespe's Hand vortretend: und der Prinz von Bourbon enrollirt sich auf's Neue unter Ihre Fahnen.

Te deum laudamus! rief der Amtsrath, beide umarmend. Nun legt aber auch bald los. Jetzt ist wohl keine Störung mehr zu befürchten. Ich werde daher meinen Ueberrock anziehen und mir den fünften Akt im Parterre mit Muße betrachten, damit ich doch für alles das unendliche Drangsal eine kleine Ergötzlichkeit habe. Macht Eure Sachen gut!

Er ging und nahm incognito im Parterre Platz. Die Klingel ertönte, der Vorhang flog in die Höhe. Der Amtsrath bewunderte die unschuldvolle, edle Miene, mit der die verewigte Miranda auf ihrem Castrum doloris lag und belächelte die Stärke und Innigkeit des Gefühles, mit welcher Bayard in seiner Leichenrede ihre Tugenden pries. Jetzt wurde sie abgetragen, der Amtsrath machte ein Kreuz hinter ihr her, und Blanka's verzweifelndes Geschrei ertönte. Sie stürzte auf die Bühne. Da sie noch bewegt war von der Angst um den Geliebten, so gesellte sich zu der Kunst die Wahrheit der Empfindung. Bayard gab ihr nichts nach. Manfrone füllte durch weise Mäßigung das Kleeblatt auf eine recht würdige Weise, und die Scene wurde zum Meisterstück, so daß der Amtsrath, seine Verhältnisse als Vater und Theater-Direktor vergessend, recht aus Herzensgrunde in das allgemeine Klatschen und Bravorufen einstimmte.

Sie geben sich ein rasendes Dementi! flisterte es grimmig neben ihm. Er sah sich um und erblickte den Herrn von Brauß, der endlich aus seinem Weinschlafe erwacht, sich vom Sopha erhoben und mit einem gar nüchternen und blassen Angesicht neben ihm Platz genommen hatte.

Wer sich heute das größte Dementi gegeben hat, weiß meine Tischgesellschaft am beßten, antwortete abwehrend der Amtsrath. Sitzen Sie jetzt nur hübsch stille und stören Sie mich nicht.

Indem klingelte der Souffleur zur Verwandlung. Der Thürhintergrund flog rasch in zwei Hälften auseinander. Und hinter der linken Hälfte standen Blanka und Bayard, die sich wahrscheinlich vor ihrem Abgange in das Kloster und in die Schlacht noch einmal mit einander hatten letzen wollen, in schweigender Umarmung, ohne es zu bemerken, daß ihre Gruppe dem ganzen Publikum zum ergötzlichen Schauspiel gereichte.

Sehn Sie, sehn Sie! zischte Brauß giftig, den Amtsrath anstoßend. Ein leises Gelächter säuselte über die Versammlung.

Wespe, Wespe! Sieh' Dich doch um! rief Walther hinter der Scene. Das Pärchen fuhr erschrocken auseinander und verschwand.

Ei, ei! Es ist doch die Möglichkeit! sprach nach einer Pause des Erstaunens der Amtsrath. Das ist mir doch gar nicht lieb!

Gar nicht lieb? knirschte Brauß. Und das ist alles, was Sie darüber zu sagen haben? Ich werde mich gegen Herrn Wespe nicht so glimpflich aussprechen!

Nehmen Sie sich in Acht, warnte der Amtsrath. Er ist gleich bei der Hand mit der Klinge und ficht wie ein Satan. Folgen Sie lieber meinem Beispiel. Ich werde alles gütlich abzumachen suchen. Freilich war es nicht meine Absicht, das so zeitig zu thun, aber wer kann helfen!

Ich sehe auf einmal ganz deutlich, daß ich hier überflüssig bin, sagte Brauß, aufstehend: und empfehle mich Ihnen für immer.

Gleichfalls, gleichfalls, Herr von Brauß! erwiederte der Amtsrath, sitzenbleibend. Der lächerliche Hohlkopf entläßt Sie von seinem schlechten Theater, und der alte Notürier will Sie zu keinem Mißbündniß verführen, zumal er jetzt weiß, wie Sie inwendig über Ihr von denken. Er behält sein Geld und sein Näschen und überläßt Sie gern und willig der Frau von Horst und anderen Damen von Stande, die ihre Gartenthüren für Sie offen lassen wollen.

Da erkannte Brauß, daß er ganz erkannt sey, und schlich schweigend davon.

Unterdeß hatte ein fern beginnender, sich immer mehr nähernder kriegerischer Marsch die Schlacht vorbereitet. Trommeln und Trompeten lärmten jetzt zum Angriff und das Gefecht zog sich mit so vieler Präzision und Lebendigkeit über die Bühne, daß die sämmtlichen Militairs unter den Zuschauern sich nicht enthalten konnten, den Combattanten ein Bravo nachzurufen.

Auch das danke ich ihm! sprach der Amtsrath zu sich. Und bei dem Einüben bekam er die erste Blessur! Und wie herzensgut bewies er sich nicht gegen den Tölpel von Dragoner? Ja wahrlich, er ist gut und so gescheut, daß er noch zehn Köpfe mit seinem Fonds betheilen könnte! Courage hat er, einen Posten gleichermaßen. Was will ich mehr? Und wie würde ich den Schwiegersohn bei meinem Theater brauchen können! Ja, es wird sich wohl nicht anders thun lassen! — Dadurch wird auch zugleich die seltsame, herkulanische Gruppe ausgeglichen, über die sich sonst noch viele Mündchen und Mäuler zerreißen würden!

Unter den Thränen des Parterre und der Ranglogen, unter einem Beifallslärm, von dem das Theater erbebte, war Bayard höchst erbaulich gestorben, der Vorhang war gesunken, das Personal strömte auf der Bühne zusammen und die Offiziere attroupirten sich, leise und heftig mit einander redend. Wespe merkte, wem es galt und flisterte Walthern etwas zu. Dieser trat zu der edeln Laura und zog sie bei Seite.

Mich sendet Wespe, sprach er leise. Falkenberg hat sich mit ihm verständigt. Ihre Machinationen sind entdeckt. Die Offiziere bereiten Ihnen eine öffentliche Beschämung vor, die Ihnen Wespe zu ersparen wünscht. Erlauben Sie daher, daß ich Sie nach Hause begleiten darf.

Ich kann den Weg recht gut allein finden, lieber Assessor, und will Sie nicht der Gesellschaft entziehen, antwortete Laura mit ihrem süßesten Tone und verschwand.

Diesem letzten Edelmuthe Wespe's folgte, wie solches in einem vorschriftmäßig substantiirten Romane jederzeit geschehen muß, die Belohnung auf dem Fuße nach. Der Amtsrath erschien auf den Bretern, ergriff schweigend Aphanasien mit der rechten, Wespen mit der linken Hand und stellte sich mit ihnen mitten auf die Bühne, die Fronte der Gardine zugekehrt.

Noch einmal geklingelt! kommandirte er. Die Klingel ertönte, der Vorhang rauschte auf.

Der herzogliche Kreisgerichts-Assessor Wespe und meine Tochter Aphanasia empfehlen sich als Verlobte! rief er in das Amphitheater, indem er die Hände der Liebenden vereinigte.

Vater! jauchzte das glückliche Paar, ihm von beiden Seiten um den Hals fallend.

Bravo! Wir gratuliren! Bravo! jubelte das Publikum, Beifall klatschend.

Musikanten, Tusch! schrie Seethal, und unter Trompeten- und Paukenschall fiel der Vorhang.

Van der Velde.

Die Passionsblume. *)

Ein Amtmann besuchte zuweilen die geistlichen Herren eines benachbarten Klosters und war von ihnen allen als ein durchaus rechtlicher Mann und muntrer Gesellschafter geachtet; nur an seinen Abweichungen vom gemeinen Kirchenglauben nahmen die meisten, und vorzüglich der Prior, häufigen Anstoß. Oft hatten sie schon mit ihm gestritten, aber immer mit zu stumpfen Waffen. Sie gaben daher endlich alle Siegeshoffnungen auf, und sprachen lieber von politischen Dingen mit ihm.

Als er aber einmal des Winters mit dem Prior im Gewächshause des Klostergartens zusammen traf, kam der Geist der Bekehrungssucht auf neue über den hochwürdigen Priester. Der Amtmann stand eben vor einer, in einem etwas dunkeln Winkel des Glashauses versteckten Pflanze, die er mit besonderer Aufmerksamkeit zu betrachten schien. Da trat der Prior mit den Worten ihn an: „Mein lieber Herr Amtmann, kennen Sie auch diese heilige Ausländerin, mit der ich alle Sommer meinen Hausaltar schmücke? Durch ihren Namen wird sie sich Ihnen freilich nicht sehr empfehlen.

Je nun, versetzte der Amtmann, wenn nur ihre Eigenschaften gut sind! Wie heißt denn die Heilige?

„Passionsblume!“ versetzte der Prior mit andächtiger Miene, und fuhr dann in einer ganz eigenen Salbung fort: O daß Sie, mein bester Herr Amtmann (hier klopfte er ihm auf die Schulter) die herrlichen, himmelblauen Blüthen dieser Pflanze nur Einmal in Ihrem Leben mit der himmlischen Gemüthlichkeit beschauen möchten, wie ich!

Mit dieser betrachte ich auch die Cyane und das Vergißmeinnicht, entgegnete der Amtmann. Wodurch zeichnet sich denn diese Blume vor jenen Weltkindern aus?

In ihrem wunderschönen, mit einer Dornenkrone umwundenen Kelche, sagte der Prior, trägt sie die sämmtlichen Marterwerkzeuge bei der Kreuzigung meines Heilandes. —

Das nämliche, sagte der Amtmann, findet eine geschäftige Einbildungskraft auch in dem Kopfe des gefräßigen Hechtes. — Trägt denn die heilige Pflanze auch Früchte?

Köstliche! versetzte der Prior; leider aber waren wir in unserm Conventsgarten nur Einmal so glücklich, ihr eine reife Frucht abzugewinnen.

Schade um die Seltenheit! fuhr der Amtmann fort. Aber sagen Sie mir doch, mein lieber Freund, warum verweisen Sie Ihre Lieblingspflanze in den dämmrigen Winkel?

Wir ergötzen uns, versetzte der Prior, an der Sehnsucht, mit der sie dem Licht entgegen rankt. Sehen Sie doch, wie sie hier über mehrere Töpfe sich hinschmiegt und an dem Fenster emporsteigt! Unter allen Pflanzen, die ich kenne, ist keine so lichtdurstig, wie sie.

---

*) Der würdige Verfasser dieser Parabel Herr Kirchenrath Johann Ferdinand Schlez, gab im verflossenen Jahre bei G. Fr. Heyer zu Giessen eine Sammlung von 30 Parabeln und eben so vielen Fabeln für die reifere Jugend heraus, die durch ihren tiefen Sinn und gemüthlichen Vortrag ganz besonders ansprechen, und jedem Vater und Erzieher als eine sehr nützliche Lektüre bestens zu empfehlen sind. Der allgemeine Beifall womit dieses Büchlein aufgenommen wurde, ist der sprechendste Beweis seines innern Werths.

d. H.

O du heilige Pflanze! rief jetzt der Amtmann in Begeisterung aus. Die frommen Väter dieses Klosters haben dich in den Schatten gestellt; aber du suchst aus angebornem Triebe das Licht der Sonne. Sollt' ich nicht eben so, wie du, aus angeborner Neigung, das höhere Licht der Erkenntniß suchen? Auch auf meinem Hausaltare sollst du von nun an blühen und mich in dem Vorsatze stärken, meinen Geist dem Lichte der religiösen Vernunft immer mehr zuzuwenden, um nicht nur Blüthen, sondern auch, mit Gottes Hülfe, schöne Früchte der Tugend zu bringen.

Da verstummte der Prior und ließ von nun an von den Versuchen ab, den Lichtfreund für das Helldunkel seines Klosterglaubens zu gewinnen.

Schlez.

Mythologie und christliche Religion.

Wenn der menschliche Verstand an den verschiedenartigsten Dingen Beziehung zu erforschen und die Aehnlichkeit entgegen gesetzter Ursachen und Wirkungen heraus zu finden sucht, so wird er endlich überzeugt werden, daß nichts im Gebiete der moralischen, wie der Sinnenwelt, ohne Zusammenhang dastehe, und selbst an den heterogensten Erscheinungen eine Seite zu entdecken sey, wo sie verborgen in einander greifen. Der mannigfaltige Cultur-Zustand der Völker, die verschiedenen Richtungen der geistigen Ausbildung denkender Köpfe, ja das Nachdenken über einen Gegenstand selbst, so verschiedene Resultate es ergeben mag — Alles dies ist doch nur das Farbenspiel einer Lichtbrechung und kann dem prüfenden Blick die Verwandtschaft nicht verläugnen. Denn so sehr auch der Mensch dem Wechsel unterworfen ist und im Fortgang der Zeiten bei steigender oder sinkender Cultur seine äußeren Formen ändert, so beiben die Gesetze, nach denen seine geistige Natur empfindet, doch ewig dieselben, und immer wird einige Aehnlichkeit in seinen Freuden, einige Verwandschaft in seinen Idealen zu entdecken seyn; eine Religion wird sich in der andern spiegeln, ein Gott in allen Göttern sich wieder erkennen. Der niedrigste Götzendienst heidnischer Völker bis zu der Anbetung der Gestirne und wohlthätiger Kräfte in der Natur, das kunstvolle Gebäude der Mythen bis zu der endlichen Erkennung eines höchsten Wesens, als besten Beweis der reifenden Vernunft des Menschengeschlechts — was drücken sie alle aus, als das tiefliegende Bedürfniß nach etwas Höherem, die Ahnung vollkommnerer Wesen, die in der Brust des Rohesten wie des Gebildetsten schlummert? So ist der Sinn der Religionen sich im Grunde durch alle Zeiten und bei allen Völkern gleich; nur das Gepräge ihres Jahrtausends und der geistige Cultur-Zustand der Menschheit gaben ihnen die verschiedenen Physiognomien und hüllten sie in das Gewand, das ihre eigenen Wünsche und Leidenschaften trugen. Wenn wir daher annehmen, daß die Menschheit stufenweise heran reife vom Ursprung bis zur Vollendung, wie das Kind die verschiedenen Lebens-Alter durchläuft, so sehen wir in der Mythologie der Griechen und Römer das schöne Spielzeug des schönsten Kindes, in der christlichen Religion den erhabenen Gedanken des Mannes — beide unendlich weit verschieden und dennoch sich in Vielem so ähnlich; denn in dem Einen schlummert schon das Andere und beide tragen die Züge eines Vaters, nämlich den Trieb des Menschen nach dem Göttlichen, der ja allein das Göttliche in ihm ist.

Wie der Mann endlich aus dem Kinde erwächst, so ist die christliche Religion aus der Mythologie hervor gegangen. Der Charakter

der Menschheit reifte einer höheren, aber ernsteren Stufe entgegen, derjenigen, wo die heitere Anmuth der üppigsten Phantasie, wo der bunte Schmuck des Sinnlichen seinem inneren Genius nicht mehr genügen konnte, und die Ahnnung höherer Geistesbilder und Tugenden an dem Horizont seiner Zeit herauf stieg. — Der Glaube an einen Gott ist so alt als das Geschlecht der Menschen, schon in den Mosaischen Dichtungen ist er vorwaltend, aber eben so früh finden wir die uralte Spur der Mythen und fast scheinen sich dieselben natürlicher mit dem Anfang des Denkens zu verbinden, als der schwere Begriff eines alleinigen Schöpfers. Die Göttergeschichte eines Volkes ist das treue Abbild des Volkes selbst, sie hat sich mit ihm gebildet und schreitet mit ihm in höherer Vollkommenheit fort; sie ist einfach, wie die Sitte und geistige Cultur des Volkes einfach ist; sie wird rauh und finster, ihre Götter werden Barbaren, wie das Volk in kriegerischer Wildheit ausartet, aber schön gestaltet sie sich, wenn dasselbe zu Kunst und Wissenschaft sich friedlich hinneigt, in deren Ausübung sich veredelt und unter mildem Himmelsstrich milde Sitten annimmt.

Dies letztere ist der Charakter der griechischen und römischen Mythologie; einer Dichtung, die mit dem blühensten Volke geboren ward und selbst zur vollkommensten Ausbildung gelangte. In und neben den Gesängen eines Homer keimte sie auf, wuchs mit dem allgemeinen Wachsthum und athmete endlich ihren südlichen Hauch durch eine aufgeblühte Welt, die sich unter ihrem Einfluß leicht und harmonisch bewegte, sich das Schöne zum Gesetz machte, und so in Veredlung des Sinnlichen unmerkbar die Seele adelte. — Die Werke der Kunst — vom Marmorblock unter den Händen des Praxiteles bis zum Jupiter des Phydias, vom dem Gedanken eines Liedes bis zu den Homeriden, die das Unsterbliche selbst zur Erde zaubern — alle athmen sie die Einwirkung eines Phantoms, das durch die Idee seines Daseyns aufhört, Phantom zu seyn; alle zeigen uns Menschen, zu denen die Götter wirklich herab gestiegen waren, weil sie es glaubten — die unübersteigbare Scheidewand zwischen dem Geschöpf und dem Schöpfer war eingesunken, mit hoffender Seele nahte sich der Bittende den Altären, weil er das Opfer kannte, das den Wünschen seines Gottes schmeichelte, weil er wußte, daß der, in dessen Macht es stand, ihn zu erhören, nach menschlichen Gesetzen fühlte, daß Freude und Schmerz zu ihm hinauf reichten, ja selbst die Wünsche und Leidenschaften des Sterblichen in seiner göttlichen Natur sich wiederholten. Alles was dem Menschen werth war, stand unter dem unmittelbaren Schutz eines Gottes; jedes Schöne war den Göttern geweiht; dem Leblosen wie dem Lebendigen gaben sie höhere Bedeutung, das Gemeine wurde poetisch und das Poetische göttlich. Keine Kraft der Natur wirkte ohne die geheime Thätigkeit eines Unsterblichen; das Licht strömte aus den Locken des Helios und erwärmte die Fluren, die Proserpina's Mutter bebaute, die Freude schwebte mit den Farben der Iris über dem Erdball und die Horen führten die Stunden. Was weise war, hatte die athenäische Göttin erfunden, welche die Grenzen des Eigenthums zog und die Städte gründete, nichts war schön ohne Aphrodite's Weihe und keine Anmuth denkbar, ohne den Gürtel der Grazien. Die Töchter Apollo's nahmen selbst die heiligen Wissenschaften in Schutz, während ihr göttlicher Vater das Reich der Töne beherrschte; den ersten Bogen spannte die leichte Artemis und vergaß die eigene Brust vor dem Pfeil zu schützen, der sie aus den geschlossenen Augen eines Sterblichen traf. Göttinnen führ-

ten den Lebensfaden der Söhne Deukalions; die strenge Atropos war ein Weib. — Der in der Unterwelt herrschte, der furchtbare Richter der Todten, hatte geliebt und die Thränen eines Liebenden rührten den Tarteros, daß er seine Beute zurück gab. Nichts war todt in der Natur, die Elemente lebten, das Seelenlose wurde beseelt. In den Lüften spielten die Kinder eines Gottes, die leichtfertigen Zephyre, und koseten mit den Dryaden in süßem Geflüster, sehnsüchtig plätscherte die Najade der Umarmung eines Tritonen entgegen, das Echo der Berge war einer Göttin verhallende Klage; das Feuer, das auf dem Heerde der Menschen und in den Tiefen der Erde brennt, war einem Gott gestohlen; ja der Boden selber, der uns ernährt, zollte uns seine Gaben nicht von dem Gesetz der Natur gezwungen, sondern weil er eine fühlende Gottheit war, die ihre Kinder mütterlich liebte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ein gewisser Marêchal gab eine schlüpfrige Brochüre heraus, unter dem Titel: Bibliotheque des amans. Crebillon, der Verfasser des schlüpfrigen Buchs: der Sopha, strich in dieser Bibliothek überall das Wort: Boudoir.

Marêchal beschwerte sich deshalb gegen seinen Censor und fragte ihn: „Wo wollen Sie aber Ihr Sopha hinsetzen, wenn Sie mir mein Boudoir streichen?"

Der Kardinal Richelieu hatte sich eine so unumschränkte Gewalt über Ludwig XIII. angemaßt, daß der Herzog von Epernon sagte:

„Der König hat von seiner ganzen Macht nichts für sich behalten, als die Köpfe zu heilen."

Ein gewisser Georg Strube, Diakonus zu Havelberg, kaiserlicher belorbeerter Poet und Mitglied der Schwanengesellschaft an der Elbe in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts, ist Urheber folgender, noch jetzt in Ober- und Nieder-Sachsen sehr bekannten Verse:

Trespen, Nadel, Vogelwicken
Muß der Herr mir nicht mehr schicken.
Gottes Wort ich lehre rein,
So muß auch mein Brodkorn seyn.

(Kusteri Memorabilia Coloniensia. Lip. 1731 pag. 160.)

Der bekannte Theologe Justus Jonas, Zeitgenosse und Freund Luthers, stammte aus Nordhausen, wo sein Vater Bürgermeister war. Als letzterer von der Pest befallen wurde, legte er auf die Pestbeule eine Zwiebel auf, die er nachher, als sie von der Hitze trocken geworden, unter die Bank warf. Der junge Jonas fand die Zwiebel und verzehrte sie, ohne Schaden für seine Gesundheit.

Erasmus von Rotterdam, bekanntlich ein furchtsamer und ziemlich bescheidener Mann, führte gleichwohl den etwas kecken Wahlspruch: Cedo nulli. (Ich weiche Niemanden.)

Auflösung der Homonyme in Nro. 31.

Pflaster.

K. Daues d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei C. Jönzen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 34.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 27. April. 1823.

So laß dich froh begrüßen,
Du Bote bess'rer Welt;
Laß uns den Kranz entsprießen,
Den wir bey dir bestellt:

Aus Hoffnung, Friede, Treue
Und Lohn für lange Müh'n,
Laß ihn in ew'ger Neue
Auf Deutschlands Flur erblüh'n.

*Frühling.

Himmlisch-freundlicher Bote, des Segens, der Liebe des Lebens!
Genius heiliger Lust; schwebtest herab du vom Licht
Uns zu hellen das Dunkel in dem wir so lange befangen?
Kehrtest zurück uns o Lenz! mit lieblich-lächelndem Blick?
Sey herzlich willkommen uns All'! — Wir jauchzen ja deiner Begrüßung,
Blieb jede Spur doch uns heilig, welche du mild einst geweiht.
Weihe in neuer Geburt mit deinem unnennbaren Zauber,
Himmlisch-freundlicher Bote, die noch unwirthbare Flur!
Eine in seegnender Lust, was unten im Thale, was oben
Ueber dem Sternengezelte, deines Daseyns sich freut.
Löse harmonisch sie auf die feindlichen Mißaccorde,
Dankbar preiset dann dich eine beseelte Welt.
Holder Jüngling! gesandt aus einer wonnigen Zone,
Lächle huldvoll dem Kreise, welchen neu du belebst;
Sende den kosenden Zephir der blühenden Schwester entgegen,
Und sie erquicket uns bald mit ihrem balsamischen Hauch. —
Weile, o weile recht lange! Alljährlich in himmlischer Schöne
Steigst zwar verjüngt du herab, im lichten Hoffnungsgewand':
Doch Tausende findest du nicht, die sonst so hoch du entzücktest;
Ach, sie suchten schon früher dich auf der reineren Flur;
Weile, o weile recht lange! — Manchem der jetzt dein sich freuet,
Sprießet dein nächstes Erscheinen, Gräser auf's einsame Grab!

E. Reindahl.

Mythologie und christliche Religion.

(Fortsetzung.)

Die Erscheinung Christi und die Verbreitung seiner Lehre wurde das Grab aller dieser halben Gestaltungen — der alleinige Gott stürzte die Bewohner des Olympus, entvölkerte die Natur oder setzte andere Wesen an die Stelle der alten Genien und Halbgötter. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß demselben nur durch das Wort Christi — den heidnischen Nationen von seinen Aposteln gepredigt — Anerkennung bei denen verschafft ward, die zu den griechischen Göttern beteten, und nur in der reifenden Vollendung der Zeit liegt das Wunder, daß jene heitere Schöpfung des Lebens und der Dichtung, die ihrer Welt so angemessen war, den ernsten Verkündigungen einer geistigen Religion Platz machte. Zwar geschieht nichts Großes, dem nicht das unscheinbar, still Wirkende voran gegangen wäre, woraus es sich unmerkbar aufbaut; und es ist nicht die Nacht, sondern die Morgenröthe, aus der sich allmählig die Strahlen der Sonne entwickeln — das Christenthum fand vorbereitete Herzen bei allen denkenden Männern der Alten. Dennoch würde uns seine wunderbare Verbreitung, die Begeisterung unerklärbar bleiben, womit es gerade die Besten im Volke entzündete, wenn uns nicht seine ursprüngliche gediegene Herrlichkeit das Räthsel löste. Eine Religion, wie sie Christus gepredigt hatte, war unerhört, aber sie mußte jeden Edlen mit nie gekanntem Enthusiasmus erfüllen, weil die Sprache seiner Vernunft und seines eigenen Herzens mit ihren Geboten überein stimmte, und das, was er für rein menschlich gehalten, durch die Weihe eines allmächtigen Wesens gehoben ward, welches ihm als Lohn menschlicher Tugenden eine Glückseligkeit versprach, vor dessen Ahnung sein unsterblicher Geist freudig die Flügel regte. Es ist eine Unvollkommenheit des Menschen, daß er das Erhabene bald zu sich herab zieht und zu schwach, an das Nichtsinnliche mit seinen Wünschen und Hoffnungen zu reichen, dasselbe mit dem kleinen Zierrath seiner Einbildung ausschmückt; daß er nicht fähig ist, an das Himmlische, ohne die Stufenleiter der Erde, zu glauben.

So sehen wir die edelsten Wahrheiten des Christenthums bald von ihrer ursprünlichen Einfachheit entkleidet, und, wenn auch in anderer Gestalt, mit alle dem Schmuck, dem wir so eben entsagt hatten, unwürdig überzogen. Wir haben unsere Götter begraben und ihre Altäre zerstört, unsere Mythen sind uns ein Aergerniß geworden, aber duldsam fügen wir uns in das Daseyn anderer Wesen, die uns die Abgeschiedenen kaum ersetzen und uns berechtigen, den Namen Mythologie auf eine Religigion auszudehnen, die nur einen Gott kennt. Der Olymp mit seinem Donnerer und der ganzen jugendlichen Schaar seiner Götter ist versunken; aber auf seinen Trümmern wölbt sich der Himmelssaal, in dem der Alleinige thront; zu seiner Rechten einen andern Gott, seinen Sohn, den eine Sterbliche geboren hat; zu seinen Füßen Myriaden von Engeln in goldenen Wolken schwebend, über ihm das Räthsel der Dreieinigkeit, das er in furchtbarem Schweigen hütet. Kein Elysium sehen wir mehr; die Heroen und Halbgötter sind in den Strom der Lethe gestürzt, der im eigenen Bette verrauchte; aber das Paradies trat an seine Stelle, von seligen Schaaren und Heiligen bevölkert. Der Tartaros verschwand; wir setzten der ewigen Verurtheilung der Danaiden, der Strafe eines Tantalus Grenzen, wir nahmen die Schlangengeißel aus den Händen der Eryinnien und wehrten die Eumeniden von der Fährte des Mörders ab; aber indem

wir so die Ketten des Wahnes von uns schüttelten, überlieferten wir die Menschheit einer Hölle, setzten den Teufel auf den Thron des Minos und zündeten den Schwefelpfuhl für die Verdammten an. Wir entfesseln ein Heer von bösen Geistern, das außer der Macht des Allmächtigen sein verderbliches Wesen treibt; vergebens sucht unsere Vernunft nach einer gangbaren Brücke von dem Prinzip des Bösen zum Urquell des Guten und verirrt sich in Widersprüchen. — Die Alten hatten nichts Unklares in ihrer Mythe, wenigstens fanden sie nichts darin; mochten ihre Götter aus dem Schaum des Meeres hervor gehen, oder aus der Stirn des Donnerers selbst, mochten sie herrisch, grausam, ungerecht erscheinen, sinnlich und wollüstig — es war ihnen so wenig wunderbar und zum Nachdenken geeignet, wie der Traum eines Kindes, in seiner ganzen bunten Fülle das Kind selbst zu einer psychologischen Untersuchung veranlaßt.

Es giebt Lehrsätze in der christlichen Religion, welche die Vernunft auf den Kampfplatz fordern, und sie mit dem Gebot des Glaubens niederschlagen, ehe sie sich gerüstet hat. Die Menschwerdung Christi, der ein Gott ist neben dem Einzigen; der Teufel, der Gottes Allmacht verspottet; das sinnliche Auferstehn der Todten, welches uns verheißen ist: Alles dies würde uns mit unendlichen Zweifelsqualen erfüllen, wenn wir nicht im Stillen hofften, daß es nur die Formen des göttlichen Wesens seyen, die der Mensch ihm anerschuf. Wer verkennt in ihnen auch den Stempel ihrer Jahrhunderte? — wer in dem Fegefeuer, in den Schrecknissen des jüngsten Gerichtes, in den Gespenstern abgeschiedener Geister, die unsere Mitternächte gräßlich beleben, die finstere Poesie des Fanatismus?

Dennoch liegt eine Erhabenheit in dieser Religion, die sie, trotz aller Verunstaltung, die von Menschen ausging, zum höchsten Idol eines vernünftig denkenden Wesens erhebt. Wenn wir bei der Mythologie von dem Geist der Schönheit ergriffen werden, der uns aus jedem ihrer Pulse entgegen athmet und Phantasie und Sinne in süßem Zauber umfängt — wenn wir bei der christlichen Religion vor ihrer ernsten Gestalt unwillkührlich zurück schrecken, so werden wir doch wieder durch ein geheimnißvolles Ahnen des Höheren allmählig zu der letzteren hingezogen. Die Mythe fordert zum Genuß auf; sie sagt uns, daß es erlaubt sey, jede Freude zu erndten, jede Blume zu brechen, die auf unserem Pfade blüht, groß zu seyn wie die Götter und schwach wie sie; aber Christus lehrt uns, daß es höhere Freuden giebt, als die Befriedigung der Begierden, daß Entsagung einer Seele würdiger sey, als Genuß. Er rückt die Menschheit eine Stufe zur Vollkommenheit hinauf, indem er ihr die Gesetze der Moral giebt. Liebe im weitesten Sinn des Wortes war der Inbegriff seiner Lehren; Genuß die Axe, um die sich die Welt eines Jupiter bewegte. Dem Griechen und Römer war es erlaubt, die Rache der Unterwelt gegen den herauf zu beschwören, der ihn beleidigt hatte; den Feind zu verderben, und einen unversöhnlichen Haß bis zur blutigen Vergeltung zu treiben, galt für Tugend; die Götter hörten mit Wohlgefallen dergleichen Rache Gelübde an ihren Altären: Christus lehrt uns einen erhabeneren Begriff von der Tugend und mit dem Gebet: „Liebe deinen nächsten mehr als dich selber, und thue wohl deinem Feinde!“ schöpft er das Maaß menschlicher Größe aus. Stolz, daß wir gewürdigt wurden, sie zu empfangen, öffnen wir unser Herz diesen göttlichen Worten und fühlen, daß der Unvergleichliche, der sie aussprach und übte, uns höher stellte, als alle bisher dagewesenen Geschlechter; wir fühlen uns einer Gottheit

nahe gerückt, die vor ihm Keiner ahnete. Liebe deinen Gott, der dich erschaffen hat und dein Daseyn täglich mit neuen Wohlthaten schmückt. Liebe deinen Nächsten, der dir freundlich zur Seite steht und die nothwendigen Freuden geselligen Umgangs gewährt; liebe deine Eltern, deine Geschwister, deine Kinder — wozu braucht's, um dieses an zu befehlen, einer Religion? Die Natur hat es tief in's Herz gepflanzt, der Instinkt der Seelen reißt uns zum Verwandten hin — aber: „Liebe deinen Feind und thue wohl denen, die dich beleidigt haben!" ruft keine Stimme in unserm Inneren, und es mußte ein Christus dafür sterben, ehe sie geglaubt wurde.

Dem Geschick zu trotzen und ein schwer zu tragendes Leben wie eine lästige Bürde von sich zu werfen, war eine bewunderte That bei denen die den mythischen Göttern dienten — sie wußten nicht, was Christus lehrte, daß ein muthvolles Ertragen des Unabwendbaren und eine würdige Duldung viel edler sey, als ein verwegener Griff nach der Erleichterung des Todes, und einem moralischen Wesen weit angemessener, als das ohnmächtige Unterliegen. Dagegen soll der Christ das Leben hingeben, wo er es ohne Tugend nicht behaupten kann, für das Wohl Anderer — wenn es nur um diesen Preis erkauft werden kann — es ohne Schwanken in die Waagschaale werfen und nach keinem Lohne ringen, als nach dem Beifall des eigenen Bewußtseyns. Ein Augenblick verdienter Selbstzufriedenheit soll dem Christen für nichts zu theuer seyn, soll ihm der Himmel werden, in welchem er ein Menschenalter aufgeopferter Freuden vergesse — eine große Forderung, aber der Mensch möge sich stolz erheben, daß sie an ihn gemacht worden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Jutta, die Kaisers-Tochter.

I.

Trüb' und sinnend lehnte Jutta, die schöne Kaisers-Tochter, im Annen Kloster zu Regensburg an dem Pfeiler des eng vergitterten Fensters. Ihr umwölkter Blick schweifte über die mächtige Donau hin, deren Wellen die Kloster-Mauern umspühlten, nach der prangenden Stadt voll regen Volksgewühls, und suchte dann sehnsüchtig die Ferne, deren blaue Hügel die Gefangene so hold und wehmüthig an die Freiheit mahnten. Nur einige wenige Monden noch, und der dunkle Schleier deckte alle Träume des jugendlichen Herzens, verhüllte alle Hoffnungen der Zukunft und trennte sie auf ewig von der Welt. — Nie war ihr dies Loos so schrecklich vorgekommen, nie preßte der Gedanke daran so ängstlich ihre Brust zusammen als gestern und heute. Thränen benetzten ihr großes dunkelblaues Auge. Sie sah nichts mehr, und stützte den Kopf schwermuthsvoll in die Hand, als Schwester Clara mit ungestümer Hast in die Zelle der Gebeugten eintrat, hinter ihr her klapperte Getraud, die Pförtnerin, mit ihrem Schlüsselbunde. — „Schwester Jutta!" rief Clara mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit; „habt Ihr ihn gesehn, dort unten weilet er noch! Das ist nun schon das dritte Mal, das er hier am Kloster vorbei fliegt — Gott verzeih mir's! — als jagte ihn der böse Feind. Nun, habt Ihr ihn nicht gesehn? So redet doch!" — „Gesehn, wen?" fragte Jutta bestürzt und ihr holdes Gesicht überströmte ein flüchtiges Roth. — „Nun, den Ritter in der himmelblauen Rüstung, mit dem weißen Helmbusch auf dem kohlschwarzen Roß! Denkt nur, es ist derselbe, der heut früh in der Klosterkirche den frommen Blick nicht von dem wunderthätigen Muttergottesbilde an

unserem Chor verwandte. Entsinnt Ihr Euch nicht? Ich ließ Euch seine andächtige Verzückung bemerken!" — „Was kümmern mich, der Weltgeschiednen, fremde Ritter!" seufzte Jutta. — „Nun, das weiß ich nicht! ich bin beinahe zwanzig Jahr hier im Kloster, aber ich habe um Mancherlei gewußt, mich um Mancherlei bekümmert, auch außer dem Weichbilde des Klosters. Und nun denkt!" fuhr sie eifriger fort; „eben bringt die alte Ursula Fische aus der Stadt, die hat unsrer Getraud Wunderdinge erzählt. Gestern hielt der stolze Freiherr von Thumb ein Lanzenrennen zur Feier des Namensfestes seiner Mündel, der schönen Agnes von Cilly. Ein fränkischer Ritter bleibt Sieger und soll eben den Preis empfangen, da wird an den Schranken der himmelblaue Ritter als Zuschauer sichtbar; der Freiherr ersucht ihn, auch eine Lanze zu brechen zur Ehre seiner Herzensgebieterin. Mit dem Beding, seinen Namen nicht zu nennen, geht er es ein, und wirft Alles in den Staub. Unter lautem Jubel des Volks wird er zur schönen Agnes geführt und mit unglaublich zierlichen Worten empfängt er aus ihrer Hand den güldnen Lorbeer-Zweig, den Preis des Siegers. Man glaubt, sie sey es, die er zur Dame erkohren, und auf sie deute die verschleierte Sonne, die er auf seinem Schilde führt. Und wenn ich's recht bedenke, die schöne Agnes stand mit uns auf dem Chor; gewiß war sie es, der seine Blicke von heut früh galten. Bei der heiligen Anna! dem alten hochmüthigen Freiherrn geschähe Recht, wenn ein unbekannter Ritter ihm sein reiches Mündel hinweg führte, das er für einen Reichsfürsten aufspart. Ihre fromme Mutter wollte sie der Obhuth unserer heiligen Mauern anvertrauen, er aber nahm sie in sein Haus und sagte höhnisch; das Einsperren taugt nichts, ich will mein schönes Kleinod schon selbst behüthen. Den Frevler könnte einiges Herzleid nicht schaden!" — „Clara!" sagte Jutta verweisend und schlug ein Kreuz. — „Ey, der weltliche Uebermuth verdient Strafe!"

Jutta hatte den Ritter mehr als allzu wohl bemerkt, ja ihr klopfendes Herz flüsterte ihr ganz andere Vermuthungen zu; aber eben darum schwieg sie.

II.

Wild schnaubend donnerte der Rappe unter dem treibenden Sporn des himmelblauen Ritters über die Donau-Brücke, von dort durch Felder und Wiesen weiter und weiter, bis er endlich vor einer Felswand erschöpft stehen blieb und das stolze Haupt zur Erde neigte. Sein Herr erwachte jetzt aus seiner Betäubung, es war Bretislaus von Böhmen. „Ha, ist deine Kraft schon gebrochen, königliches Thier!" sagte er, und streichelte ihm liebkosend den gebogenen Hals — „ich muß dein schonen, dir steht noch ein viel anderer Ritt bevor, wo du, flüchtig wie der Wind, den verwegenen Räuber mit seiner kostbaren Beute durch die Nacht in's ferne Böhmerland tragen sollst!" — Der Ritter sah sich bei diesen Worten nach seinem treuen Gefährten Kurt um, der, weil es ihm minder gewaltig in der Brust stürmte, weit zurück geblieben war. Endlich erreichte er ihn athemlos. Beide ließen die Rosse grasen und lagerten sich am Abhange des Felsens. Die Sonne vergoldete die zahllosen Thurmspitzen der glänzenden Stadt; das Annen-Kloster blickte jenseits des Stroms aus seiner dunkeln Linden-Umzäunung anmuthig hervor. „Kurt!" rief der jugendliche Held und drückte ungestüm die Hand des Schweigenden; „ja, es ist beschlossen, ich entführe sie dem Kerker, zu dem sie des Vaters Härte verdammte; ja, bei Gott und dein heiligen Adalbert! ich rette sie und sollte all mein Blut als Kaufpreis verströ-

men!" — „Gnädigster Herr!" sagte der Erschrockene und sah bestürzt sich um; „redet leiser und bedenkt, wo Ihr seyd. Ihr wäret verloren, ahnte irgend Jemand in Euch den Sohn des Böhmen-Herzogs; die Deutschen sind den Böhmen nicht hold; ich erkannte gestern einige Ritter, die ich am Hofe Eures Vaters gesehen habe. Und gar der Kaiser, er grollt mit dem Herzog wegen der polnischen Händel; er hat Euch die Hand seiner Tochter verweigert, glaubt Ihr nicht, daß er auf seiner Huth seyn und das Kloster bis nach abgelegtem Gelübde durch seine Spürer wird argwöhnisch bewachen lassen? Ihr seyd mein Herr, ich hab' Euch bis jetzt gehorchen müssen; aber vergönnt mir, Euch zur schleunigen Flucht zu mahnen. Denkt nur, wie der Herzog, Euer Vater, zürnen würde, wüßte er von Eurem Beginnen!" — „O Kurt, Du bist ein schlechter Redner! Du liebst nicht, damit schlag' ich alle Deine Gründe zu Boden. Als ich um Jutta's Hand warb, da lieb't ich sie schon und hatte sie doch nie gesehn; nur was Sänger und Harfenspieler, was Alle im allgemeinen Ruf von ihrer Schönheit verkündeten, entzückte mein Herz. Jetzt, da ich sie gesehn, da ich Zaubergluth aus den dunklen schwermüthigen Augen des Engels in vollen Zügen getrunken, jetzt spare die zwecklosen Worte! Eh' mag Böhmen mir entrissen werden, eh' die Sonne ihr Licht verlieren, eh' ich lasse von ihr!" — „Aber bedenkt die Unmöglichkeit, gnädiger Herr! und wißt Ihr denn, ob das Fräulein Euch danken, ob sie Euch vergelten wird durch ihres Herzens Gunst die ungeheure Frevelthat!" — „O lieben wird sie mich! — aber Du hast Recht, einwilligen muß sie, bevor ich sie entführe, sonst wäre es ein frecher Raub. Jetzt gleich will ich in's Kloster, gleich frag' ich sie! In ihrem Blick werd' ich die Antwort lesen und keines Worts bedarf ich!" — „Seyd Ihr von Sinnen!" rief Kurt, „wollt Ihr Euch in den Tod stürzen!" — „Hab' ich doch des Kaisers Schreiben, das ich jenem geschickten Mönch abzwang; es soll mir den Eingang öffnen!" — „Könnt Ihr wähnen, durch ein plumpes Gaukelspiel gewitzigte Klosterfrauen zu betrügen, und wißt Ihr selbst recht, was es enthält? Ein Schreiben ohne kaiserliche Siegel und Unterschrift!" — „Rede nicht länger!" rief Bretislaus stürmisch; „in dieser Nacht sporn' ich mein Roß gen Böhmen; jetzt ist es an Dir, zu gehorchen. Wo sind meine Gefährten verborgen?" — „Dort hinter jener Waldkapelle!" murrte Kurt; „ich wasche meine Hände in Unschuld!" — „Thu' das, Alter, aber führe mir unsere wackeren Böhmen bei sinkender Nacht an die Pforte, welche durch die Stadtmauer in's Feld führt; für das Uebrige laß mich sorgen. Gott und seine Heiligen werden mir beistehn, und somit leb' wohl!" Er reichte dem treuen Diener die Rechte, die dieser wehmüthig an sein klopfendes Herz drückte, schwang sich auf das Roß, rief ihm zurück: „Auf fröhliches Wiedersehn!" und verschwand den Blicken des ehrlichen Alten.

III.

Bald darauf läutete Herzog Bretislaus so heftig an der Klosterpforte, das der ganze Convent in Aufruhr gerieth. Scheltend nnd keifend steckte Schwester Gertraud das drohende Antlitz vor das Gitter über der Thür und fuhr erschrocken zurück, als sie die Gestalt des blauen Ritters erblickte, dieser aber rief ihr mit vornehm stolzer Anmaßung zu: daß er so gleich Einlaß fordere, da er nicht allein Ueberbringer eines Handschreibens, sondern auch mündlicher Aufträge des Kaisers an seine Tochter sey. Die Ehrfurcht verschloß der geschwätzigen Pförtnerin den Mund; mit hastiger Eil schob sie den Riegel zurück und

ließ den Fremden im Vorhof weilen, während sie athemlos die Stiege hinauf eilte, vor dem Bett der hochwürdigen Frau Aebtissin, die an der Gicht krank danieder lag, ihren Bericht zu erstatten. Hier war guter Rath theuer; die Priorin ward durch Altersschwäche verhindert, in den Sprachsaal zu gehen; man wählte also Schwester Clara zu diesem wichtigen Amt. Diese, hocherfreut des ehrenvollen Auftrags, beantwortete alle Lehren beider alten Damen mit jenem bescheiden-unterwürfigen Lächeln des Selbstvertrauens; denn obwohl das ganze Kloster eine hohe Meinung von ihrer Klugheit und Scharfsicht hatte, so übertraf doch ihre eigene Zuversicht diese noch weit. Das es der ihr so merkwürdige blaue Ritter seyn mußte, das verdoppelte ihre Lust an der öffentlichen Erscheinung, die hier ohnehin so selten vorkam. Den Kopf ganz erfüllt von Abentheuern, führte sie eilig die furchtsame, ahnende Jutta an das Sprachgitter und warf sich, bei dem Gefühl der Ueberlegenheit in Weltton und Zuversicht, höher in die Brust neben der schüchternen Gefährtin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

England.

Kürzlich starb Hr. Borkey, ein reicher Edelmann zu Knight's-Bridge bei London, in dem Alter von 72 Jahren. Er war durch die besondere Liebe ausgezeichnet, die er zu dem Hundegeschlecht trug, wozu er jedoch einige Ursache hatte, denn auf einer Reise in Frankreich und Italien von Räubern angegriffen, rettete ihn sein Hund. Die Abkömmlinge dieses Hundes, von einer der größten Race, waren seine einzigen Gesellschafter. Er hielt sie sehr prächtig, und fütterte sie mit gebratenem Rindfleisch, Butterbrod, Lebkuchen und Pasteten: ihr Aufenthaltsort kam dieser Unterhaltung gleich. Hr. Borkey hielt zwei Bediente zur Aufwartung für die Hunde, und zu gewissen Stunden führte er diese Thiere, das Wetter und die Jahrszeit mochten sein wie sie wollten, spazieren; unter andern hatte er die Zeit von ein bis zwei Uhr früh dazu bestimmt, weshalb beinahe die ganze Nacht für ihn verloren gieng. Außer diesen Hunden hielt er noch eine große Anzahl Kostgänger, wie er sie nannte; es waren dieses fremde Hunde, die sich täglich bei ihm einfanden, und mitunter sehr weit, und von ihm gefüttert wurden. Kurz er that sehr viel auch für fremde Hunde. Wenn ihm einer starb, ließ er ihn in einem Sarg zur Parade ausstellen, Wachskerzen um ihn brennen, setzte sich selbst ganz betrübt daneben, schrieb eine Elegie auf den Verblichenen, und ließ ihn stattlich begraben. Als er selbst sein Ende kommen sah, ließ er sich seine Hunde rings um ihn legen, und starb zwischen ihren Pfoten. In seinem Testament vermachte er ihnen ansehnliche Pensionen, und verordnete, daß sie und ihr Stammvater in Stein gehauen, und auf den vier Ecken seines Grabmahls aufgestellt werden sollen.

In dem Zeitblatte, Vermont Mercury kündigte jüngst der bekannte T. Williams an, man möge seiner Frau ohne seinen Willen keinen Credit geben. Madame Williams ließ in das folgende Blatt setzen: Ihr Gatte habe gar nicht nöthig, darüber einen Avis einzurücken; denn niemand werde ihm auch mit seinem Willen Credit geben.

Die Damen-Hüte im Schauspielhause.

„Gieb mir den Blumen-Hut, daß ich ins Schauspiel gehe;

Das heut'ge Stück ist neu und schön.
Du weißt, daß ich nie besser sehe,
Als wenn die Andern gar nichts seh'n."

Im bloßen Kopf soll sie im Schauspielhaus erscheinen?
Im bloßen Kopf? Erst gieb ihr einen!

Warum so manche sich nicht können
Im Schauspiel von den Hüten trennen? —
Ich will's Euch sagen, daß Ihr's wißt:
Damit der Späher in der Nähe
Nicht an dem bloßen Kopfe sehe,
Daß kein gut Haar an ihnen ist.

Subscriptions-Anzeige.

Für die Herausgabe einer neuen Sammlung von Gedichten und prosaischen Erzählungen erbittet die Unterzeichnete sich herzlich eine gütige Theilnahme. Zwei Theile, 25 bis 30 Bogen stark, auf feinem Schreibpapier, mit correktem Druck, der Subscriptionspreis 1 Rthlr. 60 Gr. Nur im Wohlwollen meiner Mitbürger und Mitbürgerinnen ruht allein der Erfolg meines Wunsches. Möchte die Freude freundlicher Beförderung mir werden!

Elise Reindahl geb. Rullmann.

Die Erfüllung dieses Wunsches wird der geehrten Verfasserinn — und den Beförderern des Werkes der ganze Genuß werden, der den Lesern unsers Blattes schon Theilweise, durch die sinnigen zarten Dichtungen wurde, mit welchen die Verf. von Zeit zu Zeit uns erfreuete. Diese so anmuthigen Blüthen, in einem Kranze an dem Altar vaterländischer Musen hingelegt zu sehen, wird auch jeden für Schönes und Wahres Fühlenden erfreuen.

Die Red.

* Bitte.

Der Verfasser des Aufsatzes, über Anlage des Domshofs, wird einer Wette wegen ersucht, die Betheiligten durch diese Blätter wissen zu lassen „ob bey dem Stein des Anstoßes das Haus Nro. 22 oder Nro. 23 von ihm gemeint sey, und ob dieser halb ein Schreib- oder Druckfehler statt gefunden.

Der gefäll. Herr Verfasser wird in unserm nächsten Blatte obigem Wunsche entsprechen, vorläufig aber die Versicherung, daß der Abdruck dem Manuscripte treu ist.

D. R.

* Theater Anzeige.

Ein Anerbieten, für das kunstliebende Publikum, wie für die Direktion gleich erfreulich, und in seinem Einfluß auf die Theilnahme an der Bühnenkunst von gedeihlicher Wirkung, ermuntert die Direktion, Webers Meisterstück: Der Freischütz, noch einmal vor dem Schlusse der Vorstellungen aufzuführen, ein Unternehmen, wozu sich die Direction bei dem jetzt, aus mathematisch klaren Gründen, so sehr beschränkten Personals nicht wieder verstanden haben würde.

Ein Verein geehrter Musikfreunde, Kenner und Gönner der Bühne, hat sich nämlich freundlich erboten, zur Ausführung des Freischützen, sowohl im Orchester, als in den Chören persönlich mitzuwirken, ein Schritt, den die Direktion, und mit ihr jeder Kunstsinnige, als einen merkwürdigen Sieg über ein noch nicht völlig erstorbenes Vorurtheil, und als eine erfreuliche Epoche der Kunstliebe, und Künstlerachtung in Bremen betrachtet.

Die Darstellung wird Montags, den 28. April, statt finden, und einen Genuß gewähren, den keine Direktion reich genug ist, dem Publikum bereiten zu können.

Bremen, den 25. April 1823.

Die Direktion des Stadttheaters.

* Charade von zwei Sylben.

Die Erste Sylbe pflegen wir zu sagen
Wenn unsrer Hände Werke eins beendet,
Doch wird sie auch, verwundernd, rückgesendet
Dem, der mit Neuigkeiten kömmt getragen.
Die Zweite ward, und wird in unsern Tagen,
Als halbes Lob von jedem leicht verschwendet
Der dem Gelingen andrer Beifall spendet.
Da, als Petrark die Laute noch geschlagen,
Als Sappho ihre Liebe noch gesungen
Da ist das Ganze hundertfach erklungen
Laura's und Phaons Reize zu erheben.
Ein schwacher, leiser Nachton nur von jenen
Niemals verklungnen, reinen Himmelstönen
Ist durch das Ganze wieder hier gegeben.

Hedwig Hülle.

A. Daves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 35.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 1. May. 1823.

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.
Schiller.

Die Erwählten.

Nicht in Zahlen kannst Du's fassen,
Nicht in Worten es benennen,
Aber tief im Herzen brennen
Fühlst Du seine Gluthenmassen,
Wenn Dich Lieb' und Glaube stählet,
Die das Herz Dir neu erschufen:
Denn gar viele sind berufen,
Aber wenig auserwählet.

Müßt ihr denn mit Händen greifen
Alles was im Geist empfangen?
Kann im sehnenden Verlangen
Denn nichts keimen, wachsen, reifen,
Kund sich thun nur in Momenten,
Wo uns Engel näher treten,
Mit uns lieben, mit uns beten,
Einend was die Körper trennten?

Seyd ihr denn so tief gestiegen
In die Werkstatt eurer Seelen,
Daß sie nichts Euch mag verhehlen
Daß sie vor Euch offen liegen
Alle Kräfte, alle Gaben,
Alle Ahnungen von oben?
Wollt den Schleier ihr gehoben
Denn von jedem Wunder haben?

Euern Erdenleib erkunden
Mag des Anatomen Messer,
Aber wißt ihr es drum besser
Wie er mit dem Geist verbunden?
Hat Euch schulgelehrtes Klügeln
Jemals noch den Weg gebahnet,
Den ein kindlich Herz nur ahnet
Jenseits diesen Grabeshügeln?

O! berufen sind zwar viele
Aber wenig nur erwählet;
Ob ihr auch die Schritte zählet
Sorgsam bis zum fernen Ziele,
Bei dem Zählen fliegt die Stunde,
Immer neu müßt ihr beginnen,

Und ihr könnt doch nicht gewinnen
Seines reichen Segens Kunde.

Doch in wem der Geist von oben
Rein erhalten, sonder Mängel,
O! den führt sein Lebensengel
Wie er nur den Fuß erhoben
Schon zum Ziel im seel'gen Ahnen;
Mag den Erdenweg auch dämmen
Selbstsucht, mag ihn Neid auch hemmen,
Jenseits gehen seine Bahnen,

Heil'ge selige Minuten,
Wo von dieser Welt vergessen,
Um uns strömen unermessen
Der Unendlichkeiten Fluthen,
Wo bei himmlischen Akkorden
Uns ertagen die Gestalten,
Die wir längst so lieb gehalten,
Wo das Ahnen Schauen worden!

Wer euch hat verlebt im Glauben,
In der Liebe stillem Hoffen,
O! der sah den Himmel offen,
Dem kann nichts sein Erbtheil rauben:
Ob sein auch die Menge spotte,
Ob vor kalten Erdensorgen
Auch sein Daseyn nicht geborgen,
Er ist froh in seinem Gotte.

Th. Heil.

Jutta, die Kaisers-Tochter.

(Fortsetzung.)

IV.

„Beug' ich das Knie vor der Tochter meines kaiserlichen Herrn?" sprach der Ritter, sein von Entzücken und Sehnsucht überwältigtes Herz kaum bezwingend, und drückte die glühenden Lippen mit verzehrender Inbrunst auf die zarte Hand, die zum Gitter hinaus reichte, das Schreiben des Kaisers zu empfangen. — „Wie geht es meinem Herrn und Vater?" lispelte die holde Engelsgestalt, das Auge vor dem schwärmerischen Feuerblick des Helden-Jünglings züchtig niedersenkend, und ihre bebende Hand der seinen entziehend. Er blieb die Antwort schuldig; so nah und doch geschieden — seine Kühnheit drohte ihn zu verlassen, sein Herz ihn zu verrathen. — Schwester Clara hatte indeß den Fremden neugierig gemustert; sie brannte vor Begierde, sich geltend zu machen und ihn aus zu forschen. „Ritter!" begann sie mit dem zuversichtlichen Ton ihres Standes und Alters; „Ihr seyd nicht eben eilig, die Aufträge Eures Herrn aus zu richten. Schon seit gestern seyd Ihr in der Stadt; Ihr reitet, turnieret, hört sogar die Messe in unserer Kirche diesen Morgen und jetzt vernehmen wir das erste Wort von Eurer Sendung, wahrlich —" — „O verzeiht!" so unterbrach der Ritter, der sich indeß gesammelt hatte, die breit ausgesponnene Vorrede; „verzeiht, fromme Schwester! Euch, der Geweihten des Himmels, mag es lästerlich dünken: Liebesqual und Sehnsucht trieb mich wie im Fieber umher. Regensburg umschließt die Dame aller meiner Gedanken, noch wußte ich nur, was mir der Ruf von ihrer wonniglichen Schönheit weithin verkündete — da, ich gesteh's Euch, da schien es mir die Stimme eines Engels, als der Kaiser einen Boten hierher verlangte, und ich war glückselig, einen Vorwand gefunden zu haben." — „Und" — fiel Clara neugierig ein — „und habt Ihr sie gesehn?" — „Gesehn? O ich sehe sie noch!" seufzte Bretislaus und heftete das liebe kranke Auge flehend auf die Geliebte; „ich werde sie ewig sehen! Der Ruf der Menge ist ein armseliger Lügner; nicht den tausendsten Theil ihres Liebreizes, ihrer Anmuth, trug er zu mir hin. Entzückt von ihrem Anschauen durchbrach ich alle Hindernisse, ich stand vor ihr, alle Schranken überfliegend." — „Gemach!" unterbrach Clara

mit strafendem Blick den Schwärmer; „gemach, Herr Ritter, Ihr vergeßt in allzu weltlicher Rede, an welchem Ort Ihr seyd, und was sich hier geziemt!" — „Vergebt mir, vergebt meinen Unglück, meinen Qualen!" — „Ey, wie das?" rief die Ungeduldige, die strenge Stirn entfaltend, mit dem Ton der höchsten Neugier; „redet!" — „Ach, ich sehe sie gebannt in die enge Fessel fremder Willkühr, verdammt zur unfreiwilligen Wahl!„ — „Soll ich die Dame Eurer Gedanken nennen? ich kenne sie!" — „O wenn Ihr sie kennt, fromme Schwester, so verrathet mich nicht, weil ich Euch das heiligste Geheimniß meines Herzens enthüllte!" — „Aber was denkt Ihr zu thun?" — „Was Gott selbst und alle Heiligen mir gebieten: Sie retten von der Schmach ihrer Dränger, sie hinweg führen in meinen Armen noch diese Nacht!„ — „Behüthe!" schrie Clara und schlug ein Kreuz über das andere; „bei der gnadenreichen Mutter Gottes beschwöre ich Euch, entsagt dem frevelhaften Gedanken!"

„O wagt es nicht!" lispelte Jutta in tödtlicher Angst und von dem Gewicht jedes Wortes tief ergriffen; „sie darf Euch nimmer verzeihen!" — „Sie verzeiht mir!" rief der Ungestüme; „ich las in ihrem Engelsblick, was ihr Mund aus zu sprechen verweigerte; die Morgenröthe ihrer Wangen ward mir das Morgenroth der Hoffnung!" — „Aber bedenkt", sagte Clara, „den Schimpf, die Schmähungen der Welt!" — „In meinen Armen," rief Bretislaus stolz aufblickend, „von mir beschirmt, ist ihre Unschuld, ihre Ehre sicherer, als in der Hofburg des Kaisers oder selbst in heiligen Klostermauern!" — „Gemach, Herr Ritter!" fiel Schwester Clara ein, der ihr Gewissen doch endlich verbot auf solche Unterhaltung länger zu hören, so viel Vergnügen sie auch daran fand — „es ziemt uns nicht, solche Reden, die wir nicht billigen, zu dulden; übergebt unsern Händen das Schreiben unsers gnädigsten Reichs-Oberhauptes, damit wir seinen Willen in tiefster Dehmuth vernehmen und ihm nachkommen mögen." — Seufzend des schnellen Endes seiner Freuden zog der Ritter das Pergament von seiner Brust, mit ihm eine goldene, reich besetzte Arm-Spange, ehrfürchtig reicht' er jenes der schönen Jutta, die empfangende Hand feurig in der Rechten drückend, während er mit der Linken das Kleinod der staunenden Clara übergab. „Was ist das, Herr Ritter?" rief sie, das geblendete Auge nicht von den funkelnden Steinen wendend — „habt Ihr ein Gelübde gethan?" — „Nehmt, fromme Jungfrau! entgegnete er; „nehmt mein Opfer an und gedenkt mein in Eurem Gebet. Schmückt das Bild Eurer heiligen Patronin damit, viel herrlichere Spenden gelob' ich, wenn sie mich, den ihres Schutzes so Bedürftigen, begünstigt! — Und seyd Ihr der römischen Sprache nicht kundiger als ich, schönes Fräulein!" fuhr er fort, „ so wißt, dies Schreiben enthält die frohe Kunde: daß unser kaiserlicher Herr selbst nach Regensburg kommen wird, das Fest Eurer Einweihung zu verherrlichen." — „Gott und alle Heiligen mögen Euch segnen, edler Herr!" rief die freudetrunkene Clara, „weil Ihr so mildthätig unser dürftiges Kloster beschenkt; wenn das Gebet einer Kloster-Jungfrau etwas vermag, so wird der Himmel Euer Vorhaben gelingen lassen, insofern es lauter und rein ist!" setzte sie sich, schlau verclausulirend, hinzu.

Der Ritter schied. Die horchende Gertraud zog den sehnsüchtig Zurückblickenden fast mit Gewalt zur Thür; eilend schloß sie hinter ihm zu. Neugier beflügelte ihre Schritte; so erreichte sie die Zelle der Aebtissin, als eben Clara, das

*

Kleinod hoch empor haltend, hastig hinein stürmte; die zagende Jutta folgte ihr langsam. „Das nenne ich einen frommen, gläubigen Ritter!" rief sie mit leuchtenden Augen, „so findet man sie selten! Wie oft hat unser erlauchter Kaiser uns schon Abgesandte zugeordnet, doch, wollte Gott! Einer von ihnen hätte auch nur eine kupferne Lampe dem Gotteshause geweiht; schon manchmal hat es mich verdrossen, wie unsere große Heilige so schmucklos dasteht, während manche andere, minder erhebliche in Gold und Perlen glänzt. Hier" — fuhr sie im unaufhaltbaren Strom der Rede fort und reichte der alten staunenden Priorin das Pergament — „hier ist das kaiserliche Handschreiben; ich weiß den Inhalt, auch ohne daß Ihr Euch in Pater Cölestins Abwesenheit damit bemüht: der Kaiser wird selbst nach Regensburg kommen zur geistlichen Vermählung seiner frommen Tochter und neuer Ruhm und Glanz wird unserem Kloster dadurch werden!" — „Schwester Clara!" rief die Aebtissin entrüstet; „wie oft hab' ich Euch dies laute ungeziemende Geschrei verwiesen, das Euch den Kindern dieser Welt gleich stellt; die heilige Jungfrau erleuchte Euch endlich, damit Ihr Eures Standes Würde beachten lernt!" — Demüthig beugte die Gestrafte das Haupt und übergab der Zürnenden das Kleinod, dessen magisches Steingefunkel auch auf die Aebtissin seine Wirkung nicht verfehlte. Die Priorin spähte indeß mühsam bei dem Dämmerschein des sinkenden Tages auf dem Pergamente umher. „Conradus secundus!" — „Carissima filia!" — „ganz recht!" so las sie die längst bekannten Worte heraus, während das Uebrige ihr unentziffert blieb. „Nun, morgen wollen wir es ausführlicher in Augenschein nehmen!" Somit legte sie das bedenkliche Blatt in den Schrein, während der ahnenden Jutta das Herz fieberhaft schlug. — Nach und nach versammelte sich die ganze Schwesterschaft; das Geschmeide ward betrachtet, belobt, die beneidete Clara durfte ihre Erzählung wohl hundert Mal wiederholen, und das Bewußtseyn, wie viel sie noch klüglich verschwieg, was Niemand außer ihr wissen konnte, berauschte sie auf's Höchste; das aber konnte sie doch nicht unterlassen, als die Nonnen sich in ihren Zellen zerstreuten, ihrer Freundin Gertraud zuzuflüstern: „Gertraud, ich weiß unglaubliche Geheimnisse; in dieser Nacht werden wunderbare Dinge vorgehen. Ganz Regensburg wird erstaunen, ich darf nur nicht reden, aber harre bis morgen! — der blaue Ritter — die alte Ursula hatte so unrecht nicht, er hat mir Alles vertraut! Der stolze Freiherr entgeht der gerechten Strafe nicht, aber" — sie schlug hier ein Kreuz — „er hat es um uns verdient!" — Beifällig mit den kleinen Augen blinzelnd, klirrte Gertraud mit ihrem Schlüsselbunde den Gang hinab.

Von allen Sprachen in der Welt erlernt sich keine leichter, als die Sprache der Liebe. Jutta, obgleich der Welt und den Menschen entfremdet, verstand den Ritter vollkommen, und wenn seine Worte noch räthselhaft blieben — sein Blick, sein Händedruck war es nicht. Die Qualen der Gegenwart, die Ungewißheit der Zukunft, das süße namenlose Gefühl, das in ihrem Busen wogte, verwirrten sie. In der Einsamkeit ihrer Zelle kniete sie nieder vor dem Madonnen-Bilde, das „Ave Maria" erstarb auf ihren Lippen, ihr zum Himmel gerichteter Blick, durch Thränen verdunkelt, sagte mehr als jedes Gebet.

V.

Als die Kloster-Glocke die Nonnen zur mitternächtlichen Hora rief und die Schwesterschaar langsam durch die mattbeleuchteten Kreuz-

gänge wallte, zerhieb Bretislaus die ungeheuere Eisenkette, die das Kloster schirmend umgürtete, sprengte mit fast übernatürlicher Kraft das Thor und stürmte in den Hof. Schlösser und Riegel zertrümmernd drang er unaufhaltsam in's Innere und erreichte den Kreuzgang. Die Nonnen flohen unter lautem Geschrei, und der verwegene Bretislaus stand plötzlich vor der zitternden Jutta. Angst, Schrecken, mit unwillkührlicher Freude gemischt, hatten ihre Schritte gelähmt; sie war allein zurück geblieben und lehnte halb bewußtlos an einem Pfeiler. Bei dem Schein der Ampel die Geliebte erkennen, ihr einen weiten dichten Schleier überwerfen, sie in seine Arme nehmen, über den Hof tragen, sich mit der süßen Last auf das unruhige stampfende Roß schwingen und im Dämmerschein des Mondes mit Sturmeseile davon fliegen, war das Werk weniger Minuten für den glücklichen Bretislaus. Dicht hinter ihm verrammelten seine Gefährten das Thor, um die Verfolger auf zu halten; nur wenige Reisige geleiteten ihn, die Uebrigen, unter ihnen der wackere Kurt, zerstreueten sich nach allen Richtungen, um die Nachsetzenden irre zu leiten. Fast ohnmächtig ruhte die bebende Jutta am hochklopfenden Herzen ihres Entführers; das Bild gänzlicher Hülflosigkeit vor der Gewalt eines Unbekannten trat vor ihre Seele. Bretislaus errieth ihre Unruhe, und das vorsichtige Schweigen unterbrechend, sprach er in milden Tönen: „Zage nicht, Du Himmelsgestalt! Ich bin Bretislaus von Böhmen, Herzog Udalrich's Sohn, und nimmer befleckte mein Leben eine ehrlose That. Ich warb um Dich bei dem Kaiser, Deinem Vater, noch ohne Dich zu kennen; aber schmachvoll lautete die Antwort des feindseligen Herrschers: Eh' wollte er seine Tochter als Klosterfrau, ja in den Armen des Todes, als in den Armen eines Sclaven-Fürsten sehen. Da spornte gekränkte Ehre mein Roß gen Regensburg, ich sah Dich, ich entbrannte, ich wähnte Hoffnung zu lesen in Deinem Engelsblick — mit meinem Leben hätt' ich Dich errungen. Bebe nicht ängstlich vor mir zurück, nur ehrfurchtvolle Huldigung erwartet Dich. Und das gelob' ich Dir bei allen Heiligen des Himmels, hab' ich Dich der Obhuth meines edlen Vaters übergeben, dann sey Dir frei die Wahl, ob Du mit fürstlichem Geleit in Deine Klostermauern rückkehren, oder als des neidenswerthen Bretislaus Gemahlin ihn selbst und die Völker Böhmens beglücken willst!" — Die That rechtfertigte diese Worte; er bezwang die Gluthen der Leidenschaft, kaum verriethen sein Blick, sein Erröthen die Flammen, die sein Herz erfüllten. Jutta athmete mit jeder Stunde leichter; die zarte Sorgfalt, die bescheidene Zurückhaltung des jugendlichen Helden benahm ihr alle Furcht; doch je mehr sie an Muth gewann, je mehr verlor sie an Freiheit. Ihr Herz, das ihm schon halb angehörte, war bald ganz sein Eigenthum.

Glück und Liebe begünstigten den kühnen Räuber; unaufgehalten erreichte er Mährens Grenze mit seiner schönen Beute. Hier, in dem Lande, das sein muthiger Arm erst kurz zuvor von den unrechtmäßigen Besitzern, den Polen, erkämpft hatte, war er in Sicherheit. In Znaim traf er auf Herzog Udalrich. Sogleich eilte er zu ihm, warf sich mit der zitternden Jutta zu seinen Füßen und vertraute ihm Alles, was er gethan. Des Vaters Stirn umwölkte sich; er sah nur allzu klar, in wie schlimme Händel des Sohnes kühnes Wagstück ihn mit dem Kaiser verwickeln mußte; doch ein Blick in das Engels-Antlitz der knieenden Jutta versöhnte ihn. Er hob sie mit väterlicher Milde empor und winkte auch dem Sohn, auf zu stehen. „Es ist zu spät,"

sagte er, „um mit Dir wegen Deines Thuns zu rechten; jetzt darf keine Stunde vergehen, ohne daß der Priester am Altar Euren Bund segnet, denn die Ehre der fürstlichen Braut darf der Lästerung auch nicht den leisesten Grund geben!" — Während er nun befahl, in der Schloß-Kapelle Alles vor zu bereiten, berief er die edelsten Frauen und Jungfrauen seines Hofes nnd übergab ihnen die holde Jutta, sie festlich zu schmücken. In königliche Prachtgewänder gehüllt, die ihre Schönheit nur erhöhten, die Fülle blonder Locken mit Perlen und köstlichen Steinen durchflochten, die rosigen Wangen höher geröthet, unter Thränen lächelnd, ging Jutta zur Seite des edelstolzen Bretislaus den Weg zur Kapelle, bei lauten Segenswünschen des zahllos versammelten Volks und begleitet von den schönsten und würdigsten Frauen des Landes. Nachdem die Ceremonie vorüber war, gebot der Herzog dem Grafen Howara, seinem Vertrauten, in höchster Eile an das Hoflager des Kaisers zu reisen und als Abgesandter des Vaters und Sohnes Alles an zu wenden, den Entzürnten zu versöhnen. Der erfahrene Howara gehorchte, ohne sich jedoch von seiner Sendung einen glücklichen Erfolg zu versprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mythologie und christliche Religion.

(Beschluß.)

Wir vermissen am Christenthum den Schmuck der jugendlichen Frische, welche die Mythologie so reizend macht; aber sind nicht jene Lehren eine schönere Jugend des Geistes — sind sie nicht die unvergänglichen Blüthen einer, durch Religion veredelten Moral? Darf der Jüngling mit Blumen spielen, wie das glückliche Kind, wenn er in den Kampf des Lebens tritt; darf es der Mann, wenn er sich zu Thaten der Aufopferung rüstet? Entkleide jene Götter von dem dichterischen Schmuck, womit sie deine Sinne umfangen — was bleibt dir von ihnen? Eine Gesellschaft von Menschen, gleich den Niedrigsten jeder Leidenschaft nnterworfen, jeder Schwachheit der Sterblichen dienend, ohne Größe, ohne Tugend. Du siehst den erhabensten der Götter mit Betrug und Falschheit spielen; seinen Lüsten zu fröhnen den schmutzigen Leib ekler Thiere borgen — du siehst ein Raubthier und einen Gott in schrecklicher Verschmelzung beisammen. Kann dergleichen Seelengröße entflammen, Moral erwecken, die allein den unsterblichen Geist adelt? Aber entkleide das Christenthum von dem Schmuck, womit es der Gothismus finsterer Jahrhunderte unsinnig überladen hat, und es steht in ewiger Schönheit da, eine Ehrensäule des Schöpfers wie des Geschöpfes.

Es würde Thorheit seyn, der Mythologie jeden Einfluß auf die Veredlung der Seelen absprechen zu wollen. Wer weiß es nicht, daß es die Tempel der Götter waren, aus denen die holdseligen Begleiterinnen des Menschen hervor traten, die heiligen Künste? Wo man die Altäre der Charitinen bekränzte und den Musen Tempel erbaute, mußten die Geister für das Schöne gebildet und das ästhetische Gefühl geweckt werden. Aber der Natur des Aesthetischen ist das Häßliche zuwieder; der geläuterte Geschmack will Harmonie, von jedem Mißton wendet er sich ab, und die größte Zerstörung der Harmonie in der Geisterwelt, das Laster, ist ihm ein Greuel. — So bildet sich eine instinktmäßige Tugend, die, nicht weil sie Tugend ist, sondern weil sie dem Sinn für das Schöne entspricht, geübt wird, und, wenn sie nicht aus einer Quelle mit der christlichen fließt, dennoch dieselben Resultate hervor bringt. Es ist schön, das Laster zu hassen, welches jedes sittliche Gefühl beleidigt, schön, für

sein Vaterland zu sterben, schön, das Theuerste für eine erhabene Begeisterung zu opfern — es ist herrlich, frei zu seyn und republikanische Tugenden zu besitzen. Die Belege hierzu finden wir in hoher Vollkommenheit bei den Völkern Griechenlands und Roms; wir sehen Thaten, deren Heroismus die Geschichte mit ewigen Ziffern schreibt und können unsere Liebe und Verehrung einem Zeitalter nicht entziehen, das die Wiege Alles dessen war, was den Menschen hebt und begeistert.

Und welches sind die Empfindungen, die uns ergreifen, wenn wir einen Blick auf jenes Jahrtausend werfen, in welchem die christliche Religion unsern Welttheil beherrschte? Wo uns dort Freude und Leben begegnete, sehen wir hier mit Entsetzen — Verfolgung und Mord. Anstatt der Künste und friedlichen Wissenschaften, die unter der Herrschaft des Olymps blühten, sehen wir aus der christlichen Lehre das scheußliche Ungeheuer des Fanatismus hervor gehen. Wir sehen zum ersten Mal Menschen sich um Meinungen tödtlich anfeinden, die Fackel der Religions-Kriege über den halben Erdball tragen, friedliche Länder entzünden und Völker gegen Völker, Bruder gegen Bruder mit gräßlicher Mordlust bewaffnen. Die Hierarchie erhebt ihr Haupt, das schöne Gebot der Liebe und Duldung wird in dem Blute von Millionen ausgelöscht — Grausamkeit hat die Stimme der Erbarmung, Herschsucht die Demuth verdrängt, und auf den Trümmern von Asien und Europa sehen wir mit Grausen das blutgetränkte Kreuz sich erheben.

Wer kann leugnen, daß Alles dies die Resultate des Christenthums waren? Wir müssen sie eingestehen, aber nicht der Vortreflichkeit seines Werthes, sondern dem Wahn der Menschen dürfen wir die ungeheure Schuld zuschreiben. Wer kann die erwärmende Flamme verdammen, wenn der wahnsinnige Bewohner des Hauses seine Hütte mit ihr anzündet? Das Vortreffliche wird durch schlimme Deutung schlimm, in den Händen des Aberwitzes wird die Fackel ein Feuerbrand, der Pflug zum Schwerdte und das friedliche Instrument, das die Aehren mäht und den Landmann ernährt, zum Werkzeug des Mordes. Der Mensch wird immer fehlen, so lange er Mensch bleibt und so lange die Leidenschaften seine Vernunft umnebeln, und wer dürfte daher den ersten Stein auf jenes unglückliche Treiben werfen, das vielleicht nur die vulkanischen Krämpfe waren, aus denen die helleren Jahrhunderte herauf stiegen? Wohl dem, der das Bessere erkannt hat, die Form von dem Wesen zu scheiden, das Symbol von dem Bezeichneten zu trennen weiß! Er wird mit wahrem Vertrauen zu jenem Urquell beten, der von dem Jupiter der Alten, wie von dem Schreckensgott der Inquisitionen, gleich weit entfernt ist.

Wir sehen, daß nicht die Wirkung, die eine Meinung oder Wahrheit auf ein ganzes Volk hervor bringt, sondern nur die Begeisterung, die sie bei den Edelsten entzündet, der Probestein ihres Werthes seyn darf. Das Glänzende, aber Böse, ist es oft mehr, was die Gemüther in rascher Wallung unterjocht, als die stille Grazie der Tugenden, und der Gewinn einer großen Seele spricht mehr für die Vortreflichkeit einer Meinung, als wenn die entgegen gesetzte ein ganzes Zeitalter mit sich dahin reißt. Sind wir hiervon überzeugt, so brauchen wir keinen Beweis mehr für die höchste Vortreflichkeit der Lehren Christi. Denn derjenige, der sie am lebendigsten eingesehen, der ihre Wahrheiten am reinsten aufgefaßt hatte, und aus dessen innerem Leben sie hervor strömte — er war der edelste Mensch, den die Geschichte kennt, der Reinste

von Allen, die je gelebt haben, er hatte nie gesündigt und von seinen tausend Feinden, die jeden seiner Schritte mit den Späherblicken der Bosheit verfolgten, konnte Keiner ihn eines Fehltrittes zeihen. Eben so finden wir jene Männer, die in seiner Nähe lebten, und glücklich genug waren, ihn zu würdigen, von der edelsten Begeisterung durchdrungen. Sie verwandten ihr ganzes Leben zur Verbreitung der Wahrheiten, die sie erkannt hatten und opferten es nicht selten dabei mit Heldenmuth auf. Die ersten Jahrhunderte nach Christus sind voll von Märtyrern, die unter den Qualen des Todes noch den Namen ihres Meisters lobten und freudig für seine Lehren starben. Der Mensch, der fähig ist, für seine Ueberzeugung zu sterben, muß edler seyn als jener, der ihn deshalb zur Schlachtbank führt, und mit welcher erhabenen Entsagung warfen Viele alle Güter des Lebens, und endlich dieses selbst, nach seinem Beifall hin. Keine Religion fand mehr Widerstand unter den Menschen, keine ist so mißdeutet worden, als die christliche, aber trotz den Stürmen, die ihre Blüthe zu zerstören drohten, und der Thorheit und des Wahnsinns, die sie späterhin selbst schuldlos entzündete, arbeitete sie sich trefflich aus dem Schutt der Zeiten hervor und ward nach und nach das heilige Asyl, die Weihe der wieder anstehenden Künste, das ehrwürdige Band der Staaten und die nie erschöpfte Quelle des Trostes für jeden Schmerz.

So sehen wir sie noch, und indem wir erkennen, daß die Lehre, die uns auferzog und die stille Religion der Natur höher stehe, als alle Mythen und künstlich aufgeführten Systeme, fühlen wir zugleich, daß derjenige der Glücklichste unter jedem Himmelsstrich und in jedem Glauben sey, der das reinste Herz und die edelste Seele besitzt. Und hierzu müssen die Lehren des Christenthums leiten, wenn man dessen Werth und Zweck nicht verkennt, wenn man nicht statt einfacher klarer Lehren, blinden erstarrten Glauben, statt erkennender Christen Heuchler haben will.

Ewald.

---

* Gewährung.

Der Verfasser des Aufsatzes Meinungen und Wünsche, in Nro. 31 des Bgefrds hat bei Erwähnung des nunmehrigen Wett-Constitutions-Steines, welcher übrigens den Verschönerungsfreien System sehr anticonstitutionell in den Weg tritt, die Hausnummer 23 geschrieben und schreiben gewollt. Beim Niederschreiben seiner Meinungen und Wünsche über Entsteinigung, Reinigung und Vereinigung des Domshofes, Domes u. s. w. war er nach nur oberflächlichen Ueberschauen des ersteren Dafürhaltens, daß jener grau und rauh der Verbesserung entgegen tretende Kiesel mit seinen bescheiden zurücktretenden Steingenossen freundlicheren Wesens zur liberalen Linken nichts gemein habe; doch gewahrt Vers. bei einer durch die Anfrage veranlaßten aufmerksameren Besichtigung, daß dieser Geist- und Gefühllose Körper den Scheidepunkt selbst zwischen beiden Häusern ausmache, dessen gemeinschaftlich von beiden Seiten bewilligter Hinwegräumung es zu bedürfen scheint, um die bedeutendste Engherzigkeit und Beschränktheit des Domshofes den allgemeineren Wünschen zu opfern. Möge, wenn das Neuere augenscheinlich besser ist, die Schonung des trotz mehreren Veränderungen auf seinem Platze grau gewordenen Alten — die doch nicht eine der Vernunft widersprechende Achtung genannt werden kann — im lieben Bremen nimmer die Oberhand behalten. — — —

Kommt es den resp. Wettenden auf den beabsichtigten Ausdruck des Verf. an, so ist ihnen dieses nach obiger Entscheidung hoffentlich nicht klarer als das gemeinte corpus delicti, der gewiß genau genug bezeichnete Stein des Anstoßes. Wer aber, hin und wieder verlauttermaßen, von wohlgemeinten kleinen Anfällen gegen Vorurtheil und Befangenheit wegen eines gänzlich unbeachter gebliebenen Zusammentreffens von Umständen auf unwürdige nach der Ansicht des Verf. verächtliche Ausfälle gegen Mitgefühl fordernde Verhältnisse schließt, der ist über des Verf. Grundsätze und gewünschtes Benehmen sehr im unklaren.

Auflösung des Räthsels in Nro. 32.

Sonett.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 36.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 4. May. 1823.

Seht wie die Tage sich sonnig verklären,
Blau ist der Himmel und grünend das Land;
Klag' ist ein Mißton im Chore der Sphären;
Trägt denn die Schöpfung ein Trauergewand? —

Salis.

Der May.

Er kam herab auf Wald und Au,
Sein Mantel Gold und Himmelblau;
Er wob sich einen Rosenhain
Und setzte seinen Thron hinein,
Und goß aus güldnen Schaalen Segen
Auf alles Land in Blüthenregen.

Da trat heran an seinen Thron
Von fern und nah der Erdensohn
Und bat sich einen Segen aus,
Und ging gesegnet in sein Haus;
Das Kind, der kranke Greis am Stabe
Ging heim mit einer goldnen Gabe.

Es war ein Kommen und ein Gehn,
Den schönen Fremdling nur zu sehn;
Und Stadt und Flur war aufgeregt,
Und jedes Herz war froh bewegt;
Die Welt voll Blumen und voll Liebe.
O, daß er ewig bei uns bliebe!

Doch ach, die schöne Zeit verfließt,
Und wenn der Mond die Hörner schließt
Dann ist's geschehn, dann ists vollbracht,
Und heimlich in der Mitternacht
Begraben weinend ihn die Horen,
Und ewig ist er uns verloren.

Jutta, die Kaisers-Tochter.

(Fortsetzung) und (Beschluß.)

VI.

Unbeschreiblich war die Angst und Verwirrung im Annen-Kloster zu Regensburg bei dem verwegenen Ueberfall und der Entführung der Kaisers-Tochter. Der Lärm und das Jammergeschrei der Nonnen weckte den Kloster-Vogt; halb schlaftrunken schwang er sich auf's Roß, als er aber das Thor erreichte, um den Flüchtlingen nach zu setzen, war es so fest verrammelt,

daß es viel Aufwand von Zeit und Kräften kostete, es zu öffnen; dazu kam noch die Furcht vor der ungewissen Zahl und verzweifelten Gegenwehr der Räuber. Endlich weckte der laute Hülferuf und das Läuten der Sturmglocke die Bewohner Regensburgs aus ihren Schlummer. Ritter und Knappen sprangen von ihren Lagern und schwuren: blutige Rache zu nehmen an dem unbekannten Jungfrauen-Räuber. Auch Bischof Gebhardt ergrimmte hoch; er bewaffnete alle seine Leute und that schon im Voraus den namenlosen Frevler in den Bann. — Man rieth hin und her, wer die That verübt haben könne, und einige weitgereiste Herren, die den kühnen Bretislaus kannten und von seiner Bewerbung gehört hatten, kamen der Wahrheit ziemlich auf die Spur. Aber was half es? — aller Eifer, alle Mühe und Anstrengungen der Verfolger blieben unbelohnt; kaum erreichten sie den Nachtrab, der sie in die Wälder und Gebirge lockte und sich dort auf unbekannten Schlupfwegen verlor. Unverrichteter Sache kehrte am andern Mittag die ermüdete und erbitterte Schaar zurück und ergoß sich in Verwünschungen gegen den glücklichen Friedensstörer. Von allen Herzen aber, die dies Ereigniß bewegte und empörte, schlug gewiß keines unruhiger und qualvoller, als das der armen Schwester Clara; ihr Gewissen klagte laut über ihre unbesonnene Fahrlässigkeit. Sie war wie mit Blindheit geschlagen gewesen, konnte nicht begreifen, daß sie nicht Verdacht geschöpft und mußte es sich gestehen, daß nur ihr leidenschaftlicher Widerwille gegen den Freiherrn sie so verblendet hatte. Sie fühlte, daß sie das verrätherische Wagstück hätte vereiteln können und weinte bittere Thränen, minder der Reue als der Beschämung, daß sie, die Vielerfahrene, die so große Meinung von ihrer eigenen Klugheit und Scharfsicht hatte, von einem jungen Fant auf so ungeschickte Weise war überlistet worden. So unbegreiflich es auch der Aebtissin war, wer sich solcher Frevelthat unterfangen durfte, so hatte man doch aus der Vergleichung des Entführers mit dem himmelblauen Ritter und aus dessen gänzlichem Verschwinden geschlossen, daß er und kein Anderer es sey. Nun fand sich, das Clara nicht einmal den Namen des Abgesandten wußte, das kaiserliche Handschreiben ward bedächtig geprüft und für untergeschoben erklärt — dies Alles zog der Nachlässigen die größten Vorwürfe zu, die sie still und gesenkten Haupts hinnahm und dadurch nur das Uebel vergrößerte. Sie fürchtete jeden Augenblick die Geschwätzigkeit der alten Gertraud und zitterte für die Folgen ihrer Thorheit, die sie nur Gott allein, keinem Beichtiger, zu vertrauen wagte. Bald verbreitete sich nun in der Stadt das Gerücht, jener Unbekannte und zugleich der schönen Jutta Entführer, sey der tapfere Sohn des Böhmen-Herzogs, und diese Ueberzeugung schlug vollends alle Hoffnung, Vergeltung zu nehmen an dem Schuldigen, danieder. Eiligst wurden nun von der Stadt und dem Kloster Gesandte an den Kaiser geschickt, ihn anzuflehen, seine e gene und die Schmach der Kirche und des Reichs zu ahnden. Seufzend und trübsinnig, wegen des zu befürchtenden ungnädigen Empfanges, zogen die Gesandten in Basel ein, wo sich der Kaiser damals, der Burgundischen Streitigkeiten wegen, aufhielt. Als er die ihm wiederfahrene Unbill, unter lautem Klagegeschrei der Wortführer, vernommen hatte, ergrimmte er hoch über die Verletzung seines kaiserlichen Ansehens; er schalt auf die Nonnen, zürnte der Stadt Regensburg, die ein solches Kleinod so schlecht bewacht habe und schwur dem halbheidnischen Slaven Fürsten blutige Rache. Als daher bald darauf Graf Howara in Basel eintraf,

kostete es viel Mühe, den Kaiser zu bewegen ihn nur vor sich zu lassen. Und nachdem nun der gewandte und kluge Mann keine Mühe, keine Erbietungen von Seiten seines Fürsten sparte, ihn zu versöhnen, gebot er ihm, zu schweigen und ertheilte ihm folgende Antwort: „Sagt Eurem meineidigen Herrn und seinem Sohn, der das Gotteshaus entweihte, sagt ihm: zur Strafe seiner Frechheit würd' ich nicht ruhen, bis ich meinen kaiserlichen Stuhl mitten in Böhmen aufgerichtet hätte; denn solches gelob' ich zu vollführen, bei Gott und seinen Heiligen!" — Vergebens suchte Howara durch milde Worte den Zürnenden zu besänftigen; dieser befahl ihm, augenblicklich die Stadt zu verlassen.

VII.

Mit schwerem Herzen kam der treue Diener wieder in Böhmen an, und schreckte durch seine schlimme Botschaft den glücklichen Bretislaus und seine schöne Gemahlin aus den süßesten Träumen empor. Der kriegerische Jüngling entbrannte ob der unerhörten Schmach. „Ha, er komme nur, der übermüthige Deutsche!" rief er aus. „Will er den Stuhl seiner Herrschaft nach Böhmens Herzens tragen, so will ich auf Deutschlands Boden sengen und brennen, daß die Gluth ihm in seinem kaiserlichen Hoflager in die Augen schimmern soll, und das gelob' ich bei Gott und seinen Heiligen!" — Weinend fiel Jutta in des Gatten Arm, sie erbleichte bei dem furchtbaren Gedanken an die Zukunft. Indeß war doch den Liebenden noch eine ziemliche Frist vergönnt; die Drohung des Kaisers war leichter ausgesprochen als ausgeführt. Die langwierigen Streitigkeiten mit König Rudolph von Burgund, die Lauigkeit der deutschen Fürsten, ihm auf so gefahrvollem Zuge zu folgen, hielten ihn von einer Zeit zur andern zurück und stiel gerten seine ungeduldige Wuth. Als nun der Frühling gekommen war und die reizende Herzogin einen hold lächelnden Knaben in den Arm des entzückten Bretislaus legte, da wähnte sich dieser im Paradiese, und sein Vater und das ganze Land theilten seine Lust. — Jetzt aber besann er sich seines Gelübdes, dem Kloster zu St. Annen in Regensburg reiche Geschenke dar zu bringen. Er ließ daher von einem kunstreichen Meister einen silbernen Engel, der ein goldenes Knäblein und einen Lilienstengel im Arm hielt, anfertigen. Der ehrliche Kurt aber erbot sich, die Spende glücklich ab zu liefern. Die Herzogin fügte noch viele Geschenke an ihre Freundinnen, die gutmüthigen Kloster-Schwestern, bei, um sie mit allem Herzeleid, das ihre Flucht über sie gebracht, aus zu söhnen. Als ein Handelsmann verkleidet, zwei Saum-Rosse neben sich, langte Kurt glücklich im Kloster an. Bald versammelten sich die neugierigen Nonnen, die Waaren, die der Fremde zur Schau ausgelegt hatte, in Augenschein zu nehmen. Das feinste Linnen, die zierlichsten Rosenkränze von edlem Gestein, kurz Alles, was nur Klosterfrauen nützen und erfreuen mag, lag hier in gewählter Pracht gehäuft. Bewundernd ward hier geprüft; wie groß war aber das Erstaunen der Schwestern, als der treue Alte sich ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit entdeckte, und sie erfuhren, daß Alles, was ihre Augen hier fast blendete, Geschenke ihrer fürstlichen Freundin wären. Zugleich enthüllte Kurt des Herzogs prachtvolles Ex voto, das er St. Annen gelobt. Der Anblick des schönen, glänzenden Engels mit dem goldenen Knäblein brachte das Entzücken der guten Nonnen auf den höchsten Grad; sie stritten sich fast um den Vorzug, das Kleinod zu betrachten und es zu liebkosen. Das früher erduldete Elend war vergessen;

Jede sah ein, daß die reiche freigebige Herzogin ihnen weit nützlicher sey, als jemals Jutta, die Kloster-Jungfrau, hätte werden können. Vorsichtig verbargen sie den auf's beste verpflegten Kurt; unaufhörlich mußte er von Böhmen und seiner fürstlichen Gebieterin erzählen, bis sie ihn endlich unter tausend Segenswünschen, Grüßen und Danksagungen entließen. Triumphirend ward das versöhnende Opfer in die Kirche getragen und aufrichtige Gebete für den noch kurz vorher so gehaßten Kloster-Räuber stiegen zum Himmel. Was die Verschwiegenheit betraf, so ist sie wohl nie gewissenhafter beobachtet worden; denn die vorsichtigen Schwestern, die selbst am Tage des höchsten Jammers kläglich die Armspange, das Geschenk des Frevlers, verbargen, kannten ihren eigenen Vortheil zu gut, um nicht bloß im Stillen an ihrer Herrlichkeit sich zu ergötzen.

VIII.

Aber die Rache schlummert nicht immer, jetzt war sie erwacht. Kaiser Conrad, versöhnt mit dem Burgunder König, hatte in verschwiegener Eil sein Heer zusammen gezogen und stand an Böhmens Grenze; jetzt überschritt er sie und drohte Tod und Verwüstung. Bebend vor Zorn, sich so überlistet zu sehn, riß sich Bretislaus aus Jutta's Armen und gürtete das sieggewohnte Schwerdt um. Weinend umschlang ihn die Gattin und schwur, nicht von seiner Seite zu weichen in den Tagen der Gefahr. Bald versammelte sich um ihn das Heer der tapfern Streitgenossen; sein Auge sprühte wieder Schlachtlust und Ahnung des Ruhmes.

Bald standen sich beide kampfbegierige Heere gegenüber. „Rache!" war das Losungswort der Deutschen; „Weib und Kind!" das der Böhmen. — Der entscheidende Morgen brach an; schon hatten Herolde ihr Amt verwaltet, schon traten die Heerführer hervor, durch Wort und Beispiel die Wuth vom neuem an zu fachen. — Düsteren Blicks schaute Conrad auf den Lanzenwald, der ihm entgegen starrte und auf die hohe königliche Gestalt des Fürsten-Jünglings, der schweigend da stand, als harre er noch auf das Wort der Entscheidung. Dunkle Röthe des Zorns überzog des Kaisers Antlitz; eben wollte er die Seinen zum Kampfe rufen, als aus den Reihen des Böhmer-Heeres eine holde Frauengestalt hervor eilte — es war Jutta! Die blonden Locken aufgelöst, mit thränenbleichen Wangen, den zarten Knaben im Arm, eilte sie athemlos auf den zürnenden Vater zu, umschlang seine Kniee und sprach, oft von Wehmuth unterbrochen, die flehenden Worte: „O Vater, Dein Zorn ist gerecht und der Strafe würdig, wer Dich beleidigte! Aber wer vermag der Inbrunst der Liebe zu gebieten? Bedenke, wer es ist, den Du verfolgst. Sieh, es ist Dein Eidam und mein Gemahl, er ist der Vater Deines Enkels, er ist an Rang und fürstlichem Geschlecht meiner nicht unwerth, und Gottes Gesetz verbietet so heilige Bande zu trennen. Wohl hast Du ein tapferes Heer mit Dir herüber geführt, doch ein solches steht Dir auch gegenüber und in Gottes Hand ruht die Entscheidung des Sieges. O Vater, jage nicht in den Tod so viele Unschuldige um meinetwillen! Vergieb, dem ich vergeben habe, da er mich zuerst beleidigte; o vergieb auch mir, damit Gott Dir vergebe am Ende der Tage!"

Flehende Schönheit findet ihren Fürsprecher auch in den kältesten Herzen, wie viel größer muß ihre Macht seyn, wenn sie in der Gestalt einer früher so geliebten Tochter des Vaters Kniee umfaßt — eines Vaters, der es sich gestehen mußte, nicht immer gerecht gegen sie gewesen zu seyn; wenn von ihrem Arm ein hold

aufknospender Engel die zarten Hände dem Zürnenden lächelnd entgegen streckt! — Dem Kaiser schlug das Herz unter der ehernen Rüstung; vergeblich strebte er, seine Rührung zu verbergen, eine milde Vaterthräne verrieth ihn: Jutta lag in seinen Armen, Bretislaus zu seinen Füßen. — Aber bald schreckte ihn sein Gelübde — doch Jutta wußte auch hier Rath. Mitten in Böhmen, in der Stadt Boleslavia (Buzlau), ward dem Kaiser ein Stuhl von Stein aufgerichtet und zum ewigen Gedächtniß der kaiserlichen Gewalt der römische Adler aufgepflanzt. — Was Bretislaus Schwur betraf, so erkaufte er einige elende Hütten auf deutschem Grund und Boden und brannte sie nieder. So löste sich Alles friedlich und versöhnend; Böhmens und Deutschlands Frauen wurden nicht zu Wittwen, ihre Kinder nicht hülflose Waisen. Der Kaiser gewann in Bretislaus einen tapferen, mächtigen Eidam, der sein schönes und kluges Gemahl ehrte und liebte, und Jutta ward die Mutter eines bis in späte Jahrhunderte fortblühenden Fürsten- und Königs-Geschlechts.

Karoline Behrends.

Der graue Ritter.

Während meines Aufenthaltes auf der Universität zu L . . . ., machte ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes aus angesehener Familie, dessen herzliches, fröhliches Wesen mich anzog, so daß ich bald in ein näheres freundschaftliches Verhältniß mit ihm trat. Oefter schon war mir aufgefallen, daß er, wenn wir in der heitersten Laune, ja ausgelassen beim Glase Wein verweilten, plötzlich nachdenkend wurde, aufsprang und forteilte. Häufig wurde er dann wohl mit einer verheimlichten Liebesintrigue geneckt. Lange glaubte auch ich, es habe eine ernstliche Neigung zu irgend einem holden Wesen sich seines Innern bemächtigt: jedoch, aus eigner Erfahrung wissend, wie man, in erster zarter Liebe befangen, jedes Gespräch darüber, jede Mittheilung scheut, ja, den Namen der Geliebten auszusprechen, für Entweihung, für argen Frevel hält, schwieg ich und überließ die gewünschte Aufklärung der Zeit und seinem eigenen Gefühl, das ihn, wie ich hoffte, zur Mittheilung drängen würde. Bald erhielt ich durch folgenden Vorfall Licht.

Bei Gelegenheit des Durchmarsches, der aus Frankreich rückkehrenden Truppen durch L...., nahmen wir, mit mehreren fremden Offizieren, in einem vor dem Thor gelegenen Garten ein heiteres Mahl ein. Der häufig genossene, feurige Wein hatte meinen Freund, (ich will ihn Arnold nennen,) der sonst schon heftig und aufbrausend genug war, noch mehr aufgereizt und plötzlich gerieth er mit einem der anwesenden Offiziere, in einen lebhaften politischen Streit. Beide Theile vertheidigten mit Heftigkeit ihre Meinung, und wie es leider nur gar zu oft bei dergleichen Zwistigkeiten geschieht, man mischte bald persönliche Beleidigungen mit ein, die natürlich eine Forderung nach sich zogen.

Den Tag vor dem bestimmten Pistolenduell war Arnold in unverkennbarer, peinlicher Angst, die bei herannahendem Abend immer mehr und mehr zunahm, so daß ich meinen sonst so muthigen, unverzagten Freund ganz verkannte. Mit mehreren Bekannten blieb ich bei ihm, und wir versuchten auf alle erdenkliche Weise ihn aufzuheitern und aufzurichten. Doch vergebens, er blieb stumm und in sich gekehrt sitzen. Plötzlich, als die nahe Thurmuhr eilfe schlug, sprang er auf und rief hastig: Freunde, jetzt bitte ich, verlaßt mich, ich muß allein sein! Staunend und mit Unruhe über seine düstere Stimmung gingen wir.

Als ich am nächsten Morgen zu ihm kam, um ihn zu dem ernsten Werke abzuholen, fand ich schon mehrere unsrer Freunde bei ihm versammelt, und ihn zu meiner nicht geringen Verwunderung in beinahe ausgelassener Lustigkeit. Ganz fröhlich rief er mir entgegen: Gut daß Du kommst, lieber Freund, es wird Zeit sein, daß wir gehn, nicht wahr? Aber was siehst Du so trübselig und verstört aus? gerade als ob Du einen Absagebrief Deines Schätzchens eben erhalten, oder gänzlich ohne Frühstück von Hause gegangen. Wenn das ist, armer Freund, so beruhige nur Deinen mahnenden Magen noch ein kleines Stündchen, da soll er durch Dein Lieblingsessen, einen köstlichen italienischen Sallat, gestärkt werden, den uns die liebliche Tochter des Herrn Lampugnani mit eigenen Händen bereitet, und in der Küche kannst Du schauen, wie mein kunstfertiger Johann beschäftigt ist, uns Cardinal zu brauen, nach Deinem Rezepte!

Aber um Gotteswillen, bester Arnold, fing ich an, wie —

Still, still! sagte er, jetzt komm nur, noch heute soll Dir alles klar werden; und zu den andern gewendet: Gott befohlen indessen, laßt Euch die Zeit nicht lang werden; ich nehme keinen Abschied von Euch, um 10 Uhr bin ich wieder hier.

Damit ergriff er seine Pistolen und wir gingen, ich in sehr trüber Stimmung, noch mehr beängstet und gedrückt durch seine auffallende, mir unbegreifliche Lustigkeit.

Mit dem größten Gleichmuth trat Arnold auf seinen Platz und erwartete ruhig die Kugel des Gegners. Der streifte nur leicht Arnolds Hut, und dieser schoß in die Luft. Der Gegner, durch diese vermeinte Geringschätzung noch mehr erbittert, zielte scharf, aber auf unerklärliche Weise, da er als vorzüglicher Schütze bekannt, fehlte wieder, und auch zum dritten Mal. Sechs Kugeln zu wechseln war festgesetzt; das Duell war geendigt. Arnold sagte mir ruhig: „ich wußte es ja, daß er mich nicht treffen konnte; meine Zeit ist noch nicht gekommen."

Höchst gespannt erwartete ich nun Aufschluß über sein sonderbares Betragen. Endlich befanden wir uns allein, und Arnold sprach, wie folgt:

„Schon seit uralter Zeit existirt in unsrer Familie die Sage von der Erscheinung eines der Vorfahren in grauer Rüstung, sobald sich etwas Wichtiges, die Familie betreffend, ereignen soll. Lange hielt ich diese Sage für ein albernes Märchen, aber ich wurde, traurig genug, überzeugt, daß es nicht bloß leeres Geschwätz sei."

„Mein Vater hielt sich, Geschäfte halber in B. auf. Zwar wußte ich ihn an Augenübel leidend, jedoch hatte ich nicht die geringste Ahnung, daß er mir sobald entrissen werden sollte. Ich befand mich auf unserm Gute, und lag eines Tages, gegen Abend, auf dem Sopha recht behaglich hingestreckt, meine müden Glieder ausruhend und die Geschäfte des nächsten Tages überdenkend. Gerade war ich mit dem Aufbau eines neuen Hauses beschäftigt, und freute mich über mehrere bequeme Einrichtungen, die ich erdacht; da sehe ich zufällig auf, und plötzlich vor mir die graue Gestalt mit aufgeschlagenem Visir, ganz so, wie sie mir stets beschrieben worden."

„Du kannst denken, daß ich nicht wenig erschrocken war, doch bald sammele ich mich, und ermuthigt durch die Idee, es könne ein übelangebrachter Scherz seyn, um meine Herzhaftigkeit auf die Probe zu stellen, springe ich auf und will das neckende Wesen bei der Brust erfassen und entlarven — doch, wie beschreibe ich mein Entsetzen, als ich nur die leere Luft greife und wieder den grauen Ritter in der Thür stehen

und mir winken sehe! Selbst weiß ich nicht, wie mir geschehen, wie ich gefolgt; ich fand mich erst an der Kirche bei dem Familienbegräbnisse wieder, die Gestalt vor mir, nach dem jetzt offen stehenden Eingang des Gewölbes zeigend, wo drei Lilien blühten. Feierlich schritt nun der Ahnherr auf diese zu, zertrat die mittelste der Lilien und verschwand mit dumpfen Seufzer im Gewölbe. — In derselben Stunde war mein Vater verschieden. Nur der ältere Bruder desselben und ich, waren von dem männlichen Theil des Geschlechts noch übrig." —

„Du wirst Dir nun leicht" — fuhr er nach einer Pause düstern Nachsinnens fort — „mein oft trübes Wesen, das sonst meinem Character fremd, und mein gestriges und heutiges Benehmen enträthseln können. Ich bin überzeugt, der graue Ritter erscheint mir noch einmal und ruft dann mich von hier ab. Nicht die Furcht vor dem Tode ist es, die mich so zagen macht; aber der Gedanke an das Erscheinen des gespenstischen Wesen erfaßt mich oft mit unnennbarem Grauen, welches sich vorzüglich gestern meiner so gänzlich bemeisterte."

Mehrere Jahre nach diesem Vorfall waren verflossen. Beide hatten wir die Universität verlassen, und mein Freund lebte auf seinem Gute in der Nähe von B***. Bei meiner Geschäftsreise, die mich durch B*** führte, gedachte ich einen Abstecher nach M***, seinem Familien-Majorate, zu machen, und so meinen guten Arnold zu überraschen. Tag und Nacht reiste ich, um einige Tage Zeit zu gewinnen, die ich recht vergnügt, in der Erinnerung unsers früheren steten Zusammenseyns, mit ihm verschwelgen wollte. Endlich sehe ich M*** vor mir liegen. Vor dem Dorfe lasse ich den Wagen halten, schleiche mich ins Haus, öffne leise die Thür des Wohnzimmers und finde — nur die Leiche meines Freundes. Sehr plötzlich war er gestorben. Gegen Abend war er munter und wohl von einer Jagd zurück gekehrt, und am Morgen fanden ihn seine Leute todt.

Folgende wenige Zeilen an mich, fand ich auf seinem Schreibtische:

„Lebe wohl, Freund! der Ahnherr ruft mich, er trug die letzte Lilie zerknickt in seiner Hand! So soll denn mein Stamm ganz verlöschen! Doch ich folge getrost seiner Mahnung. Der Herr macht Alles wohl! Lebe glücklich!"

Wolf von Retzow.

---

* Wunsch, das alte Krankenhauß betreffend.

Sollte es nicht beßer seyn, dasselbe abbrechen als verkauffen zu lassen, um dadurch, in Verbindung mit der St. Johannisstraße, einen treflichen Platz zum Pferdemarkt zu gewinnen? Von Bäumen eingefaßt, würde es überdies mit der Zeit ein zweiter Domshof werden, und den spätesten Nachkommen noch Freude gewähren. — Ist das Haus aber erst in Privat-Händen; so bleibt auf immer ein solcher Plan unausführbar. — —

Der Unterschied des Ertrags beim Verkaufe wird hiebey hoffentlich kein Hinderniß abgeben? — das Eine ist an Nutzen und Vergnügen ein Gewinn fürs Ganze auf ewige Zeiten. — Das andere hingegen ein Tropfen in den Ocean, ohne die geringste merkbare Wirkung fürs Ganze oder den Einzelnen.

Ein Altstädter.

Miscellen.

Ich finde ein Vergnügen darin, sagte Friedrich II., die Jugend zu betrachten, die vor unsern Augen aufwächst. Sie ist eine künf-

tige Generation und der Aufsicht der gegenwärtigen anvertrauet; sie ist ein neues Menschengeschlecht und auf dem Wege, die Stelle des gegenwärtigen zu ersetzen.

Folgender Zug aus der herrlichen Zeit der kräftigen Erhebung unsers Volks scheint mir der Aufbewahrung in diesen Blättern werth. Ich habe ihn aus dem Munde eines achtungswerthen Offiziers, der sich mir für die Wahrheit verbürgte.

„Als nach der Schlacht von Belle-Alliance die Preußen in Eilmärschen den geschlagenen Feind verfolgten, trug ein Jüngling von 15 Jahren aus einem der edelsten Geschlechter, die Fahne eines preuß. Landwehr-Regiments. Der Strapatzen und des Eilmarsches ungewohnt, keuchte er unter seiner Last, so daß der kommandirende Offizier, der dies bemerkte, ihn bat, zurück zu bleiben, und die Fahne einem andern zu übergeben. Nein! rief er mit Feuer, mir ward die Fahne anvertraut, nur sterbend lasse ich sie, und so trug er sie denn, bis ihm Blut aus Mund und Nase sprützte, und er sterbend zu Boden sank.

Daß die Flötzschichten unter der Erde durchaus nicht nach dem Gesetze der Schwere über einander gelagert sind, ist aus vielen Thatsachen bekannt genug. Sie müssen also nach und nach unter andern Umständen, als die gegenwärtigen sind, entstanden seyn. Einen auffallenden Beweis hievon geben die Kohlenlager, die sich zum Theil tief unter das jetzige Meer erstrecken. Dies hat man besonders in England erfahren, wo man in der Gegend von Aloa und Kulroß mit dem Betriebe des Kohlenbruchs nach und nach eine beträchtliche Strecke unter das Meer fortgearbeitet hat, und sich jetzt schon in einer Tiefe von 2000 Fuß unter dem Meere befindet. Die Arbeiter in diesen Gruben, welche durch Dampfmaschinen gegen das Durchsickern des Wassers gesichert sind, welche das Wasser aus den Schachten heben, arbeiten ungestört fort, ohne sich über die Wassermassen, welche über ihren Köpfen schweben, zu beunruhigen. Während alle diese kühnen Arbeiter, bei einem spärlich brennenden Lampenlichtchen, diese tiefen Höhlen von den Schlägen ihrer Hacken wiederhallen machen, gehen Schiffe, von günstigen Winden getrieben, mit vollen Segeln über ihren Häuptern hin, und die Matrosen drücken, über das heitere Wetter erfreut, ihre gute Laune in frohen Liedern aus. Zu einer andern Zeit aber zieht ein Wetter auf, der Horizont steht in Flammen, der Donner brüllt, das Meer tobt wüthig, und alles läuft in voller Bestürzung bunt durcheinander; dann singen die Grubenarbeiter, nichts ahnend von dem, was über ihnen vorgeht, froh und zufrieden einen Chorgesang, während das Schiff über ihrem Scheitel zertrümmert und versinkt. Leider! das treffende Bild des täglichen Wechsels im Menschenleben!

An der Küste von Wallis befindet sich sogar ein Zinnschacht unter dem Spiegel der See.

Charaden an Emma.

1.

Wie die Erste, mag des Schicksals Hand,
gutes Mädchen, Dich durch's Leben führen:
doch, wenn Dich auch seine Tücke fand,
mögest Du die Zweite nie verlieren.
Und der Frauen holde Zaubermacht
ist das Ganze, dem nichts widersteht,
und das hier schon in der Erden-Nacht
uns mit Himmelstönen leis' umwehet.

2.

Dürft' ich, o Geliebte! es nur wagen
und, für mich allein!
Dir die Ersten bittend sagen,
würd' ich sicher meine Dritte seyn.
Aber ach! das Ganze muß ich sagen
und soll glücklich seyn?

3.

Gieb die Zweite mir, bat ich mit treuem Sinn;
und da reicht'st Du mir zum Ganzen meine Erste hin.
Ach nun ist die Erste mir verloren,
da zum Ganzen ich sie jetzt von Dir bekam,
und die Zweite hat den Werth verloren,
Da ich sie mir als das Ganze nahm.

A. v. Tromlitz.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 37.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 8. May. 1823.

Sinnig forsch' ich auf und ab:
Was so ganz dir hin mich gab? —
Ha! — durch Nichts mich so zu zwingen,
Geht nicht zu mit rechten Dingen.

Bürger.

Der ächte Freischütz.

Röschens Geständniß und Klage.

Ihr denkt wohl nun, da Friedrich Kind
Und Karl Maria Weber
Vereint bemüht gewesen sind
Als wahre Schatzerheber,
Den Freischütz wie er leibt und lebt
Der Bühnenwelt zu zeigen,
Das ächte sei nunmehr erstrebt,
Und alle müßten schweigen? —

Ja, schönen Dank, da weiß ich doch
Das Ding ein wenig besser,
Steht selbst mir, so zu sagen, noch
Jetzt an der Kehl' das Messer;
Zum Frommen, Schwestern, denn für Euch,
Die auch gleich mir ohn' Arges,
Will ich's erzählen alsogleich,
Obwohl ich sonst verbarg es.

Sind's seit dem dreißigjähr'gen Krieg
Doch nun zweihundert Jahre,
Da denkt man doch, daß jetzt zum Sieg
Die Tugend Gott bewahre,
Und hoffet, daß vor der Gefahr
Der Himmel Schutz verleih' uns!
Ja, denkt es nur! — Es spukt fürwahr
Noch stets der Gott sey bei uns:

Ich sitze da, ganz still und fromm,
Vor meines Hauses Pförtchen,
Und denk' des Nachbars Liechen komm
Und schwatz' mit mir ein Wörtchen,
Da steht, denkt Euch, ein Mann vor mir, —
Nun, jeglichen in Ehren,
Doch keine säß mehr ruhig hier
Wen alle so sie wären.

Er sieht mich an, ich schlage schnell
Die Augen schicklich nieder;
Dann, denk' ich still; nun, der Gesell,
Er ging ja wohl schon wieder,

Und schlag' sie wieder auf; der Dieb!
Da hatt' er mich beim Kragen
Ich konnte sie — so sehr ich's trieb —
Nicht wieder niederschlagen.

Und immer feuriger auch sah
Sein Aug' ich gegenüber,
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Gelaufen wär' ich lieber,
Doch plötzlich schoß daraus ein Strahl,
Gar nicht mit rechten Dingen,
Und in das Herz mit einem Mal
Fühlt' einen Pfeil ich dringen.

Er aber langsam weiter schritt
Bis ihn der Wald verdecket,
Und nahm den Pfeil nicht wieder mit,
Der noch im Herzen stecket!
Nun, Schwestern, sagt mir selbst ob das
Ein Freischütz nicht gewesen,
Gefährlicher als alles, was
Gehört wir und gelesen.

Denn keine große Kunst ist's ja
Wie der von Kind zu schießen,
War Flinte doch und Pulver da
Und Kugel noch vom Gießen,
Doch dieser ohn' Gewehr, und schier
So fromm als ob er schliefe,
Sieht Auge nur in Auge mir,
Und trifft des Herzens Tiefe.

Und doch kann ich ihn hassen nicht
Den schönen Hexenmeister
Auch sagt man es sey Christenpflicht
Zu bannen solche Geister.
Drum, kommt er wiederum herbei
Mit Gott ich es probire,
Daß er nicht mehr ein Freischütz sey
Und fein bleib' im Reviere.

Th. Hell.

Das große Loos

Anmuthige Historie von C. Weisflog.

Es wanderten drei Burschen zum Thor' hinein, Bruder Gottlieb Freudenberg, der Zwickauer, ein Schreiner, auch die treue Seele von Zwickau genannt, Hans Schwerlich von Manheim, ein Schlosser, und der Schneider Franz Zickel von Ulm. Wer von ihnen der Lustigste und Lockerste seyn mochte, das war auf das bloße Ansehen schwer zu entscheiden, denn lustig und locker waren alle drei, davon zeugten die fröhlichen, lachenden Gesichter, mit denen sie die stattlichen Häuserreihen der Residenz begrüßten und den spähend und gravitätisch neben ihnen her schreitenden Bettelvogt neckten, der sie als verdächtige Zugvögel und Fechtbrüder auf's Korn genommen, und davon zeugten auch die überaus schlappen und magern Ränzlein auf ihrem Rücken und die Fransen und Tigerflecken ihrer Kleider. Am schäbigsten freilich erschien die treue Seele von Zwickau, denn vor's erste war es auch durch chemische Mittel nicht mehr möglich, die ehemalige Farbe seines Röckleins zu ergründen und dann waren seine Ellnbogen schon zum Durchbruche gekommen, das heißt, sie hatten ihre lästigen Fesseln gesprengt und blickten frei und wohlgemuth in's freundliche Tageslicht. Wie ganz gleich sich aber auch das Schicksal und die Farbe der drei lustigen Gesellen von aussen darstellte, so war doch der innere Grund davon sehr verschieden. Denn Bruder Gottlieb von Zwickau konnte es unmöglich zu etwas bringen, so lange das weiche, mitleidige Herz unter der zerrissenen Weste ihm schlug. Saß er im Wirthshause beim fröhlichen Bierkruge, oder beim lange erkargten Schoppen Landwein, so ward Krug und Glas so lange den guten Freunden und Brüdern gereicht, bis nichts mehr drinnen war und oft

traf sich's dann, das Bruder Gottlieb mit trockenen Lippen, ohne einen Tropfen der eigenen Labung getrunken zu haben, da saß und sich herzlich freuete, wenn es den andern schmeckte und diese ihm die Hand schüttelten. War ein Bruder und Mitgeselle krank oder sonst irgend auf dem Hunde; zu wem anders nahm er seine Zuflucht, als zur treuen Seele von Zwickau, die hungerte und arbeitete die Nacht durch, pfiff dann, den knurrenden, leeren Magen an die Hobelbank gedrückt, das Morgenlied und war doch heiter und froh bei den Frohen und ein freundlicher Tröster der Trüben und Traurigen.

Wundert Euch nicht über den sonderbaren Schatten, der manchmal wie ein düsterer Wolkenschauer das Gesicht des guten Gottlieb vorüberzieht; — ach! es ist der flüchtige Schmerz einer Wunde, die er tief im liebenden Herzen trägt, es ist die hoffnunglose Entsagung, in welcher die treue Seele von Zwickau untergegangen. Ueber diesen dunklen Grunde hüpfen und plätschern die spielenden Wellen des leichten, lustigen Handwerksburschenlebens und niemand ahnet, was sie verbergen.

Ganz anders ist es mit Zickel, dem Schneider. Das war von jeher ein Erzspaßvogel und Tänzer. Hatte er ein Zweigroschenstück übrig, so warf er es entweder unter den Troß der Straßenbuben und verging fast in konvulsivischen Lachen über die Purzelbäume und Faustkämpfe, die nun in dem wüsten Schwarme der gierigen Hascher entstanden, oder er trug's auf den Tanzplatz und tummelte sich da in wilder Lust oder trieb gute Schwänke und Possen und ergötzte männiglich durch seltsame Kapriolen und Fußtriller. Auch rannte er wohl den Obstweibern in die Schwingen und beschwichtigte endlich, nach sattsamen Genusse ihrer überschwenglichen Redefertigkeiten, den Platzregenguß ihrer Zungen mit dem mühsam ernadelten Taglohne. Dabei aber war er stolz und hoffärtig, trug nie die an heiligen Abenden im Scharren für die Frau Meisterin als Kenner ausgewählte Leberwurst frank und frei in der Hand, sondern, stolz daher schwebend, unterm Rockschoße. Sahen auch die muthwilligen Gaffer das Würstlein hinten verdächtig zwischen den schlotternden Taschen durchblicken; was that's! war doch die Ehre von Vorne gerettet.

Noch anders aber gestaltet sich Hans Schwerlich, der Dritte des lustigen Kleeblattes. Das war ein Philosoph. Aber wenn Ihr seine funkelnde Nase betrachtet und die Rubinen der Stirne und die Kohlpfannengluth der ganzen Phisiognomie, so wisset Ihr straks, daß dieser Philosoph ein unverbesserlicher Säufer ist, aber einer — wie es deren wenige giebt — aus Grundsätzen.

Wie schaal und erbärmlich — sprach er oft in seiner belehrenden Weisheit — ist doch das Leben des Nüchternen! das fließt alles dahin wie ein träger Strom. Keine großen Gedanken, keine erhabenen Ideen kommen in's Gehirn des elenden Wassermannes, kein kühner Entschluß, kein wahrer Genuß des Leben. Aber im Weine, im Brantweine, da ruht der Geist des Daseyns! — Gott! welche Blasen des Witzes treibt das Genie des Trunkenen, welcher nie geahnete Freudenhimmel öffnet sich seinen verklärten, clásernen Augen! In welchen Prismen der glühendsten Regenbogenfarben erscheint das schlechteste, ledernste Leben, wenn deine Ströme über die lechzende Zunge rauschen, o Rebensaft, o Doppelbier, o vor allen du, himmlischer Fusel! — Wenn es wahr ist, daß dem der Preis des Sieges gebühret, der mit Wenigem Großes wirkt, wenn es wahr ist, daß Spektakelmacher der neuern Zeit, die mit dreihundert Trompeten das nicht erreichen, was Gluck und Mozart mit

vieren bewirkten, vor der Armuth jener Mittel mit ihrem Reichthume zu Schanden worden; — wem gebühret dann wohl größere Verherrlichung, als der trefflichen Schnapsflasche?

Was Euch, Ihr trägen stagnisirenden, nüchternen Seelen, die Ihr von einem einzigen Glase in Katzenjammer vergehet, alle Eure Bücher, alle Eure Gelehrsamkeit, alle Galerieen, Antiken und Musiken der ganzen Welt, alle Eure Pfandbriefe, Tresorscheine, Hypotheken und gefüllten Säckel nicht zu geben vermögen, Begeisterung, Aufschwung bis in den dritten und wahren Freudenhimmel, leichte Uebersicht des Lebens, Männerstolz vor Königsthronen, Muth und Kraft, es auch mit dem Teufel selbst aufzunehmen, das gibt mir für zwei erbärmliche Groschen die köstliche Quelle jeder Kneipe, der Göttersaft, den nur Ungeweihte verächtliche Fusel schimpfen mögen. — Ihr nennet mich einen Trunkenbold — mögt Ihr doch! Gar vieles hat einen schlechten Namen, was dennoch trefflich ist. Ihr sagt, ich bringe mich um's Leben; o Ihr Thoren, mit und ohne Mantel und Kragen! Was nennet Ihr doch Leben! Ihr schleppt Eure siebzig, achtzig erbärmlichen Jahre wie einen lästigen langen Darm hinter Euch her, über den Sand der Heerstraße, indeß ich, in die Breite lebend, tausend Blumen des Genusses mit mir dahinreiße, die mir im Nassen blühn! Und seyd Ihr's denn nicht eben mit Eurer nüchternen Weisheit, die Ihr vor dem Tode zittert und zähneklappert? — Seht mich an! Fodere ich nicht bei jeder neu angebrochenen Flasche kühn den Sensenmann heraus? Ist's nicht, als rufe ich bei jedem Schlucke, der mir über die Zunge gleitet: O Tod, wo ist dein Stachel? Und ist's denn nicht eben der höchste Triumph der Weisheit, den Tod zu verachten? ein Triumph, den Ihr doch alle nicht erringt, Ihr kalten Sittenprediger mit Euren wässerigen Sentenzen und Eurer Moral und Buttermilch!

So philosophirte Hans Schwerlich, der Manheimer, und man muß gestehen, daß er seiner Philosophie treu blieb, stets seine großen Zwecke mit dem kleinen Mittel weniger Groschen erreichte und also, da er von innen heraus lebte, von ihm wenig Sorge für den schnöden und verächtlichen Behang des äußern Menschen zu erwarten war. Dabei aber verstanden alle drei ihr Gewerbe meisterhaft, waren arbeitsam und konnten daher kecklich in die stattlichen Straßenreihen treten, denn hier bekamen sie gewiß Arbeit und hier ganz gewiß blühete ihr Weizen, jedem nach seiner Weise. Ja sogar entgegen kam ihnen das Glück. Es hatte nämlich so eben einen Bierbrauer in der vierten Classe der Lotterie der Hauptgewinn von viertausend Thalern getroffen und der Glückliche zog nun mit Musik nach Hause, hinter ihm ein unendlicher Schweif von Straßenpöbel, der jauchzend und lärmend nachwimmelte.

Bruder Gottlieb, rief der Schneider: das ist ein glücklicher Mann! Hast Du's gesehen, wie schief ihm vor Freude und Uebermuth der Huth stand, und wie die Jungen an ihm mit offenen Munde herauf sahen? — Aber das ist ja noch gar nichts gegen die hunderttausend Thaler, die in der fünften Classe heraus kommen. O Ihr Brüder! — den Gedanken gab mir Gott ein — wir wollen ein Loos nehmen! Können wir denn nicht gerade die Glücklichen seyn? Sind wir denn nicht gerade eben die Würdigsten? Hat mir nicht vergangene Nacht erst von Mäusen geträumt, die, wie Ihr am beßten wisset, Reichthum bedeuten? Brüder, wir müssen ein Loos nehmen! — Ja, wir wollen, riefen die Andern: das ist ein prächtiger Einfall! — Ich will sparen und geizen! rief Gottlieb. —

Ich nicht kanzen! der Schneider. — Und ich Quarantaine halten, der Schlosser: bis das Legegeld errungen ist. — Ja, Brüder, schloß der Manheimer — und der Bettelvogt horchte hoch auf bei der seltsamen Exclamation — groß ist das Opfer, aber groß und herrlich wird auch der Lohn seyn! — O was wird aus mir noch werden! jauchzte Zickel und sprang empor mit üppigen Entrechat. — O, welches Meer von Arack liegt da vor mir! stammelte der Schlosser, schon halb selig und mit lechzender Zunge. — O Marie! seufzte die treue Seele, und so traten Alle wohlgemuth und voll Hoffnung in die Herberge, wurden in Arbeit gebracht, hielten ihr Wort und sparten, geizten und kargten, bis es errungen war das theuere Blatt mit der verhängnißvollen Nummer, das der Zwickauer verwahrte. Dabei schlossen sich die Brüder auch nun täglich fester an einander. Kannten sie sich doch, als sie einwanderten, fast noch gar nicht. Denn erst zwei Tagereisen vor der Residenz hatten sie sich im Nachtquartiere einer Dorfschenke zusammen gefunden und hier erst ein jeder dem andern das Nöthige aus seinem Leben und Wandel mitgetheilt.

Kurz war Zickel's Geschichte, aber lustig; länger schon die des Philosophen, am allerlängsten hätte die des Zwickauers seyn müssen, wenn er alles hätte erzählen wollen, wie sich's gebühret. So aber begnügte er sich, als an ihn die Reihe kam, das frugale Abendmal von Kartoffeln verzehrt war und nun der freundliche Bierkrug herum ging, mit folgender Relation: Ich bin, lieben Brüder, eine Waise, habe keinen Vater und Mutter mehr und keine Verwandten in meiner lieben Vaterstadt. Als ich in die Flegeljahre trat und unsern Rector hinlänglich geärgert hatte, nahm mich ein Vetter, der nun auch todt ist, aus der Schule und that mich auf die Lehre. Wie die Prüfungszeit überstanden war, schnürte ich mein Bündel, sagte den väterlichen Auen Valet und 'ging auf Wanderschaft. Was kümmert's Euch, zu wissen, wo ich überall gewesen, und was ich hie und da vor Fährlichkeiten bestanden. Aber in dem großen, schönen Z..., da war ich auch, da — ja, da —

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber hohe Würden im Staat.

Nach Franzis Bakon, Baron von Verulam.

Männer in hohen Würden sind dreifache Sklaven: Sklaven des Oberherrn oder des Staats, Sklaven der öffentlichen Meinung und Sklaven ihres Amtes, so daß sie weder in ihrer Person, noch in ihren Handlungen noch in Anwendung ihrer Zeit frei sind. Es ist ein gar seltsames Gelüst, die Macht zu suchen und die Freiheit zu verlieren; oder nach Macht über Andere zu streben und die Macht über uns selbst ein zu büßen. Das Emporsteigen kostet viel Mühe und Anstrengung, und durch Sorgen und Noth gelangt man nur zu größerer Sorge und Noth; auch ist es nicht selten, daß man nur durch Unwürdigkeiten zu hohen Würden empor steigt. Der Boden, auf welchem man steht, ist immer unsicher und schlüpfrig: und jeder Rückschritt, den man thut, wird entweder ein Sturz oder doch eine Herabsetzung, und diese ist immer etwas sehr Empfindliches. Ja, man kann auch nicht immer zurück gehen, wenn man will, und eben so wenig entschließt man sich dazu, wenn es auch noch so rathsam wäre; man findet, selbst bei hohem Alter und Reichthum, die doch Zurückgezogenheit verlangen, das stille Privatleben unerträglich.

Männer in hohen Aemtern können die Meinung Anderer nicht entbehren, wenn sie sich

für glücklich halten wollen; denn urtheilen sie nach ihrem eigenen Gefühl, so können sie sich nicht für glücklich erachten; nur wenn sie bei sich erwägen, was Andere von ihnen denken nnd daß Andere gern seyn möchten, was sie sind, nur dann sind sie glücklich, gleichsam durch das Gerücht, da sie vielleicht im Inneren das Gegentheil finden: denn sie fühlen zu allererst ihren Kummer und ihre Leiden, ob sie gleich zuletzt ihre Fehler gewahren. Sie werden sich selbst fremd, und haben in dem Drang und Gewirre von Geschäften nicht Zeit, für die Gesundheit des Leibes und der Seele zu sorgen.

Bei vieler Macht und Gewalt kann man viel Gutes, aber auch viel Böses thun. Am besten ist es, das Böse nicht zu wollen, aber gut ist es auch, es nicht thun zu können. Nach Macht darf man nur streben, um Gutes zu thun: denn das bloße gute Wollen ist nicht viel besser, als ein Traum; und man kann nur viel Gutes thun, wenn man Macht besitzt. Verdienste und gute Werke sind das edelste Ziel aller menschlichen Thätigkeit; und das Bewußtseyn derselben gewährt allein den wahren Seelenfrieden.

In der Verwaltung deines Amtes habe die besten Muster vor Augen, und nach einiger Zeit richte deinen Blick auf dich selbst und untersuche unpartheiisch, ob du weiter gekommen bist im Guten oder nicht. Achte auch das Beispiel derer nicht gering, die sich in demselben Amte nicht gut gezeigt haben: nicht etwa, um dich durch Vergleichung mit ihnen heraus zu heben und zu verherrlichen, sondern um zu lernen, was du zu vermeiden hast. Mache daher deine Verbesserungen ohne alle Ruhmredigkeit und ohne deine Vorzüge und die Vorzeit herab zu würdigen. Bringe das Vorhandene auf seine ursprüngliche Bestimmung zurück und untersuche, worin und wie es ausgeartet ist. Nimm aber bei dem Allen Rath an, sowohl von der längst vergangenen Zeit: was das Beste sey, als von den jüngsten Zeitumständen: was das Angemessenste Sey in deinem Verfahren möglichst folgerecht, damit man ungefähr wisse, was man zu erwarten habe, sey aber auch nicht zu bestimmt und entschieden; auch gieb gehörige Auskunft, wenn du von deiner Regel einmal abweichst. Halt' auf die Rechte deines Amtes, errege aber keinen Streit über den Umfang derselben, und gebrauche lieber deines Rechtes im Stillen und in der That, als daß du es laut forderteſt und in Anspruch nähmest. Halt' auch auf die Rechte der unteren Stellen, und achte es für ehrenvoller, das Ganze zu leiten und zu ordnen, als dich um jedes einzelne zu bekümmern. Nimm gern Rath und Hülfe bei Verwaltnng deines Amtes an und fordere selbst dazu auf; auch weise nicht, als unberufene Einmischer, diejenigen hart ab, die dir etwas hinterbringen, sondern nimm es vorläufig immer als wohlgemeint an und zur Untersuchung geeignet.

Vier schlimme Fehler sind den Männern von hohem Ansehn und Einfluß besonders eigen: saumseliges Verzögern, Bestechbarkeit, Härte und Allgefälligkeit.

Was das Verzögern betrifft, so gewähre leichten Zutritt; halte die festgesetzten Fristen; mache das ab, was vorliegt und verschiebe ein Geschäft nur im höchsten Nothfall.

Das Bestechen betreffend, so halte nicht nur deine und deiner Diener Hände ab von Nehmen, sondern auch die der Ansuchenden vom Anbieten. Wer Rechtschaffenheit wirklich ausübt, bewirkt das Eine; entschieden ausgesprochener Abscheu vor aller Bestechung das Andere, und meide nicht nur das Vergehen, sondern auch den Verdacht. Wer sich unbeständig zeigt und

ohne offenbaren Grund sein Verfahren ändert, der macht sich der Unredlichkeit verdächtig: deshalb bekenne es immer frei und offen, wenn du deine Meinung und dein Verfahren änderst, gieb auch deine Beweggründe an und suche nicht dich durch zu schleichen. Ein Diener oder Günstling, der, ohne eben besonderer Achtung werth zu scheinen, das volle Vertrauen besitzt, wird gewöhnlich für nichts besser als für einen Nebenweg gehalten, um Bestechungen ein zu leiten und ab zu schließen..

Härte und Rauhheit im Betragen macht nur Unzufriedene; Strenge erzeugt Furcht, aber Härte gebiert Haß. Selbst Vorwürfe von hoher Hand sollten ernst und nachdrücklich seyn, aber nicht kränkend.

Was die Allgefälligkeit betrifft, so ist sie ärger als Bestechbarkeit; denn Bestechungen kommen nur zuweilen vor; wer sich aber von Zudringlichkeit oder bloßen Rücksichten leiten läßt, der kommt nie auf den rechten Weg.

Die Alten hatten sehr Recht, wenn sie sagten: „Das Amt zeigt den Mann!" — „Nach der Meinung Aller," sagt Tacitus, „hätte man den Galba zum Herrscher geboren geglaubt, wär' er nicht Kaiser geworden" — aber von Vespasian sagt er: „Vespasian war der Einzige von allen Kaisern, der sich zu seinem Vortheil änderte." — Es ist ein sicheres Zeichen eines hohen und edlen Geistes, wenn ein Ehren-Amt einen Menschen bessert; denn ein Ehren-Amt ist oder sollte die Stelle der Tugend seyn; und so wie in der Natur die Dinge heftig ihrer Stelle zustreben und in ihrer erreichten Stelle ruhig beharren, so strebt der Tugendhafte aus Ehrliebe heftig nach Ansehn und Macht; hat er sie aber erreicht, so zeigt er sich gelassen und ruhig. Alles Emporsteigen zu einer großen Stelle ist ein allmähliges Hinaufwinden wie auf einer Wendeltreppe, und wo es Parteien giebt, da ist es für den Emporsteigenden räthlich, an eine Partei sich an zu lehnen: hat er aber erreicht, wonach er strebte, so muß er sich auf seinem Platze zwischen den Parteien im Gleichgewicht zu erhalten suchen.

Für das Andenken deines Vorgängers zeige zarte Schonung und Liebe; thust du es nicht, so werden, wenn du nicht mehr da bist, Andere deine Schuld bezahlen. — Hast du Amtsgenossen, so achte sie und frage lieber um Rath, wenn sie es nicht erwarten, als daß du ohne Frage handelst, wenn sie gefragt zu werden erwarten dürfen.

In der Unterhaltung mit Ansuchenden und wenn du ihnen vertraulich deine Meinung sagst, mußt du keine Amtsmiene zeigen; es ist weit besser, wenn es von dir heißt: „Im Amt ist er ein ganz anderer Mann!"

J — s.

Miscellen.

Ein Jahr vor seinem Tode sprach Friedrich II. mit einem sehr verdienten Manne über Prinzenerziehung, und bemerkte, daß ein künftiger Regent früh lernen müsse, seine Macht recht zu gebrauchen, aber eben so sehr, sie nicht zu mißbrauchen.

In dem Giardino vago e dilettevolle, einem Buche welches vor 200 Jahren in Venedig cum licentia Superiorum gedruckt ist, findet sich ein Mährchen von Calvin, welches beweiset, was für Verläumdung man gegen Ketzer erlaubt hielt, und wie man sie dem Sinne des Zeitalters anpaßte.

„Calvin, von dem Volke bestürmt, seine Sendung durch ein Wunder zu bekräftigen,

besticht einen Bettler, daß er sich todt stellen und unter seinem Gebete wieder erwachen solle; durch Gottesgericht aber stirbt der Mensch wirklich während des Gebetes. Der getäuschte Wunderthäter verliert jedoch die Fassung nicht, und beruhigt das aufgebrachte Volk mit den Worten: „Daran sehe ich, daß Euer Glaube noch gar schwach ist; denn hättet Ihr ächten und wahren, so würde dieser Todte erwacht seyn."

Kalif Abdamelec saß, umgeben von seinen Großen, in dem Prachtsaale des Schlosses Kufa, welches dem Sieger die Thore geöffnet hatte, da brachte man ihm das blutige Haupt seines Feindes, des Musab. Einer aus dem Gefolge lächelte bei dem schrecklichen Anblick, und der Kalif fragte nach der Ursache. „In diesem nämlichen Saale," antwortete jener, „sah ich Hosseins Kopf dem Obeidallah überreichen, der ihn geschlagen hatte, den Obeidallah's seinem Besieger Al Mokhtar, Mokhtar's Haupt aber diesem Musab, der heute das seinige dir lassen mußte. Sofort erhob sich Abdamelec, verließ das Schloß und ließ es schleifen von Grund aus.

Kaiser Otto I. wurde drei Mal gekrönt. Deutschland gab ihm eine silberne, die Lombardei eine eiserne und Rom, durch die Hände des Pabstes, eine goldene Krone.

Hermann Diefhelm's „rheinischer Antiquarius" vom Jahr 1776 erzählt von einer Art wilder Schweins-Jagd im Breisgau, wobei es gar stille hergehen soll, und weder Pulver noch Blei gebraucht wird. — Die Bauern des Breisgaus passen nämlich den, des Nachts über den Rhein schwimmenden Säuen in ihren Nachen auf, heben sie an den Hinterbeinen in die Höhe, und tauchen ihnen also den Kopf unter, daß sie ersaufen müssen — !!!

Man fragte den Oberst P**: ob er Volk oder Adel lieber habe? — Er antwortete mit Montaigne: „Mein Vater meinte immer, ich solle eher auf den sehen, der mir die Arme entgegen streckt, als auf den, der mir den Rücken wendet!"

Kaiser Karl V. verlangte einst von Franz I., König von Frankreich, eine Summe Geld und seine Gensdarmen, um die Türken abwehren zu helfen. Franz erwiederte: „Was das Erste betrifft, so bin ich nicht Banquier, und meine Gensdarmerie ist der Arm, der meinen Scepter trägt; ich werde sie nie der Gefahr aussetzen, ohne nicht ihren Ruhm mit ihnen zu theilen!"

Des deutschen Sängers Wünsche.

Bleibt mir mein gutes Mädchen hold,
So frag' ich nicht nach Ruhm und Gold,
Nach Ordenskreuz und Würden
Und all' den goldnen Bürden.

Bleibt mir der Freund noch treu und baar
Auch in der Stunde der Gefahr,
So wall ich froh und heiter
Mit ihm durch's Leben weiter.

Bleicht deutsch und frei das deutsche Land
Am Rhein, am Belt und Donaustrand,
Hör' ich beim Becherklingen
Manch deutsches Lied noch singen;

Verstimmt mir nicht mein Saitenspiel
Des Lebens Alltag-Gewühl,
Mag meines Lebens Blüthen
Vernichten Schicksals Wüthen.

Ich steige heiter in die Gruft
Wenn mich der Friedensbote ruft,
Was ich gewollt auf Erden
Wird auch gewogen werden.

Auflösung des Räthsels in Nro. 36.

1.) Sanftmuth.
2.) Lebewohl.
3.) Handkuß.

A. Doerr d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 38.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 11. May. 1823.

Streit, ruf' ich, gegen alle, die
Dem Dunkel knechtisch fröhnen,
Die sich aus eigner Blindheit nie,
Der Wahrheit Licht versöhnen,
Streit, gegen myst'sches Kinderspiel,
Das schmeichelnd sucht vom wahren Ziel
Die Geister zu entwöhnen.

Poetisches A B C im Spott und Ernste.

A.

Als Adam in den Apfel biß,
Kam in das Paradies ein Riß,
Es schwand dahin und war nicht mehr,
Das kommt vom Naschen! ist die Lehr'.

B.

Der Bel zu Babel, wohl bekannt,
Mußt' auf den Geist an Pillen geben —
Jetzt kommt aus Wunderdoktors Hand
Durch Pillen Mancher um sein Leben.

C.

Der Cypernkatze Fell ist weich,
Doch hat sie Krallen auch zum Kratzen;
Manch Hofgeschmeiß im deutschen Reich,
— Die Haut gewahrt! — gleicht solchen Katzen.

D.

Des Dudelsackes Melodei
Ist nur Musik für lange Ohren,
Den Freunden schaaler Reimerei
Scheint gleiches Ohrwerk angeboren.

E.

Frau Eva aß, und der Gemahl,
Wie sie, mußt er die Naschlust stillen;
So war's, so bleibt's im Erdenthal,
Stets thut der Mann des Weibes Willen.

F.

Mit Flittern spielen Kindelein,
Mit Flittern spielt der Greis am Stabe;
Ach, unser ganzes Erdensein
Ist Flitterspielwerk bis zum Grabe.

G.

Der Gänsekiel, in eines Meister Hand,
Kann große Dinge thun, erleuchten den Verstand,
Der Sprache Laut' enthauchen Melodieen,
Ein schneidend Schwert für Licht und Recht,
Vergöttlichen das menschliche Geschlecht,
Dem Laster ab die Heuchlerlarve ziehen.
Doch weh' uns, wenn ein dummer Hans,
Ein Midassohn mit langen Ohren,
Ausstreckt die Hand nach ihm, stracks geht sein Geist verloren,
Der Kiel spricht nicht, es schnattert nur die Gans.

H.

Die Hoffnung ist des Himmels schönstes Kind,
Und manches Glück, wird hier uns nur durch weises Harren;
Doch überläßt Du Dich ihr, wie dem Glauben, blind,
So macht sie oft Dich auch zum Narren.

J.

Der Junfrau Gunst soll sich mit Fug und Recht
Der junge Herr durch Liebesdienst erringen.
Doch werd' er nie zum Jungfernknecht,
Sonst wird zum Pudel er, der über'n Stock muß springen.

K.

Kameele gehn mit immer frischen Beinen
Oft nahrunglos viel Monden über Feld;
Ob Deutschland denn, mir will es fast so scheinen,
Wohl seine Dichter für Kameele hält? —

L.

Land! ruft der Schiffer kühne Zunft,
Entsteigts, nach langer Fahrt, des Meeres wilden Wogen;
Wann ruft einmal in unsern Dämagogen
Land! die Vernunft? —

M.

Die Magdalene, die zu unserm Herrn einst kam,
War, als sie von der Welt bußfertig Abschied nahm,
Noch jung und hübsch, voll Reiz und Lieblichkeit!
Die Magdalenen unsrer Zeit
Entsagen erst, wenn Schmink' und Farbe nicht mehr halten,
Der Welt und ihrer Eitelkeit;
Und halten sich sogar, vermeßner Selbstbetrug!
Mit grauem Haar, mit Runzeln, und mit Falten
Für unsern Herrn noch hübsch genug.

N.

Das Nonnenfleisch scheint seltner jetzt geworden, —
Dank der Vernunft und der Natur:
Denn gegen beide war und ist der Nonnen-Orden,
Verschwörung und Empörung nur.

O.

Oel mildert Schärfen jeder Art,
Heilt, stärkt, erquickt, und duftet mild und zart,
Der Ros' entsproßt auf Asiens Zauberauen.
Ein solches Oel sind edle Frauen,
Sie sänftigen das rauhe Männerherz,
Sie mildern jeden Erdenschmerz,
Und locken Balsamduft, selbst auf bedornte Auen.

P.

Der Pinsel in der Raphaele Hand
Rief auf die todte Leinwand Leben;
Gab Sprache dem Metall, ließ aus der kalten Wand
Gestalten höhrer Welten schweben.
Gefeiert sey der Pinsel, nah und fern,
Läßt solche Wunderwelt er unserm Aug' erscheinen!
Nur schütze gnädiglich uns unser guter Stern
Vor allen Pinseln auf zwei Beinen:

Q.

Ein Querkopf ist ein großes Uebel schon.
Doch mehrere sind wahre Landesplage;
In Nebel hüllen sie das Licht, der Wahrheit Thron,
Und sprechen der Vernunft durch tolle Mystick Hohn;
So lehrt es stündlich uns der Zeitspuk unsrer Tage.

R.

Man nennt das Recht des Himmels Kind,
Ach! wär's nur nicht der Advokaten Base,
Nicht so gar oft auf beiden Augen blind,
Und nicht so wächsern seine Nase!

S.

Ein Haus auf Sand gebaut, ist traun,
Ein Bau sich zum gewissen Tode;
Und dennoch ist auf Sand zu baun,
Wohin man sieht, jetzt Sitt und Mode.

T.

Der Türken friedliche Natur,
Beweis't es nicht ihr ganzes Thun und Wesen?
Sie schlachten, köpfen ja human die Griechen nur,
Und fressen sie nicht, wie die rohen Irokesen!

U.

Der Unkenruf in Schilf und Moor

Klingt hohl und dumpf, nicht lieblich anzuhören —
Wie Hexenlaut in unser Ohr;
Von manchem Taschenbuch sollt' man es fast beschwören,
Es sey ein Unkensumpf und Moor.

V.

Vollenden den betretenen Pfad
Des Guten, giebt allein der Tugendübung Leben;
Denn alles Ringen, alles Streben
Ist eitel Dunst, gedeiht es nicht zur That.

W.

Der freie Wille schafft uns hier den Göttern gleich,
Die Welt wär, ohne ihn, nur eine Welt von Knechten;
Er ist, das Sprichwort sagt's, des Menschen Himmelreich,
Nur streb' er immer nach dem rechten.

X.

Des Xerxes ungeheures Heer,
Schier zahlreich wie der Sand am Meer,
Geschlagen ward's durch eine Handvoll Krieger,
Von Heldengeist und Heldengluth gestählt.
So wird nur der der Leidenschaften Sieger,
Der mit dem Willen — Kraft vermählt.

Y.

Daß man das Ypsilon aus deutscher Schrift verbannt,
Als ganz undeutscher Laut, ich muß es billig preisen,
Doch jedes fremde Wort, das Bürgerrecht schon fand,
Sprachfegend aus der Sprache weisen,
Kann, freigesagt, nur ein Pedant.

Z

Die Zeit eilt unaufhaltsam fort,
Einmal dahin, ist sie für stets verloren.
O höchst bedeutendes und Mahnung schweres Wort,
Und dennoch predigt es so oft nur tauben Ohren!

Schink.

Das große Loos

(Fortsetzung.)

Nun, warum stockst Du, Bruder Gottlieb? fragte der Schlosser: warum trinkst Du so hastig, als müßtest Du einen übergroßen, harten Bissen hinunterwürgen? Erzähle, wie ging Dir's in Z...?

Wie mir's da ging? fuhr Gottlieb fort: ach lieben Brüder, mir ging's da gar gut und auch wieder gar schlecht. Ich kam in Arbeit beim Meister Engelmann. Seine Tischlerei ist weit und breit berühmt, und jeder in dem schönen großen Z..., der's hat und erschwingen kann, kauft seine Möbel aus Meister Engelmann's Magazin und läßt bei ihm arbeiten. Himmel! wie ward mir, als ich die Reihen von Werkstuben erblickte. Zehn Gesellen arbeiteten drinnen, ich war der eilfte, und nun noch die Jungen! Das war ein Leben und ein Treiben! Der Meister, ein langer, hagerer Mann, ging ab und zu und musterte die Arbeit. Er war ein Witwer und saß in der Wolle, wie der reiche Mann im Evangelio. Eigentlich wohnte er im zweiten Stocke des schönen Hauses, in einer Reihe der stattlichsten Zimmer. Lange blieb mir die Herrlichkeit da oben ein unbekanntes Land, denn unten war unser Leben und Wesen und durch eine Treppe im Hofe gelangten wir, ohne die Hausflur zu betreten, in unsere Bodenkammern. Aber einmal, als jemand nach dem Meister fragte, mußte ich ihn rufen und deshalb zu ihm hinauf. Wahrlich — lieben Brüder! — ein Graf kann nicht köstlicher wohnen! Aber als ich erst die breiten Treppen wieder herunter ging, — o, was mir da passirte — das ist mir noch jetzt wie eine liebliche Erscheinung aus einer andern Welt. Leicht und im zierlichsten weißen Morgenanzuge kam mir ein Mädchen entgegen geschwebt, das ich doch in meinem Leben nicht schöner gesehen. Freundlich grüßte sie: Guten Morgen, Gottlieb! und erschrocken stand ich da, der Gegenrede nicht mächtig, wie ein stummer Oelgötz, und sah ihr träumend nach, als sie

*

schon lange hinaufgeschwebt in die höheren Regionen des zweiten Stockes. — Träumend kam ich in die Werkstatt. Ich sollte den Hobel nehmen, und ich grif nach der Säge. Träumend starrte ich die gekräuselten Späne an und kaum vermochte ich dem, mich in's Leben aufrüttelnden, Straßburger die Frage vorzustottern, wer doch der Treppenenzel seyn möge. — J, war die Antwort, das ist ja die Jungfer Marie, des Meisters Tochter, und Alle ergossen sich nun in das Lob der sittigen, wunderschönen Dirne. Mir aber war's als sey mir die Kehle zugeschnürt.— Die Holde, Engelmann's einziges Kind, war so eben heimgekehrt von der Reise zu einer fernen Verwandtinn.

Laß Dir den Appetit vergehen, Bruder Gottlieb, fuhr der Straßburger fort. Die ist nicht für unser einen; schwenzelt doch auch der dicke, reiche Schwappel aus der Weintraube um sie herum und sitzt ganze Abende oben bei dem Meister, mit dem er die Zeitungen lies't und die Politika verhandelt.

Ach, schweige mir doch von dem ekelhaften Gastwirth! rief der Dresdner: den nimmt ja doch Marie im Leben nicht, Trotz allen seinen fetten Feldern vor dem Thor, seiner Viehmästerei und seinen Dukaten.

Warum nicht? — entgegnete der Straßburger. Die Mädel haben ihre besonder Mucken, Geld ist und bleibt ja doch die Losung, und dann, wenn's einmal des Alten Wille ist, — den kennt Ihr und seinen Jähzorn, der bräch' ihr den Hals, wenn sie widerstrebte, so lieb er sie auch hat.

Mir war wunderlich zu Muthe und gar bitter und herbe schmeckten mir diese Bemerkungen meiner Mitgesellen, die mir übrigens ziemlich richtig schienen. Ist nicht Geld allerdings ein Talisman, dem nichts zu widerstehen vermag, und war nicht wirklich der Meister als ein eigensinniger, hoffärtiger und harter Mann bekannt? hatte er nicht erst neulich einem Lehrlinge, um ein Geringes, im schrecklichen Jähzorn den Arm aus dem Gelenk gerissen? Und Marie?— ach! — war Marie nicht ein Mädchen? — Um so wunderbarer aber deuchte mir's doch, als sie nun oft durch unsere Werkstuben hindurchstrich, mich jedesmal besonders freundlich grüßte und mir immer bei Tische, wo möglich, ein recht, gutes Stücklein vorlegte. Auch ich half ihr dienstfertig, wenn sie auf dem Hofe die Trauben oder die Hühner fütterte, brachte ihr vom Felde grünes Kraut für ihren Kanarienvogel und manch sinnig gebundenes Sträußlein und freute mich innig, wenn sie's mit ihrem seelenvollen: „Danke schön, lieber Gottlieb!“ hinnahm und nun die Blumen lange, lange noch im Becher vor ihrem Fenster standen, oder sie wohl gar ein Vergißmeinnicht, oder eine Rose von mir am Busen trug. Zitternd grif ich dann wohl manchmal nach ihrem allerliebsten Händchen. Ja sogar in Lindenruh, wo des Sonntags Tanz war und der Meister mit seinen Freunden und Marien auch hinkam, durfte ich's wagen, sie aufzufordern, was keinem von den Uebrigen einfiel. O Himmel! wie selig flog ich mit ihr dahin im jubelnden Tanze, und oft war mir's, als entgegneten leise und schüchtern ihre Fingerspitzen meinen zitternden Händedruck der Liebe. Auch der Meister wurde alle Tage freundlicher gegen mich, da ich einen Ausbund von Fleiß war und nebenbei eine gewisse Autorität und Aufsicht über die anderen Gesellen, ja über das ganze Haus hatte. Er vertraute mir die künstlichsten und wichtigsten Arbeiten, zog mich sogar bei mancher Privatangelegenheit zu Rathe und so lebte ich denn in diesem Hause drei selige Jahre, in denen meine kühne Hoffnung mit jedem Tage wuchs und neue Nahrung er-

hielt. Aber — ob ich gleich zwanzigmal bei irgend einer heimlichen Gelegenheit, wenn ich bei Marien allein war, das Wort auf der Zunge hatte, das ihr meine innige, heiße Liebe gestehen sollte, so vermocht' ich's doch nicht. — Ich war wie von einem unsichtbarem Bande gefesselt, die Gelegenheit entwischte und ich behielt das heilige, schwere Wort auf dem gedrückten Herzen.

Hättest Du Dir nur, rief der Schlosser: einen Haarbeutel getrunken, Bruder Gottlieb, das Herz würde Dir schon auf die Zunge gekommen seyn!

Hast Du's denn probirt, Bruder Manheimer? fragte Gottlieb.

Ei freilich! entgegnete der. — In Schwabach hatte ich auch ein Mädel kennen gelernt, die Deiner Marie gewiß in nichts nachstand. Aber sie war hoffärtig und gab sich mit uns Gesellen gar nicht ab. Und doch, wenn ich sie sah, war mir's, als müsse ich vergehen vor unsinniger Liebe. Sapperment! Da trank ich mir denn einmal auf dem Tanzboden einen recht ordentlichen an, trat kecklich zu ihr hin, faßte sie um den Leib und sprach: „Liebwertheste Jungfer, ich bin vor Liebe in Sie ganz rasend! — Wollte Sie sich nicht hiermit freundlich erbitten lassen und mich heirathen?"

Nun, fragten die Andern lachend: ging's nach Wunsch?

Ei, bewahre! erwiederte Hans. Die Dirne schlug eine malitöse Lache auf und sagte: „Manheimer, Er ist ein besoffener Narre!" — Ich wollte mich darauf zwar etwas mausig machen, aber einige ungeschliffene Tölpel griffen zu und warfen mich die Treppe hinunter. Glaubt Ihr aber wohl, daß ich mich deshalb etwas närrisch geberdet und mir die Sache zu Herzen genommen? Mit nichten! Des Morgens darauf schnürte ich mein Ränzel, wanderte wohlgemuth dem Thore zu und sang unter den Fenstern der schlechten Seele:

Geh' Du nur hin, ich hab' mein Theil,
Du führst mich nur am Narrenseil.
Ohn' Dich kann ich schon leben,
Ohn' Dich kann ich schon seyn!

Du bist ein Bruder Plumpsack! tadelte hier der Schneider: Du willst Vögel fangen und wirfst mit Knitteln drunter. Hättet Ihr's gemacht, wie ich. Seht, Brüder, in München plagt mich auch der Teufel und ich werde verliebt. Was that ich? Am Geburttage meines Liebchens bring' ich ihr eine Abendmusik, und während ich unsern Lehrjungen, den sogenannten faulen Esel, als Amor verkleidet, mit einem zärtlichen Liebesgedichte zu ihr hinaufschicke, tanze ich unten eine gar zierliche Gavotte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Paar seltsame Criminalfälle.

Erzählt von Amalie Schoppe, geb. Weise.

Da der Fonk'sche Prozeß in diesem Augenblicke wohl noch immer nicht allein die Aufmerksamkeit Deutschlands, sondern sogar auch des ganzen übrigen Europa erregt, scheint es mir an der Zeit, mehrere Fälle der Art wie der in Anregung zu bringen und in diesem Augenblicke schweben meinem Gedächtnisse zwei vor, wovon ich von dem ersten freilich nicht weiß, wo ich ihn gelesen oder gehört habe; aber er war mir so merkwürdig, daß mir wenigstens alle Umstände desselben gegenwärtig sind, und so will ich ihn hier gleichfalls mittheilen, da er sehr dazu geeignet ist zu zeigen, wie bei dem Anscheln des gegründetsten Verdachtes doch völlige Schuldlosigkeit Statt finden kann. Von merkwürdigern Umständen und Zusammentreffungen kann kaum ein

Criminalprozeß begleitet seyn, und das, was man als Beweis von Fonks Schuld hier und da annimmt, ist wahres Kinderspiel dagegen.

Wenn ich, nach meinem offenen vorhergegangenen Geständnisse die erste merkwürdige Begebenheit nur aus dem Gedächtnisse erzählen kann, und sich vielleicht hie und da ein unbedeutender Nebenumstand anders verhalten sollte, so bin ich doch fest davon überzeugt, daß ich in den Hauptumständen nicht fehlen kann, und für die ersteren unfreiwilligen kleinen Abweichungen nehme ich im Voraus die Güte und Nachsicht des Publikums in Anspruch.

Ein begüterter Mann, wenn ich nicht irre, ein Kaufmann, hatte einen natürlichen Sohn, für den er eine zärtliche Liebe hegte und an dessen Erziehung er nicht unbedeutende Summen verwendete. Da er wegen einer später geschlossenen Ehe sein Verhältniß zu diesem Kinde geheim zu halten wünschte, es auch zur Zeit noch keiner ahnete, er demselben aber doch nach seinem Tode einiges Vermögen zum Beginnen einer ordentlichen Laufbahn hinterlassen wollte, berief er einen ihm ergebenen, vertrauten Freund zu sich, auf dessen Treue und Verschwiegenheit er sich ganz verlassen konnte, und theilte diesem sein Verhältnis zu seinem natürlichen Sohne nicht allein mit, sondern stellte demselben, da er in dessen Treue und Redlichkeit keinen Zweifel setzen durfte, tausend Louisd'or zu, die dieser redliche Freund für seinen Sohn sogleich belegen und diesem dereinst mit den Zinsen zustellen sollte, wenn er sich einmal in der Folge zu etabliren wünschte.

Während beide Freunde mit dem Zählen der Goldstücke, die vor ihnen auf dem Tische lagen, beschäftigt waren, führte irgend ein Geschäft einen der Bedienten des Hauses in das Gemach, wo sein Herr mit seinem Freunde vor einem Tische saß. Da er seinem Geschäfte zufolge sich eine kleine Weile im Zimmer aufhalten mußte, bemerkte er, daß sein Herr aus einem alten neben ihm liegenden Kalender einige Blätter Papier riß und darin die Rollen Louisd'or wickelte, die er dann, nachdem er die Stücke, die er einwickelte, nochmals gezählt, vor sich hinlegte. Nachdem der Bediente sich entfernt und man die Summe richtig befunden hatte, stellte der treue Freund eine Quittung über dieselbe aus und steckte sie zu sich, um sie, der Verabredung zwischen ihnen gewäß, in einer nahgelegenen Stadt zu belegen, weil man es in dem Orte, wo sie wohnten, auffallend gefunden haben würde, eine so beträchtliche Summe baaren Geldes bei ihm zu sehen, da er nicht eben begütert war. Der Kaufmann schloß den Empfangschein des Geldes in sein Pult und stand noch vor demselben, als der durch das Gold zum Morde gereizte Bediente sich leise mit einem Mordgewehr hinter ihn schlich und ihn sogleich mit dem ersten Schlag so tödlich verwundete, daß er ohne Laut hinstürzte. Der Mörder, im Wahne, sein Herr habe die Summe empfangen und in das Pult geschlossen, die er ausgezahlt hatte, entriß der Hand des Sterbenden den Pultschlüssel und öffnete diesen begierig; aber nichts fand er als den Empfangschein, den der Freund des Erschlagenen ausgestellt hatte, und nun begriff er, daß er sich bitter in seinen Erwartungen getäuscht habe. Das einzige Bemühen des verruchten Mörders ging jetzt darauf hinaus, den Verdacht des Mordes von sich abzuwälzen und diesen auf einen Unschuldigen zu lenken. Niemand schien ihm geeigneter dazu, als der unglückliche Freund des Erschlagenen, den Mehrere in das Haus hatten gehen und aus demselben kommen sehen. Den Empfangschein des Geldes vernichtete er augenblicklich, eben so rei-

nigte er das Mordgewehr, eine Axt, sorgfältig von allem Blute und setzte es an die gewohnte Stelle. — Sich des Umstandes erinnernd, daß der Erschlagene Blätter aus einem neben ihm liegenden Buche riß, um das Geld hineinzuwickeln, beschloß er, diesen sorgfältig zu benutzen, um allen Verdacht auf den Freund des Erschlagenen zu wälzen, den er in seiner verruchten Seele wegen des Mißlingens seiner Absichten, an dem dieser unschuldig Ursache war, bitter haßte.

Nachdem er, wozu er Muße genug fand, alles beseitigt hatte, was den Verdacht des Mordes auf ihn lenken konnte, stürzte er mit einem Jammergeschrei aus dem Zimmer des Erschlagenen und verkündete den erschrockenen Hausgenossen, daß sein Herr ermordet vor seinem Pulte liege.

Alles eilte erschrocken herbei; die unglückliche Gattin erfüllte die Luft mit ihrem Klageschrei; Nachbarn und Freunde versammelten sich in dem Sterbehause und ergossen sich in Verwünschungen über den verruchten Mörder, von dem man im ersten Augenblicke keine Spur entdecken konnte. Die Polizei kam gleichfalls herzu und nun wurden die Bedienten befragt, wer zuletzt bei dem Erschlagenen gewesen sey und einstimmig ging der Bericht darauf hinaus, daß der Freund desselben der letzte gewesen, der aus dem Zimmer gekommen, worin der Mord verübt worden, und mit teuflischer Frechheit gab der wahre Thäter jetzt die Umstände mit dem Gelde an, wodurch der Verdacht natürlich auf den Unschuldigen fallen mußte. Man untersuchte indeß genau alles, da das bisher durchaus unbescholtene Leben des Verdächtigen in Manchen Zweifel erregte, daß er eine so schauderhafte That an seinem Busenfreunde aus Raubsucht habe verüben können. Kein Mordgewehr war zu finden, keine Spur, daß ein Anderer das Verbrechen verübt haben könne. Man eilte jetzt in das Haus des angeblichen Verbrechers und hörte dort, daß er gleich nach seiner Rückkehr in dasselbe sich ein Pferd habe satteln lassen und davon geritten sey. Berittene wurden ihm jetzt auf allen Seiten nachgeschickt, und er bald eingeholt. Ohne ihm zu sagen, was geschehen sey, fragte der Vorsteher der Polizei ihn bloß, ob er eine Summe in Gold von seinem Freunde empfangen habe, und da er dieses in Folge seines Versprechens an seinen Freund, Niemanden etwas von dem mitzutheilen, was zwischen ihnen abgemacht worden, verneinte, sagte man ihm noch nicht den Zusammenhang der Sache, fing aber an, ihn genau zu durchsuchen und fand in seinem Matelsacke die tausend Louisd'or. Der treue Freund, obgleich bestürzt über die gegen ihn genommenen Maaßregeln, läugnete, noch immer seines Versprechens eingedenk, dieses Geld von seinem Freunde empfangen zu haben, aber auf die Angabe des wahren Mörders rollte man das Papier von dem Golde ab und verglich es mit dem Buche, woraus der Bediente angab, die Blätter reissen gesehn zu haben, und es fand sich, daß die um das Gold gewickelten Papiere genau zu dem Buche paßten und gerade die Seitenzahlen enthielten, die aus demselben gerissen waren!

(Die Fortsetzung folgt.)

Fresko-Anekdote.

Aus dem Leben gegriffen von Moritz Thieme.

Bei der grimmigen Kälte im vorigen Winter sagte eine Frau zu ihrer Nachbarin: „Ja, ja, liebe Freundin! heute haben wir auch 25 Zoll."

Am 26. Januar Abends 4 Uhr trat bekanntlich eine totale Mondfinsterniß ein. Kurz vorher

aber zweifelte noch eine Magd daran und meinte: „Ach, Gott behüte! heute kann ja der Mond vor Kälte gar nicht heraus."

Man riß heftig an dem Klingeldrahte eines Thurmes und rief: „Feuer! Feuer!" hinauf. Da stürmte der Thürmer, ehe er noch selbst die Flamme bemerkte, und als dieß lange währte, befürchtete er schon, daß es blinder Lärm gewesen sey und er in Strafe fallen würde. Aber nach einer langen Weile brach die helle Flamme hervor und freudig rief er aus: „Ach, Gott sey Dank, daß es doch wirklich brennt!"

Jemand schrieb einen Brief mit ungeheuer großen Buchstaben. Ich fragte ihn, warum er das thue? Er antwortete mir: Weil derjenige, an den ich den Brief schreibe nicht gut hört."

Jemand vom Stadtmagistrate beklagte sich, daß in diesem Winter das Schneeführen aus der Stadt und das Aufhauen in den Gassen so große Kosten verursache. Ein witziger Kopf sagte: Macht's mit dem Schnee so, wie Ihr es mit Euern Aktenstücken und Prozessen macht, laßt ihn einige Monate liegen, so geht er von selbst weg und Ihr erspart die Kosten.

Mehrere Handwerksleute sprachen mit einander davon, welcher von ihnen der Unglücklichste sey. Ein Glaser meinte, er sey es, da er allein, wenn auch Alles aufschlägt, nicht auf seine Waare schlagen dürfe; aber ein Strumpfwirker trug bei lautem Gelächter den Sieg davon, indem er sagte: „Seht, liebe Freunde, ich bin sicher der Unglücklichste; denn wenn ich mein ganzes Leben hindurch noch so fleißig arbeite und Strümpfe wirke, so habe ich am Ende doch mein Leben verwirkt."

Das große Beispiel.

Ihr schlaffen Männer! merkt auf Eurer Frauen Lehre!
Sie gaben Euch ein Beispiel wahrer Ehre! —
Als kaum in Griechenland der Freiheit Ruf ergangen,
Als kaum vom Ball-Saal her die Hörner mahnend klangen;
Sah man sie athemlos, mit krieg'rischem Entsagen,
Im —Ypsilanti-Walzer kühn ihr Leben wagen!

Chr. Feldmann.

Leben und Tod.

Zwey Sonnette.

Leben.

Armes Fünkchen, von der ew'gen Güte
Für so kurze Zeit nur angefacht:
Zeichen doch der höchsten Lieb' und Macht,
Wenn es manchen auch nur Irrlicht glühte.

Glücklich, wenn in dir die Blume blühte
Düfte hauchend selbst durch öde Nacht:
Tief im Kelch bewahrend ihre Pracht,
Nur geöffnet freundlichem Gemüthe!

Ja, wem solches Heil in dir beschieden,
Wer die Herrliche hier sucht', und fand;
Wer des Meisters hohen Plan erkannt;

Daß er haschte nur nach Seelenfrieden,
Ja du armes Fünkchen; winzig, klein;
Dem wirst Fackel du zum schönern Seyn!

Tod.

Bringer wärest du, nur bittrer Schmerzen?
Nur des Erdgeschaffnen größter Feind?
Hättest nie der Freude dich geeint?
Senkt'st den Stachel stets in treue Herzen?

Nimmer wagen dürfte man zu scherzen
Mit dir, der nur tückisch stets es meint?
Weil auf deinem Weg kein Sternchen scheint?
Weil du nur verlösch'st des Lebens Kerzen?

Möchte so man deinen Ruf verletzen,
Du Getreuster auf dem Erdenrund?
Nur nach ewig-heiligen Gesetzen,

Schlossest du mit der Natur den Bund;
Führst nach heißem Tage ja den Matten,
Sanft und still zu Edens Palmen-Schatten!

E. Reindahl.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 39.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 15. May. 1823.

Und wenn uns die Stunde des Abschieds beschleicht —
Das Leben war fröhlich, das Sterben ist leicht! —
Man geht von irdischen Auen
Dort schön're zu schauen!

Hohlfeldt.

Morgenfeier im May 1823.

Die Apfelbäume blühen,
Ein röthlich wallend Meer;
Und leichte Wolken ziehen
Am blauen Himmel her.
Wie gold'ge Seide waller
Des Rübesaamens Pracht,
Und Vogelsang erschallet
Und Hain und Aue lacht.

Hinauf — hinauf die Hügel,
Da ist's so still und frei,
Da streifen Engelflügel
Im linden West vorbei;
Da kehrt aus grünen Tiefen
Der thränenfeuchte Blick,
Als ob ihm Stimmen riefen
Zur Himmelshöh' zurück.

Das Wort der höchsten Güte,
Die Liebe Gottes, hüllt
In jeder Knosp' und Blüthe
Sich in ein freundlich Bild:
Für Dich, o Mensch, entfaltet
Sich so des Schöpfers Kleid —
O fühl's, die Liebe waltet,
Sie ist's, was Dich erfreut!

Ich fühlt' es tief, und lehnte
Mich an das treu'ste Herz,
Und ob mein Auge thränte,
Gestillt war aller Schmerz.
Mehr sprach, als Frühlings Blüthe,
Mehr, als der Schöpfung Schmuck,
Dein Auge voller Güte,
Dein sanfter Händedruck.

Gott ist die höchste Liebe,
Und nah' ist er uns — nah'!
Und wenn nichts weiter bliebe,
Er bleibt uns ewig nah'!

Und wenn das All zerstäubet —
O wunderseel'ges Loos:
Wer in der Liebe bleibet,
Der bleibt in Gottes Schooß.

Elise Rächler, geb. Erhardt.

Das große Loos

(Fortsetzung.)

Nun — und wie ging Dir's, Bruder Zickel? fragten die Andern.

Wie mir's ging? entgegnete der Schneider: ach, erbärmlich! Der faule Esel kriegte oben ein Paar Ohrfeigen, und mir selbst war gar ein kurioses Bad zugedacht, dem ich aber sehr glücklich durch ein meisterhaftes Seitenpas entsprang.

Nun, lachte Gottlieb: da habt Ihr Beide freilich die Sache ganz anders angefangen als ich. Ich blieb stumm, aber meine Blicke sprachen und so waren denn, wie schon gesagt, in bitter-süßer Liebesqual mir drei glückliche Jahre im Engelmann'schen Hause hingeflossen wie drei Wochen. Da — ach Gott! es war am dreißigsten Julius des Abends um sechs, im Hause war Waschtag, da hatte sich Marie von den Wäschern ab und zu mir in die Werkstatt gestohlen und besah sich ein künstlich eingelegtes Kästchen, das ich eben fertig gemacht. Bei dem Beschauen berührten ihre rosigen Wangen meine Stirn, ich fühlte den süßen Athem der Holden und war ganz außer mir. Da donnerte in der andern Stube die Stimme des Meisters: „Daß Dich das Wetter! bist Du noch nicht zur Wäsche?" und ein schwerer Meißel flog aus seiner Hand durch die offene Thür nach Marien. Ich sah den tödlichen Wurf, sprang vor, der Meißel fuhr in meine rechte Schulter und ich sank sinnlos zu Boden.

Wie ich erwachte, fand ich mich in meiner Kammer im Bette und verbunden. Der Meister saß vor mir, hielt mir die Hände und sagte sehr weich: Nehm' er's nicht übel, Zwickauer, es war nicht so böse gemeint und es soll sein Schade nicht seyn. Niemals soll die verdammte Hitze mich wieder so hinreißen und wenn er gesund seyn wird, wollen wir über die Sache weiter sprechen.

Ach! wohl schmerzte mich die tiefe, schreckliche Wunde, aber Mariens Gruß, wenn sie mit Thränen an mein Bette trat und zu mir sagte: „Gottlieb Du bist der Retter meines Lebens!" und die sorgliche Pflege der Holden machte mir die Leidenstage zu Stunden des Paradieses und recht mit Verdrusse sah ich's, daß es sich schnell mit mir besserte. Mein Lohn ging unterdeß auch fort und wie ich wieder gesund war, hatte ich so viel zusammen, daß ich mich von Fuß auf neu und zierlich bekleiden konnte.

Aber so wie es besser mit mir wurde, wurden auch die Besuche Mariens und des Meisters seltner und beide einsylbiger und zurückgezogen. Von Lebensrettung, von Vergeltung war nicht die Rede mehr. Ja, es truz sich zu, daß, als der Meister wieder einmal bei mir oben war und das Töchterlein lobte, er die Worte sagte: „Mein künftiger Schwiegersohn soll nicht der erste beßte hergelaufene Lump seyn! Batzen muß er haben, und das viele!" O Freunde! Ein Donnerschlag hätte mich weniger alterirt, als diese entsetzlichen Worte.

Dahin war nun mit einem Male meine frohe Hoffnung und das „Weitersprechen", womit mich der Meister gekirrt hatte, lös'te sich in ein schnödes Nichts auf. Zudem schlich auch jetzt der fatale Gastwirth öfter als je die Treppe herauf und herunter und lächelte mich auf verdächtige Weise an, ja mit meinen eigenen unglücklichen Augen mußte ich's sehen, wie Marie

am Arme des Dickwanstes einst im Gärtchen bei dem Hause herum hüpfte und schäkerte und lachte. Ich Armer! Das Herz hätte mir brechen mögen, und in der Werkstatt munkelte man von der baldigen Verlobung dieses verruchten Dickbauchs. Was sollte ich thun? Mit Marien konnte ich nicht mehr allein sprechen, es war keine Gelegenheit, und der Meister war grämlich und kalt. Da plagt mich eines Sonntags früh der Teufel, daß ich, wie ich mich eben gar stattlich in meinem neuen Anzuge zur Kirche geputzt, die andere Treppe herunter gehe, die nach der Hausflur des zweiten Stockes führt. Lauschend und auf den Zehen schleiche ich bei Mariens Zimmer vorbei und sehe, daß die Thüre offen und nur angelegt ist. Ich mache auf und Himmel! — nein, Ihr habt keinen Begriff von dem, wie Engel aussehen. Marie stand vor dem Spiegel, bloß im niedlichen Unterröckchen, die Haare aber schon künstlich um das freundliche Köpfchen geflochten. Ich konnte mich nicht halten, es war unmöglich. In rasender Liebe fliege ich auf sie zu, schließe die Erschrockene, die des Schreiens nicht mächtig war, in meine Arme und rufe: Marie! Marie! meine Marie! ich kann ohne Dich nicht leben! Vergebens windet und sträubt sich das Mädchen, wir ringen, aber kraftlos sinkt sie zusammen und mit zügellosem Feuer küß' ich Stirne, Wang' und Lippen. Gottlieb! Gottlieb! ruft sie endlich: wenn Du mich liebst, verlaß mich auf der Stelle, der Vater kommt! und wie ein Blitz fliege ich auf und zum Zimmer hinaus. Ich rannte fort in seliger Lust durch die Straßen der Stadt, hinaus vor's Thor. Mir war die ganze Welt untergegangen, nur sie, nur die Einzige, die ich in meinen Armen gehalten, sah ich. So lief ich beinahe bewußtlos und fand mich endlich in der Kirche ihr gegenüber wieder.

Aber kein Blick fiel auf mich. Wohl starrte ich nach ihr mit unverwandtem Auge — umsonst! sie sah mich nicht. Wohl ging ich ihr zur Seite aus der Kirche; umsonst! ich wurde nicht beachtet. — Beim Mittagessen kein Blick. Ich erhielt das Schlechteste, was man einem Hunde nicht vorgeworfen hätte, und des Abends — als in Lindenruh unter den herbstlichen Bäumen getanzt wurde — schlug sie mir, dem stattlich geputzten, mir, ihrem Lebensretter, mir, der ihr früh schon so nahe gewesen, den Tanz verächtlich ab und schäkerte und scherzte lachend mit dem elenden Schwappel.

O Du herzlose Seele, ist das mein Dank? — O Du vermaledeiter Gastwirth, soll ich Dir ein Messer in den Wanst rennen, soll ich mir selber ein Leid anthun? Dieß waren ungefähr die Worte, deren ich mächtig war und so lief ich denn in der Irre herum über Hecken, Wiesen und Gräben bis ich nicht mehr konnte und warf mich endlich ermattet und kraftlos bei sinkender Nacht auf mein Lager, das ich mit meinen Thränen netzte.

Es war gewiß: dieser ekelhafte Dickbauch mit seiner Weintraube, mit seinen Backen und seiner Viehmastung war ihr mehr, als ich mit meiner treuen, unendlichen Liebe und wollte ich mich nicht zum Gespötte meiner Mitgesellen machen, die mich ohnedem schon lange mit spähenden Blicken und heimlichem Lächeln verfolgt, so mußte ich den herben Gram in mich hinein fressen und unbefangen scheinen und munter. O Freunde! das war eine Höllenqual, das war eine Marterwoche, die jetzt folgte, besonders da ich nun sah, daß sich Marie um mich gar nicht kümmerte, bei mir nie mehr weilte, wenn sie durch die Werkstuben strich, trällerte und sang, wenn sie bei mir vorbei hüpfte und sogar eine Spätrose liegen ließ, die ich ihr noch am Frei-

*

tage aus einem Garten mitgebracht. Da aber war's auch beschlossen und der schwere Sieg über mein leidendes Herz errungen.

Als ich am Sonnabende mit dem Meister zusammengerechnet und mein Lohn erhalten hatte, sagte ich: Meister, ich bedanke mich seiner Arbeit, morgen wandere ich.

Was? Zwickauer, fragte er staunend: ist Er toll, Er will fort von hier, und die Hand sank ihm vor Ueberraschung auf den Tisch.

Nicht anders, entgegnete ich: ich wandere. Meine Braut aus Leipzig hat mir geschrieben, ich nehme die Wirthschaft an und das Schwein zur Hochzeit ist schon im Stall.

Hochzeit? — Er? in Leipzig? Zwickauer, besinne Er sich. Ist das sein Ernst? — stotterte der Meister und faßte mich bei der Schulter.

Mein völliger Ernst, Meister! entgegnete ich. Ich kann mein holdes Bräutlein nicht warten lassen.

Nun, zürnte Engelmann: wenn es denn nicht anders ist, so will ich Ihn nicht abhalten, am wenigsten von seinem Glücke. Zieh' Er hin in Frieden. Aber ich bin noch in seiner Schuld. Hier, Gottlieb, nehm' Er das Wenige von einem liebenden Vater, dem er ein schweres Verbrechen erspart. Bei diesen Worten drückte er mir eine große Geldrolle in die Hand, ich aber schob sie zurück auf den Tisch und sagte: Legt's nur zu den Batzen des Gastwirths in der Weintraube! und verließ teuflisch lachend das Zimmer.

Am Morgen darauf, früh um vier Uhr schon, schlich ich, mit meinem Ränzel, auf den Zehen die Hoftreppe hinunter; — da stand Marie und fütterte die Tauben.

Wohin so früh, Gottlieb? — war ihre zitternde Frage. —

Fort! antwortete ich: fort in die Welt!
Leb' wohl, Marie, Du Tausendschatz,
In deinem Herzen für Manchem ist Platz,
Der Gastwirth mag ihn Dir füllen!

Gottlieb! rief sie: so willst Du denn wirklich fort, so ist's denn wirklich Dein Ernst?

'S ist mein Ernst, antwortete ich: holder Engel, 's ist mein wirklicher Ernst, drum lebe wohl!

Nun denn, sprach sie, und die hellen Thränen stürzten ihr über die Backen: dann nimm wenigstens noch das von mir auf die Reise.

Behalte Deine Pfennige! rief ich, drängte das mir hingehaltene Paket zurück, das wie ein Briefllein gestaltet war, und in dem eine hübsche Anzahl Dukaten seyn konnten und stürzte zur Thür hinaus. Hinter mir hörte ich schreien: Gottlieb! Gottlieb! aber ich sprang um die Ecke, war in Kurzem vor dem Thore und schüttelte den Staub von meinen Füßen. —

Dort auf dem Berge, wo das Tannenwäldchen ist, sah ich noch einmal zurück nach der schönen Stadt, wo mir so unendlich wohl und wehe geschehen.

Im herbstlichen Nebel lagen die Thürme und die Häuser, die Schornsteine rauchten und durch die Luft zitterten die Glockentöne der Frühmesse. — So lebe denn wohl, du geliebte Stadt, rief ich, und breitete die Arme aus. Lebt wohl, ihr schönen Träume und Hoffnungen meines Lebens! Ich habe keinen Vater und keine Mutter keinen Freund, keine Geliebte! Ich geh' hinaus in die fremde Welt, wo niemand mich kennt und niemand mein ist. Aber sey ruhig, blutendes Herz, blüht dir denn dein Himmel in einer Ringmauer, in eines Menschen Brust? Nein, weit und groß ist Gottes schöne Welt, und ihr, Leidende, die ihr blutet, wie ich, ihr sollt meine

Geliebte seyn von nun an. Für euch will ich arbeiten und mir's sauer werden lassen, ich bedarf für mich nur wenig, aber ihr sollt den Bissen mit mir theilen und den letzten Tropfen des Labetranks, und ihr sollt unter den frohen Scherzen des Bruders nicht merken, was der arme Gottlieb tief in seinem Innern durch's Leben trägt.

Seht, lieben Brüder, so zog ich nun hinaus in die Welt und so sind nun wieder drei Jahre vergangen.

Und hast Du, fragten die Andern: zeither keine Kunde von Marien erhalten, oder gegeben?

Keine, erwiederte der Zwickauer. Z... ist weit von hier, ich aber strich im ganzen Reiche herum ohne Rast, arbeitete nirgend lange und wurde liederlich. Mir was Erkeckliches zu sammeln, um als Batzenmann dem harten Meister vor die Augen treten zu können, dazu hatte ich ja nicht die geringste Hoffnung, darum ging auch bei mir der Verdienst immer, wie er kam, und ich genoß das wenigste davon. Schreiben und Fragen, wozu hätte das nützen können? Mein Schicksal war ja doch entschieden, und auch Maria sitzt jetzt lange schon in der Weintraube und hätschelt auf den Armen die kleinen Schwappel. Ich aber bewahre die treue, hoffnungslose Liebe.

Woran Du sehr übel thust! — erwiederten die lustigen Brüder. Ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen.

Soll mir die Blonde nicht werden,
Giebt's Braune noch auf der Erden.
Wird auch die Dicke nicht meine,
So nimmt mich die Dünne, die Kleine,
Und löschet mir keine das Feuer,
So hole sie alle der Geier!

Vivat das freie, lustige Handwerksburschenleben! Vivat, vivat! riefen die fröhlichen Gesellen. Und so riefen und lebten sie auch in der Residenz, als das theure Lotterieloos errungen war und jeder nun seiner gewohnten Weise sich wieder hingeben konnte.

Wenn wir aber nun wirklich so glücklich seyn sollten, aus Fortunens Rade den großen Treffer zu ziehn, was würden wir denn mit dem schweren Mammon anfangen? fragte der Schlosser.

Sey unbesorgt, entgegnete der Schneider: wir würden's schon unterbringen.

Ja, gewiß! seufzte Gottlieb. — Kommt Zeit, kommt Rath. Wenn nur der Ziehungtag schon da wäre.

Der freilich schlich für so ungeduldige Seelen viel zu langsam herbei, indeß endlich kam er doch. Die Herren mit und ohne Perüken und Brillen saßen im großen Saale auf ihren Plätzen, die Räder rauschten und die Waisenknaben begannen ihre ominösen Verkündigungen. Schacherjuden, Neugierige und Collecteure drängten sich in reger Erwartung, aber der Tag verging und nur ganz kleine Brocken hatte die Glücksgöttin über das Land geworfen, die großen Bissen aber noch im Rade behalten. — So vergingen mehrere Tage; Tausende, Zehntausende, Zwanzigtausende kamen heraus, aber fest und zähe blieb der Hunderttausendthaler Gewinn zurück.

Endlich am Abende des sechsten Tages, — was rennen die Leute? — was lärmt in den Straßen? was sammelt sich der jauchzende Pöbel vor Meister Hobels Hause, wo der Zwickauer arbeitet? Ist es denn wirklich wahr, ist es denn kein Traum, hat denn wirklich Gottliebs Nummer das große Loos gewonnen? — Ja, es ist wirklich, es ist wahrhaftig! Mit großen Schweißtropfen auf der Stirne und mit verschobener Perücke stürzt Schmuel Nathan, der Collecteur herein in die Werkstatt und krächzt athemlos:

Hunderttausend Thaler! Soll mer Gott helfen! Wo ist der Herr, der gewunnen hat's grauße Loos? Und Gottlieb trat hervor. Wie er die Nummer verglichen und die Sache richtig gefunden hatte, hob er die Hände und mit Thränenblick das Auge zum Himmel. — Ach Marie! seufzte die treue Seele, und das Wort erstarb ihm vor Freude und Wehmuth. — Schreiend und jauchzend drängte sich Alles an ihn, aber er entsprang im Kamisol und lief zum Bruder Zickel. — Heraus! schrie er unter dessen Fenster: heraus, Du glücklicher Schneider! Heraus, Bruder Zickel! wir haben das große Loos gewonnen!

Und aus dem Loche der Werkstatt schnellte der Leichtfuß, wie ein Zitteraal, und tanzte nun vereint in seligem Jubel mit dem Zwickauer nach der fernen Straße, wo der Schlosser wohnte. Dem aber hatte die telegraphische Fama die Sache schon früher verkündet und er saß bereits fest im goldenen Anker.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Paar seltsame Criminalfälle.

(Fortsetzung.)

Das beharrliche Läugnen des angeblich Schuldigen, das Geld von seinem Freunde empfangen zu haben, verbunden mit all' den schon angeführten Umständen, liessen keinen Zweifel in den Richtern übrig, daß der wahre Thäter gefunden sey und mit Strenge verfuhr man jetzt mit dem Schuldlosen. Vergebens gestand dieser jetzt die Wahrheit ein und erzählte, nachdem er den schauderhaften Mord seines geliebtesten Freundes mit der tiefsten und aufrichtigsten Betrübniß vernommen hatte, alle Umstände; man hielt seine Thränen für Heuchelei, das Betheuern seiner Unschuld für die unerhörteste Frechheit und es gab in der ganzen Stadt keinen Menschen, der sich nicht von seinem Verbrechen überzeugt gehalten und seiner mit Abscheu und Schauder gedacht hätte. Selbst die nicht übereilt handelnden Richter hegten in ihrem Herzen die feste Ueberzeugung, hier einen verstockten Sünder vor sich zu haben, und ergriffen die strengsten Maaßregeln gegen ihn, um ihn zum Geständnisse zu zwingen.

Rettunglos schien der Unschuldige verloren zu seyn, denn Alles zeugte gegen ihn; jede seiner unschuldigen Handlungen, seine schnelle Entfernung, gleich nachdem der Mord geschehen war, seine erwiesene Anwesenheit im Hause des Ermordeten in der Zeit, wo aller Wahrscheinlichkeit nach der Mord geschehen seyn mußte, sein Läugnen, das Gold von seinem Freunde empfangen zu haben, der überführende Umstand mit den Papierstücken, alles, alles mußte dazu dienen, nicht allein Verdacht gegen ihn zu erwecken, sondern in Aller Herzen die Ueberzeugung zu begründen, daß er ein moralisches Ungeheuer sey und um elenden Geldgewinnsles willen den Freund erschlagen habe. Mit Abscheu und Verwünschung ward überall sein Name genannt, Keiner hatte eine Thräne des Mitleids für ihn, und gern hätte die Volkswuth schon jetzt ihn zu ihrem Opfer gemacht.

Aber Gott lebt noch! das rufe ich auch in deinen Kerker, armer, unglücklicher Fonk, gegen den nicht die Stimme Deiner fühlenden Mitbrü, der sich erhebt, denn wie geringfügig sind die Vermuthungen der Schuld, die sich gegen Dich erhoben, gegen die Umstände, die ich oben von einem Deiner Leidensgenossen anführte, sondern gegen den nur ein, wenn auch nicht bös gemeinter, doch unvorsichtiger und übereilter, Richterspruch spricht! Gott lebt noch! das sey auch Dein Trost, und wenn diese Zeilen je in Deinen

Kerker dringen, so beherzige diesen Spruch, der auf Erfahrung und religiöser, innigster Ueberzeugung begründet ist, und vertraue ihm fest, Deine Hoffnungen an dem erstärkend, was ich zum Schlusse dieser Begebenheit mitzutheilen habe!

Der Angeklagte hielt sich nun selbst für einen verlornen Mann, denn er durchschaute jetzt das Netz, womit das Verhängniß ihn arglistig umsponnen zu haben schien, um ihn zu verderben, aber keine Marter konnte ihm das Geständniß einer Schuld entpressen, die nicht die seinige war. Er war entschlossen zu sterben, unter tausend Qualen sein Daseyn zu enden, ehe er sich zu einer That bekennete, vor der seine reine Seele zurückschauderte.

Jetzt beginnt der zweite Akt des Trauerspiels und die rächende Nemesis tritt in derselben auf; die Noth war am höchsten, so auch die Rettung nahe.

Die Leiche des Erschlagenen war im Trauerhause aufgestellt und sollte am folgenden Tage zur Gruft bestattet werden. Mehrere Bediente des Hauses, unter ihnen der ruchlose Mörder, waren um die entseelte Hülle ihres Herrn versammelt, um demselben die letze Pflicht zu erweisen; da glaubt einer der Anwesenden eine Spur des Lebens an der Leiche zu bemerken, und erschrocken eilt Alles in der Verwirrung fort, um Hülfe herbeizurufen. Nur der Mörder, gefoltert von Angst, daß der Erschlagene wirklich wieder ins Leben zurückkehren möge und dadurch seine That ans Licht gebracht werde, bleibt und auf den Leichnam steigend und mit beiden Händen die Kehle des Ermordeten umfassend, um so jeden Rest des Lebens zu ersticken, wird er von einem alten treuen Diener des Hauses angetroffen, der sich zuerst von seinem greischen Schrecken erholend, auf halbem Wege wieder umgekehrt ist, um wo möglich schnelle Rettung zu bringen, während die Andern die betrübte Gattin herbeirufen. Der Anblick, der sich ihm darbietet, versteinert ihn fast, aber kaum das Beginnen des Verruchten in seiner ganzen Abscheulichkeit begreifend, fliegt die Ahnung durch sein Herz, daß dieß der wahre Mörder sey. Dieser, gelähmt von Schrecken, bleibt auf der Leiche sitzen, bis auch die Andern herzukommen; man ergriff den Verbrecher, und „getroffen von der Rache Strahl" gesteht er sogleich seine That ein, die ihn aufs Blutgerüste führt. Der Unschuldige wird der Achtung und herzinnigen Theilnahme seiner Mitmenschen wiedergegeben.

Gott lebt! zittre Verbrecher, und vertraue fest, du unschuldig Verfolgter!

Der zweite Fall, den ich zufällig in diesen Tagen in den „Biographien der Wahnsinnigen" las, und hier im gedrängtesten Auszuge liefere, ist vielleicht nicht minder interessant, wenn gleich nach meinem Gefühle trauriger in seinem Ausgange, denn daß die Unschuld endlich siegreich die Palme davon trägt, wenn selbst nach langem unverschuldeten Leid, und der Verbrecher der rächenden Nemesis in die Arme fällt, hat nichts Gefühl Empörendes, nichts was den Geist und das Herz nicht zugleich befriedigte. Anders war es hier; zwar siegte am Ende die Unschuld noch, aber nicht, um sich der Frucht ihres Leids zu erfreuen; doch zur Sache!

(Die Fortsetzung folgt.)

Verführung.

Herr Philipps, der jetzt berühmteste Advokat von Dublin, übernahm die Vertheidigung eines jungen Mädchens gegen einen sehr reichen Mann, der angeklagt war, die Unschuld verführt zu haben. Herr Philipps sprach mit so hinreissender Ueberredung, daß die Richter er-

schüttert und gerührt den reichen Kauz verurtheilten.

„Herr!“ schrie dieser ihn an: was habe ich denn mehr verbrochen, als Sie? Sie sind ja zehnmal ärger, als ich; Sie haben ja Graubärte, Sie haben ja die Richter alle verführt.“

Die Rückgabe.

Lady Mac G — hatte ihrem Manne sieben Töchter geboren. Er sehnte sich so innig nach einem Sohne und Erben seines Namens, daß er Narr genug ward, seiner Gattin zu erklären, er lasse sich von ihr scheiden, wenn sie ihm nicht das nächstemal einen Sohn brächte.

„Ganz wohl,“ sagte sie, „ich werde mich dem gar nicht widersetzen, sobald ich volle Rückerstattung alles dessen erhalte, was ich Ihnen bei unserer Vermählung zugebracht habe.“

„Versteht sich von selbst!“ brummte der Murrkopf, und am folgenden Tage schon stellte er ihr ein genaues Verzeichniß alles dessen zu, was sie bei der Heirath mit sich gebracht hatte. Er bat sie, es zu durchsehen, ob etwas vergessen sey.

„Eins ist vergessen, sehe ich!“ sagte sie.

„Und was denn?“ fragte der Mann bestürzt.

Sie antwortete: „Meine Jugend und die wenigen Reize, die ich haben mochte, als ich Ihre Gemahlin ward.“

Lord Mac G — zerriß das Papier, umarmte sein Weib, und der Zufall wollte, daß nach einem Jahre der Friede durch einen jungen Erben besiegelt wurde.

Gemeinnütziges.

Um Papiere in feuchten Zimmern vor den Ausdünstungen der Wände zu sichern, hat man in London angefangen, solche feuchte Mauern mit dünner Bleifolie, wie man sie zur Einwicklung des Tabaks gebraucht, zu überziehen und diese wieder mit Papier zu überkleben. Diese Bleifolie wird mit kupfernen Nägeln befestigt, welche dem Rosten eine lange Zeit widerstehen. Das Mittel soll sicher seyn und ist auch dabei nicht sehr kostspielig.

Der Obrist Beaufoy bedient sich für seine Instrumente des Olivenöls, welches durch mehrjähriges Stehen an der Sonne (in verschlossenen Flaschen, die aber zur Entweichung des Gases zuweilen geöffnet werden) seinen Schleim abgesetzt hat. In einem Londoner Journal wird den Uhrmachern das auf ähnliche Weise gereinigte Mandelöl empfohlen, welches bei der gewöhnlichen Kälte nicht gerinnt. Zu diesem Zwecke wäre auch zu empfehlen das Flain, oder der flüssige Theil, welcher aus mehrern fetten Oelen, z. B. dem erstarrten Olivenöle, von dem Stearin (Talgsubstanz) durch Einsaugung vermittelst Fließpapier getrennt und dann ausgepreßt wird.

Sonett.

Wenn ich den Weg dahin vollendet habe,
Dahin, wo Licht vom schönen Himmel scheint,
Wohl, wohl dann mir, wenn nur ein Auge weint,
Ein Auge nur an meinem dunkeln Grabe;

Dem Todten selbst sind Thränen eine Gabe,
Dem nicht das Herz im Busen ist versteint,
Dem, der es gut und redlich stets gemeint,
Sind auch im Tod noch Thränen eine Labe.

Tief aus dem Herzen quillt der Thränen Quell,
Und tief zum Herzen, wie die Kraft der Lieder,
Dringt er so stark als süß und flammend wieder,
Und wie des Engels Töne, stark und hell,
Die einst beim Weltgericht durch Lüfte
Erschallen, steigt er in das Herz der Grüfte.

S. W. Schießler.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 40.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 18. May. 1823.

. . . . . Sonne
Spanne schärfer deine Bogen
Flammend treib den Störer aus,
Daß der Frühling siegend schmücke
Sein so lang verlass'nes Haus.

* An den Frühling.

am 10ten May.

Ein preisend Lied dir darzubringen,
O Lenz, war eben ich bereit;
Schon hob die Phantasie die Schwingen,
Papier und Feder war geweiht.

Denn leise kamst Du angeschritten,
Man traute Deinem holden Nah'n
Und schon entsproßte Deinen Tritten
Manch' Blümchen, auf der grünen Bahn.

Schon hob Erinnern sel'ger Zeiten
Des Jugendglücks, wohl manche Brust,
Und die vergangnen Seligkeiten
Schufst Du zu neuer, heil'ger Lust,

Schon träumte jedes Kindes Seele
Von Sonnenschein und Blumen nur,
Schon näherte sich Philomele
Zu preisen Dich in der Natur.

Doch — plötzlich änderst Du die Scene
Und dräuend wird Dein Angesicht,
Da schweigen schüchtern alle Töne —
Und fast verlöscht der Hoffnung Licht.

Statt daß Zephyre Dich verkünden,
Gehn Stürme wirbelnd vor Dir her
Und eisig ist es in den Gründen
Als ob es Herbst geworden wär'.

Wie paßt zu Deinem grünen Kleide
Der Wolkenmantel, graumelirt —
Da sonst zu dem Smaragdgeschmeide
Nur Roth und Azurblau Dich ziert.

Es seufzen Florens bunte Kinder
Nach warmer Luft und kühlem Thau,
Wir Menschen sehnen uns nicht minder:
Drum sei, o Lenz, nicht mehr so rauh.

Laß nicht mehr schwarze Wolken ziehen
Am Himmel, gleich dem wilden Heer;
Laß Stürme in den Abgrund fliehen
Und ebne sanft der Lüfte Meer.

Laß Deinen Farbenteppich spielen
Im golddurchstrahlten Himmelslicht;
Daß bald wir neue Wonne fühlen,
Die Hoffnung schmeichelnd noch verspricht.

Dann werden Hymnen Dir erschallen,
Von tausend Kehlen, groß und klein,
Wird Gottes Tempel wiederhallen
Und ringsum neues Leben sein.

Hedwig Hülle.

Das große Loos

(Fortsetzung.)

Wie die Andern hinkamen, war er schon im allerobersten dritten Freudenhimmel. O herein, Ihr Gebenedeiten! rief er zum Fenster heraus, den überfließenden Humpen hoch empor gehoben: warum wollt Ihr draußen stehn! Herein zu mir in's Meer der Wonne! Alle lustigen Brüder herein! Die ganze Welt soll herein kommen und auch die Friedrichstraße! Herein, Du lumpige Schneiderseele, herein in den Weinkrug, Du erbärmlicher Gottlieb! Ihr seid avancirt und aus schlechten Schildkröten Goldvögel geworden! O wie tanzen die lieben Engelein mit mir den Geschwindwalzer.

Halt's Maul, Du Saufaus, riefen die Andern: und komm heraus, mir müssen zum Collecteur!

Ei was, krähte der Schlosser: was Collecteur! Hier ist die wahre Collecte und die Lotterie soll zu mir kommen, ich, Ihr lieben Seelen, bin heut' invalide. Der Kopf läuft mit Courierpferden, darum können die Beine nicht nach.

Und so war denn freilich das Mitgehen unmöglich, doch nicht das Mitkommen. Der selige Hans wurde auf eine Trage gesetzt, neben her zogen die Brüder und rund herum und hinter drein der fröhliche Troß, der sich mehrte und wälzte wie ein wachsender Schneeball. Musik fand sich wie von selbst und schon von Ferne jauchzten die Straßenbuben: Sie kommen, sie kommen, die drei Handwerksburschen, die das große Loos gewonnen!

So allmächtig aber ist der Zauber des Goldes, daß nun diese Glücklichen, die sonst immer die Liederlichen hießen, in jedermanns Augen wie höhere Wesen erschienen. Niemand lachte mehr über das schäbige Röcklein des Zwickauers, niemand mehr über die Fußtriller des Schneiders und selbst die Kometennase des Schlossers hörte auf, das feuerspeiende Vorgebirge eines unverbesserlichen Säufergesichts zu seyn und wurde wie ein Fetisch in Afrika ein Gegenstand hochachtungvollen Staunens.

Wie nun aber die Glücklichen in dem Goldmeere wühlten und sich überzeugt hatten, daß kein trüglicher Traum sie äffe und das, was sie kaum für möglich gehalten hatten, nun wirklich sey; da fragte Bruder Gottlieb im Ernste: Was fangen wir an mit dem Mammon? Ich, meines Theils, dächte vor allen Dingen, wir ließen ein Erkleckliches unsern Mitgesellen zu Theil werden.

Da hast Du Recht, Bruder! riefen die andern. Die Tischler, die Schneider und die Schlosser sollen einen fröhlichen Tag haben und allen Preßhaften der drei edlen Zünfte soll geholfen seyn.

Auf nächsten Montag wurden deßhalb die drei Gesellenschaften zum Feste nach den Waldbuden entboten.

Der schönste August lächelte, und frühe schon riefen die Trommeln die Gewerke zusammen. Die sammelten sich in ihren Herbergen und zogen dann zu dem gemeinschaftlichen Vereinigungspunkte, in den goldenen Anker. Von hier aus, Nachmittags um ein Uhr, ging's im langen Zuge hinaus vor die Stadt. Erst kamen die Schnei-

der, maßen Bruder Zickel sich durchaus den Vorrang nicht nehmen lassen, mit ihrer Fahne und Trompeten und Pauken, alle stattlich geputzt und mit entblöß'ten Degen, auf deren Spitzen Zitronen prangten. Hinter ihnen die Schreiner, auch mit Musik, nicht minder im Festanzuge, mit Fahne und Degen wie die Schneider, und zuletzt als schwere Artillerie die Schlosser. Denn die führten hinter ihrer Fahne und hinter der rauschenden Janitscharenmusik einen mit 4 Pferden bespannten Lastwagen, auf welchem ein stattlich mit Eichenlaub bekränztes, zweifudriges Faß Wein lag. Dann schlossen die Meister den Zug, in ihrer Mitte die drei Glücklichen, geschmückt mit Blumen und Kränzen, und nun kam als Bagage und Heerestroß die lange Reihe der Wagen mit den Biertonnen, mit den unzähligen Schinken, Braten, Semmeln und Kuchen, die in reinlich bedeckten Körben freundliche, geputzte Mädchen hüteten. Draußen aber in den Waldbuden unter den dichten, schattigen Bäumen war's Jahrmarkt und wimmelte es von Leben wie an einem Wallfahrtorte. Hier wurde Kaffe gekocht, dort lagerten im Grünen ganze Familien mit ihren Flaschen, Kannen, Tassen und Kuchen auf den weißen, über den Rasen gebreiteten Tüchern. Hier wimmelte es um die aufgeschlagenen Zelte, da jubelte aus den Buden die lärmende Musik, dort knallten den Abhang herab die Freudenschüsse. Unter der majestätischen Linde aber lag auf ungeheuerem Bocke das unermeßliche Weinfaß und ohne Aufhören floß der edle Rebensaft in die Krüge.

So tummelte sich alles in Lust und Freude. Eh' aber noch Hesperus herauf zog am heitern Himmel, hatte jeder Mitgeselle von den drei Festgebern schon still und heimlich seinen Dukaten in die Hand gedrückt und jeder Oberälteste der drei Zünfte tausend Thaler zur Unterstützung nothleidender Mitbrüder erhalten. Da schlug das segnende, tausendfache Lebehoch der aufjauchzenden Menge zusammen über den Linden- und Eichenwipfeln und übertäubte die Tusche der schmetternden Trompeten und den Donner der Pauken. Aber als nun die feinen Meistertöchter mit den schmucken Gesellen in den Buden und draußen auf dem Rasenplane unter den tausend Lampen, die an den Bäumen hingen, dahin rauschten im Reihentanze; als Bruder Zickel, die Seele des Festes, sich selbst übertraf an unendlichen Spaß und Possen; als Bruder Schwerlich in elisischen Träumen neben seinem Fasse lag und hie und da die ehrbaren Meister in Gruppen bei der traulichen Pfeife beisammen saßen; da — wandelte die treue Seele von Zwickau einsam unter den Linden. Ach! sein Herz war nicht bei jenem Jubel. Seine Gedanken flogen dahin, wo der Vollmond stand, der den Wald mit magischem Schimmer beleuchtete, fern in die Gegenden, wo seine Marie lebte. — O, nun wär' ich ja reich, rief er: nun könnte ich ja vor Dich treten als Batzenmann, Du harter, hoffärtiger Meister! Aber nun ist ja doch alles vorbei, nun sitzt sie ja doch schon in der verruchten Weintraube und alles ist umsonst!

So klagte der Treue, und wohl hätte manche seine Dirne dem blühenden dreißigjährigen Gesellen den Ehrentanz nicht verweigert und gern auch wohl den langen Cotillon durch's Leben mit ihm gemacht, aber Gottlieb verschmähete die rauschende Lust und war wohl unter den vielen Hunderten der Einzige, der spät nach Mitternacht, wenn auch nicht gerade traurig, doch mit wehmüthigen Gefühle das Lager suchte.

Wie am andern Tage die Brüder zusammenrechneten, verblieb einem jeglichen noch die reine Summe von dreißigtausend vierhundert

fünf und sechszig Thalern in klingenden Courantgelde.

Das ist viel! riefen Alle. Was machen wir mit dem Gottessegen?

Ich, meines Theils, sprach Gottlieb: mein Entschluß ist gefaßt. Ich pilgere nach Z..., dahin zieht mich unwiderstehlich mein Herz. Ist Marie noch frei, wäre es möglich, daß sie den armen Handwerksburschen — nicht den reichen Dukatenmann — lieben könnte; nun, dann tret' ich als Crösus mit meinen Schätzen vor dem Vater und Juchhei! Ihr Brüder, dann geht die Sonne meines Lebens wieder auf und nie mehr unter. Sitzt aber die Geliebte als ehrbare Wirthin zur Weintraube im ehelichen Zwinger bei Schwappel — ach! nicht umsonst zagt meine treue Brust und mein Unglück ist wahrlich schon lange entschieden — dann wandere ich traurig nach Zwickau in meine liebe Vaterstadt, thue Gutes den Armen, legire den schnöden Mammon dem Spittel und sterbe wo ich geboren bin.

Da wär' ich ein rechter Narr, antwortete Bruder Zickel: mich totaliter einzuphilistern in's ehrsame bürgerliche Haarzopf-Leben. Mit nichten! Nach Höherem strebt mein Sinn. Geld giebt Ehre, und Ehre nur, Brüder: ist des Lebens Seele.

Du willst wohl gar als Kriegsheld Dir einen Namen machen, Bruder Zickel? fragte der Schlosser.

Bleib' mir mit dem elenden Soldatenleben vom Halse, erwiederte der Schneider. Kommißbrod und Kanonenkugeln sind überaus schlechte Späße, und Orden und Zeitunglob erziele ich, ohne mir den Magen vor schnöden Laufgräben und Schanzen zu verkälten, die keine Raison annehmen. Nach Italien zieh' ich, nach Italien!

Du nach Italien? riefen die Andern: O Du armseliger Schneider! Was willst Du in dem vornehmen Lande.

Schweigt entgegnete Zickel: davon versteht Ihr nichts. Ja, nach Italien zieh' ich. Kennt Ihr das Land, wo die Zitronen blühen? Ihr Esel! da treiben die Knospen des Genies ihre goldnen Tannzapfen, da wachsen auf fruchtbarem Dünger der Frömmelei, in den Mistbeeten des Luxus und der Industrie die Glückpilze, da kann man noch was werden mit Geld und Courage, und nicht umsonst will ich in den drei Jahren, wo ich in Triest bei Meister Punto arbeitete, mein Italiänisch gelernt haben. Brüder! die Zeitungen sollen vom Ulmer schreiben und Nasen und Mäuler werdet Ihr aufsperren.

Du bist ein Narr! riefen die Andern: und bei Zeiten wirst Du das Deinige verjubelt haben.

Und Du das Deinige versoffen, Bruder Hans! entgegnete der Schneider.

Sei ruhig, Zickel, versetzte der Schlosser: dreißigtausend Thaler vertrinken sich nicht so schnell, wenn man solide zu Werke geht und einen vernünftigen Plan formirt. Hört, wie ich mir's vorgenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Paar seltsame Criminalfälle.

(Fortsetzung.)

Friedrich M — r — lebte als geschickter Vergolder zu A — wo er sich mit seinem Weibe niederließ und zu Anfang durch seine Kunst sein reichliches Auskommen fand. Da sich jedoch späterhin mehrere Vergolder in seinem Wohnorte niederliessen und dadurch sein Verdienst geschmälert ward, begab er sich mit den Seinen und den Rest eines kleinen erworbenen Vermögens nach N., wo es ihm bald besser erging und er

sich den Ruf eines fleißigen und geschickten Arbeiters erwarb, so wie man gegen seinen rechtlichen Charakter und seine Grundsätze allgemeine Achtung hegte.

Nachdem er sechs Jahre in seinem neuen Wohnorte N. gelebt hatte, ereignete sich der Vorfall, daß einem begüterten Kaufmann daselbst eine eiserne Geldkiste mit ohngefähr 3000 Reichsthalern in Gold- und Silbermünze auf eine unbegreifliche Weise zur Nachtzeit geraubt ward. Der erste Verdacht fiel auf einen, wie es sich bald erwies, getreuen Hausknecht, und da man sich gezwungen sah, diesen nach 25 ihm zuertheilten Stockschlägen, die den Unschuldigen zu keinem Geständnisse brachten, zu entlassen, ruhte das tiefste Dunkel auf der Sache.

Einige Tage nach dieser Begebenheit ließ der Beraubte sich rasiren und sprach mit seinem Barbier über die Sache. „Und die eiserne Geldkiste ward mit entwendet?“ fragte dieser. Der Kaufmann bejahte es und fügte hinzu, daß sie so schwer zu öffnen gewesen sey, daß die Räuber dies nicht ohne großes Geräusch hätten bewirken können. Zu gleicher Zeit zeigte der Kaufmann dem Barbier eine andere, ganz ähnliche Geldkiste, und nun rief dieser freudig aus: „So werde ich Ihnen vielleicht den Thäter anzeigen können, denn eine ganz gleiche eiserne Kiste sah ich vor wenigen Tagen bei einem meiner Kunden, einem Vergolder, vor dem Bette stehen. Sobald man bemerkte daß mein Blick auf der Kiste ruhe, nahm die Frau ihren Rock und deckte ihn über dieselbe; späterhin warf der älteste Sohn, wie zufällig, noch ein Tuch darauf, um sie zu verstecken. Augenscheinlich war Alles über meinen Eintritt in das Zimmer bestürzt, und ich glaube, daß diese Leute die Thäter sind, die Sie suchen.“

Auf diese Anzeige ward sogleich im Hause des Vergolders Nachsuchung von Seiten des Gerichts verordnet; es fand sich keine Kiste, wohl aber in einem Schubfache ein Beutel mit 41 Thalern und drei Louisd'or, und eben solche Münze hatte sich in der Geldkiste befunden. Ehe man den Angeschuldigten noch verhörte, stellte man genaue Nachforschungen über Friedr. M — r's Betragen und Lebenswandel an, und diese lauteten ganz zu seinem und der Seinigen Vortheil; nur sagte eine Magd des Hausherrn aus: daß Friedrich in derselben Nacht, wo der Diebstahl verübt worden war, gegen zehn Uhr des Abends den Schlüssel des schon geschlossenen Hauses von ihr gefordert habe, indem er vorgegeben, daß seine Tochter so sehr an der Kolik leide, daß er nicht wisse, ob er den Arzt nicht noch werde holen müssen.

Gegen Mitternacht sey darauf die Hausthür wirklich geöffnet worden und Friedrich habe ihr am andern Morgen selbst erzählt, daß er nach einem Arzte ausgewesen sey.

Friedrich M — r ward jetzt inquirirt und beantwortete jede Frage mit Festigkeit, und behauptete, daß er in der angegebenen Nacht sein Haus nicht verlassen habe, welches die ganze Familie, einzeln verhört, bestätigte. Als man ihm die Begebenheit mit dem Schlüssel ins Gedächtniß zurückrief, erinnerte er sich erst des Vorfalls, behauptete aber, dieser habe sich in einer andern Nacht ereignet, und da das Gericht forderte, daß er den Arzt anzeigen solle, dessen Beistand er in jener Nacht gefordert, erzählte er, jedoch ohne alle Verwirrung, daß er wohl über eine Stunde, aber ohne daß man ihm geöffnet, an die Thür desselben gepocht habe, und dann nach Hause zurückgekehrt sey.

Diese Erzählung schien dem Gerichte nur ein Gewebe von Lügen und Friedrich ward mit den Seinigen, jedoch von ihnen getrennt, in den Kerker geworfen. Als nun gar der Barbier sich erbot, es durch einen Eid zu bekräftigen, daß er eine eiserne Geldkiste, ganz der ähnlich, welche der Kaufmann noch besaß, bei ihm gesehen habe, stieg die Noth der unglücklichen Familie aufs Höchste. Als der Barbier sich in Friedrichs und der Seinen Beiseyn zum Schwur anschickte, fiel Friedrich vor ihm nieder nnd beschwor ihn, seine Seele nicht durch Meineid zu beflecken, und unschuldige Menschen nicht unglücklich durch falsche Aussage zu machen; aber der Barbier, ein ehrlicher und ordentlicher Bürger und durchaus kein geheimer Feind des Angeklagten, sagte ihm mit Thränen in den Augen, er könne nicht anders und dürfe seine Obrigkeit, die Wahrheit von ihm zu fordern berechtigt sey, nicht hintergehen. Vergebens beschworen des Unglücklichen Weib und Kinder ihn nochmals — er leistete den Eid!

„Wenn Meineid ewig unglücklich macht, sprach jetzt Friedrich auf ihn zutretend, so bist Du unglücklicher, als wir."

Gern zöge ich den Vorhang über die Leiden welche jetzt von Gerichtswegen über diese Menschen verhängt wurden, aber mögen sie andern Richtern zum warnenden Beispiele dienen und sie von gleicher Behandlung unüberwiesener Verbrecher abschrecken!

Da Friedrich nichts gestehen wollte und konnte, wurden ihm innerhalb dreier Tage hundert Stockprügel zuerkannt; sein Jammergeschrei erfüllte die Luft, aber er gestand nichts, und dies reizte endlich die Wuth des Volkes so gegen die Richter, daß es das Gefängniß des unschuldig Leidenden zu sprengen drohte. Ein dunkles Gerücht fügt hinzu, daß man die Frau und den ältesten Sohn auf die Folter gespannt habe, weil man sie der Theilnahme an der Schuld des Vaters durch das Ueberwerfen des Rockes und des Tuches für verdächtig hielt.

Da man endlich des Volks wegen mit den Martern einhalten mußte, die man über die Unglücklichen verhängte, begnügte man sich damit, sie in ein finsteres, ungesundes Gefängniß zu werfen, wo die Gattin bald das Ziel ihrer Leiden durch den ihr willkommenen Tod fand und zwei Kinder an den Rand des Grabes gebracht; aber gerettet wurden.

Man verschwieg dem unglücklichen Gatten und Vater den Tod seiner treuen Lebensgefährtin und die Gefahr seiner Kinder, nicht um sein zu schonen, den man für einen verstockten Sünder hielt, sondern um ihn des Trostes zu berauben, seine geliebte Gattin allem Leid schon entnommen zu wissen.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Napoleons Religion.

(Aus Lascases Tagebuch 4 Band Seite 122.)

Abends, nach dem Essen, wendete sich das Gespräch auf die Religion. Der Kaiser verweilte lange dabei. Ich will hier das Wesentliche davon als höchst charakteristisch auszeichnen; denn dieser Punkt hat ohne Zweifel schon manche Neugier aufgereizt.

Nach einer lebhaften Bewegung sagte er mit „Wärme: „Alles verkündet das Daseyn eines Gottes: dies ist nicht zu bezweifeln; aber alle „unsere Religionen sind Kinder der Menschen. — „Warum giebt es ihrer so viele? Warum war „die unsrige nicht immer da? Warum will sie „alle andere ausschließen? Was soll aus den „Menschen werden, die vor ihr gelebt haben?

„Warum widerlegt eine Religion die andern? „Warum bekämpfen sie sich? Warum suchten sie „sich zu vertilgen? Warum war dies zu allen „Zeiten, in allen Ländern? — darum, weil die „Menschen immer Menschen sind, und die Priester „stets den Betrug und die Lüge einzuschwärzen „suchten. Bei alle den beeiferte ich mich, so „bald ich die Macht hatte, die Religion wieder„herzustellen. Ich bediente mich ihrer als Basis „und Wurzel der Gesellschaft. Sie war in mei„nen Augen die Stütze der ächten Moral, der „guten Sitten, der wahren Grundsätze. Und „dann, die Unruhe des Menschen ist der Art, „daß er dieses Unbestimmte, dieses Wunderbare, „das sie ihm vorhält, nicht entbehren kann. Es „ist besser, daß er es hier, als bei Cagliostro, „und Mademoiselle Lenormand (eine bekannte „Pariser Wunderhäterin,) oder bei den Wahr„sagerinnen und Beutelschneidern sucht. —

Napoleons Eisennatur.

Wer kennt nicht die große Anstrengungen, welche der Kaiser Napoleon, besonders in seinen Feldzügen, machte, und die unermüdete Thätigkeit, mit der er seine Zwecke durchsetzte? Der Graf de las Cases stellt einige Beispiele davon zusammen, welche wir hier mittheilen wollen.

Das Stärkste ist, sagt er, sein Ritt auf Postpferden von Valladolid nach Burgos zu Anfange des Jahres 1809, wo er 35 spanische Meilen in 5½ Stunde, also 7 Meilen (lieues) in der Stunde zurücklegte. Wegen der Guerillas war der Kaiser mit einem zahlreichen Gefolge aufgebrochen; bei jedem Schritte blieben Leute unter Wegs zurück und er langte beinahe allein an. Auch führt man den Ritt von Wien nach dem Sömmering (18 bis 20 Stunden) an, wo er zu Pferde frühstückte und bald darauf wieder zurück kam.

Oft hat man ihn Jagden von 38 Stunden machen sehen; die geringsten betrugen 15 Stunden. Einst langte ein russischer Courier von St. Petersburg in 11 bis 13 Tagen an und traf den Kaiser zu Fontainebleau, als er eben auf die Jagd gehen wollte. Napoleon lud ihn ein und er schlug es nicht aus; allein er fiel im Walde herab und man hatte Mühe ihn wieder zu finden.

Ich habe den Kaiser im Staatsrathe 8 bis 9 Stunden hinter einander Geschäfte verhandeln und die Sitzung mit eben so hellen Ideen und eben so feischem Kopfe aufheben sehen, als dies im Anfange der Fall war. Auf St. Helena habe ich ihn zehn bis zwölf Stunden hinter einander abstrackte Gegenstände lesen sehen, ohne daß er nur im geringsten davon ermüdet schien.

Ohne Erschütterung hat er die stärksten Stöße ertragen, welche einen Menschen hienieden nur betreffen können. Bei seiner Zurückkunft von Moskwa und Leipzig sagte er nach der Darstellung seines Unglücks im Staatsrathe: „man hat in Paris verbreitet, meine Haare seyn grau worden, aber Sie sehen, daß dies nicht der Fall ist, (indem er mit der Hand nach dem Kopfe wies) und ich hoffe noch viele andere Stöße ertragen zu können."

Der Kaiser, fährt der Graf de las Cases fort, ißt sehr unregelmäßig und im Ganzen sehr wenig. Oft sagte er, man könne von zu vielem Essen krank werden, aber nicht von zu wenigem. Er kann es 24 Stunden aushalten, ohne zu essen, bloß um die Eßlust auf den andern Tag aufzusparen. Er trinkt noch weit weniger. Er schläft sehr wenig und zu ganz unregelmäßigen Zeiten. Beim ersten Erwachen steht er auf, um zu lesen oder zu arbeiten, und legt sich wieder nieder, um von neuem einzuschlafen.

Michel.

Michel ward des alten
Pachter Martins Knecht;
Doch nach wenig Wochen
Fand er nichts mehr recht,
Kuchen mager, Butter alt,
Bette hart und Stube kalt.

Wenn die Erbsenschüssel
Auf dem Tisch erschien,
Tränkt' er seinen Löffel
Umgewendet drinn;
Und dann sprach er spöttiglich:
Klebst du dran, so ess' ich dich.

Bald des Dienens müde,
Sann er hoch umher,
Nahm ein Weib, und dachte:
Ha! nun bin ich Herr!
Doch der Junggesellentraum
Ist gar oft nur bunter Schaum!

Ach! Das eigne Tischchen,
Deckt sich nicht so leicht,
Wie's am fremden Heerde
Manchem Michel deucht;
Auch der Unsre fand um's Jahr
Diesen Spruch nur gar zu wahr;

Sehnte sich mit Schmerzen,
Aber ach! Zu spät,
Nach der Erbsenschüssel
Und dem harten Bett;
Immer größer ward die Noth
Und die Sorg' um's trockne Brod.

Nun zum alten Wirthe
Tritt er flehend ein,
Einen halben Scheffel
Erbsen ihm zu leih'n:
Jener schweigt und führet ihn
Nach der Vorrathskammer hin.

Hier am Erbsenhaufen
Steh'n sie still und stumm;
Martin vor dem Scheffel,
Kehrt die Schauffel um,
Stößt sie ein, und spricht für sich:
Klebst du dran, so mess' ich dich.

Michel weint, — der Alte,
Siehts und spricht mit Ernst:
Wohl dir, wenn du weinen
Und dich bessern lernst
Nimm die Erbsen zum Geschenk
Und sey meiner eingedenk!

Dächten alle jungen
Brüder Michels doch
An den Erbsenhaufen
Und den Doppelspruch:
Klebst du dran, so ess' ich dich!
Klebst du dran, so Mess' ich dich,

Sylbenräthsel.

Drei Sylben habe ich zu nennen.
Bei du und ich und sie, ihr, wir
Giebt sich die erste zu erkennen,
Sobald ihr sagt, sie ist nicht hier.

Wenn Rosa's Reize längst verbleichten,
Dann ruft nur Spott noch: „sie ist schön.“
Denn, will man treu die Wahrheit beichten
So muß für ist — die zweite stehn.

Die dritte (laßt das n uns streichen,
Und lesen nach Hebräer Lauf)
Löst, nie mit böse zu vergleichen,
Als dessen Gegentheil sich auf.

Ruft mir die Liebe diese dreie
Einst nach, so, wie ich sie hier gab,
O, dann entbehrt der Marmorweihe,
Und des Cypressenbaums mein Grab.

Doch weg in diesem Augenblicke
Mit Grabesstein und Trauerbaum,
Denn näher stellt dem Lebensglücke
So eben mich ein süßer Traum.

Vielleicht läßt mir nach langem Ringen,
Was tausend meiner Sorgen stillt,
Der schöne Augenblick gelingen!
Vom Ganzen ist mein Herz erfüllt! —

G. Schmidt.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 41.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 22. May. 1823.

Belohnt bin ich, belohnt! — Ich habe gesehn
Die Thräne des Christen rinnen:
Und darf hinaus in die Zukunft
Nach der himmlischen Thräne blicken! Klopstock.

Die fünf gleichzeitigen Dichter.

Fünf Strahlen sandte uns der Gott der Sonne —
Nur einer schimmmert noch im Erdenthal.
Aus jeglichem strömt für uns Freud' und Wonne.
Wer ist der Herrlichste von dieser Zahl? —
Die Antwort kann der Höhere nur geben,
Der jeden Geist erforscht im innern Leben.

Du erster Strahl, Dir blüht längst Gottes Friede,
Dort, wo Dein reines Urbild vor Dir schwebt.
Ich nenne Dich zuerst in meinem Liede,
Denn in dem Heiligen hast Du gelebt.
Und er, der Göttliche, den Du besungen,
Messias hat die Palme Dir errungen [1].

(Du heitrer Greis, wirst jenem zugezählet.
Du hast — obgleich Dein Strahl durch Nebel bricht —
Das Geist'ge mit dem Ird'schen hold vermählet,
Und Scherz mit Anmuth, Schatten mit dem Licht.
Der Sinne Zauber und des Geistes Strahlen
Entzücken uns in Deinen Idealen [2].

Du heller Strahl, der auch, gleich seinen Brüdern,
Das Nebelkleid der Erde abgelegt
Du trägst den Geist empor in Deinen Liedern —
Sie, die vom Himmel stammt, hat Dich bewegt:
Die Wahrheit, die der Gottheit Mund verkündet,
Sie hat Dein Lied zur heil'gen Gluth entzündet [3].
Du reiner Geist, den Sonnen schon verklären —
Zu früh bist Du für diese Welt entschwebt!
Des Liedes Flug trug Dich zu höhern Sphären,
Zu Sternen, wo des Himmels Jungfrau lebt.
Und wie auch dunkle Zeitenstürme wehen —
Dein Licht wird nie auf Erden untergehen [4].

Du letzter Strahl von denen, die entflohen —
Du hast des Herrlichen uns viel gewährt,
Die Unbeachteten, gleich wie die Hohen,
Vor unserm Auge durch Gesang verklärt.
Ein Meister, drangst Du in des Herzens Tiefen,
Und wecktest Bilder, die sonst ewig schliefen [5].

Ihr alle steht in höherer Bedeutung,
Ihr gabt uns Wonne, Wahrheit, Farb' und Glanz.

1) Klopstock. 2) Wieland. 3) Herder. 4) Schiller. 5) Göthe.

Ihr wandeltet in himmlischer Begleitung,
Vollendung flicht für Euch den Sternenkranz.
Man freut sich Eures Glanzes, Eurer Lieder,
Und lichtvoll weckt Ihr andre Geister wieder.

Was irdisch ist, muß sich mit Staub verbrüdern,
Der schnelle Flug der Zeiten reißt es fort —
Doch was dem Gott gehört in Euren Liedern,
Das lebt mit Euch unsterblich hier und dort.
Des Neides Dunkel kann Euch nicht verhüllen,
Denn Euer Strahl glänzt ewig fort im Stillen.

Viel wird die Saat, die Ihr gestreut, gesichtet;
Die Spreu verfliegt, der edle Saame bleibt. —
Drum prüft Euch, Ihr, die Ihr die Höhern richtet,
Ob's Wahrheit ist, was Euch zum Richten treibt.
Die Welt vergißt Euch, wenn die Lieder tönen,
Und ew'ger Nachruhm wird die Sänger krönen.

Der Winternebel sinkt, die Stürme fliehen,
Sobald des Frühlings Königin erscheint,
Ihr Lied entströmt in Himmelsmelodieen,
Die Seele jauchzt entzückt, das Auge weint.
Die Sängerin entschwebt — doch ihre Lieder,
Sie hallen ewig in der Seele wieder.

J. H.

Das große Loos

(Fortsetzung.)

Ich könnte in's Ungerland, wo der Tokaier Ausbruch wächst, ich könnte nach Frankreich, wo man die Pferde mit Wein und Coignak tränkt, ich könnte nach Spanien, wo der Mallaga und die Sekte zu Hause sind, aber, Brüder, ich bin ein redlicher Deutscher und bleib' im lieben Vaterlande. — Daß ich jetzt — ein Vierziger — nicht erst anfangen werde um das Weibervolk zu schwänzeln und zu kratzfüßeln, das werdet Ihr mir wohl nicht verdenken. Auch das, was Ihr etwa „sich zur Ruhe setzen" nennet, ist nicht meine Passion. Ich will keine Ruhe, ich will Unruhe, Leben, Genuß und Abwechslung. Darum — Ihr Brüder — will ich Deutschland durchziehen mit meiner freien, lustigen Seele — als Naturforscher, als Philosoph, ich will kritische Versuche anstellen über die in Deutschland vorhandenen Biere, Doppelbiere, Weinkeller und Branntweinbrennereien, und diese Versuche sollen nicht etwa — wie in einer trüglichen Encyklopädie für Künstler, aus falschen Rezepten zusammengeschrieben seyn, so daß kein Mensch daraus klug wird — nein! — selber will ich sie machen, so daß es einem jeden Andern ganz leicht seyn soll —

Das Seinige zu vertrinken, wie Du — unterbrach ihn der Zwickauer. Mensch, werde doch einmal vernünftig!

Denkst denn Du, versetzte der Schlosser: daß Du vernünftig bist, Du ehrbare jämmerliche Alltagsperücke, mit Deiner weinerlichen Liebe, die mir gerade vorkommt, wie ein schaler Trunk schlechten Bieres?

Vernünftiger bin ich und rechtlicher, als Du, eiferte Gottlieb: denn in Kurzem bist Du und der leichtsinnige Schneider auf dem Hunde.

Höre, erwiederte der letztere und der Schlosser: nun ist's genug, laßt uns nicht in Unfrieden und Hader scheiden. — Hat doch jeder seinen eigenen, freien Willen, und ist nicht des Menschen Wille sein Himmelreich? — Nach Italien zieh' ich! rief der Schneider. Und ich durch's liebe Deutschland! endete der Schlosser: und damit Punktum.

Nun wohl, so zieht! entgegnete der Zwickauer: aber laßt uns feierlich versprechen, uns gegenseitig zu helfen, wenn wir in Noth sind.

Ja, das wollen wir! riefen Alle, und legten schwörend die Hände in einander.

Und jährlich laßt uns am Bartholomäustage, dem Gedächtnißtage unseres heutigen Abschiedes, briefliche Kunde geben von uns, wo wir sind und wie es uns geht und zwar hierher, an den Ankerwirth, der soll's bestellen an jeden,

und über zwei Jahre, am Bartholomäustage, müssen wir uns hier wieder in Person zusammen finden.

Topp und Amen! so soll's seyn! riefen Alle, und nun wurde das Valet getrunken, die drei Brüder gaben sich nochmals herzlich die Hand, schnürten ihr Ränzel und zogen aus, der eine hierhin, der andere dorthin.

Bruder Gottlieb aber hatte sein Geld bei einem Handelshause niedergelegt, sichere Wechsel auf Z... genommen und fuhr mit dem zagenden, liebenden Herzen, voll Sehnsucht, im Postwagen zum Thor hinaus.

Wie lang wurde ihm die weite Reise, und doch auch wieder wie bangte ihm vor der Ankunft am Ziele, wo wahrscheinlich eine traurige Entwickelung seines Schicksals ihn erwartete. — Wahrlich, man kann es ihm nicht verdenken, daß, je näher er der ersehnten Gegend kam, je unruhiger ihm das Herz klopfte und daß er in Angst, das Schreckliche zu hören, nirgend fragte nach Meister Engelmann und seiner lieblichen Tochter.

Endlich, an einem schönen Herbstabende, streckten sich vor ihm aus dem dämmernden Nebel die stattlichen Thürme des königlichen Z... Lebendiger ward's auf der Heerstraße. Karossen rollten und geputzte Fußgänger kehrten heim vom Spaziergange. Schon hörte er die Thurmuhren schlagen, näher und immer näher kam er dem Gewimmel der volkreichen Stadt und endlich, endlich war er am Thor, da stieg er vom Wagen, nahm sein Ränzel auf den Rücken und wanderte ein. Mechanisch trugen ihn die zitternden Füße stolpernd durch die Gassen hin nach dem Orte seiner Liebe, hin in die Strasse, wo Meister Engelmann wohnte. Schon war's dunkel. Da stand vor ihm das Haus, wo sie lebte, die, für die er ja jetzt gern das eigene Leben gegeben hätte, aber Alles war todt und still in dem weiten Gebäude, in keinem Zimmer war Licht. Er klinkte an der Hausthür, sie war verschlossen, er zog an der Klingel, nichts regte sich. Endlich zog er stärker und aus einem kleinen Seitenfenster streckte sich ein widerliches Altweibergesicht und fragte mit grölzender Stimme, wer da sey und so ungebührlich lärme.

Ein Fremder! war die Antwort. Wo ist Eure Herrschaft;

Alles ist in der Weintraube zur Hochzeit. — Kommt morgen wieder! — krähete die Alte und schlug das Fenster zu.

Wie ein Blitzstrahl war es vor dem Armen niedergefahren und kaum hatte er Kraft sich aufrecht zu erhalten. Wankend schritt er weiter zur Herberge. Da mußte er vor der Weintraube vorbei. Schon von fern sah er alle Fenster hell erleuchtet, von fern schon das Gewimmel des Straßenpöbels und entgegen jubelte ihm der lustige Reigen.

Was giebt's hier? fragte er vor dem Hausthore. Hochzeit, war die Antwort. Der Gastwirth hat die Jungfer Engelmann geheirathet! — und in dem Augenblicke flog oben am offenen Fenster Marie vorüber im wirbelnden Tanze, köstlich geputzt und mit Blumen geschmückt.

O, so fahre nun auf ewig hin, frohe Lebenshoffnung! jammerte der Unglückliche mit Thränen.

O, daß ich gerade zu dieser Stunde hier seyn muß, o warum nicht einen einzigen Tag früher, warum nicht lieber niemals, und so wankte er mit zerrissenem Herzen in die Herberge. Kein Trunk, kein Bissen kam über seine Zunge, keine Frage, kein Wort aus seinem Munde, kein Schlaf in seine Augen, aber mit der frühen Morgendämmerung der Entschluß, noch einmal das Haus, wo sie gewohnt, noch einmal seine

geliebte Werkstatt zu sehen, und dann weiter zu ziehen nach Zwickau, wie er sich vorgenommen.

Früh um acht Uhr schnürte er sein Ränzel und ging in demselben schäbigen Röcklein, in welchem er in die Residenz eingewandert — denn von seinem nunmehrigen Wohlstande sollte hier niemand Kunde erhalten — nach dem Hause des Meisters Engelmann. Wie er die Thür aufthat — Himmel! wie ward ihm. Marie, Marie selber kam so eben die Treppe herunter, in demselben niedlichen Morgenanzuge, in dem er sie zum erstenmale gesehen.

Erschrocken — als erblicke sie einen Geist — blieb sie einen Augenblick zweifelnd stehen, aber bald, wie sie sich vom wirklichen, lebenden Daseyn überzeugte, flog sie mit dem Freudenrufe: Ach Gottlieb, Gottlieb! an die Brust des Erstaunten.

Laßt mich —, junge Frau — sprach er, sanft abwehrend.

Ach Gottlieb ist da! Gottlieb ist da! jubelte die Freudetrunkene und stürmte hinauf zum Vater.

Nun Zwickauer! Zwickauer! rief der Vater noch oben, und eilte am Arme der Tochter herab; ist Er's denn wirklich? Nun, sey Er uns doch schönstens willkommen! Herauf mit ihm, herauf! Wo hat Ihn denn der Geier gehabt? Gottlob, daß Er da ist.

Ach Meister, entgegnete der Bestürzte: sprecht doch nicht Gott Lob! Es ist ja doch nun alles vorbei, ich ziehe weiter nach Zwickau und komme nur, meiner lieben Werkstatt und Ihm Valet zu sagen auf ewig und der jungen Frau Schwappel da Glück und Segen zu wünschen zum neuen Ehestande.

Ist Er toll, Zwickauer? sprach der Meister staunend: was faselt er da?

Nun, hat nicht Marie, entgegnete Gottlieb: Hochzeit gehabt mit dem Weintraubenwirthe?

Ah, dehnte der Meister: ist es das? Nun freilich, das ist vorbei. Hat er nicht auch Hochzeit gehabt in Leipzig? War nicht das Schwein schon im Stalle, als Er von hier weg, ging? Aber komm' Er nur herauf, Zwickauer, droben sind noch mehr Gäste und den Frühimbiß wird er doch wohl noch mitnehmen, eh' er weiter geht.

O komm, Gottlieb! jubelte Marie: komm! und am Arme des Vaters und der Tochter fortgezogen wankte er die Treppe hinauf und trat in's Prunkzimmer.

Da saß mit verklärtem Gesicht der Gastwirth zur Weintraube, auf den Marie hastig und freundlich zu sprang, ihn auf den Bauch klopfte und rief: Schwappelchen, o trautes Schwappelchen, da ist ja der Gottlieb! Auch saßen da noch ein Paar andere Menschen, auch stand vor ihnen der Tisch mit Weine, Kuchen und Braten, aber Gottlieb sah das alles nicht, er sah nur Marien und stand versteinert mit offenem Munde, wie Loth's Salzsäule.

Daß Er eben kein großes Fortüne gemacht in der Fremde, lieber Zwickauer, nahm der Meister das Wort: und bei der Heirath in Leipzig auch keine Seide gesponnen, das sieht man Ihm an den Federn an, und gelt, Er sucht das alte Futter bei Meister Engelmann? Warum plagte Ihn denn auch der Geier, daß Er ging? Was fuhr Ihm vor eine Schrulle durch den Kopf?

Ach, Meister! antwortete Gottlieb. Wozu das Gefrage? Was kann das Antworten nützen? Laßt mich ziehn nach Zwickau.

In Gottes Namen! lachte Engelmann: aber vorher setz' Er sich und lang' er zu. Vor allen Dingen aber mach' Er der respektablen Gesellschaft sein Compliment, wie sich's gebühret. Sieht Er, das da ist Vetter Schwappel, der

Gastwirth zur Weintraube, das da ist Frau Muhme verehelichte Schwappel seit gestern, sonst Jungfer Susanna Engelmann von Tiefenbach, das da — —

Wa — wa — was? stotterte der Zwickauer: das ist die junge Frau? Meister, um Gottes willen, das also ist die Frau des Herrn Gastwirths seit gestern, und nicht Marie?

Ach was, Marie! entgegnete Engelmann. Thu' auf die staarblinden Augen, Du unglücklicher Zwickauer! Marie war nur die Freiwerberin und hat nun richtig den Kuppelpelz. Als Er zu mir kam in Arbeit, Zwickauer, da war ja eben Marie zur ersten freundlichen Eröffnung in Tiefenbach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Paar seltsame Criminalfälle.

(Beschluß.)

In einem feuchten, finstern Kerker, in den kein Strahl des Tages zu dringen vermochte, auf fauligtem Stroh und bei Brod und Wasser brachte der Beklagenswerthe sechs volle Monden hin, ein Zeitraum, der dem Glücklichen kurz scheinen wird, der sich aber für einen so Unglücklichen fast zur Ewigkeit ausdehnt. Kein Wort des Trostes und menschlicher Theilnahme drang an sein Ohr, denn keinem fühlenden Wesen war der Zutritt zu ihm gestattet, und so versank er bald in einen Zustand von Dumpfheit, der ihn fast gleichgültig gegen seine namenlosen Leiden machte und worin er Gott um nichts weiter mehr zu bitten hatte, als um eine baldige Befreiung durch den Alles lösenden Tod. Nur der Gedanke stand fest vor seiner Seele, sich auch durch die grausamsten Qualen nicht verleiten zu lassen, durch ein falsches Eingeständniß Weib und Kinder mit in seine unverdiente Schande zu ziehen, und dieses sah er als eine Sache an die ihm seine Religion auferlege und der er als Gatte und Vater sich nicht entziehen dürfe, sollten seine Leiden auch bis aufs Aeusserste getrieben werden.

Aber die Zeit der Enttäuschung für seine Peiniger war gekommen. Einige wohldenkende Bürger, gerührt dnrch seine standhaft ertragenen Leiden und an seiner Schuld zweifelhaft geworden durch das hartnäckige Verweigern eines Geständnisses, das seine Qualen eher hätte lindern als steigern können, gaben genau Acht auf das, was sich in ihrer Nähe ereignet, und bald bemächtigt sich ihrer ein gerechter Verdacht gegen die wahren Verbrecher, den sie den Gerichten mit aufklärenden Umständen anzeigten.

In N. lebte nämlich eine Schlosserfamilie, die sich durch schlechte Wirthschaft und Trägheit in große Armuth gestürzt hatte, die aber seit dem verübten Diebstahle nicht allein besser als zuvor lebte, ohne jedoch mehr als sonst zu arbeiten, sondern auch sogar alle früher contrahirten Schulden in einem kurzen Zeitraume bezahlt hatte.

Besonders zeichnete sich das Weib des Schlossers durch allerlei Schmuck und bessere Kleidung aus, und die besten Leckerbissen wurden in ihrer Küche bereitet, ohne daß sich ein Hammer in der Werkstätte regte. Der Mann, wie sein Geselle waren jeden Abend im Wirthshause anzutreffen, wo sie oft an Einem Tage mehr verthaten, als sie sonst in einer Woche in ihrer Wirthschaft verbrauchen durften.

Diese Anzeige erregte natürlich Aufmerksamkeit, und man sandte eine Magistratsperson nebst einem Gerichtsdiener in die Wohnung dieser Leute. Die erstere befragt sie, worauf sich ihr jetziger Wohlstand gründe, und erhält zur Antwort, man habe eine nicht unbedeutende Erb-

schaft in Augsburg erhoben. Als die Gerichtsperson in das Haus trat, betrachtete der Schlosser eben ein Paar silberne Schnallen und hielt einen Beutel in der Hand, worin sich bei der Untersuchung zweihundert Thaler in Gold befanden. Bei genauer Nachsuchung entdeckte man ferner einen Sack mit eilfhundert Thalern Conventionsgeld, und als man Beweise wegen der vorgegebenen Erbschaft liefern sollte, konnte man es nicht.

Die Gerichtsperson ließ ihrer Instruktion gemäß alle Bewohner des Hauses sogleich ins Gefängniß führen, und schon auf dem Wege dahin sprach sich die allgemeine Meinung gegen sie aus; indem man ihnen nachrief sie wären die wahren Räuber, nicht aber der unschuldige Friedrich M — r.

Geschreckt durch dies laute Anerkennen ihres Verbrechens, vielleicht von Gewissensbissen geängstigt, verlor der Schlosser alle seine Fassung, und gestand sein Verbrechen sogleich ein, als man ihm in den Versammlungssaal des Gerichtes führte, und obgleich sein Weib zu Anfang sich aufs Läugnen legte, diese endlich auch, da sie mit ihrem Manne und den mitschuldigen Gesellen konfrontirt wurde.

Die Sache verhielt sich folgendermaßen:

Der Schlosser hatte vor längerer Zeit dem Kaufmanne zur Aufbewahrung seiner Baarschaften, wie dies auf allen großen Comptoiren der Gebrauch ist, zwei ganz gleiche eiserne Geldkisten verfertigen müssen, und schon während der Arbeit sprach er oft mit seinem Gesellen von dem vielen Gelde, welches diese dereinst enthalten dürften; der Wunsch, sie nur Einmal zu leeren, ward in ihnen rege und brütete, unterstützt durch verbrecherische Sophismen in ihrer Seele fort.

Ein neuer Umstand mußte den Wunsch nach dem Besitze des im Kasten verwahrten Geldes wieder rege in ihnen machen. Der Kaufmann hatte nämlich wenige Zeit vor dem Diebstahl den Schlüssel zu seiner Geldkiste abgedreht, er ließ daher den Schlosser kommen und diese in seiner Gegenwart aufbrechen: beim Aufspringen des Deckels glänzte ihm nun eine Menge Gold und Silber entgegen und von nun an hatte er keine Ruhe, bis er seinen Gesellen und sein Weib überredet hatte, ihn bei der Ausführung des Raubes zu unterstützen. Um diese zu bewerkstelligen schlich er sich mit Ersterem Abends in das Vorhaus des Kaufmanns und Beide verbargen sich unter daselbst liegende große Fässer, bis Alles schlief, wo sie auf das Comptoir schlichen, das Schloß an der Thüre mit ihren Instrumenten abschraubten und es, damit man gewaltsamen Einbruch vermuthen möge, sorgfältig zerbrachen, dann mit großer Anstrengung den Kasten bis zur Thüre schleppten, die sie gleichfalls behutsam öffneten, und begleitet von dem Weibe des Schlossers, die dort ihrer harrte und als Vorhut von ihnen aufgestellt war, die Geldkiste glücklich in ihre Wohnung brachten. Es war schon drei Uhr in der Nacht, als sie dort anlangten, weil sie sich zweimal vor den Nachtwächtern verbergen und wegen der Schwere des Kastens oft ausruhen mußten. Sie nahmen gleich das Geld heraus und stellten den leeren Kasten vor ihr Bette, wo ihm am andern Morgen der frühzeitig zu ihnen eintretende Barbier stehen sah, und wo sich denn alle Nebenumstände, die er angegeben hatte, ereigneten. Von ihnen ging er zu Friedrich M — r, und das Unglück wollte, daß er beide Häuser mit einander verwechselte, als er sich des Kastens erinnerte; diese Verwechselung war um so begreiflicher, da der unglückliche Vergolder nur zwei Häuser von dem Schlosser wohnte, und einige Tage hingangen waren, ehe auf jene Umstände die Rede zwischen ihm und dem Kaufmann kam.

Kaum war der Barbier weg, so zerhackten der Schlosser und sein Geselle den Kasten und trugen die Stücke in den Fluß, auch sagte man dem Barbier die Kundschaft auf, damit er beim Eintritt in das Haus nicht seinen Irrthum gewahr werde, denn schon war der Vergolder in Verhaft genommen und sie sahen dieses seltsame Zusammentreffen als eine Gunst des Himmels an, der sie bei ihrem Raube unterstützen zu wollen schien. Merkwürdig ist der Umstand, daß das Weib des Schlossers sich gerade auf dem Markte befand und daselbst in einer Bude etwas einkaufte, als das Geschrei des unschuldig gemarterten Friedrich alle Zuhörer mit Schauder und Schrecken erfüllte. Mitleid und Begierde des Besitzes kämpften gleich stark in ihrer schuldigen Seele; aber letztere siegte, und sie sagte sich: „Besser er als ich!“ —

Sie wurden nun befragt, ob der Barbier, der offenbar einen Mitleid gethan hatte, mit ihnen einverstanden gewesen sey, aber dies läugneten sie durchaus, und so war die Schuld desselben eine unfreiwillige.

Noch in derselben Stunde verfügte sich der erste Bürgermeister in Friedrichs Kerker, um ihm, da man die zu plötzliche Wirckung der Freude für ihn fürchtete, nach und nach seine Freiheit und erkannte Unschuld anzukündigen. Der Tod seines treuen Weibes schien ihn tiefer zu erschüttern, als die Nachricht seiner Befreiung doch als ihm das versammelte Volk, das schon von allen Umständen unterrichtet war, mit Jauchzen empfing, und auf seinen Händen in die verwais'te Wohnung trug, da wirkte der zu mächtige Andrang so wechselnder Gefühle nachtheilig auf sein Gehirn — und Wahnsinn, wenn gleich milderer Art, umfing ihn für den Rest seines Lebens! Er kannte seine eigenen Kinder nicht und nannte sie nur die Kinder des unglücklichen Vergolders, ohne zu wissen, daß er selbst ihr Vater sey. Er spielte von nun an den ganzen Tag, am liebsten mit kleinem Kinderspielzeug, war sanft und gelassen und erinnerte sich seines vorigen Zustandes nicht mehr. Die Einwohner von N. ließen es ihm und den Seinigen an Nichts fehlen, und bald umfing ihn der Tod mit sanften Armen, ihn in eine Welt hinüberführend, wo der Unbedachtsamkeit nicht gestattet wird, durch Meineid, wenn auch durch unfreiwilligen, elend zu machen, noch irrenden Richtern, durch voreilige Bestrafung.

Euch aber, Ihr Richter und Machthaber, sollen diese Beispiele an's Herz gelegt seyn; das Wohl von Tausenden ruht oft in Eurer Hand, Euch ist ein schweres Amt gegeben, verwaltet es denn so, daß keine Selbstvorwürfe, die peinlichsten von allen, Euch die Stunde verbittern können, in der Ihr selbst vor einen gerechten, Alles durchschauenden Richter zu treten erwarten müßt!

Amalie Schoppe,
geb. Weise.

Die Rheinflöße.

So mancher reist Hunderte von Meilen weit, um fremder Länder Merkwürdigkeiten zu beschauen, und ahnet nicht, daß sein Vaterland Dinge darbietet, die sich mit dem Bewundernswerthen jeder Gegend messen können, weil sie es vielleicht noch übertreffen. Dazu gehören ohne allen Zweifel die Rheinflöße. Es ist gewiß eine große und kühne Unternehmung um die Erbauung eines solchen Floßes und die Speculation auf den dabei herauskommenden Gewinn. Größe eines solchen Floßes; Capital, das im Holze desselben steckt; Menschenzahl, es zu len-

ken, und nach Holland, seinen Bestimmungsort, zu bringen; Lebensmittel und Sold für diese Menschen, und Zölle, alles setzt gleich sehr in Erstaunen.

Man denke sich eine schwimmende Holzinsel von 1000 Schritten Länge, von 80 bis 90 Fuß Breite, worauf 10 bis 13 geräumige Hütten, einer Zahl von 4 bis 500 Arbeitern Wohnung geben; wo 4 bis 6 Ochsen immer eingestallt sind, um diesen Menschen frisches Fleisch zu geben, während ihnen 40 bis 50,000 Pfund Brod, 15 bis 20,000 Pfund gesalzenes, und gegen 1000 Pfund geräuchertes Fleisch, nebst 30 bis 40 Malter Gemüse, 10 bis 15,000 Pfund Butter und eben so viel Käse zur andern Nahrung dienen, und 5 bis 6000 Ohm Bier, 3 bis 4 Stückfaß Wein ihre Kehle anfeuchten sollen; man denke sich dazu nun noch eine Herrenhütte, die es allenfalls wohl an Luxus und Bequemlichkeit im Innern mit jeder Admiralitätscajüte aufnehmen kann; und dann frage man sich, ob so Etwas nicht zu den ersten Merkwürdigkeiten unsers Vaterlandes und Europa's überhaupt gehöre.

Vom Capital war die Rede, das in einem solchen Floße steckt. Wie groß dieß sei, kann man allenfalls ermessen, wenn man nur hört, daß von Andernach an, wo diese Flöße aufs dauerhafteste aus den vom Main, der Mosel und andern Flüssen herkommenden kleineren gebildet werden, bis nach Holland hinunter, gegen und über fl. 30,000 Zoll bezahlt werden müssen; daß allein der Steuermann bis Düsseldorf, und von da bis Holland hinunter gegen fl. 1000 kostet; daß eben so viel die 6 bis 7 Steuerknechte erhalten, und eben so die übrigen 4 bis 500 Arbeiter nichts weniger als schlecht bezahlt werden. Zu einem Floßhandel, heißt dort das Sprichwort, gehören 300,000 Thaler; 100,000 sind im Walde, 100,000 im Wasser, und eben so viel in den Unkosten.

Ein solches Floß zu steuern und auf dem mit Untiefen, Inseln, Brücken, Schiffmühlen, Krümmungen ꝛc. so reichlich ausgestatteten Rheine glücklich hinab zu geleiten, erfordert allerdings eben so viel Kenntnisse als Muth; und daher thut sich auch ein solcher Steuermann auf seine Kunst so viel zu gute, als sein Amtsbruder auf dem größten Orlogschiffe. Noch vor 40 Jahren war nur eine einzige Familie, die eines gewissen Jung, in dieser Kunst eingeweiht; und noch jetzt ist sie nicht sehr verbreitet. Daher der enorme Preis für diese Reise.

Ueberhaupt hat das Lenken, Landen, Anhalten, Leiten eines solchen Floßes, wegen der Größe, Schnelligkeit der Bewegung ꝛc. mehr Schwierigkeiten als man sich denken kann; und darum sind auch eine Menge Dörfer, deren männliche Bewohner bloß von Jugend auf als Arbeiter für diese Flöße leben, die im Februar nach der Mündung des Mains, Neckars, Moselflusses gehen, um dort die kleinen Flöße zu binden, und dann mit einem großen nach Holland fahren, wo sie im Spätherbst zurückkehren, und ihren Frauen, die indessen das Feld besorgten, das baar verdiente Geld mitbringen. In manches Dorf kommen, da sie gut bezahlt werden, wohl fl. 30,000 jährlich. Von Neuendorf, nahe bei Coblenz, weiß man das gewiß.

Wie jedes Gewerk seine Terminologie hat; so hat auch diese Sippschaft die ihrige. Der Steuermann commandirt hier nicht: Rechts! oder: Links! Nein; er ruft: Hessenland! oder: Frankreich! Man ruft hier nicht: Zum Essen! Nein; wenn Alles klar (d. h. fertig) ist, dann ruft der Steuermann: Packholz überall! ꝛc — Die meisten dieser Ausdrücke sind verdorbene holländische Wörter.

Der Stapelplatz alles Holzes in Holland ist Dortrecht. Was Memel für diesen Handel im Nordosten Europa's ist, das ist Dortrecht für den Nordwesten. Alle sechs Wochen sind hier grosse Holzverkäufe, und auf einer Börsenauction gehen hier oft viele tausend Stämme weg. Was in Jahrhunderten im Spessartwald, auf dem Hundsrück, Schwarzwalde verborgen aufgewachsen ist, hat hier endlich sein Ziel erreicht, und erwartet nun die zimmernde Axt, um in anderer Form zu nützen, und zu vergehen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 40.

Erwartung.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 42.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 25. May. 1823.

Zur Rechten wallet in des Urlichts Glanz
Der Lebens-Engel, schaffend zu erscheinen; —
Zur Linken beut dem Seligen und Reinen
Der Todes-Engel der Vollendung Kranz.

Am Sarge.

Warum erwachet der Schlafende nicht?
Siehe, sie haben die Händ' ihm gefaltet
über der Brust und die Wang' ist erkaltet,
Bläße der Lilien färbt das Gesicht.

Wird dieses Auge nicht fürder erhellt?
Nicht von den Stralen, den Morgen entzündend?
Nicht von den Kerzen, die Trauer verkündend,
aufwärts und abwärts zur Seite gestellt?

Immer noch ist es die Form und der Zug
männlicher Würde und festen Gepräges,
wie er am Ziele des dornigen Weges
schwer sie errungen und sieghaft sie trug!

Ob auch der Tod die Gestaltung versehrt,
Hat er die Falten der Stirne geglättet.
Leben vom irdischen Tode gerettet
wird zur vollendeten Dauer verklärt.

Ach, seiner wartet ein mildes Gericht!
Thränen der Freunde ihm fließen, ihm danken
Stimmen geretteter Armen und Kranken,
Thränen und Stimmen, die Keiner besticht!

Doch bleibt der Liebe die Frage vergönnt:
Wohin entschwand dieses geistige Wesen,
als es, vom Tode für's Leben genesen,
sich von dem Erdegefährten getrennt?

O daß die Scheidewand immer besteht
zwischen dem Hierseyn und Dortseyn gezogen!
Sternen umrauscht von der Ewigkeit Wogen
naht sich nur zögernd der Erdenplanet!

O daß die Scheidewand immer besteht,
zwischen dem Hierseyn und Dortseyn gezogen!
Doch ward, sie einend im stralenden Bogen,
für uns die Brücke der Hoffnung erhöht!

Jenseit der Brücke sind Pfade gebahnt!
Sie die zunächst ihren Lieben entrissen
ahnten wie wir; sie erkennen und wissen!
Wir auch erkennen einst was wir geahnt!

Arthur vom Nordstern

Das große Loos

(Fortsetzung.)

Ach und darum, ja darum, jubelte Gottlieb und sprang um den Gastwirth herum wie ein Böcklein: darum geberdeten sich Euer hochedelgeboren so freundlich gegen Marien. O fasse dich, Herz! — Würdigster! Gott segne doch nun und immerdar Deroselben Weintraube, Dero eigene theure Person und liebe junge Frau! Ach Verzeihung, tausendmal Verzeihung für die ungebührlichen Reflexionen und Redensarten über Sie und Deroselben Westengegend, welche ja doch eine höchst proportionirte und recht liebenswürdige Rundung hat. Ach ich bin ganz außer mir vor Reue und Hochachtung! O zu Hülfe ihr närrischen Possen dem gepreßten Herzen! —

Sei Er doch vernünftig, Zwickauer, unterbrach ihn der Meister: und seh' Er um sich. Hier sitzt ja auch der jungen Frau Mutter, meines seligen Bruders Wittib.

Aber der Zwickauer hörte und sah nicht. Er sprang und tanzte und hatte nun Mariens Hände gefaßt, und rief: O Marie, so bist Du also noch frei! — Marie, so kannst Du Dich doch freuen, daß der arme Gottlieb wieder da ist?

Ach Gottlieb, flisterte die Holde: ich sollte mich nicht freuen, daß der Verlorne wieder gefunden ist? Du, mein Lebensretter!

Und wär' es wirklich kein Traum, fuhr der Hochentzückte fort: wärst Du wirklich dem armen Gottlieb gut gewesen, könntest Du noch jetzt — o Marie —

Mach' das mit meinem Vater aus — unterbrach ihn leise die Jungfrau und sah glühend wie das Morgenroth zur Erde.

Was ist da auszumachen! herrschte der Meister: Sitzt er denn nicht im Ehezwinger in Leipzig? Zwar haben wir! fuhr er lachend fort: lange schon erfahren, daß das nur faule Fische sind, denn gleich wie Er fort war, schrieben wir nach Leipzig; aber hat Er's uns nicht vorgefabelt zum Affront? Kann Er nicht unterdeß wirklich einen andern soliden Herzensfisch geangelt haben? — Er sieht mir ganz darnach aus.

Marie! seufzte der Geängstete: ich habe die treue, hoffnungslose Liebe für Dich in meinem Herzen herumgetragen und bin zwar arm, aber —

Warum hoffnungslose Liebe, Zwickauer? unterbrach ihn Engelmann. Freilich der Vater hätte das Kind dem Herrn anbieten und entgegen tragen sollen, nicht wahr? um die Comödie von der verkehrten Welt recht ordentlich aufzuführen? — Hat Er denn selbst dem Vater schon etwas von seinen hochtrabenden Ideen gesagt? denn das sieht Er doch wohl ein, daß Meister Engelmann sein einziges Kind nicht dem ersten besten Hasenfuße geben konnte, der nichts ist und nichts hat? Aber bei Ihm war das freilich eine andere Sache: Er hat Batzen.

Also wißt Ihr's schon? rief Gottlieb.

Was sollten wir nicht! entgegnete der Meister: Liegen doch die fünfhundert Dukaten, die ich Ihm bei seinem Abschiede als kleine Abfindung auf meine große Schuld zahlen wollte, und die Er so schnöde zurückgewiesen, noch unangebrochen dort im Schranke für Ihn aufgehoben. Und hier, Zwickauer, hier hat Er sie, nehm' Er! Es ist sein theuer erworbenes Eigenthum und kein Pfennig daran geschenkt. Nun ist Er ein Batzenmann und kann schon ein Wort wagen. — Mit funfzehnhundert Thalern hat man einen schönen Anfang und Meister Engelmann wäre ja nicht gescheut, wenn er den Silberfisch aus dem Garne ließe.

O mein edler Meister: rief der Ueberraschte mit Thränen: Ja nun nehme ich Sein Geld, nun trete ich mit der milden Gabe seiner Großmuth hier im Angesicht dieser theuern Menschen

vor Ihn hin und frage Ihn ehrerbietig, ob der arme Zwickauer hoffen darf auf seine väterliche Liebe.

Mach' dem Reden ein Ende, Gottlieb, erwiederte der Meister mit unterdrückter Rührung: und setz' Dich vor allen Dingen zu uns. Du siehst mir nüchtern aus wie eine schale Leichenpredigt, darum iß und trink. Nimm das fröhliche Glas, über das andere wollen wir schon noch weiter sprechen.

Ja, meinte der Zagende: daß mir's so ginge, wie in und nach meiner Krankheit. — Hattet Ihr nicht da auch beide das Weitere aus der Sache zu reden versprochen, wenn ich gesund seyn würde, und habt Ihr nicht damals, daß Ihr's nicht thatet, mich in Verzweiflung gestürzt?

Wer hat Ihn denn geheißen zu verzweifeln? — Was war denn da weiter zu reden, strafte der Meister: die Sache war ja abgethan, und daß wir doch unmöglich von selbst sprechen konnten; „Vortreflicher Herr Gottlieb, sey Er doch so gut, seine Sache anzubringen;" das sieht Er doch wohl selber? Ja es schien uns, da Er immer noch stille schwieg, daß Er Mucken habe, und darum wurden auch wir einsylbiger.

Aber warum denn, o Marie, fragte Gottlieb: warum behandeltest Du mich an dem bewußten Sonntage und nachher so schnöde?

Warum? nahm der Vater das Wort: o schweige Er mir doch ja von dem Sonntage! Ist es wohl fein und ehrbar, sittige Jungfrauen zu belauschen, wenn sie sich ankleiden und sie zu überfallen im Schlafzimmer? — Sieht Er, Gottlieb, hätte ich Ihn bei dem Diebegange geattrappirt, so lieb ich Ihn habe, ich hätte Ihm den Hals umgedreht. Konnte Er nach diesem wohl erwarten, daß eine ehrliebende Dirne auch nur das Auge zu Ihm aufschlagen würde?

O Himmel! so löset sich denn alles zu meinem Glücke! rief der Zwickauer. O verzeihet, Ihr edlen Menschen, was ich gegen Euch verschuldet, rasende Liebe und Eifersucht trieb mich aus diesem Himmel, und ach! — Marie, wie hab' ich Dich noch beim Abschiede gekränkt. O vergieb Marie, vergieb, daß ich nicht wenigstens den Zehrpfennig nahm, den mir Deine Liebe noch zuletzt anbot.

Gottlieb, entgegnete die Gute, und legte die Hand auf seine Schulter: o hättest Du's gethan! — es war kein Geld, was ich Dir geben wollte, es war das Geständniß meiner — ach, Du weißt's ja nun. Aber Du stürmtest fort in toller Blindheit und ich war in Ohnmacht dahin gesunken. — Wohl schrieben und forschten wir nach Dir drei lange Jahre, aber niemand gab Kunde von Dir. Der ehrliche Vetter Gastwirth, von dem die Kraftsuppen in Deiner Krankheit kamen, fragte wohl sorglich jeden Fremden nach Dir, aber umsonst.

Ja, — nahm der Gastwirth das Wort: — und daran, daß ich meine Susanna so spät heimgeführt in die Weintraube, ist Er auch schuld. Denn unsere Hochzeiten sollten an einem Tage seyn. Aber nun ging's doch nicht mehr länger, — und länger konnte ich nicht mehr warten; aber wahrlich, Zwickauer, die Thränen, die noch gestern geweint worden, hat Er auf Seiner Seele!

Ja, versicherten die Frauen: die Jungfer Muhme war ordentlich melancholisch.

Nun, so bin ich denn, rief der Glückliche: gänzlich vom Satan verblendet gewesen. O verzeihet, nehmt mich auf unter Euch, Ihr Herzlieben! Ich will Eure Treue vergelten und mit Euch ja nun leben und sterben! —

Vor der Hand eß' und trink er mit uns! — fiel der Vater ein: und auf den Abend sind wir

Alle und noch mehr gute Freunde in Lindenruh, da wollen wir lustig seyn. Von Seinen Mitgesellen ist freilich keiner mehr in der Werkstatt, aber Er muß sich auch ohnedem nun zu den Meistern halten, denn bald wird Er's ja doch selber seyn, und Morgen mag Er Sein Meisterstück anfangen. Daß Er auf den Abend etwas reputirlicher in honetter Gesellschaft erscheint, das soll Deine Sorge seyn, Marie.

O laßt mich stracks in meine Bodenkammer führen, bat der Entzückte: weiter ist nichts nöthig; aber bald, lieber Vater, bald.

Mit nichten, antwortete der: mit nichten, mein Sohn! Auf dem Boden mögen unsere Gesellen und Jungen herbergen. Du ziehst in die blaue Stube. Marie, führe ihn hin; ich weiß zwar, Du thust's ungern, aber Du muß einmal in einen sauern Apfel beißen.

Und am Arme der Liebe dahin flog mit seinem Ränzel der selige Zwickauer.

In der blauen Stube, in den ersten heiligen Augenblicken des erlaubten, ersehnten Alleinbeisammenseyns, schlossen sich die Liebenden fest in die zitternden Arme. Was Worte nie sagen, das sagten nun die langen, seelenvollen Küsse und nur des Vaters Ruf unterbrach endlich die stumme Seligkeit.

Da wurden aus dem Felleisen hervorgelanget die stattlichen Festkleider und das saubere Linnen, und bald stand der arme Schreinergeselle, in einen Herrn verwandelt vor dem Spiegel, steckte das theure Briefstein an Wolf Oppenheimer, den Bankier, zu sich und eilte wieder zur Gesellschaft.

Die traute ihren Augen nicht, der Gastwirth ließ vor Schreck den Hühnerflügel fallen, der eben die Reise zu seinem Munde angetreten, der Meister rief, in die Hände schlagend: Zwickauer! wie kommt Er mir denn vor? Ist Er's denn, oder ist Er's nicht? und Marie sah hocherglühend zur Erde, die andern Frauen aber mit Wohlgefallen auf den schlanken, geputzten Gesellen.

Bravo! fuhr der Meister fort: bravo, Zwickauer! Es ist ein Wunder geschehen, merk' ich, Er ist solide geworden und hat das Seinige zu Rathe halten gelernt. Prächtig! Und so wollen wir heute schon Mariens Geburtstag feiern, der erst morgen ist. — Gottlieb, Du sollst leben, Marie, Du sollst leben! und Ihr alle, meine lieben Freunde, sollt leben! Vivat! Vivat! riefen Alle, und lustig klangen die Gläser.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Bruchstücke aus der Geschichte des Bremischen Theaterwesens.

Mittelst eines Rathsbeschlusses vom 6ten April 1688 ward den Commödianten von der Bande Ihro Churfürstl. Durchlaucht zu Sachsen die Erlaubniß verstattet, hier zu agiren; doch unter den Bedingungen, daß sie vorab, wie und was sie agiren wollen, examinirt werden, daß sie keine obscöna darin meliren, und daß die Herrn des Raths frey seyn sollen.

Im Jahre 1718 hatte der Rath verboten, die Commödianten zu besuchen: Allein das Collegium Seniorum stellte dagegen vor, daß ein solches Verbot gegen die bürgerliche Freyheit streite.

Bis zum Jahre 1745 wurde die Erlaubniß eine Schaubühne zu errichten, allen denen abgeschlagen, welche darum ansuchten.

Man kann sich einen Begriff von dem Werthe der Schauspieler früherer Zeiten aus der Bittschrift vom J. 1699 einer Catharina Elisabeth Veltheim machen, welche die Direction über die Königl. Pohlnische und Churfürstl. Sächsische Hof Schauspieler Gesell-

schaft führte: Sie bat: Daß Ampl. Senatus ihrer Compagnie, welche aus lauter wackeren, wohlstudirten Leuten bestehe, ihre christlichen und honetten Commödien aufzuführen, verstatten möchte, indem sie versprach, in denselben nicht die geringste Aergerniß zu geben, auch in dem Preise die Spectatores nicht zu übersetzen; auch den dieser Stadt bedürftigen Armen davon etwas mitzutheilen sich nicht weigern; sondern vielmehr in einer honetten Commödie und Historie erbauen werde.

Ihr Gesuch ward ihr indessen abgeschlagen; so, wie im J. 1730 den Braunschweigischen Hof-Commödianten; obgleich diese ein Vorschreiben vom Herzoge von Braunschweig brachten und in ihrer Bittschrift versprachen, daß keine der Piecen, welche sie aufführen wollten, das geringste Scandalum in sich fassen sollte; daß sie sich aller biblischen Stücke enthalten wollten, und, daß sowohl A. Senatus als die löbl. Bürgerschaft mit ihnen content seyn würden.

Im J. 1739 ward die Direktion einer Schauspieler Gesellschaft, Friederike Caroline Neuberin mit ihrem Gesuche abgewiesen. Sie sagte in ihrer Bittschrift: Alle unsre Lust- und Trauerspiele sind nach den vernünftigsten Regeln eingerichtet, von allem unerlaubten Scherz und unehrbaren Reden gereinigt: Es herrschen weder der unnatürliche Harlekin, noch der grobe und unfläthige Hanswurst darin. Alles ärgerliche und zweydeutige wird mit der größten Behutsamkeit verbannt und die Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, welche in der Vorstellung als Künstler zu betrachten sind, befleißigen sich sowohl auf, als ausser der Bühne eines schuldigst sittsamen Wandels.

Diese Neuberin war die Beförderin des guten Geschmacks auf dem deutschen Theater. Sie verabschiedete zuerst den Hanswurst; verbannte die extemporirten Stücke und verringerte bey ihrem Theater die erbärmlichen sogenannten Haupt- und Staats-Actionen. Sie gab vorzüglich Uebersetzungen aus dem Französischen.

Erst im J. 1745 ward wieder einer Gesellschaft, welche vorhin in Schwachhausen gespielt hatte, die Erlaubniß ertheilt, in der Vorstadt, ohnweit der Bleiche des damaligen Schottherrn Wilkens, eine Bühne zu errichten. Es ward ihr jedoch nicht erlaubt vor A. Senatu in Corpore zu spielen, und es ward ihr verboten, biblische Historien aufzuführen.

Man folgte auch hier der damals sehr beliebten Unterrichts-Methode, die Schüler zur Uebung in der Declamation und in der lateinischen Sprache, kleine theatralische Stücke, oder auch nur Gespräche öffentlich aufführen zu lassen: Man wählte dazu in der hiesigen lateinischen Schule Castellionis Dialogos sacros und nachhin auch die Commödien des Terenz. Diese Uebungen begannen schon vor dem J. 1750 und dauerten biß in die 60er Jahre fort.

Im J. 1762 requirirte der Herzog Ferdinand von Braunschweig den hiesigen Senat, dem Directeur der Commödie und Maskerade Josephi, welcher die Concession erhalten, in den sämmtlichen von der allirten Armee bezogenen Provinzen seine Schaubühne errichten zu dürfen, solche Erlaubniß auch hier zu verstatten; welche demselben unter der Bedingung ertheilt wurde, daß er die aufzuführenden Commödien jedesmal vorab vorzeigen; auch einmal in der Woche zum Besten der Armen spielen sollte. Der Platz zur Errichtung der Bühne ward ihm zwischen den Brücken angewiesen.

Im J. 1765 ward dem Schauspieldirektor Ackermann verstattet, im Reithofe auf dem Walle ein Theater zu errichten.

Bey dieser ausgewählten guten Gesellschaft befand sich Eckhof, der nachhin als Schauspieldirector in Hamburg durch seine großen theatralischen Talente einen ausgebreiteten Ruhm sich erwarb und in freundschaftlicher Verbindung mit Lessing und Weisse, welche durch ihre treflichen Schriften den Geschmack dafür bildeten, die deutschen Bühnen so sehr hob und veredelte.

(Der Beschluß folgt.)

Das Bettelweib von Locarno.

Am Fuße der Alpen, bei Locarno im obern Italien, befand sich ein altes, einem Marchese gehöriges Schloß, das man jetzt, wenn man vom St. Gotthardt kommt, in Schutt und Trümmern liegen sieht: ein Schloß mit hohen und weitläuftigen Zimmern, in deren einem einst, auf Stroh, das man ihr unterschüttete, eine alte kranke Frau, die sich bettelnd vor der Thür eingefunden hatte, von der Hausfrau aus Mitleiden gebettet worden war. Der Marchese, der, bei der Rückkehr von der Jagd, zufällig in das Zimmer trat, wo er seine Büchse abzusetzen pflegte, befahl der Frau unwillig, aus dem Winkel, in welchem sie lag, aufzustehen und sich hinter den Ofen zu verfügen. Die Frau, da sie sich erhob, glitschte mit der Krücke auf dem glatten Boden aus, und beschädigte sich auf eine gefährliche Weise das Kreuz; dergestalt, daß sie zwar noch mit unsäglicher Mühe aufstand und quer, wie es vorgeschrieben war, über das Zimmer ging, hinter dem Ofen aber, unter Stöhnen und Aechzen, niedersank und verschied.

Mehrere Jahre nachher, da der Marchese, durch Krieg und Mißwachs, in bedenkliche Vermögensumstände gerathen war, fand sich ein florentinischer Ritter bei ihm ein, der das Schloß, seiner schönen Lage wegen, von ihm kaufen wollte. Der Marchese, dem viel an dem Handel gelegen war, gab seiner Frau auf, den Fremden in dem oben erwähnten, leer stehenden Zimmer, das sehr schön und prächtig eingerichtet war, unterzubringen. Aber wie betreten war das Ehepaar, als der Ritter mitten in der Nacht, verstört und bleich, zu ihnen herunterkam, hoch und theuer versichernd, daß es in dem Zimmer spuke, indem etwas, was dem Blick unsichtbar gewesen, mit einem Geräusch, als ob es auf Stroh gelegen, im Zimmerwinkel aufgestanden, mit vernehmlichen Schritten, langsam und gebrechlich, quer über das Zimmer gegangen und hinter dem Ofen, unter Stöhnen und Aechzen, niedergesunken sey.

Der Marchese erschrocken, er wußte selbst nicht recht warum, lachte den Ritter mit erkünstelter Heiterkeit aus und sagte, er wolle sogleich aufstehen und die Nacht, zu seiner Beruhigung, mit ihm in dem Zimmer zubringen. Doch der Ritter bat um die Gefälligkeit, ihm zu erlauben, daß er auf einem Lehnstuhl in seinem Schlafzimmer übernachte; und als der Morgen kam, ließ er anspannen, empfahl sich und reiste ab.

Dieser Vorfall, der ausserordentliches Aufsehen machte, schreckte auf eine dem Marchese höchst unangenehme Weise mehrere Käufer ab; dergestalt, daß sich unter seinem eigenen Hausgesinde, befremdend und unbegreiflich, das Gerücht erhob, daß es in dem Zimmer, zur Mitternachtsstunde, umgehe; er, um es mit einem entscheidenden Verfahren niederzuschlagen, beschloß, die Sache in der nächsten Nacht selbst zu untersuchen. Demnach ließ er, beim Einbruch der Dämmerung, sein Bett in dem besagten Zimmer aufschlagen, und erharrte, ohne zu schlafen, die Mitternacht. Aber wie erschüttert war er, als er in der That, mit dem Schlage der Geisterstunde, das unbegreifliche Geräusch

wahrnahm; es war, als ob ein Mensch sich vom Stroh, das unter ihm knisterte, erhob, quer über das Zimmer ging und hinter dem Ofen, unter Geseufz und Geröchel, niedersank. Die Marquise, am andern Morgen, da er herunterkam, fragte ihn, wie die Untersuchung abgelaufen; und da er sich mit scheuen und ungewissen Blicken umsah und, nachdem er die Thüre verriegelt, versicherte, daß es mit dem Spuk seine Richtigkeit habe: so erschrack sie, wie sie in ihrem Leben nicht gethan, und bat ihn, bevor er die Sache verlauten ließe, sie noch einmal in ihrer Gesellschaft einer kaltblütigen Prüfung zu unterwerfen. Sie hörten aber, sammt einem treuen Bedienten, den sie mitgenommen hatten, in der folgenden Nacht dasselbe unbegreifliche, gespenstartige Geräusch; und nur der dringende Wunsch, das Schloß, es koste was es wolle, los zu werden, vermochte sie, das Entsetzen, das sie ergriff, in Gegenwart ihres Dieners zu unterdrücken, und dem Vorfall irgend eine gleichgültige und zufällige Ursache, die sich entdecken lassen müsse, unterzuschieben.

Am Abend des dritten Tages, da Beide, um der Sache auf den Grund zu kommen, mit Herzklopfen wieder die Treppe zu den Fremdenzimmer bestiegen, fand sich zufällig der Hausshund, den man von der Kette losgelassen hatte, vor der Thür desselben ein; dergestalt, daß Beide ohne sich bestimmt zu erklären, vielleicht in der unwillkührlichen Absicht, ausser sich selbst noch etwas Drittes, Lebendiges bei sich zu haben, den Hund mit in das Zimmer nahmen. Das Ehepaar, zwei Lichter auf dem Tisch, die Marquise unausgezogen, der Marchese Degen und Pistolen, die er aus dem Schrank genommen, neben sich, setzten sich, gegen eilf Uhr, jedes auf sein Bett; und während sie sich mit Gesprächen, so gut sie vermögen, zu unterhalten suchen, legt sich der Hund, Kopf und Beine zusammengekauert, in der Mitte des Zimmers nieder und schläft ein. Darauf, in dem Augenblick der Mitternacht, läßt sich das entsetzliche Geräusch wieder hören; Jemand, den kein Mensch mit Augen sehen kann, hebt sich auf Krücken im Zimmerwinkel empor; man hört das Stroh, das unter ihm rauscht; und mit dem ersten Schritt: tapp! tapp! erwacht der Hund, hebt sich plötzlich, die Ohren spitzend, vom Boden empor und knurrend und bellend, gerade als ob ein Mensch auf ihn eingeschritten käme, rückwärts gegen den Ofen weicht er aus. Bei diesem Anblick stürzt die Marquise mit sträubenden Haaren aus dem Zimmer; und während der Marquis, der den Degen ergriffen, Wer da? ruft, und da ihm Niemand antwortet, gleich einem Rasenden, nach allen Richtungen die Luft durchhaut, läßt sie anspannen, entschlossen, augenblicklich nach der Stadt abzufahren. Aber ehe sie noch einige Sachen zusammengepackt und nach Zusammenraffung einiger Kleinodien aus dem Thore herausgerasselt, sieht sie schon das Schloß ringsum in Flammen aufgehen. Der Marchese von Entsetzen überreizt, hatte eine Kerze genommen und dasselbe, überall mit Holz getäfelt wie es war, an allen vier Ecken, müde seines Lebens, angesteckt. Vergebens schickte sie Leute hinein, den Unglücklichen zu retten; er war auf die elendiglichste Weise bereits umgekommen, und noch jetzt liegen, von den Landleuten zusammengetragen, seine weißen Gebeine in dem Winkel des Zimmers, von welchem er das Bettelweib von Locarno hatte aufstehen heißen.

Fündlinge.

Friedrich III., König zu Dänemark und Norwegen, schrieb gar kurz vor seinem Tode in seine Schreibtafel: „Ich war in meinem Leben

einer Raquete zu vergleichen welche angezündet augenblicks in die Luft fährt, schön und hell leuchtet. Als ich nun am Höchsten war, und mit meinem Fünklein als mit tausend Sternlein prangte, da ließ ich plötzlich ein Krachen, verschwand vor den Augen derer, die mir zusahen, fiel zu Boden, und bin zu Staub und Asche worden."

Beim Reformations-Jubelfeste zu Jena im Jahr 1718 lautete eine der Inscriptionen also:"

Zu Rom war Alles feil, Gott, Himmel, Seel' und Leib,
Und Tezel war hierzu des Pabstes Trödelweib.

(S. Würtemb. Nebenstunden. Stuttgart. 1718. S. 161.)

Ein junger Mann kam wenige Tage nach seiner Hochzeit sehr betrunken nach Hause.

Er empfand Uebelkeiten, bald stellte sich Erbrechen ein und er verlor das Bewußtseyn.

Die junge Frau, die den Grund dieser Zufälle nicht kannte, hielt ihren Mann für gefährlich krank. Schleunigst ließ sie einen Arzt rufen.

Dieser erklärte bei seinem Eintritt, nachdem er den Patienten in Augenschein genommen, verdrießlich:

„Ach! hier ist gar nichts mehr zu thun. Das Beste ist, geschwinde noch einen Geistlichen zu holen." —

Nach diesem wurde nun geschickt und er stellte sich auch eiligst ein; als er aber den Zustand des vermeintlich Sterbenden sah wurde er ungehalten und empfindlich:

Wer hat mich rufen lassen? Es scheint, als wollte man mich zum Narren haben?

„Ich," versetzte der Arzt trocken: „ich wollte nicht der Narr allein seyn."

Im Jahr 1623 spielte man zu Madrid eine Comödie vor dem Prinzen von Wallis. Um ihm die protestantische Religion lächerlich zu machen, ward ein kranker Katholik, und Protestant vorgestellt. Ersterer empfing alle Sacramente; letzterer aber nicht, daher er von den Teufeln geholt ward. Als der Katholik gen Himmel fahren sollte, ließen ihn die Engel fallen, daß er ein Bein brach. Hierüber lachte der Prinz heftig, und als er deshalb befragt ward, sagt er: „Ich lache nicht über das Unglück, sondern darum, daß die Teufel den Protestanten besser in Acht genommen haben, als die Engel den Katholiken."

Eduard Mildau.

---

* Bauern-Practick.

(bremisch Plattdeutsch.)

Dat Jan mal kummt, hier vor min Bedde;
Dat ick em gev de leste Lehr,
Sturf ick noch erst, o Jes ick wedde
Ick har kin Rue immer Er.
Röpt em, um dusend Gotteswillen!
Ick gah all bald min Athen quit;
Sitt he ock baben upper Hillen
Herdal mit em, denn noch ist Tiet" —

So rief in Todesnoth ängstlich der Bauer Jost;
Und an sein Lager schlich, sein Sohn, sein einz'ger Trost.

„Hör Jan, de Dod will mi nu faten,
Vonn unnern up fangt he all an;
Di lewe Jung mott ick verlaten! —
Och! blar doch nich min söte Jan! —
Watt is et mit uns arme Buren?

„„Im Antlitz-Schweiß iß du dein Brod!""

Schret de Pastor; he kann't asluren
He swetet nich, ward nich mal roth.
Na still! — Wo let ick die um ropen? —
Je so, et fallt mi wedder inn:
Min Jung, gah ummer sacht, denn lopen
Mackt nich so ohlt, as ick nun bin.
Un wenn up Kost und Kindelberen
Du as en Wulf so gierig geist:
Denn — Jung vergitt nich Vaders Lehren
Itt langsam, krigst dat allermeist.
Ja langsam, langsam kaue, söte lewe Jan!
Du west verhafftig nich, watt man den laten kann!

Räthsel.

In 1. 2. in der 2. 3.
Saß Nachbar Veit, beim Pachter Taube
Und sprach; ich liebe nicht wenig und 2.
Eu'r Minchen, gebt sie mir darum zur Frau
Damit ich Euch einstens 3. 1. 3.
Und Taube sprach: wohl gönn' ich Euch mein 1. 3.
Zum Eidam nehm ich gern den fleißgen Bauer;
Doch Minchen stand schon auf der 2. 1.
Und hüpft hervor und spricht
1. 2. 3. ich mag dich nicht.

— y — q —

L. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 43.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 29. May. 1823.

Wohl Tausende schlürfen der Weisheit im Schooß,
An ihren gesegneten Brüsten sich groß;
Mir sey schon die einzige Lehre genug:
Die Freuden enteilen im schnellsten Flug!

Was ist der Mensch.

Was ist der Mensch? Ein Erdenkloß!
Was Glück und Wohlstand? Seifenblase!
Heut stehst du vornehm, hehr und groß,
Und morgen liegst du auf der Nase!
Lebst heut in dulci Jubilo,
Schwelgst hoch, schnarchst unter seidnem Himmel;
Und morgen streckst du dich aufs Stroh,
Und käuest trocken Brod mit Schimmel.

Heut giebt Fortuna Rang und Stand,
Es schwappt der Freude Becher über,
Und morgen mit derselben Hand
Giebt rechts und links sie Nasenstüber;
Heut rauscht sie dich so voll mit Wein,
Daß sein dich eckelt, satter Prasser!
Und morgen ist kein Tröpfchen dein,
Kaum reicht sie dir ein Glas mit — Wasser.

So webt der Parze dürre Hand
In gute Tage dir die bösen;
Wie oft wirrt sie des Lebens Band
In dichte Knoten, nicht zu lösen;
Da macht nicht Witz, nicht Klugheit frei!
Der Tod, ein zweiter Alexander,
Schleicht endlich unvermerkt herbei,
Und haut den Knoten von einander.

Schink.

Das große Loos

(Fortsetzung.)

Aber nun erlaubt mir auch, bat Gottlieb: daß ich noch einige nöthige Gänge thue; zum Mittagessen bin ich wieder da.

Geh' und sey nicht lange, riefen ihm Alle nach und Marie begleitete ihn die Treppe hin unter.

Wohin aber ging der Zwickauer? — Das könnt Ihr errathen. War nicht, wie er so eben erfahren, morgen der lieben Braut Geburtstag? —

Aber kein Mensch erfuhr, wo er gewesen, und im Jubel seliger Lust enteilte der glückliche Tag und der Abend in Lindenruh.

Wie am andern Morgen die Familie wieder zum Frühstück beisammen war, — was keucht da mit schweren Körben die Treppe herauf, was trappelt da den Gang her mit mühsamen Aechzen?

Herein, Ihr lieben Leute! ruft Gottlieb: hier herein! und öffnet weit beide Thüren. Und herein in den Saal schleppen die vielen Träger die gewichtigen Körbe und wischen sich den Schweiß.

Was ist das? rufen Alle erstaunt: was ist das!

Aber Gottlieb nimmt die Decke weg vom ersten Korbe, zieht Marien hin und spricht: Marie! meine einzige Marie! nimm hier Dein Brautkleid zu Deinem Geburtstage. — Wie Schnee glänzt der köstliche Atlas in der holden Farbe der Unschuld der Hochentzückten entgegen. Aber wie sie ihn nun aufnimmt, wie sie nun hüpfend das schöne Geschenk den Freunden zeigen will, Himmel, was liegt denn da drunter? — Lächelnd spricht Gottlieb: Marie, das gehört mit zum Angebinde, und das in den andern Körben auch und Alles, Alles ist Dein! — Hastig greift der Meister und die Gäste in die Körbe, und was auch jeder herauszieht — es sind schwere Beutel mit Gelde.

Was ist das?! rufen Alle erschrocken.

Geld ist's! antwortete der jubelnde Zwikkauer. Dreißigtausend Thaler sind's, die ich in der Lotterie gewonnen, und die ich hier meiner lieben Braut zum Geburtstage schenke.

Ah! — Ah! — stammeln Alle und stehn, wie in starrer Verzauberung. Dreißigtausend Thaler!

O behalte Deinen Mammon! ruft Marie an Gottliebs Brust — und laß mir Dein Herz.

Aber was rasselt da vor dem Hause? was hält da vor ein niedlicher Wagen mit dem glänzenden Braunen im funkelnden Geschirr? — Vater, spricht Gottlieb: lieber Vater, das Wägelchen schenke ich Ihm zur Fahrt nach Lindenruh. Und hier — ein großes Paket öffnet sich — hier sind auch ein Paar seidene Kleidchen für die lieben Muhmen. — Stille! zieht nicht lustige Musik die Straße herauf? Was schimmert so sonderbar vor dem Hause? — Ihr könnt wetten, das ist Schwappels Präsent. — Ein prächtiger, polnischer Ochse mit sammetreinem weißen Felle, mit vergoldeten Hörnern und mit Blumen bekränzt, staunt die ihn umklingende Haydn'sche wohlbekannte Melodie zu demselben Texte an und wird dem überseligen Gastwirthe als sein geschenktes Eigenthum vorgeführt.

Die Freude, die Ueberraschung, das Treiben, das Getümmel, das Fragen, das Erzählen, male sich's ein jeder, wie er kann. — Engelmann's Haus war ein Haus des Glückes und des Jubels.

Als aber nun die ersten Töne dieser lauten und lärmenden Lust verrauscht waren, als nun das Meisterstück fertig und der Strenggeprüfte ehrenvoll eingezunftet war, als nun am Altare Herz und Herz, Hand in Hand den heiligen, ewigen Bund der Liebe beschworen, da zog die stille Seligkeit ein in Engelmann's Haus und die Tage, die Wochen, die Monate flogen dahin im Genusse niegetrübter Wonne.

Bald war ein Jahr vergangen und heran gekommen der Tag Bartholomäi, an welchen die Brüder briefliche Kunde von sich geben sollten. Der Gastwirth zum goldenen Anker aber in der Residenz hatte nur einen Brief erhalten, und zwar vom Schneider. Der Schlosser und Gott-

lieb hatten nicht geschrieben, warum? wird die Folge lehren. Zickel's Brief aber lautete also:

„Gott zum Gruß, lieben Brüder,

Gottlieb Freudenberg von Zwickau und

Hans Schwerlich von Mannheim!

Ich sitze in den Freuden des Paradieses bis über die Ohren und bedaure Euch, Ihr Armen! die Ihr keinen Sinn für das Große, Erhabene, Vornehme habt und ewig in der niedern Region der Mittelmäßigkeit bleiben werdet, trotz Eures Mammons. O dürftet Ihr nur ein einziges Mal zur Thüre hinein schauen oder durch's Fenster in den hellerleuchteten Saal, wo Euer Bruder Franz mit den Excellenzen und den Eminenzen umgeht wie mit seines Gleichen, und wo es ihm nur Pomade wäre, fünf bis sechs Herzoginnen in sich verliebt zu machen zum Rasendwerden, wenn sich's eben der Mühe lohnte. Freilich bin ich aber auch ein Mensch danach — Euch dabei im geringsten nicht zu verachten. — Aber hört, wie alles so gekommen ist.

Von Euch weg zog ich immerfort nach Süden, meinem großen Ziele zu, und hier in dem schönen, königlichen Mayland habe ich's gefunden. Hier, gleich den ersten Tag bei meiner Ankunft, lernte mich der Graf Spadefanti kennen — Brüder! ein Herr, dem die ganze Gegend rund um Cremona gehört, der in der weltberühmten Bank des ersten päpstlichen Dragoner-Regiments allein drei Millionen Dukaten auf Zinsen ausstehen und vier Kriegsschiffe zu Parma liegen hat, die jährlich für neun Mal hunderttausend Thaler Käse nach Norwegen bringen. Wunderbar führte mich das Glück zu dieser Bekanntschaft. Gleich den ersten Abend, nachdem ich gespeiset hatte, fragte mich der Wirth, ein ausgewitzter Pfifikus, der mich sehr lieb gewonnen, ob es meiner Gnaden nicht gefällig sey, ein wenig herauf zu spazieren zur noblen Gesellschaft. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen und trat in ein geräumiges Zimmer, in welchem eine Menge Herren um eine grüne Tafel saßen und spielten. Die Leute waren gegen mich ganz außerordentlich freundlich, ja einer mit einem großen Orden an der Brust machte mir sogleich Platz und ließ mich sitzen. Brüder, Ihr hättet sehen sollen, wie ich mich benahm! Ich spielte mit, als sey ich an dergleichen von Kind auf gewöhnt. Das Glück wollte mir zwar nicht wohl, ich verlor dreihundert Dukaten, aber was ich erwarb, das war mehr werth, als zehnmal so viel. Ein junger Mann vom vornehmsten Ansehn zog mich bei Seite, machte mir die größten Lobeserhebungen über meinen Anstand, nannte mich nur immer den liebenswürdigen Deutschen und bot mir seine Freundschaft an.

Brüder! das eben war der Graf Spadefanti. Den morgen darauf holte er mich zum Frühstück in sein Hotel. Ach! da sah ich zum erstenmale den glänzenden Stern meines Lebens, die Immortelle meiner ewigen Liebe, die schöne Rosa, des Grafen Schwester. Die war Euch denn gleich in mich vernarrt, ganz wie rasend. Der Bruder mocht' es wohl merken, aber er drückte ein Auge zu und ließ uns sogar, unter dem Vorwande, daß er dringende Geschäfte habe, allein. Brüder, das war der Augenblick der Gelegenheit, der, wenn er mir ungenützt entwischte, nie mehr wieder kam. Ich benutzte ihm also redlich und bald liepelten mir die allerholdesten Purpurlippen, die ich je geküßt, das: „O dolce mio tesoro!"

Ach, Ihr habt keinen Begriff von dem, was italiänische Liebe und italiänische Sprache ist! Wenn bei Euch in Deutschland unter der trüben Wolkendecke des nordischen Himmels der Hans Michel mit seiner Anne Liese die schläfrigen Grade der Liebe durchgeht, wie es im Buche

*

steht, oder das gnädige Fräulein Gans sinnend und sehnend an dem Strohhalme steht, der sie vom Herzgeliebten scheidet und den Ihr Convenienz nennt, fliegen hier die Liebenden, frei und leicht wie Libellen im heitern Sonnenscheine eines ewigen Sommertages, über Hecken, Dornen und Gräben zum fröhlichstens Lebensgenusse! Ihr habt davon gar keine Idee! — Und wie kalt und plump ist schon Eure Sprache! „O süßer Schatz!" wie ledern klingt das, da hier das einzige Wörtlein „dolce" schon den Mund füllet, wie ein reifer, saftiger Pfirsich. — Glaubt mir's daher, daß seit mich die schöne Rosa liebt, ich erst den Werth des Lebens recht kenne. Was wollen dagegen die armseligen tausend Dukaten sagen, die ich nach und nach in kleinen Geschenken meiner Herzenskönigin opferte! Aber weit bedenklicher war der große Abstand unserer Geburt. Sie, eine Gräfin, und ich, von Haus aus doch nichts weiter als ein erbärmlicher Schneidergesell! Sollte eine nähere Verbindung statt finden, die wir doch so sehnsuchtvoll wünschten; so mußte dieses Hinderniß aus dem Wege geräumt werden, und wo war dieß möglicher, als hier im glücklichen Italien, wo ein leichter Himmel die bedächtlichen Skrupel von persönlichen und wirklichen Verdienste gar nicht zur Sprache kommen läßt!

Der Graf — nun mein allerintimster Freund — nahm sich meiner mit der thätigsten Wirksamkeit an, und in Kurzem war ich durch ihn vom Fürsten von N... zum Marchese Capreoli erhoben. Es kostete lumpige tausend Dukaten und ich durfte mich noch dazu selbst bei der Sache gar um nichts mühen und kümmern. Der Graf nahm das Geld und aus seinen Händen erhielt ich mein Diplom und mein neues Wappen, nämlich im blauen Felde den berühmten tibetanischen Königstiger, von dem das Kamelhaar kommt *). Ja, bald wird mich sogar der große Orden des heiligen Zyprian schmücken. Die fünfhundert Dukaten dafür hat der Graf schon.

Ihr seht also hieraus, lieben Brüder, daß ich nun vornehm geworden, und mir darum hinfüro von Euch alle etwanige Anzüglichkeiten von „Schneidergesell" und dergleichen, so wie den Namen „Zickel" verbitte, da ich der Marchese Capreoli bin. Uebrigens aber halte ich auch hier meine Talente keineswegs unterm Scheffel verborgen. Denn auf Verwenden meines Freundes hab' ich sogar, als ich noch nicht Marchese war — nun würde sich das freilich nicht mehr schicken — auf dem großen Theater der Scala getanzt. — Brüder! den Beifall, den ich da erlanget, Euch zu beschreiben, das ist rein unmöglich. — Das ganze Haus bebte von schallendem Gelächter. Sogar Erfrischungen wurden mir auf's Theater geworfen, Aepfel und Pommesinen, von denen einige freilich etwas angebrochen waren.

Und über die Großmuth und Freigebigkeit des Grafen geht gar nichts. Er hat mir zu meinem Geburtstage ein Brillantring verehrt, den ich, seiner unflätigen Größe wegen, gar nicht tragen kann. Ich Armer, ich hatte freilich nichts als Geld, was ich ihm zu seinem Geburtstage dagegen geben konnte, aber er nahm's freundlich und gütig. Ja, was that er? — Ihr werdet's kaum glauben; er schenkte mir seine vier Käseschiffe in Parma und ließ mir sie gerichtlich verschreiben. Juchhe! wie sprang ich, als mir der Notar das Instrument eingehändigt und sich mit dem räsonablen Douceur in der Tasche zum Zimmer hinaus gedrückt hatte. Welche Feste folgten nun! Und welche neue

*) Wahrscheinlich die Kämelziege.

Freuden schuf mir mit jedem Tage das holde Geschwisterpaar, das übrigens ein Herz und eine Seele ist. Nein, wie die sich lieben, davon habt Ihr keinen Begriff, Stundenlang kann er bei der Schwester seyn, wenn ich nicht da bin, und es ist ordentlich rührend anzusehen, wie sie manchmal glühend aus einander fahren, wenn ich in's Zimmer trete. O welchen himmlischen Bund der Liebe schließen wir drei Glückliche! Aber es wird noch besser kommen, wenn die Zinsen aus der päpstlichen Regimentsbank eingetroffen sein und das unauflösliche Band der Ehe sich um mich und um meine Rosa geschlungen haben wird. Es ist daher wirklich noch ungewiß, ob ich über's Jahr zum Bartholomäustage zur persönlichen Zusammenkunft in B... eintreffen werde. Auf jeden Fall aber schreibe ich. Denn wenn auch nun schon der nähere Umgang zwischen uns aufhören muß, so verbleibe ich doch stets.

Milano,
den 16. Juli. Euer wohlaffectionirter Freund
der Marchese
Francesco Caprioli.

Ach Du armer Teufel! seufzte Gottlieb, als er dieß Brieflein gelesen. O Du verblendeter, betrogener Thor! Ueber's Jahr zum Bartholomäustage bist Du doch ganz gewiß wieder in der Residenz und hast den freundlichen Traum Deines Lebens ausgeschlafen.

Daß es so kommen würde und so kommen mußte und daß es auch bei dem Schlosser so kommen werde, der unbegreiflich verschollen war, das hatte dem nun so glücklichen Tischler in Z... von Anfang an seine Ueberzeugung gesagt, darum hatte er auch gar keine Kunde von sich gegeben, und darum kam er nun auch nicht nach B..., als auch das zweite Jahr vergangen und der zweite Bartholomäustag nun da war. Aber ein Schreiben an die Brüder von ihm lag beim Gastwirths zum goldnen Anker.

Ob sie nur kommen werden? fragte der den ganzen Tag in gespannter Erwartung und schauete fleißig zum Fenster hinaus und vor die Thüre. Die Remise war geleert zur Aufnahme der Wagen der reichen Gäste und im Stalle für ihre Pferde Platz gemacht; aber der Tag verging und kein Wagen kam, keine Pferde zogen ein.

(Die Fortsezung folgt.)

---

* Bruchstücke aus der Geschichte des Bremischen Theaterwesens.

(Beschluß.)

Nach Ackermann erhielt im J. 1780 die Abt und Wäsersche Gesellschaft die Erlaubniß zu einer Bühne. Es ward ihr folgendes Polizey-Reglement den 10ten Oct. vorgelegt:

Obgleich von selbst zu gewärtigen ist, daß bey der von E. Hochedeln Hochweisen Rath der Stadt, der Abt und Wäserschen Gesellschaft verstatteten Erlaubniß, ihre Schaubühne allhier eröffnen zu mögen, dieselbe bemüht seyn werde, in allen Stücken der hiesigen Policey-Ordnungen und einer wohlanständigen Aufführung dergestalt sich zu befleissigen, daß aller Anstoß vermieden und keinerley Beschwerde verursacht werden möge, kann man dennoch nicht entmüssigt seyn, dieselbe dahin nochmals zu warnen und anzuweisen, ins besondre aber zu deren geziemenden Nachachtung hiedurch zu verordnen, daß alle und jede zu vorgedachter Gesellschaft gehörige Personen, ohne einige Ausname.

1.) Bey den Präsentationen auf dem Theatro ihre obhabenden actionis mit gehöriger Bescheidenheit einzurichten und pflichtmäßig zu erfüllen, Fürnemlich.

2.) Bey den Tänzen sich sittsam zu kleiden und in der Ehrbarkeit zu halten:

3.) Ueberhaupt alles familiären oder verdächtigen Umganges mit jungen Leuten zu jeder Zeit sorgfältig zu enthalten.

4.) Zur rechten Stunde um 10 Uhr Abends, nach hiesigen Verordnungen in keine öffentliche Häuser weiter zu kommen, sondern in ihren Wohnungen sich einzufinden und zu bleiben.

5.) In keinerley weitläuftige Conversationes oder Ausschweifungen sich einzulassen; noch weniger dazu einige Anleitung zu geben; dahingegen eines untadelhaften Lebens und Wandels beständig sich zu bestreben haben.

Damit nun dessen allem man desto besser gesichert seyn möge wird diese Bedeutung für die ganze Gesellschaft erlassen und zugleich den Directeurs aufgetragen, den Inhalt solcher Verordnung weiter bekannt zu machen, auch durch die Unterschrift sämmtliche Mitglieder angeloben zu lassen.

Dieses Reglement ist von sämmtlichen Acteurs unterschrieben.

Als nachhin Abt die Direction des Theaters allein übernahm und im J. 1783 das Schauspiel Johann von Schwaben aufführen lies, so ward ihm, weil darin die Gräfin von Hennegau kniend vor dem Kruzifix einen schaudervollen Eid schwöret, nicht nur die Aufführung dieses, sondern aller Stücke ähnlichen Inhalts verboten.

Im November 1783 starb Abt, und ward sehr feierlich in der Kloster Kirche beerdigt. Dieses öffentliche Begräbniß machte zu dem gleichzeitigen stillen Begräbnisse des hiesigen Commendanten von Bentheim ein grelles Gegenbild und gab Veranlassung zu verschiedenen Urtheilen für und gegen diese einem Schauspieler bezeugte öffentliche Ehre, in Schlötzers Staats Anzeigen. Sogar Ifland erklärte darin bey dieser Gelegenheit seine Meynung über diesen Gegenstand und vorzüglich darüber, wie eine Regierung den Schauspielerstand heben und veredeln solle. Er hielt übrigens Abt für einen höchst mittelmäßigen Künstler, der die Auszeichnung nicht verdient hätte, die ihm nach seinem Tode hier wiederfahren sey.

In den Jahren 1775 bis 1780 wurden auf dem Auditorium des Athenaeums von den Studenten, unter der Leitung eines Geschmack- und Kenntnißvollen Lehrers ausgewählte Theatralische Stücke zum grösten Beyfalle der Zuschauer aufgeführt: Dies gab hier die erste Veranlassung zur Errichtung eines Liebhaber Theaters, welches nachhin im Anfange, der 90er Jahre von dem Baron v. Knigge, der alle dazu erforderlichen Eigenschaften besaß, bis zu einem hohen Grade von Vollkommenheit ausgebildet wurde.

Die öffentliche Schaubühne, welche nach dem Tode von Abt unter der Direction von Kessel und nachher von Dieterich in dem Zeitraume von 1784 biß 1787 keine Fortschritte gemacht hatte, blieb nun bis 1792 verschlossen, da mit Großmann ihre Verbesserungs Periode begann.

Diesem Talentvollen Schauspieler, der sich auch als Schauspieldichter vorzüglich durch die von ihm verfaßten Stücke: Nicht mehr, als sechs Schüsseln und Henriette — vortheilhaft bekannt gemacht hatte, ward die Theaterdirection auf 5 Jahre während den Monaten October, November und December, unter den ihm vorgelegten Bedingungen verstattet, und es ward zugleich einer besonderen Commission die Theater-Polizey in ihrem ganzen Umfange aufgetragen, welcher sich Großmann mit allen Mitglieder seiner Gesellschaft unterwerfen mußte. Statt der elenden Bude auf dem Reithofe, worin vorhin das Theater eingeengt war, ward nun auf dem Osterthorswalle das jetzige Schauspielhaus errichtet.

Ins Journal des Luxus und der Moden wurden damals 2 Aufsätze eingerückt; wovon der erstere eine vortheilhafte; der andre hingegen eine tadelnde Kritik dieses Gebäudes enthielt.

Die Veränderungen, welche seit dem in J. 1796. erfolgten Tode Grossmanns mit dem hiesigen Theaterwesen vorgenommen worden, und dessen gegenwärtiger Zustand sind zu bekannt, als, daß deren Erzählung noch einiges Interesse haben könnte.

Ein ächt deutsches Wort über einen falschen König.

Im Journal von und für Deuschland (1786 St. 9.) wird erwähnt, wie einst ein Perückenmacher auf den Einfall kam, sich für den König von Schweden auszugeben, und auf seiner Wanderschaft auch in Limmern bei Hannover verweilte. Es war gerade der dritte Sonntag in den Fasten, wo im Evangelium die Rede von Beelzebub ist, und die Pseudo-Majestät äußerte das Verlangen, an diesem Sonntag gerade der Predigt des Pastor Sackmann beizuwohnen, der seiner Gewohnheit nach, zu seiner Gemeinde plattdeutsch sprach. Nachdem nun Sackmann die Worte des Evangelii erklärt und gezeigt hatte, das Beelzebub nur ein Fliegenkönig sey, machte er auf den Perückenmacher folgende Apostrophe: „Seit man, mine leeven Kinner, dat kömmt mi ewen so för, as de Kerl, dei da gegen mi över in dem bluen Kleede seet, dei denkt ock, eck soll glowen, hei was de König von Schweden, un et is doch man en Perückenmacher ut Hannover. Ja, Du magst mi wohl de rechte König sien, en Fliegenkönig magst Du sien, Du dummer Belzebub! Bist Du dann herkamen, dat Du mi ollen Mann tum Narren macken wullst, so hättst Du man können to Huus bliven, Du donnerscher Haarklöver, Du!“

— s.

Fündlinge.

Als der Graf von Bückeburg zum Generalissimus der portugiesischen Armee ernannt war, lud ihn ein General des Landes zur Tafel. Während des Essens fiel ihm ein Mann in die Augen, der in völliger Uniform hinter dem Stuhle des Wirthes stand, und demüthig einen Teller unter dem Arm hielt. Der Graf bot ihm neben sich einen Platz an, doch der Geladene lehnte dieses Anerbieten mit dem Bemerken ab: er habe die Ehre Rittmeister in der Armee und Bediente seines Generals zu seyn.

So die Frage, so die Antwort.

Dem Fürsten von ** gereichte es zu einem besonderen Vergnügen, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit einen seiner würdigsten Diener, der ihm bei Gesandtschaften sehr vorzügliche Dienste geleistet hatte, lächerlich zu machen, und so die Pflichten der Erkenntlichkeit aus den Augen zu setzen, was bei einem gekrönten Haupte doppelt tadelnswerth bleibt. Einst fragte die Durchlaucht jenen Staatsmann: „ob er den Beweis führen könne, daß er kein Esel sey?“ Die anwesenden Hofschranzen belächelten devotest die in ihren Augen so witzige Aeußerung des Fürsten, durch die der Befragte keineswegs ausser Fassung gebracht ward, sondern mit Würde erwiederte: „Ueber diese Frage steht es mir nicht frei, mich bestimmt zu erklären, sondern muß ich deren Beantwortung Ewr. Durchlaucht anheimstellen, da mir oft die Ehre zu Theil ward, Dero erhabene Person an fremden Höfen zu repräsentiren.“

Wie die Afrikaner ihren Hang zum Diebstahl vertheidigen.

Man wirft den Afrikanern einen außerordentlichen Hang zum Stehlen vor. Sie entschuldigen sich darüber durch die Erzählung einer Geschichte, welche in ihrer Religion gegründet ist.

Die drei Söhne des Noah waren von verschiedener Leibesfarbe. Sie traten nach dem Tode ihres Vaters zusammen, um seine hinterlassnen Güter unter sich zu theilen. Sie aßen miteinander zu Nacht, und nachdem Jeder seine Pfeife geraucht hatte, gingen sie zur Ruhe. Allein bald erhob sich der Weiße wieder von seinem Lager, und da er seine Brüder schlafen sah, nahm er Silber, Gold und Kostbarkeiten und flüchtete sich damit in jene Länder, welche jetzt die Europäer bewohnen. Bald darauf erwachte auch der Braune, bemerkte den Diebstahl und entschloß sich dem Beispiele seines Bruders zu folgen. Er raffte die Teppiche, das Hausgeräthe und die übrigen Effekten zusammen, belud damit seine Kammeele und entfloh ebenfalls. Der Schwarze, welcher unglücklicherweise zu fest und zu lange geschlafen hatte, fand bei seinem Erwachen nichts mehr als Baumwolle, Taback und Hirsen; darüber erzürnt, schwur er, so oft sich die Gelegenheit darbieten würde, sich an seinen Brüdern und ihren Nachkommen zu rächen. Diese Rache dauert noch immer fort, die Afrikaner halten sie für gerecht und schämen sich derselben nicht.

So die That, so der Lohn.

Drei Hauptleute, die im Kriege mit ihren Untergebenen zum Heere Kaiser Karl V. übergegangen waren, erhielten von ihm die versprochene Belohnung in falschen Münzsorten. Als sie hierüber ihren Unwillen gegen ihn äußerten, erwiederte er: „Für falsches Gesindel, wie Ihr seid, habe ich nur falsches Geld."

Auch auf der Kanzel verläugnet die Wahrheit!

Der Generalsupperintendent George Nitsch in Braunschweig, zeichnete sich nicht nur durch eine edle Freimüthigkeit in seinen Predigten aus sondern wußte sie auch durch Laune zu würzen. Bei Gelegenheit als eine braunschweigische Prinzessin an den König Karl von Schweden, eine andere nach Rußland verheirathet ward, so machte Nitsch seinem Unwillen durch nachfolgende Aeußerung von der Kanzel Raum: „Meine Lieben! Die eine von unsern Prinzessinnen hat man in das Pabstthum, die andere ins Heidenthum gegeben, und ich bin gewiß davon überzeugt, wenn der Teufel die dritte begehrt, man wird sie ihm nicht abschlagen." — Nitsch erhielt unmittelbar darauf seine Entlassung.

J. R — s.

Auflösung des Räthsels in Nro. 42.

Erlaube.

* Anzeige.

Da ich jetzt meinen Verkauf von Buch-, Stein- und Kupferdruck, möglichst in allen Artikeln vollständig und vielfach vermehrt und completirt habe, als: Wechseln, Connoissementen, Frachtbriefen, Anweisungen, Vollmachten, Quittungen, Rechnungen, Obligationen, Declarationen, Designationen, Signaturen, Vignetten. ꝛc. ꝛc. ꝛc. so ersuche ich meine geehrten Mitbürger um gütige Abnahme. Ein Probebuch von allen Sachen mit beygesetztem Preise, liegt jeder Zeit zur Wahl und Einsicht in meinem Comptoir Papenstraße Nro. 22. bereit.

G. Jöntzen.

A. Hayes d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 44.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 1. Juny. 1823.

Wie erwacht aus einem schweren Traume,
Den so gern das wund' Herz vergißt,
Folg' ich Dir zu einem stillern Raume:
Engel wissen, wo der Himmel ist.

*Ueberzeugung.

Im steten Kampfe wogt der Strom des Lebens,
Es wechseln mit einander Ebb' und Fluth;
Wie sehnt der Schiffende sich oft vergebens
Nach sicherm Hafen, daß vor Sturmes-Wuth
Dorthin, zum schützenden Asyl, er fliehe,
Und sich der drohenden Gefahr entziehe.

Doch ach! Umsonst ist lang' sein banges Sehnen,
Und immer noch der Ruhe-Port nicht winkt!
Umsonst späht durch den Nebelflor der Thränen
Sein Blick, kein Dioskur herab ihm blinkt.
Und immer höher thürmt sich Well' auf Welle,
Er wähnt sich an des Unterganges Schwelle.

Noch einmal hebt das Auge erz — durchdringen
Kann es zwar nicht die Nacht voll Angst und Graun;
Doch sucht er noch mit letzter Kraft zu ringen,
Und siegender nur wird sein Gottvertraun.
„Du bist für mich, in deinen Strahlenhöhen,
Wer möchte Vater, wider mich, erstehen!“

Und schnell sich theilen vor der Sehnsucht Blicken,
Die Wolken, die den Horizont verhüllt;
Und er erschaut, mit himmlischen Entzücken,
Der höchsten Liebe, ewig-liebend Bild.
Daß ihn nicht fernes Wetterleuchten schrecke,
Glänzt hell ihm jetzt, die goldne Sternen-Decke.

Und „Wohl mir!“ jauchzet er aus freiem Herzen,
„Wohl mir, ich athme heitern Lenzes Luft!
Und mitten durch den Erdentraum voll Schmerzen,
Umwehet mich der Heimath Blüthen-Duft!
Mag gleich die Windsbraut noch mein Schiff umkreisen,
Im Hafen dort, werd' ich den Retter preisen.

E. Reindahl.

Das große Loos

(Fortsetzung.)

Endlich, am späten Abend, schlich still und bescheiden mit seinem Ränzel auf dem Rücken und im dürftigen Reiserock, ein Wanderer die

Straße daher. — Es war Hans Schwerlich von Mannheim, und fast zu gleicher Zeit wanderte auch von der andern Seite Zickel ein, eben so schäbig angethan und eben auch wie jener, das schlappe Ränzel auf dem müden Rücken, aber fröhlich und wohlgemuth.

Nun, willkommen! willkommen, Ihr lustigen Gesellen! rief der Wirth. Ei, ei, so allein? Wo ist denn die Equipage und der Koffer mit den Thalern?

Ach! rief der Schneider: das Gott erbarm! wie ich auf die Welt kam, da war ich arm, und setz' ich wieder hinaus den Schritt, so nehm' ich auch keinen Heller mit.

Da hast Du sehr recht, Bruder Zickel! rief der Schlosser. Grüß' Dich Gott, ehrliche Seele! das ist auch meine Philosophie. Im Paradiese der ersten Welt hatt' Adam und Eva ja auch kein Geld.

Wie ich merke, haben wir beide, wenn wir auf den Baum steigen, auf Erden nichts zu suchen. — Nun, schönstens willkommen! sind wir doch wieder hier. Wenigstens werden wir uns was zu erzählen haben. — Aber wo ist denn die treue Seele von Zwickau?

Die kommt nicht, antwortete der Wirth: aber hier hab' ich ein Brieflein an Euch.

Gebt her! riefen die Gesellen — und lasen:

„Gott zum Gruß, lieben Brüder, Franz Zickel von Ulm und Hans Schwerlich von Manheim. — Gern wär' ich am Bartholomäustage bei Euch, wie ich's versprochen, Ihr Guten! aber es ist unmöglich, denn ich liege krank darnieder im Spittel und sehe meinem letzten — Gott gebe seligen — Stündlein entgegen. Durch schnöden, schändlichen Betrug bin ich um alles das Meinige gekommen; aber vor zwei Jahren, als wir uns trennten, hab' ich dem Wirthe zum goldenen Anker hundert Thaler übergeben, die mögt Ihr nehmen, wenn Ihr's braucht, sie waren von Anfang an für Euch bestimmt. Ich selbst schmachte in Kummer und Elend. Könntet und wolltet Ihr mich hier besuchen, so würde es mir sehr lieb seyn, und Ihr dürftet Euch nur im Gasthofe zur Weintraube melden, wo man Euch schon zu mir führen wird. Gehabt Euch wohl und denkt mit Liebe an

Euern armen Bruder Gottlieb Freudenberg"

Also arm, krank und elend im Spittel bist Du, treue Seele? jammerten die Brüder. O so ist es denn bei uns Allen zerronnen, wie es gewonnen war! Aber wie viel schlimmer bist Du daran, als wir! denn wir sind doch wenigstens gesund.

Ja, sprach der Gastwirth: und hier sind auch die hundert Thaler, dafür könnt' Ihr Euch manchen frohen Tag machen.

Hundert Thaler! riefen die Beiden. Ja freilich dafür wollen wir uns auch wirklich einen frohen Tag machen! — Sie sahen einander an, und ohne daß es eines Wortes bedurft hätte, war es bei ihnen entschieden, welchen frohen Tag sie gemeint.

Als sie sich mit Speis' und Trank gelabt — der Wirth schüsselte ganz ordentlich auf und nahm, in Erinnerung des frühern Genusses, keinen Pfennig dafür — als sie sich satt erzählt und ausgeschlafen, schnürten sie am Morgen darauf mit liebender Eile ihr Bündel, näheten die hundert Thaler in's Rockfutter und wanderten vereint nach Z... zu Bruder Gottlieb, dem Zwickauer. Ja, sagten sie sich wechselseitig: wir wollen uns einen frohen Tag machen! Dir, Du arme, treue Seele, wollen wir Deine hundert Thaler bringen, Du wirst ihrer bedürfen. — Dir wollen wir Dein letztes Stündlein versüßen durch treue Pflege und Freundschaft.

Und so zogen die Brüder dahin den langen, weiten Weg, oft mit hungerndem, knurrenden Magen und mit lechzender Zunge, bettelnd und fechtend, aber ein unberührtes Heiligthum, die hundert Thaler, eingenäht in's zerrissene Rockfutter mit sich tragend und unter dem zerrissenen Rocke — das redlichste Herz.

O Tugend! in welche Hütten wirst du dich noch flüchten, ruft ein bekannter Schriftsteller; aber wer ruft nicht hier: Redlichkeit und Treue, wohnst du so unter armseligen Bettlerlumpen; was Wunder, wenn die Palläste und Prunksäle der Großen dir ihre Thore verschließen!

Zieht hin mit Euren schäbigen, getigerten Röcken, Ihr, von eigenem Unglücke dem Staube wieder gegeben, von dem Ihr genommen worden, — sie mögen Eurer Liederlichkeit spotten und Euch die wohlverdienten Leviten lesen, die klugen Moralisten, die im eisernen Gleise ihres Philisterlebens nie von der geraden, gewöhnlichen Straße weichen konnten; — Eure moralische Höhe zu erringen vermögen sie nicht! Ihr seyd nur ein Paar liederliche Handwerksburschen, aber Ihr opfertet Euer größtes, Euer Höchstes — eben Eure Liederlichkeit — der treuen Freundschaft. —

Auch ihnen, den Müden, streckten sie endlich im herbstlichen Abendnebel die Thürme des stattlichen Z... entgegen, und wie sie in die Weintraube einwanderten, war es schon dunkel. Kraftlos und matt sanken sie auf die Bank, aber dennoch fragten sie gleich nach dem Spittel und wollten hin, ohne sich Rast und Labung zu gönnen. Der Gastwirth hatte jedoch bereits geschickt, hielt die Wanderer mit der Nachricht zurück, der Zwickauer, der sich wieder etwas erholt, werde bald selber kommen, und es dauerte auch nicht lange, so trat er in gar armseliger Gestalt in die Wirthstube.

O willkommen, Bruder! willkommen! willkommen! jubelte es aus Aller Munde und an der Brust lag Einer dem Andern.

Wir sind nun Alle wieder arm! rief der Schneider und der Schlosser, aber Du — Gottlieb, bedarfst der Hülfe am nöthigsten. Wir haben Dein Briefchen im goldenen Anker erhalten und auch Dein Geld. Aber siehe, hier bringen wir Dir Deine hundert Thaler, und nun führ' uns nur gleich in den Spittel, wir bleiben bei Dir zur Pflege und wollen für Dich arbeiten.

O Ihr treuen Menschen! erwiederte der Zwickauer. Ja, Ihr sollt in meinem Spittel mit mir leben und nichts wird uns nun mehr trennen, als der Tod. Marsch, Ihr lustigen Gesellen! vorwärts! nun geht's in den Spittel!

(Der Beschluß folgt.)

Die beiden Raupen.

Paramythe.

Zwei Raupen trafen einst auf ihren Wanderungen zusammen. Matt und schwer wand sich eine am Boden hin, und sprach zu der jüngeren Schwester: „O du! die du noch in jugendlichem Uebermuth dein Haupt hoch trägst, wie eine Königin, und in lustigen Sätzen dahin wallst von einem Blatte zum andern, lerne von mir die kurze Dauer des Glücks, die traurige Lehre der Vergänglichkeit. Siehe, meine Kraft ist gänzlich erschöpft, und ich fühle, daß ich sterben muß! Beweine mich, du glückliche Schwester, daß ich dieses schöne Krautfeld auf immer verlassen und in Staub zerfallen soll. Wie so gerne blieb ich länger hier, wo für meine Bedürfnisse so reichlich gesorgt ist, und freute mich mit dir meines Lebens, aber mein Wunsch ist

*

vergebens, immer mehr schrumpft mein Leib zusammen, und bereitet sich zum Tode. Bald wird mein Bewußtseyn schwinden, und ich werde dich nicht mehr kennen. Traure dann an meinem Grabe, und verlasse mich auch im Tode nicht!"

So klagte die Raupe, denn das Geheimniß des Todes ist dem beschränkten Blick dunkel und fürchterlich, weil er die hohen Kräfte nicht kennt, die dereinst aus ihm geboren werden sollen.

Die betrübte Schwester aber verweilte an der Seite der Sterbenden, und tröstete sie, bis sie zum Todesschlummer dahinsank.

Mit treuer Liebe bewahrte sie nun den Sarg, den die Natur heimlich für die kleine Leiche gezimmert hatte, und verließ das Plätzchen nicht bei Tag und Nacht, und weidete dort umher, und wachte darüber mit treuem Auge. Als aber mehrere Tage vergangen waren, und sie einst nach einer finstern stürmischen Nacht an das Grab der Theuren kam, — siehe, da war es von einandergeborsten, und auf den Trümern desselben saß ein fremdes, seltsames Wesen, mit schneeweißen Flügeln, das bebte wie von leiser Wonne durchschauert, und hob versuchend die zartgefalteten Schwingen.

Wer bist du? frug die Erstaunte, die du das Grab meiner Schwester zerstörtest, und wo hast du ihren morschen Staub hingetragen?

„Gott hat ihn gesammelt und ihn aufs neue beseelt! jauchzte die Psyche. Sehe ich dich an, du armes, mir einst so eng verschwistertes Wesen, so mahnt mich's lebendig an den Traum jener Zeit!

„Beschränkten Sinnes, wie ich damals war, kannte ich kein seliger Loos als das Meine! Bitter war mir der Tod, denn ich hatte keine Ahnung von dem Zustand, dessen ich mich jetzt erfreuen darf. Aber der Todesengel, der mir des Leibes Fesseln löste, wurde mir ein Bote des Heils, des unaussprechlichsten Glückes. Noch habe ich keine Worte für das, was mich mit so seliger Ahnung erfüllt! Mir ist, als wäre die ganze Welt mein, als dürfte ich mich mit den Düften der Blumen, mit den Wellen des Aethers nun aufs innigste vermählen!"

So sprach der Schmetterling und entfaltete in seliger Hoffnung zum erstenmal der Schwingen glänzende Pracht. Mit leichtem Fluge stieg er empor, und theilte die Luft mit seinen weitausgebreiteten Flügeln.

Die Raupe aber kehrte das geblendete Auge zu Boden, sie vermochte es nicht das süße Wunder zu fassen. Als aber der Todesengel auch zu ihr trat, da erwachte das holde Bild noch einmal lebendig vor ihren Sinnen, und sie trauerte nicht, und bereitete sich still und hoffend zu dem geheimnißvollen Schlummer.

Agnes Franz.

Kalmückische Gesandtschaft in St. Petersburg.

Im Jahre 1719 schickte der damals souveraine Kalmückenfürst, Buslugan, eine Gesandtschaft nach St. Petersburg, die in ihrer Art glänzend genug sein mogte, aber dennoch viel zu lachen gab. Der Gesandte selbst war ein sehr vornehmer Kalmück, und von seinem Hofe vermuthlich deshalb an den damaligen Großadmiral Apraxin adressirt, weil der Bruder desselben, als Gouverneur von Astrachan, ein Nachbar der Kalmücken war. Von seiner Antrittsaudienz liefert ein Augenzeuge folgende charakteristische Züge.

Nach den ersten Begrüßungen überreichte der Gesandte dem Großadmiral die Geschenke seines Hofs, und dann sein Creditiv. Jene

bestanden in einem Hut Zucker und einem seidenen Tuch. Das Beglaubigungsschreiben, welches er ganz zerknüllt aus dem Busen hervorzog, war, statt des Siegels, mit einem bloßen rothen Klecks versehen, und hub also an: „Wenn du gesund bist, bin ich gesund, und wenn ich gesund bin, bist du gesund." Das übrige bestand fast in lauter solchen seltsamen Komplimenten. Nach geendigten Curialien ließ ihm der Großadmiral eine Schaale Brandwein reichen; allein er schlug sie aus, weil sie zu klein war. Hierauf wurde ein ungeheurer silberner Humpen mit jenem Getränk gefüllt, den er, ohne abzusetzen, mit großem Wohlbehagen leerte. Ungeachtet die Dosis hingereicht haben würde, vier starke Russen zu Boden zu werfen, so brachte sie den Herrn Gesandten doch nicht aus dem Gleichgewicht; und er unterhielt sich mit vollem Verstande mit dem Großadmiral von den Angelegenheiten seines Landes.

Als man sich darauf zu Tische setzte, langte er nach den derbsten und gröbsten Speisen; daß man seinen Dollmetscher nicht mit zur Tafel zog, und ihn hungrig an der Thüre stehen ließ, nahm er übel. Und da man seine desfalsigen Aeusserungen zu überhören schien, griff er mit beiden Händen in die nächste Schüssel, und langte jenem so viel davon zu, bis er genug hatte. Obgleich die ganze Tischgesellschaft über ihn und sein ungenirtes Wesen in ein lautes Gelächter auszubrechen gezwungen war, so ließ er sich das nicht anfechten, und verzog keine Miene. Gesättigt forderte er einen Topf mit Meth, den er unter mancherlei Grimassen auf einen Zug leerte — wobei er sich nachher die Finger und die Lippen leckte. Nun ging es wieder ohne Schonung an den Brandwein. Die Strenge des Getränks hatte ihn endlich so betäubt, daß er aus Mund und Nase schnaubte. Dennoch hatte er so viel Besinnung behalten, daß er dem Großadmiral auf einige, den Zweck seiner Sendung betreffende, Fragen vernünftigen Bescheid gab, und sich dabei jede weitere Unterredung über diesen Gegenstand und die Angelegenheiten seines Hofes verbat, weil — wie er entschuldigend bemerkte — dergleichen nur im nüchternen Zustande verhandelt werden könnten. Unser Gewährsmann nimmt hiervon Gelegenheit, die Kalmücken mit den alten Deutschen zu vergleichen, von welchem Tacitus sagt: deliberant dum fingere nesciunt, constituunt dum errare non possunt.

Nach aufgehobener Tafel steckte der Großadmiral ihm einen Dukaten in die Hand, um sich dafür eine Equipage zu miethen, die ihn wohlbehalten nach Hause brächte. Er war mit dem Geschenk sehr wohl zufrieden, und nahm beim Abschied noch eine unangerührte Pastete vom Tisch, die er seinem Dollmetscher aufzuheben gab. Hierauf begab er sich mit diesem nach dem öffentlichen Marktplatz; dort setzten sie sich beide auf die Erde, und verzehrten ihre Pastete, zur Belustigung der Zuschauer, mit vielem Appetit.

Was übrigens diese Kalmückengesandtschaft bezweckte, und was sie ausgerichtet, mag der Himmel wissen; wenigstens schweigt unsere Quelle davon. War sie auch nicht in politischer Hinsicht wichtig, so ist sie doch an sich interessant; und deshalb schien sie einer Erwähnung werth.

Die Rosenhecke.

Idyll, von Julius Körner.

Halt, Wandrer! diese Rosen schone!
Dort blühen Wicken auf dem Beet,
Die Nelkenflur beut ihre Krone,

Pflück' Alles, was dort blühend steht,
Nur laß die Rosen unversehrt.
Es wahret ihre Blüth' ein Geist;
Weh' dem, der hier ein Blatt entreißt!
Hast nicht die Schmerzensmähr' gehört? —
Komm, Wandrer! lass' uns sitzen hier,
So, Fremdling! ich erzähle Dir. — —
Ihr Mädchen mögt derweile schöpfen!
Gießt mir die Blumen in den Töpfen,
Auch drunten die Reseden strecke
Und tränkt die jungen Nelkensprossen,
Und habt ihr rings umher gegossen,
So denkt auch an die Rosenhecke. —

Wie oft als Kind kam sie hieher!
Es freu'ten sie die Blumen sehr,
Ich seh' sie noch, wenn sie entlang
Mit ihrem kleinen Kännchen sprang.
„Wo soll ich giessen?" fragte sie:
Mein liebes Fräulein, rief ich, hie,
Dort, wo Ihr wollt! es war sehr schwül,
Gedürstet hat die Blümchen viel!
„Ich komme, liebe Blümelein,"
Sprach sie, und lief, und schöpfte ein.
Das gute Kind! Um ihre Gruft
Seufzt nun schon lang die Abendluft.
Früh zog man ihr das Sargkleid an!
Was Gott thut, das ist wohlgethan! —
Allein, ich muß von vorn beginnen,
Sonst gingst Du, wie Du kamst, von hinnen.
O lieber Gott! das gute Kind,
Stets weint mein Herz, wenn es drauf sinnt
Es war doch nur der Aeltern Stolz,
Der gab zu ihrem Sarg das Holz!
So hört! In einer Winternacht,
(Es wird g'rad' heuer zwanzig Jahr,
Ich war zufällig aufgewacht)
Da pocht's am Thor; ich, wie ich war,
Stand auf, und rief hinaus: wer da?
Was giebt's? — Als ich hinunter sah,
— Schneeflocken thäten stürmisch fliegen —
Da war ein Reiter abgestiegen,
Es ist, als müßt' ich's jetzt noch seh'n,
Und bittend rief er mir herauf:
„Macht einem armen Fremdling auf!"
Es rührte mich: „das soll gesche'hn,"
Sprach ich, und ging in vollem Lauf
Hinunter, öffnet' ihm das Thor,
„Stellt mich dem Herrn des Schlosses vor!"
Die Bitte ward ihm gleich gewährt,
Zum Stall führt' ich das nasse Pferd,
Und morgens ward uns angesagt,
Ein fremder Herr sey angekommen;
Den Namen hat man nicht vernommen,
Vergebens ward darnach gefragt.
Erst ging's: wer mag der Fremde seyn?
Doch später schlief die Neugier ein.
Es war ein stattlich schöner Mann,
Jung, und dem Fräulein zugethan,
Auch sie, man sah es, mocht' ihn leiden,
Oft waren einsam hier die Beiden;
Die schöne Wilhelmine war,
Ich denke, damals achtzehn Jahr,
Und, wie gesagt, ein schmuckes Kind.
Ich scherzte oft, wie Alte sind:
Nun, ist ein Freiersmann gekommen?
Da ward sie roth, und schien beklommen.
Ich sprach: Ihr braucht Euch nicht zu schämen,
Die Jungfrau'n müssen Männer nehmen!
Kurzum, wir glaubten allzumal,
Der Gast sey unsers Fräuleins Wahl,
Wir sahn's mit Schmerzen und mit Lust,
Weh that uns allen ihr Verlust.

Doch plötzlich uns erschrak das Wort;
Der Fremde sey heut Morgen fort.
Der Tag verging, ich sah sie nicht;
Und so verging der zweit' und dritte,
Da hört' ich spät im Dämmerlicht
Dort in dem Gang' einsame Tritte.
Sie war's, im Schnupftuch das Gesicht,
Sie weinte laut, ich dacht', o Gott,
Drückt unser Fräulein Herzensnoth?
Nicht länger konnt' ich ruhig seyn:
Mein Fräulein, sprach ich, so allein?
So traurig Euer schön Gesicht?
Ach, gnäd'ges Fräulein, weint doch nicht!
Und wie ich's sagte, war's, als wäre
Auch mir ganz nah die helle Zähre.
„Allein, ja wohl, so ganz allein!"

Ich sagte drauf: Ihr mögt verzeih'n,
Wo ist denn unser fremder Herr?
Da weinte erst das Fräulein sehr:
„Fort ist er, fort! Kommt nimmer wieder!"
Und stromweis flossen Thränen nieder,
Ich konnt's vor Weh nicht länger seh'n,
Ich wünscht' ihr eine gute Nacht,
Und ging zu meinem Haus ganz sacht,
Sprach: Frau, was Großes ist gescheh'n!
Und richtig! Bald ward es bekannt:
Der Fremd', aus weitem Frankenland,
Hab' Schutz gesucht hier, dort vertrieben,
Und hab' erweckt des Fräuleins Lieben,
Und als die Aeltern dies vermerkt,
Und sich in dem Verdacht bestärkt,
Da haben zürnend sie gesprochen,
Und schnell das Gastrecht ihm gebrochen.
Das Fräulein hab' auf ihren Knien
Gefleht, und er hab, auch gebeten:
Sie möchten Aelternstatt vertreten
An ihm, der seine Heimath flieh'n
Gemußt, und alles Glück des Lebens!
Doch Fleh'n und Knieen war vergebens.
Da rief er: „Wollt Ihr sie nicht geben,
Fahrt wohl! so mag ich auch nicht leben!"
Schwang sich aufs Roß, das Fräulein weinte,
Verzweifelnd sucht' er auf die Feinde,
Drauf war die große Schlacht am Rhein,
Darin soll er geblieben seyn.

Und nimmer ward des Fräuleins Herz
Geheilt von seinem tiefen Schmerz
Sie weinte still für sich, war bleich,
Einsam, nicht mehr sich selber gleich,
Die Blumen pflegte sie nicht mehr,
Gab allen Armen reichlicher.
Kauft' ihr die Mutter schön Geschmeide,
That sie es achtlos auf die Seite.
Und als die Herbstzeit nahe war,
Sprach sie zu mir: „Sorgt immerdar,
Daß ein'ge Rosenknospen treiben!"
Drauf fragt' ich ihr die Ursach' ab,
„Nicht lange werd' ich hier mehr bleiben,
Gebt mir zwei Rosen mit in's Grab!"
So schwant' ihr's, und in kurzer Zeit
Zog man ihr an das Sterbekleid.
Umsonst der Aeltern Reu' und Fleh'n,
Denn was geschehen, war gescheh'n!
Der Fremde war dem Stolz zu klein,
Das Grab mußt' immer groß g'nug seyn!
Da nahmen sie des Kindes Herz,
Das früh gebrochen war vom Schmerz,
Und unter diese Hecke haben
In einer Urne sie's begraben.
Und was das Leben ihm nicht gab,
Die Rosen blüh'n auf seinem Grab.
Und ich that heilig das Versprechen,
Hier solle Niemand Rosen brechen.
Hat drunter man das Herz zerknickt,
Blühn drob die Rosen ungepflückt!
Es ist im Garten kein Gehege,
Das ich, wie diese Hecke, pflege!
Wenn noch kein Knöspchen im Revier,
Erblüht schon eine Rose hier,
Starb Alles, bis zur Herbstzeitlose,
Prangt auf dem Grab noch eine Rose.
Auch hat der Wächter mir gesagt,
Daß oftmals er um Mitternacht
Zwei Flämmchen schon gesehen habe,
Die schweben nieder zu dem Grabe,
Umflackern es im lichten Schein,
Und dann im zärtlichen Verein,
Wie er sie sah herniederschweben,
Sah er sie wieder sich erheben,
Bis in den hohen Sternrevieren
Die beiden Flämmchen sich verlieren. —
Komm, lass' uns zu der Hecke treten,
Und still ein Vater Unser beten!

Julius Körner.

Gemeinnütziges.

„Um die Blutigel immer in hinlänglichem Vorrath zu haben, muß man sie in großen steinernen und hölzernen Reservoirs brüten lassen; diese Behälter werden mit einem weichen Wasser beinahe voll gefüllt, welches durch einen Hahn zweimal des Monats im Winter, und einmal

wöchentlich im Sommer abgelassen werden kann, und erneuert wird. Man bedeckt sie mit Moos und Rasen, und stellt sie so, daß beinahe das Ganze der Sonne ausgesetzt ist — das Wasser muß ein Teich- oder Flußwasser seyn. Die größte Zahl der ausgewachsenen Blutigel, welche in die Sommermonate fällt, muß in weite Flaschen gebracht, die zuweilen der Sonne ausgesetzt werden, und nur halb mit Wasser angefüllt seyn müssen, weil die Blutigel gern an den trocknen Wänden hinaufkriechen, um sich abzutrocknen. Während des Winters sollten die Reservoirs mit Mist umgeben werden. Die jungen Blutigel bedürfen einiger Jahre, ehe sie ausgewachsen sind, während welcher Zeit sie nicht aus dem Behälter genommen werden dürfen.

Gegen gefährliche Nachblutungen nach Blutigelapplikazion wendete Huseland da, wo die gewöhnlichen blutstillenden Mittel ohne Erfolg waren, und die Blutung bei eintretenden Ohnmachten schon 6 Stunden fortwährte, das Gummi tragacanthae mit bestem Erfolge an. Er ließ es gepulvert so stark aufstreuen, daß es einen kleinen Hügel bildete. Dies erzeugte mit dem Blute eine zähe Paste, welches im eigentlichen Verstande die blutenden Gefäße verleimte und so die Blutung stillte. Zusammengedrehter Zwirnfaden in die durch Blutigel bewirkte Wunden gesteckt, soll auch in vielen Fällen geholfen haben.

D. B. a. d. D.

Fündlinge.

Während der Hugenottenkriege hatten die Einwohner von Ville Franche, in Perigord, den Plan gemacht, sich eines andern nahen Städtchens, Montpazier, durch einen plötzlichen Ueberfall zu bemächtigen. Der Zufall fügte es noch, daß die Haufen der beiden Orte verschiedene Wege nahmen. Alles wurde um so mehr ohne Widerstand ausgeführt, als die Mauern der Städtchen ohne alle Vertheidigung geblieben waren. Man mordete und plünderte. Die beiderseitigen Sieger waren glücklich, bis der Tag anbrach und alles sich aufklärte. Der Friede wurde nun dahin abgeschlossen, daß Jeder nach Haus zurückkehren und Alles in seinen vorigen Zustand kommen soll — So erzählt Sully in seinen Memoiren.

In einem hildesheimschen Dorfe lies't man unter andern über einem Bauernhause folgende Inschrift;

Wo Lieb' ist, da ist Friede;
Wo Fried' ist, da ist Freude;
Wo Freud' ist, da ist Gott!
Wo Gott ist, da ist keine Noth.

Möchten doch diese einfachen, rührenden und herzlichen Worte an jedem Pallast und an jeder Hütte mit Wahrheit stehen können!

Die Zahl der Individuen, welche im Jahr 1800 in Cairo 100 und mehrere Jahre erreichten, war nach Larrey's Angabe 35.

Im Laufe des verflossenen Jahrhunderts genossen 13 alte Männer zu St. John-le-Pays in Spanien das heil. Abendmahl; von diesen war der jüngste 110, der älteste 127 Jahr alt; die Gesammtsumme ihrer Jahre war 1499.

In England erreicht gewöhnlich von 3100 Individuen 1 das hundertste Jahr!

In Ungarn hat die Familie Johann Rovius die merkwürdigsten Beispiele von Lebensdauer gegeben; der Vater lebte 172, seine Frau 164, und beide waren 142 Jahre verheirathet; das jüngste ihrer Kinder war 116 Jahr alt.

A. Dawes v. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 45.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 5. Juny. 1823.

Jeder Tag hat seine Breite!
Jedes Herz hat seine Leere:
Nur das Leben schmeichelt nicht.

Getäuschte Erwartung.

Schon in den ersten Kinderjahren
Fragt' ich bei Allen hin und her:
Was eigentlich die Welt wohl wär'?
„Geduld, du wirst es schon erfahren,"
Dieß gab man stets mir zum Bescheid.
Viel hab' ich mich herumgetrieben:
Doch ist die Antwort ausgeblieben;
Jetzt, dächt' ich, wär es einmal Zeit.

„Es sind die Menschen alle Brüder,"
Versicherte mein Lehrer mir:
„Der Mensch, der Schöpfung höchste Zier,
„Hat Forschergeist, ist frei und bieder,
„Zu höh'ren Zwecken eingeweiht,
„Wie große Geister uns bekunden." —
Ich habe nichts davon gefunden,
Jetzt, dächt' ich, wär' es einmal Zeit.

Ich hoffte, Edelmuth zu finden,
Im Mißgeschicke Trost und Schutz,
Ich fand nur kalten Eigennutz,
Als Tugend pries man Lieblingssünden,
Hier Herrschbegier, dort Geiz und Neid;
Die schönste Hälfte meines Lebens
Entschwand beim Suchen mir vergebens,
Verloren war die schöne Zeit.

Man sprach von Helden und von Weisen,
Ich nah'te schüchtern mich und fand,
Daß in der Näh' ihr Nimbus schwand;
Denn Schmeichlern wird es leicht, zu preißen!
Die Glorie der Bescheidenheit
Umstrahlten nicht die Lorbeerkränze;
Jetzt ist's wohl an der Lebens-Grenze
Zu einer Antwort hohe Zeit.

Verdienst wird nicht verfolgt, verschmachten,
Glaubt' ich: und niemals steigt ein Thor,
Von Mächtigen beschützt, empor;
Die Wahrheit wird man nicht verachten,
Der Große gern sein Ohr ihr leiht,
Fühlt er sich selber auch getroffen;
Doch leere Täuschung blieb mein Hoffen,
Ganz anders fand ich's nach der Zeit.

Ihr seht, stets ist es Wahn geblieben,
Wie ich mir diese bunte Welt,
Eh' ich sie kannte, vorgestellt;
Dieß aber soll mich nicht betrüben,
Da Lieb' und Freundschaft mich erfreut,
Und Rebensaft entströmt der Kelter;
Werd' ich mit jeder Stund' auch älter,
Zum Sterben hats noch immer Zeit.

Karl Müchler.

Das große Loos

(Beschluß.)

Engelmann's stattliches Hausthor öffnete sich. Herunter, Marie! rief Gottlieb. Herunter Vater! Bringt Lichter, es kommen die Gäste! Und wie nun das niedliche junge Weib die Kameraden hinaufführte, und wie sie nun der Vater mit herzigem Handschlage grüßte, und wie sie nun die Reihe von Zimmern vorübergingen und eintraten in den lichten, geputzten Saal, da traueten die Wanderer ihren Augen nicht. Bruder Gottlieb! riefen sie erstaunt: was ist das?

Das ist mein Spittel! antwortete Gottlieb. — Seht, das ist mein liebes Weib, — das ist Meister Engelmann, mein Vater, — das ist unser Haus. Brüder! ich bin ja nicht mehr der arme Gottlieb, ich bin reich, ich bin ja auch nicht krank. Nur um Euch hierher zu haben, schrieb ich das Brieflein dem Ankerwirthe, und ich wußte voraus schon, wie Alles kommen müßte. Nun setzt Euch, labet Euch und erzählt, wie es Euch gegangen. Aber darf ich Dich denn auch noch Du nennen, Marchese Capreoli?

O schweige mir von dem Marchese! antwortete Bruder Zickel: die ganze Sache war ein schändliches Narrenspiel, der Graf Spadefanti ein Glücksritter und Betrüger, der mir mein Patent und meinen Orden selbst fabrizirt hatte, und seine schöne Rosa seine Betrugsgenossin und Konkubine. Als sie mir Alles, bis auf den letzten Pfennig, abgelockt, waren sie verschwunden. Kaum reichten meine beßten Sachen noch zur Bezahlung meiner Schuld im Gasthause. Nun — dacht' ich — hast du doch noch die vier schönen Käseschiffe zu Parma — Ich wanderte hin mit meinem theuerbezahlten Dokumente, das ein andrer Spitzbube von Advokaten gemacht; aber kein Mensch wußte etwas von solchen Schiffen, und ausgelacht und verspottet zog ich von dannen, griff wieder zur Nadel und eilte, den Staub des verruchten Mutterlandes aller Betrüger und Gaukler von meinen Füßen schüttelnd, arm, wie ich vorher gewesen, wieder zurück in's liebe, deutsche Vaterland.

Und Du, Bruder Schwerlich — welches ist Deine Leidensgeschichte? Warum schriebst Du nicht voriges Jahr am Bartholomäustage? — fragte der Zwickauer.

Warum? entgegnete der Schlosser: weil ich nicht konnte. Ich saß in der Büttelei. Wo? das sag' ich ein andermal. Aber wie ich dahin und wieder heraus gekommen, das muß ich erzählen.

Lange ging es mit meinen kritischen naturhistorischen Versuchen gar trefflich. Hier und da zwar mußte ich Haare lassen, denn es fand sich manchmal, daß wenn ich über allzu tiefem Forschen eingeschlafen oder mich durch die himmlische Kraft meiner Geister in seliges Vergessen meiner selbst gezaubert, daß ich mit leerem Säckel erwachte, doch das alles hätte mir noch nichts geschadet. Was mir aber den Rest gab, das war ein Philosoph und die Justiz.

Wie ich einst so den schönen Rhein hinauf ziehe, gesellt sich zu mir ein gar stattlicher Mann in altdeutscher Tracht mit herumhängenden Haare

bloßem Halse und respektablem Knittel. Ein Wort giebt das andere und so erfährt er denn bald meine ganzen Umstände. O herrlich! trefflich! ruft er: Ihr habt die wahre Lebensphilosophie. Genießen, genießen, das ist der Zweck des Weisen. Sagt's nicht der unsterbliche Schiller mit dürren Worten in seinem göttlichen Gedichte: „Auch ich ward in Arkadien geboren?" Sind es nicht Narren, die bloß hoffen und entbehren, und nicht dreidoppelte Narren, die gerade dieses Schönste aller Meisterstücke des großen Dichters aus seinen Werken hinweg wünschen, weil darin der, jeden gewöhnlichen Menschen mit hausbackener Moral und nothdürftigem Christenthume niederschlagende, die klugen Lebensschmecker aber erhebende Satz durchgeführt wird, daß der Hoffer eben im Hoffen seinen Lohn dahin hat und es dem sehnenden, gläubigen Entbehrer, der darum den Genuß ausgeschlagen, am Ende mit dem Henker gedankt wird?

O Hanns Schwerlich, Ihr lebt in die Breite, und wahrlich! Ihr thut wohl daran. Denn wenn Ihr nun genossen habt nach der Möglichkeit; was hindert Euch, auch noch zu glauben und zu hoffen? — Aber eins nur, mein Lieber, eins nur hierbei ist Noth, nämlich, diese Breite auch wie ein zu schlagendes Goldblatt zur möglichsten Länge auszutreiben. Seht, dieses Eine ruht — im Magen.

Ihr trinkt erklecklich; — alles das kommt, in den Magen, aber der müßte ja von Eisen seyn wenn er nicht endlich nachgäbe.

Wüßte nun einer das Arkanum, dieses wichtigste Gefäß des Menschen, diese Hauptresidenz, von der alles physisch und moralisch Gute und Schlechte, alles Große und Erhabene ausgeht, dergestalt zu inkrustiren, zu verglasen oder zu verzinnen, daß er, dauerhafter als Bockleder, selbst von Scheidewasser nicht angegriffen würde seht, der hätte die wahre Kunst, das Leben und den Genuß zu verlängern, erfunden; seht, gegen den wäre doch Hufeland, der Euch die bittern Tropfen der Mäßigung- und des Entbehrens vorschreibt, nur ein Stümper! und seht, Schwerlich, der Mann bin ich!

Ihr, rief ich erstaunt: Ihr habt dieses Arkanum erfunden? O so theilt es mir mit, ich will Euch vergelten, reichlicher als die naturforschende Gesellschaft zu N..., die einen Preis von hundert Thalern auf die beßte Beantwortung einer Frage setzt, deren Erforschung Tausende kostet.

Kommt Zeit, kommt Rath, entgegnete der Philosoph. Ja, ich habe eine Magengoldpechtinktur erfunden, die auch dem allerrasendsten Säufer ein Leben von wenigstens zweihundert Jahren sichert. Aber ich bin arm, und zur Bereitung der Tinktur, die eigentlich der allerreinste Extract des feinsten Goldes ist, gehört Geld.

O, wenn es nur dessen bedarf, rief ich: Geld hab' ich, und — daß ich's kurz mache, wir thun nüs zusammen, leben herrlich und in Freuden, ein Hundert, ein Tausend Thaler nach dem andern wandert zum Philosophen und — die göttliche Magengoldpechtinktur, die nun in kleinen flimmernden Fläschlein zum Vorschein kommt, macht mir, statt den Magen zu stählen, nur Elend und Katzenjammer. Wie ich nun des Dinges am Ende überdrüßig werde, finde ich eines Morgens meinen Koffer leer und der Philosoph war über alle Berge.

Statt mir zu helfen oder Mitleid mit mir zu haben, packt mich nun die Justiz, wirft mich als angeblichen Theilnehmer an den Gaunereien des Betrügers in die Büttelei und läßt mich sitzen, bist der Rest meiner Habe verprotocollirt und verdefendirt ist. — Wie ich rein war,

entließen sie mich als einen unnützen Kostgänger, der Bettelvogt gab mir noch an der Grenze gute Vermahnungen, und so blieb denn auch mir weiter nichts übrig, als der Wanderstab.

Ihr armen Brüder! jammerte Gottlieb: Betrug von innen und außen, das war zu viel, da mußtet Ihr zu Grunde gehen. Aber fasset Muth. Ihr habt mir Treue erwiesen, als Ihr mich elend glaubtet; ich will Euch wieder Treue erweisen. Hier sollt Ihr Euch zur Ruhe setzen ich will für Euer Etablissement sorgen, und indeß, bis alles fertig ist, seyd und bleibt Ihr meine lieben Gäste.

Herrlich! herrlich! und tausend Dank für Deine Liebe! riefen die Hochbeglückten und freundlich wurden die Brüder in Engelmann's gastlichem Hause gehalten.

Aber schon den andern Tag zuckte und rückte es dem Schneider in den Gliedern, wie verhaltenes Quecksilber, und er wurde immer unruhiger. Unaufhörlich schauete er zum Fenster hinaus oder stand an der Thüre.

Was ist Dir, Bruder Zickel? fragte Gottlieb theilnehmend.

Ach! erwiederte der Schneider: es ist nicht möglich — ich kann's nicht unterdrücken, nein, es leitet mich unaufhaltsam in die Welt, wieder hinaus in's freie, selige Handwerksburschenleben. Ich kann wahrhaftig nicht hier bleiben, ich muß wahrhaftig wieder fort.

Sei kein Narr, entgegnete Gottlieb: bleib' im Lande und nähre Dich redlich!

Im Lande will ich bleiben, erwiederte der Schneider: auch redlich nähren will ich mich, aber stillsitzen in ruhiger Philisterei, das kann ich nicht, darum laß mich wieder wandern, Bruder Gottlieb, laß mich wandern, oder ich vergehe in Herzensangst und Bangigkeit.

Nun denn, zürnte Gottlieb: Du unverbesserlicher Bruder Liederlich! wenn's denn unmöglich ist, daß Du in Dich gehest und ein solider Mensch wirst; wenn's unmöglich ist, Dich hier bei mir zu behalten, so zieh' in Frieden. Hier hast Du hundert Thaler Reisegeld, hundert Dukaten aber bleiben Dir aufgehoben, wenn Du Dich irgendwo zur Ruhe setzest. Die kriegst Du dann, aber eher nicht einen Groschen.

Und so zog der Schneider von dannen. Schwerlich sah ihm mit sehnendem Blicke nach.

Aber Du bleibst doch bei mir, Mannheimer? — fragte Gottlieb. Sieh, die ganze bedeutende Schlosser-Arbeit unserer Tischlerei fällt Dir zu, und bis dahin sollst Du bei mir keine Noth haben.

Die hatte er auch wahrlich nicht, sogar was billig die Kehle fodern konnte, stand vorräthig im geheimen Schränklein seines niedlichen Zimmers. Nur Schade, daß dieß Zimmer zu ebener Erde war. Denn eines Morgens früh, nachdem er Abends vorher von Gottlieb funfzig Thaler zu neuen Kleidern empfangen, war der Schlosser, zum Fenster hinaus — entsprungen. Auch er hatte die guten und soliden Tage der Ruhe nicht ertragen können und war zu seinen naturhistorisch-philosophischen Versuchen in der freien, lustigen Welt zurückgekehrt.

Fahrt hin, Ihr Unverbesserlichen! rief der Zwickauer wehmüthig den Brüdern nach: Ihr konntet glücklich seyn, aber Ihr habt nicht gewollt und Eure Begriffe von Lebenswerth und Zweck sind nicht die meinen. Ich will auch darüber nicht streiten, wer das bessere Theil erwählet; aber mir sagt das Herz: Euer Sehnen und Euer Streben giebt nicht den Frieden der mir blühet im Himmel nützlicher Häuslichkeit und am Busen der treuen Liebe.

Als ich — der Erzähler — am 7. Julius 1816 auf einer Reise nach Dresden Nachtquartier im Dorfe G... machte, fand ich den Schlosser unten in der Wirthsstube still und allein hinter dem Tische sitzen, im ernsten, tiefen Nachdenken, vor seinem halbgeleerten Schnapsglase. Er hatte keine Kunde weiter von Zickel und Gottlieb, und war auf's äußerste abgerissen und schäbig. Aus den Oeffentlichkeiten der Weste und den Rockärmeln sahen mit trübem, schmutzigen Blicke graue weiße Lumpen.

Der Arme! seufzte ich — bezahlte seine Zeche, ging hinauf in mein Zimmer, nahm aus dem Koffer ein gutes, reines Hemde und schenkte es ihm, der mir mit thränendem Auge dankte.

Am andern Morgen, als ich aufstand und weiter wollte, war Hans Schwerlich schon aufgebrochen und hatte den Wanderstab weiter gesetzt. Aber das Hemde war im Besitz des Wirthes, denn der Würdige hatte es die Nacht hindurch — in Schnaps vertrunken.

C. Weisflog.

Die Todesstunde.

Mitten in den öden Gebirgen, welche das Königreich Valenzia von den Ebenen Neukastiliens scheiden, erhebt sich das Kloster Cienfuegos. Von ihrem Heerde durch den Invasionskrieg vertrieben, hatten die Mönche ihre friedlichen Zellen verlassen, in den verödeten Gängen des Klosters sauste der Zugwind, Gras der Felder wuchs in der Kirche, deren Altar seiner ehrwürdigen Verzierungen beraubt war, und in der weiten Ruine des heiligen Ortes war nur ein Christus von schwarzem Marmor, allein aufrecht stehen geblieben.

Das Husarenregiment, in welchem Brenno diente, kampierte in der Nähe des Klosters; der junge Offizier etablirte seinen Bivouak in den zerstörten Vorhallen der Kirche.

Es war Nacht: am dunkeln Blau des Himmels glitzerten einzelne Sterne, wie Goldflitter auf dem schwarzen Gewande einer Wittwe von Sevilla, der Mond schlich langsam über das weite Gewölbe und zeigte seine blaßleuchtende Hälfte, ähnlich der Sichel des Schnitters oder dem gekrümmten Bogen des Schützen. — Brenno, hingestreckt neben dem halberlöschenden Wachtfeuer, hatte sich in seinen weiten Mantel gehüllt, sein Haupt ruhte auf dem Sattel seines flüchtigen Rosses, und schon war der Lärm der Krieger um ihn her verstummt, — nur das heisere Gezirpe der Feldgrille ließ sich noch hören, das Gestampfe der an Pfählen befestigten Pferde, und in langen Zwischenräumen, der Nachtruf der wachsamen Vedetten! —

Langsam wich eine Stunde der andern; Brenno verlor sich in Gedanken, er dachte an seine Geliebte, seine sanfte Emilie mit dem holden Lächeln, dem blauen Auge voll Güte, und dem süßen Laute verständiger Worte! Schöne Bilder der Vergangenheit, Träume der Zukunft umgaukelten ihn, und so hatte ihn der Schlaf überrascht, als der Wind von der Meeresküste her, regenschwere Wolken herbeitrieb, und der Sturm über die Felder sauste. Brenno erhob sich und suchte in der Kirche, deren Thüren halb offen standen, Schutz gegen den in Strömen herabfallenden Regen. — Die Kirche war dunkel und feucht; leuchtende Blitze, welche durch die buntgemalten Fensterscheiben drangen, erhellten nur zuweilen die steinernen Gräber alter Ritter und den entweihten Altar Gottes. In der öden Einsamkeit dieses traurigen Ortes bemächtigte sich des jungen Kriegers unwillkührlich ein geheimes Grauen; er schritt vorwärts in das Schiff der Kirche, und hörte in der tiefen Stille nur den Wieder-

hall seiner langsamen Schritte und das Rasseln seiner Sporen. — Eine Uhr schlägt, — schaudernd zählte Brenno wie der Hammer zwölfmal auf die helltönende Glocke fiel! — Kaum war der letzte Schall verklungen, als sich, auf ihren Angeln knarrend, die Thüre der Sakristei öffnet, und aus ihr ernst und langsam ein Priester hervortritt in schwarzem Meßgewand, mit einem silbernen Kreuze auf der Brust, in seinen Händen den Kelch und das Gefäß geweihter Hostien tragend; seine Schritte glitten abgemessen und leise über die Steinplatten, ohne das schlummernde Echo zu erwecken! — Nachdem er die heiligen Gefäße auf dem Altare niedergesetzt, wendet er sich gegen den erstaunten Brenno hin, und scheint ihm zu winken. Dieser, durch einen unbewußten Trieb geleitet, folgt dem ernsten Rufe, tritt heran und kniet auf den Stufen des Altars nieder, wo er alsdann die hohle Stimme des Gottgeweihten vernimmt, der eine Todtenmesse hält! Ergriffen von der feierlichen Handlung riefen Erinnerungen der Jugend seine Frömmigkeit zurück, und er verrichtet den Dienst eines Chorknaben. — Die Messe war geendigt, der Priester rief die Abschiedsworte hinaus in die von Gläubigen entblößte Kirche, dann wendete er sich zu dem Offizier und redete ihn mit den Worten an: „Junger Fremdling, der fromme Dienst, welchen Du mir so eben erwiesen hast, erlöst meine trauernde Seele! seit zwei hundert Jahren versehe ich diesen nächtlichen Dienst, und büße so einen Fehler, den ich einst gegen das strenge Gelübde meines Ordens begieng, seit zwei hundert Jahren erwartete ich jede Nacht, wenn die Schicksalsstunde schlug, die Hülfe eines Sterblichen, um das heilige Opfer zu vollbringen, und seit zwei hundert Jahren stellte sich kein menschliches Wesen ein! Endlich erschienst Du, knietest nieder an dem Altare des allverzeihenden Gottes, und halfst dem mich bewachenden Engel, die Bande lösen, so meine Seele noch gefesselt hielten, und sie hinderten, sich empor in den Himmelsraum zu schwingen. Möge Deine Frömmigkeit belohnt werden! — Doch ist es mir vergönnt, Dir auf eine Frage, aber nur auf eine einzige, zu antworten; verlange was Du am liebsten zu wissen wünschest, Dein Wille soll erfüllt werden!"

Brenno zitterte; endlich faßte er Muth, und da der Mensch immer zu wissen wünscht, was eine weise Vorsicht ihm zu seinem Glücke verbirgt, sprach er: „Sage mir, heiliger Mann, wie lange ich noch zu leben habe?" — „Sohn," erwiedert der Priester mit sanfter und gerührter Stimme, „was verlangst Du zu wissen! — Doch Du willst es, also vernimm: in drei Jahren, am nämlichen Tage wie heute, zur Stunde, wo die Sonne mit ihren ersten Strahlen der Berge Gipfel vergoldet, wird Deine Seele der irdischen Hülle entfliehen!" — Kaum hatte er diese Worte beendet, als er ohne Geräusch und ohne eine Spur seines Daseyns zu hinterlassen, vor Brennos Augen verschwand, der nicht wußte, ob er zu den Gräbern hinabgestiegen, oder sich aufwärts zu des Luftraumes unendlichen Regionen geschwungen habe. —

Der junge Brenno verließ die Kirche mit traurigen Gefühlen, die Seele von Schwermuth ergriffen, denn von nun an sollten all die freudigen Hoffnungen seiner Jugend, in den eng bezeichneten Gränzen eines beschränkten Zeitraums, dahinschwinden. Mit bitterer Verachtung gegen das Leben, dessen vorausbestimmtes Ziel er kannte, und das er weder näher rücken noch entfernen konnte, folgte er der Fahne seines Regiments in Schlachten und auf Märschen, in dumpfer Bewußtlosigkeit! — Endlich führte ihn der Friede in sein Vaterland zurück, und mit scheuer

Gleichgültigkeit sah er in der Heimath jene Emilie wieder, die er in den Tagen tiefer Unwissenheit und unbegränzter Hoffnung, so sehr geliebt hatte! — Alles um ihn her erinnerte ihn an jene süße Vergangenheit; die Freundschaft des Vaters seiner Geliebten, deren unwandelbare Liebe selbst, so wie die Zärtlichkeit seiner eigenen alten Mutter, welche vor ihrem Dahinscheiden sich noch an dem Glücke ihres Sohnes erfreuen wollte. Aber ungerührt ging dies alles an ihm vorüber, der immer sein Auge nur auf jene unwiderrufliche Stunde gerichtet hatte, welcher er sich von Tage zu Tage mehr näherte! — Nach zwei Jahren gab er endlich den Wünschen seiner alternden Mutter nach, er ließ sich mit Verzweiflung im Herzen zum Traualtar führen und schwur hier seiner Emilie ewige Treue; mit zitternder Stimme sprach er diesen Eid aus, von dem er wußte, er würde noch vor Ablauf des Jahres durch den Tod gelöst seyn. — Die Welt umher hielt ihn für einen der glücklichsten Sterblichen; er war zu den höhern militärischen Graden emporgestiegen, die Reichthümer seiner guten Mutter waren die seinigen geworden, er befand sich im Besitze eines Weibes, das er leidenschaftlich geliebt, — alles schien also vereinigt seine irdische Glückseligkeit zu begründen. Aber an seiner Seele nagte tiefer Schmerz; jedoch verbarg er das schreckliche Geheimniß, welches seine Lebensruhe vergiftete, tief in seinem Innern.

Nur noch eine kurze Reihe von Tagen, ein einziger Monat blieb ihm noch übrig, und er sollte auf ewig scheiden von allem, was ihm theuer war hienieden! — Die Gewißheit seines nahen Todes gab seiner Seele den Frieden wieder, wie dies bei einem lange vorhergesehnen Unglück, das endlich eintrifft, der Fall ist; mit stoischer Resignation erwartete er die bezeichnete Stunde. — Zum letztenmale gieng für ihn die Sonne unter! er sah den Mond in seiner wachsenden Hälfte abermals am Himmel vorüberschreiten, wie vor drei Jahren während der regnerischen Nacht in Valenzia's Gebirgen. Ein leuchtender Strahl glänzte von Osten her am Himmel, und schien seiner Seele den Weg zu bezeichnen, den sie nehmen sollte, um auf ewig von der Erde zu scheiden! Seine Augen schlossen sich krampfhaft fester zu, ein leichter Schauer durchlief seine erkalteten Glieder, und — — schmetternder Trompetenschall, der Morgenruf des bivouakirenden Reuterregiments, tönte in seine Ohren, zugleich mit dem Rufe einer starken Stimme, die seinen Namen nannte.

Brenno öffnete mühsam die Augen, sah vor sich eine reizende Landschaft von den ersten Strahlen der Sonne geröthet, neben sich das erloschene Feuer der durchschlafenen Nacht. Sein Freund stand vor ihm und fragte mit Theilnahme den Waffengefährten: Brenno, wie hast Du die kalte Nacht geschlafen? — Brenno erhob sich mühsam von dem harten Lager, den Kopf noch schwer von den Träumen der Nacht, er drückte mit seiner erstarrten Hand dankbar die dargebotene Rechte des Freundes. — Bald erkannte er sich wieder im Kreise fröhlicher Gefährten, obgleich sein Herz noch eine Zeitlang von wechselnden Gefühlen, bald von Trauer, bald von Freude erfüllt blieb, denn, wenn er bei seinem Erwachen auch die Hoffnung des Lebens wieder gewann, so hatte er doch dadurch eine geliebte, angebetete Gattin verloren! —

Cleveland.

Allerlei

Ueber die Zentgerichte.

Bei den alten Deutschen waren vor Zeiten die großen Gauen, worin sie ihr Land getheilt hatten, in gewisse Centenas oder in Gebiete von

100 Personen unterschieden. Wer nun in einer solchen Centena die Gerichtsbarkeit verwaltete, der wurde ein Zentgraf genannt. Den sogenannten Blutbann in Ansehung der vier Hauptverbrechen, als Diebstahl, Mord, Brand und Nothzucht hatten sich vor Alter die Kaiser vorbehalten, so daß folglich die Zentgrafen nur über kleinere Vergehungen abzusprechen hatten. Endlich aber belehnte man den Zentgrafen auch mit dem Blutbann, und nun stellten sie peinliche Halsgerichte an. Außer diesen Zentgrafen oder Zentherren, hatte man Zentschöffen als Beisitzer. Die Unterthanen hießen zentbare Leute, und die, welche davon ausgenommen waren, Zentfreie; ihre Güter zentfreie Güter.

Das Roß.

Den Feind zu verfolgen, zu jagen,
Der hart in der Schlacht ward geschlagen,
Ritt eifrig ein Krieger durch den düstern Wald,
Und hörte seitab eine Quelle;
Da schwang er vom Rosse sich schnelle:
„Hier weide, mein treuer Geselle,
Bis daß mich gelabet die Quelle!“
Und er findet am Felsen das Wässerlein bald. —
Und während der Reiter aus hohler Hand
Sich labend, die Brust bis ins Innerste kühlt,
Ein Feind, der im Busche verborgen sich hielt,
Auf das grasende Roß sich hurtig schwingt,
Mit dem Sporne, dem scharfen, zu gehorchen es zwingt;
Und blitzschnell von dannen entschwindet. —
In erfrischter Brust
Neue Kampfeslust,
Der Reiter sein Roß nicht mehr findet.
Und verwundert er spricht:
„In der Oede hier
Sollt' mich verlassen mein treues Thier?“
Drauf krümmt er den Finger und bringt ihn zum Mund;
Hell pfeifend giebt er dem Rosse sich kund.
Wie dem in der Ferne der Ruf nun erschallt;
So stutzt es und bäumt sich, jagt gegen den Wald.
Sein Reiter zerreißt ihm vergeblich den Zaum,
Er schlägt es, er peitscht es: es spüret es kaum.
Er stachelt es blutig mit dem stechenden Sporn:
Nur rascher noch jagt's durch den streifenden Dorn,
Und stampfend und dampfend, mit freudigem Blick,
Kehrt treu — mit dem Feind — es zum Herren zurück.

Der Churfürst von Brandenburg, Johann Cicero, ermahnte seinen Sohn und Nachfolger in seinem Testamente folgendergestalt: „die Armen nehmt in Euren Schutz; Ihr werdet Euren Fürstenthron nicht' besser befestigen können, als wenn Ihr den Unterdrückten helft; wenn Ihr den Reichen nicht nachsehet, daß sie die Geringern überwältigen, und wenn Ihr Recht und Gleichheit einem jeden widerfahren lasset.“

Die preußischen Regenten ließen sich immer die Verbesserung der Gerechtigkeitspflege ernstlich angelegen seyn. Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, der im Jahre 1713 die Beschleunigung der Verbesserung der Justizpflege sehr betrieb! schrieb dabei: „Die schlimme Justiz schreiet gen Himmel, und wenn ichs nicht vermindere (abhelfe), so lade ich selber die Verantwortung auf mich.“

Als den 9. März 1823 dem Könige von Würtemberg ein Kronprinz geboren wurde, worüber alle Bewohner des Landes hoch erfreuet sind, sagte er zu den Ständen des Königreichs: „Gott hat mir meinen Sohn in einem verhängnißvollen Augenblicke geschenkt. Wenn mir der Allerhöchste das Leben schenkt, so wird mein ganzes Streben dahin gerichtet seyn, ihm diejenige Festigkeit und den Muth einzuflößen, die nothwendig sind, um das Wohl des Vaterlandes als künftigen Zweck seiner Handlungen anzusehen.“

Charade.

Die dritte lobt das vordre Paar
Das hohe Ganze macht sich rar.

G. Schilling.

A. Daves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 46.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 8. Juny. 1823.

Inn're Schätze beglücken. Dir im Innern
Liegen Edelgestein und Gold; da grabe
In den Grüften. Von außen suchst du ewig
Frieden vergebens.

v. Herder.

Werdet wie die Kinder.

(Der Mutter Frühgespräch mit der Tochter in des Vaters Abwesenheit.)

Mutter.

Zagend hab' ich sie durchwacht,
Diese Sturm- und Regennacht!
Kann nicht leicht in Ungewittern
Irgendwo das Schiff zersplittern,
Dem Dein Vater auf der Reise,
Nach der Männer kühnen Weise,
Sein unschätzbar theures Leben
Abermals will übergeben?
Laut geseufzt, und still und tief gebebt,
Hat das Herz, das hin zu ihm nur strebt.

Tony.

Gesund und froh bin ich erwacht;
Mich schreckte nicht die Wetternacht.
Die Sonne strahlt vom Himmel wieder
So klar, wie gestern uns hernieder.
Komm', Mutter, geh' mit mir in's Freie,
Daß Muth und Freude Dir gedeihe!
Der Himmelsvater will ja sorgen,
Drum ist mein Vater wohl geborgen.
Wer weiß, welch Blümchen mir, welch Glück ihm blüht,
Da heut' das Morgenroth so lieblich glüht!

Mutter.

Früh noch rang ich schwer im Traum:
Unter schattenlosem Baum
Saßen beide wir im Garten,
Seine Rückkehr zu erwarten.
Doch statt seiner kam die Kunde:
„Wißt, er muß nun erst die Runde
Zur Betreibung seiner Sachen
Noch durch sieben Länder machen!"
Drohend peinigt der Gedanke mich,
Daß der Lenz uns, fern von ihm, entwich.

Tony.

O Mutter glaube meinem Traum:
Wir saßen unterm Blüthenbaum;
Du hattest von den nähern Wochen
Der Ankunft zweifelhaft gesprochen. —
Da naht' im Abendsonnenstrahle
Uns beiden hier mit einenmale
Der Heißersehnte frisch und heiter;
Du rufst — doch was erzähl' ich weiter?
Der Ueberraschung Freudenfest war groß:
Bald saß ich, reich beschenkt, ihm auf dem Schooß.

Mutter.

Holdes Kind! — Der Phantasie
Fehlt es wohl an Bildern nie.
Heil Dir, daß Du frohe wählest,
Und Dein Herz mit Furcht nicht quälest!
Ja, ich will von Dir noch lernen,
Banges Mißtrau'n gern entfernen,
Glaubend beten, liebend hoffen,
Das erhält den Himmel offen.
Auf! hinaus zur stillen Morgen-Au,
Welch ein Freudenzährenheer im Thau!

Trautschold.

Kunibert und Alachis, Könige der Longobarden.

Geprüft in der Schule des Unglücks, herrschte Flavius Bertharit auf dem longobardischen Throne voll Weisheit und Milde, seit sein Gegner Grimoald, welcher ihm einst Krone und Reich entrissen hatte, nicht mehr lebte. So gerecht und gütig er gegen seine Unterthanen auch war, so sehr ihn das Volk auch als einen Vater liebte, so sehr die Nachbarn ihn auch achteten und fürchteten, so war es ihm dennoch nicht vergönnt, den Oelzweig des Friedens ungestört bis an sein Ende blühen zu sehen. Seine Sanftmuth wurde von einem ehrgeizigen, verrätherischen Vasallen, dem Herzog Alachis von Trient, für Schwäche gehalten, und dieser wilde Unruhstifter glaubte sich jeden Frevel gegen einen furchtsamen, weibischen Regenten, für den er Bertharit achtete, erlauben zu dürfen. Um Ursache zur Empörung zu suchen, überfiel er seine Grenznachbarn, die Baiern, und verheerte, gleich einem Räuber, eine große Strecke ihres Gebiets. Bertharit schickte Abgesandte an ihn ab, um ihn zur Rechenschaft zu fordern; aber höhnend ließ der Aufwiegler sie durch seine niedrigsten Knechte beschimpfen und über die Grenze jagen. Eine solche Frechheit konnte der König nicht ungeahndet lassen. Er ergriff die Waffen, und stellte sich mit seinem Sohne Kunibert an die Spitze des Heeres. Das Glück war auf der Seite des Rechts. Alachis wurde gänzlich geschlagen, und mußte sich in seine feste Hauptstadt werfen. Hier wurde er sogleich von dem königlichen Heere eingeschlossen, und bei einem unvorsichtigen Ausfalle nach tapferer Gegenwehr gefangen. Bertharit wollte, zum ersten Mal streng, als warnendes Beispiel das Urtheil an dem Hochverräher vollziehen lassen, aber Kunibert, der Jugendgefährte des Empöres, ließ mit Bitten nicht nach, bis er das Herz des Vaters erweichte, und Gnade für den verirrten Waffenbruder erflehte.

Alachis erhielt nicht nur seine Freiheit, sondern auch sein Herzogthum wieder, und gelobte dem Könige aufs neue Gehorsam und Treue. Um sich durch die Bande der Dankbarkeit den Begnadigten noch mehr zu eigen zu machen, brachte es Kunibert noch dahin, daß sein Vater den Alachis mit der erledigten Statthalterschaft von Brescia belehnte. Ungern that dies Bertharit, denn er traute dem ehrgeizigen Herzoge nicht; doch er hatte nicht mehr Ursache diese Nachgiebigkeit zu bereuen, denn er starb bald darauf im Jahre 688, auf

richtig beweint von seinem Volke, das sich unter seiner wahrhaft väterlichen Regierung eines lange nicht genossenen Friedens erfreute.

Kaum hatte der edle Kunibert den longobardischen Thron bestiegen, so mußte er auch schon auf das empfindlichste erfahren, wie gerecht das Mißtrauen seines weisen Vaters gegen den neuen Statthalter von Brescia gewesen war.

Lange schon hatte der undankbare Alachis über einen zweiten Empörungsplan gebrütet, und sich mit zwei mißvergnügten brescianischen Grafen, Aldo und Grauso, die einen mächtigen Einfluß auf das Volk hatten, verbunden. Die Gelegenheit zur Ausführung bot sich schnell genug dar. Kunibert hatte den edlen Entschluß gefaßt, seine Staaten zu durchreisen, um selbst zu untersuchen, wie seine Stellvertreter ihr Amt verwalteten. Er war eben auf dem Wege von Mailand nach Turin, als ihn die Schreckenskunde ereilte, daß der verrätherische Herzog von Trient sich durch Gewalt und List der Krone bemächtigt, und sich habe zum König ausrufen lassen.

Die Empörer hatten nämlich Kunibert's Abwesenheit von Pavia benutzt, und waren geeilt ihr Vorhaben auszuführen. Es wurde in der Hauptstadt der Lombardei eben ein Kirchenfest gefeiert. Eine Menge brescianischen Gesindels, heimlich mit Waffen versehen, schlich sich als Wallfahrer, Spielmänner und Kaufleute verkleidet, zu den Thoren ein, und rottete sich auf ein gegebenes Feuerzeichen in der Nähe des königlichen Pallastes zusammen. Alachis stellte sich an ihre Spitze, drang in den Pallast, und bemächtigte sich der Reichskleinodien, nachdem die unvorbereitete Leibwache niedergestoßen war. Die Edlen des Reichs wurden eiligst zusammen berufen und gezwungen, dem Verräther, welcher eigenmächtig den Thron bestiegen hatte, den Eid der Treue zu leisten. Das erschreckte Volk, die Wuth gedungener Räuber fürchtend, wagte nicht den Frevel zu hindern, und so herrschte in ganz Pavia eine dumpfe Stille.

Dem unglücklichen Kunibert blieb nichts übrig, als sich auf die, im Lago di Como gelegene, und sehr stark befestigte Insel zu flüchten, fest entschlossen, dort sein Leben im Fall der Noth bis zum letzten Hauche theuer zu verkaufen. Aber Alachis wollte es öffentlich noch nicht wagen, einen Königsmord auf sich zu laden, er übertrug daher dieses Blutgeschäft den Grafen Aldo und Grauso, die es durch List im Geheimen verrichten sollten.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Rügen.

„ — Ein freundliches Eiland liegt Rügen vom Greifswalder Thurme da, man sieht rings Theile der Ostsee hineingehen, aber den vollen Anblick derselben hat man doch noch nicht. So beschlossen wir denn, sie von der Insel selbst auf irgend einem erhabenen Standpunkte aufzusuchen.

Um sieben Uhr des Morgens fuhren wir mit einem Boote das Rick hinab nach Elna, wo die Greifswalder Schiffe im Winter vor Anker liegen, und endlich hinaus auf die Rhede. Eine Bucht streckt sich weit in das Land hinein, man sieht allenthalben Ufer, auch nennt man die Ostsee zwischen Rügen und Pommern dieß und jenseitiger Boden. Durch das Fernrohr erkannten wir Puttbus, das Ziel unsrer Fahrt, deutlich vor uns; am Horizont gieng ein Schiff in vollen Segeln, links lag die Insel Roos. Eine Menge Fischerböte mit rothen Segeln schifften an uns vorbei nach Greifswald zu; sie ziehen um Mitternacht auf den Fang und kehren gegen Mittag zurück

Jetzt erhob sich der Wind stärker und wir giengen ohne Hülfe der Ruder. Puttbus lag näher, die Insel trat deutlicher heraus, von der man in der Entfernung nichts hatte sehen können, als die Bergspitzen, die gleich einzelnen, kleineren Inseln erschienen. In Neuendorf landeten wir und das erste, was wir vornahmen, war ein Besuch des Badehauses, das auf einem, dicht am Ufer befindlichen, ziemlich erhabenem Standpunkte liegt, in dessen Nähe man von einem Vorsprunge, der Insel Filn gegenüber, einer herrlichen Aussicht genießt. Unser Schiffer segelte wieder hinüber, fernher blinkten die Thürme von Greifswald, der musterhausische Thurm, die von Stralsund; rechts die Ufer Rügens, links der Weg zur Ostsee. Der Abend sank näher, und bedeckte die Inseln, die nächsten Küsten, verhüllte die fernen Gegenstände am Horizonte ganz. Alles wurde unermeßliches, dunkles, ja schwärzliches Element, in unendlich kleinen Wellen, vom Winde des Tages nachbewegt, zersplitternd und einzeln schillernd, uns vom nächsten herzurauschend, hie und da einen nicht weit vom Lande befestigten Fischerkahn schaukelnd; dann am Himmel der halbe Mond mit seinem begrenzten Strahlenweg in den Fluthen; nun ein Laut hörbar, ein Glockenton, ein Thier, gebell verklingend; — das Alles empfunden in Einem Eindrucke, der über Alles geht, ewig im Gedächtnisse bleibt.

Puttbus ist ein kleines Städtchen, das aus einer Reihe Häuser besteht, deren Anzahl nicht über fünfzig steigen mag, alle, meist einstöckig, höchst zierlich, weiß angestrichen, unter ihnen das größere Schauspielhaus mit einer Façade von sechs Säulen. Rechts führt eine Allee nach dem fürstlichen Schlosse und Park, und gewiß ist hier der schönste Sommeraufenthalt, den ein Badegast sich nur immer wünschen mag.

Von einer Anhöhe sieht man die rothen Dächer des eine Meile entfernten Bergen's, am Abhange eines Hügels. Nach dem Meere zu gehen Berge und Thäler, gruppenweise mit Wald bewachsen, Wiesen zwischen durch mit weidenden Heerden, endlich ein Stück der See selbst, die blau, leise bewegt durch die Bäume schimmert. Ein paar hundert Schritte von Bergen ist der Rugard, wo die Burg der alten Beherscher von Rügen stand, von der jetzt nichts mehr zu sehen ist, und wo man nur wieder jene stets abwechselnde Aussicht des beschränkten, in unzähligen Buchten hereindringenden Meeres hat; auf dem Lande von den Anhöhen hinunter, hinter Anhöhen versteckt, einzelne Bauerhöfe, Kirchen, ferner Dörfer, am Horizont Greifswald und Stralsund's Thürme, nichts Gigantisches, noch Groteskes, keine kühne Felsgruppen, die überraschen, nur sanft Erhobenes und Gedehntes, Reizendes und Freundlichbelebtes, Weitläufiges und im Meere Unermeßliches.

Von Bergen bis zur Fähre der Jasmunder Halbinsel schreitet man anderthalb Meilen immer über Höhen fort, auf welchen man eine Menge von Hünengräbern gewahrt. Jenseit der Fähre steigt man vom Strande wieder die Höhen hinauf und nachdem man durch das Städtchen Sagard gekommen, gelangt man endlich immermehr, jedoch unmerklich steigend an den schönsten Punkt. Die Bäume werden lichter, ein kleines Haus mit einem Strohdache liegt freundlich da, das Meiershaus auf Stubbenkammer; nun geht man über den sogenannten Königsstuhl weg und tritt auf die vorderste Spitze. Hier liegt die eigentliche Ostsee unermeßlich ausgebreitet, man steht auf sechshundert Fuß hohen Kreidefelsen, die abgebröckelt und unten pfeilerartig in die Höhe streben. Der Himmel war nicht der reinste, obschon wenig Wolken zu sehen, die Farbe des Meeres aber desto schöner

und dunkler. Des Morgens war schon starker Nebel gefallen, ein Theil davon lag noch immer auf dem Wasser, das am Horizonte in den bläulichen Duft desselben verschwand. Erst von einer solchen Höhe wird der Anblick groß, majestätisch, man hat einen weiten Gesichtskreis und glaubt in einen unendlichen Raum zu blicken. Wir empfanden den Unterschied erst ganz, als wir zum Strande hinabgestiegen waren und hier unser Blick vom Nächsten gleich befangen wurde. Gegen fünf Uhr waren wir wieder oben, der Himmel hatte sich mit Wolken bezogen, der Horizont rückte uns näher, die Lichter des Himmels waren im Wasser wiedergegeben, links die Schwärze der mächtigen Wolken, in der Mitte leiser, ungewisser Uebergang rechts durchbrochene Schatten. Wie ernst und furchtbar lag das ungeheure, ungebändigte Element da! Dann schieden wir.

Den Berg hinunter, auf mittlerer Anhöhe, im dichten Haine, ruht der See der Hertha, still, klein, aber tief; von bewachsenen Anhöhen umzogen, ein Kahn schaukelt auf seinen Fluthen. Rechts davon die Herthaburg, ein tiefer Grund, mit hohen Erdwall umwachsen, kein Stein mehr sichtbar, aber wohl verwahrbar noch wie ehemals vor dem Zutritte des Menschen, wenn nicht eine freundlichere Sitte den Wanderer hieher führte, damit er den geheimnißvollen Aufenthalt der Göttin und ihres Bades betrachten könnte. Nicht weit davon entfernt im Walde liegt ein umgestürzter Tafelstein, wo alle Hünen oder Priester ihre Mahle hielten.

Wir kamen aus dem Walde über Stoppelfelder. Die dichten Massen der Wolken hatten sich über den ganzen Himmel zerstreut, wir ließen Sagard links und giengen der Fähre zu. Es war schon spät, theilweise regnete es. Zuletzt gegen den Strand wurden die Höhen immer größer. Wie in Ossians Nebelwelt schritten wir von Berg zu Berg über öde Halde fort, einer in gewisser Entfernung vom andern, der vordere dem hintern immer vorschwebend, verschwindend wie ein Nebelbild. Endlich hinunter an den Strand. Freundlich liegen Häuser zwischen Bäumen versteckt, von ihnen in geringer Entfernung das Fährhaus; wir blieben über Nacht da. Kaum sind wir angelangt, so schlägt der Wind, der Regen stärker an das Fenster, bis sich Alles verzieht, der Mond hinter den Wolken hervortritt und mit seinen gebrochenen Strahlen durch vorstehende Bäume in unser Schlafzimmer scheint und uns freundlich zu Bette begleitet.

Des andern Tages endeten wir die kleine Reise, durch das innere Land nach Stralsund wandernd." —

Förster W....e.

(Mit diplomatischer Genauigkeit genommene Abschriften einiger Original-Briefe des vor etwa 60 Jahren verstorbenen Försters W. zu Rehsen im Anhalt-Dessauischen.)

1.

Durglaugtster Ferst,
Gnettigster Haar,

In unse Forscht is n Schwein so groß wie Sieh — Durglaugd, in ihren läben noch nich gesehn hann, uns missen Stränge Maasrechelln genummen währen, daß de Pestge nich su megtig werd, süst verlieren mer hol mich ter Deubel alle junge zugt, un da werth uns der Hunt was prahten, wenn mer á mal eine jagt magen wulle, geben se Pefähl daß das Lutter weck kömt, übrigens verbleube mith Hoch 8 tung

Ihre turgglaugt
unterthänigster
W.

2.

turglaugg'stär Wasser Perigt.

Gott straf mich turgglaugt, ich kans Wasser nich meh verhahlen, se müssen sugleich Pefähl gähn, dasch de Kumischgohn Maaschrechein drist das de Täme auschgebäßerd währen, süß geht de ganse geggend un de ettle gacht zum deupel un da hann se schigs selber zuzuschreuben, wenner hernach en dreck zu gachen hann, magen se nuhr balle anstald, Gott straf michs wert süst nich gut, und da hanse schigs selber zuzuschreuben, wemmer hernag kehne Schweine un kehne Hersch meh hann un da kennen se Unserehnen ke Proth meh gähn un da hol der deubels Läben un ich mak denn nich meh sein.

ihr

gedreuer W.

3.

Perigt an die Pauhren
in un um Werlitsch, in un um rehsen.

Weilen in die große Hieze tas öttle willbrett in Elenten Maaden zustand verschatzt worten is, so er get an Euch, dorg mich hogferstlicher Pevehl, das ihr deß Daches, un des Nagts euhre huntte an de Käthe lägt, un nich nuhr an Dache un de Nagd loßs lasst, wie Eure tumme Motte is, süst schißs ich ahlles tott was loßs is, un wenns Gott straf mich meih Bruhter weere.

Der hochferstliche Ferster
W.

4.

(Kurz vor seinem Tode schrieb er an den Herzog:)

Gott straf mich Durchlaugt, es scheint mer als wenn mich ter Deubel bald hohlen un su meihnen Vättern fersammeln wulle, nah de ahlen Knogen wullen oh e mal ruhe hann, nur tauhren mich meine Schweihne und Sie turglaugt, die nähmlich die schweihne währen nich witter so gud abgewahrt währen, ih habbe hohl mich der Deubel lieber gehat als mein Kinner, un och sie Durglaugt, den de Pestgen haan mer mehr Ehre und Fröde gemagt, als wie de Bängels, und hann mer in meinem läben nich gergert, Eh thel war mangmal noch klücker wie ich, un ich hatte wol vun se gelarnd. nass kann nu nischt hölfen, ich muß uf un derfun. un da wil ich auch wies eh guten Krischden gezihmt mei Hausch pestellen, ich tanke se fer ahle gnatte un daß se geruhlt met mar ahlen Mann gehatt hann, un thun se mer noch de lätzte Ere an, laschen se mich, wo ich hingehere im Lug bei meine Schweihne begrappen, ich mack nich ufn Gottesacher bei den Böbel, der de ätle Waide, kunscht nich fersteht liegen, un von Schulmester seinen Kühen und Schaffen beunähren lahsen, nun Gott pefohlen, se währen mangmal neg an ahlen W. tänken, ich habs immer gud met se un Ihren Schweihnen gemehnt, ich habe se 3 un redlig gethint und fergte mich nich forn Totte wie andre Hausvatter die nuhrs Geld nähmen un sichn Deubel um de öttle Gacht bekümmern. mer währen ja sähn, wies tort aussieht, an liebensten wäre mers fräulich wens tort schweihne geb, das mer was zu thune hätte, denn mer kann doch nich Dag un Nacht hallelug singen, ich habbe eh mal gehehrt, das de diehre og en ewig läben hätten un wen das is, so müßen meine lieben Schweihne oben ahn im Himmel stehn un wenn sie Derglaud eh mal angewackelt kummen, da freuht sich halb dott

Ihr

ahler Ferster

W.

nagschrift lassen sie mich nur rächt tief grahben, das de Schweihne mich nich raus ruhnen.

(Der Fürst, der ihn wegen seiner Treue ungern verlor, reisete sogleich zu ihm und gab ihm die Hand darauf, seinen letzten Wunsch zu erfüllen. Der alte Mann starb ruhig und wurde wirklich in dem Lug bei seinen Schweinen begraben.)

Hannover, am 20. Febr. 1823.

Georg Harris.

Allerley aus London.

Man zählt in London 1300 Miethswagen, 400 Sänften und auf der Themse 3000 Kähne und Boote. — Vor nicht langer Zeit, als die Königin noch lebte, begaben sich die ältesten und vornehmsten Damen in ihren stark vergoldeten Sänften zur Cour. Man sah sie in Gallaroben, gepudert, geschminkt, mit Familienschmuck belegt, mit Perlen und Brillanten übersäet. Vor und hinter den Sänften ging ihre zahlreiche Liverei. Jeder Diener trug einen Stock mit großem silbernen oder goldenen Knopf in der Hand, das Zeichen der Pairschaft — Auf den Bällen ist es nichts Seltenes, Angloisen zu tanzen, deren jede, unter beständig wiederholter Tanz-Musik, ¾ Stunden dauert. Als Lieblings-Erfrischung wird Glühwein, mit Schinken in Senf getaucht, und zwischen dünnen Brodschnitten liegend, herum gegeben. Besonders finden die Damen Geschmack daran. — In keinem Lande wird die Wuth der Sammlungen weiter getrieben als in Engeland. Dieser sammelt Comödien-Zettel, Jener Visiten-Karten, ein Dritter Theetöpfe, ein Vierter Lichtputzen (unter andern solche, die von selbst das Licht schneutzen.) Ein Liebhaber, der vor Kurzem starb, hatte sein Vergnügen darin gesetzt und sein Vermögen daran verschwendet, Perücken von allen möglichen Gattungen zu sammeln. Doch die ärgste Liebhaberei, die ihrem Heger und Pfleger sein ganzes bedeutendes Vermögen gekostet, bestand darin, daß er die Stricke aller Gehangenen in den drei Reichen sammelte und mit der Geschichte derer, die diese Halsbänder getragen hatten, in einer langen Gallerie aufbewahrte. — Vor einiger Zeit trocknete ein junges Frauenzimmer in London, nachdem sie aus dem Bade gestiegen war, ihr Haar in der Mittags-Sonne. Bald nachher spürte sie das schmerzhafteste Kopfweh, und verfiel nach einigen Tagen in vollständigen Wahnsinn. — In einem Spielhause wurden vor Kurzem falsche Würfel entdeckt, und die Falschspieler zur Strafe gezogen. Bei dieser Gelegenheit erinnert man sich an folgende ältere Geschichte: In einem Spielhause in Jamesstreet verlor an einem Abend der verstorbene Herzog von Norfolk (ein großer Freund der Flasche und des Spiels) 70,000 Pfund (über 400,000 Thlr.) Der Verlust machte ihn aufmerksam und stutzig; er schöpfte Verdacht, steckte die Würfel zu sich, um sie am folgenden Tage untersuchen zu lassen, und brachte (nach seiner Gewohnheit, wenn es spät wurde) die Nacht im Spielhause zu. Sein Verdacht, und die Furcht, entdeckt zu werden, setzte die Gauner-Gesellschaft in Verlegenheit. Ein dreister Bursche erbot sich, wenn ihm die Spieler 5,000 Guineen geben wollten, mit Pistolen in das Schlafzimmer des Herzogs zu schleichen: wenn er schliefe, ihm die Würfel, wenn er wachte, ihm das Leben zu nehmen. Zu seinem und der saubern Gesellschaft Glück schlief der Herzog, und (wie Jener berichtete) schnarchte wie ein Bootsknecht, so daß, ihm unbewußt, die Würfel vertauscht werden konnten. Als am folgenden Morgen der Herzog sie der Polizei vorzeigte, wurden sie gut befunden, und nun mußte das ehrlich gewonnene Geld bezahlt werden — allein der Spielgeist verließ von Stund' an den hohen Geprell-

ten. — Das Journal von Leeds macht die Bemerkung, daß der ursprüngliche Werth eines rohen Stoffs, durch Verarbeitung, von ½ Penny auf 35,000 Pfund Sterling gebracht werden kann. Nämlich ein Pfund Roheisen kostet ½ Penny, wird zu Stahl, dann zu Uhrfedern verarbeitet. Jede solcher Federn kostet ½ Guinee und wiegt den zehnten Theil eines Grans. Den Abgang abgezogen, enthält ein Pfund Eisen 7,000 Gran, giebt 70,000 Uhrfedern, und hat folglich den Werth von 35,000 Pfund Sterling. — Es ist eine Reihe von Briefen über den König erschienen; sie schildern das innere Leben im Pavillon von Brighton, und gehen in das kleinste Detail in Betreff der Beschäftigungen, der Erholungen, der Meinungen und Umgebungen des Monarchen. Die Briefe werden einer Person zugeschrieben, die sich nahe um den König befindet.

---

* Bemerkung.

Am ersten Pfingsttage führte ein Spaziergang mich auf die beym Stephanythore an der Weser belegene Anhöhe unsers Walles. Während der Betrachtung der vielfachen Schönheiten der Natur, erklang in der nah dabey belegenen Armenhauskirche, die herrliche Melodie des Liedes: Wie schön leucht uns der Morgenstern; mit angemessenem Trompeten- und Posaunenschall. Je auffallender es ist, daß die Musik aus den Stadtkirchen unserer Gemeinden immer mehr verbannt wird, *) um desto größer muß der Dank seyn, welchen wir der Administration einer der wohlthätigsten Anstalten Bremens schuldig sind, die für die Sinnlichkeit die Religion zu schmücken auch auf diese würdevolle Weise sich angelegen seyn läßt.

Späterhin ward das: Nun danket alle Gott! mit der erwähnten Instrumentalbegleitung angestimmt. Ich bin durch den Eindruck den die genannten Melodien auf mich machten vollkommen überzeugt, daß von den alten Leuten der erwähnten Anstalt, wohl in langer Zeit kein Lied so innig mitgesungen ist, als es heute geschah.

C.....e.

Auflösung des Räthsels in Nro. 45.

Meisterwerk.

---

*) ein evangelischer Cultus wird diesen Theil des öffentlichen Gottesdienstes gewiß berücksichtigen,

---

* Anzeige.

Dem Wunsche mehrerer geehrten Freunde zu entsprechen, habe ich bereits die verlangten kleinen Connoissemennte mit einem Bremer Wappen und Attribut nach einem engl. Connoiss. verfertigt, und sind das 100 zu 42 Gr. in meinem Comptoir Papenstraße Nr. 22 zu bekommen. Jeden mir zugestellten Artikel, der den allgemeinen Geschäfsgang erleichtern kann, werde ich mit Dank empfangen und schnell verfertigen. Zur gütigen Abnahme meiner bekannten Drucksachen von mehr denn 150 Artikeln, die nach einem Musterbuche zu wählen sind, wollte ich mich auch zur Verfertigung von Buch- Stein- und Kupferdruck bestens empfehlen.

G. Jöntzen.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 47.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 12. Juny. 1823.

Sehnen, ewig heißes Sehnen
Kam mir mit dem Frühlingsschein.
Sehnen nach Gesang und Lied
Lust und Leben abzuspiegeln,
Sehnen nach den seel'gen Hügeln
Wo der Frühling nie verblüht.

Reinigs.

* Der Frühlings-Sängerin.

Holde Zauberin, wie flötest in die Seele
Wonne du und Seeligkeit!
Selbst den Mysantropen, deiner Kehle
Reiner Silberklang erfreut.
Wie auch die Gesang-Kunst blüh' und reife,
In des Liedes Phantasie:
Doch erreichen nimmer ihre Läufe,
Deines Trillers Melodie.

Sanfte Sängerin, wie anspruchlos, versorgen,
Wählest du dir dein Asyl!
Horchen dir, vom Abend bis zum Morgen,
Wäre mir ein freundlich Spiel.
Sinnig Freunde! Sinnig laßt uns lauschen,
Ja die kurze Zeit genützt!
Zürn' ich bald doch auf des Zweiges Rauschen,
Der die Süße, kosend schützt.

Ja du Liebliche? auf deinem grünen Dome,
Fürchtest du nicht Kerker-Zwang;
Doch entflieht der Lenz im Wechsel-Strome
Endest du auch den Gesang.
Komm zu mir, du holde Philomele,
Und wenn einst der Vorhang fällt,
Zauberin! dann flöte in die Seele
Ahnung mir, der bessern Welt!

E. Reinhahl.

Kunibert und Alachis, Könige der Longobarden.

(Beschluß.)

Diese aber zögerten mit der Ausführung, entweder weil sie nicht elend genug waren, um sich zu Henkern ihres rechtmäßigen Herrn brauchen zu lassen, oder weil sie erst abwarten wollten, wie der Gewaltherscher gegen sie handeln würde, um in Nothfalle immer eine Drohung für ihn übrig zu behalten. Die Folge bewies, daß sie Recht daran thaten.

Alachis, durch Gewalt zum Besitz des Thrones gelangte, glaubte sich auch nur allein auf demselben durch Gewalt erhalten zu können. Mißtrauisch und blutdürstig nach Art der Tyrannen, waren ein zweideutiges Wort, eine bedenkliche Miene bei ihm hinreichend, den edelsten Mann augenblicklich zum Tode zu verdammen, und fast täglich bluteten Opfer seiner grausamen Willkühr. Sehnlichst wünschte das Volk wieder unter der sanften Herrschaft des edlen Kunibert zu leben, aber es fanden sich keine Häupter zu einer Empörung gegen den Tyrannen, denn zu vorsichtig wurden alle Schritte jedes ausgezeichneten Mannes bewacht. Aber dem Frevler war es bestimmt, durch die zu fallen, denen er seine unrechtmäßige Größe zu danken hatte.

Der Sohn des Grafen Aldo diente dem Usurpator als Edelknabe. Einst war Alachis mit Aufzählung vieler Goldstücke beschäftigt, und der Page mußte ihm helfen. Ein Stück fiel herunter, und konnte, ohngeachtet der Knabe es lange suchte, nicht gefunden werden.

„Laß es seyn!“ sagte unbesonnen der etwas berauschte Kronenräuber: „Dein Vater hat dergleichen Münzen wohl genug, und er wird mir sie nächstens hergeben müssen. Doch ich gebiete Dir Verschwiegenheit bei Deinem Leben und künftigen Glück.“

Aber der Knabe eilte, diese Rede seinem Vater und dem Grafen Grauso anzuzeigen, und beide beschlossen augenblicklich den Sturz des Tyrannen.

Die Gelegenheit ereignete sich bald. Alachis war in die Wälder von Friaul gereis't, um dort die Lust der Jagd zu genießen, und hatte seinen Günstlingen, auf deren Treue und Ergebenheit er noch rechnete, ob er gleich heimlich auf ihr Verderben sann, die Obhut von Pavia anvertraut. Kaum war er fort, so beriefen auch die Brüder von Brescia ihre Freunde und Anhänger, und eröffneten ihnen, daß sie gesonnen wären, der blutigen Herrschaft des Trienter Herzogs ein Ende zu machen, und den rechtmäßigen König wieder auf den Thron zu setzen. Sie trugen ihnen auf, das Volk auf die Ankunft Kunibert's vorzubereiten, während sie selbst den unglücklichen Flüchtling aus seinem versteckten Asyl holen wollten.

Als Bauern verkleidet, machten sie sich auch bald auf den Weg nach dem Lago di Como, ließen sich mit Früchten beladen auf die Insel überfahren, und baten, ihre Geschenke dem König selbst überreichen zu dürfen. Kunibert ließ sie vor sich kommen, empfing sie sehr gütig, und wollte sie für ihre Gaben reichlich belohnen, — aber sie stürzten zu seinen Füßen, entdeckten ihm ihr Geheimniß und flehten um Gnade. Der überraschte König versicherte sie seiner Verzeihung, fand aber ein Bedenken darin, ihnen sogleich zu folgen. Da übergab Aldo seinen jüngsten Sohn, den er mitgebracht hatte, dem edlen Vertriebenen zum Unterpfand der Wahrheit ihrer Versicherungen, und nun entschloß sich Kunibert, vertrauend auf den Beistand einer gerechten Vorsehung, muthig allen Gefahren entgegen zu gehen.

Währenddem verbreitete sich unter dem Volke von Pavia die frohe Nachricht: daß der rechtmäßige König auf der Rückkehr in seine treue Stadt begriffen sey. Wildes Freudengeschrei tönte durch alle Straßen, und bewaffnete Haufen schlossen sich den Anhängern der Grafen Aldo und Grauso an, stürmten den Pallast des Tyrannen, und vertrieben seine Söldner fast ohne Widerstand und Blutvergießen. Nun wogte die jubelnde Menge dem edlen Kunibert entgegen, und führte ihn im Triumpfe auf den Thron sei-

ner Väter zurück, den vier Monate lang ein Wüthrich durch blutige Gräuel befleckt hatte.

Alachis war wie vom Donner gerührt, als ihn die Schreckensbotschaft ereilte. Er schäumte vor Wuth, und schwur dem in seine Rechte wieder eingesetzten König Rache und Verderben. Es gelang ihm auch, ein bedeutendes Heer von Raubgesindel zusammen zu rotten, zu welchen noch einige Tausend toskanische Reiter stießen. Mit diesem Schwarme rückte er bis in die Gegend von Pavia vor. Kunibert, wohlgerüstet, erwartete ihn in den Feldern von Corna, und ließ ihm, um unschuldiges Menschenblut zu schonen, einen Zweikampf auf Leben und Tod anbieten, mit der Bedingung, daß dem Sieger der unbestrittene Besitz des longobardischen Thrones zu Theil werden sollte. Alachis aber schlug den Antrag aus. „Warum verweigerst Du den rühmlichen Kampf?" fragte ihn der Anführer der hetrurischen Reiter. „„Weil mein Feind mir an Leibesstärke überlegen ist,"" antwortete Alachis. „Nun, so mag ich auch für Dich, Feigen, nicht kämpfen!" erwiederte der edle Toskaner, und ging mit seinem ganzen Geschwader zu Kunibert über.

Die Schlacht begann, und mit großer Hitze kämpften beide Heere. Alachis, in wüthender Verzweiflung, drang mit seiner Leibschaar auf das königliche Panier los, sprengte die Bedeckung auseinander, griff den gekrönten Helm an, hieb ihn nieder, und jauchte laut auf: „Unser ist der Sieg, Kunibert ist erschlagen!" Hastig hieb er dem Gefallenen das Haupt ab, um es als Siegeszeichen auf sein Panier zu pflanzen — aber o Schrecken, der Todte war nicht der König, sondern sein Freund Zeno, der sich heldenmüthig für seinen Fürsten geopfert hatte, als er ihn in der dringendsten Gefahr erblickte. Verwirrung und Schreck bemächtigte sich der um den Gewalt, herrscher kämpfenden Krieger. Sie sahen diese Täuschung als ein ungünstiges Zeichen vom Himmel an, und ihr Muth verließ sie. „Kunibert lebt! Auf in den Kampf zum Verderben der Verräther!" erscholl es von der andern Seite, als der König sich seinen weichenden Schaaren gezeigt hatte, und diese durch die übergegangenen Toskaner verstärkt worden waren. Nun wurde Flucht unter den Söldnern des Alachis allgemein, er selbst fiel im Gefecht, und Kunibert erkämpfte den vollständigsten Sieg.

Von nun an genoß das Volk der Longobarden eine Reihe von Jahren hindurch die Segnungen des Friedens unter der weisen und gerechten Regierung seines edlen Königs, welcher dem Andenken seines heldenmüthigen Lebensretters ein herrliches Grabmahl in der Johanniskirche zu Pavia errichten ließ. Er selbst starb zu Ende des Jahres 700, aufrichtig geliebt und betrauert von seinen Unterthanen.

A. Werg.

Abentheuer des designirten Magisters M.

Es war gegen Ende Oktober des in so mancher Beziehung merkwürdigen Jahres 1813, als ich vergnügt wie ein Gott, mit meiner Vocation in der Tasche, die Residenz verließ; in D. mußte ich mehrere Geschäfte wegen übernachten, ich schrieb bis tief in die Nacht, meiner theuern, heißgeliebten Wilhelmine einen langen Brief von meinen Hoffnungen und Träumen, schilderte die Seligkeit unsers künftigen häuslichen Lebens in der Pfarrwohnung, fern vom Getümmel der großen Welt. —

Du und ich Wilhelmine, was bedürfen wir mehr, um den ganzen Himmel voller Freuden

*

auf die Erde niederzuziehen? Unsere Hütte, unser Gärtchen wird für uns der schönste Theil von Gottes Schöpfungen heißen. Unbeneidet von andern, werden wir selbst Engel nicht beneiden.

Unter den Melodien des letzten Wunsches von Salis entschlummerte ich — und meine Träume waren eine buntere, glänzendere Fortsetzung des Wachens. Früh gings den andern Tag auf den Weg. Ich war mein eigener Kutscher, und das Roß gar fromm und brav. Unterwegs hielt ich vorübergehend im Geist schon Gespräche, die ich in M. mit dem Superintendent halten wollte, um mich ihm von der glänzendsten Seite zu zeigen — oder mit Wilhelminen, wenn ich sie im Pfarrhause herumführen würde, und sagen könnte: sieh, Engel, dies ist dein Königreich. Zur Abwechselung hielt ich meine Antrittspredigt in der Kirche, vor allem versammelten Volke, das in mir seinen Seelenhirten ehrte, und vor der anwesenden hohen Herrschaft. Ich sprach sehr rührend; kein Auge in der Gemeinde blieb trocken. Man betete mich fast an. Meine Wilhelmine fiel mir um den Hals, und gab mir den süßesten alles Lohns, einen Kuß.

Zu B. war im Wirthshause alles sehr lebendig, man sprach von einer großen Schlacht, die zwischen den Verbündeten und Napoleon vorgefallen seyn sollte, welche zum Nachtheil der erstern ausgefallen, und selbst Blücher in Gefangenschaft gerathen sei.

Ein alter Mann hinter mir setzte seine Pfeife ab, und murmelte mir mit der tiefsten Baß-Stimme ins Ohr: es ist alles grundfalsch und erlogen, ich weiß es besser, die Franzosen sind aufs Haupt geschlagen, und auf der völligen Retirade.

Mir wurde bey dieser Nachricht zwar wieder leichter ums Herz, allein ich gerieth in noch größere Angst, wenn ich überlegte, das Napoleon sich mit seiner geschlagenen Armee zwischen mich und meine Wilhelmine drängen könnte? Es ergriff mich wie Fieberfrost. In der Wirthsstube wurde indessen der Lärmen immer größer, jeder beschrieb die Schlacht nach seiner eigenen Ansicht so umständlich mit allen Nebenereignissen, daß man so etwas schlechterdings nur mit eigenen Augen gesehen oder nur von Augenzeugen erfahren haben konnte. Ich pflichtete, wie natürlich, der Stimmenmehrheit bei, und ging in großen Sorgen schlafen.

Am folgenden Tage als ich meine Reise fortsetzte, war in einem Dorfe eine große Menge Volks zusammen gelaufen. Ich fuhr gegen den Haufen, allein er theilte sich nicht. Nun erst bemerkte ich vor einem großen Hause viele gesattelte Pferde, und im Hause an den Fenstern französische Dragoner.

Was giebts Neues? fragte ich die umher stehenden Leute, während ich den Wagen anhielt. Ach du mein Herr und Gott, schrie ein altes Bauernweib, die Verbündeten haben ja alles verloren. Natürlich erfüllte mich diese Nachricht, die ich durch die Erscheinung der französischen Dragoner bestättigt glaubte, mit tiefem Leidwesen, und nur der Gedanke an meine Wilhelmine ermuthigte mich wieder. Mich von der Sache näher zu belehren, lenkte ich gegen das große Gebäude, spang vom Wagen und gieng hinein. Alle Stuben mimmelten von Menschen; Beamten, Bauern — und auch viele Franzosen standen gedrängt durcheinander, schmaugten ihre Pfeifen, tranken, fluchten, erzählten und keiner machte ein frohes Gesicht. Bald war die Rede von der Niederlage der Verbündeten, bald von einem Grand-Major der wegen seinen schweren Wunden nicht länger zu Pferde bleiben könne, sondern gefahren werden müsse, Man sollte eine Chaise

herbei schaffen, und hatte Boten in die Nachbarschaft ausgeschickt.

Ich war ausser mir vor Schrecken und suchte ein Plätzchen hinter einem Tische, um den Rücken frei zu haben; die Zunge klebte mir am Gaumen, ich ließ mir ein Glas elendes Bier geben, um dabei Gelegenheit zu haben, den Hergang der Dinge genauer zu erfahren, und darnach meine allenfallsige Maasregeln nehmen zu können. Nach und nach verloren sich die Dragoner, es hieß, sie sitzen auf; neugierig drängte ich mich ans Fenster, um diese Gefürchteten abreiten zu sehen, und sah sie wirklich im gleichen Augenblick davon eilen, und zwischen ihnen — meinen Wagen im vollen Trapp davon gehen.

Da hatte ich gut zum Fenster hinaus rufen: Halt! es ist mein Wagen! — In einer Minute war alles verschwunden; ich arbeitete mich durch die Menge der Bauern hinaus ins Freie, der Platz war leer, mein Wagen fort.

Beruhigen Sie sich, sagte ein kleiner hagrer Mann, welcher das Ansehen eines Beamten hatte, der Herr Grand-Major schickt Ihnen gewiß den Wagen von der nächsten Station zurück, der gute Herr war an seinen Wunden sterbenskrank und sehnte sich sehr nach ärztlicher Hülfe. Aber wie heißt die Station? Ich lief durchs Dorf in der Richtung, die der Wagen mit seiner Begleitung genommen hatte; vor dem Dorfe theilte sich der Weg in verschiedene Richtungen, aber nirgends war eine Spur der Flüchtlinge zu bemerken, nirgends fand ich Leute, die mir Nachweisung geben konnten; alle waren vor dem großen Hause versammelt, zu dem ich traurig zurückkehrte. Niemand bekümmerte sich um meine Verlegenheit. Jeder dachte an die Nähe seiner eigenen Noth, an die Nähe der Franzosen.

Schreiben Sie, protokolliren Sie, das mir widerfahrne Unrecht! sagte ich zu dem Beamten: das ganze Dorf, sie selbsten sind Zeugen der Gewaltthat, schreiben Sie, daß ich auf ungerechte Kosten so lange hier im Dorfe liegen bleiben und zehren kann, bis ich meinen Wagen wieder habe. Man lachte zu meiner Forderung und speißte mich mit mündlichen Tröstungen ab; die Nacht verstrich, der folgende Tag verstrich, meine Ungeduld stieg auf's höchste, der Wagen kam nicht wieder, und ich habe nie wieder etwas von diesem noch einem Grand-Major gehört noch gesehen.

Ich mußte weiter, denn hier konnte ich nicht bleiben, ich verlangte eine Requisitionsfuhre, berief mich auf das mir widerfahrne Unrecht, um mich an meinen Bestimmungsort begeben zu können; allein — man sagte achselzuckend, daß ich keinen Wagen bekommen könnte, ja nicht einmal ohne Zahlung meiner Zeche freien Abzug haben würde. Zum Glück hatte ich noch so viel Baarschaft bei mir, um den Wirth bezahlen zu können. Ranzioniren konnte ich mich wohl, aber auch meine Garderobe war mit dem Grand-Major durchgegangen; wovon sollte ich mir neue Kleider und Wäsche kaufen, wovon die weite Reise zur Pfarre mit meiner Wilhelmine bestreiten? Wahrhaftig eine starke Prüfung für den designirten Magister.

Ich schnitt mir einen Knotenstock und wanderte nach Berichtigung meiner Zeche, die aber in keinem Verhältniß mit dem genossenen sauren Bier ꝛc. stand, trostlos zu Fuß den Weg nach M.

Einzelne Haufen französischer Soldaten von allen Regimentern, mit und ohne Gewehre, Marketender und Troßwägen kamen mir entgegen und zogen ganz gegen die Gewohnheit der so redseligen Franken stillschweigend an mir vorüber.

Ich hatte den Muth nicht die Kriegshelden anzureden, erinnerte mich dabei aber an die Aussage jenes alten Mannes, daß der so gefürchtete Napoleon doch etwas in Noth seyn müßte, und wünschte mich 1000 Meilen von diesem Weltstürmer, aber desto näher zu meiner Wilhelmine.

Ah! bon jour, bon jour, Doctor, wohin? rief eine bekannte Stimme, als ich zwischen den Gartenhecken des Städtleins D. abermals auf einen Trupp Soldaten stieß. Es war ein französischer Officier, den ich in B. kennen gelernt hatte, weil er mit mir zu jener Zeit in gleichem Hause wohnte und der deutschen Sprache ganz mächtig war; eine lebenslustige Haut, sehr überspannt und voller Enthusiasmus für Napoleon. Nach M., Herr Lieutenant! Sie kommen nicht hinein Doctor, die Alliirten belagern es schon mit 100,000 Mann. Kehren Sie mit uns um, wann ich Ihnen rathen darf, fort nach B., der Feind folgt uns auf dem Fuße, alles ist verloren.

Aber Herr Lieutenannt ich muß — muß heute noch nach M.

So rennen Sie in die Bajonette der Alliirten, welche Sie gewiß als einen Spion behandeln würden, besonders die Kosacken, (von welchen mein Herr Lieutenant ebenfalls nicht ohne große Scheu sprach,) sind sehr schlimm; in diesem Augenblick sprengten zwei Chasseur an uns vorbei und schrien — der Feind kommt — da verdoppelte die Infanterie ihre Schritte, und ich — weil ich in diesen schwierigen Verhältnissen nicht wußte, was ich beginnen sollte, leistete mechanisch dem Lieutenant, unter dessen Fittiche ich doch vor den gewöhnlichen Unfällen gesichert war, in Gottes Namen Gesellschaft, und kehrte M., so wie meiner Pfarrey, den Rücken zu. Adieu Pfarrhaus, adieu Paradiesgarten, adieu Wilhelmine und — Hochzeit. —

Solchen Streich hatte mir das Schicksal noch nicht gespielt, so alt ich auch geworden war. Die Verbündeten und Franzosen zerstörten alle meine Hoffnungen, die nie blühender gewesen waren. Also wieder Doctor, Hagestolz und arm wie eine Kirchenmaus! Ich wüßte nicht, wer durch der Verbündeten Glück und Napoleons Unglück, als Mensch betrachtet, mehr verloren hatte, denn ich?

Jetzt, da ich nichts mehr zu verlieren hatte, da mir auch nichts mehr als das letzte Kleid auf dem Leibe gehörte, kehrte mein heiterer Geist unvermuthet zurück, der allem Unglück spottete.

Frisch auf, ich folge der Fahne Napoleons sagte ich lachend zum Lieutenannt, und flehe um Ihren großmüthigen Schutz bis B.

Sie sollen dabei so übel nicht fahren, ich habe noch eine halbe Compagnie bei mir, alles tapfere Soldaten, die den Teufel nicht scheuen, hätte ich noch eine Kanone, ich würde vor zwei Regimentern Alliirten nicht weichen. So oft wir durch ein Dorf kamen, ließ der Lieutenant seine, aus den Flüchtlingen verschiedener Regimenter zusammengesetzte Armee, in Reihe und Glied aufmarschieren, und so zog er stolz, beim Wirbel der Trommel, an den Bauern vorüber, welche jetzt sich nicht mehr wie sonst scheu vor diesen Gästen zurück zogen. Wer kein Gewehr hatte, zog demüthig bei der Bagage hinten nach. Ich hatte Freiheit zu gehen, wo ich wollte, und machte dadurch die Bekanntschaft der Marketenderin, welcher der Wagen gehörte. Diese ehrenwerthe Dame, eine Elsasserin, ging rüstig zu Fuß neben ihrem magern Gaul her und erzählte mir sehr umständlich die Geschichten von vielen Gefechten, und tadelte Stellungen und Manövers

der Alliirten auf dem Schlachtfelde, ich hatte natürlich nichts dagegen einzuwenden.

Elisabeth, so hieß die Kriegs-Künstlerin — und was noch mehr war, sie glich der Königin Elisabeth von England auf ein Haar, wie man sie noch in Kupferstichen sieht; hatte auch eine hohe Schulter und behauptete wie die Geliebte des Grafen Esser, ewige Jungfrau seyn und bleiben zu wollen — Elisabeth also hatte eine muntere Laune, viel Witz, sogar viel Belesenheit in der neuesten Literatur von Spieß und Kramer, und sang in ihrem lieblichen Dialecte Strasburger Gassenhauer mit helltönender Silberstimme. Weil ich ihren schlechten Brandwein ꝛc. ꝛc. mit baarem Gelde zahlte — der Lieutenant stellte für sich und seine Armee nur Bons aus — hatte ich ihre vorzügliche Gunst erworben. Vermöge ihres Genie's und Brandweinfasses hatte sie auf unsere Truppen, und durch diese auf den Heerführer so viel Einfluß, daß sie ein wirkliches Mitglied des Kriegsrathes ward, und überall mitsprach, wo über die Fortsetzung des Zuges gesprochen werden mußte. Weil ihr armes Roß so marode war als die Helden von Moskau und der Berezina irgend seyn konnten; weil das Brandweinfaß nur dem müden Gaul, die Soldaten aber treu und fest dem Brnndweinfaß, der Oberfeldherr aber der Compagnie folgte, so dirigirte im Grunde unsere Königin Elisabeth den Zug, und wir machten den Tag nie mehr als zwei bis drei Meilen. Auch ward es immer so eingerichtet, daß wir unser Nachtquartier nie in einer Stadt, sondern in irgend einem Dorfe nahmen, wo der Soldat freies Spiel und die Königin für ihren Gaul unentgeldliche Rationen hatte, zuweilen, wenn wir nach eingezogenen Erkundigungen nichts zu befürchten hatten, gabs Rasttag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdoten vom Dauphin

(unter dem Namen Ludwig XVII. bekannt.)

Er war Ludwig XVI. zweiter Sohn und führte bei Lebzeiten seines, den 4ten Juni 1789 verstorbenen älteren Bruders den Titel eines Herzogs von Normandie. So sehr es, während der Revolution, von ihm hieß, er sey beschränkten Verstandes und gemeinen Gemüths, so sehr zeichnete er sich in frühester Jugend durch entgegengesetzte Eigenschaften aus. Sein erster Privat-Lehrer und Erzieher *) war der Abt Davoust, ein Anverwandter des Marschalls dieses Namens. — Als am 6ten Oktober 1789 die Königliche Familie mit Gewalt von Versailles nach Paris gebracht worden war und am 7ten der Tumult vor den Tuilerien von Neuem aus zu brechen drohte, rief das Kind seiner Mutter zu, indem es sich ihr in die Arme warf: „Lieber Gott, ist heute denn noch gestern?" Einige Tage später sah er den König lange nachdenkend und bedächtig an. Auf die Frage: warum er so schwelgend dastehe? antwortete er: „Ich habe Dich um etwas sehr Ernsthaftes zu fragen. Warum ist Dein Volk so böse auf Dich? es liebte Dich ja sonst so sehr, und rief beständig: „Vive le Roi!" Der König erklärte ihm mit Güte und auf eine faßliche Weise: daß nicht das Volk sich verändert habe, sondern bloß einige Zügellose und Aufhetzer das Mißvergnügen erzeugten und unterhielten. — Als der Präsident der National-Versammlung, Bailly, ihm auf der Königl. Bibliothek Scipio's Schild zeigte und dabei fragte: Wem er den Vorzug gebe, dem Scipio oder dem Hannibal? erwiederte das Kind, ohne sich zu besinnen: „Dem, der sein Vaterland vertheidigt hat!" — Ein ander Mal half er, auf feine und witzige Weise, seiner

*) Sein letzter, im Tempel-Gefängnisse, war bekanntlich der Schumacher Simon.

älteren Schwester (der Herzogin von Angouleme). Die Königin überhörte sie aus ihren Geschicht-Heften, und fragte nach dem Namen der Königin, welche Carthago erbaut hat. Die junge Prinzessin stockte und suchte; der kleine Dauphin, der sie nie zu duzen pflegte, half ihr diesmal dadurch ein, daß er ihr zurief: „Aber sage doch (dis-donc) der Mutter den Namen dieser Königin, sage ihr doch (dis-donc), wie sie hieß!" Durch dieses zweimalige dis-donc brachte er sie glücklich auf Didon. — Die Königin hatte ihm eingeschärft, mit den Commandeurs, Offizieren und Beamten der National-Garde freundlich und zuvorkommend um zu gehen. Dieses verfehlte er nie, und so oft er Einem derselben etwas Verbindliches gesagt, ging er zur Mutter und fragte: „Hab' ich's recht gemacht?"

T. L. Secha.

Das Fleisch in Büchsen.

Für See-Reisende hat man in England jetzt eine herrliche Gewohnheit eingeführt. Man kocht das Fleisch im Dampfe und bringt es mit seiner consistenten Brühe in blecherne Büchsen, welche luftdicht verschlossen sind. Auf solche Weise hält es sich viele Monate und befriedigt auch dann noch den leckersten Gaumen. Auf langen See-Reisen ist der Genuß des frischen Fleisches nur möglich, wenn man Vieh am Bord hat. Der Platz aber, den es einnimmt, die Gefahren, welchen es unterworfen ist, die Menge Futter, womit man sich versehen muß u. s. w., macht dieses zu einer großen Bürde, der man bei dieser Erfindung überhoben ist. In England ist jetzt diese Gewohnheit so weit gediehen, daß die westindischen Spitäler ihren Fleisch-Vorrath auf solche Art von Plymouth her erhalten, da es weniger kostet, als das frische Fleisch in Jamaika selbst.

Eckber.

Buchstabenräthsel von sechs Buchstaben.

Ein süßes Bild der Lieb' und Schmerzen,
Rief mich an's Licht Begeisterung.
Wem lebte nicht im tiefsten Herzen
Von mir noch die Erinnerung?
Wem hat nicht oft des Dichters Feuer,
Der mich erschuf, die Brust durchglüht —
Des Sängers, der im Strahlenschleier
Schon längst von Stern zu Sternen zieht?
Wenn ich im Kerzenglanz erscheine,
Wen rührte nicht die Huldgestalt,
Die rosig frische, lilienreine,
Die zart und mild vorüberwallt?
Wo wilde Kräfte sich zerspalten,
Der Aufruhr gähnt, da sieht man mich
In Lieb' und Wehmuth sinnig walten
Durch's Kampfgewühl, und inniglich
Halt' ich mit treuen Liebesarmen
Noch den Geliebten festumstrickt,
Bis ihn der Schlachtruf ohn' Erbarmen
Auf ewig meinem Blick entrückt. —
Doch Tod kann nicht die Seelen trennen,
Die heil'gen Gluthen meiner Brust —
Sie müssen unvergänglich brennen,
Des hohen Ursprungs sich bewußt.
An des Geliebten stillem Bette;
Auch meines Lebens Faden reißt, —
Mit starker Hand spreng' ich die Kette
Und schwebe nach dem Heldengeist.
Und von dem Sternenreich herüber
Noch lieblich meine Stimme klingt,
Schweb' ich als Schatten Dir vorüber,
Der Dir geheime Kunde bringt.
Entnimmst Du mir das erste Zeichen,
Werk' ich des Ganzen Gegenbild,
Und schwer mag nur ein Traum erreichen
Den wilden Graus, der mir entquillt;
Es lodern Flammen, Donner brüllen,
Es wogt der Fluthen schwarze Nacht,
Im finstern Trauerschleier hüllen
Sich Sonn' und Mond, der Boden kracht. —

Doch sollen alle Schrecken schwinden,
So nimm hinweg die letzten drei,
Laß mich das Erste wiederfinden,
Und mache aus dem Dritten zwei,
So ström' ich duftend dann zu vieren
Erquickung aus und Balsamhauch,
Und oft siehst Du den Tisch mich zieren
Nach wohlbekanntem heitern Brauch.

Das erst' und zweite Zeichen eine
Mit meinem sechsten Zeichen Du —
Und setz' das fünfte noch hinzu,
Dann still und friedlich ich erscheine
Und lade freundlich ein zur Ruh.
Dort schweben holde Dichterträume
Und Schatten säuseln frisch und kühl —
Dort, müder Wandrer, sinn' und säume,
Denn sieh', das Räthsel ist am Ziel!

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 48.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 15. Juny. 1823.

Meldest du dich vielleicht an meiner Thür finstrer Gesell? —
Auf ein andermal, Freund, habe noch viel hier zu thun!

Die Masken.

Einst prunkte der Tod nicht im heutigen Glanze:
er forderte nackend die Menschen zum Tanze.
Man sieht noch auf Bildern zum Ball ihn so gehn,
und lustig mit Herren und Frauen sich drehn.

Doch floh, wer nur konnte, den hagern Gesellen,
und wollte mit ihm nicht zum Reihen sich stellen:
drum hüllt er sich nun in ein Maskengewand,
und reicht uns verdachtlos die knöcherne Hand.

Dem Schlemmer kredenzt er, als Koch mit der Schürze,
Pasteten mit Indiens feurigster Würze,
und mischt, wo er lustige Zechbrüder trifft,
als Weinschenk, den Balsam der Traube mit Gift.

Er fertigt den Frauen, als griechischer Schneider,
aus Spinnengewebe durchsichtige Kleider,
die nur, wie ein Feigenblatt, schmal sie umwehn,
und nicht gegen mordende Fieber bestehn.

Er schleicht, mit dem Brautkranz im lockigen Haare,
so sanft wie ein Lämmchen, zu Hymens Altare,
ergreift aber bald den Befehlshaberstab,
und peinigt, als Unhold, den Gatten ins Grab.

Er malt sich, als Lustdirne, blühende Wangen,
durchschweifet die Gassen, um Buhler zu fangen;
und findet er einen verliebten Compan,
so haucht er mit giftigem Athem ihn an.

Er sitzet, als Gauner, am goldreichen Tische,
und reicht nach betrüglichem Kartengemische,
dem ehrlichen Mitspieler, den er bestahl
Strick oder Pistolen zur blutigen Wahl.

Er schwebet bei Nacht, auf der Fledermaus Flügeln,
ans Pult, wo Gelehrte studieren und klügeln,
und sammelt, wie stumme Banditen, um sie
die gräßlichen Larven der Hypochondrie.

Er schwingt, um stolzierenden Schriftsteller-Pfauen
herzbrennende Wunden der Kränkung zu hauen,

die Kunstrichtergeissel mit wildem Gesicht.
Wer aber kein Pfau ist, den schmerzet sie nicht.

Er kommt, will ein Kranker sich vor ihm bewahren,
am Ende sogar noch als Doctor gefahren,
taucht ernsthaft die Feder ins Tintenfaß ein,
und schreibt ihm den Paß aus der Welt in Latein.

Drum fruchtet kein ängstliches Trachten und Sinnen,
der Maske, die stets uns verfolgt, zu entrinnen. —
Ein Kluger steht herzhaft zu jeglicher Zeit,
mit ihr seinen Reihen zu tanzen, bereit.

Abentheuer des designirten Magisters M.

(Fortsetzung.)

Unser Heer vergrößerte sich von Tag zu Tag durch einzelne Haufen Soldaten, die sich uns zugesellten, so daß wir bald gegen zwei hundert Mann stark waren, dabei hatten wir zwei Mann Chasseur und vier Trompeter.

Mein Genius, der Lieutenant, nahm mich eines Abends auf die Seite. Ich sah es ihm längst an, daß er über große Plane brütete, und daß er bis an die Ufer des Rheins eine große Rolle spielen wollte. Doctor, sagte er, im Kriege macht man sein Glück, ich bin vier Jahre Lieutenant, jetzt oder nie werde ich General. Ich kommandire gegenwärtig zwei hundert und mehrere Mann, ehe wir Z. erreichen, habe ich vielleicht zwei tausend gesammelt, die ich unserm Kaiser zuführe. Ich führe sie ihm aber erst nach einigen Heldenthaten zu. Ich falle mit meinem Corps den Alliirten in den Rücken und operire als Feldherr.

Wie? Sie wollen nicht nach B? fragte ich und dachte mit Wehmuth an meine arme Wilhelmine.

Nein, rechts ab nach G., Doctor, es taugt nichts für Sie, ohne Beschäftigung mit uns zu gehen, ich dächte Sie würden Soldat. Ich gebe Ihnen einen Huth, blauen Oberrock, Degen und Pferd — Sie sollen mein General-Adjutant werden. Ich weiß, Sie verstehen Mathematik und zeichnen gut, ich kann Sie beim Rekognosziren gebrauchen und zum croquiren der Gegenden.

Da half kein Widerspruch, ich nahm die Stelle des General-Adjutanten an, weil sie mir auf den Rücken eines Pferdes half, mit dem ich desto schneller meine Wilhelmine wieder zu sehen hoffte. Ich gelobte dem neuen Lieutenant-General Treue und vertauschte die designirte Pfarre mit dem Schwert Petri, doch gedachte ich niemanden ein Ohr abzuhauen.

Der Feldherr zählte noch am Abend sein Heer, ernannte neue Capitains, Corporals und Lieutenants, stellte mich als seinen künftigen Adjutanten vor und entwickelte den staunenden Franzosen seinen Riesen-Plan, eine passende Rede entflammte den Geist der Armee. Die Königin Elisabeth spielte dabei eine stumme Rolle aus Verdruß zu dieser wichtigen Verhandlung nicht zugezogen worden zu seyn, und nahm kopfschüttelnd eine Prise um die andere. Den folgenden Morgen, wir waren ohnweit S., rückte das Heer aus. Der Lieutenant-General, mit imperatorischer Hoheit voran, ich auf einem etwas hartmäuligen Roß, welches das letzte Nachtquartier auf dem Wege der Requisition hatte liefern müssen, neben ihm.

Links ging die breite Landstraße nach B., rechts der enge kothige Karrweg des Ruhms nach S. Wir, das heißt, der Imperator und ich — ich aber wahrhaftig mit blutendem Herzen, zögerten nicht einen Augenblick am Scheidewege, sondern schlugen die Heldenbahn rechts ein. Die Armee

folgte. Den Schluß des Zugs machte Königin Elisabeth mit ihrem Wagen. Aber als sie am Scheidewege war, lenkte sie links ab in die Straße nach B.

Kaum sah die Arrieregarde das Brandweinfaß den breiten Weg dahin ziehen, so schwenkte auch sie, und marschirte ihm, ohne ein Wort zu sagen, nach. Ein Nachbar steckte den zweiten an, einer nach dem andern drehte sich um, ließ die Unsterblichkeit des Namens im Stich und folgte dem rumpelnden Wagen, bis der Imperator und ich noch allein beisammen ritten; er, vertieft in Kriegs-Operations-Plänen, ich voller Wehmuth um die verlassene Braut. Nun denke sich jeder den zügellosen Schmerz des Imperators, als er von ohngefähr bemerkte, daß sein Heer hinter uns verschwunden war! Da marschirte es hin, dem geliebten Fasse nach, uns den Rücken kehrend, ach, und an der Spitze des Heeres die Königin Elisabeth auf der Brandweinstonne sitzend, wie auf einem Triumphwagen. Dabei sang sie mit hellgellender Kehle:

Bon voyage mon cher General.

Der Imperator schäumte vor Wuth. Wir eilten der bundesbrüchigen Kriegsschaar nach. Wir kommandirten Halt! aber erst als die stolze Königin ihren Wagen in seinem Siegeslaufe zu hemmen geruhte, gehorchten unsere Helden.

Jetzt stimmte der heldenmüthige Lieutenant-General seine Philippica mit donnernder Stimme an — Xenophons, nicht Plutarchs Helden sprachen mit größerer Kraft. Die Armee hörte der Rede mit vieler Andacht zu, doch bemerkte ich, daß sie sich nicht enthalten konnte, von Zeit zu Zeit auf Elisabeths Zauber-Wagen hinzuschielen, damit er ihnen nicht entwische. Ich weiß nicht, was trotz der Beredsamkeit unseres Feldherrn, aus allem zuletzt geworden wäre — denn Königin Elisabeth fieng wieder ihr äußerst verdächtiges Kopfschütteln an, wenn nicht ein neuer Auftritt unsere Aufmerksamkeit rege gemacht hätte. —

In vollem Galopp kam plötzlich ein Garde d'honneur die Straße von B. daher gegen uns angesprengt. Mit Entsetzen sprach er von den Kosacken; wohin wollt ihr? frug er, die Alliirten sind in B. eingerückt! wir sind abgeschnitten, Napoleon ist fort, kein Mensch weiß, wohin.

Wenn Sie sich an meine Truppen anschließen wollen, sagte der Lieut. General mit großem Ernste, so sind Sie uns willkommen, ich übergebe Ihnen in diesem Fall das Commando über die gesammte Cavallerie, welche vorhanden ist, (nämlich zwei Chasseur und vier Trompeter) und welche ich sonst noch erwarte, aber alles unter meinem Befehl. Der Lieut. General gab Ordre zum Abmarsch mit der Parole, der erste, der nach B. denkt, wird als Deserteur behandelt, ich lasse ihn am ersten besten Baume aufhängen.

Keiner sah sich nach B. mehr um, zwar nicht aus Furcht vor den Bäumen, sondern aus Furcht vor den Kosacken selbst. Elisabeth folgte tief gedemüthigt der Armee, sie war auch bescheiden von ihrer Triumphtonne herabgestiegen. Im ganzen Heere aber herrschte nur sprechliche Bestürzung.

Auch ich ließ das Haupt hängen, dachte meine Wilhelmine in der Gewalt der Kosacken und erinnerte mich, als sie mit Unglück ahnend, dem Geiste beim Abschied rief: Friedrich, wir sehen uns nie wieder! Der Gedanke, warum bist du nicht, statt kriegerische Abendtheuer mitzumachen, auf Flügeln der Liebe nach B. geeilt, quälte mich unaufhörlich. Was hätten auch die Generäle der Alliirten einem armen Magister Bonarum Artium zu Leide thun wollen? Aber dann versöhnte mich ein einziger Gedanke immer wieder mit meinem Verhängniß, der Gedanke an meinen Geldbeutel. Wovon sollte ich in B. leben.

Als General-Adjutant hatte ich auf gut soldatisch wenigstens freie Zehrung und freies Quartier. Wer weiß, dachte ich, wie weit du es noch in der kriegerischen Ehrenbahn bringen kannst? War nicht Moreau bloßer Advocat, der nachher als Feldherr — das Gegenstück zum xenophontischen Rückzug lieferte? Wer steht dafür, daß nicht auch ein Doctor der Philosophie die Welt durch seine Rückzüge in Erstaunen setzt?

Durch allerlei bösen Wind von den Alliirten, die auf der Seite von B. umher schwärmen sollten, wurde unsere Armee immer mehr südwärts verschlagen, wir marschirten kreuz und quer die elendesten Dorfwege, nicht anders, als gingen wir haussiren. Unser Elisabeths-Wagen hatte vierfachen Vorspann, wir machten zwei Tage lang doppelte Märsche auf die erhaltene Nachricht, daß die Alliirten schon in F. eingerückt seyen.

In der That, sagte der Lieut. General zu seinem Chef der Cavallerie und mir, als wir am zweiten Abend nach dem Abmarsch von der Straße nach B. unser Hauptquartier in einem elenden Dorfe genommen, und die Posten rings herum aufgestellt hatten: in der That operire ich den Alliirten schon im Rücken. Er lächelte dabei mit wohlgefälliger Miene, die zu verstehen gab, er denke sich noch weit mehr dazu, als er sage.

Kann seyn, sagte der Chef der Cavallerie, wenn uns nur Morgen nicht die Alliirten auf unserm Rücken operiren! Es überlief mich eiskalt, denn ich dachte ganz natürlich auch an den lieben Meinigen. Wir schwiegen alle drei still. Plötzlich fuhren wir von unsern Sitzen auf, denn im Dorfe fiel ein Gewehrschuß um den andern, und unsere Soldaten schrien: die Alliirten! Feinde! vorwärts!

Die Trommel wirbelte, die vier Trompeter schmetterten um die Wette, der General der Cavallerie verfärbte sich. Ich, um mein höllisches Entsetzen zu verbergen, wüthete wie rasend in der Wirthsstube herum, suchte die Thüre, war aber, der Himmel weiß es, wie mit Blindheit geschlagen. Ich fand keine Thür; ich sprengte in der Angst der alten Wirthin die Schränke auf, und rief dabei immer mit steigendem Accent: Soldaten! Kameraden! verlaßt mich nicht! Die Wirthin lamentirte kläglich, die Kinder schrien Zeter, Hund und Katze sprangen flüchtend über Tisch und Stühle zum heißen Kachelofen hinauf.

Die Verwirrung, das Geschrei um mich her, vermehrte mein Grausen, denn ich glaubte nicht anders, als die Alliirten, Kosacken und Baschkiren seien schon im Zimmer, spiesten und speißten unbarmherziger Weise die Kinder. Wenn sich der Himmel nur dies einzigemal meiner erbarmt, dachte ich, so will ich in meinem Leben nie wieder General-Adjutant seyn.

Der Lieut. General legte mein fürchterliches Toben zum Glück für mich ganz anders, und sehr ehrenvoll aus, er und der General der Cavallerie zogen die Degen, gingen zu den vor dem Hause versammelten Truppen hinaus, ich folgte ihnen. Ach, wie wohl that mirs, da ich draußen in der Dunkelheit stand! nun sah mich Niemand. Ich konnte jetzt, wenn die Noth am größten werden sollte, ungestört einen moreauischen Rückzug machen. Ich bin sonst nicht furchtsam, aber diesmal hatte mich doch ein panischer Schrecken unterjocht. Ohnehin bin ich von Natur des Abends etwas ängstlicher, als am Tage. Zudem fiel mir ein Sprichwort meiner seligen Großmutter bei, die oft zu sagen pflegte: „die Nacht ist keines Menschen Freund!“

Zwanzig Mann vor! rief der Lieut. General, und schickte solche sogleich unter meinem Befehl zum Kirchhof; dort sind wir angegriffen, es ist bis jetzt nur Postengefecht, brauchen Sie Succurs, so schicken Sie her.

Mit Entsetzen vernahm ich diese Ordre, allein ich mußte, wollte ich nicht als eine feige Memme erscheinen, das Kommando übernehmen. So wie wir dem Kirchhof näher kamen, fühlte ich in allen Gliedern eine solche Schwäche, daß ich dem Umsinken nahe war; kalter Schweiß drang aus allen Poren, das Haar sträubte sich mir — in diesem Augenblick schrieen mehrere Soldaten: der Feind! Ich machte einen fürchterlichen Satz hinter einen Steinhaufen, der nicht weit von mir entfernt war, und kommandirte mit geschlossenen Augen: schießt! Feuer! vorwärts! Alles blieb ruhig; bei näherer Untersuchung fanden wir, daß der vermeintliche Feind nichts anders, als die alte Kirchhofmauer war, welche unsere volle Salve ruhig empfing. — Bei unserm weitern Nachsuchen fanden wir mehrere Marodeurs in dem Beinhause, auf dem Kirchhofe selbst; ich fühlte keinen Drang meinen Sieg weiter zu verfolgen, kehrte mit meinen Gefangenen zum Haupt-Corps zurück.

Der Lieut. General, entzückt über den Erstlingssieg seines Heeres, rieb sich beständig die Hände, und sagte: also operire ich doch wirklich den Alliirten im Rücken.

Die Nacht über blieb es ruhig, und als der Morgen graute, waren wir schon zum Aufbruch fertig. Es war sehr kalt, aber unser Imperator meinte, wir würden einen heißen Tag erleben, aufgefangene Bauern erzählten, daß ringsum alle Dörfer voll feindlicher Truppen wimmelten. Im Kriegsrath ward beschlossen, auf Holzwegen durch die Wälder zu defiliren. Kaum aber hatten wir das Dorf verlassen, so sahen wir vor uns in der Ebene von verschiedenen Seiten her die Alliirten in schnurgrader Richtung gegen uns anrücken, selbst vom Walde her, der uns aufnehmen sollte.

Der Lieut. General ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Mit stoischer Ruhe stellte er sein Heer in Schlachtordnung, der linke Flügel lehnte sich an eine Pfütze, der rechte an einen alten Nußbaum. Kameraden, sprach er, vergeßt heute nicht, daß wir zu der großen Nation gehören, daß wir Franzosen sind. Der Federbusch meines Tzako's soll euch als Fahne dienen, er wird euch überall auf dem Wege des Ruhms vorschweben.

Dieser Gedanke mahnte mich an Heinrich den IV., der einmal unter minder mißlichen Umständen etwas Aehnliches sagte.

Kräftiger hatte Leonidas nicht zu seinen, dem Tode fürs Vaterland geweihten Spartern, bei den Thermophylen gesprochen, als hier mein General, welcher den lazedämonischen König, vielleicht ohne zu wissen, sehr glücklich parodirte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Opfer der spanischen Inquisition.

Leider! ist man in unsern Tagen wieder dahin gekommen', daß man die Inquisition da zu Hülfe ruft, wo nichts weiter nöthig ist als ein Bischen Vernunft, viel Gerechtigkeit und etwas Freiheit. Der Engländer Blaquiere führt in seinem Werke über die spanische Revolution ein Beispiel von dem Verfahren der Inquisition in Spanien an, das wir hier mittheilen wollen.

Don Miguel Solavo, Pfarrer zu Ecca in Aragonien, sagt er, war der letzte Geistliche, der von der Inquisition in Spanien verdammt wurde. Er war ein Mann von Verstand, und als er das neue Testament mit Aufmerksamkeit durchgelesen hatte, bemerkte er den großen Unterschied zwischen den Lehren, die sich darin be-

fanden und zwischen jenen, die man zu seiner Zeit befolgte. Von der Nothwendigkeit einer Verbesserung des Gottesdienstes überzeugt, theilte er seine Bedenklichkeiten dem Bischofe von Saragossa, Don Lopez Gil. mit; allein da er keine Antwort bekam, so unterrichtete er einige Professoren der Universität davon und diese gaben ihn bei der Inquisition an. Man verhaftete und verhörte ihn; und als man ihm vorgestellt, daß er sich von den Lehren der römischen Kirche getrennt habe, suchte man ihn zu bekehren, aber vergebens; man verurtheilte ihn daher, lebendig verbrannt zu werden.

Die Inquisitoren fürchteten sich (im Jahre 1805) vor einem Auto-da-fe und schlugen also einen Weg ein, der ihren Wünschen entsprach. Eines von Solanos Kirchspielskindern, der Dorfapotheker, wurde vorbeschieden, um zu erklären, daß Solano oft Spuren von Wahnsinn gezeigt habe. Solano wurde von der Nachricht der zweiten Untersuchung, welche man gegen sein Gehirn anstellte, so erschüttert, daß er vor Gram starb. Seine Antwort gegen diejenigen, die ihn in seinen letzten Augenblicken zu bekehren suchten, waren, daß er das, was er gesagt habe, nicht widerrufen könne, ohne Gott und die Wahrheit zu beleidigen.

---

* Spreu und Hafer.

Die Reinlichkeit auf den Straßen, wird am besten erhalten, wenn der zusammen gefegte Schmutz sofort weggeschaft wird. Um dieses möglich zu machen, dürfen nicht alle Straßen, in einer und derselben Stunde gefegt werden, sondern, es wird so eingerichtet, daß jede Straße um die Zeit gereiniget werden muß, wenn der Wagen zum Wegschaffen der Unreinigkeit da sein kann. Sollen des Samstags Abend, die Straßen gereiniget werden, darf der Kericht nicht bis den andern Morgen liegen bleiben.

Eine ungrade Linie, fällt am besten ins Auge, wenn man eine Gerade dabei zieht. Will man daher die Unregelmäßigkeit eines Platzes zur Anschaulichkeit bringen, so darf man nur, nach der Schnur, Bäume darauf pflanzen, und die Absicht ist vollkommen erreicht.

In des Herrn H. B. Meyer, Prediger in Bremen, Milch und starke Speise 1684 gedruckt, Seite 175. heißt es, Fr. Wie heißt du? Antw. Ein Christ. Fr. Warum nennest du nicht den Namen, den du in der Taufe empfangen hast, oder den du trägst von deinem Vater? Antw. Weil dieser, den ich gesagt habe, viel edler ist. Fr. Von wem nennest du dich so? Antw. Von Christo, wie eine Frau sich nennet nach ihrem Mann. Fr. Mag man sich von Luther auch wohl Lutherisch, von Calvino Calvinisch, vom Pabst Päbstisch nennen? Antw. Die solches thun, sind fleischlich nach dem Zeugniß Pauli 1 Cor. III. 4. gleich den Mönchen, die lieber wollen Franciscaner, Dominicaner, Bernhardiner, Benedictiner, etc. heissen, als Christen. Dices: du hältst es doch mit Calvino? Antw. Ich halte es mit ihm, so lang ers mit Gottes Wort hält. Amicus, Calvinus, Magis, Amica veritas. (?) ich halte es auch mit Paulus, mit Petro, mit Johannes, und mag darum nicht Paulisch, Petrisch, oder Johannisch heissen. Fr. Würdest du auch zürnen, wann ich dich einen Calvinisten, oder Zwinglianer hiesse? Antw. Nicht sonderlich, vielmehr würde ich dich bitten, daß du mich wolleſt ins gemeine einen Christ nennen. Fr. Warum das? Antw.

Well mir der Name am liebsten und am wehrtesten ist. Ich achte es mir schimpflich wann ich vom Knecht sollte genennet werden, und nicht vom Herrn selbst.

Poligones.

Miscellen.

Es ist von der größten Wichtigkeit, sagt Kant, daß Kinder arbeiten lernen. Der Mensch ist das einzige Geschöpf, das arbeiten muß. Durch viele Vorbereitungen muß er erst dahin kommen, daß er etwas zu seinem Unterhalte verdienen kann.

Von Jemandem, der die Ausführung seiner Vorsätze immer verschiebt, ist nicht viel zu halten: denn ein Mann, der sich etwas vorsetzt, es aber nicht ausführt, kann sich selbst nicht mehr trauen.

Allen durch die Zeit herbei geführten Aenderungen menschlicher Dinge ist nur durch Mitfortschritte im Geiste der Zeit zu begegnen.

In der Mitte des Jahres 1815 rechnete man die Anzahl der in Spanien wegen politischer Meinungen Verhafteten auf 51000.

Der Zeitgeist ist der Menschengeist, der zum Selbstbewußtseyn erwacht ist und der ewig an die Pflicht mahnt, immer im Guten und Wahren fortzuschreiten und nie zu rasten, bis der Sieg des Guten über das Böse entschieden ist.

Bücher, die großartige Ansichten über die Natur verbreiten, nutzen der Frömmigkeit mehr, als alle Kopfhängerei.

In dem Kriege Kaiser Maximilians mit den Schweizern war die gegenseitige Erbitterung so hoch gestiegen, daß sich beide Partheien keiner Herolde, Trompeter oder Trommelschläger mehr bedienten, wenn sie sich einander etwas zu entbieten hatten, sondern hierzu kleine Mädchen und alte Weiber gebrauchten. Einst brachte eben auch ein Mädchen ein Schreiben in das kaiserliche Lager. Während dasselbe auf Antwort wartete, neckten es die Wachen auf mancherlei Weise. Unter andern ward die Frage gestellt: was die Schweizer in ihrem Lager machten? „Sie warten Eurer!“ war die Antwort. — Man fragte weiter: wie viel ihrer wären? „Gerade so viel, lautete die Antwort: als erfoderlich sind, um Euch die Hälse zu brechen!“ — Als man nun durchaus darauf bestand, die Anzahl derselben zu erfahren, sagte das Mädchen: „Warum habt Ihr sie denn nicht letzthin bei Konstanz, wo sie Euch so nahe unter das Gesicht kamen, abgezählt, anstatt davon zu laufen?“ — Man forschte weiter: ob sie noch zu leben hätten. „Sonst wären sie ja nicht mehr am Leben!“ war die Antwort. — Als hierauf einer der Soldaten Miene machte, sie zusammenzuhauen, äusserte dasselbe: „Es ist freilich schwerer, einen bewaffneten Mann, als ein unbewehrtes Mädchen zu tödten!“

Man fragte eines Tages einen witzigen Kopf, Namens Jekyl, was es für einen Unterschied zwischen einem Procurator und einem Sollicitor (Sachwalter) gebe. Auf der Stelle gab er zur Antwort: „es giebt keinen Andern als jenen zwischen einem Crocodile und einem Alligator.“

Anekdoten.

Als Garrick in Frankreich war, besuchte er an einem Sonntage Versailles. Der Herzog von Aumont zeigte ihm in einer Gallerie einen Platz, wo er von Ludwig XV. im Vorbeigehen gesehen werden und ihn bequem sehen konnte. Nach der Messe kehrte er in den Gasthof zurück. Bei seinem Eintreten in den Saal der Speise-Tafel (Table d'hôte) stand die ganze Gesellschaft ehrerbietig auf. Er hatte den Gang, die Bewegungen und die Gesichtszüge des Königs angenommen.

Die Pariser Schauspieler hatten genau berechnet, wann Garrick an der Barriere von Paris ankommen würde, und es mit dem Postillon so verabredet, daß kurz vorher etwas am Wagen brach, Garrick aussteigen und in das nächste Haus treten mußte. Hier fand er eine Hochzeit und die Gesellschaft bei Tisch. — Freundlich eingeladen, setzte er sich zu ihr, aß, trank, sang mit den Andern. Das Fest war erdichtet; die Gesellschaft bestand aus Schauspielern. Garrick wurde immer lustiger, schien halb betrunken. Schon wollte man sich ihm zu erkennen geben und den berühmten Gast feierlich bewillkommen, als er, wie aus einem Traum erwachend, einen Schauspieler nach dem andern bei dem Namen nannte, und sich mit ihnen, wie mit alten Bekannten, unterhielt. Daß es Schauspieler waren, hatte er bei dem ersten Blick weg; wer ein Jeder war, sagte ihm bald sein Scharfblick; er erkannte Jeden an seiner in öffentlichen Blättern beschriebenen Manier. So foppte er, die ihn foppen wollten.

Eine junge Engländerin, die sich in Garrick verliebt hatte, weil sie ihn in der unwiderstehlichen Rolle eines Liebhabers gesehen, heilte er, mit Vorwissen der Mutter, dadurch, daß sie ihre Tochter in ein Stück bringen mußte, wo Garrick einen Betrunkenen in allen Stufen vorstellte, und so den ersten Eindruck mit Hülfe des zweiten verlöschte.

Chletas.

---

* Gnome an einen gewissen Jemand.

Festen Muths das Schwere wagen,
Duldsam fremde Schwächen tragen,
Nie die Leidenden verklagen
Nicht die Wittwen, Waisen schlagen,
In des Glückes Sonnentagen
Oft von Unbestand sich sagen,
Und im Kampfe rastlos stehn,
Heißt: zum Lichte aufwärts gehn! —

---

* Anzeige.

Nach dem Wunsche mehrerer resp. Schullehrer: ihnen Vorschriften in Steindruck zu liefern, habe ich bereits den Anfang damit gemacht und es sind die ersten zwey halben Bogen à 4 Grote in meiner Officin und in meinem Comptoir Papenstraße No. 22 zu haben. Ich werde dies Verlangen mit Fleiß fortsetzen, und nach und nach sowohl mit lateinischen als deutschen Buchstaben: kleine Aufsätze, Wechsel Anweisungen Rechnungen Quittungen, Scheine ꝛc. ꝛc. als Vorlegeblätter fortfahren zu liefern, und durch gütige Abnahme wird mein Fleiß verdoppelt werden. — Jede gütige Zurechtweisung die dies Unternehmen verschönern und befördern kann, werde ich mit dem besten Dank annehmen.

G. Jöntzen.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 49.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 19. Juny. 1823.

Fragt ihr ferner mich: was ist's für Saame,
Den der unsichtbare große Geist
Auf das Feld des Lebens streuen heißt? —
„Glaube, Tugend, Liebe ist sein Name.

Das Grab.

Sie sind nicht mehr, die einst in Fülle blühten,
Um die die Freundschaft frische Kränze wand,
Verlöscht die Blicke, welche Flammen sprühten,
Und unerwiedert bleibt der Druck der Hand;
Die Herzen, die für's Göttliche nur glühten,
Für Schönheit, Wahrheit, Recht und Vaterland —
Die edelsten, sie sind in Staub zerfallen;
Spät oder früh winkt gleiches Loos uns Allen!

Ob auch nach Jahren oder schon nach Tagen,
Ob unter Dornen oder hochbeglückt,
Den Sieger auf des Ruhmes goldnem Wagen,
Den Dulder, von des Kummers Last zerdrückt,
In ehrne Fesseln wird der Tod sie schlagen,
Ob sie ein Kranz, ob sie ein Purpur schmückt;
Kühn tritt er auf des Schlosses goldne Schwelle
Wie in die Hütte an der Alpenquelle.

Im Hain erwacht die Harmonie der Lieder,
Doch sie verhallen an dem tauben Ohr;!
Es sinkt der Frühling neubekränzt hernieder,
Erstorb'ne Keime ruft sein Hauch hervor —
Kein goldner Morgen weckt die Schläfer wieder,
Kein Seufzer dringt durch finst'rer Gräber Thor!
Es naht die Liebe lang ersehnten Lohne,
Da schmückt die zarte Braut die — Todtenkrone!

Was ist der Mensch in seinen kühnsten Träumen
In Riesenplanen, die er stolz sich baut?
Es schweigt der Blick in ungemess'nen Räumen,
Und eh' der nächste Tag dem Frevler graut,
Da ruhet unter den Cypressenbäumen
Sein Staub — dem Staube wiederum vertraut —
Die Herrscherlust, auf Welten ausgegossen,
Auf ewig nun im engsten Haus verschlossen.

So klagt der Schmerz an der Geliebten Hügel,
Wohin er schaut, Tod und Vergänglichkeit!
Die Stunde flieht, du hörst den Schlag der Flügel,
Doch greift kein ird'scher Arm in's Rad der Zeit.
Der Thorheit und dem Laster ward kein Zügel,
Stumm blieb dem Zweifelnden die Ewigkeit;

Still sank der Sehnsucht bitt're Thräne nieder,
Doch kam kein Todter aus den Gräbern wieder.

Was ist's, was, selbst zu Leichen sich zu betten,
Die finst're Gruft zum Brautgemach verschönt?
Welch ein Triumph verklärt den Mann in Ketten,
Den eine Welt um seine Meinung höhnt?
Was, das der Wahrheit heil'gen Sieg zu retten,
Das schönste Leben selbst am Kreuze krönt?
Was macht so reich das arme Herz am Staube?
Die Liebe ist's, die Tugend und der Glaube!

Abentheuer des designirten Magisters M.

(Fortsetzung.)

Es war ein schauerliches Schauspiel, die einzelnen feindlichen Colonnen langsam über die Stoppelfelder heranrücken zu sehen. Ich saß sehr verlegen auf meinem Roße ohnweit des Nußbaums am rechten Flügel der Armee; alle Glieder bebten mir vor Frost. Dem Garde d'honneur, der auf dem linken Flügel postirt war, wo seine vier Trompeter einen wahren Feuerlärm machten, mag auch, glaube ich, nicht viel wärmer gewesen seyn.

Die Königin Elisabeth hatte unterdessen mit ihrem Wagen eine kühne Bewegung um die Pfütze gemacht, vermuthlich einen dortigen Feldweg zu erreichen.

Dies hinderte aber wahrscheinlich den kühnen Anführer der Reiterei an allfälligen Cavallerie-Evolutionen, denn er fluchte mörderlich, und zwang die weinende Marketenderin in ihrem Fuhrwerk, vor der Fronte des ersten Treffens hinweg, ihre Richtung gegen meinen Nußbaum zu nehmen.

Dies zufällige Manöver entschied den betrübten Ausgang der Schlacht, noch ehe sie angefangen hatte.

Denn in eben dem Augenblick, als unsere tapfere Schaar mit den Blicken der Sehnsucht und Liebe an den Schätzen des vorüberfahrenden Wagens hing — donnerte des Feindes erster Kanonenschuß gegen uns. Und — o Schrecken! die Kugel fuhr, wie aufs beste gezielt, mitten ins große Brandweinfaß, daß der Nectar in kristallener Klarheit herausfluthete, während das Roß mit dem Wagen im Schrecken querfeldein sprengte.

Nun wars, als wäre mit dem Göttertrank der erschlagenen Tonne, auch die Seele unseres Heers entflohen. Das Vordertreffen wankte; die Arriergarde machte eine retrogarde Bewegung nach dem Dorfe zu.

Der Lieut. General rief vorwärts Marsch — aber da war kein Leben mehr; nichts ging vorwärts. Er hatte in der Angst vergessen, daß sein Federbusch auf dem Wege des Ruhms vorleuchten sollte — nun aber hielt er beständig hinter der Front, daher glaubten unsere Leute steif und fest, der Weg des Ruhms gehe dem Dorfe zu.

Jetzt fiel der zweite Kanonenschuß. Mein Roß hatte sich schon über den ersten verwundert; beim zweiten fing es an, kopfschüttelnd die Unruhe seines Herrn zu theilen. Ich konnte mich nicht enthalten, gelegentlich den Kopf umzudrehen, um mich zu überzeugen, ob auch der Weg ins Dorf noch sichtbar sei.

Nun begannen die Feinde ihr kleines Gewehrfeuer. Einzelne Kosacken sprengten gegen unsere Flügel an. Da schrie ich, gleich einem Besessenen: Feuer! gebt Feuer! schießt! — drückte den Hut in die Augen, und dachte: helf euch Gott! — fort wollte ich ins Dorf. Aber ehe ich die hartmänlige Bestie unter mir umdrehen konnte, gaben die Soldaten Feuer. Darüber erschrack mein Gaul nicht weniger als ich. Er floh mit mir unterm Nußbaum erst hoch in die Luft, und

dann hinaus ins Freie. Drei feindliche Cavalleristen schossen auf mich. Da sie mich aber nicht fallen sahen — sahen, wie ich mit geschwungenen Säbel (ich hatte zwar den Säbel in der Hand, hielt aber mit der nämlichen Hand den Hut auf dem Kopfe fest, was mir ein martialisches Ansehen geben mochte) mit Wetterschnelle auf sie los flog, drehten sie um, und jagten davon.

Mein brausendes Streitroß, umsonst waren Zaum und Gebiß, hatte den Kopf zwischen die Beine gesteckt und setzte wie rasend den Feinden nach. Ich fluchte, ich weinte, ich schrie: „Halt! Brr! halt!" — Nichts, im Galopp, im gestreckten Galopp riß es mich fort. Die Cavalleristen ereilten einen schmalen Fahrweg zwischen Zäunen: mein Streitroß wählte die gleiche Straße.

Die Feinde, die sich nun nicht mehr schwenken konnten, überfiel wahrscheinlich ein Grausen, da ich ihnen, wenn gleich wider Willen, fast im Nacken war. Sie spornten ihre müden Gäule noch mehr, und meine verhexte Rosinante verdoppelte ihre Sprünge.

Die drei Flüchtlinge hielten mich vermuthlich für einen Teufelskerl, der darauf geschworen habe, ihnen das Blut abzuzapfen. Denn sie sahen sich von Zeit zu Zeit nach mir mit Gebehrden voller Entsetzen um. Ach, die guten Herren! hätten sie nur gewußt, wie mir bei diesem Siege zu Muthe war.

Als wir um die Ecke eines Kieferwaldes bogen, kamen wir auf eine geräumige Fläche, wo die Alliirten ein Lager aufgeschlagen hatten. Hier verlor ich beide Steigbügel von den Füßen, meine Flüchtlinge zerstreuten sich; einige Soldaten legten auf mich an und schossen. Meine Bestie that einen Satz seitwärts und ich fiel wie ein Sack herab auf den Boden.

Adieu Wilhelmine! Gute Nacht falsche Welt! seufzte ich, denn ich sowohl als die Soldaten glaubten, ich sey todt. Die Kerls sprangen lachend zu mir. Auch die drei Kavalleristen kamen zu mir heran. Ich stand zitternd auf. Man forderte mir den Degen ab. Ich gab ihn. Die Infanteristen wollten mich plündern. Die drei Cavalleristen aber nahmen mich in Schutz, und schworen, ich sey ein Mann von Ehre und Muth. Ein so sehr unverdientes Lob vom Feinde selbst, freute mich gar sehr; noch mehr aber, daß ich nirgends eine Wunde an mir wahrnahm. Jetzt war ich Kriegsgefangener. Man führte mich zu einem einzelnen Bauernhause; unterwegs büßte ich meinen Geldbeutel und den goldenen Fingerring ein, den ich zum Andenken Wilhelminens trug.

Ein russischer Obrist, ein sehr gebildeter Mann, der nebst mehreren Officieren in dem Bauernhause am Frühstück war, fragte mich in französischer Sprache, nachdem man ihm die Geschichte meines Gefangennehmens, und wie ich die drei Cavalleristen bis ins Lager verfolgt habe, erzählt hatte, nach meinem Rang. — Was sollte ich antworten? designirter Pfarrer? Doctor der Philosophie? — Die Herren hätten mich für wahnsinnig gehalten.

Der Lieut. General hatte mich zu seinem Adjudanten erhoben, also antwortete ich dem Frager ohne Bedenken: Generaladjudant — Klei, der machen Leute; aber Titel auch. Ich mußte mich sogleich mit zum Frühstück niedersetzen — kalten Braten, Liqueur, Mallaga, ich aß mit solchem Appetit, daß ich auf zehn Fragen kaum eine beantwortete; denn ähnliche Leckerbissen waren trotz der Brutalität des Lieut. Generals und des Garde d'honneur auf unserm Jammerzuge nicht aufzutreiben. Der humane Obrist sagte mir einige Worte des Trostes wegen meiner Gefangenschaft: das ist der Wechsel des Kriegsglücks.

*

Die Officiere setzten sich zu Pferde. Ich wurde der Wache im Lager übergeben. Den alten Fieberfrost hatte ich noch immer nicht verloren; darum befreundete ich mich der Gluth des Wachtfeuers. Was mag aus dem Lieut. Leonidas und seiner tapfern Schaar geworden seyn? Was aus der Königin mit ihrem gesprengten Fasse? seufzte ich. Und was wird aus mir werden? Man hatte mir schon vorläufig angekündigt, ich würde nach D. gebracht, und von da mit einem Transport Kriegsgefangener nach Rußland geführt werden. Mein aus dem aufrichtigsten Gemüth dargebotenes Ehrenwort, nie, wenn man mich frei ließe, gegen Seine Majestät den Kaiser Alexander oder dessen Alliirte wieder die Waffen zu tragen, ward vom Obrist nicht angenommen. Mein Schicksal, hieß es, müsse höheren Orts entschieden werden.

Also nach Rußland! auch wohl nach Sibirien, du armer Doctor! auf den Zobelfang. O wie plötzlich hat sich alles umgestaltet! Säßest du noch auf deinem Dichterstübchen mit der stillen Aussicht auf eine lange Reihe von Dächern; läsest du deinen Plutarch von großen Männern, oder auch nur die Zeitung für die elegante Welt bei einer Pfeife Taback! Was könnte deiner Seligkeit abgehen? Wenn du dein Tagewerk beendigt hättest, würdest du dich mit Wilhelminen von einer schönern Zukunft unterhalten.

Während meiner General-Adjudantschaft hatte ich auf besonderes Verlangen des Lieut. Generals zu Gunsten Napoleons Siegeslieder dichten müssen; hier fielen mir diese poetischen Produkte, welche ich noch immer in der Tasche bei mir trug, angstvoll ein. Rasch fuhr ich mit der Hand dahin, sah mich um, ob ich beobachtet wäre und schleuderte sie ins Feuer. Denn Siegeslieder in feindlicher Gefangenschaft — Lieder voller Hohn und Verachtung gegen Alexander und seine Verbündeten — die konnten mir den Kopf kosten. Ich sah sie nun mit vielem Vergnügen in den Flammen sterben; selbst daß ich in der ersten Angst zu tief gegriffen, und meine Vocation zum Pfarramt mit verbrannt hatte, konnte meine Freude nicht mindern.

Plötzlich standen einige Soldaten vor mir, sie liessen einige Worte, indem sie mir begreiflich zu machen suchten, was ich da heimlich verbrannt hätte, von Spion und Todtschießen fallen. Ich war verlegen um eine Antwort; das verbesserte meine Sache nicht. Die Kerls — ich bemerkte es gar wohl — suchten Händel an mir. Sie erklärten mich verdächtig, führten mich in die Wachthütte, wo ich Oberrock und Stiefel ausziehen und den Huth abgeben mußte. Sie nahmen das alles mit sich fort. Ich sah weder die Kerls noch meine Kleider wieder. Den Tag über ward ich noch einigemal wegen der verbrannten Papiere in Frage genommen. Und da ich auf meiner Aussage beharrte, es seien Kleinigkeiten, Familien-Angelegenheiten, Privatbriefe gewesen, wurde ich von zwei Mann, die Angesichts meiner ihre Gewehre luden, fortgeführt, wie es hieß, ins Quartier des Generals. Ohne Rock, barhäuptig und barfüßig, im feuchtkalten Wetter, mußte ich nun mit meinen Begleitern eine Spazierreise von drei Stunden Wegs machen. Kothig und zerlumpt, rein ausgeplündert, war ich ärmer als ein Bettler; denn selbst die Freiheit fehlte mir. Ja sogar mein Leben war ein schlecht versichertes Gut, weil die Russen im Felde einen sehr kurzen Prozeßgang lieben. Angeklagt wegen Espionage, hängt man den armen Teufel auf, oder erschießt ihn und bekümmert sich hintennach nicht weiter um ihn, ob er's übel nimmt? Im Hauptquartier angekommen, führte man mich vor eine Militär-Commission. Man las den Bericht über mich, fragte um meinen Namen und

Grad; und rief dann: fort mit ihm, fort zu den andern Gefangenen! — Einer der anwesenden Officiere sagte: es ist aber eine Schande, wie man den ausgeplündert hat! — Ein anderer sagte zu mir: gehen Sie, ich werde wieder um Kleider für Sie sorgen. Man führte mich ins Lager; auch hier wurde ich einem Officier übergeben, der die Kriegsgefangenen über sich hatte. Diese lagen neben brennenden Scheiterhaufen umher, und genossen ihr kärgliches Abendbrod. Ich gesellte mich zu ihnen.

Siehe, da saß mit blassem Antlitz und pechschwarzem Knebelbart der grimmige Garde d'honneur, neben ihm der Lieut. General, beide aßen eine dampfende Suppe aus einer großen irrdenen Schüssel, welche die Königin Elisabeth dienstgefällig in Ermangelung eines Tisches, auf ihrem jungfräulichen Schooß hielt. Ei, sieh da, mein Feldherr! rief ich entzückt beim Anblick dieser lieben bekannten Gesichter. Als der Lieut. General meine Stimme hörte, sprang er freudig auf und schloß mich mit Rührung in seine Arme: Wie, Herr Adjudant, Sie leben noch? Gottlob, so ist noch ein braver Mann mehr erhalten! O, wie sehr haben wir Sie schon bedauert. Aber daß Sie auch ihre verdammte Hitze nicht mäßigen konnten! Ich sah es wohl, wie Sie es mit den drei Cavalleristen aufnahmen, wie Sie solche in die Flucht trieben. Ihrem Beispiel folgend, stürzten wir uns mit gefälltem Bajonett gegen den Feind — Tode und Verwundete gab es auf beiden Seiten. Wir schlugen uns eine halbe Stunde lang. Aber endlich wurden wir umringt. Wir mußten das Gewehr strecken. Kommen Sie, treuer Adjudant, theilen Sie unsere Suppe mit uns. Einmal ums andere umarmte mich der wackere Lieut. General; auch der General der Cavallerie war aufgesprungen, und hatte mich in seine Arme geschlossen. Die Königin bot mir ihren blechernen Löffel an, und so vergaß ich mein Elend. Nach einer halben Stunde kam der wachthabende Officier in Begleitung eines Corporals; wo ist der General-Adjutant? frug er; mit bangem Herzen antwortete ich zähnklappernd — an spioniren, Sibirien, Todtschießen ꝛc. mich wohl erinnernd — hier! Aber wie freudig wurde ich überrascht, als der Officier sich mit folgenden Worten an mich wendete: es thut mir leid, Sie sind schändlich mißhandelt worden. Hier schickt man Ihnen aus dem Hauptquartier Ihre Effecten wieder, und ein Paar Bouteillen Wein zur Erquickung. Seyn Sie überzeugt, das Russen, auch Ihre Feinde als Männer von Ehre zu schätzen wissen, und daß Plünderer und Marodeurs nur Ausnahme von der Regel sind. Ich sagte meinen edelmüthigen Feinden das Verbindlichste, was ich ersinnen konnte, und es that mir leid, daß ich für den Augenblick nicht mächtig genug war eine schönere Phrase zu spenden. —

Den folgenden Tag wurden wir Kriegsgefangenen nach F. geführt. Da ich in dieser Stadt bekannt und gekannt war, letzteres aber mir hinsichtlich meiner militärischen Laufbahn gefährlich werden konnte, drückte ich mir den großen Officiershut tief in die Augen, und die Nase schob ich nach damaliger Stutzermode tief hinab ins dicke Halstuch. Ich schämte mich, in die mir so bekannte Stadt, wie ein Verbrecher unter Gefangenen einzuziehen; und Verbrecher war ich doch wohl ein wenig, da ich mir eine militärische Charge anmaßte, die mir nicht gehörte.

Nachdem man uns vielfältig herum geschleppt hatte, kamen wir von Pontius und Pilatus vom General und Platzkommandant endlich ins Nachtquartier, wir Officiere in ein schlechtes Wirthshaus zusammen geschoben, mit Ehren-

wache ob wir gleich unser Ehrenwort mündlich und schriftlich gegeben hatten, uns nicht selbst zu ranzioniren. Ich bekenne, mit diesem Ehrenwort hatte ichs gar nicht ehrlich gemeint; denn als ich mein General-Adjudant niederschrieb, dachte ich: der General Adjudant möge sein militärisches Ehrenwort halten, aber ohne Verbindlichkeit für den Herrn Doctor und Magister.

Sobald es dunkel ward, bat ich um Erlaubniß, in die Stadt gehen zu dürfen. Man schlug es mir aber rund ab. Allein da mich Niemand an der Stubenthür aufhielt, und ich auch unter der Hausthür nicht gefragt wurde: wohin wollen Sie? so passirte ich entschlossen die Posten. Die Schildwache hielt mich vermuthlich für einen der Ihrigen. — Ich trug kein Bedenken mein Glück weiter zu versuchen, ich lief auf gut deutsch davon, das heißt: ich ranzionirte mich selbst.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Aufgefundene Alterthümer bey Dorum.

Es befindet sich in genannter Gegend eine Ruine, Pipins Burg genannt, um welche noch Wall und Graben sichtbar sind — hier grub kürzlich ein Mann dürres Wurzelwerk zur Feuerung aus, und fand einen alten Helm, oder eigentlich einen Ring-Kragen, womit es die meiste Aehnlichkeit hat, an welchem 6 kleine Goldstücke von der Größe eines Ducaten hängen — Auf dem Ring-Krager ist die Jahrzahl 725, nebst dem Namen Pipin zu lesen, das Ganze ist an Werth auf 200 Rthlr. geschätzt worden."

Dieses seit Jahrhunderten im Schooße der Erde begrabene Kleinod, rettete den armen Finder aus einer sehr drückenden Lage, indem er, durch Krankheit und Unglücksfälle in Schulden gerathen, seine letzte Kuh gepfändet sah. — Er sah den Fund als eine Fügung der Vorsehung an, die Leiden über die Sterblichen sendet; aber dem Geprüften immer nahe ist mit Hülfe und Trost.

---

* Die Holzpforte betreffend.

Vor 3 Tagen wäre bald wieder ein Kind das Opfer des beschränkten Wendeplatzes auf der Holzpforte geworden; und heute, den 12ten wurde, aus derselben Ursache, mit der Deichsel die Wand des angränzenden Hauses eingestoßen. Das alte Accisehaus, durch dessen Abbruch, allem Unglück auf immer vorgebeugt werden könnte, trägt dem Staate nur 50 Rthlr. jährliche Miethe — also doch wahrlich viel zu wenig — ein, um dagegen in Betracht gezogen werden zu können, und die Verlegungskosten der Pumpe würden auf keinen Fall den Ertrag der alten Baumaterialien übertreffen.

Möchte es der resp. Behörde gefällig seyn, diese Sache zu untersuchen. — Sie, der die Stadt schon so manches Schöne und Gute verdankt, würde gewiß auch hier eine Verbesserung vornehmen, die von der Gegenwart und Zukunft als durchaus nothwendig anerkannt werden würde. Denn geläugnet kann es nun einmal nicht werden, daß Menschenleben und Gesundheit hiebey auf dem Spiele steht und daß wir es nur dem glücklichsten Zufalle zu verdanken haben, wenn bis jetzt alles gut ablief. — Der Himmel gebe indeß nur, daß wir nicht erst eines wirklichen Unglücks, als Beleg, bedürfen mögen! —

---

* Beschluß der Religionsansichten Napoleons

Einer von uns erlaubte sich die Bemerkung, daß er (Napoleon) am Ende noch fromm

werden könnte, worauf der Kaiser antwortete: er fürchte, dies würde nicht der Fall seyn und sage dies mit Bedauern: denn es läge unstreitig ein unendlicher Trost in dem frommen Glauben; sein Unglaube entspringe aber nicht aus Verkehrtheit oder Ausschweifung des Geistes, sondern einzig aus der Stärke seiner Vernunft. — — — Ich bin weit entfernt ein Gotteslängner zu seyn! Aber ich kann unmöglich, meiner Vernunft zum Trotz, alles glauben, was man mich lehren will, wenn ich nicht falsch oder ein Heuchler seyn will. —

Zur Zeit des Reichs, und besonders nach der Heyrath mit Marie Louise bot man alles auf, mich dahin zu bringen, daß ich, nach Art unserer Könige, in der Kirche Notre Dame feyerlich zum Abendmal gehen sollte, was ich rein abschlug. Ich glaube nicht genug, sagte ich, als daß die Handlung mir zu gute kommen könnte, und zu viel, um mich kecklich einer Gotteslästerung schuldig zu machen. —

Miscellen.

„In der Hölle ist eine große Penduluhr, deren Obertheil sich in der Unermeßlichkeit des Raums verliert und deren Enden sich in einem grundlosen Abgrunde verbergen. Bei dieser Uhr steht ein Dämon, der die Augen stets auf den Zeiger geheftet hält. Die Verdammten erheben sich insgesammt auf einmal aus einem ungeheuern Flammenmeere und fragen mit seufzender Stimme: „welche Zeit ist es? welche Zeit ist es?" — „Die Ewigkeit!" erwiedert der Dämon, „die Ewigkeit!" Sogleich stürzen diese Unglücklichen insgesammt mit Gebrüll zurück und verschwinden in diesem Flammenmeere."

Dies Gemälde von der Hölle rührt von einem Missionär her, welcher auf die Gemüther seiner Zuhörer einen großen Eindruck machen wollte.

Die englischen Advokaten.

Zu den eben nicht zu billigenden Kunstgriffen der englischen Sachwalter gehört ein derber Ton bei gerichtlichen Verhandlungen, der oft in Unverschämtheit ausarter. Sie erlauben sich oft die unanständigsten Schimpfwörter, die beleidigendsten Persönlichkeiten gegen ihre Gegner, und die aufgestellten Zeugen werden von ihnen auf seine herabwürdigende Art behandelt. Dies geschieht alles bloß in der Absicht, solche Zeugen dadurch ausser Fassung zu bringen, und ihre Aussagen zu schwächen.

In einem Proceß vor der königlichen Bank befand sich einst ein Zeuge, der eine sehr rothe Nase hatte. Der Advokat der Gegenparthei benutzte diesen Umstand, um ihn zu verspotten, und sagte höhnisch: „Laßt doch hören, was uns der da mit der Kupfernase erzählen wird." Aber der so Angeredete entgegnete kaltblütig: „Bei dem Eide, den ich jetzt schwören werde! Ich möchte nicht meine kupferne Nase gegen eure eiserne Stirne vertauschen"

Ein Landmann von Yorkshire sollte in Guildhall einen Eid ablegen. Der Advokat Wallace fragte ihn: „Mensch mit der ledernen Weste! wie viel bekommt ihr für euren Eid?" Den Bauer verdroß diese Anzüglichkeit. „Herr," antwortete er dem Advokaten, „wenn ihr für euer Lästern und Lügen nicht mehr erhieltet, als ich für meinen Eidschwur; so müßtet ihr bald, wie ich, eine lederne Weste tragen."

Admiral Russel's Punsch.

Bei einem Gastmahle, welches am 15. Oct. 1694 auf Befehl und Kosten des Admirals Russel gegeben wurde, ward der Punsch in dem Becken eines Springbrunnens, zu welchem vier mit Pomeranzen- und Citronenbäumen besetzte Gänge führten, gemacht. In jedem dieser Spaziergänge war eine Tafel, so lang als der Gang, angebracht, und mit einer Mischung von allem was die Jahrszeit nur Kostbares aufzuweisen hatte, besetzt. In das Becken dieses Springbrunnens, welchem dieser brave Seemann den Namen eines kleinen Napfs gab, ließ er, um den Punsch zu bereiten, der nach eingenommener Mahlzeit den von ihm eingeladenen Freunden gereicht werden sollte, 4 Ohm Branntwein schütten, nebst 8 Ohm Wasser, 25,000 Citronen, 80 Maaß Limonensaft, 1300 Pfund feinen Lissaboner Zucker, 5 Pfund geriebene Muskatennüsse, 300 geröstete Biscuite und 1 1/2 Ohm süßen Malagawein. Ueber diesem Becken hatte man eine Leinwand ausgespannt, damit es nicht hinein regnen möchte; und in einer kleinen, zu diesem Ende erbauten Schaluppe steuerte ein kleiner Schiffsjunge von der Flotte des Admirals in dem Becken herum, und reichte auf diese Art der Gesellschaft, die blos aus etwas mehr als 6000 Personen bestand, Punsch.

Ein italienischer Geistlicher wurde um ein Gebet-Formular ersucht; man wünschte es kurz und bündig, damit man es leicht im Gedächtniß behalten und jeden Morgen beten könnte.

Der Geistliche gab darauf folgende Antwort:

„Sagen Sie das Pater noster und das Ave her und dann bitten Sie Gott, daß er Sie vor Bankerottirern, reichgewordenen Armen, gewissenlosen Priestern, vor den Mißgriffen der Aerzte und Apotheker, vor den langen Zeilen der Advokaten und vor Jedem bewahre, der des Tages mehr als eine Messe hört."

Bei einer Maskerade, die im vergangenen Winter zu London, gegeben ward, bemerkte man, daß eine Maske, die eine Obst- und Kuchen-Hökin vorstellte, von Zeit zu Zeit hinausging. Man folgte ihr endlich, hielt sie an und fand in ihrem Korbe einen Braten und ein Paar Flaschen, die sie heimlich hineingesteckt hatte und dem wartenden Gefährten auf der Gasse überliefern wollte. Es war ein Schneidergesell, der auf Verlangen der Gesellschaft sogleich herausgeworfen ward.— Das erinnert an einen drolligen Vorfall, der während der Congreßzeit in Wien sich ereignete. Bei einem Maskenball, auf welchem alle Erfrischungen auf kaiserliche Kosten unentgeldlich gegeben wurden, bemerkte man eine große, starke Maske, die sich immer nur auf kurze Zeit von den Buffets entfernte, und bei jeder Rückkehr mit einem Heißhunger sehr viel Speisen verschlang und ganze Flaschen Champagner ausleerte. Man spürte ihr nach und entdeckte, daß ein Dutzend Fiaker gemeinschaftlich eine Maske gemiethet hatten, und sie nach einander anlegten, um sich einmal recht gütlich zu thun.

Toleranz der Vorzeit.

Rudolph, Graf von Sulz, katholischer Religion, heirathete im Jahr 1605 Agathe, Gräfinn von Hanau, eine Protestantin. Bei seiner Vermählung stellte er folgende Urkunde aus.

„Ich Rudolph, Graf von Sulz, verspreche bei meiner gräflichen Ehre, oder der Teufel soll mich holen, daß ich meine zukünftige Gemahlin bei ihrer Religion bleiben lassen, auch im mindesten zu keinem Abfall Anlaß geben will. Ich habe droben zwei Bibeln; hat sie nicht genug daran, so will ich ihr noch zwei kaufen. Sie lese nur tapfer und fleißig darin. Zudem nehme ich ihren Leib, und nicht ihre Seele. Ich bleibe bei meiner Religion, darin ich von Jugend auf erzogen worden bin; ich weiß, daß ich auf der rechten Bahn bin. Will sie nicht in den Himmel, so fahre sie zur Hölle."

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 50.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 22. Juny. 1823.

Täuschte dein Leben — so weine, o weine!
Jeglicher Nebel dort Oben entflieht!
Streng wird die Wahrheit geschieden vom Scheine,
Wenn unser Schuldbuch der Ew'ge durchsieht.

Pilgers Aussicht.

Warum klagst Du, Pilger dieser Erden?
Fördre muntern Schrittes Deinen Lauf!
Sinkt der Tag, so muß es Abend werden
Und der Stern der Hoffnung geht Dir auf.
Ungestört ruht dann der Lebensmüde,
Ausgekämpft ist nun der schwere Streit.
Aufwärts schau', in die Unendlichkeit —
Ueber Gräbern wohnt der wahre Friede!

Warum blickst Du stumm in ihre Tiefen?
Hörst Du nicht, was die Verheißung sprach:
„Selig Alle, die im Herrn entschliefen;
Ihnen folgen ihre Werke nach!"
Alles laß uns für das Gute wagen,
Da ein Gott für seine Wohlfahrt wacht!
Himmelslicht strahlt durch des Schicksals Nacht —
Ueber Gräbern wird es herrlich tagen!

Warum ringst Du nach der Erde Kränzen?
Darf der Engel um den Staub sich mühn?
Droben, wo die ew'gen Sterne glänzen,
Dort, nur dort, wird auch der Deine blüh'n.
Nicht die Erde soll die Tugend lohnen;
Höher stecke Deiner Sehnsucht Ziel,
Schau' empor mit freudigem Gefühl —
Ueber Gräbern leuchten ihre Kronen!

Warum weilst Du mit beklommnem Herzen
Einsam noch an Deiner Lieben Gruft?
Ueberwinde männlich Deine Schmerzen;
Gottes Bote hat sie abgerufen!
Erdenliebe zieht zur Erde nieder,
Ew'ge Liebe trägt den Geist empor;
Sieh' die Inschrift an der Heimath Thor:
„Ueber Gräbern finden wir uns wieder!"

-Hohlfeldt

Abentheuer des designirten Magisters M.

(Beschluß.)

Ich mochte etwa eine Stunde gelaufen seyn — da fand ichs räthlich, gemächlicher einher zu schreiten. Unwillkührlich entstand bei mir die

Frage: wohin wollen Sie Herr Exgeneraladjudant? wovon gedenken Sie in Zukunft zu leben? — ich wußte mir wahrhaftig weder das Eine noch das Andere zu beantworten; und es ist gut, daß man in der Welt zuweilen solch kleinliche Nebendinge nicht weiß. Eben das reizt die Lust des Lebens, wenn man so auf gradewohl im Weltall mit fortschreitet, ohne zu wissen wohin? Die Neugier und die Hoffnung tragen uns weiter.

Ich schleppte mich mit brennendem Schmerz an den müden Füßen weiter, voller Neugierde, was aus mir noch werden und wohin ich am Ende von meinem grausamen Schicksale verschlagen würde? Da bellten Hunde, da leuchteten in der Ferne Fenster, und ich kam endlich zu einem Dorfe. Vor dem Wirthshaus stand eine offene halbe Chaise, mit zwei Rossen bespannt, und zwar in der nämlichen Richtung des Wegs, den ich zu gehen hatte. Das Standbrett hinter dem Kasten der Chaise — ich recognoszirte das Local — hatte zum Glück keine Eisenstacheln und Schutzwehren gegen blinde Passagiers, die sich gern auf fremde Kosten durch die Welt schleppen lassen; also konnte ich — und das war kein geringer Trost — meinem matten Leichnam ein Ruheplätzchen schaffen und mit Bequemlichkeit flüchten. — Der Wagen war leer, also der Eigenthümer noch im Wirthshaus. Ich wühlte in meinem Taschen, es war kein rother Pfennig darin, und doch hätte ich mir gern ein Stück Brod gekauft. Betteln konnte ich nicht als Officier, aber wohl in Requisition setzen. Ich wollte mein Glück versuchen und trat ins Haus.

Da lag auf einem alten Futterkasten ein runder Hut, ein Bauernkittel und eine Peitsche. — Wie ein Blitz fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf, wetterschnell flog mein militairischer Sturmhut auf den Boden, der grobe Fils auf meinen Kopf; der blaue, lange Oberrock des Officiers auf den Kasten; mein schlanker Leib in den breitschulterigen Bauerkittel. Hätte ich noch ein Schlachtschwerdt gehabt, ich würde es gegen die Peitsche vertauscht haben, welche ich dennoch als Zugabe in die Hand nahm, um mich irgendwo einmal meiner Haut wehren zu können, wenn auch nur gegen unhöfliche Dorfhunde. Daß ich nun nicht, als qualificirter Dieb, an Nachtessen in gleichem Hause denken konnte, verstand sich von selbst. Das war schlimm genug. Aber doch hatte ich nun das Vergnügen, vor feindlichen Nachstellungen gesichert, inkognito reisen zu können.

Ich stand noch in der Hausthür, mit dem Gesicht auf der Straße herum spähend, wo ich verborgen den Wagen beobachten könnte, um bei der Abfahrt mein Plätzchen hintenauf in Besitz zu nehmen. Da sprang jählings hinter mir eine Thüre auf — eine französische Stimme donnerte — ich bekam von zwei gottlosen Fäusten hinterrücks einen so gewaltigen Stoß vorwärts, daß ich, so lang ich war, in den Koth stürzte. Das geschah mit wunderbarer Eilfertigkeit. Noch jetzt begreife ich nicht, wie man zu dem allen in so wenigen Augenblicken die nöthige Zeit fand?

Allons Bougre, Allons! rief der Franzose einmal ums andere, der mich für seinen Fuhrmann halten mochte. Ich war mit mir noch nicht im reinen, ob ich mich todt stellen, oder als Dieb aufspringen und davon laufen sollte, ehe ich gehängt würde. Der Franzose entschied für keins von beiden, packte mich mit wahren Teufelskrallen beim Kleid im Nacken, riß mich in die Höhe, pflanzte mich neben das Vorderrad zum Fuhrsitz, und schrie: Sitzen dik auf! — sprang in den Wagen und rief: Allons! en avant! Mir gleichviel, dachte ich, nahm die Zügel und jagte zum Dorfe hinaus.

Je schneller ich fuhr, je öfter wiederholte mein gestrenger Herr im Wagen sein: „bon! bon!“ er schien sehr eilig, und wie ich aus seiner Unruhe und seinen Selbstgesprächen schloß, kein gutes Gewissen zu haben. Mir schien, als sey er eine von den wichtigen Personen, die man bei der französischen Armee Employés zu nennen pflegt. Für einen Officier war er zu bürgerlich, für einen Bürger zu militairisch gekleidet. Unsere Gespräche waren sehr einsylbig; er sprach kein Deutsch, ich, meiner Rolle gemäß, kein Französisch. Fragte er mich: „die große Stadt noch viel weit?“ antwortete ich regelmäßig: viel weit,“ — fragte er: „is Ruß da?“ so erwiederte ich: „viel Kosack, viel Ruß!“ — dann schrie er wie besessen: „en avant!“ und ich ließ die Pferde laufen, daß die Steine Funken sprühten.

Ich gab ihm endlich zu verstehen, er sollte mir etwas zu essen geben. Er verstand mich nicht. Ich sprach von Barmherzigkeit, der Commissair kannte keine; von Hunger, der Schurke verstand das Wort nicht; ich sagte Brod; da hatte ichs getroffen. Er gab mir ein großes Stück. Nun saß ich vergnügt auf meinem Bock, wie kein König auf dem Thron, und versöhnte mich mit dem Geschick. Plötzlich sah ich vor mir, in geringer Entfernung, einige Gewehre blitzen. Mein Commissair bemerkte sie im gleichem Augenblick, er zog den Säbel und nahm eine Pistole zur Hand. Das Knacken des Hahns hinter mir, trieb mir den kalten Schweiß aus.

Bougre', zufahr, immer zu! schrie er.

Halt! Wer da? halt! Qui vive? brüllten einige Soldaten, die mir die Bajonette ihrer Gewehre fast allzunah an die Rippen hielten. Wem sollte ich gehorchen? Eine Nothlüge, hoffte ich, sollte mich aus der Verlegenheit ziehen. Da ich die Soldaten für Franzosen hielt, die ihrem Regiment nachzügelten, rief ich, um ihnen etwas Ehrfurcht einzuflößen: französisch General!

Halt! ergebt euch! schrieen nun mehrere Stimmen.

Foutre! rief der vorgebliche General, und sprang mit einem Satz aus dem Wagen, daß er zwei Kerls zu Boden stürzte.

Er schoß, links und rechts fielen Schüsse — die Kugeln pfiffen mir um die Ohren — meine Pferde wurden noch scheuer, als ich. Im gestreckten Galopp jagten sie davon. Nach kurzer Zeit hörte ich weder Säbelgeklirre noch Flintenschüsse mehr. Ich war gerettet.

Der Himmel weiß was aus dem Commissair geworden seyn mag. Ich fuhr nun langsamer, denn meine Rosse waren an Kräften erschöpft. — Vor mir lag wieder ein kleines Dorf. Jetzt überlegte ich, ob ich mich hier erholen, oder weiter eilen sollte? Meine Müdigkeit bestimmte mich für ersteres; ferner: wem gehören Wagen und Pferde? Antwort: vor der Hand keinem, als dem gegenwärtigen Besitzer, der sie nicht gestohlen, noch in Requisition gesetzt hat. — Frage: Was mit dem fremden Gut machen? verschenken, oder verkaufen? zum ersten hatte ich keine Lust, zum andern kein Recht.

In dieser Verlegenheit kam ich zum Wirthshaus; es war noch nicht so spät, als ich glaubte. Der Stallknecht kam; ich spannte aus, verlangte ein Futter für die Pferde, für mich etwas zu essen, und setzte mich zum warmen Ofen. Im Nothfall hoffte ich mit meinem runden Filzhut und Bauernkittel, Bezahlung zu leisten; jener war mir ohnedies zu eng, dieser zu weit.

Die dicke Wirthin pflanzte sich vor meinen Tisch hin, setzte beide Arme in die Seite, und fragte, ob ich über Nacht zu bleiben gedächte? Antwort: Nein. — Ob ich noch nach dem Städtchen *** wollte? — Antwort: Ja! Es

war mir recht lieb, daß die Neugierige fragte, denn ich war noch viel neugieriger zu wissen, auf welcher Straße, in welcher Weltgegend ich sey, und wohin ich fuhr? — Ob ich nicht ein junges Frauenzimmer mit dahin nehmen wolle, das zu Fuß angekommen wäre, und jetzt, wegen übergroßer Ermüdung, in der Nebenstube ausruhe. Es könnte mir ein gutes Trinkgeld eintragen. — Ich erwiederte: Recht gern! und das ging mir von Herzen, besonders wegen des Trinkgeldes. Sie rieth mir, erst mit Tagesanbruch weiter zu reisen, denn die Nacht sey doch keines Menschen Freund, zumal bei Kriegszeiten. Es streiften viele Kosacken und zerstreutes französisches Militair umher, das sich zu retten suche. Es gehe kein Tag ohne Mord, Todtschlag und Plünderung vorüber. — Man wolle mich und das Mamselchen eine oder zwei Stunden vor Tag wecken; ich käme noch immer zu guter Zeit an Ort und Stelle; meine Herrschaft würde gewiß diese Vorsicht gut heißen. Das glaubte ich selbst — ich blieb.

Als es in der Dorfkirche vier Uhr schlug, war ich bei meinen Pferden. Ich machte Lärmen im Hause. Nachdem der Knecht angespannt hatte, und die Zeche von meiner neuen Reisegefährtin berichtigt war, stieg sie schüchtern zu mir in den Wagen; ich rief Adieu, und fort gings in der Dunkelheit.

Einige Stunden mochten wir gefahren seyn, da fing es allmählig hell zu werden; am Hor[illegible]nnte ein prächtiges, dunkelglühendes Morgenroth, welches blendend auf unsere Augen fiel. Unsere Blicke begegneten sich, sie rieb sich mit beiden Händen die Augen; ich rieb mir die Meinigen. Dann sahen wir einander ganz trocken an. Sie rieb sich wieder die Augen; ich that das gleiche, denn das Morgenroth hatte mich, glaube ich, blind gemacht. Ich sah sie wieder an; sie mich. Und nun erst war ich überzeugt, daß ich noch schlafe und von Wilhelminen träume, denn sie saß, so kam es mir jetzt vor, neben mir.

Gerechter Gott! sind Sie es wirklich? fragte sie mit ihrer leisen, schönen Silberstimme, und betrachtete bald mein Gesicht und den werdenden Schnurbart — Ueberrest meiner ehemaligen General-Adjudantur — bald meinen beschmierten und zerrissenen Bauernkittel.

Wilhelmine! rief ich, wie kommen Sie hieher? und schloß die Liebliche in meine Arme. In langen Küssen tauschten wir Leben um Leben, Seele um Seele. — — O, wir hatten uns wieder! Und wie unverhofft, wie wunderbar! Vergessen war aller Schmerz der Vergangenheit; vergessen war alles Elend des Lebens, meine Sorgen, ihre Thränen! Wir athmeten in einer schönen Welt, wo nur Gott und die Liebe herrschen. Das Irdische fiel von uns — alles war selige Verklärung.

Was ich von meinen kriegerischen Abentheuern Wilhelminen erzählt, wissen meine Leser; aber Wilhelmine hörte sie aufmerksamer und begieriger an, als sie gelesen werden mögen. — Die Begebenheiten meiner Verlobten waren ungleich einfacher. Sie hatte in der Residenz von ihrer Herrschaft die Entlassung erhalten, denn kurz vor dem Einrücken der Alliirten in die Hauptstadt, flüchtete ihre Herrschaft nach Frankreich.

Wilhelmine, deren Bekanntschaft ich schon vor neun Jahren in der Residenz machte, war seit mehreren Jahren meine versprochene Braut. Schön und fromm wie eine leidende Heilige, stand sie so einsam und arm in der Welt, wie ich; sah nur auf mich, hoffte nur auf mich. Sie war eine Hofrathstochter, deren Vater vor langer Zeit schon, arm verstorben war. Ihre alte Mutter, die in einer kleinen Stadt an der

P...schen Grenze in kärglichen Umständen lebte, war zu arm, um ihre Tochter zu sich nehmen zu können. Wilhelmine diente also in einem Hause der Residenz als Gesellschafterin, und unterstützte von ihrem Gehalt die bedürftige Mutter. —

Wilhelmine schwebte meinetwillen in Todesangst, denn seit meiner Abreise aus der Residenz hatte dieselbe, wie natürlich, kein Sterbenswörtchen von mir vernommen. Das arme Mädchen befand sich wirklich in einer kritischen Lage; endlich bekam sie einen Brief von ihrer guten alten Muttter, der den Wunsch enthielt, daß sie die Residenz verlassen und zu ihr kommen möge. Sie reißte also ab, nachdem sie meinetwegen alle nöthige Anzeigen hinterlassen hatte, fuhr mit Gelegenheit bis nach F., und machte sich von da, weil in diesen kriegerischen Zeiten, theils aus Mangel, theils aus Mißtrauen, kein Fuhrwerk zu bekommen war, zu Fuß auf den Weg. Müde und matt kam sie gestern Abend in das Dorf, wo ich Glücklicher sie wieder fand.

Wilhelmine kaufte mir im nächsten Städtchen für ihr Geld, einen ehrbaren Oberrock und Hut, so daß ich ohne Aufsehen zu erregen, bei einem hübschen, wohlgekleideten Mädchen im Wagen sitzen konnte.

Ich war designirter Pfarrer trotz dem, daß ich im russischen Lager meine Vocation, nebst den verdammten Liedern, verbrannt hatte. Ich nahm mir vor nach M. zu schreiben, meine Behörde von meinem wirklichen Daseyn sowohl, als meiner baldigen Ankunft in Kenntniß zu setzen. Wilhelmine hatte beinahe zwei hundert Thaler erspart, davon ließ sich Anfangs das Leben fristen. Indem wir uns in unserer bitteren Armuth selig priesen, sie von wohlfeilen Suppen, ich von der Einnahme meiner Pfarrey sprach, gings, kling! kling! auf dem Fußboden des Wagens. Wir sahen hinab. Es war ein blanker Louisd'or.

Hast Du ihn verloren? fragte ich Wilhelminen.

Ich habe kein Gold, sagte sie.

Wir nahmen die milde Gabe, als Nachlaß meines seligen Herrn Employé für meinen Kutscherlohn. Nach einer weile abermals, kling! kling! — wieder ein Louisd'or. Wahrhaftig, sagte ich: wir haben einen guten Schutzgeist, oder eine gütige Fee, die unser frommes Gespräch gehört hat. Ich hob auch diesen auf und sah umher, ob er noch Brüder habe. Alles umsonst. Bald darauf erneuerte sich das Hexenspiel zum drittenmal. Hier ist's nicht richtig in der Chaise! sagte ich und hielt die Pferde an. Wir stiegen aus. Ich stellte Untersuchung an. Da blitzte mir aus der Spalte des Kastens von unserm Wagensitz ein viertes Goldstück entgegen. Die Goldquelle war entdeckt. Ich erbrach den Sitz mit Gewalt, und fand, was ich für das Geräusch und Geklirr des Wagens gehalten hatte, einen durchgeriebenen Geldsack; andere Geldsäckchen lagen fester gebunden vertraulich neben einander.

Wilhelmine und ich erkannten einhellig, diese Summe sey für unsere bescheidenen Wünsche zu groß, wir könnten sie nicht behalten. Wir legten auch die drei Louisd'or zu den andern, verwahrten das Geld besser, und fuhren gelassen davon, als hätten wir nichts gefunden.

Die alte Mutter Wilhelminens entzückt uns zu umarmen, empfing uns segnend. Unser Schatz ward ihr in Verwahrung gegeben, aber ohngeachtet aller Nachfragen, die ich wegen Wagen und Pferde in die öffentlichen Blätter einrücken ließ, meldete sich nach mehreren Monaten niemand.

So endeten meine Abentheuer. Ich war reicher, als ich es je zu werden Hoffnung haben

konnte, und die schöne Wilhelmine meine Gattin. Der Pfarrey entsagte ich; ein einträchtliches Landgut, in einer der reizendsten Gegend, eine von jungen Linden und Kastanieenbäumen umschattete Wohnung, die Raum genug für Wilhelminen, für unsere Mutter und mich hat, umschließt mein Paradies.

Die Nemesis.

Der Ritter Glover war von dem Londoner Hofe als Gesandter nach Constantinopel geschickt worden. Im Jahr 1611 war ungewöhnlich viel Schnee gefallen. Seine Bedienten kamen auf den Einfall, aus Schnee eine große mißgestaltete Figur zu bilden. Diese ungewohnte Erscheinung zog eine Menge neugieriger Türken herbei, die gaffend um die Schneepuppe stehen blieben. Einigen von den Bedienten des Gesandten verdroß diese Zudringlichkeit, sie fingen also an ihr Machwerk wieder zu zerstören; andere wollten dies nicht zugeben und mehr aus Muthwillen als im Ernst kam es zwischen ihnen zu einem Streit, der sich damit endete, daß man sich wechselseitig mit Schneeballen warf. Hatten sich schon früher viele Türken aus den untern Volksklassen versammelt, so zog dieses neue Kampfspiel mit Schneebällen noch weit mehrere herbei. Jetzt kam bei den Bedienten die Eitelkeit mit in's Spiel; jeder wollte es dem andern in dem Umfange des Schneeballs und in der Geschicklichkeit ihn zu werfen hervorthun. Sie flogen daher in großer Menge und in noch größerer Schnelligkeit hin und her. Es war natürlich, daß viele ihre Richtung verfehlten, manche, vielleicht nicht ganz ohne Absicht, unter die Gaffer flogen. Ein solcher Ball aber, vorzüglich groß und fest, traf einen von den ebenfalls dort zuschauenden Janitscharen dergestalt in's Auge, daß er zu Boden fiel. Die Umstehenden hielten es für eine Betäubung, als der Getroffene sich aber nach einer Weile nicht wieder emporrichtete, so kamen ihm einige andere Janitscharen zu Hülfe, und machten nun zu ihrem Schreck die Entdeckung, daß ihr Waffengefährte todt sey.

Sie erhoben sogleich ein fürchterliches Geschrei, und die Bedienten des Gesandten würden unstreitig ein Opfer ihrer und der Volkswuth geworden seyn, hätten sie sich nicht, gleich nach diesem unglücklichen Wurf, klüglich entfernt.

Die Janitscharen trugen nun die Leiche ihres Kameraden unter fürchterlichen Drohungen der Rache fort, und machten ihrem Aga von diesem Ereigniß sogleich Anzeige. Dieser suchte die nach Rache Dürstenden dadurch zu besänftigen, daß er ihnen feierlich versprach, die vollständigste Genugthuung zu verschaffen.

Der Janitscharen-Aga verabsäumte auch nicht, sein Versprechen zu erfüllen; er eilte unverzüglich zu dem Groß-Vezier, brachte die Beschwerde seines Corps an und verlangte die Auslieferung des Bedienten, der den Wurf gethan hatte.

Der Großvezier trug auf diese Auslieferung bei dem Gesandten an. Nachdem der Ritter Glover die Sache genau untersucht, antwortete er: wie er sich außer Stande befände, diesem Antrage zu genügen. Seine sämmtlichen Diener hätten sich im Scherz mit Schneeballen geworfen, wer eigentlich den unglücklichen Wurf gethan, sey nicht auszumitteln, übrigens litte es keinen Zweifel, daß dabei keine böse Absicht, einen unschuldigen Menschen zu verletzen oder gar zu tödten obgewaltet habe, sondern der Janitschar nur zufällig getroffen worden sey.

Der Großvezier wollte sich dabei nicht beruhigen, und fügte seiner diesfälligen Antwort noch als Motiv hinzu: wie ein allgemeiner Aufstand der Janitscharen unvermeidlich sey, wenn der Ge-

sandte bei seiner Weigerung beharre, und er sich dann die daraus unvermeidlich entspringenden Folgen lediglich selbst würde zuzuschreiben haben.

Einem solchen in Konstantinopel nicht seltenen Aufruhr und dessen Schrecknissen vorzubeugen, erbot sich der Ritter Glover: seine sämmtliche Bedienten den Anklägern vorstellen zu lassen, damit diese den Thäter aus solchen aussuchen möchten; den dergestalt Ausgemittelten wolle er dann ausliefern.

Dieser Vorschlag wurde angenommen. Alle Bedienten des Gesandten erschienen vor denen, welche angeblich Zuschauer bei dem Tode des Janitscharen gewesen waren und fünf Türken bezeichneten den nämlichen Menschen unter der ganzen Dienerschaft, als den Mörder.

Dieser Bediente hieß Simon Dibbins und war erst kürzlich von Canada gekommen.

Der Aussage dieser Türken stimmten alle anwesenden Janitscharen bei und erboten sich, es mit einem Eide zu bekräftigen, daß Dibbins der Thäter sey.

Den Ritter Glover erschütterte diese Nachricht um so mehr, als er gerade in der Zeit, wo der Vorfall sich ereignet, diesen Menschen bei sich gehabt hatte, mithin von seiner Unschuld völlig überzeugt war.

Er machte daher Einwendungen gegen seine Auslieferung und erbot sich zu einer großen Geldsumme, wenn man von dieser Forderung abstehen wollte. Dies Anerbieten wurde aber gänzlich abgeschlagen, die Gemüther waren zu erhitzt, um, ohne blutige Rache, sie zu besänftigen. Der Großvezier erklärte dem Gesandten: er habe sein Wort gegeben, den für schuldig Befundenen auszuliefern, und es zieme sich nicht für einen Stellvertreter eines großen Monarchen und einen Ritter, sein gegebenes Wort zurückzunehmen.

In dieser Verlegenheit blieb dem Gesandten, nach langem Kampf zwischen dem, was Menschlichkeit gebot und der Lage, in der er sich befand, nichts übrig, als den für sein Gefühl höchst schmerzhaften Entschluß zu fassen, lieber diesen einen Menschen aufzuopfern, als sich der Gefahr auszusetzen, daß mehrere und vielleicht seine ganze Dienerschaft ein Opfer der fanatischen Volkswuth würde.

Er willigte also in die Auslieferung Dibbins.

Am Morgen, da diese und die Hinrichtung des vorgeblichen Mörders geschehen sollte, schickte der Ritter Glover seinen Gesandschafts-Prediger zu dem Verhafteten.

Wie erstaunte der Geistliche, als ihm Dibbins, da er ihn auf den schauervollen Moment eines gewaltsamen Todes vorbereiten wollte, reuevoll bekannte: er erkenne in dieser ihm bevorstehenden Todesstrafe die unsichtbare Hand einer allwaltenden Gerechtigkeit. Er habe eine solche Strafe längst verwirkt, weil er in England vor mehreren Jahren sich eines Mordes schuldig gemacht und darauf nach Canada geflüchtet sey.

„Dies reuevolle Bekenntniß," setzte er hinzu: „erleichtert mir meinen Gang zum Tode, „ich sehe ihn als eine wohlverdiente Strafe meines Verbrechens an und hoffe, daß diese Nachricht meinen großmüthigen Gebieter beruhigen „wird."

Dibbins wurde ausgeliefert und vor der Thüre des Gesandten aufgeknüpft; und der Ritter Glover war sehr damit zufrieden, daß man in diesem Bedienten einen Mörder statt eines andern seiner Dienstboten bestraft hatte, der einen Janitscharen, nicht aus Bosheit, sondern nur zufällig getödtet hatte.

K. Müchler.

Knospen und Blätter.

Wer gelernt hat, sich selbst Vieles zu versagen, wird Andern wenig versagen; wer selbst Vieles entbehren kann, wird Andere Vieles entbehren lassen; wer gegen sich selbst strenge ist, wird mit Andern milde verfahren, und wer nicht gern nimmt, wird gern geben.

Wenn du auch manches einzelne Individuum von Lehrer, Prediger, Priester, Richter und Arzt nicht achten zu können glaubst; so achte doch die Lehre, die Predigt, den Gottesdienst, das Gesetz und die Arznei.

Die Gegenstände erscheinen dem äusseren und inneren Auge gerade in entgegengesetzten Wirkungen. Ein Berg und ein Kirchthurm ist in der Ferne klein, in der Nähe groß. Der weltberühmte Mann ist in der Ferne groß, und wird immer kleiner, je näher man ihn zu betrachten Gelegenheit hat. So ist es auch mit Leiden und Freuden; in der Entfernung nur siehet man sie groß durch die Vergrößerungsgläser der Furcht und der Hoffnung, und ist die Freude genossen, und der Schmerz überstanden, welche Kleinigkeit war es!

Wer Wunder läugnet, vergißt, daß jeder Sonnen-Auf- und Unter-gang, jede Pflanze, jedes Insekt, jede Jahreszeit, das Denk- und Empfindungs-Vermögen des Menschen, sein Werden und Vergehen, jeder Athemzug und jeder Pulsschlag, ganz unerklärbare und immer erneuerte Wunder sind.

Wer aus seinen schwachen Stunden, nicht aus Heuchelei, sondern aus Scham, ein Geheimniß macht, dessen Moralität kann noch gerettet werden; aber, wer mit Ausschweifungen Prahlerei treibet, ist gänzlich und unheilbar verdorben.

Die Sinne sind fahrenden Landbothen gleich, unbekümmert um den Inhalt des Kaufmannsgutes, wenn es nur Fahrt giebt; sie führen der Seele Gutes und Böses zu, aber mehr Contrebande, als erlaubte, mehr schlechte, als gute, und manchmal auch von der Pest inficirte Waare.

Es wäre zu wünschen, daß sich manche Männer weibliche Tugenden eigen machten; aber es taugt Nichts, wenn Weiber die Eigenschaften der Männer adoptiren.

Miscellen.

Ein Zug des Englischen Charakters.

Karl der Zweite, König von England, konnte nur durch die Unterstützung mehrerer seiner Unterthanen zur Krone gelangen. Sehr viel verdankte er bei dieser Gelegenheit dem Eifer und der Thätigkeit des Lord Shesbury; aber der König vergaß bald die Dienste, die der Lord ihm geleistet hatte, und that nicht das Geringste für ihn. Eines Tages, da der König mit ihm auf der Jagd war, kündigte man eine Deputation von Schottland an; der König, der ihr Gesuch nicht erfüllen wollte, sagte zum Lord: machen Sie den König, und ich will Ihre Rolle übernehmen. Die Deputirten erschienen, und Mylord haranguirte sie mit den Worten; „Meine Herren! Sein Sie gar nicht darüber verwundert, daß ich noch nichts für Sie gethan habe; sehen Sie hier (indem er auf den König zeigte) den Lord Shesbury; diesem verdanke ich meine Krone, und demungeachtet habe ich ihm noch keinen Beweis von Erkenntlichkeit gegeben."

Die wilden Hähne des Nordens (Galli sylvestres) werden von einem besondern Instinkt geleitet, sich gegen die strenge Kälte des Winters zu schützen. Wenn der Boden mit Schnee hoch angehäuft ist, und die Zweige fast davon niedergekrümmt werden, so verschlingen diese Thiere gewisse Früchte einer Birke, welche die Gestalt des langen Pfeffers haben, mit solcher Gier und in so großer Menge, daß ihre Kehle größer, als ihr ganzer Körper scheint. Darauf theilen sie sich in verschiedene Haufen, und verscharren sich in Schneehügel. Unter dieser Hülle leben sie mehrere Wochen von der Speise, die sie im Kropf gesammelt haben, und wiederkäuen. Wenn sie merken, daß noch mehr Schnee fallen wird, so verschlingen sie wieder eine Portion der erwähnten Frucht, suchen sich eine neue Wohnung, und bleiben daselbst bis zu Ende des März.

Homonym.

Mit dem Ganzen mag man sprechen, schreiben,
Jedoch niemals damit Handel treiben.

J. J. Gumprecht.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nro. 47.

Thekla, Hekla, Thee, That.

X. Daewes d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönsen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 51.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 26. Juny. 1823.

Du Schloß dort auf dem Felsen,
Du siehst so ernst und treu,
Die dunkeln Wogen wälzen
Sich unten still vorbey.

Mir ists als hört' ich Worte
Wie aus vergang'ner Zeit
Vom hohen Felsenorte
In Windeswehn gestreut.

Th. Körner.

* Deutsche Treue.

Ballade.

Es standen am Rheinstrom vor grauer Zeit
Zwey Burgen wie Schwestern zusammen.
Die Eine vernichteten Wetter und Streit,
Die Andre versank in den Flammen.
Doch über den Trümmern strahlt hoch hervor
Von deutscher Treu' die Geschichte,
Die tönet noch spät an des Sängers Ohr,
Der nennt sie Euch gern im Gedichte.

Der Frauen Würde, der Männer Werth
War der Stolz der edlen Geschlechter,
Hoch waren sie weit im Lande geehrt
Als der Freiheit tapfre Verfechter;
Doch waren die Häuser feindlich entzweit;
Weil einst in vergangenen Tagen
Der Ahnherr des Egloff im blutigen Streit
Den Ahnherrn des Tankmar erschlagen.

Wohl waren die Herzen zum Bunde gestimmt,
Wohl wünschten sie gerne den Frieden;
Doch der Fluch des Sterbenden, wuthergrimmt,
Er hat sie für immer geschieden:
Denn eh darf nimmer der Freundschaft Band
Vereinen die mosigen Hallen,
Bis rächend von eines Tankmars Hand
Ein Enkel des Egloff gefallen!

Drum klingen hier Becher, drum rauscht hier der Tanz,
Wenn drüben sich Trauer verbreitet;
Drum schmückt hier die Braut sich mit festlichem Kranz
Wenn drüben die Todtenuhr läutet,
Drum führt auch zur Seite kein Thor hinaus,
Kein Fenster hinüber zu blicken;
Als haßten sich beide, der Herr wie das Haus
Und kehrten sich feindlich den Rücken.

Da ruft einst den Tankmar ein ferner Freund,
Erlittene Schmach ihm zu rächen,

Ein ritterlich Wort hat sie beide vereint',
Er darf ihm den Eidschwur nicht brechen.
Er muß ihm zu Hülfe mit Mann und Roß;
Doch bleiben daheim ihm die Frauen.
Wer soll vor dem Räuber beschützen das Schloß,
Wem soll er die Theuren vertrauen?

Wohl kennt er den Egloff, er fürchtet ihn nicht,
Ob Feindschaft die Häuser auch trennet;
Doch hauset im Forst noch ein tückischer Wicht,
Der heimlich in Rachgier entbrennet:
Weil jüngst im Turniere des Tankmars Speer
Ihn leicht aus dem Sattel geschwungen,
Und öffentlich vor dem versammelten Heer
Die Preise des Siegs ihm entrungen.

Drob harrte der Wolfhart auf günstige Zeit
Der schimpflichen Schmach sich zu rächen;
Doch fehlt es an Muth ihm im rechtlichen Streit
Als Ritter die Lanze zu brechen.
Drum fürchtet der Tankmar das schleichende Blut
Des tückischen Heuchlers, und lieber
Vertraut er dem rechtlichen Feinde die Hut,
Und reitet zum Egloff hinüber.

Er schreitet die öden Gemächer hindurch,
Ihm begegnet kein weibliches Leben,
Denn einsam hauset der Graf auf der Burg
Von Knechten und Hunden umgeben.
Er spricht zum Egloff und reicht ihm die Hand:
„Erlittene Schmach ihm zu rächen
Verlangt mich ein ferner Freund in sein Land,
Ich darf ihm den Eidschwur nicht brechen!" —

„Ich muß ihm zu Hülfe mit Mann und Roß,
Doch bleiben daheim mir die Frauen,
Wer soll vor dem Räuber beschützen das Schloß
Wem soll ich die Theuren vertrauen? —
Und der Egloff spricht freudig: „Zieh ruhig fort,
Ich will unterdeß vor Gefahren —
Hier hast du zum Pfande mein Ritterwort
Dein Schloß und die Frauen bewahren." —

„Wohl kenn' ich den Fluch, ich vergaß ihn nicht,
Von den Vätern gelaßen den Kindern,
Doch Frauen zu schützen ist Ritterpflicht,
Dran darf ihn kein Eidschwur verhindern!
Drum ziehe von dannen, und wenn dir's gelang
Dem Freund' zu erkämpfen den Frieden,
Erleb'ge der Pflicht mich und spare den Dank,
Dann sind wir wie vormals geschieden!" —

Und als nun der Tankmar mit Mann und Roß
Mit dem Freunde gezogen zur Fehde,
Da reitet der Wolfhart zum Egloff aufs Schloß
Und beschleicht ihn mit tückischer Rede:
„Gelt junger Herr Ritter, ein trefflicher Fang,
Errungen im listigsten Streite,
Für ew'ge Feindschaft ein würdiger Dank,
Und süß und belohnend die Beute," —

„Des Tankmars Gemahl, traun ein herrliches Weib,
Des liebenden Gatten Entzücken.
Noch schöner die Schwester, mit üppigem Leib
Und siegenden, feurigen Blicken.
Leicht nennt Ihr sie Eu'r, hinter Riegel und Schloß
Versteckt Ihr die Beute aufs Beste,
Dem traurenden Gatten bedeuten ihr Loos
Die Trümmer der brennenden Veste!" —

Wild schäumte der Egloff; „Ha! tückischer Schuft!
Mein Ritterwort sollt' ich verletzen.
Fort pack' dich! vergift' hier nicht länger die Luft,
Sonst laß' ich mit Hunden dich hetzen!
Doch harre bis Tankmar zurückgekehrt
Und meines Schutzes verzichtet,
Dann zeige dir Iltis mein Ritterschwert
An wen du die Rede gerichtet!

Hohn lachte der Wolfhart: „Puh sparet den Muth,
Damit er dereinst Euch nicht fehle.
Doch rath' ich, Herr Burgvoigt, seyd auf der Hut,
Daß der Iltis die Täubkein nicht stehle,
Auch ist mir ein trefflicher Flammberg bescheert
Der durch Stahl und Eisen sich senket.
Roth ist meine Rüstung und flammend mein Schwert!
Des flammenden Schwertes gedenket!" — —

— Was röthet den nächtlichen Himmel wie Blut,
Was scheuchet den Uhu vom Neste?
Was leuchtet vom Felsen? Es ist die Glut
Von Egloffs brennender Veste.

Schon bersten die Mauern, schon wankt das Portal,
Es wälzt sich der Brand durch die Hallen,
Die Quadern stürzen hinab in das Thal
Und zersplittern die Eichen im Fallen.

Der Egloff ahnet des Wolfharts Verrath,
Schnell rafft er ein Häuflein Knappen
Im Fluge zusammen, auf frischer That
Den tückischen Dieb zu ertappen.
Sein Wort gilt ihm höher als Hab' und Gut,
Das vertraut er den himmlischen Mächten,
Schnell sprengt er hinüber mit freudigem Muth
Mit dem Dieb, um die Beute zu fechten;

Und als er des Tankmars Burg erreicht
Da tönt ihm Gejammer entgegen,
Denn eben davon mit dem Raube schleicht
Der Dieb auf verborgenen Wegen.
„Ha! flammender Ritter, wo habt ihr das Schwert?
Wes wählt ihr die Nacht Euch zum Rauben?
Heraus mit dem Flamberg! der Falk begehrt
Anjezt von dem Iltis die Tauben.

Er hauet voll Zorn nun ein auf den Dieb,
Der rufet zum Schutz sein Gesinde,
Doch die stieben davon vor des Ritters Hieb
Wie flüchtige Spreu vor dem Winde.
Da giebt auch der Wolfhart dem Rappen die Sporn,
Und sucht erschrocken das Weite,
Schnell sprengt er davon durch Diestel und Dorn,
Und läßt dem Sieger die Beute.

Doch während die Frauen der Burg sich nahn,
Folgt Egloff der Flüchtigen Spuren,
Sein brennendes Schloß erhellt ihm die Bahn
Ueber Felder und Aecker und Fluren.
Er trifft ihn am Heerweg und rennt auf ihn ein
Mit weitvorreichendem Speere.
Der Wolfhart blickt um sich und sieht ihn allein,
Da ruft er die Knappen zur Wehre.

Und während sie kämpfen und Wolfhart sinkt
Unter Egloffs eisernen Streichen,
Und der mit den wüthenden Knappen ringt,
Und keiner mag siegen noch weichen,
Da schallt von fern durch die schwarze Nacht
Getöse gewappneter Reiter:
Der Tankmar kehrt zurück aus der Schlacht
Mit dem Fähnlein verwegener Streiter.

Die Lüfte erklingen von Rufen und Schrei'n,
Von Aechzen und gellenden Schlägen,
Der Ritter stürzt blind auf den Ritter ein
Und die Knappen den Knappen entgegen.
Der Egloff ermattet, sein Schild zerbricht,
Die Streiche des Schwertes versagen,
Und sterbend begrüßt ihn das Sonnenlicht,
Vom Schwerte des Tankmar erschlagen.

Des Ahnherrn blutiger Fluch ist gelöst
Das Opfer der Rache gefallen.
Doch der Edlen Gebeine sind längst verwes't
Und versunken die prächtigen Hallen.
So deckt der Vergeßenheit öde Nacht
Was ehmals geehrt und bewundert;
Nur was edle Herzen Edles vollbracht
Das kommt auf das fernste Jahrhundert.

Hermann Röpe.

König Olaf von Schweden auf dem Reichstage zu Uspala im Jahr 1018.

König Olaf von Schweden war so ergrimmt gegen König Olaf den Heiligen von Norwegen, daß in seiner Gegenwart Niemand denselben anders, als den dicken Olaf nennen durfte. Der Krieg, der zwischen ihnen geführt wurde, bestand zwar nur in Streifereien und Raubzügen, fiel aber den Unterthanen durch Unterbrechung des Verkehrs nicht wenig zur Last.

Dadurch war endlich Olaf der Heilige bewogen worden, eine Gesandschaft mit Friedensanträgen an den Schwedischen Hof zu senden, die jedoch ganz erfolglos zu seyn schienen, da Niemand es wagte, dem Könige sie zu eröffnen. Denn selbst seine Tochter Ingigerd, die ein schlauer Begleiter des Norwegischen Botschafters für seinen

Herrn gewonnen hatte, war, als sie einst einen Versuch machte, ihren Vater friedlicher zu stimmen, mit dem heftigsten Zorn von demselben zurückgewiesen worden. Auch der vielvermögende Jarl Rögnvald, der in persönlicher Verbindung mit Olaf dem Heiligen stand und durch seine Gemahlin Ingibiorg ihm verwandt war, hatte dennoch nicht den Muth, öffentlich in dieser Sache Etwas zu thun. Als aber die Zeit herankam, daß die jährliche Versammlung der freien Schwedischen Bauern zu Upsala gehalten werden sollte, auf welcher der König einen allgemeinen Heereszug wider Norwegen ankündigen wollte; so suchte der Jarl die Bauern, deren Einwilligung zu einem allgemeinen Krieg erforderlich war, für die Herstellung des Friedens zu gewinnen.

Er begab sich in dieser Absicht am Abend eines Tages zu dem Gehöfde Thorgnyrs, des Bauernvorstehers oder Gesetzmannes im Gau Tinudaland, der für den weisesten Mann in ganz Schweden galt. Dies Gehöfde war groß und, wie man sah, mit Aufwand großer Kosten erbaut. Viele Männer gingen dem Jarl entgegen, die bewillkommneten ihn und nahmen ihm und seinem Gefolge die Rosse und das Geschirr ab. Der Jarl trat darauf in die Stube ein, in welcher eine große Menge Menschen war. Da saß auf dem obersten Sitz ein alter Mann, groß von Gestalt; und Biörn, der Norwegische Gesandte, der mit dem Jarl gekommen war, gestand, daß er nie einen Mann gesehen habe, der Thorgnyrn gleich gewesen wäre. Sein Bart war so lang, daß er ihm auf die Knie fiel, und breitete sich über die ganze Brust. Er war ein schöner und stattlicher Mann. Der Jarl trat vor ihn und begrüßte ihn. Thorgnyr empfing ihn freundlich, und bat ihn, seinen Sitz einzunehmen, auf welchem er sonst zu sitzen pflegte. Der Jarl setzte sich auf der andern Seite, Thorgnyr gerade gegenüber. Es vergingen mehrere Tage, bevor der Jarl seine Angelegenheit vorbrachte; endlich bat er Thorgnyr mit ihm in das Sprachzimmer zu gehen. Biörn und seine Gefährten begleiteten den Jarl dahin. Da fing dieser an zu reden und sagte: Wie König Olaf von Norwegen seine Männer gesandt habe, um Frieden zu begehren; er setzte weitläufig auseinander, wie viel den Westgothländern der Krieg und die Feindschaft mit Norwegen schade, und fügte hinzu: die Gesandten Königs Olaf von Norwegen wären zugegen; er habe ihnen versprochen, Gehör bei dem König zu verschaffen. Dieser aber habe den Vorschlag zu einer Unterhandlung so übel genommen, daß er jedem hatte Ahndung gedroht, der in dieser Angelegenheit sich einer Botschaft unterziehen würde. Die Sache steht nun so, lieber Vater, schloß der Jarl seine Rede, daß ich allein diesen Handel nicht zu Ende zu bringen vermag; darum bin ich zu Dir gekommen und hoffe von Dir guten Rath und Beistand. Als der Jarl aufgehört hatte zu reden, schwieg Thorgnyr anfangs still; darauf begann er und sprach: „Wunderlich ist es doch um euch gethan, daß ihr nach hohen Ehren und Namen strebt; aber nicht Rath, noch Hülfe wißt, wenn ihr in einige Fährlichkeit kommt. Hättest Du nicht zuvor daran denken sollen, als Du Dein Wort gabst, daß Du nicht Macht hättest, dem König zuwider zu seyn? Mir scheint es fürwahr nicht minder ehrenvoll zu seyn, unter die Bauern gezählt zu werden und dafür freier Herr seiner Rede zu seyn; daß man sprechen kann, was man will, wenn auch der König es hört. Nun will ich auf den Upsalatag kommen und Dir dazu helfen, daß Du ungefährdet vor dem König reden kannst, was Du willst." Der Jarl dankte ihm sehr für dieß Versprechen; und er verweilte bei Thorgnyr, bis er mit ihm auf den Reichstag gen Upsala ritt.

Da war eine große Menge Volks und auch König Olaf war da mit seinem Hof.

Den ersten Tag, da die Versammlung angesetzt war, saß Olaf auf dem Hochsitz und sein Hof stand um ihn herum. Ihm gegenüber aber sassen in der Versammlung auf Einem Hochsitz der Jarl Rögnwald und Thorgnyr; und vor ihnen saß der Hof des Jarls und Thorgnyrs Hausgesinde. Und hinter den Stühlen stand die ganze Menge der Bauern rings im Kreise herum; Einige waren auf Hügel und Höhen getreten, um besser zu hören. Als nun des Königs Angelegenheiten vorgebracht waren, die bei diesen Versammlungen dargelegt zu werden pflegten; stand auf, Biörn Staller, neben dem Stuhle des Jarls, und sprach laut: „Konig Olaf sendet mich her mit dem Auftrag, dem König der Schweden Vergleich anzubieten, und die Landesgrenze bestimmen zu lassen, wie sie vor dem gewesen ist, zwischen Norwegen und Schweden." Er sprach laut, daß der König von Schweden Alles deutlich hörte. Aber zuerst, als er den König Olaf nennen hörte, meinte er, daß Einer eine Angelegenheit von ihm vorbrächte; wie er aber reden hörte von Vergleich und Landesscheidung zwischen Schweden und Norwegen, da verstand er wohl, von wem diese Sache ausging. Da sprang er auf, und rief laut: der Mann sollte schweigen; und sagte: seine Rede werde ihm wenig helfen. Biörn setzte darauf sich nieder. Als es aber still geworden war, da stand der Jarl Rögnwald auf und sprach: er redete von der Botschaft Olaf des dicken, und daß er sich zum Vergleich erbiete mit König Olaf von Schweden, und zugleich, daß die Westgothländer insgesammt von König Olaf begehrten, daß er Frieden schlösse mit dem König von Norwegen.

Er setzte auseinander: wie großer Schaden den Westgothen dadurch geschehe, daß sie aller Zufuhr von Norwegen entbehrten, der sie zu ihrem Lebensunterhalt benöthigt wären. Dafür sähen sie sich im Gegentheil dem Anlauf und der Verheerung ausgesetzt, wenn der König von Norwegen sein Heer zusammenzöge und einen Einfall unternehme. Der Jarl fügte hinzu: daß König Olaf von Norwegen Männer hergesandt habe mit dem Auftrag, anzuhalten um Ingigerd, des Königs Tochter. Als aber der Jarl aufhörte zu reden, da stand auf Olaf, der König von Schweden; er antwortete zornig wegen dieses Vorschlages und erhob wider den Jarl schwere und harte Beschuldigungen: daß er sich unterfangen habe, Frieden und Vertrag mit dem dicken Mann zu machen und Feindliches wider ihn, den König, beginne. Und er sagte: er habe eine wahre Landesverrätherei wider ihn begangen; es gebühre sich, daß Jarl Rögnwald von seinem Reiche getrieben werde. Alles dies habe er zu danken den Rathschlägen seines Weibes, Ingiborg; und es sey der unklugeste Einfall gewesen, daß er nach einem solchen Weibe sich gelüsten lassen. Er sprach lang und heftig, und wandte darauf seine Rede auf Olaf den Dicken. Als er sich aber niedergesetzt hatte, blieb es einige Zeit still.

Da stand auf Thorgnyr. Und als er aufstand, da standen auf alle Bauern, die zuvor gesessen hatten, und Alle drängten sich vor, die an andern Orten gewesen waren, und wollten hören, was Thorgnyr sprach. Es ward daher erst ein großes Geräusch von der Menschenmenge und von den Waffen. Als es aber ruhig geworden war, da sprach Thorgnyr: „Ganz anders ist „nun die Art der Schwedenkönige, als sie vordem „gewesen ist. Thorgnyr, mein Vatersvater erinnerte sich an Eurik, Eymunds Sohn, König „in Upsala, und erzählte von ihm: zu der Zeit „da er in seinem Mannsalter gewesen, sey er „jeden Sommer ausgezogen mit Heereskraft in

„fremde Länder, und habe also sich unterworfen „Finnland und Karelen, Estland und Kurland „und Viel in Osterland (Rußland). Und noch „kann man sehen die Erdvesten und andere große „Werke, die er gemacht hat. Aber dennoch war „er nicht so hochmüthig, daß er Niemand hätte „hören wollen, der ein Geschäft zu ihm hatte. — „Thorgnyr, mein Vater, war lange Zeit aus „mit König Biörn und war wohl kundig seiner „Sitte und Gesinnung: Es stand Biörns Reich, „so lange er lebte, in großer Kraft und Macht „und ohne alles Gebrechen; aber doch war er mild „und nachgiebig gegen seine Freunde. — Ich selbst „erinnere mich noch König Eurik's des Sieghaf„ten; denn ich war mit ihm auf mancher Heer„fahrt. Er mehrte das Reich Schweden und „vertheidigte es mit Mannheit; und doch nahm „er gern unsern Rath an. — Aber dieser König, „der jetzt ist, will, daß Niemand sich erdreisten „soll, Anderes mit ihm zu reden, als er hören „mag, und darauf wende. er allen seinen Fleiß; „aber seine zinsbaren Lande läßt er sich ihm ent„ziehen um seiner Sorglosigkeit und Ohnmacht „willen. Dagegen strebt er darnach, Norwegen „unter sich zu bringen, was kein Schwedenkönig „zuvor begehrt hat, und störet damit Vieler Ruh „und Frieden. Nun ist das unser, der Bauern, „Wille: daß Du, König Olaf, Dich verträgst „mit Olaf dem Dicken, König von Norwegen, „und vermählest ihm Deine Tochter, Ingigerd. „Wenn Du aber wieder gewinnen willst die Rei„che im Osten, die Deine Blutsfreunde und Vor„ältern dort inne gehabt haben; so wollen wir „alle Dir dazu gehorsamen. Willst Du das aber „nicht thun, was wir verlangen; so wollen wir „Dir entgegen seyn und Dich tödten und nicht „länger dulden Deinen unfriedsamen und störri„gen Sinn. So haben es unsere Voráltern vor diesem auch gehalten: die stürzten auf dem Mu„latag fünf Könige in den See, die aufgeblasen „waren von Hochmuth, wie Du wider uns. „Darum siehe nun bald zu, was Du Dir er„wählen willst." Da erhob die ganze Menge des Volks ein großes Geräusch mit den Waffen und Geschrei des Beifalls.

Der König stand da auf und sagte: er wolle Alles thun, was die Bauern begehrten. Denn so, sprach er, haben es alle Schwedenkönige ge„halten, daß sie die Bauern sich berathen liessen, in Allem, was sie wollten. — Da ließ das Lär„men der Bauern nach und wurde gestillt.

Und darauf sprachen die Häuptlinge, der König und der Jarl und Thorgnyr und beschlos„sen da Frieden und Vergleich, von Seiten des Schwedischen Königs, wie der König von Nor„wegen durch seine Gesandtschaft es begehrt hatte. Und es wurde in der Versammlung ausgemacht: daß Ingigerd, die Tochter König Olafs vermählt werden sollte mit König Olaf, Haralds Sohn, von Norwegen. Der König übertrug dem Jarl die Vollmacht: Alles, was diese Vermählung betraf, zu berichtigen; Und so schieden sie von einander.

Dr. K. H. Hermes.

---

* Vorschlag.

Die Kräfte unsers Armenwesens werden vielleicht in einigen Jahren mit den Bedürfnissen nicht im Verhältnisse bleiben, unter andern weil die Klasse unsrer vom Tagelohn und demgleichen Erwerbearten lebenden, neu aufgenommenen Mitbürger sich seit dem Jahre 1814 zu sehr vermehrt hat.

Die Ursachen dieser Vermehrung beruhen in der steigenden Neigung des Landbewohners zum anscheinend bessern Stadtleben; in der seit einigen Jahren eingetretenen Wohlfeilheit der

Lebensmittel, aus deren Verkauf die Landbewohner jetzt kaum den nöthigsten Lebensunterhalt ziehen, indessen damit das Auskommen in der Stadt erleichtert ist; in der großen Zahl des von aussen hier dienenden Gesindes; vielleicht auch in unserm Abgaben-System im Verhältnisse zu dem unsrer Nachbar-Staaten, indem hier ein Arbeitsmann an direkten Abgaben höchstens einen oder zwey Thaler Steuer jährlich entrichtet.

Der Preis des Bürgergeldes steht mit unsern Anstalten nicht im Verhältnisse, z. B. das Anrecht am Betreiben der Bürgerviehweide; im Unglücke das Benutzen des Krankenhauses, der Seefarht, der Wittwenhäuser, des Armenhauses, des Armeninstituts und andrer frommen Stiftungen; alle diese Vortheile wieget jener Preis nicht auf, und in einem solchen Umfange wird für die Bewohner der benachbarten Staaten nicht gesorgt.

Die Erhöhung des Bürgergeldes würde die erste Einrichtung der Aufgenommenen sehr erschweren und aus manchen Gründen sich nicht empfehlen; dagegen würde unser Armenwesen wohl einen gerechten Anspruch an neu aufgenommene Bürger haben; dieser würde zur Ausführung kommen, wenn statt der bisherigen Caution durch Bürgen bey der Aufnahme, der aufzunehmende Mann 10 Rthlr., das Mädchen oder die Wittwe 5 Rthlr. dem Armenwesen darliehe, und für jedes Kind unter 21 Jahren etwa 1 Rthlr. demselben dargeliehen würde.

Dies Darlehn müßte Zinslos gemacht und nach Verlauf von 15 Jahren den Darleihern zurückgezahlt werden. Es würde dieser Zeitraum angemessen seyn, denn nach Verlauf dieser Jahre tritt in der Regel der Fall ein, daß ein Kind in die Lehre bey einem Handwerke kommt, zum Dienen ausgerüstet und confirmirt wird; es wäre dann eine Beyhülfe zu diesen Ausgaben vorhanden, welche jetzt dem Armenwesen so oft zur Last fallen.

Bey dem Bürgerrechte mit Handlungsfreyheit würde die doppelte Summe in obigen Fällen wohl geschenksweise dem Armenwesen zufließen können.

Die Mühe der würdigen Männer, welche sich unserm Armenwesen widmen, darf wohl dabey nicht in Anschlag gebracht werden, da selbige bedeutendere Anstrengungen in den neuesten Zeiten übernommen haben, und ihre Bestrebungen es beweisen, daß sie Mühe und Arbeit sich nicht anrechnen lassen wollen.

F.

---

* Andeutungen und Rügen.

Vor längerer Zeit wurde in diesen Blättern oft und viel — und dennoch ohne Erfolg — gegen das Hutabnehmen auf Promenaden, und Begegnungen auf Geschäftsgängen geschrieben. In jenen Abhandlungen berücksichtigte man hauptsächlich das Abnutzen der Hüte, die Gefahr einer Erkältung, und die Unbequemlichkeit der Arm- und Körperbewegung.

Das Hutabnehmen dauert fort, und es scheint, daß so wenig die abnehmende als erwiedernde Classe irgend eine Unbequemlichkeit darin fände, und eine Abstellung beabsichtigte.

Warum aber — so frage ich — und gewiß mit Recht — warum sucht man jenen Vorschlag — gewiß im entgegengesetzten Sinne des wohlgemeinten Rathes — nur in unsern Kirchen in Anwendung zu bringen? Geschieht es aus Mangel an Achtung für das Ehrwürdige — oder heuchelt man nur den Hohen unsers Planeten Achtung — und scheuet sich vor dem Höchsten des Universums einer Falschheit! — Zur Ehre unsers Jahrhunderts, und mehr noch zur Ehre unsers,

wegen seines religiösen Sinnes, und seiner Achtung für das Achtungswerthe vor manchen Andern ich auszeichnenden Staates, wollen wir keines von beiden glauben.

Auffallend und anstößig aber ist es, wenn man in unsern Gotteshäusern, selbst während des Vortrags unserer Prediger, den größeren Theil der männlichen Zuhörer, unter ihn vielleicht ein ehrwürdiges Greisenhaupt unbedeckt, und junge rüstige Männer mit bedeckten Haupte sieht; auffallend, daß man diesen Mißbrauch selbst im Schauspielhause nicht findet, wo doch Gelegenheit zu Erkältung reichlich vorhanden, und die gehinderte Aussicht auf die Bühne wohl nicht triftiger ist, als die auf die Kanzel. Unsere Kirchen werden doch gewiß nicht allein von Schwachköpfen (N n in physischer Hinsicht besucht!!! —

Bey Erwähnung der bevorstehenden Wieder-Krönung unsers Anegarii-Thurmes, den ein raubsüchtiger Kronenstürmer sein Diadem zerknickte und der jetzt mit seiner bretternen Terrasse wie ein eingeschlossener Schach-König weit hinaus über seine Umgebung und die Baumgänge der Wallanlage ragt, dürfte der Wunsch, oder Vorschlag aufgeworfen werden — man möge bey dieser Gelegenheit, wie an St. Martini Thurme, statt des einen vier Zifferblätter anzubringen suchen. Sachverständige versichern, daß diese Verbesserung, die für einen sehr großen Theil der Bewohner unsrer Stadt, und namentlich für die Arbeiter ausser den Thoren angenehm und nützlich seyn würde, ohne bedeutende Mühe und Kosten vorgenommen werden könnte.

Anekdoten.

In der Schlacht bei Kesseldorf war dem preussischen Obristen von Schöning durch einen feindlichen Schuß der Bauch gefährlich gestreift worden. Er wurde indessen wieder geheilt, und als ihn der alte Fürst von Dessau zum erstenmal wieder sah, wünschte er ihm Glück; und da der Oberst sehr mager war, der Fürst aber sehr dünne Beine hatte, so sagte er zu ihm scherzend: „Ich dachte gleich, daß Ihre Wunde nichts auf sich haben würde; denn der soll noch geboren werden, der Ihnen den Bauch und mir die Waden wegschießt.“

Man sprach in einer Gesellschaft über berühmte Künstler, und lobte unter andern besonders den ehemaligen Hofmaler Dietrich in Dresden, wegen seiner Stärke in Viehstücken. „Ja!“ — sagte jemand von der Gesellschaft, der den Verstorbenen gekannt hatte, mit beifälliger Miene, — „das war ein großer Künstler; mich selbst hat er zum Sprechen getroffen.“

Ein Grenadier der alten Garde verlor in einer Schlacht durch eine feindliche Kanonenkugel den rechen Arm. Ohne sich um seine Wunde zu bekümmern, dachte er nur an einen von geliebten Händen empfangenen Ring, der an einem Finger des abgeschossenen Armes steckte. Er nahm diesen zwischen die Beine, und zerrte so lange mit der linken Hand und den Zähnen, bis er den Ring abgezogen hatte, dann erst ließ er sich verbinden.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 52.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 29. Juny. 1823.

Zum großen Kampfe vorbereitet,
Ist nichts mehr, was ihn an die Erde hält.
Er weiß, daß, wer für Freiheit streitet,
Nur siegen wird, indem er fällt.

Aloys Schreiber.

Hellenisches Kriegslied.

Auf, tummle dich mein schlankes Roß,
Trag' mich zum Lanzenwald,
Im Sonnenstrahle blitzt Geschoß,
und Kriegeston erschallt;
Das rothe Kreuz, wie Siegesschein,
Fleugt vor den enggeschlossnen Reihn!

Poch', muthig Herz, poch' in der Brust.
Schlag' fest an's Eisen an,
Pochst doch vor süßer Kampfeslust,
Auf blutbenetzter Bahn,
'S gilt einen harterprobten Streit,
Drum klopfe nur in Freudigkeit!

Nicht eitler Ehre Nebelbild,
Nicht Sucht nach Blut und Mord
Reißt uns in's bleiche Todgefild
Vom warmen Leben fort:
Das Theuerste, was je genannt,
Uns ruft das liebe Vaterland!

Das Vaterland, in dessen Schoos
Die Sonne milder lacht,
Wo Heldenmale hehr und groß
Erstehn in Schauernacht;
Wo unser Lenz einst still und fromm,
In namenlosem Reiz entglomm!

Das Land, wo wir nach regem Thun,
Nach Kampf und vollem Streit
Im moosbegrünten Hügel ruhn,
Das Ruhm und Palm' uns beut,
Es rief: „Auf auf! mein graues Haar
Schleift, wilden Hohnes, der Barbar!"

Drum gilt's um unsrer Freiheit Gut
Und unsres Namens Ehr',
Es strome Hellas reinstes Blut,
Von Nord und Süden schwer,
Für Leben und Unsterblichkeit
Sey gern der letzte Hauch geweiht!

Und trauert nicht ob unserm Fall,
Uns ward der schönste Tod.
Bei Hörnerklang und Lanzenschall
Winkt fernes Morgenroth;
Unsterblich lebt im Zeitenring
Wer für die Freiheit unterging!

Karl Grumbach.

Die Jesuiten.

Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege.

An dem Thore des Profeshauses der Jesuiten in München stand am Neujahrstage 1632 Godwin Tzirnau, ein blondlockigter Jüngling, und sah düster vor sich hin. Er gewahrte es nicht, wie ihn einige Männer im Ordenskleide der Jesuiten höflich grüßten, noch weniger bemerkte er die vielen anderen in verschiedener, theils geistlicher, theils soldatischer und Civilkleidung, welche in das Haus eingingen.

Da kam ein alter Priester sehr eilig auf Godwin zu, und flüchtig grüßend sagte er: „Der Provinzial kommt, tretet bei Seite, junger Herr!“ — Das Wort Provinzial weckte Godwin aus seinen Träumen, und aufblickend sah er einen langen Zug schwarz bekleideter Männer die Straße heraufkommen. An ihrer Spitze ging ein rüstiger Greis, von ehrwürdigem Aussehn und strenger Haltung. In seinen Gesichtszügen lag eine unendliche Milde, obgleich die ernst blitzenden Augen fast unfreundlich unter dem Barret hervorblickten. Neben ihm schritt ein gleich bejahrter Mann, mit vielen Medaillen und Schaustücken auf der Brust, in Gang und Gebärden stolz und hochmüthig, unter tiefschwarzen Augenbraunen rollten seine Augen fürchterlich und erschreckend. Alle wichen dem Zuge ehrerbietig aus und Godwin behielt noch Zeit, seinen alten Nachbar zu fragen: „Der mit den vielen Medaillen ist wohl der Provinzial?“ „Ihr irrt,“ antwortete der Priester. „der ist nur Provinzialsekretair, der andere mit dem ehrwürdigen Antlitz ist es.“

„Gottlob!“ sprach Godwin zu sich selbst, dann sagte er zu jenem: „Ich bitte Euch, Herr, führt mich nachher in die ehrwürdige Versammlung ein, ich bin gesonnen, mich um die Aufnahme zu bewerben.“ Der Alte sah ihn mit einem bedauernden Blicke an, und wollte ihm gerade antworten, als der Provinzial ganz nahe kam, — und beide grüßten. Des Provinzials Augen ruhten einen Augenblick auf Godwin, er mochte irgend einen Wohlgefallen an dem schönen, hochschlanken Jüngling haben, und als Godwin aufblickend dem Lichtstrahl aus des Provinzials Augen begegnete, blickte er erröthend nieder zu Boden. Erst als jener vorüber war, wandte er sich zu dem Priester, bemerkte aber in dem Augenblick, daß sich der Provinzial nach diesem umwandte. „Ignaz Sommer!“ rief er winkend und der Alte folgte ihm in den Hof. Godwin sah, wie sie eifrig mit einander sprachen, und suchte sich zu überreden, daß Er der Gegenstand ihres Gespräches sey. Eine unwillkührliche, frohe Angst preßte ihm den Busen zusammen, in seinem Inneren durchkreuzten sich widersprechende Gedanken, — da kam der Alte mit froher Miene zurück.

Godwin eilte ihm wie einem früheren Bekannten zutraulich entgegen und fragte: „Um Gott, ehrwürdiger Vater, bringt Ihr mir etwa schon jetzt eine freundschaftliche Zusicherung von dem Herr Provinzial?“ Des Alten Freude verschwand auf seinem Antlitz und wehmüthig sagte er zu Godwin: „Was hat Euch doch je, ihr junges Blut, zu dem Gedanken bringen können, zu uns treten zu wollen. In Euren Jahren, dächte ich, entsagt man der Welt nicht gern, und wenn man Euch auch erlaubte, Eure bisherige Bahn als Krieger zu verfolgen, so wäret Ihr

doch all' Eurer Habe verlustig, und Eures sonstigen Lebensglückes überhaupt.

Godwin lächelte schmerzlich in sich hinein, dann drückte er Ignazen die Hand und sagte: „Was meine Habe anbelangt, lieber Herr, so ist mir die jemalen zu Last gewesen, und mein sonstiges Lebensglück habe ich, wenn mir anders je eines blühte, schon längst verloren."

„So habt Ihr unglücklich geliebt?" fragte theilnehmend Ignaz.

„Nein," versicherte Godwin, „ich kenne dieses Gefühl nicht, aber seine Allmacht habe ich längst geahnt. Ein Weib ist auf dieser Erde wohl schwer zu finden, wie das Ideal in meinem Herzen, aber von reger Freundesliebe unterstützt nach dem Lebensziele zu ringen, das habe ich mir oft gewünscht und nie erreicht. Die hoffe ich aber nun bei Euch in ihrem recht eigentlichen Wesen zu finden, und wie mir Euer Blick vorhin sagte, so werde ich auch dem Provinzialen so ganz unwillkommen nicht seyn."

„Guter Schwärmer," sagte Ignaz; „des Provinzialen Scharfblick enthüllte ihm leicht die Absicht Eures Hierseyns, und da er mich mit Euch bekannt glaubte, so beauftragte er mich, Euch vor Eurem Vorhaben zu warnen."

„Doch getäuscht," seufzte Godwin: Ignaz aber fuhr fort: „Es ist der größte Beweis von Wohlgewogenheit des Provinzialen, daß er Euch vor einem Schritte warnte, der schon viele in Eurem Alter gereute, wenn es zu spät war, und sie zuletzt namenlos unglücklich machte. Dieselbe Warnung wollte ich Euch bei Eurer ersten Aeußerung sagen, ich war froh, daß der Provinzial meine Ansicht theilte und die Freude auf meinem Gesichte, als ich zu Euch zurückkehrte, sagte mir: Nicht getäuscht!"

„Ich begreife das nicht," sagte Godwin, „und ich kann Euch nicht Recht geben."

Da kam aus dem Hofe der Provinzialsecretair in Begleitung eines jungen, geckenhaften Menschen gegangen, und sah im Vorübergehen die beiden Grüßenden, vorzüglich aber Godwin, mit einem stolzen, fast verächtlichen Blick an, und sein Begleiter schien sich lachend mit ihm über Godwin zu unterhalten.

Ignaz zog den Jüngling in ein Zimmer der Seitenhalle in dem Pallaste, und sprach: „Ich möchte etwas Näheres über Eure Schicksale wissen, Jungherr, und bitte Euch, mir nähere Aufklärung darüber zu geben."

„Ich vermag das nicht," antwortete Godwin, und seufzte tief. „Aus meinem achten Jahre nur hat eine fürchterliche Begebenheit einen sehr tiefen, schwermüthigen Eindruck auf mich gemacht, den ich auch nie wieder vergessen werde. Bis dahin habe ich so still und im Kreise von Vater und Mutter wohl auch sehr glücklich gelebt, damals aber hat mich Eine Nacht um Vater und Mutter beraubt und in die Arme eines tyrannischen Oheims geworfen, der mich streng und hart erzog, wenig mit mir sprach und mir auch nie eine Aufklärung über jene Begebenheit gab. Ich stand allein, und als ich zuletzt auch von dort in die Gefilde des Krieges gerufen wurde, da ward mir der Busen stets beklommener und enger, ich sah eine Höllenpein in dem Gedanken, auf der weiten Welt allein zu seyn und will mich Euch in die Arme werfen."

„Gott gebe," rief Ignaz und umarmte feurig den Jüngling, „daß Euch jeder so herzlich lieb gewinnt als ich. Ich gehe, Euch zu melden."

Und als er durch die langen Bogengänge schritt, sah ihm Godwin gerührt lächelnd nach und sprach zu sich selbst: „Schon an der Pforte meiner künftigen Bahn seh' ich mich so freundlich willkommen geheißen!"

*

Ernstsinnend saß im weiten Versammlungssaal Ulrich von Heimendahl, Provinzial der Jesuiten und Beichtvater des Churfürsten. Zu seiner Seite reihten sich die Professen von vier Gelübden, der Visitator, der Generalprocurator von Baiern, die Consultatoren, Monitoren und geistliche Coadjutoren, und Ignaz Sommer stand erwartend an der Thüre, sie dem jungen Godwin zu eröffnen.

Etwas befangen trat dieser in die große, ehrwürdige Versammlung. Ignaz flüsterte ihm zu, Muth zu fassen, und Godwin neigte sich ehrerbietig auf jede Seite.

Der Provinzial sah den Jüngling eine Zeit lang schweigend, mit theilnehmender Miene an; endlich erhob er sich von seinem Sitze und sprach zu ihm:

„Durch unsern Ignaz Sommer ist mir kund geworden, daß Du gesonnen bist, in unsere heilige Gesellschaft zu treten, und ich frage Dich, Du aber antworte mit Bedacht, ob dies Dein ernstlicher, fester Wille ist?“

„Er ist es,“ betheuerte Godwin mit sittiger Verheugung.

„Ich könnte diese erste Betheuerung für unumstöslich nehmen,“ sprach der Provinzial, und der Unmuth drückte sich deutlicher auf seiner Stirne aus; „aber ich ermahne Dich, diesen ernsten Schritt nicht voreilig zu begehen. Ich weiß aus Erfahrung, daß man in Deinem Alter von reifer Ueberlegung kein Freund ist —“

„Ew. Hochwürden verzeihen,“ unterbrach ihn Godwin, „ich habe, obgleich noch so jung, doch Jahre lang dieses Vorhaben überdacht und die Folgen berechnet, aber von meiner Seite wird eine Reue nie eintreten und somit wird in einem so heiligen, ehrwürdigen Bunde mein Glück für immer begründet seyn.“

Des Provinzialen Antlitz verfinsterte sich immer mehr, und er antwortete:

“Vielleicht macht der Anblick dieser Gesellschaft einen zu starken Eindruck auf Dein dessen ungewohntes Herz. Dir ist wohl ein Paar Tage Bedenkzeit erwünscht?“

„Wenn es so eingeführt ist, Hochwürdigster,“ sagte Godwin, „so werde ich mich wohl der Ordnung fügen müssen; aber mir wäre lieber, so bald als möglich ein Mitglied der Gesellschaft Jesu heißen zu können.“

„Und wirst Du auch vermögen,“ fragte der Provinzial, „Dich aus dem glänzenden Militairornate in die ärmliche Bekleidung des Novizen zufinden?“

„Ich müßte sehr unbesonnen seyn, wenn ich dazu nicht zuvor bereit gewesen wäre, mich um die Aufnahme zu bewerben,“ antwortete Godwin mit bescheidenem Anstand. „Lieber wäre es mir freilich gewesen, als weltlicher Coadjutor, und zwar als Krieger, Euch nützen zu können, aber ich werde jeder Eurer Verfügungen gewissenhaft nachkommen.“

Schweigend betrachtete der Provinzial den bescheidenen Jüngling und sprach zuletzt:

„Du mußt, wenn Dein Thun Deiner Aussage gemäß ist, ein erkohrnes Mitglied des Bundes werden. Wo hast Du früher gestanden?“

„Ich habe Empfehlungsbriefe von den Grafen Altringer und Fugger,“ antwortete Godwin und überreichte ihm die Briefe. Der Provinzial warf einen eiligen Blick hinein, schien aber stets aufmerksamer zu werden und als er geendet hatte, sprach er erheitert:

„Deine Wünsche sind Dir gewährt mein Sohn!“

Godwin wollte dem Provinzialen dankbar die Hände küssen, aber ein ernster Wink bannte ihn an seine Stelle.

„Ihr sollt wissen," wandte sich dieser an die Versammlung, „daß der Graf Altringer diesen Jüngling zu vielen wichtigen Kriegsangelegenheiten und stets mit steigender Zufriedenheit gebraucht hat. Dieses Schreiben mag dem Secretair zur genauen Aufbewahrung übergeben werden. Dir aber, Jüngling," sagte er zu Godwin, „ist der Eintritt vergönnt und Dein Wunsch, als Krieger zu dienen, gewährt. Dein Novizíat hast Du nach diesen Schreiben seit zwei Jahren redlich zugebracht und ich entbinde Dich dessen an diesem Orte.

„So viele Güte, Hochwürdigster, habe ich gewiß nicht verdient," rief God'in, sich vergessend, und bedeckte die Hand des Segnenden mit Küssen.

Der Provinzial winkte ihm zu schweigen, und wandte sich an die Versammlung:

„Unser Prokurator in dem Tillyschen Armeekorps, der Graf Fiescati, kann die Geschäfte unserer Gesellschaft nicht allein besorgen, ich will ihm außer dem jungen Franz Hartmann, den ich ohnehin nicht gerne, und nur auf Verwendung des Secretaires an diesen Posten stelle, noch diesen Jüngling zugesellen, da der Graf ohnehin den strengen Tilly nicht für unsere Gesellschaft zu stimmen weiß."

Die Versammlung schien zufrieden mit des Provinzialen Befehl und eine freudige Bewegung entstand unter den Gliedern. Von allen Seiten bestürmten ihn Glückwünsche und gerührt rief Godwin:

„Jetzt, ehrwürdige Herren, bin ich wirklich um die Weise verlegen, wie ich würdig danken soll."

Der Provinzial winkte und die Jesuiten nahmen ihre Plätze ein.

„Die Zeit drängt," sprach er, „der Secretair trifft bereits alle Anstalten zur Abreise des jungen Hartmann, und auch Du, Godwin, bereite Dich bald zu Deiner Abreise. Du hast zwar an Deiner Stelle ein feierliches Gelübde vor Volk und Brüdern abzulegen, aber Kraft meiner Vollmacht von Sr. Eminenz, unserm General Mucio Vitelleki, schränke ich diese Feierlichkeit auf ein einfaches Gelübde ein."

Da erhob sich der Provinzial-Visitator von seinem Sitze, und mit einem giftigen Blicke auf den Jüngling sprach er:

„Mir dünkt, Hochwürdigster Herr Provinzial, daß Ihr etwas zu einschränkend gegen unsere Gesetze verfahrt. Ich verlange mindestens die Vorlegung der Haupthindernisse zu dem Eintritt in die heilige Gesellschaft Jesu, indem eins oder das andere bei dem jungen Novizen der Fall seyn könnte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der fromme Sohn.

Eine englische Anekdote.

Gerade zu der Zeit, wo alle Franzosen ihre Gelder auf Actien am Mississippi anlegen wollten, verdrehten die Schätze, die die Südsee in sich bewahren sollte, den Engländern die Köpfe. Die Actionnärs der einen und andern Art theilten aber bald ein gleiches Schicksal; nur Wenige von ihnen wurden durch diese Unternehmungen wirklich reich, und die Uebrigen ruinirten sich.

Wahrscheinlich, um diese Unglücklichen nur einigermaßen zu trösten, verordnete das Parlament, daß die Haupt-Actionnärs, auf die man, ihres ungeheuern Vermögens wegen, den Verdacht warf, daß sie es auf einem mehr als zweideutigen Wege erworben haben möchten, zur Untersuchung gezogen wurden, und jeder dieser

neuen Crösus angehalten werden sollte, zu erklären, und zwar mit Leistung eines schweren Eides, wie hoch sich sein Vermögen unmittelbar vorher belaufen habe, ehe das neue System, das ihn so bereichert hatte, eingeführt wurde.

Unter diesen befand sich auch der Chevalier und Baronnet N. L***, ein alter reicher Geizhals, den der zu leistende Schwur um so mehr ängstigte, je mehr er auf jene Weise gewonnen hatte; und wirklich zerbrach er sich fast den Kopf, um auszusinnen, wie er sein Gewissen mit seiner Habsucht vereinigen, und beides ungeschmälert erhalten könne. Endlich glaubte er das rechte Mittel gefunden zu haben.

Er hatte einen Sohn, der etwas locker lebte, fast mündig war, und seit einiger Zeit seinen Vater um seine Einwilligung zu einer Heirath, die ihm sehr am Herzen lag, eifrig bestürmt hatte. Der Alte hatte ihn aber immer sehr kurz gehalten, ihm kaum so viel gegeben, als er brauchte, um anständig, und dem Range und Vermögen seines Vaters gemäß, zu leben; und wollte von der Heirath gar nichts wissen. Als er jetzt keinen andern Ausweg fand, sich aus der kritischen Lage zu ziehen, in die ihn der zu leistende Eid versetzt hatte: so beschloß er, sich seinem Sohne zu entdecken. Dieser lebte seit längerer Zeit auf dem Lande, und es war sehr wahrscheinlich, daß er von dem, was in London vorgieng, und was das Parlament verordnet, wenig wußte, und daß ihm folglich die, gegen seinen Vater verhängte, Untersuchung gänzlich unbekannt war.

Da der alte Baronnet also fest überzeugt war, daß er in dieser Rücksicht völlig ruhig sein könne: so packte er Alles, was ihm jene gelungenen Spekulationen eingetragen hatten, in guten Papieren, auf die Londner Bank lautend, zusammen, verschloß es in ein Kästchen, das sehr gut verwahrt war, und fuhr damit zu seinem Sohne.

„Mein lieber Georg — sprach er zu ihm — Deine erprobte Rechtschaffenheit ist mir bekannt. Ein Freund, der mir sehr theuer ist, hat dieses Kästchen auf einige Tage in meine Hände gelegt, um es ihm aufzuheben, weil er sich (wie er mir gestand) nicht getraut, das, was es in sich schließt, in dieser Zeit selbst gehörig verwahren zu können. Gestern Abend übergab er es mir, und ich konnte es ihm nicht gut abschlagen.... Aber, mein liebes Kind, das Alter ist furchtsam und bedenklich, und das Kästchen, das ja Papiere umschließen kann, die für den Staat nachtheilig sind, hat mich schon entsetzlich gemartert, und mir den Kopf so verdreht, daß ich die ganze Nacht kein Auge zugethan habe.... Sei also doch so gut, und verwahre es so lange bei Dir, bis ich es Dir wieder abfordern werde. Du kannst meines besten Dankes versichert sein."

Mit Vergnügen, mein guter Vater — erwiederte der junge Mann — werde ich Ihnen eine Last abnehmen, die ihre Ruhe stört! Sein Sie übrigens in Betreff dieses Kästchens ganz ruhig, und rechnen Sie auf mich, wie auf sich selbst.

Kaum war sein Vater am andern Morgen, innig über den glücklichen Erfolg seiner Reise erfreut, nach London zurückgekehrt, als er sich vor das, von dem Parlament ernannte, Tribunal stellte, und mit ruhigem Gewissen versicherte, daß die Actien der Südsee zu dem Vermögen, das er besitze, nichts hinzugefügt hätten; am andern Morgen aber fuhr er schnell zu seinem Sohne, um das Kästchen wieder abzuholen

Freilich wußte aber der gute Mann nicht, daß sein Sohn unterdessen durch einen Freund, der aus der Hauptstadt zu ihm gekommen, von dem Schwure unterrichtet worden war, den sein

Vater hatte leisten müssen. Der junge Mensch durchschaute also gleich den Plan, den der Alte hatte, als er ihm das bewußte Kästchen zur Verwahrung übergab, und nahm nun auch seiner Seits seine Maßregeln. Als der Baronet bei ihm ankam, empfing ihn sein Sohn mit den Worten: „Lieber Vater, das mir anvertraute Kästchen kann ich Ihnen unmöglich zurückgeben; denn ich weiß jetzt sehr genau, daß es den Profit enthält, den Ihnen die Agiotage mit den Südsee-Actien eingetragen hat, und daß sie es mir nur deshalb anvertraut haben, um es den Nachsuchungen des Tribunals zu entziehen."

Diese unerwartete Anrede brache den Alten, dem es nun für seinen theuren Schatz bangte, ganz außer Fassung; vergebens suchte er stotternd die Wahrheit der Erklärung, die er seinem Sohne bei Ueberlieferung des Kästchens gemacht hatte, zu betheuern; vergebens stellte er ihm die Verlegenheit vor, in der er sich jetzt befinde, da sein Freund mit Ernst auf die schleunige Zurücklieferung des anvertrauten Gutes bestehe.

„Möglich, daß dem so ist" — nahm sein Sohn endlich das Wort; — „Sie können mir es aber nicht verargen, wenn ich über diesen Punkt Gewißheit zu erhalten wünsche. Mein guter Vater ist mir zu theuer, als daß mich irgend etwas in der Welt bewegen könnte zu dem gräßlichen Schicksale beizutragen, das ihn nothwendig in einem andern Leben erwarten muß, wenn er falsch geschworen hat. Nein! Dazu mag ich die Hand durchaus nicht bieten. Oeffnen wir also das Kästchen; und wenn es, wie Sie sagen, wirklich nichts weiter enthält, als die Papiere Ihres Freundes: so bin ich augenblicklich bereit, es Ihnen wieder einzuhändigen. Im andern Falle ist mir aber, trotz dem alten Sprichwort: „Glücklich sind die Kinder u. s. w. *)" das Heil meines Vaters zu theuer, und wird mir ewig zu sehr am Herzen liegen, als daß ich, durch eine strafwürdige Nachgiebigkeit in seinen Willen, mich eines Verfahrens schuldig machen sollte, dem unausbleiblich der Verlust seiner armen Seele folgen müßte!" Mit diesen Worten, und ohne die Antwort seines Vaters abzuwarten, machte er sich über das Kästchen her, um es aufzubrechen, als der Baronnet ihm plötzlich zu Füßen fiel, und ausrief: „O mein Sohn, verzeihe Deinem Vater seine Schwachheit, und ich will Dir den Streich verzeihen, den Du mir gespielt hast!.... Theilen wir die Summe, die das Kästchen enthält, und von beiden Seiten ewige Verschwiegenheit!"

„Mit nichten, lieber Vater! — erwiderte der Andere — „ich bin weit gottesfürchtiger, als Sie vielleicht glauben mögen. Hören Sie denn also, was mir mein zartes Interesse für Sie eingibt, um den Frieden Ihrer Seele zu bewahren... In Kurzem bin ich mündig; als Vormund sind Sie gehalten, mir von der Verwaltung meines mütterlichen Vermögens Rechnung abzulegen; und Sie wissen, daß dieses sehr beträchtlich ist. Da will ich Ihnen denn nun eine Quittung ausstellen, und zu meiner Schadloshaltung dieses Sümmchen an mich nehmen. Das ist mein Entschluß, und est steht bei mir unerschütterlich fest. Nehmen Sie diesen Vorschlag an? Willigen Sie auch zu gleicher Zeit schriftlich in meine Heirath mit dem jungen liebenswürdigen Mädchen, von dem ich nun einmal weder lassen kann, noch mag? — Wo nicht — so reise ich auf der Stelle nach London, und übergebe denn das Kästchen dem Tribunal.

„Spitzbube! — rief der alte Sünder lächelnd aus — was will ich denn machen? Wohlan,

*) Glücklich sind die Kinder, deren Väter verurtheilt werden.

vollziehen wir unsere gegenseitigen Verbindlichkeiten, und von dem ganzen fatalen Handel sei nie wieder die Rede!"

Der Hohenstein,

und der Wasserfall bey Langenfeld.

An der Grenze von Westphalen finden wir einen der Hauptflüsse von Deutschland, die Weser, an deren Ufern sich die Hauptstämme der uralten Deutschen ausbreiteten, die den Römern einst so furchtbar wurden und deren Nachkommen sich zu einem mächtigen Volke erhoben, welches in der Kulturgeschichte von Europa eine sehr bedeutende Rolle spielte. Hier an der Weser leben noch die unsterblichen Namen eines Herrmann und eines Wittekind in den unzerstörbaren Denkmählern der Natur, die ihr Andenken der spätesten Nachkommenschaft aufbewahren. Unter den Lippischen Bergen erhebt sich die Arminsburg ohnweit Pyrmont; und an der langen Bergkette, die von der Weser gespalten wird, ragt der stolze Pfeiler der Westphälischen Pforte, der Wittekindsberg, majestätisch über die andern Berggipfel hervor, und beschaut mit unverwandten Blicken das große Schauspiel der Natur, den Strom der Weser, der die Berge von einander riß, um sich einen freyen Ausgang in den Ozean zu öffnen. Diese in der Geschichte der Völker so merkwürdige Gegend, die durch die großen Niederlagen der Römer und Franken noch berühmter geworden ist, zeichnet sich nicht weniger durch die vielen Merkwürdigkeiten der Natur vor allen andern Gegenden in Deutschland aus. Von diesen Merkwürdigkeiten, die ohnstreitig bekannter zu seyn verdienten, hebe ich diesesmal nur zwey vor allen andern aus, den Wasserfall bey Langenfeld und den Hohenstein. Beyde überraschen durch die große Wirkung, die ihr Anblick hervorbringt; beyde verdienen von jedem Freunde der Natur besucht zu werden, den der Zufall in ihre Nähe bringt.

Der Hohenstein

eine Stunde nordwärts von Hessen Oldendorf, zwischen Hameln und Rinteln, in der Grafschaft Schaumburg, Hessischen Antheils gelegen, bietet schon in der Ferne, sobald er hinter den vorliegenden Bergen sichtbar wird, durch seine hohe Felsenstirn, die einem Basaltgebirge gleicht, dem Vorbeyreisenden ein bewundernswürdiges Schauspiel dar; besonders, wenn die Abendsonne die nackte Felsenmasse, die über den tiefschattirten Waldungen umherliegender Berge hervorragt, mit röthlichen Schimmer überglüht. Die Natur hat den Hohenstein ein wenig hinter die lange Bergkette zurückgezogen, die den Alten schon unter dem Namen des Süntels bekannt war, und gegen Morgen sich an den Deister lehnt, gegen Abend weit über der Weser hinaus im Osnabrückischen sich verliehrt. Bey der Schaumburg zerfällt diese hohe Gebirgskette in mehrere einzelne Berge von wunderbaren Gestalten und Formen, die sich mit ihren den Mittag zugekehrten Gesichtern bald der Weser nähern, bald tiefer in die mitternächtlichen Waldungen sich zurückziehen. Unter diesen letztern findet man den Hohenstein. Von Hessen Oldendorf aus führt uns ein gemächlicher Weg, rechts bey dem Kirchdorfe Segelhorst vorbey bis an den Fuß des Mittelberges, der so wie die übrigen Berge von grünen Buchenwäldern beschattet wird. Waldige Hügel zur Rechten verdecken uns den Hohenstein. Aber vor ihnen entfaltet sich, indem wir immer höher am Rande des Berges hinaufsteigen, eine mahlerische Tiefe, die von einem stolzen Amphitheater über einander geworfener Berge deren Absenkungen in einander stießen, geschlossen wird. Auf einmal erhebt sich über die Wipfel der vorstehenden Bäume der runde Scheitel des Hohensteins. Hier bin ich! nickt er uns freundlich entgegen und mit Erstaunen haftet unser Auge an den aufgethürmten Felsenblöcken, die sich senkrecht an einander reihen und mit ihrer festen Stellung der Ewigkeit trotzen. Von der Höhe herab rufen wir ins Thal, daß der gefällige Förster unsere Ankunft vernehme, um uns zur hohen Zinne des Tempels der Natur zu führen und uns mit kundigem Schritte zu jeder Stelle zu leiten, die uns ein neues Wunder entdecken soll. Der dumpfe Ton eines Sprachrohrs giebt uns aus der Tiefe herauf die erfreuete Antwort zurück. Unsre Schritte verdoppeln sich. Der Weg senkt sich wieder in die Wälder hinein, bis er am Ende aus den Laubgewölben der Buchen hervortritt und uns den ersten freyen Anblick des ganzen Hohensteins verstattet, *) bis er aus einem romantischen Thale, von einem Flüßchen gebildet, welches sich um seinen Fuß herum schlingt, mit einer waldigen steilen Anlehne hoch in die Lüfte hinaufsteigt und dem Wandrer Bedenken erregt, ob eine solche Höhe zu erklimmern sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Siehe beyliegenden Steindruck.

K. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang
Zweites Quartal

Nro. 53.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 3. July. 1823.

Von dem grünen Rasenhügel,
Schwingt sich unsre Liebe kühn,
Mit der Hoffnung Engelsflügel,
Nach der Himmelspalmen Grün!

Fr. Kind.

Der Regenbogen.

Es wankt' ein armer Knabe
Mit dem erflehten Brod,
Zu seiner Mutter Grabe
Und weinet in der Noth.

Ein Ungewitter schwebet
In Blitz und Donner her;
Umrauscht vom Sturm' erbebet
Der Knab' und athmet schwer.

Er faltet seine Hände
Und spricht, wie tief ihm graut:
„O Mutter, Rettung sende!"
Mit fast erstorb'nem Laut.

Da will ein Regenbogen
Sich ihm zur Brücke zieh'n;
Er fühlt sich fort gezogen,
Die dunkle Erde flieh'n.

Und auf der bunten Brücke
Erreicht er Himmelshöh'n,
Ihn rufen Engelsblicke
Und feierlich Getön'.

Auch höret er in Grüßen
Der Eltern segnend Wort;
Er sinkt zu ihren Füßen
Und will nun nicht mehr fort! —

Und freundlich lag der Knabe,
Bei'm nächsten Morgenroth.
An seiner Mutter Grabe —
Die Menschen nannten's todt!

F. W. Gubitz.

Die Jesuiten.

(Fortsetzung.)

Der Provinzial blickte den Visitator zornig an und rief:

„Es ist Dein Glück, daß Du mich mit Deiner vorlauten Schwätzerei beleidigtest, und, obgleich bösemeinend, die Gesetze vorschütztest. Ich bin zwar an Nichts gebunden, als an den General und den allerheiligsten Vater, und die Vollmacht dieser beiden ist mir im höchsten Grade geworden; aber ich will den Gesetzen diesesmal um der Gesetze willen folgen; Nicolaus Werny, lege die Fragen vor."

Werny, der älteste der Kirchenväter, erhob sich von seinem Sitze und fragte, in eine große Pergamentrolle blickend, den Jüngling:

„Ich frage Dich, Godwin Tzirnau, Namens der heiligen Gesellschaft Jesu und Sr. Eminenz des Generals, ob Du, im Begriff in diese heilige Gemeinde aufgenommen zu werden, apostolisch-katholischer Confession seyst?"

„Ja!" antwortete Godwin.

„Bist Du nie, wo es auch mag gewesen seyn, excommunicirt gewesen?"

„Nie!"

„Du warst auch nie, noch bist Du jetzt verheirathet?"

„Nein!"

„Hast Du keinen Mord auf dem Gewissen?"

„Im Gedächtniß wohl," antwortete Godwin, und griff an sein Schwert, „aber auf dem Gewissen nicht."

„Und hast die Waffen nie gegen die Ligistische Heeresmacht geführt?"

„Nein!"

„Du hast nun noch Dein Habe und Gut an die Gesellschaft zu vermachen und den Schwur, den ich Dir vorlege, zu bekräftigen."

Godwin verneigte sich ehrerbietig vor dem Kirchenältesten und überreichte sein Portefeuille dem Provinzialen.

„Diese Wechsel," sprach er, „enthalten alles was ich habe, und sind Ew. Hochwürden hiermit cedirt."

Der Provinzial legte sie kaltblütig bei Seite und winkte Godwin, seinen Schwur abzulegen.

Auf das vorgehaltene Kreuz mit dem Bilde des Erlösers legte Godwin knieend die Hände und schwur dem Beichtvater den gewöhnlichen Eid nach.

Die heilige Handlung war beendet. Gerührt erhub sich Godwin und schlang im Hochgefühl seines Werthes die Arme um den ihn zur Seite stehenden Ignaz. Der Provinzial betrachtete die Gruppe mit wohlgefälligen Blicken und überreichte Godwin die schriftlichen Befehle zu seinem Amte, während der Visitator mit zufriedener Miene die Wechsel durchsah.

Der Provinzial-Secretair stürmte in Begleitung des jungen Menschen, den Godwin unten an dem Thore schon sah, ungestüm in die Versammlung.

„Es ist alles fertig," rief er, ohne Zucht und Ordnung zu achten, „und Ew. Hochwürden dürfen dem jungen Manne nur die schriftliche Bestallung geben, damit er augenblicklich abreisen kann."

„Dieser Jüngling," antwortete der Provinzial, auf Godwin zeigend, „der Euch, Herr Hartmann, begleiten soll, hat sie bereits in Händen, und ist bereit, mit Euch aufzusitzen."

„Er ist vorläufig in die heilige Gesellschaft aufgenommen und hat seinen Schwur als weltlicher Coadjutor abgelegt."

„Dieser?" fragte der Secretair mit einem wüthenden Blicke, während auch Hartmann mit leichtfertig spottender Miene den Jüngling von Kopf bis zu Fuß maß, und in diesem unangenehme Empfindungen rege wurden über den unwillkommenen Begleiter.

Dem Provinzialen waren Godwins Gedanken nicht lange verborgen geblieben und er winkte ihm begütigend mit der Hand.

„Es ist wohl etwas zu schnell mit dieser Aufnahme verfahren worden," sagte der Secretair nach einigem Schweigen, der Provinzial aber überreichte ihn des Grafen Altringers Briefe und sagte: „Diese Empfehlung rechtfertigt mein Benehmen vollkommen."

„Ich befehle Euch und mach Euch verantwortlich, dieses Schreiben wohl zu verwahren."

Der junge Gefährte Godwins stand indeß noch immer gaffend da und sprach zuletzt mit keckem, vorlautem Wesen;

„Man darf doch wohl auch wissen, wer der Herr ist, und absonderlich möchte ich das gerne erfahren, was unsere Kameradschaft schon mit sich bringt."

„Ich heiße Godwin Tzirnau, mein Herr," sagte dieser höflich, „und bin ein gebohrner Böhme."

„Ein Böhme?" sprach Ignaz zu sich selbst und schüttelte bedenklich das Haupt, der Secretair aber rief: „Es ist hier, junger Mensch, ein genauerer Bericht Eures Lebenswandels nöthig, das ist so bei uns eingeführt."

Godwin sah fragend den Provinzialen an, der in tiefes Nachdenken versunken war, Ignaz aber flüsterte ihm zu, den Secretair nicht gegen sich zu erbittern. Der Jüngling verneigte sich gegen diesen und sprach:

„Es ist mir immer eine wehmüthige Erinnerung, so oft ich meiner verlebten Tage gedenke, aber wenn es seyn muß, zur Erhaltung des Ganzen, so finden wohl einzelne Launen nicht Statt."

„Ich bin ein Böhme von Geburt, wer aber meine Eltern sind und mein Stamm, darüber vermag ich keine Auskunft zu geben. In meinem achten Jahre ereilte mich das schrecklichste Verhängniß; der Krieg mußte damals recht in der ersten wildesten Gährung seyn, denn in einer Nacht weckte mich ein fürchterliches Getöse, auf der Straße wimmerten Tausend Sterbende, hier und da standen Häuser in Flammen und als ich erschrocken nach Vater und Mutter rief, eilte die letztere aus ihrem Gemache zu mir. Ihr Hülferuf gellt mir noch jetzt fürchterlich in den Ohren, denn gleich darauf sah ich den Vater fliehend über den Gang eilen und von einer Kugeldurchbohrt niedersinken. Meine Mutter fiel ohnmächtig nieder und mir schwand die Besinnung."

„Und was ist eigentlich Euer Geburtsort?" fragte der Secretair.

„Meine Vaterstadt ist Prag," antwortete Godwin.

„Prag?" schrie Ignaz, und der Secretair riß ihn wüthend von dem Jüngling weg, rufend: „Verdammter Schwätzer, schweigt, oder —"

Da erhob sich der Provinzial zürnend in seiner ganzen Majestät, und sprach: „Ihr vergeßt Euch, Secretair; Godwin fahr fort! —"

Der Secretair begab sich knirschend zur Ruhe, Godwin aber fuhr fort:

„Ich fand mich später in einem College wieder, wo es mir aber, weil ich von je ein wilder Knabe war, und hier streng gehalten wurde, nicht gefiel, weßwegen ich dort entlief und zu meinem Oheim ging. Aber auch hier ward ich mürrisch, ja tyrannisch behandelt, und war froh, als ich schon in meinem vierzehnten Jahre seine Zustimmung erhielt, mich unter des Grafen Altringer's Korps zu begeben. Von meinem Oheim habe ich seitdem nichts erfahren und stand bis jetzt allein in der Welt, mein eigner Herr."

„Und woher kommen denn," fragte der Secretair giftig, „die reichen Wechsel in der Brieftasche?"

*

Godwin wandte sich, als hörte er die Frage nicht, zu Ignaz, und der Provinzial gebot dem vor Zorn glühenden Secretair Ruhe.

Dann entließ er die Versammlung, beurlaubte den Secretair und Hartmann und gab dem Ignaz den Auftrag, mit den beiden jungen Kriegern gleichfalls in Tillys Heerlager zu ziehen. Fröhlich umfaßten sich die verwandten Seelen, und der Provinzial legte segnend die Hände auf Godwins Haupt, sprechend: „Mir ist sehr bang um Dich, mein Sohn, aber gehe nur stets den geraden Weg, und habe vorzüglich Acht auf Deinen jungen Begleiter. Dafür soll auch Ignaz sorgen. Es wird sehr gut werden mit Dir und uns. Ein ahnender Blick in die Zukunft läßt mich alles hoffen."

Und gerührt umschloß er den Jüngling, ging dann weinend in seine Gemächer, während sich die drei Genossen auf die Rosse schwangen, um so schnell als möglich Tillys Lager zu erreichen.

Zornglühend, mit wüthend rollenden Augen schritt Johann Tzerklas Graf von Tilly in seinem Zelte auf und ab, und warf bisweilen finstere Blicke in ein langes Schreiben, das er dann wieder zusammengeballt in der Faust hielt. An der Thür stand in schweren Ketten der Graf Waltorf mit ruhigem Antlitz; kaltblütig in einem großen Sessel saß der Obrist Graf Fiescati und schielte bisweilen höhnisch auf Waltorf hinüber.

Da schritt Tilly dicht vor diesen hin und sagte fest: „Ich frage Euch zum dritten, Graf, ob Ihr diesen Brief wirklich geschrieben, all' andere Ausflucht aber verspart."

„Ich schrieb ihn!" antwortete der Graf und zu den Schützen an dem Eingang rief er kaltblütig: „Führt mich zum Pfahl, und thut wie Euch geboten wurde."

„Halt:" befahl Tilly und dann rief er zu sich selbst im wüthendsten Zorn:

„Dieser Jesuite wird mich noch um alles bringen, was mir theuer ist."

„Es ist mir leid um Euch," wandte er sich wieder zu Waltorf; „der Obrist beschwört seine Klage, Ihr bestätigt diesen Brief, wornach Euer Hochverrath am Tage liegt, und obgleich sich eine Stimme für Euch in meinem Herzen regt —"

„Ihr habt das Kriegsgericht beschworen," schrie der Obrist, „er ist des Todes schuldig!"

„Führt ihn fort," winkte Tilly mit stumpfem Grimm, „in einer Stunde soll er sterben."

„Waltorf schritt mit einem bedauernden Blicke auf Tilly ernst hinweg. Doch wandte er sich noch einmal um, sprechend: „Ich weiß wohl, daß ich eine Fehlbitte thue, aber man könnte mir es einst zum Vorwurf machen, daß ich in meiner Todesstunde meiner Familie nicht gedacht hätte. Nehmt Euch meiner Tochter an, Graf! Sie ist nach meinem Tode auf der Welt allein, die feindlichen Schaaren rücken täglich näher und sie hat keinen Beschützer."

„Vor feindlichen Schaaren," antwortete Tilly finster, „will ich sie schon schützen, sonst nicht. Sagt mir, wie soll ich das?" In meiner Armee kann ich keine Weiber brauchen! Befehlt sie in Gottes Schutz."

Der Graf blickte wehmüthig zum Himmel und ging; Obrist Fiescati stand auf, hing die hochrothe Feldbinde um, und sagte:

„Ich hoffe nicht, Herr Feldmarschall, daß Ihr einen Groll auf mich gefaßt habt, weil ich nie ermüde, Euch meine Dienste zu erweisen."

„Schweigt," rief Tilly in loderndem Grimm, „erweißt Eure Dienste dem Teufel, oder dem Churfürsten, mich laßt in Zukunft in Ruhe."

Damit schritt Tilly hinaus, der Obrist sah ihm höhnisch lächelnd nach und ging.

In einem einsamen Wäldchen unweit des Tillyschen Lagers war Godwin von seinen zwei Gefährten etwas abgekommen und erreichte eine dichtverwachsene Stelle, fast unzugänglich durch die vielen Dornenzäune umher. Ein einziger schmaler Fußsteig führte hindurch, und als Godwin diesen eben einschlagen wollte, gewahrte er einen schwedischen Krieger, der Bekleidung nach ein Offizier, der ängstlich auf jemand zu warten schien.

Gleich darauf rauschte auch etwas durch das Gesträuch und Godwin erblickte einen ligistischen Offizier, dem Ansehen nach von Bedeutung, der auf den Schweden zuging. Dieser hatte ihn kaum erblickt, so eilte er freudig auf ihn zu und fragte ihn, ob alles in Ordnung seye. „Es ist so," antwortete der Ligistische. „Der Graf Waltorf wird in einer Stunde erschossen. Der Churfürst ist auf dem Wege in das Lager, Ihr könnt versichert seyn, daß er jetzt Augsburg verlassen hat. Richtet Euch darnach, und jetzt eilt, zu Eurem Heerhaufen zu gelangen."

Der Schwede drückte dem Ligisten eine schwere Geldbörse in die Hand und eilte davon.

Godwin, leicht ahnend, daß hier ein schreckliches Bubenstück zum Grunde liege, merkte sich die goldverbrämte, hochrothe Feldbinde des Offiziers, und als dieser gleichfalls verschwunden war, so eilte er, schnell in das Lager zu kommen. Er dachte seiner Gefährten nicht mehr, sondern ließ sich alsbald bei dem Feldmarschall melden.

„Wer ist der Mensch?" fragte Tilly die Ordonnanz, welche Godwin anmeldete. "Er sagt es nicht," war die Antwort. „Er wolle und müsse mit dem Herrn Feldmarschall selbst sprechen.

„Jetzt nicht!" rief Tilly, „in einer Stunde."

„In einer Stunde ist alles zu spät," schrie Godwin der Ordonnanz zu, die ihm die Antwort brachte. „Sagt das dem Herrn Grafen, nur drei Minuten soll er mir Gehör gönnen."

Dem Fußtritte der Ordonnanz folgte Godwin lauschend, und Tilly sprang bei der wiederholten Meldung von seinem Schreibtische wild auf, und sprach: „Nicht jetzt, sag' ich! Ich muß an den Churfürsten wegen des Grafen Waltorf's Tod berichten."

Da stürzte Godwin mit verzweifelter Miene herein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Hohenstein.

und der Wasserfall bey Langenfeld.

(Fortsetzung.)

Eine Verkürzung des Weges führt uns noch einmal durch ein niedres, dicht verwachsenes Gehölz. Aber nun stehen wir auch am Ufer des klaren Baches und überblicken die ganze Länge der kleinen lieblichen Thalenge unter dem Hohenstein, welche sich mit dem rieselnden Gewässer in tiefen Waldungen verliert. Hier unter der grünen Buche, die ihre mosigten Wurzel zu weichen Sitzen gepolstert hat, hier unter dem erquickenden Schatten müssen wir uns lagern, hier müssen wir noch einmal mit Erquickungen uns stärken, ehe wir den letzten, schwersten Theil der Wanderschaft beginnen. Hier wollten wir singen: Es giebt der Plätzchen überall — aber nein! solcher Plätzchen giebt es fürwahr nur wenige auf der Welt. Das Zeichen zum Aufbruche wird gegeben. Eine bey weiten nicht so steile Berglehne, wie sie beym ersten Anblicke zu seyn scheint, wird allmählig auf einem Wege erstiegen, der sich an der linken Seite des Hohensteins durch die dunkeln Schatten der Bäume

hinaufzieht, und dem man nöthigen Falls auch wohl mit einem Wagen folgen könnte. Hat man die Hälfte des Berges erstiegen, so öfnet sich hier und da ein freyer Ausblick in den waldigen Berggrund zur Linken, der durch seine steilen Seitenwände und seine romantische Krümmungen, die der kleine Bach verfolgt, einen malerischen Auge viel schöne Ausbeute verspricht. Bald nähern wir uns den großen Felsenmassen, die uns zur Rechten liegen bleiben. Nur eine Seitenlehne des hohen Riesen, von noch höhern Bäumen überschattet, begleitet uns am Ende des steilen Weges bis auf die Höhe des Waldes, worin wir unsern Weg verlassen, um mit einer schnellern Wendung zur Rechten mitten durch die Farrenkräuter hindurch, bis auf den freyen Standpunkt der höchsten Spitze zu gelangen. Die Bäume verdünnen sich. Der reine Himmel blickt durch die letzten Zweige — nur noch ein Paar Schritte, und wie versteinert stehen wir vor einem Abgrunde, den man sich nicht furchtbar schöner denken kann. Mitten in einer schaurigen Wildniß, zu beyden Seiten von waldigen Gebirgen eingeschlossen, die sich über einander thürmen, — vor uns ein freyer Blick über die Weser hinüber bis ans gegenseitige Ufer, welches mit einer neuen Kette von Gebirgen den fernen Horizont begrenzt, — unter unsern Füßen die Wälder der Vorgründe, die sich immer tiefer und tiefer vor uns versenken, je mehr wir mit unsern Blicken senkrecht hinab schauen — — erschüttern der kann nicht leicht ein Eindruck seyn, als der, den dieser unerwartete Anblick hervorbringt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Inschrift an einer Mauer auf St. Stephani Kirchhofe in Bremen.

Hir schüt yderman lyck unde recht
Hyr licht here frowe maget un knecht
Gelerde un kinder liggen ock hier by
Duncket dy dat underschet der persone sy
So kum un schowe se alle wol an
Un segge welker is de beste dar van. 1560.

(Hier wiederfährt einem jeden, was Recht und billig ist: Hier liegen Herr, — Frau — Magd und Knecht; Gelehrte und Kinder liegen auch hieneben. Dünkt dich, daß ein Unterschied der Personen sey; so komm, und blicke sie alle wohl an, und sage, welcher der beste unter ihnen sey?)

Welch' eine Fülle von Gefühlen und Gedanken wird nicht durch diese einfachen Sinnvollen Worte, welche unsre biederen Vorfahren in ihrer kräftigen Sprache in die Mauer der Kirche neben den Gräbern eingehauen haben, in uns geweckt!

Ja, so streng geschieden von der Convenienz die Stände auch sich über einander schichten, so, daß, wie bey einem Berge, der Gipfel in die Wolken ragt, indeß der Fuß tief im Staube ruht, so stellt der Tod doch ein eisernes Gleichgewicht unter ihnen her und ebnet die Ungerechtigkeiten des Geschicks, das seine Gaben oft so partheiisch vertheilt. Mit strenger Wage wägt er dem König, wie dem Bettler seinen Theil der Leiden ab, und, weder das Gold des Throns, noch die Thränen der Armuth können die Hand bestechen, die unerbittlich der Gruft ihre Opfer erkieset.

Wir sind nicht bestimmt, wie das Gras des Feldes, in einem vergänglichen Leben abzublühen, und uns, Staub zu Staube zu gesellen. Der Keim eines unvergänglichen Lebens ist in vergänglicher Hülle verborgen.

* Vorschlag.

Daß eine Fähre für Bremen nicht ausreicht, — darüber giebt es gewiß nur eine Stimme. — Leicht wäre aber ja diese Unbequemlichkeit gehoben, wenn in der Gegend der Kalkhofes Straße noch eine angelegt würde. — Die Verpachtung müßte zugleich mit der andern geschehen, und sogewiß wie 2 mal 2 — 4 ist, würden dann beyde für die Staats-Casse ein besseres Resultat als die Verpachtung der bisherigen einen liefern. Und wird dies zugegeben, wie es geschehen muß, was kann der Realisirung dieses Vorschlags noch im Wege stehen???

Napoleons Leben.

Nach den Jahren geordnet.

Napoleon griff beinahe zwanzig Jahre lang gewaltig in die Zeit ein, daß sein Leben gewissermaßen die Geschichte Europas selbst ist. Wir wollen hier zu einer kurzen Uebersicht seines Lebens die merkwürdigsten Ereignisse desselben nach den Jahren erwähnen, und dadurch zur Schlichtung manches kleinen Streits in gesellschaftlichen Unterhaltungen etwas beitragen.

Jahr 1769

den 15. August — Bonapartes Geburt.

1779

den 2 März — Aufnahme in die Militärschule zu Brienne in Champagne.

1784

Bonaparte kommt auf die Militärschule nach Paris.

1785

wird Artillerielieutenant in dem Regiment la Fère.

1793

im August wird er Artilleriecapitain.
im November wird er während der Belagerung von Toulon zum Bataillonschef der Artillerie ernannt.
den 19 Dez. — Einnahme Toulon.
den 21. — — wird er Brigadechef.

1794

den 30 April — wird Bonaparte zum Brigadegeneral ernannt.

1795

den 22. Sept. — wird Divisionsgeneral.
den 5. Okt. — zerstreuet die aufrührerischen Sektionen zu Paris.
Den 8. Okt. — zweiter Befehlshaber der Armee des Innern.

1796

den 22. Febr. — wird zum Obergeneral der italienischen Armee ernannt.
den 8 März — heirathet Josephinen Beauharnais, geb. de la Pagerie.
den 1. April — übernimmt zu Niza den Oberbefehl über die italienische Armee.
den 11. — — Schlacht bei Montenotte.
den 14. — — Schlacht bei Millesimo.
den 15. — — Gefecht bei Dego.
den 22. — — Schlacht bei Mondovi.
den 10. Mai — Schlacht bei Lodi.
den 4. August — Treffen bei Lonado.
den 5. — — Schlacht bei Castiglione.
den 4. Sept. — Treffen bei Roveredo.
den 8. — — Schlacht bei Bassano
den 15. — — Treffen bei San Giorgio bei Mantua.
den 15 — 17 Nov. — dreitägige Schlacht bei Arcole.

1797

d. 14. und 15. Jan. — zweitägige Schlacht bei Rivoli.
den 16 Jan. — Gefecht bei der Favorite vor Mantua.
den 2. Febr. — Capitulation von Mantua.
den 16. März. — Uebergang über den Tagliamento.
den 17. April — Friedenspräliminarien zu Leoben in Oesterreich.
den 16. Mai — Besetzung Venedigs.
den 17. Okt. — Friede zu Compo Formio.
den 5. Dez. — Bonapartes Ankunft zu Paris.

1798

den 19. Mai — segelt mit der Flotte von Toulon nach Aegypten ab.
den 12. Juni — Capitulation von Malta.

den 1. Juli — landet in Aegypten.
den 2. — — Einnahme von Alexandrien.
den 21. — — Schlacht bei den Pyramiden.
den 22. — — Besetzung Kahira's.
den 1. Aug. — Seeschlacht bei Abukir.
den 23 Okt. — stillt den Aufruhr zu Kahira.

1799

den 21. Febr. — Einnahme von El Arisch.
den 7. März. — Erstürmung von Jaffa in Syrien.
den 16. — — Ankunft vor Akre'.
den 20. Mai — Aufhebung der Belagerung von Akre'.
den 25. Juli — Schlacht bei Abukir in Aegypten.
den 23. Aug. — Bonaparte verläßt Aegypten.
den 9. Okt. — landet zu Frejus in Frankreich.
den 9. Nov. — stürzt das Direktorium.
den 7. Dec. — wird zum ersten Cosul ernannt.

1800

den 9. Juni — Schlacht bei Montebello.
den 14. — — Schlacht bei Marengo.
den 3. Dez. — Schlacht bei Hohenlinden zwischen dem Erzh. Johann und Moreau.
den 24. Dez. — Explosion der Höllenmaschine, um Bonaparte zu vernichten.

1801

den 9. Febr. — Friede zu Lüneville zwischen Frankreich und Oesterreich.
den 15. Jul. — Abschluß des Concordats mit dem Pabste.
den 1. Okt. — Friedenspräliminarien zu London zwischen Frankreich und England.

1802

den 26. Jan. — Bonaparte übernimmt die Präsidentenstelle der italienischen Republik.
den 25. März — Friede zu Amiens zwischen England und Frankreich nebst dessen Bundesgenossen.
den 8. Mai — Bonaparte wird auf zehn Jahre zum ersten Consul ernannt.
den 15. Mai — Vorschlag zur Errichtung der Ehrenlegion.
den 2. Aug. — B. wird auf Lebenszeit zum ersten Consul erklärt.

1809

den 19. Febr. — Vermittler des Schweizerbundes.
den 18. Mai. — Krieg zwischen Frankreich und England.

1804

den 15. Febr. — entdeckte Verschwörung von Pichegrü, Georges und A. und Verhaftung Moreaus.
den 21. März — Erschießung des Herzogs von Enghien.
den 18. Mai — Bonaparte wird zum Kaiser der Franzosen erklärt.
den 2. Dez. — Krönung und Salbung Napoleons.

1805

den 15. März. — Wahl Napoleons zum Könige von Italien durch eine Consulta
den 26. Mai — Krönung zu Mailand, als König von Italien.
den 29. August — Napolen giebt der Küstenarmee den Namen der großen Armee.
den 11. Oct. — Gefecht bei Ulm.
den 14 Okt. — Treffen bei Elchingen.
den 17. — — Capitulation von Ulm.
den 21. — — Seeschlacht bei Cap. Trafalgar, Nelsons Tod.
den 13. Nov. — Besetzung Wiens und Napoleons Ankunfr zu Schönbrun.
den 2. Dez. — Schlacht bei Austerlitz.
den 26. Dez, — Friede zu Preßburg zwischen Frankreich und Oesterreich.

1806

den 5. Juni — Napoleon erklärt seinen Bruder Ludwig zum Könige von Holland.
den 12. Juli — Errichtung des Rheinbundes und Napoleon Protektor desselben.
den 1. Aug. — Auflösung des teutschen Reichsbundes.
den 7. Okt. — Napoleons Kriegserklärung gegen Preußen.
den 10. Okt. — Treffen bei Saalfeld.
den 14. — — Schlacht bei Jena und Auerstädt.
den 17. Okt. — Treffen bei Halle.
den 28. — — Capitulation der Armee des Fürsten von Hohenlohe zu Prenzlow.
den 6. Nov. — Erstürmung Lübecks.
den 8. — — Capitulation von Magdeburg.
den 21. — — Decret zu Berlin, wodurch die brittischen Inseln in Blokadezustand erklärt werden.
den 11. Dec. — Friede mit Sachsen zu Posen.
den 26. — — Schlacht bei Pultusk.

(Der Beschluß folgt.)

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen.

Achter Jahrgang
Drittes Quartal

Nro. 54.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 6. July. 1823.

Ihr armen Thoren, falschen Weisen,
Die ihr das Spiel so keck verhöhnt!
Kommt her, und hört von mir es preisen,
Und werdet mit ihm ausgesöhnt! —
Beweisen soll euch jetzt mein Lied!
Daß ächte Weisheit es durchglüht.

Lob des Whist-Spiels.

Ich nenne Whist das schönste Spiel vor allen!
Für die Behauptung führ' ich Gründe an;
Es will das Whist mir deshalb so gefallen,
Weil ich dabei an Liebe denken kann.
„Wie? mit der Liebe ließ' es sich vergleichen?"
So hör' ich fragen. — Ja, verehrte Frau'n!
Ihr Zweifel soll vor meinen Gründen weichen,
Doch bitt' ich Sie um Nachsicht und — Vertrau'n.

Wer Whist und Liebe nur recht scharf betrachtet,
Erkennt beim-ersten Blick die Aehnlichkeit;
Seit Olims Zeiten ward das Whist geachtet,
Und auch die Liebe — als Vertreib der Zeit.
Man nähert sich zu Zwei und Zwei dem Spiele,
Begrüßt zuerst sich fremd und feierlich;
Doch nach und nach entwickeln sich Gefühle,
Man wird bekannter, endlich — liebt man sich.

Das Wörtchen Whist bezeichnet: Tiefe Stille;
Das heißt: Erwarte schweigend das Geschick!
So auch die Liebe! Bei des Herzens Fülle
Verräth kein Laut das süßempfund'ne Glück.
Die allzu rauschend ihr Gefühl verkünden,
Verstehn den hohen Sinn der Liebe nicht;
Wenn liebeathmend sich zwei Herzen finden,
Verstummt die Lippe — nur das Auge spricht.

Von außen seh'n die Kartenblätter alle
Sich täuschend gleich an Farbe, Form und Glanz;
So auch die Damen: schön geschmückt zum Balle,
Das Haar geziert mit Perle, Blum und Kranz.
Doch sind die Karten nun zur Hand genommen,
So zeigt sich's, ob man Trumpf hat oder nicht;
Und auch den Schönen muß man näher kommen,
Denn leider täuscht gar oft ein schön Gesicht.

Nicht Einer setzt zu Lieb' und Whist sich nieder,
Der nicht bei'm Aufstehn zu gewinnen meint;
Wer erst gewinnt, verliert oft später wieder,
Und Glück und Unglück theilt ja unser Freund.
Von Keinem wird das dunkle Feld befahren,
Dem nicht die Hoffnung einen Führer schenkt;
O wohl ihm, wenn auch noch in späten Jahren
Gott Amor's Hand den Gang des Spieles lenkt.

Noch kennt man nicht beim Vis-à-vis die Karten,
So wie's dem Freier wohl zu gehen pflegt;
Gar oft muß man des Spieles End' erwarten,
Und nach dem Ausgang erst wird angelegt.
Auch giebt das Whist ein Bild vom Menschenleben:
Vier Aß bezeichnen weiter nichts als — Glück!
Der Zufall hat uns die Honneurs gegeben,
Ein kluges Spiel allein erwirbt den — Trick!

Wie in der Liebe sucht man zu ergründen,
Ob unser Vis-à-vis die Hand wohl beut;
Man invitirt — und läßt der Freund sich finden,
So glückt das Spiel und Beide sind erfreut.
Doch auf nichts Kleines soll man invitiren,
Sonst führt man irre und betrügt den Mann;
Läßt seine besten Trümpfe ihn verlieren,
Und beide Theile legen — gar nichts an.

Wer sechs Atout hat, darf nicht lange wählen,
Und hat er gar Figuren obenein,
Der Glückliche! so kanns ihm niemals fehlen,
Er spielt nun gleichsam in den Tag hinein.
Beim Freien blenden oft die äuß'ren Gaben,
Der Reichthum hat so Manchen schon bethört;
Die Liebe will sich selbst zum Käufer haben:
Wer Liebe fordert, sey der Liebe werth!

Doch wer zu ängstlich Trumpf zu spielen scheuet,
Verliert das Spiel und erndtet wenig Dank;
Wer lange zaudert, gar zu blöde freiet,
Der bleibt ein Freiersmann sein lebelang.
Im Spiel und in der Liebe soll man wagen;
Mit Kühnheit nur erwirbt den Kranz der Held!
Nicht stolz im Glück — im Unglück nicht verzagen,
Bezeichnet hier wie dort den Mann von Welt.

Und soll zuletzt der große Schlem gelingen,
Wodurch man leicht den Robber plein gewinnt,
Muß Glück und Kunst sich brüderlich umschlingen:
Hell sieht die Kunst — das Glück ist freilich blind.
Beim dritten Stich müßt Ihr schon übersehen,
Wie Alles steht, ob Euch der Coup gelingt
O lernt, Ihr Schönen, Euern Freund verstehen,
Und spielt die Farbe nach, die er Euch bringt!

Ihr seht, das Whist mit allen seinen Zeichen,
Mit einem Wort, sein ganzes Kunstgebiet
Läßt Punkt für Punkt der Liebe sich vergleichen,
In einem nur gewahrt man Unterschied.
Ihr könnt im Whist berechnen und erfahren,
Wieviel das Spiel auf's höchste kosten kann;
Dagegen lehrt die Lieb' Euch erst nach Jahren,
Ob Ihr gewonnen, wenn — ihr Rausch zerrann!

Adalbert vom Thale.

Die Jesuiten.

(Fortsetzung.)

„Dieser Waltorf" — stammelte er, „ich nehme Gott zum Zeugen, ist unschuldig und sein Ankläger des Hochverraths schuldig. Mein Leben zum Pfand, Waltorf ist unschuldig, widerruft den Befehl!"

Der Graf sah den kühnen Jüngling durchbohrend an, und sagte verwundert:

„Ich weiß nicht, was ich mir aus Euch machen soll, aber einen Befehl von mir umzustoßen, dazu seid Ihr noch zu jung."

Er setzte sich wieder an seinen Schreibtisch und sagte: „Wenn Ihr sonst noch etwas verlangt, so kommt in einer Stunde zurück."

„Nicht eine Minute verliert, Herr Graf," rief Godwin, „wenn Euch daran gelegen ist, ein unschuldiges Leben zu erhalten."

„Genug," zürnte der Feldmarschall. „Junger Fant," fuhr er gemäßigter fort, doch rollten seine Augen wild unter den schwarzen Brauen. „Ihr sollt noch wissen, daß der Hochverrath dieses Waltorf durch seine eigene Handschrift erwiesen ist. Er wird in einer halben Stunde erschossen."

„Wohlan!" schrie Godwin, „ich verklage Euch bei dem Churfürsten selbst, denn Ihr wollt die Vertheidigung eines Unschuldigen nicht hören."

Der wachthaltende Officier schrie laut auf über den unbesonnenen Jüngling, Tilly aber sah ihn lange und verwundert an, und sagte endlich:

„Fürwahr, Euer Muth ist gleich wie Eure Gerechtigkeitsliebe unerhört, und ich mag muthige Männer gerne leiden;“ den Grafen Waltorf und den Obristen des Pappenheimer Kürassierregiments, befahl er der Ordonnanz, und diese ging, den Auftrag zu vollziehen.

Während dem erzählte Godwin furchtlos das im Walde Gesehene, und Tilly rief ein über das Anderemal grimmig aus:

„Die Jesuiten! die Jesuiten!“ Godwin hätte ihn gerne um die Ursache dieses Ausrufs gefragt, als eben der Graf Waltorf eintrat.

Die Ordonanz berichtete, wie der Obrist nirgends zu finden war, und Tilly fragte den Grafen:

„Wann Ihr in der That unschuldig seid, Graf warum habt Ihr Euch so schlecht vertheidigt? Und wie hängt das mit dem Briefe zusammen?“

„Herr Feldmarschall,“ entschuldigte sich Waltorf, „ich war zu stolz, in Gegenwart des elenden Klägers mich vor Euch und ihm zu erniedrigen, und hätte lieber den Tod erduldet, obgleich ich noch nicht weiß, wie ich Euch in diesem glücklichen Wechsel finde.“

„Und warum habt Ihr den Brief an den Schwedischen unterschrieben?“ fragte Tilly.

„Man soll meinen Schreiber arretiren,“ sprach Waltorf, und Tilly winkte. Gleich darauf brachte man einen bleichen Jüngling, der sich zitternd vor dessen Füße warf.

Die Sprache mangelte ihm, man sah, wie ihn Angst und Reue schrecklich peinigten, und endlich stammelte er die Worte: „der Obrist hat mich bestochen, zu dem schändlichsten Unterschleif.“ — Der heftigste Thränenstrom begleitete seine Worte, der Graf Waltorf beugte sich wehmüthig über ihn und sagte: „Bethörter Mensch! was that ich Dir denn, daß Du mich an den Rand des Grabes brachtest?“

Der Graf schritt einigemal mit mordsprühenden Blicken an dem Jüngling vorbei, worüber sich dieser sehr entsetzte und dem Grafen Waltorf sagte: „O ich bitte Euch, edler Herr, verwendet Euch für mein Leben!“

„Ich kann nichts thun,“ betheuerte Waltorf, „bin ich doch selbst noch nicht fessellos und freigesprochen.“

Da sagte Godwin zu Tilly: „Ich darf wohl kaum wagen, erlauchter Herr, daß ich Euch schon wieder um etwas bitte. Schenkt ihm das Leben, die Reue ist ihm Strafe genug!“

Tilly sah den Jüngling noch einmal bewundernd an, aber eine finstere Wolke schien sich ihm dabei über die Stirne zu legen.

„Entfesselt den Grafen!“ befahl er; dann sprach er zu Godwin: „Versäumt nichts; nehmt Euch diese Schützen, sucht mit Hülfe des Grafen Waltorf den Obristen auf und laßt ihn erschießen an demselben Pfahl, den er diesem bereitet hatte.“

„Herr Graf,“ fuhr er zu Waltorf gewandt fort, „danken Sie Ihr Leben, wie das Ihres Schreibers, diesem edlen Mann.“

Er grüßte und ging; nur zu deutlich drückten sich wehmüthige Rückerinnerungen seines eigenen Lebens auf seinen Zügen aus.

Eben zurückgekehrt in sein Zelt, entlud sich der Obrist Fiescati seiner Bewaffnung und hatte eben den Panzer zu Boden gestellt, da theilte sich die linnene Pforte und der Graf Waltorf trat herein.

Lautschreiend fuhr der Obrist nach dem Degen, und rief: „In die Hölle, schwarzer Geist:“ und mit hochgeschwungenem Schwerd stürzte er auf den Grafen. Da trat noch zu rechter Zeit Godwin dazwischen mit vorgehaltener Klinge, und rief: „Im Namen des Churfürsten, gebt mir Euer Schwerd!“

„Dir?“ donnerte der Obrist, und hatte schnell eine Pistole aus dem Gürtel gerissen, die er auf Godwin anschlug.

Aber mit einem geschickten Griffe wand dieser den Schuß von sich ab, und schleuderte den Obristen entwaffnet in die Mitte der Schützen. „Vor den Feldmarschall!“ kommandirte er, und man brachte ihn vor dessen Zelt.

Godwin berichtete dem General den Vorfall, und dieser befahl, den Obristen vor dem Zelte zu erschießen.

Das Corps schloß einen Halbkreis um den gefesselten Obristen, zwölf Schützen hatten die Gewehre angelegt. Da drängte sich ein junger Mensch keck durch die Reihen und auf den Obristen zulaufend, umfaßte er diesen, und schrie fortwährend: „Halt! im Namen des Churfürsten! Dieser ist ein Jesuite und keine weltliche Obrigkeit hat Macht über ihn!“

Die Schützen setzten die Gewehre ab, und während Godwin den jungen Hartmann erkannte, rotteten sich einige Kriger zusammen, und stimmten in den Ruf des Jünglings: „Er ist Jesuite! befreit ihn!“

Immer mehr und mehr drängten die Haufen dem Pfahle zu, die Schützen wichen erschrocken aus einander, und Hartmann legte Hand an, die Bande des Obristen zu lösen, da trat der Graf Tilly aus seinem Zelte.

Er hatte kaum mit tieforschendem Feldherrnblicke die grause Verwirrung erkannt, als sich sein wüthender Grimm in den fürchterlichsten: „Halt!“ entlud.

„Was geht hier vor?“ donnerte er die Schützen an, und der älteste erzählte den Verlauf der Sache, während Hartmann bei Seite trat, Godwin aber zu Tilly sprach:

„Herr Graf, es mag allerdings etwas für ihn sprechen, daß er Jesuite ist, und da ich das selbst auch bin, so verargt mir nicht, wenn ich für ihn bitte.“ —

„Nein!“ rief Tilly, „keine Gnade!“

„Kreis geöffnet,“ kommandirte er, „gebt Feuer“ —

Und von zwölf Kugeln durchbohrt, stürzte der Obrist zu Boden.

Tags darauf, nachdem Tilly ein starkes Detaschement zu sichrem Geleite des Churfürsten beordert hatte, saß Godwin, zum Hauptmann in einem Reiterregiment ernannt, in seinem Zelte und rapportirte, nach Tilly's Auftrag, die ganze Begebenheit an das oberste Kriegsgericht zu München. Als er eben geendet hatte und seine Arbeit dem Feldmarschall zur Durchsicht überschickte, trat Hartmann herein und sagte mit giftigem Lächeln: „Ihr werdet Euch großen Lohn verdienen um des Obristen Tod. Die Hauptmannsstelle war leicht verdient.“

„Allerdings,“ scherzte Godwin. „Ich konnte mir das nicht träumen lassen.“

„Was aber der Provinzial dazu sagen wird,“ sagte Hartmann, „das steht zu erwarten.“

„Der Graf Fiesca war einer der geschicktesten Procuratoren der Gesellschaft.“ —

„Er war ein Hochverräther!“ sagte Godwin mit Nachdruck; „und was Euren geschickten Procurator anbelangt, so möchte ich das näher erklärt haben, ich begreife es nicht.“

„Ihr scheint überhaupt nicht recht zu begreifen," erwiederte Hartmann lachend, „was es mit der Gesellschaft Jesu eigentlich auf sich hat."

„Errathen!" sprach Godwin, „und unbegreiflich wäre es, wenn die Gesellschaft mehrere Mitglieder, wie Euch hätte; einen Andern könntet Ihr leicht irre machen, mich nicht."

„Das will nun wohl auf grade deutsch so viel sagen, daß ich ein höchst schlechtes Mitglied bin?" rief Hartmann und knirschte mit den Zähnen.

„Wenn Ihr so wollt, o ja!" warf Godwin leicht hin.

„Vortrefflich!" lächelte Hartmann grimmig in sich hinein; zu Godwin sagte er mit mühsam erzwungener Fassung: „Ich nehm's Euch nicht übel, denn Ihr seid noch zu neu unter uns."

„Ich denke," sprach Godwin, „Ihr seid so gar viele Jahre noch nicht voraus vor mir, und mein erster Blick in die Gesellschaft hat mich vielleicht ihren Zweck besser begreifen gelehrt, als Euch der Umgang von vielen Jahren."

„Schlecht begriffen," hohnlachte jener, „Ihr hättet sonst wenigstens den Tod des Grafen Fiescati so leichtsinnig nicht herbeigeführt."

„Leichtsinnig?" fuhr Godwin auf. „Ich will jetzt an den Provinzial das alles berichten."

„Ihr könnt es sparen," sprach Hartmann kalt, „ich habe das schon besorgt, auch Ignaz Sommer hat, so viel ich weiß, an den Secretair nach Rain geschrieben."

„Nach Rain? an den Secretair?" fragte Godwin.

„Wir müssen dorthin immer berichten, wie mir der Secretair mündlich sagte," antwortete Hartmann.

„Schon gut!" sagte Godwin ruhig, ob ihm gleich allerhand böses ahnen wollte von Hartmanns Schrift.

Da trat der Graf Waltorf in das Zelt.

Nach einigen Begrüßungen wandte sich Hartmann sehr höflich an den Grafen und sagte: „Ich störe wohl, Herr Graf, durch mein Beyseyn zwischen Retter und Erretteten. Auf ein andermal also, Herr Hauptmann; Gottbefohlen."

„Ihr seid sehr galant, mein Herr," rief ihm der Graf dankend nach, wandte sich dann zu Godwin und umarmte ihn feurig.

„Endlich," rief er, „ist mir vergönnt, meinem Retter danken zu dürfen. Edler, anspruchsloser Mensch, sagt mir, wie kann Euch gelohnt werden?"

„Herr Graf," sprach Godwin bescheiden, „was mir Belohnung seyn kann, das hat mein Herz schon tief empfunden. Ueberdieß hat mich auch nur der Zufall zu Eurem Retter bestimmt."

„Diese Bescheidenheit," rief Waltorf gerührt aus, „erhöht Euren Muth noch mehr. Ihr habt wohl kaum geahnt, edler Mann, daß ihr Euer Leben für die Rettung eines Euch unbekannten Menschen wagtet?"

„Laßt doch," bat Godwin; „es ist ja jedes Biedermanns Pflicht, und nicht mehr."

„Ich muß auf alle Weise," sagte der Graf, „mich Euch erkenntlich zeigen. Kaum eine halbe Stunde vom Lager, reizend am Lechfluß gelegen, besitze ich ein Landgut. Begleitet mich dahin zu meiner Tochter."

„Das wird sich nicht gut thun lassen," entschuldigte sich Godwin, „da ich meine Stelle in der Armee kaum angetreten habe."

„Ich habe diese Entschuldigung," entgegnete der Graf, „vorher erwartet und Euren Urlaub bei dem Feldmarschall eingeholt."

„Ihr seid zu gütig," sagte Godwin; „wenn es nur dem Grafen nicht unangenehm ist —"

„Ihr könnt im Nothfall jede Minute da seyn," sagte Waltorf. „Meine Pferde stehen Euch zu Diensten, und in einer kleinen halben Stunde legt Ihr den Weg zurück."

„Wohlan," schlug Godwin ein. „Ich bin zwar nur ein geringer Krieger —"

„Aber Euer Herz erhebt Euch über Fürsten," rief der Graf, und sie eilten, die Rosse zu besteigen. Draußen trat auch des Grafen junger Schreiber zu ihm, umfaßte ihn gerührt und sagte: „Ihr habt mein Leben gerettet, dafür werde ich Euch ewig danken! Aber daß Ihr mein besseres Ich gerettet habt, das kann Euch nur der da oben lohnen! Ich bin Euch mein ganzes Leben durch verbunden. Gott gebe, daß ich wenigstens einen Theil meiner Schuld abtragen kann."

Godwin drückte ihm gerührt die Hand, und schwang sich auf sein Roß. Während ihn der Graf Waltorf leise fragte, ob er meine, daß er den Schreiber behalten solle, und sich auf die Bejahung Godwins nach ihm umsah, war dieser schon auf seinem Rosse, und verschwand in dem nahen Walde.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Ein altes Bildniß in Bremen.

Ueber der Thüre des Schuldthurms am Ansgarithore sieht man ein altes — sehr wohl gerathenes, in Stein gehauenes Bildniß eines Bankerotir's, oder eines betrügerischen Schuldners, wofür unsre Vorfahren dieß Gefängniß bestimmt, und demnach es den Schuldthurm genannt haben.

Ein zerlumpter, an Händen und Füßen mit Ketten und Banden gefesselter — noch junger Bettler steht da in einer trübseligen Gestalt: Am Munde — als ob er ihn mit den Zähnen gefaßt hätte — hängt ein kleiner Korb, um das Sprüchwort anzudeuten: Man muß ihm den Brodkorb höher hangen. In der rechten Hand hält er eine Geissel; entweder, als das Werkzeug, womit er bestraft werden soll, oder als ein Bild der zu späten Reue; wodurch sein Gewissen gepeinigt wird. Zu seinen Füßen kriecht ein abgejagtes und abgemattetes, von banger Furcht zitterndes Häschen, als das Bild eines bösen Schuldners, welcher von seinen Gläubigern, wie ein Hase von den Hunden, verfolgt und bis zur Verzweiflung gedrängt wird. Im Hintergrunde erblickt man das Gefängniß, worin er das Ziel der traurigen Laufbahn seines, durch selbst verschuldete Leiden geschändeten — höchst unglücklichen Lebens finden soll: Wie die unter diesem Bildnisse eingehauene Inschrift: Hic fraudum terminus esto. — (Hier soll die Grenze der Betrügereien seyn) es ausspricht.

Dieses alte Bildniß ist neulich wieder aufgefrischt; damit es vielleicht auch jetzt noch manchen warnen möchte, von dem verderblichen Wege, welcher zu diesem Ziele führt, schnell, eh' es zu spät seyn wird, zurückzukehren. Der Mensch ist seines Glückes Schmidt; sein Schicksal ist in seine Hand gegeben; er hüte sich, daß er nicht nach der Geissel greiffe, die er hier im Bilde erblickt.

Napoleons Leben.

(Beschluß.)

1807

den 8. Febr. — Schlacht bei Eylau.
den 24. Mai — Capitulation von Danzig.

den 10. Juni — Treffen bei Heilsberg.
den 14. — — Schlacht bei Friedland.
den 21. — — Waffenstillstand zu Tilsit
den 7. Juli — Friede mit Rußland zu Tilsit.
den 9. — — Friede mit Preußen zu Tilsit.
den 12. Okt. — die ersten Franzosen rücken in Spanien ein.
den 15. Nov. — Napoleon ernennt seinen Bruder Hieronymus zum Könige von Westphalen.
den 19. Nov. — Einmarsch Junots in Portugal, welcher den 30. Nov. in Lissabon einrückt.
den 17. Dez. — Napoleon erklärt zu Mailand alle Schiffe für entnationalisirt, welche sich von Engländern untersuchen lassen u. s. w.

1808

den 5. Mai — Karl IV. tritt die Krone Spaniens an Napoleon ab.
den 6. Mai — Ferdinand entsagt der spanischen Krone zu Gunsten seines Vaters.
den 4. Juni — Napoleon tritt sein Recht an die spanische Krone an seinen Bruder Joseph ab.
den 20. Juli — der franz. General Dupont ergiebt sich den Spaniern mit 14,000 Mann.
den 27. Sept. — Zusammenkunft zu Erfurt zwischen Napoleon, dem russischen Kaiser u. a. Fürsten bis zum 14. Okt.
den 10. Nov. — Treffen bei Gamonal und Einnahme von Bourgos in Spanien, wo Napoleon den 11ten eintrift.
den 11. Nov. — Schlacht bei Espinosa.
den 23. — — Schlacht bei Tudela.
den 4. Dez. — Einnahme von Madrid.

1809

den 16. Jan. — Schlacht bei Corunna.
den 17. — — Einschiffung der Engländer.
den 21. — — Napoleon kommt unerwartet zu Paris aus Spanien an.
den 19. April — Gefecht bei Pfaffenhofen und Tann in Baiern.
den 20. April — Schlacht bei Abensberg.
den 21. — — Treffen bei Landshut.
den 22. — — Schlacht bei Eckmühl.
den 23. — — Treffen und Einnahme von Regensburg.
den 12. Mai — Capitulation von Wien.
d. 21. 22. — — Schlacht bei Aspern und Eßlingen.
den 12. Juni — Pius VII. macht die Bannbulle gegen Napoleon bekannt.
den 14. Juni — Treffen bei Raab.
den 5. Juli — Schlacht vor Enzersdorf.
den 6. — — Schlacht bei Wagram.
den 12. Juli — Waffenstillstand im Lager vor Znaym.
den 30. Juli — Landung der Engländer auf der Insel Walchern.
den 14. Okt. — Friede zu Wien.
den 16. Dez. — Scheidung Napoleons von der Kaiserin Josephine.

1810

den 17. Febr. — Vereinigung Roms mit Frankreich.
den 11. März. — Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Louise durch Procuration zu Wien.
den 2. April. — Seine Trauung mit Marien Louisen durch den Cardinal Fesch.
den 9. Juli — Holland wird mit Frankreich vereinigt, indem der König Ludwig den 1. Juli dem Throne zu Gunsten seines Sohnes entsagt hatte.
den 21. August — Bernadotte wird auf dem Reichstage zu Orebro zum Nachfolger auf dem schwedischen Throne erwählt.
den 19. Okt. — Beschluß zu Fontainebleau wegen Verbrennung aller engl. Fabrikwaaren.
den 13. Dez. — Vereinigung der Mündungen der Ems, der Weser und Elbe, also Bremens, Hamburgs, Lübecks u. s. w. mit Frankreich.

1811

den 20. März — Geburt des Königs von Rom.

1812

den 9 Mai — Napoleon reiset von St. Cloud nach Dresden ab, wo er vom 17ten bis zum 29 Mai bleibt.
den 22. Juni — Kriegserklärung gegen Rußland von Wilkowiskt aus und Eröfnung des Feldzugs.
den 28. Juni — Napoleon trift zu Wilna ein.
den 22. Juli — Schlacht bei Salamanka.
den 17. August — Schlacht bei Smolensk.
den 7. Sept. — Schlacht bei Moschaisk oder Borodino.
den 14. Sept. — Einzug der Franzosen in Moskwa und Napoleons Ankunft daselbst.
den 15. Sept. — Anfang des Brandes in Moskwa, der bis zum 19. fortdauert.
den 19 Okt. — Napoleon verläßt Moskwa, das die Franzosen den 23sten gänzl. räumen.
den 24. Okt. — Treffen bei Maloe-Jaroslawetz.
den 3. Nov. — Gefecht bei Wiazma.
den 17. — — Treffen bei Krasnoy.
den 26. — 28. — Übergang über die Beresina.

den 6. Dez. — Napoleon verläßt die franz. Armee zu Smorgonie.
den 18. Dez. — Ankunft zu Paris aus Rußland.

1813

den 25. April — Napoleons Ankunft zu Erfurt.
den 1. Mai — Vorpostengefecht bei Poserna.
den 2. — — Schlacht bei Lützen.
den 20. — — Gefecht bei Bautzen und Eroberung dieser Stadt.
den 21. Mai — Schlacht bei Wurschen.
den 4. Juni — Waffenstillstand zu Poischwitz in Schlesien.
den 21. Juni — Schlacht bei Vittoria in Spanien.
den 17. August — die Feindseligkeiten nehmen wieder ihren Anfang.
den 23. August — Schlacht bei Großbeeren.
den 26. — — Schlacht an der Katzbach in Schlesien und Angriff der Verbündeten auf Dresden.
den 27. August — Schlacht bei Dresden.
den 30. — — Treffen bei Culm und Nollendorf u. Gefangennehmung Vandamme's.
den 6. Sept. — Schlacht bei Dennewitz.
den 14. Okt. — Vorpostengefecht zwischen Wachau und Liebertwolkwitz und Napoleons Ankunft in Reudnitz bei Leipzig.
den 16. Okt. — Schlacht bei Wachau und Möckern und Gefecht bei Lindenau.
den 18. Okt. — Schlacht bei Leipzig, die vorzüglich bei den Dörfern Probstheida, Schönefeld, Paunsdorf und Dölitz geliefert wurde.
den 19. Okt. — Rückzug der französischen Armee und Erstürmung Leipzigs.
den 30. und 31. Okt. — Schlacht bei Hanau.

1814

den 29. Januar — Gefecht bei Brienne.
den 1. Februar — Schlacht bei La Rothiere, welche die Franzosen die Schlacht von Brienne nennen.
den 10. Febr. — Treffen bei Chambeaupert.
den 11. — — Treffen bei Montmirail.
den 12. — — Treffen bei Chateau-Thierry.
den 18. — — Treffen bei Montereau.
den 9. März — Schlacht bei Laon, zwischen Napoleon und Blücher.
den 20. März — Schlacht bei Arcis an der Aube.
den 30. März — Schlacht bei Paris.
den 31. — — Einnahme von Paris.
den 10. April — Schlacht bei Toulouse zwischen Soult und Wellington.
den 11. April — Napoleon entsagt zu Fontainebleau dem französischen Throne.
den 20. April — Napoleon reiset von Fontainebleau ab und schifft sich den 28sten zu Frejus nach der Insel Elba ein.
den 4. Mai — Napoleon steigt auf der Insel Elba ans Land.

1815

den 26. Febr. — Napoleon verläßt die Insel Elba wieder und landet den 1. März in Frankreich im Golf von Juan bei Cannes.
den 13. März — Erklärung der verbündeten Mächte zu Wien gegen Napoleon.
den 20. März — Napoleons Ankunft zu Paris.
den 16. Juni — Schlacht bei Ligny.
den 18. — — Schlacht bei Waterloo.
den 22. — Napoleon entsagt dem Throne zu Gunsten seines Sohnes.
den 28. Juni — reiset von Malmaison nach Rochefort ab, wo er den 3. Juli eintrift.
den 13. Juli — Napoleon ergiebt sich an die Engländer.
den 2. Aug. — die verbündeten Mächte fassen den Entschluß, Napoleon nach St. Helena zu verweisen.
den 4. Aug. — Napoleon segelt aus Plymouth nach St. Helena ab.
den 15. Okt. — der Northumberland langt mit Napoleon in der Bucht von James Town auf St. Helena an.
den 17. Okt. Napoleon steigt Abends gegen 7 Uhr zu St. Helena ans Land.

1821

den 5. Mai — Napoleon stirbt 11 Minuten vor 6 Uhr Abends auf St. Helena.
den 9. Mai — Sein feierliches Begräbniß.

Auf St. Helena hat Napoleon 5 Jahre und beinahe 7 Monate als Gefangener gelebt und sein Todt hat die Welt stürmischer hinterlassen, als damals, wo er noch auf dem Throne saß. Ein viel milderes Urtheil wird jetzt über ihn gefällt; man läßt seinem Willen alles Lob widerfahren, ob man schon Manche seiner Handlungen verdammt.

Dem vielseitigen Wunsche zu folgen habe ich auch von der lateinischen Vorschrift das erste Blatt verfertigt, ich bitte es einer eben so guten Aufnahme wie das der deutschen Vorschrift zu würdigen, es ist für 4 gr. in meinem Comptoir Papenstraße Nro. 22 zu haben; auch von den vergriffenen Waarenwechseln mit dem Attribute, der laufende Merkur, sind aufs neue verfertigt und zu haben. Zur Abnahme meiner übrigen bekannten Drucksachen unter denen jetzt die Anzeige Neuer Kirschwein manchen willkommen seyn mögte, empfehle ich mich bestens.

G. Jöntzen.

X. Daewes d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang
Drittes Quartal

Nro. 55.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 10. July. 1823.

Du suchest Frieden,
Friede wohnt hier! —

Herder.

Friede.

Frieden umher!
Lächelnder Friede in endloser Weite,
Frieden im feiernden Morgengeläute!
Frieden am sonnenvergoldeten Dom,
Frieden im Dörfchen, am freundlichen Strom. —
Alles weht selige, heilige Ruh'
Mir auf den Schwingen der Morgenluft zu.

Frieden in mir! —
Könnte ein banges, kleinmüthiges Zagen
Sich vor das Auge, das Göttliche wagen,
Das mit den Strahlen voll Liebe und Licht
Unwiderstehlich zum Herzen mir spricht?
— Nein, wie die Welle, die friedlich sich senkt,
Schweigt's in der Brust, die dem Göttlichen denkt.

Frieden mit Euch!
Ihr, die ihr sorgend jetzt meiner gedenket,
Freundlich den Blick in die Dämmerung lenket,
Wo sich der Heimath entzückendes Bild
Dichter und dichter der Fernen verhüllt.
Grüß' Euch die Liebe mit innigem Gruß
Sanft auf der Morgenluft säuselndem Kuß.

Frieden der Welt!
Frieden und Duldung und mildes Vergeben!
Schnell, wie das Frührоth entgleitet das Leben!
Frevel! wer feindlichem Grollen es weiht!
Kaum noch gewinnen zum Lieben wir Zeit!
Hier bei des Himmels weitstrahlendem Zelt:
Liebe dem Leben, und Friede der Welt!

Agnes Franz.

Die Jesuiten.

(Fortsetzung)

In dem öden Saale auf ihrem Landgute saß Mathilde, Gräfin von Waltorf, nur in Gesellschaft einer jungen Anverwandten, Clara Kronau, die seit dem Tode ihres Vaters, eines Kaufmanns in Augsburg, bei dem Grafen Waltorf,

ihrem Oheim mütterlicher Seite, lebte. Sowohl die Gräfin, als auch Clara, war an das einsam, geräuschlose Landleben fest gebunden, so sehr behagte es ihnen in den einfachen, häuslichen Geschäften, und ihre Verstandes- und Herzensbildung blühte unter der Leitung des Grafen immer erfreulicher auf.

Nur in der leichtsinnigen Clara regte sich bisweilen noch die Erinnerung an die zahlreichen Gelage und Tänze, in die sie ihr sehr reicher Vater öfters einführte, und bisweilen sehnte sie sich, aber schweigend, nach Augsburg zurück. Sie hatte ihre Wünsche einmal vor dem Grafen und seiner Tochter laut werden lassen, und war ernsthaft ermahnt worden, diese Wünsche nicht mit eitlen Hoffnungen zu nähren; deßwegen schwieg sie nun immer davon und während sie, so bald sie allein mit sich war, traurig und niedergeschlagen nur seufzte, so wußte sie doch vor den beiden Verwandten eine stets heitre Miene anzunehmen.

Diesesmahl, als die beiden Frauen emsig arbeitend, mit einander im Saale auf die Rückkehr des Grafen harrten, und dieser doch einen Tag länger im Lager blieb, als er gesagt hatte, waren sie beide fast wie in tiefe Trauer versunken.

Mathilde insonders seufzte bisweilen ängstlich und äußerte:

„Wann nur der Vater da wäre! Mir ist so furchtbar angst und beklommen, seit der Alte uns sagte, es sei ein vornehmer Officier im Lager erschossen worden."

„Wie Du Dir gleich alles so ängstigend ausmahlst," tadelte sie Clara; „dem Alten ist's blos ums Sprechen und er bedenkt selten was er spricht."

Sie hatte noch kaum ausgeredet, als sich die Thüre öffnete, und der alte Walter, des Grafen Reitknecht, froh erschrocken hereinstürzte.

„Gnädiges Fräulein," rief er, „meine Besorgniß war nur zu gegründet —"

„Gegründet?" schrie Mathilde auf —

„Nein doch, nicht gegründet," verbesserte Walter ängstlich; „aber doch gewissermaßen. Es ist mir deutlichere Kunde geworden, daß der gnädige Herr Graf angeklagt worden ist und auch erschossen werden sollte —

„Gott im Himmel!" rief Mathilde erblassend, Walter aber fuhr schnell fort:

„Seine Unschuld ist noch zu rechter Zeit an den Tag gekommen und nun ist sein Ankläger erschossen worden. Den Zusammenhang kann Euch ein Soldat erzählen, der untem im Hofe ist."

„Viktoria!" rief plötzlich die am Fenster stehende Clara und klatschte in die Hände; „Viktoria! Dort kommt er, und — —"

„Und warum stockst Du, Clara?" fragte Mathilde noch immer schreckenbleich, „sag ist er verwundet?" —

„Nein doch!" sagte Clara, die Worte dehnend.

Und Mathilde ward wieder ängstlicher, und sagte bittend: „Laß mich doch nicht lange in dem tödtlichen Zweifel, Clara! sag, was siehst Du?"

Da ging diese ganz langsam vom Fenster weg, und kicherte immer in sich hinein, und als sie zu der erschöpften Mathilde kam, bog sie sich über sie hin, umschlang sie mit ihren Armen, und sagte schalkhaft, aber mit purpurrothen Antlitz: „Es ist nur ein allerliebster junger Herr, der mit ihm kommt. Das ist alles."

Und damit hüpfte sie dem Saale hinaus. Gleich darauf trat sie an der Hand des Grafen ein, in dessen offnen Arm Mathilde flog. Gott win stand, ein ruhiger Beobachter der stummen Scene, an der Thüre, Clara aber sah bisweilen mit heitren Blicken zu ihm hinüber.

Da richtete sich endlich Mathilde mit thränenden Augen auf und sagte: „So ist es denn

wirklich wahr, daß ich den besten Vater beinahe verloren hätte und eine arme Waise geworden wäre —"

„Es ist so," sagte der Graf und umfaßte die liebende Tochter; „verdanke den guten Ausgang diesem edlen Jüngling."

Mathilde sah dankbar zu dem schönen Godwin auf, und eben so Godwin verlegen nach ihr. Die glühenden Blicke hatten sich kaum getroffen, so mahlte sich eine hohe Röthe auf beider Antlitz.

Mathilde faßte sich bald und ging mit Zutraulichkeit auf den Jüngling zu. Ein warmer Händedruck ergoß sich wie glühendes Feuer in dessen Adern, und die melodische Stimme sagte zu ihm: „Edler Mann, wenn Ihr wüßtet, wie viel Dank wir Euch schuldig sind —"

„Gnädige Gräfin," unterbrach sie Godwin, „ich bin schon überschwenglich belohnt durch Eure und Eures Herrn Vaters zu große Güte."

„Wie gut läßt ihm diese Bescheidenheit," sagte Mathilde, sich vergessen zu ihrem Vater, und Clara hüpfte lachend auf und ab, ihr glühendes Gesicht zu verbergen.

Nach erneuerten, innigen Umarmungen zwischen Vater und Tochter und nachdem Alle Godwin aufs verbindlichste ihren Dank bezeugt hatten, rief den Grafen ein Geschäft in sein Arbeitszimmer. Mathilde erinnerte sich, daß es dort etwas unordentlich würde zugegangen sein, und eilte ihm nach, alles in gehörige Ordnung zu bringen. Godwin blieb verlegen mit Clara allein im Zimmer.

„Ihr seid etwas zurückhaltend gegen die guten Leute," sagte diese zu ihm.

„Gnädiges Fräulein, „erwiederte Godwin, „Ihr vermehrt durch diese Bemerkung meine Verlegenheit bedeutend. Ich vermag nicht zu lassen, wie ich schlichter Mensch in dem gräflichen Hause eine so ehrenvolle Aufnahme finden konnte."

„Das ist doch nicht allzuschwer zu fassen," lächelte Clara; „es ist ja kaum Pflicht und Schuldigkeit gethan, den Retter eines Familienvaters liebreich aufzunehmen. — Setzt Euch doch nieder," fuhr sie scherzend fort, „und thut nur, als wäret Ihr zu Hause."

Sie zog Godwin auf das Sopha, und sagte: „Ist Euch etwa meine Gesellschaft lästig, so —"

„Lästig?" fragte Godwin, ohne zu wissen, was er eigentlich sage, denn Clara's liebevoller Blick hatte ihn tief durchdrungen; „ich bitte, Fräulein, spottet meiner nicht —"

„Wer spottet denn?" sagte sie gutmüthig und faßte seine Hand, indem sie sich neben ihn auf das Sopha setzte, „wer spottet denn? Ich habe geglaubt, Eurer Verlegenheit ein Ende zu machen wenn ich ginge und Euch einen rechten Liebesdienst zu thun, ob ich es gleich selbst nicht so meinte." —

Sie erröthete heiß über die unüberlegten Worte und Godwin blieb ihr, im höchsten Grad der Verlegenheit, die Antwort schuldig. Sie selbst aber ergriff eine Laute und that einige leichte Griffe in die Saiten.

Godwin sammelte sich mehr und mehr, und sagte zuletzt mit zierlicher Anmuth.

„Ich könnte wohl Tagelang Eurem gewandten Spiele zuhören."

Sie lächelte höchst anmuthig über diese Worte und fragte: „Ihr spielt wohl selbst dies Instrument?" und auf Godwins Bejahung fuhr sie rasch fort: „Und unstreitig viel besser, als ich; spielt doch! hier!"

Godwin verlor seine Verlegenheit fast ganz bei ihrem Zureden, und phantasirte anfänglich leichthin in den Saiten. Nach und nach ging

er in ein bekanntes Lied über und Clara sang zu seinem Spiele mit harmonischer Stimme.

Als er geendet hatte, klatschte sie freudig in die Hände. und rief: „O vortrefflich! Ihr seid ein Meister!“

„Es ist mir lieb, daß Ihr zu uns komme, ich werde manches von Euch lernen.“

„Gebt mir doch die Laute her!“

Sie bog sich mit diesen Worten über ihn, um die Laute, die er zur Seite gelegt hatte, zu holen. Ihre Hand stützte sich auf Godwin's Nacken, und als sich ihre glühenden Blicke begegneten, da vergaß Clara das Instrument, und hauchte einen leisen Kuß über seine blühenden Lippen.

Godwin durchzuckte es wie ein flammender Blitz, er dachte an seinen Eid. Seine erhitzte Phantasie schlug dieser einzige Gedanke nieder, und aufstehend sagte er, mit höflicher Verneigung: „Verzeiht, mein Fräulein, ich habe mit dem Herrn Grafen noch verschiedenes zu besprechen, erlaubt daß ich mich entferne.“

Sie nickte ihm mit mühsamer Fassung leicht zu und er ging hinweg.

Kaum erst in die heilige Gesellschaft aufgenommen, sagte er draußen zu sich selbst, und schon — Er konnte das rechte Wort nicht finden, und schüttelte lächelnd das Haupt.

Als er eben die Stiege hinunter ging, begegnete ihm Mathilde, und mit sittigem Erröthen grüßend, eilte sie in all' ihrer Liebenswürdigkeit an ihm vorüber.

Lieben! sprach er, wehmüthig ihr nachsehend, und preßte seine Hände fest aufs Herz.

Godwin, durch die stets wachsende Liebe und Freundschaft des Grafen und der beiden Frauen bald auf dem Landgute einheimisch geworden, verlebte frohe Tage in ihrer Mitte. Die heitere Laune Clara's war dem gemüthlichen Jüngling fast unentbehrlich geworden, und in seinem Herzen regte sich eine zärtliche Theilnahme für das liebliche Wesen.

Sie selbst hatte eine tiefe Neigung zu dem schönen Jüngling gefaßt, aber nicht gerade das reine Gefühl der Liebe, es war vielmehr eine Erneuerung, der ehemals in Augsburg viel gepflogenen Abentheuer. Dabei haßte sie Godwin's Zurückhaltung, ob sie gleich den wahren Grund, der in seiner strengen Gewissenhaftigkeit lag, nicht ahnte.

Ganz anders aber lebte in Godwins Herzen die edle, innige Mathilde. Wußte er sein Gefühl zu Clara nicht zu nennen, zu Mathilden, fühlte er schmerzlich, hege er die innigste Liebe. Wohl manchmal hob sich eine Stimme in seinem Herzen, die ihn den Eintritt in die Gesellschaft Jesu bereuen ließ, aber doch siegte immer der Gedanke an seinen Eid; der Gedanke an seine Niederigkeit und Mathildens Größe noch mehr. Er wagte es nicht sie zu lieben, und er empfand doch, daß diese Liebe allmächtig in ihm wohne.

Auch Mathildens Herz war tief durchdrungen von Godwins Tugend und Schönheit, eine düstere Schwermuth hatte sich ihrer bemächtigt. Sie wollte sich oft, ahnungsvoll bewegt, überreden, sie dürfe ihn nicht lieben, und sie wußte sich das: Warum? nicht zu beantworten, denn ihren Stand hatte das liebe, kindliche Gemüth noch nie in Betrachtung gezogen.

An einem Abend, nach einer fröhlich genossenen Mahlzeit, war Mathilde frühe zu Bette gegangen, und bei einem zufälligen Entfernen des Grafen, befanden sich Clara und Godwin allein. Sie besprachen sich vertraut über gleichgültige Dinge, Clara aber wußte das Gespräch zierlich auf ihr eignes Verhältniß zu bringen, und da sie sah, daß Godwin kalt blieb, so

trachtete sie, ihn dieser Kälte zu überheben. Sie spiegele ihm vor, daß ein reicher Kaufmann aus Augsburg um ihre Hand geworben habe, und sie nicht abgeneigt sei, ihrem Oheim dessen Gesuch vorzustellen. Godwin durchschaute leicht den listigen Plan Clara's, und obgleich ihn ein unbekanntes Etwas zu ihr hinzog, so war ihm doch in diesem Augenblick, als ob er ihr nie nahe treten könne. Es zog ihm fast unwiderstehlich von ihr zurück, und wie ein Blitz durchzuckte ihn wieder der Gedanke an die heilige Gesellschaft Jesu, an seinen Schwur. Er wandte sich höflich zu Clara, sprechend:

„Ich zweifle nicht, Fräulein, daß Ihr den Grund zu Eurem Glücke legen werdet, indem Ihr Eure Hand diesem Manne schenkt. Seid meines herzlichen Antheils daran versichert,"

Er freute sich, seiner Gefühle Meister geworden zu seyn, denn ihm wäre es doch nichts weniger als lieb gewesen, hätte sie sich wirklich vermählt. Clara hatte jede, nur diese Antwort nicht von ihm erwartet. Eine tief dunkle Zornesröthe mahlte sich in ihren Zügen, und schnell vom Sopha aufspringend, mühsam ihr empörtes Gefühl niederdrückend, rief sie: „Gute Nacht, Herr Hauptmann!" —

Da flog ungestüm die Thür auf, und Franz Hartmann stürmte in den Saal. Sein wuthblitzender Blick fiel nur auf Godwin, der verlegen, fast erschrocken noch auf seinem Stuhle saß, und zuchtlos rief jener: „Ihr sollt mir augenblicks nach Rain —"

Da gewahrte er aber Clara, die in ihrem Zorn versöhnt, ihn selbst aufmerksam ansah und bisweilen mit einem rachedürstenden Blick auf Godwin schielte. Den zügellosen Hartmann bannte einen Blick aus ihren seelenvollen Augen in die Gränzen der Schicklichkeit zurück, er verneigte sich höflich vor ihr, und sprach: „Ich bitte mir zu verzeihen, gnädiges Fräulein, ich — ich habe dem Herrn Hauptmann wichtige Depeschen zu überreichen, und bin, Euch selbst nicht gewahrend, deßwegen etwas ungestüm eingetreten."

„Schaltet ganz nach Eurem Belieben," lächelte Clara mit freundlichem Anstand, „und wenn ich lästig bin, so entferne ich mich gleich. —"

„Ihr könnt bei uns wohnen," fuhr sie rasch fort, „es ist eine stürmische Nacht, und schon sehr spät, ich will Euch einen Diener schicken, der Euch Eure Zimmer anweis't."

Sie schritt freundlich grüßend hinaus, auf Godwin aber blickte sie giftig hin, was dem schleichenden Hartmann nicht entging. Er ahnte, daß hier ein zärtliches Verhältniß eben gebrochen worden sei, und mit erkünstelter Freundlichkeit sagte er zu Godwin; „Ich bitte Euch, Herr Hauptmann, was habt Ihr Euch hier so reizend einquartiert."

„Laßt mich in Frieden," murmelte Godwin finster in sich hinein.

Hartmann ward in seiner Ahnung völlig befestigt. „Es thut mir leid," bedauerte er, „daß ich Euch diese gewünschte Ruhe nicht gestatten kann. Der Provinzialsecretär schreibt mir hier, daß Ihr Euch augenblicks nach Rain verfügen sollt, indem man Euch mit Uebereinstimmung des Feldmarschalls Tilly zu wichtigen Sachen gebrauchen will."

„Das kommt mir recht gelegen," rief Godwin aufspringend. „Gebt her den Brief!"

Er durchlas die schmeichelhaft abgefaßten Worte, und war bei Versicherung des Secretärs, daß er ihm für das Mitwissen des Feldmarschalls Bürgschaft leiste, völlig befriedigt. „Morgen mit dem frühesten," sagte er, „wollen wir abreisen."

Hartmann durchzuckte ein unangenehmer Gedanke, aber schnell gefaßt rief er: „freilich morgen!“

„Es muß eine recht frohe Fahrt geben.“

Der Graf trat eben herein, begrüßte den ihm schon angekündigten Gast mit gewohnter Freundlichkeit, und bedauerte sehr, daß Godwin schon so bald seine Wohnung verlassen müßte, nöthigte ihm aber das Versprechen ab, bald wieder zurück zu kehren.

Als sich zuletzt alle zur Ruhe begeben wollten, sagte der Graf noch im Weggehen: „Es ist Schade, daß Ihr, da Ihr schon so frühe weg wollt, nicht einmal Abschied von Mathilden nehmen könnt.“

„Das ist sehr gut,“ sagte Godwin zu sich selbst, die Hand fest aufs Herz gedrückt. Wie viel herrlicher lebte darin Mathilde, als Clara.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Hohenstein.

und der Wasserfall bey Langenfeld.

(Fortsetzung.)

Auf manchen der benachbarten hohen Berge kann man eine ungleich schönere und weitere Aussicht gewinnen; aber nirgends wird man sich von einem solchen Gefühle ergriffen finden als hier, wo man so auf einmal in die Luft gehoben, über einem Abgrunde schwebt, der unsern Blick unwiderstehlich anzieht und furchtbar zurückschlägt. Schüchtern wagt sich der Fuß bis auf die letzte Spitze der hervorragenden Felsen, deren fein bemooste Stirn einen bequemen und sichern Ruhesitz darbietet. Das Auge staunt zu beyden Seiten an den ungeheuren Felsblöcken herunter, die sich in die Waldungen herabsenken und uns ein treues Bild von der Unterlage geben, worauf wir uns gelagert haben. Unsre Einbildungskraft denkt sich die Möglichkeit, daß eine Erderschütterung die stolze Felsenburg herabwürfe, und das Bild der Vernichtung durchschauert jede Nerve. Allmählig gewöhnt sich das Auge, so wie der Geist, an diesen furchtbaren Anblick. Die Seele verliert sich in Betrachtungen, die nur ein solches Schauspiel erwecken kann. Sie fühlt sich erhabner als die Gebirge und unvergänglicher als die Felsen, und kehrt voll Bewunderung über sich selbst von diesem Anschaun zurück. Mit einer Heiterkeit, die das Einathmen ätherischer Lüfte unausbleiblich mit sich führt, verlassen wir unsern ersten Standpunkt, um den ganzen Saum der Oberfläche dieses Felsenberges zu durchwandeln. Wir ziehen uns in den Wald zurück, ohne die Seite zu verlassen, von der wir immer eine freye Aussicht behalten. Wenig Schritte nur gehen wir am gezackten Ufer dieser Felsenwände hin, so stoßen wir schon auf tiefe Felsenspalten, die wir durch einen langen Rückweg umgehen müssen. Diese Spalten erweitern sich allmählig, und bilden tiefe, schauerliche Einschnitte, die vom Wirbel des Hohensteins bis an die Wurzel der Felsen herablaufen. Wer von uns wagt es, sich in diese Einschnitte zu senken, die von beyden Seiten mit senkrechten Felsenwänden eingefaßt sind. Einige der Spalten sind nicht so abschüßig, daß man den Versuch für unmöglich halten könnte. Zwar erregt uns das unsichere Laub, womit sie verschüttet sind, Bedenken. Wer rettet uns, wenn wir in diesen trüglichen Klüften versinken. Doch unsrer sind viele, und Vorsicht vermindert die Gefahr. Wir steigen muthig hinab. Ein Fieberfrost ergreift uns in diesen eiskalten Klüften. Je tiefer wir herabsteigen, desto schlüpfriger wird der Pfad über die zerbröckelten Steine, die unter dem Laube verwittern. Der Blick durch diese steilen schwarzen Seitenwände bis an den

schmalen Strich vom lichten Horizont, der durch die letzte Oeffnung sichtbar wird, macht einen Kontrast, der einzig in seiner Art ist. Wenn diese Wände sich zusammenneigten, wenn nur ein Felsbock hinter uns herabstürzte und uns den Rückweg versperrte, so wären wir lebendig in diesen Katakomben begraben; denn vor uns senkt sich der schmale Boden der Kluft so steil herab, daß wir die Gipfel der Bäume eher als ihre Wurzeln erreichen würden, wenn wir noch einen Schritt weiter vorwärts thun wollten. Wären die Wände nicht so feucht, so könnten wir uns noch einmal hier an diese Ecke lehnen, um das Gemählde dieser furchtbaren Perspective der Seele tiefer einzudrücken, wofern es denkbar wäre, daß sich ein solcher Eindruck je verlieren könnte. Wen die Glut der Leidenschaft verzehrt, der werfe sich in diese Eisgruben, und wird sein Blut da noch nicht abgekühlt, so giebt es kein Mittel mehr zu seiner Rettung.

(die Fortsetzung folgt.)

's mag sein!

Dem Sturme folgt die Heiterkeit
Und lacht;
Die Erde nimmt nach Winterzeit
Ihr Frühlingskleid
Voll Pracht;
Vor'm Morgen fliehet weit
Die Nacht.

Es färben die getrübten See'n
Sich blau.
Die Sonne scheucht von Alpenhöh'n,
Wo Nebel geh'n,
Das Grau.
Berggüsse tränken schön
Die Au!

Drum, ob Dir Tag um Tag verstrich'
In Pein;
Und ringsum zagte männiglich,
Und ließe Dich
Allein;
Sprich froh: „Es ändert sich!
's mag sein!"

Mosaik.

Der hoch- und übermüthige Herzog von Alba, blutigen Andenkens, nahm es sich heraus, die vornehmsten Männer in Spanien und Flandern, Grafen und Ritter vom goldnen Vließ, zu dutzen. Man sah scheel dazu, aber man ließ sich's doch gefallen. Nur ein Knabe, der die Folgen nicht berechnete, wagte einst ein keckes Wort. Der Herzog speiste bei einem Fürsten, und rief dessen Pagen, einem jungen Edelmann aus alter Familie, herrisch zu: Page, schenk mir Wein ein! — Willst Du weissen oder rothen? versetzte der Page schnell. — Alba maß ihn mit einem Flammenblick; der Knabe sah ihm unbefangen ins Gesicht. „Bravo!" sagte endlich der Herzog, und grins'te — (denn lächeln konnt' er nicht) — „aus dir, mein Sohn, wird etwas werden. Gieb mir rothen." —

Zu dem Spanischen Gesandten Don Pedro de Toledo, sagte Heinrich IV. eines Tages: „Wenn euer Herr mich einmal nöthigt zu Pferde zu steigen, so will ich die Messe zu Mailand hören, zu Rom frühstücken, und in Neapel das Mittagsbrod einnehmen." — „Wenn Ew. Majestät," versetzte der Gesandte schnell und ernst, „mit so großen Schritten vorwärts eilen, so könnt es auch wohl geschehn, daß Sie das Vesperbrod in Sicilien verzehrten."

Eine warnende Anspielung auf die bekannte Sicilianische Vesper.

Sorbieres, Historiograph von Frankreich, und übrigens ein armer Teufel, war ein Freund Pabst Clemens des Neunzehnten, vor dessen Erhebung zum päbstlichen Throne. Natürlich wurde nun aus dem Freunde ein Gönner, und Sorbieres schmeichelte sich, durch Clemens in bessere Umstände zu kommen; auch erinnerte sich der Pabst seiner wohl bisweilen, doch nur um ihm Kleinigkeiten, Antiquitäten, Reliquien und dergleichen zu übersenden. Das verdroß Sorbieres und er schrieb ihm einst rund heraus: „Ew. Heiligkeit schicken mir Manschetten, und vergessen, daß ich kein Hemd habe."

Zu Ludwig dem Vierzehnten sagte eines Tages einer seiner Minister: „Mit dem Gelde, das die Schweizer von der Krone Frankreichs gezogen haben, könnte man eine Chausée von Paris nach Basel pflastern." — Stuppa, Obrister eines Schweizer-Regiments, der eben dabei stand, nahm hastig das Wort: „Er hat Recht, Sire, sagte er, und wenn Ew. Majestät einen Kanal zwischen Paris und Basel wollen graben lassen, so kann man ihn mit dem Blute füllen, welches die Schweizer für die Krone Frankreich vergossen haben."

Deutscher Handel. Die Zeiten sind nicht mehr, wo Mercatores S. R. Imperii Gesandtschaften von Königen empfingen, die deutsche Hansa die Ostsee beherrschte, Flotten vor Lissabon schickte, Liefland eroberte, Dänemark feil bot, und die Engländer nöthigte den Frieden mit 10,000 Pf. zu erkaufen. Deutschland hielt einst das Scepter des Handels in seiner Hand, und zwei Gesellschaften, eine Nördliche und Südliche, beherrschten den Handel Europens. Sie besaßen den ausschließlichen Handel nach dem Norden und handelten nach der Levante. Durch ihre Hände gingen die Schätze Asiens und Afrika's. Sie nöthigten Philipp IV., den Engländern allen Handel an den französischen Küsten zu verbieten, behaupteten den Sund gegen Holland mit 40 Kriegsschiffen, und von ihnen allein lebte der englische Handel. Heut zu Tage ist der Fall umgekehrt, und wir sind so weit von jener glorreichen Zeit entfernt, daß wir sie anstaunen! Deutschland ist die Pupille größerer Mächte, unser Handel blos leidend mit Britten und Holländern, und was man auch von unsern See- und Handelsstädten sagen mag, nur ein Schatten, ein Almosen, das die Seemächte verachten, — dafür sind wir aber auch gesichert gegen die Nachtheile des Reichthums und gegen Handelskriege. Der Dreizack Neptuns ist der Scepter der Welt, und die Geißel der Völker, damit müssen wir uns trösten. Die Britten haben im Handel keine Gränze mehr, als den Mond. Jener Handelsherr zu London griff in der Vorstellung von Antonius und Cleopatra, bei den Worten: „seine Füße überschreiten das Weltmeer, Könige und Fürsten gehen in seiner Livree, und Königreiche und Inseln fallen aus seiner Tasche," bestürzt und hastig nach seinen Rocktaschen, aber diese Britten können auch den Vers aus der Semiramis auf sich anwenden:

Auswärts bewundert man uns, wir selbst aber seufzen!

Die Advokaten nennen sich Rechtsfreunde. Wenn aber alle Menschen Freunde des Rechtes wären, müßten sich die Rechtsfreunde um andere Gewerbe umsehen.

Buchstaben- und Sylben-räthsel.

Laßt mein Franzwort Eins, Zwei, Drei
Deutsch uns buchstabiren,
Um daraus der Worte zwei
Deutsch zu fabriziren,

Einer Eins — Zwei — Drei vergleicht
Sich dies Land der Träume.
Frost und Hitze drückt und bleicht
Uns als Gras und Bäume.

Manchen Eins der Erdner macht,
Und oft glückt nicht einer.
Seine Zwei — Drei hat vollbracht
Ohne Eins wohl Keiner.

Jenen Eins nur, nie durchschaut,
Den der Gärtner machte,
Ehe noch Zwei — Drei gegraut,
Nichts zum Wanken brachte.

G. Schmidt.

A. Haeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönsen.

Achter Jahrgang
Drittes Quartal

Nro. 56.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 13. July. 1823.

Die bange Furcht, des Grames Sehnen
Scheuchst du mit liebevollem Trug,
Ziehst um der Zukunft tiefste Scenen
Ein goldgewebtes Schleiertuch.

Die Hoffnung.

Als einst, entführt von einer lichten Wolke,
Die Unschuld in ihr heimathliches Land
Entwich, und schnell mit ihr dem armen Erdenvolke
Sein ganzes Glück verschwand,

Weil Tugend und Gerechtigkeit verrathen,
Gestürzt der Gottheit heiliger Altar,
Und rings die weite Welt der gröbsten Gräuelthaten
Fluchwerther Schauplatz war,

Da sandte sie mit mütterlicher Liebe
Die Hoffnung, deren stille Zaubermacht
Dem duldenden Geschlecht das matte Herz erhübe
In schwarzer Schicksalsnacht.

Drum muß die Hoffnung jetzt uns hold umschweben,
Und freundlich heilt sie uns den düstern Blick,
Und lindert stillen Gram, und gibt uns Muth zum Leben,
Und stärkt im Mißgeschick.

Sie leitet aus dem engen Kreis der Stunde
Zur fernen Freude hin des Menschen Lauf.
Sie haucht der starren Zukunft mit dem Rosenmunde
Des Lebens Farben auf.

Sie führt das Wort im Bunde der Geweihten,
Und lehrt sie fest in Kampf und Prüfung stehn,
Sie zeigt des Friedens Zweig, und lässet bess're Zeiten
In ihrem Spiegel sehn.

Sie lehrt mit Heldenkraft die Kämpfer siegen,
Wenn Pflicht und Vaterland zu Schlachten ruft,
Sie weilt mit Himmelstrost, wo unsre Brüder liegen,
Auf Schmerzbethauter Gruft.

Sie athmet schön'rer Welten Vorgefühle
Dem Staubgebornen in die bange Brust,
Hebt aus des Wechsels Fluth den frohen Geist zum Ziele
Der nie getrübten Lust.

Sie stößt zuletzt mit segensvoller Rechte
Die Truggestalt des Erdenlebens um,
Und führt vollendend durch des Grabes finstre Nächte
Uns nach Elysium.

Drum sind ihr dankbar alle Herzen offen,
Sie gibt Ersatz für Schläge des Geschicks,
Ja wir sind seliger, so lange wir noch hoffen,
Als selbst im Arm des Glücks.

Neuffer.

Die Jesuiten.

(Fortsetzung.)

Des Morgens früh, als Godwin schon zu Pferde wollte, ließ ihn Hartmann bitten, noch zu verweilen, indem er diese Nacht gefährlich krank geworden und durch Fieberschauer zurückgehalten sei, das Bett zu verlassen.

Godwin war das beinahe angenehm, denn er hatte den lästigen Begleiter schon verwünscht; er ließ ihm daher sagen, er solle so bald als möglich nachkommen, und jagte schnell davon.

Sonderbar war es, daß in derselben Nacht auch Mathilde bettlägerig wurde und das Zimmer nicht verließ. Der Graf war für beide Kranke zärtlich besorgt, und verordnete alles zur schleunigen Herbeischaffung eines guten Arztes.

Mathilde blieb mehrere Tage unpäßlich, Hartmann aber verließ noch am Abend des ersten Tages das Bett, und erging sich in der Abendkühle des Gartens. Die ferne Abendröthe beobachtete ihn nur allein, als er in die blühende Jasminlaube eintrat.

Drinnen saß, tief in Gedanken versunken, die überholde Clara. Ihr Haupt hatte sie nachläßig in die Hand gestützt, der rosige Abendgruß der scheidenden Sonne spielte auf ihren Wangen; es war ein reizendes Bild. Sie gewahrte des hereintretenden Hartmann nicht eher, bis er dicht vor ihr stand, und sittsam grüßte. Erröthend fuhr sie auf.

„Schon erholt?“ fragte sie freundlich und besorgt.

„Ziemlich,“ versicherte Hartmann, „es war wohl nur eine schnell vorübergehende Erkältung auf meinem gestrigen Ritt. Die Abendluft bekommt mir auch sehr gut.“

„Ihr scheint noch etwas blaß,“ sprach Clara, „setzt Euch nieder und ruht Euch aus.“

„Ihr seid sehr besorgt, zu besorgt um mich,“ lächelte Hartmann, und sich nieder, setzend küßte er ihre Hand mit verrathendem Feuer.

Clara sah ihn mit zufriedenem Blicke an, der wohlgestaltete Jüngling behagte ihr ungemein. „Man kann für einen Gast nicht besorgt genug seyn,“ sagte sie, „und für einen kranken besonders.“

„Diese Güte weiß ich nicht zu ersetzen,“ versicherte er, „und vorzüglich die Eure, die mir mein Ungestüm von gestern noch zu verzeihen hat.“

Vor Claras Seele schwebte wieder der dunkle Rachegedanke an Godwin, und sich erheiternd sagte sie: „Das ist ja eine längst vergessene Sache. — Ich weiß wohl,“ setzte sie hinzu, „daß man mit dem Tzirnau in Eurem Tone sprechen muß, wenn man verstanden seyn will.“

„So habt Ihr ihn von dieser leidigen Seite auch kennen gelernt?“ sagte Hartmann mit bedauerndem Lächeln.

„Leider ja!“ antwortete sie — und überlegte erst jetzt, daß sie fast zweideutig gesprochen hatte, was auch dem scharfblickendem Hartmann nicht entging.

Erfreut über die neue Bestätigung, und nicht zweifelnd, daß Godwin in traulichem

Verhältniß mit Claren gestanden, sagte er zu ihr:

„Er ist noch gar zu schwerfällig. Es läßt sich kaum von ihm erwarten, wenn man ihn nach seinem schmucken Aeußern beurtheilen sollte.“

„Ich bitte Euch,“ hohnlächelte sie, „wer kann in den dummstarrenden Augen, in dem höhnisch verzogenen Munde etwas Schmuckes finden.“

„Das nimmt mich in der That Wunder,“ sagte Hartmann, „daß Ihr in mit so mißfälligen Augen ansaht, er macht doch sonst mehr Glück bei den Damen, als —“

„Als Ihr?“ entbrannte Clara, sich vergessend, aber sie faßte sich bald wieder, und sagte mit ironischem Lächeln: „Wie Ihr einen aber zu verwirren wißt, Ihr böser Mensch.“

Sie stand auf, im Begriff wegzugehen, aber Hartmann hielt sie zurück und bat: „Um Gott, wenn ich Euch beleidigt habe, Fräulein. —“

Clara sah ihn lange schweigend an, und eine brennende Gluth stieg ihr in's Antlitz. „Man muß Euch schon verzeihen,“ lächelte sie anmuthig, „wenn Ihr so schön bittet, und ich will gerne bleiben.“

„O Ihr seid ein recht liebeathmender Engel,“ rief er im Uebermaaß der Freude, und als sie sich niedersetzen wollte, umfaßte er sie ungestüm und drückte ihr den feurigsten Kuß auf die Lippen. Lange hielten sie sich wortlos und stumm umarmt.

„Man könnte uns hier überraschen,“ sagte Clara endlich, und stand auf, „der Abend dunkelt auch schon tief, man könnte uns im Schloß vermissen. Laßt uns gehen.“

„Mir ist,“ seufzte Hartmann und legte die Hand aufs Herz. „als wenn ich von all' meinem Glück in dem Augenblick scheiden müßte.“

„Um Gott,“ rief Clara besorgt aus, „ist denn Eure Krankheit noch nicht vorüber?“

„O doch,“ versicherte er, „Ihr versteht die Heilung besser, als manch' ein Arzt. Aber hier —“ er preßte die Haud an sein Herz — „habt Ihr mir eine tiefe Wunde geschlagen.“

„Süßer Schmeichler,“ lächelte sie, und sie eilten ins Schloß zurück.

Hartmann begab sich frühe, um einen Brief zu schreiben, auf sein Zimmer.

Auch Clara, noch in der Erinnerung an die süße Gartenscene vergnügt, legte sich zu Bette. Vor ihren Sinnen gaukelten farbige Bilder aus jener Stunde, und als sie entschlummert war, gestalteten sie sich zu eben so freundlichen Traumgesichten. Nach und nach ordneten sich die vielfachen Gestalten, und ihr dünkte, sie sei in der Gartenlaube allein. Da trat Godwin eben auf sie zu; als er sie aber gewahrte, ging er wieder weg. Sie rief ihn erzürnt zurück und gewahrte in dem Augenblick Hartmann mit verzweifelter Miene unfern stehen. Doch wandte sie sich zu Godwin, und bot ihm ihre Hand zur Versöhnung dar, er aber stieß sie hart zurück und wandte ihr den Rücken. Zornig sah sie nun nach Hartmann, der aber — erbittert, gleichfalls weggehen wollte, und laut rief sie zweimal seinen Namen. Da rief es ihr ganz nahe: Da bin ich! und sie — erwachte.

Entsetzt fuhr sie auf, als sie die Augen öffnend, Hartmann im Mondscheine an ihrem Bette mit ausgebreiteten Armen knieen sah. „Du hier?“ rief sie halb zürnend, er aber sagte: „Verzeiht mir, Fräulein. Ich war draußen auf dem Balkon, der sich vor unsern beiden Zimmern befindet. Eure Thüre stand zufällig

offen. Ich lehnte sie bei, und sah in die Sternenpracht am Himmel, als Ihr mich zweimal laut rieft. Ich eilte herein, rief: Da bin ich! und kniend will ich mein Glück von Euch empfangen."

„Wie, Mensch! rief sie, sich halb aufrichtend, „Ihr könnt wirklich glauben —?"

„Ja ich glaube!" rief er, und stürzte in ihre Arme.

Von finsterer Rache zernagt, und gebleicht von Zorn und Neid, saß der Provinzialsecretär in Gemeinschaft mehrerer von ihm auserwählter Zeugen in dem Colleg zu Rain und erwartete die Ankunft Godwins. Da trat eben Ignaz Sommer herein, und der Secretär fuhr wild auf: „Was wollt Ihr hier," schnaubte er ihn an, „wollt Ihr Euch Eures Lieblings wieder annehmen, wo es aus mit ihm ist?"

„Liebling?" fragte Ignaz erstaunt, ich liebe alle Mitglieder des Bundes, alle Menschen? wessen soll ich mich annehmen? Ich kam ja nur aus Tillys Heerlager, um Euch zu melden, daß der Schwedenkönig mit bedeutender Heeresmacht gegen Rain rückt, und daß Tilly beabsichtet, ein festes Lager hier zu beziehen."

„Thor ich!" murrte der Secretär in sich hinein, und sagte dann zu Ignaz: „Es ist schon gut, Ihr könnt gehen."

„Auch wegen Godwin Tzirnau," sagte Ignaz, „wollte ich —" „Schweigt!" schrie der Secretär wüthend, „Ihr könnt gehen, sag ich Euch,"

„Ist es etwa der," fragte Ignaz, „den Ihr meinen Liebling nennt? Um Gott, was ist da geschehen, Euer bleiches Gesicht weissagt mir nichts Gutes!"

„Habt Ihr nicht Ohren," sprang der Secretär wüthend auf, „Ihr sollt gehen, ich will es."

„Nein," sagte Ignaz heftig, „ich gehe nicht. Ich bezeuge bei Gott, daß hier die verruchteste That —"

Da öffnete sich die Thür und Godwin trat heiter in die Versammlung. „Ihr habt meiner begehrt, Hochwürdigster," verneigte er sich gegen den Secretär „befehlt über Euren Diener. Noch muß ich Euch melden, daß Franz Hartmann unwohl geworden ist, und einige Tage im Schlosse des Grafen Waltorf bleiben wird."

„So?" rief jener, und schoß einen Blitz aus seinen schwarzen Augen nach Godwin. „Das hätte er können seyn lassen, denn wie es sich verlautet, soll dieser Graf Waltorf ein Ketzer seyn, der nur einen günstigen Moment erwartet, um der römischen Kirche zu entsagen. Man legt es Euch zur Last, daß Ihr seine Einladung annahmt."

„Ehrwürdiger Herr," sagte Godwin —

„Schweigt!" befahl ihm der Secretär. „Ihr seid angeklagt mittelst dieses Schreibens, und nach der Aussage Aller, daß Ihr Schuld tragt an den Tod des Grafen Fiescati."

„Gott hat mich Unwürdigen erkoren," sagte Godwin, „ein Retter der bedrängten Unschuld und Rächer des Verraths zu werden. Schuld trage ich keine."

„So?" schrie der Secretär, „Ihr rechnets für keine Schuld, einen Jesuiten der weltlichen Obrigkeit eines pöbelhaften Feldmarschalls zu unterwerfen?"

„Pöbelheft?" fuhr Godwin zürnend auf — der Secretär aber sah ihn mit finsterem mordsprühendem Blick an und donnerte: „Wer spricht in diesem Ton mit mir! Ist das Deine Vertheidigung? Ihr seid Zeugen, Alle, daß er schuldige Ehrfurcht verletzt, daß er den Grafen Fiscati gemordet und mit Ketzern Gemeinschaft hat!"

„Wir zeugen!“ riefen Alle, und Ignaz schrie überlaut: „Ich werde dem Provinzialen melden, daß Ihr ungerecht, mit bestochenen Zeugen verurtheilt. Er ist unschuldig! Er hat Recht gethan.“

„Schwätzer,“ hohnlachte der Secretär, und winkte einigen Novizen. „Fesselt ihn,“ befahl er, „und werft ihn ins Gefängniß!“

„O hätte ich das gewußt!“ seufzte Godwin schmerzlich im Abgehen, Ignaz aber sprach ihm Muth ein und begab sich schleunig weg.

Die Versammlung ging aus einander, der Secretär allein ging mit giftigem Lächeln in dem Zimmer auf und ab. Da hörte er plötzlich im Hofe ein Pferdegetrappel und am Fenster gewahrte er, wie Ignaz sich auf ein Roß schwang und zum Thore hinaus ritt.

„Teufel! nach München!“ rief er, und riß an der Schelle, eilends stürzten zwei seiner Schergen ins Zimmer.

„Nehmt Euch Pferde,“ donnerte er ihnen zu, “auf der Straße nach München habt Ihr den Ignaz Sommer auf Euch zu nehmen. Eilt! Gelingts Euch, so ist Euer Glück gemacht! —“

Die beiden Höllengesichter wußten genug, nicht lange, so waren sie auch schon auf dem Wege.

Sie hatten den im Reiten unerfahrnen Priester bald eingeholt.

Ihre Gesichter waren gehörig entstellt; Ignaz, obwohl immer schnellmöglichst zureitend, ahnte nichts böses. Da stürzten plötzlich die zwei Bösewichter mit gezückten Dolchen — ein dichter Wald umfing sie, und niemand war weit und breit zugegen — über ihn her, und kaum hatte er Zeit, sich ihrer mit einem kurzen Stoßdegen zu erwehren. Blut strömte ihm schon aus einer Halswunde, er wankte ermattet auf dem Pferde. Da donnerte ein furchtbares Halt! aus dem Dickigt, dem die beiden Elenden unwillkührlich Gehorsam leisteten, und zugleich war ein junger Mensch ihm zur Hülfe nah. Die beiden Mörder wandten sich nun gegen diesen, aber der hatte mit unerhörter Kraft bald den Einen vom Rosse geworfen, und den Anderen mit einem Pistolenschuß todt zu Boden gestreckt. Da wand sich auch der Andere noch vom Boden auf und stieß mit dem Dolche nach dem Jüngling, der aber hatte schon seinen Degen gezogen und durchbohrte auch ihn.

Nun hob er den dankenden Ignaz vom Roß, verband ihm seine Wunde, und erfuhr genau von diesem den Zweck seiner Reise. Als er vernahm, daß Godwin Tzirnau es sei, für den Ignaz nach München reisen wollte, erbat er sich von diesem, für ihn dahin reiten zu dürfen, da er doch verwundet und mit dem Reiten nicht so vertraut sei, als er. Ignaz war es gerne zufrieden, gab ihm einige Zeilen an den Provinzialen mit, und fragte noch, als sich der Fremde auf ein Pferd schwang, wer er sei. — „Ich verdanke,“ antwortete der Fremde, „diesem edlen Godwin Tzirnau mein Leben und mein ruhiges Gewissen. Ich war Schreiber bei dem Grafen Waltorf. Ihr werdet alles wissen. Gottlob, daß ich doch jetzt etwas zu seiner Rettung beitragen kann. Lebt wohl!“

Und damit spornte er daß Pferd an, und im gestrecktesten Gallop jagte er durch den Wald dahin. Ignaz kehrte in Tillys Lager zurück. Nicht lange, so erhielt der Secretär in Rain von dem Provinzialen einen Brief, worin ihm bei unerhörter Strafe geboten ward, Godwin auf freien Fuß zu setzen, was auch schnell geschah. Dieser begab sich eiligst auf den Weg nach Waltorfs Landgut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Hohenstein.

und der Wasserfall bey Langenfeld.

(Fortsetzung.)

Wir klimmen wieder hinauf. Ungleich müh, samer und gefährlicher dünkt uns der Weg beym Aufsteigen zu seyn. Einer reicht dem andern die Hand, und so gelangen wir wohlbehalten wieder an den obersten Ausgang der Spalte, wo wir unsre Gefährten verlassen haben. Je mehr wir uns der Abendseite nähern, desto mehr erweitern sich die Klüfte. Ihre Einschnitte bilden die säulenförmigen Gestalten der senkrechten Felsen, die dem Wanderer am Fuße des Hohensteins wie hohe Thürme von oben herabnicken. Auch der letzte dieser Thürme an der Westseite wird von uns bestiegen. Er gewährt uns eine erweiterte Aussicht in das seitwärts liegende Thal, dessen erste Bekanntschaft wir schon beym Aufsteigen auf die Berghöhe machten. Viele malerische Ansichten neuer Gebirgsmassen entfalten sich hier, und uns zur Linken erblicken wir noch einmal die steilen Felswände, die von den benachbarten Pfeilern des Hohensteins getragen werden, in ihrer ganzen Majestät. Wir horchen auf die Erzählungen des Jägers, wie ein armer müde gejagter Hirsch von diesen Felsen sich herabstürzte und mit dem zackichten Geweihe an den Aesten der Bäume sich aufhieng; und schwindelnd eilen wir von dieser letzten Höhe durch die losen Gesträuche des unfruchtbaren Steins in den Schatten der hohen Wälder zurück. Verfolgen wir den schmalen Fußsteig, der uns zurück führt auf der Abendseite des Hohensteins, so gelangen wir zu einer geräumigen Felsenkluft, die den Namen Münchhausenshöhle führt. Einer aus dem zahlreichen Geschlechte der Herren von Münchhausen, so erzählt die Sage, der seinen gewöhnlichen Aufenthalt zu Hessen Oldendorf hatte, verweilte oft im Sommer Wochen und Monate lang auf dem Gipfel des Hohensteins. Hier in dieser Felsenkluft, die ein geräumiges Zimmer bildet und deren überragende Steinbänke ein nothdürftiges Obdach gegen die Witterung darbieten, schlug er seine Bergwohnung auf. Hier an diesem schwarzen Steine, sagt man, war sein Heerd und hier in dieser Nebenhöle standen seine Pferde. Hier vergaß der Eremit vom Hohenstein Welt und Menschen. Seine für die Einsamkeit gestimmte Seele gefiel sich nur in diesen dunkeln Behausungen und die Abgeschiedenheit näherte seinen Hang zum Sonderbaren, worin es ihm keiner seiner Zeitgenossen zuvorthat. Hier an dieser Seite des Hohensteins finden wir noch die stärksten Spuren von Zerklüftung der festen Gebirgsmasse. Ungeheure Steinklumpen, schon seit Jahrtausenden vielleicht mit Moos bewachsen, welches die Wurzeln hoher Bäume bedeckt, liegen hier wild durch einander geworfen. Einige von ihnen schweben furchtbar über der Tiefe unter dem steilen Abhange des Berges. Andre haben sich herabgestürzt und weiter unten eine neue Anhöhe gebildet. Eidexen von seltener Schönheit schlüpfen durch die Ritzen der zertrümmerten Felsen. Wir verlassen diese schauerliche Wildniß, um wieder jene Höhe zu gewinnen, wo sich für uns die erste Aussicht vom Berge eröffnete. Hier unter dem dämmernden Schatten der hohen Buchen haben uns geschäftige Hände einen bequemen Ruhesitz bereitet. Ein länglich vertieftes Viereck, in dessen Mitte sich ein Altar von Steinen erhebt, der uns zur Mittagstafel dienen soll, ist rings umher von Bänken eingefaßt, die mit Steinen befestigt und mit kühlendem Moose ausgepolstert sind. Eine Flamme lodert seitwärts unter den Baumstämmen empor, von dürren Reisern unterhalten. Wir besuchen indeß den sinngrünen Altar — ein vielversprechender Name, den der letzte

Gebirgspfeiler gen Osten von seiner Form und seiner Bekleidung erhielt. Nicht ohne Mühe erklimmen wir den Gipfel des Steins, der seine Trennung vom Gebirge kaum erwarten kann. Er bietet uns die umfassendste Aussicht gegen Morgen ins wilde Gebirge dar. Dicht an demselben gleitet das Auge in die öde Bergschlucht hinunter, die sich mit dem Thale des Baches am Fuße des Hohensteins vereinigt. Wir kehren zu der Gesellschaft zurück. Ein vergnügtes Mahl, durch frohe Lieder gewürzt, empfängt uns an der oben beschriebenen Tafel. Reine Lüfte und heilbringende Bewegung haben unsre Eßlust vermehrt. Wir fühlen uns gestärckt, und dankbar froh verlassen wir die Höhe, von der wir noch manchen staunenden Blick in die um uns her versenkte Unterwelt herab werfen.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Einige alte Inschriften in Bremen.

Daß unsre biederen Vorfahren eine praktische Weisheit besessen haben, welche kräftiger und lebendiger, wie die Schulweisheit der neueren Tage, ins Leben eintrat, mehr, wie diese, auf Erfahrung gegründet war, und daher auch tiefer das Herz mit der Liebe zur Tugend erwärmte und es zu guten und schönen Handlungen begeisterte — beweisen verschiedene alte Inschriften, die wir noch hie und da, an manchen Orten hier in Bremen von ihnen aufbewahrt finden, und die es wohl verdienen, von Zeit zu Zeit in unsrer Erinnerung aufgefrischt und von uns beherzigt zu werden.

Eine solche Kernvolle Inschrift ist unter andern die, welche in einem Stein über einer Thür neben der Wittheits-Stube oben auf dem Rathhause, eingehauen ist. Sie lautet folgender massen:

Urbis, si fueris rector, duodena notabis.
Unum fac populum — communem respice fructum —
Vim des expertis — serventur reditus urbis —
Crescat et in melius — tibi sit vicinus amicus,
Aequum perege jus et sit parvis et egenis —
Et statuta bona tene, pravaque repelle
Ac dominum cole — dicta tene sapientum
Urbsque si caret his raro fulget sine aris
alteram partem audite 1491.

d. h. Wird dir die Regierung der Stadt anvertraut, so bemerke dir zwölf Regeln: Vereinige das Volk in Eines — Habe das gemeine Wohl stets vor Augen: Gieb den Erfahrnen die Macht: Erhalte die Einkünfte der Stadt; damit sie immer mehr aufblühe: Der Nachbar sey dein Freund: Pflege gleiches Recht; auch den Niedrigen und Armen: Bewahre die guten Statuten und verwirf die untauglichen: Verehre den Herrn: Behalte die Sprüche der Weisen. Ohne diese Altäre wird die Stadt, wenn es ihr je daran fehlen sollte, selten nur glänzen. Hört auch den andern Theil. 1491.

Ueber dem Eingange in die alte Wittheits-Stube — worin sich in früheren Zeiten der Senat versammelte — stehen die Worte:

Ingressu affectus omnes ante ostia linque
Et dic judicii libera vota tui.

d. h. Laß beym Hineingehen alle Leidenschaften vor der Thür und gieb deine Stimme frey nach deiner Ueberzeugung.

Innerhalb über der nehmlichen Thür lieset man:

Egressu expedias studis commissa fideli
Et quocunque palam sunt nocitura, tace.

d. h. Wenn du hinausgehest, so führe das, was dir anfgetragen ist, mit dem pünktlichsten Fleisse aus und verschweige das, was durch die öffentliche Bekanntmachung schädlich werden würde.

Glaubensbekenntniß eines Staatsbürgers des XIX. Jahrhunderts.

Ich glaube, daß alle Menschen Brüder sind, und Gott keinen andern Unterschied zwischen seinen Kindern macht, als zwischen Tugend und Laster.

Ich glaube, daß die Summe der Religion ist: Liebe Gottes und des Nächsten.

Ich glaube an die Toleranz, und daß die Glaubens-Verfolgung die abscheulichste Erden-Geißel sey, nach Pest und Blattern, Kriegs- und Hungers-noth

Ich glaube, daß Fleiß, gesellige Tugenden und gute Sitten weit gedeihlicher sind als Religions-Gezänke, und daß ein gerechter Samojede Gott gefälliger sey, als der spitzfindigste Dogmatiker.

Ich glaube an die Rechte des Königs, der Gesetze und des Staats.

Ich glaube, daß unter allen Regierungs-Arten diejenige die beste ist, wo alle unter dem Gesetze stehen, und daß sich die Gesetze nicht besser ausdrücken können, als durch den Willen Einer gerechten und tugendhaften Regierung.

Ich glaube, daß das, was ich unter dem Schutze der Gesetze erworben habe, mein unverletzliches Eigenthum sey.

Ich glaube schuldig zu seyn einen Theil davon zu Erhaltung der Gesellschaft d. i. zum Staatsbedarf herzugeben.

Ich glaube, daß meine und meiner Familie Sicherheit auf der allgemeinen Sicherheit beruhe, folglich verpflichtet zu seyn, mich für die letztere mit Gut und Blut zu stellen.

Ich glaube, daß der Ackerbau die Urquelle aller Nahrung der Menschen, und die vornehmste Stütze des Staats sey.

Ich glaube, daß der Handel und die Manufakturen die sichersten Förderungsmittel des Staatswohls sind.

Ich glaube, daß die mechanischen Künste ehrwürdiger sind, als die schönen Künste und die Gelehrsamkeit der Oekonomie nachstehe.

Ich glaube, daß eine der edelsten Pflichten des Staates und des guten Bürgers in der Sorgfalt für die Armuth bestehe, diese wahre Religion des Herzens aber nicht blos im Almosengeben beruhe, sondern in Rath und That, in Schutz und Hervorziehung des Verdienstes und der Unschuld, in Abtrocknung der Thränen von Wittwen und Waisen durch Freundlichkeit, und in Hinweisung des Bettlers auf den Weg der Arbeit und des Fleißes.

Ich glaube, daß Muth, Tapferkeit und Vaterlandsliebe, die ursprünglichen Tugenden des Menschen, und die ersprießlichsten für den Staat sind.

Ich glaube an die Vernunft und ihre Rechte.

Ich glaube an alle große und berühmte Männer, welche die Freiheit der Menschen, das Glück der Tugend, den Gehorsam gegen die Obern, und die Vervollkommnung der Regierungen gelehrt haben.

Ich glaube endlich, daß gegenwärtiges Glaubensbekenntniß alles in sich schliesse, was zu einem guten Bürger, und rechtschaffenen Mann nöthig ist.

Anekdote.

Das noch unübertroffene Te Deum des unsterblichen Hasse ist auf folgende höchst komische Weise entstanden: Von August III beauftragt, ein neues Te Deum zu schreiben, wollte ihm, da er seit einiger Zeit kränklich und zu nichts aufgelegt war, das Werk nicht gelingen. Eine Idee um die andere fällt ihm bei; jedoch keine will ansprechen. Anfänge über Anfänge schreibt er nieder: mit der Fortsetzung aber will's nicht glücken, — und doch rückt die Zeit der Ablieferung immer näher. Fast verzweifelnd in sich selbst, spaziert er an einem herrlichen Sonntagmorgen im großen Garten umher. Da holt ein entsetzlich dicker Bauer aus Gruna, der eben zur Kommunion in die Frauenkirche gehen will, in der Gegend des Palais, Hasse'n ein, redet ihn freundlich an, und weicht nicht, bekommt er auch noch so kalte Antworten. Aergerlich, daß der Mann im Meditiren und Phantasiren ihn stört, will Hasse eben einen Seitenweg nach dem Fasanenwärter zu nehmen, da — schlägt der Blitz der Erfindung in seine trübe Seele — die Hauptidee zu dem herrlichen Te Deum steht vor ihm. Diese nicht zu verlieren, heißt er ungestüm den Bauer still stehen, rennt in das nahe Haus des Hofgärtners, empfängt hier, auf's eiligste Bitten, Kreide, und will nun damit quer über den breiten Rücken des Bauern Notenlinien ziehen. Der aber, verblüfft schon ob des Befehls zum Stillstand, wird vollends entrüstet über die Kreidenstriche auf seinem Kommunionrocke, hält Hassen für verrückt, und rennt, als ob der Kopf ihm brennte, nach der Stadt zu. Hasse, mit der Kreide ihm nach, erwischt ihn, bittet ihn um Gotteswillen, zu halten, schreibt seine Hauptidee nieder auf den schwarzen Rock, und treibt den Inhaber desselben, immer halblaut die geschriebenen Noten trällernd, vor sich her bis an den Schlag, wo vom Einnehmer Schreibmaterialien erbeten und die Noten zu Papier gebracht werden. Damit eilt Hasse nach Hause, und — denselben Tag noch ist sein Te Deum in den Hauptsätzen vollendet. Am folgenden aber fährt der glückliche Anfänger und Vollender nach Gruna und beschenkt dort mit 6 Flaschen Wein sein schwarzes lebendiges Notenblatt.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang
Drittes Quartal

Nro. 57.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 17. July 1823.

Und tief ergriffen von dem Götterklange
Erstarb der Wahn in der entmenschten Brust;
Denn tröstend ward bey jenem Hochgesange,
Der Geist, des innern Werthes sich bewußt.

Ave Maria.

Es steht ein verfallenes Kirchlein
Fern im Ardenner-Wald,
D'raus täglich zum Ave Maria
Ein helles Geläut' erschallt.

Und gegenüber dem Kirchlein,
Hoch oben auf Felsengestein,
Da prangt in vermodertem Stolze
Eine Herrenburg ganz allein.

D'rin hauste vor Zeiten ein Ritter,
Der war ein wüster Gesell,
Der hatt' sich dem Teufel verschrieben,
D'rum sah er nie freundlich und hell.

Sein Beten wurde zum Fluchen,
Sein Gott war der Becher voll Wein,
Klang d'rüben das Ave Maria,
So lacht' er und schenkte sich ein.

Da war seine Zeit verronnen,
Zu frühe, so meint' er, sey's fast:
Er versprach dem Teufel sein Söhnlein,
Der hat ihn bei'm Worte gefaßt.

Und als nun gekommen der Abend,
Da nahm er sein einziges Kind,
Und ging hinunter zum Walde,
Und dacht' es zu opfern geschwind.

Doch als er sein Schwerdt gezücket,
Erscholl durch die stille Luft
Das Glöcklein zum Ave Maria,
Wie die Mutter die Kindlein ruft.

Da sinkt sein Söhnchen zur Erde
Und faltet die Hände zart,
Und betet zum Vater im Himmel,
Weil der Vater auf Erden so hart!

Da begann auch der Ritter zu weinen,
Als hätt's ihm wer angethan,
Er kniete zu seinem Söhnchen
Und ward ein gottseliger Mann.

Ludwig Hallirsch.

Die Jesuiten.

(Fortsetzung.)

In einem kleinen Thale, sehr anmuthig gelegen, stieß Godwin, von dem langen Wege ermattet, auf ein Kloster, und eilte darauf zu, um sich ein Glas Wasser zur Erfrischung reichen zu lassen. Er trat hinein und klingelte an dem Sprachgitter. Ein junges Mädchen erschien verschleiert und schien etwas unruhig zu seyn bei Godwins Anblick. Dieser, ohne es zu beachten, bat um ein Glas Wasser, und das Mädchen eilte zurück. Bald erschien eine verschleierte Frau am Gitter, von majestätischem Wuchse, und auch sie bebte, aber merklicher zusammen, als sie in Godwins Antlitz blickte. Dennoch schien sie sich zu fassen, und reichte dem Jüngling einen Becher Wein hin.

„Ihr seid zu gütig, ehrwürdige Frau," sagte Godwin; „ich bin Euch sehr verbunden. Habe ich vielleicht gar die Ehre, die ehrwürdige Frau Aebtissin zu sprechen?"

„Ihr irrt, mein Herr," sagte die verschleierte Frau mit wankender, zitternder Stimme. „Ich bin schon lange Zeit hier im Kloster, und vertraure mein Leben in steter Arbeit."

„Daß man doch überall Traurende finden muß!" seufzte Godwin, und setzte sich ermüdet nieder. „Ihr werdet mir verzeihen," fuhr er fort, „ich bin so ermattet, daß ich kaum noch zu stehen vermag."

„Thut ganz nach Eurem Bequemen," antwortete ihm jene, und nach einigem Hin- und Herfragen, wobei sich Godwin namentlich nach der Entfernung des Waltorfischen Landgutes erkundigte und erfuhr, daß es noch eine kleine Stunde sei, sagte die Nonne:

„Ich bitte Euch, junger Herr, wollet mir doch etwas über Euren Geburtsort und Namen sagen." Man hörte, daß ihre Stimme mehr und mehr bebte, ihr Busen wogte unruhig, und Godwin fragte: „Ist Euch etwas daran gelegen, so will ich Euch gerne erzählen, was ich weiß." —

„Ihr werdet es uns nicht für eine weibliche Neugierde auslegen," antwortete sie; „beliebt mir nur Euren Namen und Euren Geburtsort anzugeben."

„Ich bin aus Prag" — sagte Godwin — „Und heißt?" schrie die Nonne gespannt."

„Godwin Tzirnau," sagte er. —

„Aline! Aline!" rief im Kloster eine Stimme, die Frau aber hielt sich mühsam aufrecht an dem Gitter und stammelte nur: „Flieh! — Man ruft mir, Es ist verboten — heute um Mitternacht — komm in den Klostergarten." —

„Sieh!"

Und damit schlug sie den Schleier zurück, und Godwinn sah erstarrend sein eignes, nur älteres und bleicheres Gesicht. Ein geheimes Grauen rieselte ihm durch die Gebeine, und während er dem Wink seines Ebenbildes folgte und wegging, hörte er noch die Beschäftigungen ihrer Mitschwestern um sie, sie war in Ohnmacht am Gitter hingesunken.

Godwin setzte seinen Weg, so erschöpft er auch war, mühselig fort; dabei benahmen ihm die seltsamen Begebenheiten noch mehr seine Kraft. Reue und Haß gegen die Jesuiten drängten sich allmächtig in ihm auf; ein geheimer Schauder lähmte ihm seine Nerven beim Gedanken an die Erscheinung der Nonne, und dennoch zog ihn etwas mit unwiderstehlicher Gewalt zu ihr hin. Auch die zärtliche Mathilde stand in all' ihrem Liebreiz vor ihm, er beeilte sich, ihrem Wohnsitze näher zu kommen. Fern vergoldete die Mittagssonne die Kuppeln der Thürme, und eine unnennbare Sehnsucht ergriff

ihn. „O dürft' ich ihr ganz leben," seufzte er oft zu sich selbst; „wie könnte ich glücklich seyn im Schooße dieser Familie."

Er war fast ganz erschöpft auf den Hügel hinangeklommen, worauf das Gut lag. Der Lechfluß glitt sanft unter ihm hin. Er eilte in den Garten. Die Kniee versagten ihm, er sank ohnmächtig auf eine Rasenbank nieder.

Als er wieder zu sich kam, stand Mathilde neben ihm, gutmüthig besorgt, ihn zu erwecken.

„Seid Ihr wieder wach?" rief sie froh," als er die Augen aufschlug, „Ihr habt aber auch fest geschlafen."

Godwin ermunterte sich und sagte: „Ich habe wohl mehr als geschlafen. Aber Ihr seid ein recht rettender Engel mir erschienen."

„Um Gott, was fehlt Euch," rief Mathilde, seid Ihr krank?"

„O nicht mehr," lächelte Godwin, „aber müde bin ich sehr."

„So kommt mit herein," sagte sie, „und wenn Euch das Gehen schwer wird, so stützt Euch nur auf mich."

„Das würde sehr ungalant seyn," sagte Godwin abwehrend, aber Mathilde redete ihm das aus, sprechend: „Laßt doch die Thorengedanken! Ihr seid ja nicht wohl. — O Ihr seht so blaß, ich befürchte wieder eine Ohnmacht; stützt Euch auf mich!"

Godwin sah sie mit einem seelenvollen Blick an, und sie ihn. Der Lichtstrahl aus den beredten Augen verstand sich wohl. Ergriffen, seiner selbst nicht mehr mächtig, fiel ihr Godwin zu Füßen und stammelte: „O diese Stunde ist die schönste meines Lebens!"

Aus Mathildens Augen perlten zwei große Thränen über die Wangen. Sie bog sich liebend über den guten Schwärmer, und lispelte: „Sie wird mir ewig theuer seyn."

Da kam eben der Graf die Allee herab, und sah die stumme Scene. Er blickte gerührt zum Himmel auf, und eilte in das Schloß zurück.

Die zwei Liebenden folgten ihm bald nach, sie hatten seiner nicht gewahrt.

Auf dem Wege noch erkundigte sich Godwin nach Clara und Hartmann, und erhielt von Mathilden den Bescheid, das letzterer noch dieselbe Nacht verschwunden sei, und Clara ganz ungewöhnlich still und eingezogen lebe. Godwin wollte davon allerlei Böses ahnen, aber die Gegenwart seiner Mathilde ließ ihm nicht Zeit, darüber nachzudenken.

Godwin hatte sich bis zum Abend sichtbarlich erholt, und unter einem schicklichen Vorwand begab er sich schon gegen sieben Uhr auf den Weg nach dem Kloster. Als er nahe dahin kam, erstaunte er nicht wenig, einen großen Tumult darin zu vernehmen. Er blieb in einiger Entfernung stehen und gewahrte bald, daß die Nonnen aus dem Kloster heraus kamen und geordnet weiter zogen. Zu dieser Zeit war dieß ein unerhörter Fall. Bald kamen auch eine Menge Mägde und Dienerinnen, welche große Päcke den Nonnen nachtrugen. Godwin grüßte, als ihm der Zug nahe gekommen war, ehrerbietig und bemerkte auch sein Ebenbild darunter. Sie legte ernstbedeutend ihren Finger auf den Mund und ging vorüber. Eine der Dienerinnen, die nur leicht belästigt, hinten nach ging, fragte Godwin, was der Abzug zu bedeuten habe. Diese erzählte, daß eine Menge Jesuiten, einen jungen Menschen an der Spitze, gekommen sei, und mit Briefen und Urkunden bewiesen hätten.

daß dieses Kloster der Gesellschaft Jesu angehöre, und daß sie unverzüglich sich in ferne Klöster zerstreuen müßten. Godwin knirschte vor Zorn; er meinte, die Frau müsse ihm ansehen, daß er ein Jesuite sei, und Schamröthe stieg ihm ins Gesicht. Eilend erkundigte er sich noch um die Frau, die ihm so ähnlich war, und die die Dienerin gleich errieth, erfuhr aber wenig, trug hingegen dieser auf, jener Frau zu bedeuten, daß sie auf das Landgut des Grafen Waltorf gehen und dort in seinem Namen Herberge verlangen solle. Er werde, fügte er hinzu, bald nachfolgen.

Er trat darauf in das Kloster, und war erstaunt, lauter Jesuitenmönche darin zu finden. Man wies den Fragenden in ein Zimmer, worin er den Franz Hartmann in schwarzer, geistlicher Bekleidung antraf. Lachend kam ihm dieser entgegen und sagte ihm, wie er sich des Klosters so leicht bemächtigt habe. Godwins Stirne zog sich in tiefe Furchen zusammen. „Und Du mußt,“ donnerte er, „zu der Teufelsbotschaft lachen, als ob Du eine himmelsgute That vollbracht hättest?“ Hartmann sah ihn mit großen Augen an und sagte: „Entweder seid Ihr wahnsinnig, oder ich bins. Ich habe das alles im Namen des heiligen Bundes der Jesuiten gethan.“

Godwin stand starr und still. Er meinte, es könne nicht möglich seyn, und Hartmann schien dieselmal doch Wahrheit gesagt zu haben. Aber seinen Grimm konnte Godwin dennoch nicht beherrschen. „Es mag jetzt darum seyn,“ schrie er, „wie Du gesagt hast, oder nicht, ich werde auf jede Weise darum fragen. Wehe Dir, ist es wieder ein Bubenstreich von Dir!“

„Ein Bubenstreich,“ hohnlachte Hartmann, und sein Schlangenblick ruhte auf Godwin — „wieder ein Bubenstreich!“

„Freilich wieder!“ rief dieser. „Sag, Elender, warst Du krank, oder hast Du Dich nur so gestellt? Warum verschwand'st Du dort auf dem Landgute in der Nacht, wie ein Dieb! Und hast Du die liebe Clara“ —

„Ha, man sollte meinen, ich stünde vor dem General,“ sagte Hartmann; „Ich soll denn doch Euch keine Rechenschaft meines Thuns geben, dächte ich — Geht! und schweigt!“

„Ich werde noch ernstlich darüber sprechen,“ drohte Godwin; „für jetzt gehe ich, und suche den Nonnen die Ihr vielleicht, wenn sie in roher Kriegsleute Hände fallen, endlos unglücklich macht, einen Zufluchtsort bei dem Grafen Waltorf zu bereiten.

„Ei wie menschenfreundlich,“ lachte Hartmann, und setzte sich an seinen Schreibtisch; Godwin eilte davon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Hohenstein.

und der Wasserfall bey Langenfeld.

(Beschluß.)

Hohes Wunder der Natur, majestätischer Hohenstein! welche Macht hat dich gebildet? Welche Krise der Schöpfung riß dich von den umherliegenden Bergen los; oder sprengte dich aus der Tiefe mit vulkanischer Gewalt herauf? Wer zerspaltete dir die hohe Felsenstirn und zerklüftete deinen steinernen Rücken? Wer behaarte deinen grauen Schädel mit hundertjährigen Buchen und bekleidete deine nackte Schläfe mit feingewebtem Moose? Wer zog dir den ehernen Panzer an, Hohn zu sprechen allen Stürmen der Witterung? Wer stellte dich ins Gleichgewicht, unbeweglich auf deiner Kraft zu ruhn und Jahrhunderte wie Stunden bey dir vorübergehen zu

lassen? Manches Geschlecht wird kommen und gehen, aber du wirst unverändert bleiben. Unsre Asche wird die Luft verwehen, aber dich, dich wird die späteste Nachwelt noch in derselben Jugendstärke sehen, worin dich Hermann und seine Zeitgenossen schon vor Jahrtausenden erblickten. Wenn aber auch deine Stunden einst abgelaufen seyn werden, wenn vor dir Städte und Dörfer, die du mit ewig ruhigem Antlitz betrachtest, längst unter ihrem Schutt begraben seyn werden wenn dein müdes Haupt zuletzt ins Thal herab sinkt nnd die niedern Waldungen mit seinen Trümmern bedeckt, wenn der Bach, der dich umschlängelt, einen andern Weg sich ausbahnt, und kein Wanderer mehr die stolze Burg von ferne schaut — wer denkt da noch an den Sänger, der deinen Gipfel erstieg, um dem großen Denkmahle der Natur ein kleines Denkmahl seiner Bewunderung zu errichten.

Der Wasserfall bey Langenfeld.

Der Besuch des Hohensteins spannt die Neugierde des Naturfreundes, der sich nur einigermaßen auf Physiognomie der Gegenden versteht, unwiderstehlich zu Versuchen, die auch dann nicht unbelohnt bleiben würden, wenn die Kunde der Jäger und Förster uns keine weitere Auskunft über die wahrscheinliche Ausbeute neuer Nachforschungen geben könnte. Noch vor wenig Jahren war der Wasserfall bey Langenfeld, so bekannt er auch den Menschen war, die ihn täglich rauschen hörten, eine völlig unbekannte und unentdeckte Schönheit der Natur. Wer hätte auch in einer solchen Nähe, mitten in einem bevölkerten Lande, einen Wasserfall vermuthen sollen, dessen Anblick in Erstaunen setzen muß. Eine kleine Stunde vom Hohenstein, die wir aber bey unserm ersten Besuche des Wasserfalls durch einen Umweg über das Dachtelfeld um etliche Stunden uns verlängerten, gelangt man durch die Wälder an ein kleines Dörfchen, Langenfeld genannt, welches an der nördlichsten Grenze der Grafschaft Schaumburg, Hessischen Antheils, unweit des Kirchdorfs Hattendorf gelegen ist. Man verwundert sich, vom Gipfel des Hohensteins in einer grade fortlaufenden Höhe, die man für eine ebne Fläche halten könnte, ohne Absteigen bis an diesen Ort zu gelangen, an dessen letzten Ende in einer allmälig sich vertiefenden Schlucht, die von einem unbedeutenden Flüßchen gebildet wird, eine kleine Mühle sich verbirgt, die das ganze Wasserbehälter zu unsrer Kaskade in einem kleinen Weyher umschließt, der unsrer großen Naturscene zu einem wenigversprechenden Vorgrunde dient. Ein schmaler Fußsteig führt uns um die Mühle herum. Auf einmal erblicken wir vor uns einen jähen Absturz. Die Schlucht versenkt sich vor unsern Augen in die tiefsten Wälder und das Wasser, welches von der Mühle abschließt, stürzt über den jähen Abhang, der uns Schwindel erregt, und verliert sich vor unsern Augen, in eine Tiefe deren Grund wir nicht entdecken können. Wir steigen seitwärts in die finstre Schlucht hinein. Durch einen gekrümmten Fußsteig gelangen wir bis an den untersten Boden des Beckens, der das Wasser auffängt. Wir suchen uns einen bequemen Standpunkt in der Nähe des Falles auf. Einige von uns wagen sogar, durch ein mühsames Umklettern der losgebröckelten Steine bis unter den Felsen zu klimmen, der sich oben mächtig herüberwölbt, um das aufgefangene Wasser frey durch die Lüfte von oben herabfallen zu lassen. Ehe wir uns dessen versehen, zieht der Müller seine Schleußen auf. Ein ferner Donner rauscht durch die Wipfel der Bäume, die den Fels beschatten. Plötzlich wälzt sich eine lichte Staubwolke von schneeweißem

Wasserschaume, dessen Oberfläche in einen hellglänzenden Nebel verstäubt, über die Masse von Steinen herüber, von denen vorher das sparsame Wasser in senkrechten Strahlen herabfloß und in einem breiten, ungetheilten Bogen strömt nun auf einmal die ganze Flut uns entgegen, die von der Abdachung der Felsenwand, einen Luftraum von dreißig bis vierzig Fuß durchspaltet um mit erschütternder Gewalt sich an den unterliegenden Steinen zu zerstoßen und mit einem betäubenden Geräusch jeden Laut zu verschlingen, der durch die schäumende Flut von unsern bestürzten Gefährten, die unter dem Falle stehen, zu unserm Ohre herüber eilt. Neben diesem Hauptstrome stürzt eine neue Flut von Gewässern durch eine schmalere Oeffnung und der Felsen Gesträuche. Beyde zusammen bilden das große Schauspiel, von dessen Wirkung eine jede Abbildung dem Auge nur eine unvollkommne Darstellung gewähren kann.

Verdient hätte es dieser Anblick, von jedem Reisenden gesehen zu werden, den der Zufall in diese Gegenden führte. Die berühmten Bäder zu Renndorf sind nur wenige Stunden von diesem Wasserfalle entfernt. Wüßte der Fürst, der seinem Geschmacke an hoher Naturschönheit durch seinen Weißenstein ein bleibendes Denkmahl setzte, welches seltne Naturspiel an der Grenze seines Landes zu finden wäre, er würde vielleicht die heilsamen Wirkungen der Renndorfer Quellen durch eine Anstalt befördern, wodurch den Fremden die Wege nach Langenfeld zugänglich gemacht würden; und eine kleine Erweiterung des Wasserbehälters, welches der armseligen Mühle zugleich zu Statten käme, würde das überraschende Schauspiel noch um die Hälfte vergrößern, welches in seiner Beschränktheit schon bey einem jeden, der Sinn und Gefühl für solche Schönheiten hat, Staunen und Bewunderung erregt.

Gedanken und Bemerkungen
vom Grafen Ségür.

In der Kindheit macht sich Alles mit uns zu schaffen; in der Jugend machen wir uns mit Allem zu schaffen, im Alter aber ziehen wir uns in uns selbst zurück.

Das Geld muß natürlich immer kostbarer werden in einer Zeit, wo alle Welt Geld will, und Ruf, Verstand, Freundschaft und Liebe käuflich ist.

Der Zorn ist der heftigste und unwürdigste Rathgeber des Menschen.

Zu jeder Zeit liebt der Leichtgläubige eher das Wunderbare, als das Natürliche.

Das Glück, das man so vergöttert, hängt lediglich vom Menschen ab; so flüchtig es dem Verwegenen ist, so beständig ist es dem Vorsichtigen.

Die drei gewöhnlichsten Wurzeln des menschlichen Unglücks sind: Vergessenheit der Gegenwart, unstätes Nachdenken über die Zukunft und Langeweile, die uns Alles, was wir besitzen, so gleichgültig macht, daß wir uns ewig einbilden, Andere haben mehr.

Der Neid weilt auf dem Grabe der großen Männer; späte Anerkennung nimmt nachher seine Stelle ein.

Undank ist eines der unnatürlichsten Laster, denn selbst das Thier ist dankbar.

Die Gerechtigkeit ist den Menschen so unentbehrlich, daß sie selbst ihre Schleier erborgen, um ihre ungerechten Handlungen damit zu verdecken.

In der Regel, wenn der ehrliche Mann an eine Stelle zu stehen kommt, die einen Gauner bereichert, ist es zu seinem Verderben.

Verrath ist nie eine Tugend, auch wenn sie den besten Zweck hat.

Bürgerkrieg ist die Krankheit eines Staats; Einmischung eines Fremden aber gar sein Tod und seine Schande.

Reiche fallen, wie Menschen, die zu weit und zu schnell gehen.

Ein mächtiger Verbündeter ist ein Gebieter.

Die Welt und das gesellige Leben ist ein immerwährender Maskenball, wo viele Masken bald, einige spät errathen werden, wo alle zu errathen glauben, aber nur wenige ganz richtig errathen, und die meisten sich selbst Räthsel bleiben.

Wer die Welt und die Menschen bloß aus Büchern kennen zu lernen glaubt, kommt mir gerade so vor, wie ein Mensch, der in einem Guckkasten große Städte, Bataillen und alle Wunderwerke der Welt in wenig Augenblicken vorüberziehen sieht, und nun hingeht und erzählt, er sei in London, Paris, Petersburg, in Aegypten u. s. w. gewesen.

Leute, die das, was sie in Gesellschaft sprechen wollen, vorher auswendig lernen, haben (mit Erlaubniß) das mit den Predigern gemein: man merkt es gleich im Eingange der Rede, ob sie memorirt oder aus dem Stegereife ist.

Wenn eine Leidenschaft unserm Herzen den Hof macht, so geht gewöhnlich indessen der Verstand aus Discretion spazieren.

Es würde mit der sogenannten Nächstenliebe noch weit erbärmlicher und mißlicher stehen, wenn die Natur nicht mit gutem Bedacht zugelassen hätte, daß der Mensch dem Menschen durch tausendfache Verhältnisse zum dringenden Bedürfniß geworden wäre.

Man ist nie alt genug, um immer jungen Leuten in der Liebe rathen zu können.

Die meisten Menschen wollen lieber mitunter einmal unsanft gestoßen und getreten, als wenig oder gar nicht bemerkt sein.

Es ist leichter, daß selbst ein mittelmäßiger Kopf in manchen Angelegenheiten einen guten Rath ertheile, als daß ein guter Kopf guten Rath richtig befolge.

Miscellen.

Sonderbares Zusammentreffen.

P...., Unteradjudant des zweiten Bataillons N.... war, im spanischen Befreiunskriege in dem furchtbaren Kampfe bei Medellin am 26. März 1809 schwer verwundet, in das vor diesem Städtchen auf dem Wege nach St. Benito gelegene Franziskanerkloster gebracht worden, wo sich bereits mehrere Spanier befanden.

Die Menge, dazu der Mangel an allen Anstalten veranlaßte, daß diese Bedauernswürdigen, Freund und Feind, durch und nebeneinander, in dem Corridor, dem Refectorium, den Zellen und Klostergängen hingelegt und verbunden wurden. P... erhielt auf diese Weise neben einem spanischen Feldwebel, der fünf schwere Wunden hatte, seinen Platz. Durch das unaufhörliche Gewimmer desselben in den folgenden Tagen in seiner Ruhe gestört, verlor er am Ende die Geduld und brach in ein kräftiges Fluchen aus, bald in spanischer, bald in deutscher Sprache. Bis dahin hatte der feindliche Feldwebel nur immer in spanischen Worten seinen Schmerz geäußert, jetzt aber, da die nachdruckvollen deutschen Verwünschungen ihm zu arg wurden, erwiderte er sie ebenfalls in derselben Sprache;

und so enstand ein heftiger Wortwechel zwischen beiden Leidenden. —

„Wo hast Du spanischer Caracco Dein Deutsch gelernt?" fragte endlich der Unteradjudant. — In Mainz, versetzte der Erstere. — „Aus Mainz bin ich auch gebürtig. Wie heißt Du denn, Du Spitzbube?" — Ich nenne mich P...., antwortete der Spanier. — „Was?" fuhr der Adjudant auf, „so heiße ich auch. Wie hieß denn Dein Vater, und weß Handwerks war er?" — Mein Vater nannte sich Joseph P.... und war Schreiblehrer. — „Der meinige auch," fiel der Adjudant ein; „Du bist auf diese Art vielleicht gar mein Bruder, wie nennest Du Dich denn?" — Ich nenne mich Joseph, wie mein Vater, und wenn Du mein Bruder bist, so muß Dein Name Heinrich sein. — Also war es auch. Beide verständigten sich nun näher über ihre Familien-Angelegenheiten und erkannten sich als Brüder. Der Spanier hatte nämlich vor 16 Jahren seine Heimath verlassen, und sich bei einem in spanischen Diensten stehenden Schweitzer-Regimente anwerben lassen. Auf Verwendung seines Bruders wurde er jetzt bei einem der Verpflegungszweige des Regiments angestellt, nach der Schlacht von Talavera war er jedoch verschwunden.

Folgender merkwürdige Vorfall hat vor einiger Zeit das Kriminalgericht von Paris beschäftigt. Ein Miethkutscher spielte den 28. Novbr v. J. mit einem Soldaten, der vorher sein Stalljunge war, Karten in einer Weinschenke der Vorstadt Honoré. Der Kutscher schlug dem Soldaten vor, um seinen Säbel zu spielen, weil er kein anderes Pfand noch Geld hätte. Auf des Soldaten Bemerkung: daß der Säbel nicht ihm gehöre, versetzte der Kutscher: „So spiele um Dein Ohr!" — Das ist etwas anderes; das Ohr ist mein, und folglich kann ich darum spielen. — Der Soldat verlor die Parthie, und der Kutscher sagte: „Zahle mir zwei Bouteillen Wein, oder ich schneide Dir das Ohr ab!" — Ich habe kein Geld; schneide es ab, wenn Du willst! — Dabei legte der Soldat den Kopf auf den Tisch hin. — „Ich will gleich Deine Affaire machen! ich gehe nur zuvor noch bei Seite!" — Als der Kutscher zurück kam, setzte er sich neben den Soldaten, zog ein Messer heraus, und ergriff ihn beim Ohre. Der Soldat glaubte: er wolle ihn nur kneipen, und ließ es geschehen; allein der Kutscher schnitt das Ohr ab, und zeigte es den Gästen mit den Worten: „Er hat es verspielt; es ist mein!" — Man fragte ihn: Und wenn jener seinen Kopf verspielte, hättet ihr ihn auch abgeschnitten? — „Eben so!" antwortete der Kutscher. — „Der Schuft!" rief der Soldat, indem er sich das blutende Ohr wusch, „er hat mir's wirklich abgeschnitten, ich hätte es doch nicht geglaubt!" — Der Kutscher wurde den folgenden Tag eingezogen. Er ist 42 Jahre alt und schien nüchterner gewesen zu sein, als der 19jährige Soldat. Letzterer wurde im Hospital geheilt. Das Ohr war glatt weggeschnitten, und er hört nun hart. Der Kutscher ist zu vierjähriger Gefängnißstrafe und zweistündiger Ausstellung verurtheilt worden.

Auflösung des Buchstaben- und Sylben-Räthsel in Nro. 55.

Plantage.

Von den dieser Tage viel nachgefragten Wechsel-Blanketts sind jetzt 2 Sorten à 100 48 Gr. so wie auch eine neue Sorte Frachtbriefe à 100 30 Gr. in meinem Comptoir Papenstraße Nro. 22. zu haben. Auch hat der kleine, ganz richtig für unsere Stadt und unser Gebiet berechnete, Kalender für 1824 die Presse verlassen und ist bey allen Herren Buchbindern gebunden zu bekommen. G. Jöntzen.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang
Drittes Quartal

Nro. 58.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 20. July 1823.

Es geht ein stiller Engel durchs Leben,
Der mit dem Leben geboren ist;
Ihm ward die hohe Vollmacht gegeben:
Dem Dulder die sinkende Seele zu heben,
Und Demuth zu winken dem, der sich vermißt.

Tiedge.

* Auf dem Kirchhofe.

Sei gegrüßt, du stilles Thal der Thränen,
Das auch mich einst nimmt in seinen Schoos:
Wo gestillt wird unser tiefstes Sehnen
Und versöhnt wir sind mit unserm Loos;
Wo den armen kranken Sohn der Schmerzen
Mitleidvoll des Staubes Mutter wiegt,
Balsam lindert die zerrissnen Herzen,
Thränen trocknen, nimmer sonst versiegt.

Hier ist Ruhe für den Lebensmüden,
Dem das Glück den Rücken stets gewandt,
Seinen Staub umweht ein sanfter Frieden,
Und die Seele weilt im bessern Land. —
Heil'ger Vorhof nur geahnter Freuden,
Die uns winken dort im Abendroth!
Bist die Pforte du der Ewigkeiten
Wo uns nicht mehr Erdensorge droht?

Wo die Heimathlosen, Hartverkannten
Nicht des Mißtraun's gift'ge Schlange sticht;
Wo dem immerhin vom Glück Verbannten,
Nicht mehr jedes Hoffnungsreis zerbricht?
Wo nicht mehr der Rang erkaufter Größe
Ueber stille Tugend sich erhebt.
Wo das Laster nicht in frecher Blöße
Alles Gute auszurotten strebt?

Ja, hier sind gefesselt böse Zungen,
Ewig schloß der Tod den Frevelmund,
Welcher Nächsten-Ehre oft verschlungen,
Mit den Furien im treuen Bund.
Finsterniß umhüllt des Neides Blicke,
Die oft giftgetränkten Pfeil entsandt;
Kraftlos sind der feigen Arglist Tücke
Und gelähmt des Uebelthäters Hand.

Hier im Staub' versinkt das Irdisch-Schöne,
Das für solchen Wechsel nicht erwacht.
Hier verstummen Freud'- und Schmerzens-Töne
Lust und Leid schläft nun in Todesnacht! —
Neben leeren dünkelvollen Thoren
Schlummert nun der Weise ungestört. —
Stolz hat seinen Pfauen-Schmuck verloren,
Hier nicht mehr vom Flitterglanz bethört. —

Augen, die gleich milden Sternen glühten —
Hier umdüstert sie ein ew'ger Flor;
Wangen, die gleich Maienrosen blühten —
Werden bleich an der Verwesung Thor;
Locken, die gleich Wellen sich erhoben —
Sie zerfallen in der kalten Nacht;
Lippen, die von Zauberreiz umwoben —
Haben nun zum letzten Mal gelacht.

Nicht mehr tobend wie ein wildes Feuer,
Ruh't der Leidenschaften tiefes Meer,
Habgier! größtes aller Ungeheuer,
Hier entschläft auch deiner Wünsche Heer.
Aermster! der du hier gefröhnt den Sinnen,
Wie ward dir im letzten Augenblick,
Als der ernste Tod dich rief von hinnen?
Blicktest du mit Schaudern nicht zurück! — —

O wohl dem, der in des Lebens Tagen,
Alle schönen Tugenden geliebt
Und, wenn gleich im Kampf, doch ohne Zagen
Wo er konnte, froh sie ausgeübt.
Freudig kann er dann auf Gräber schauen
Als der Ruhe heitern Friedens-Port,
Und entschläft er, schwingt zu lichten Auen
Seine Seele sich zum schönen Dort.

Süße Hoffnung, nach den Prüfungstagen
Auszuruh'n im stillen Friedenshain,
Und von Engelsittigen getragen
Selig mit den Seligen zu sein!
In dem höchsten der Gedanken findet
Unsre Seele Trost, in diesem Raum,
Süße Hoffnung! wenn auch alles schwindet
Du allein wirst nicht zum flücht'gen Traum! —

Hedwig Hülle.

Die Jesuiten.

(Fortsetzung.)

Clara, seit jener nächtlichen Begebenheit und vorzüglich über das Verschwinden Hartmanns zerrüttet an Geist und Körper, trauerte einsam in ihrer Kammer. Bei dem Grafen und Mathilden schützte sie Krankheit vor, aber blos um das Zimmer nicht verlassen zu müssen, und ihrem Gram ganz nachhängen zu können. Sie zerbrach sich tagelang den Kopf, wohin doch Hartmann gekommen seyn möchte, was ihn habe bewegen können, so heimlich zu entfliehen. Daß er sie ganz verlassen habe, auf immer, das konnte und — wollte sie nicht glauben. Sie wußte, daß er Godwin folgen mußte, und glaubte fest, daß er darum so schnell abgereißt sei.

Einmal, als sie auf dem Balkon wehmüthig saß und den Garten übersah, konnte sie sich nicht enthalten, durch die Fensterthüren in Hartmanns Zimmer zu blicken. All' sein Gepäck war verschwunden, aber als sie sich eben wieder abwenden wollte, blitzte ihr von einem Tische etwas entgegen. Sie sah dahin, und erblickte Hartmanns sammtne Brieftasche, mit reichen Goldstickereien, und daß diese Aufschluß geben müsse, warum er so bald weggereißt sei, glaubte sie gewiß. Sie fand das Fenster offen, es war ihr leicht, die Brieftasche von dem Tische zu holen. Fröhlich eilte sie mit dem kostbaren Funde in ihr Zimmer.

Sie öffnete. Das erste, was ihr entgegen kam, war sein wohlgetroffnes Bildniß. Lange sah sie es tiefsinnig an. Eine süße Wehmuth rang ihr die Erinnerung ab, und sie seufzte lächelnd, aber Thränen perlten ihr über die Wangen: „Nein! dieß Antlitz trügt nicht! O wie wäre möglich, daß die schönen, seelenvollen Augen so giftig durchbohrten! Wie könnte diese frohe Stirne so schändliche That brüten! und wie sollte der blühende Rosenmund sein „Ja" verläugnen und falsch schwören!" Sie drückte einen heißen Kuß auf daß theure Bild und blätterte weiter. Mehrere Papiere, die über seine Kriegerpflichten Aufschluß gaben, überging sie kalt,

da fiel ihr ein einzelnes Papier in die Augen. Sie las.

Wer das Entsetzen der armen, getäuschten Clara fühlen kann, dem brauch' ich es erst nicht zu sagen, und dem Gefühllosen es zu beschreiben, ist meine Feder nicht vermögend. Sie las Hartmanns Schwur als Jesuite. Erstierbend lag ihr Blick lange auf dem Papier, sie las noch einmal, und gewisser stand sein Verrath vor ihrer Seele. „Jesuite!" sagte sie im Tone der starren Verzweiflung, „falsch geschworen! So ist es doch wahr!" Und ihre Augen rollten rachesprühend in den Papieren umher. Da fiel ein Brief daraus auf die Erde, und als sie auch diesen las, erfuhr sie, wie einer von Hartmanns Vorgesetzten diesem befahl, das Nonnenkloster in der Nähe des Landguts in Besitz zu nehmen, aber ja so bald als möglich. — Clara wußte genug. „Dort wird er seyn," rief sie, und alle ihre Pulse zuckten nach Mord! „Gott selbst winkt mir dahin! Dort wird er seyn!"

Sie blickte lange in dem Zimmer umher, aber sie fand nichts. Da durchzuckte sie ein Gedanke, dem sie unwillkührlich Folge leisten mußte. Sie eilte in die Waffenkammer des Grafen, steckte einen scharfen Dolch zu sich und nun eilte sie ungesehen zur Gartenpforte hinaus.

Es war schon später Abend; als sie, des langen Laufs ungewohnt, endlich an das Kloster kam, dunkelte die Nacht bereits tief über dem Thal. Das Gebäude war ganz dunkel. Nur vorn in einem Zimmer brannte ein spärliches Nachtlicht. Die Klostermauer trennte sie davon. Sie kletterte hinüber, die Verzweiflung lieh ihr Stärke und Muth. Es war leicht, in das Zimmer zu sehen. Drinnen lag auf weichen Pflaumen ausgestreckt Hartmann und schlief fest. Clara durchzuckte eine wilde Freude. Aber wie hineinkommen! Die Thüre in das Haus war verschlossen, jene zu seinem Schlafgemach war, wie sie sah, nur angelehnt. Sie eilte an die äußerste Pforte der Mauer und schellte, dann zog sie sich eilends zurück und barg sich nahe an der Hausthüre, die ziemlich entfernt von jener war. Nicht lange, so kam auch ein schwerfälliger Tritt über den Gang, die Thüre ging auf und eine alte Frau kam heraus um die Pforte zu öffnen. Clara schlüpfte schnell hinein, öffnete die Thüre zu Hartmanns Schlafgemach und verbarg sich darin so ruhig als möglich. Gleich darauf hörte sie die Alte murrend zurückgehen und die Thüre verschließen. Bald war wieder Ruhe in dem ganzen Gebäude. Clara eilte an Hartmanns Lager. Eine hochfühlende Freude spiegelte sich auf seinem Antlitz. Es schien, als ob ein ihm angenehmer Traum ihn umgaukele. Da loderte Claras Zorn nur noch fürchterlicher auf. Gewaltsam riß sie ihn am Arm empor und als er sie erwachend gewahrte, schrie er laut auf: „Du hier? Was willst Du," rief er mit bleicher Miene, es mochte eine bange Ahnung in ihm erstehen. Aber als er länger in ihr, auch im Zorn schönes Antlitz blickte, da wollte er seine Angst gewaltsam niederdrücken und verlangend streckte er die Arme nach ihr aus. „Clara," sprach er, „Deine Treue reicht zu weit. — An meine Brust, Engel," fuhr er fort, (denn noch immer stand Clara sinnend und starrblickend da) und schritt auf sie zu, sie zu umfassen. Aber in dem Augenblick blitzte in ihrer Linken sein Portefeuille und in ihrer Rechten ein blanker Dolch. „So war es nicht gemeint!" schrie sie wüthend, und der Dolch zuckte, Blut rieselte aus einer bedeutenden Armwunde.

„Höllenfurie!" donnerte Hartmann, und sprang auf; die schwache Clara warf er ungestüm zu Boden. Und als das Kloster durch den Lärm wach geworden war, und die Jesui-

ten das Schlachtopfer umstanden, winkte er mit kalter Teufelsmiene: „Nach Rain bringt sie. Noch diese Nacht! Sie hat mich hier überfallen, und wollte mich ermorden. Seht hier die Wunde. Mit Eurem Leben haftet Ihr für sie."

Vergebens jammerte Clara, und bat vergebens. Vergebens fluchte sie Hartmann, er sah ihr höhnisch nach, und als er kaltblütig seine Wunde verbunden hatte, schrieb er eiligst an den Secretär, zu dem er Claren bringen ließ.

Godwin war den Nonnen schnell nachgereißt und hatte auf seine Verwendung bei dem Grafen, einigen einen Zufluchtsort in dessen Landgut verschafft. Darunter befand sich auch Aline, die ihm so unendlich lieb geworden war, die er aber jetzt noch nicht sprechen konnte und wollte. Sein stets reger Rechtseifer trieb ihn augenblicklich nach Rain, und ob er wohl wußte, daß er bei dem Secretär nicht Recht finden würde, so wollte er doch durchaus wissen, ob die Besitznahme des Klosters mit Vorwissen des Bundes geschehen sei.

Er kam in Rain an. Der Secretär empfing ihn kalt und bitter. Godwin trug unerschrocken vor, was er gesehen und gethan hatte, und fragte zuletzt mit strenger Stimme:

„Ich will nun blos wissen, ehrwürdiger Herr, ob die Besitznahme dieses Klosters mit dem Willen des Provinzials und dem Wissen des Generals geschehen ist, denn daß dieser Hartmann eine Maschiene aus Eurer Hand ist —"

Da fuhr der Secretär wild auf. „Elender Bube!" schnaubte er, „wer giebt Dir die Befugniß mit mir zu rechten?"

„Ich rechte nicht," sagte Godwin fest, aber wissen will ich, und ich kann es als Bundesglied fordern, ob diese Besitznahme gerecht ist."

„Und ist sie auch gerecht, so war es von dem elenden Hartmann ein Bubenstreich, die ehrwürdigen Frauen schonungslos zu verjagen."

„Also elende Maschinen verfertige ich!" schrie der Secretär und sein schwarzer Höllenblick ruhte verderbendrohend auf Godwin. „Wenn Du denn alles so gut weißt, Du frecher Novize, so will ich Dir nur sagen, daß Dich Ein Wort von mir zermalmen kann. Wisse, daß dies Kloster erbrechtlich der Gesellschaft Jesu zugehört und daß der Franz Hartmann ganz nach dem Willen derselben gehandelt hat."

„Dann weiß ich genug, ehrwürdiger Herr," verbeugte sich Godwin.

„Nein," rief der Secretär, „das Beste kommt noch. Du sollst auch wissen, daß es Dir zum höchsten Verderben gereichen wird, daß Du diesen Hartmann, so wie mich, mit schändlicher Ungebühr und Zuchtlosigkeit angehst, und daß Du diesen Nonnen Zuflucht bei einem Ketzer verschafft." Da trat ein Novize herein und überbrachte dem Secretär einen Brief. Er wartete, so lange dieser las. Godwin fixirte ihn scharf.

Der Brief schien ihm eine teufliche Freude zu machen, denn seine Züge verzerrten sich zu einem höhnischen Lächeln. Ah willkommen, hörte man ihn murmeln, und ein giftiger Blick auf Godwin brach sich auf der Schrift. „Ist sie unten?" fragte er den Novizen, als er gelesen hatte. „Zu Eurem Befehl," sagte dieser, und der Secretär machte eine unverständliche Bewegung mit den Händen. Der Novize ging „Macht Euch bereit," sagte der Secretär kaltblütig, „in Euren alten Kerker zu wandern. Man klagt Euch an, einen Liebeshandel mit des Waltorfs Tochter zu unterhalten, und das ist des Jesuiten schändlichstes Verbrechen."

„O dann," lachte Godwin grimmig, „will

ich Euren Hartmann auch desselben Fehlers, und überwiesen anklagen —"

„Verläumder!" donnerte der Secretär. Ich will nichts hören."

„Ihr müßt hören," sagte Godwin, „nicht eher begeb ich mich in Eure Gewalt."

„Nicht?" lächelte der Secretär, und schellte. Sechs gedungene Schergen stürzten herein und fesselten ihn.

„Ich weiß wohl," sagte Godwin im Abgehen zu dem Secretär, „was Eure Absicht ist, aber die Rache wird Euch vor der That ereilen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Glück des Mittelstandes.

(Fragment.)

Zu einem reinen und ungetrübten Genusse des Lebens bedarf es nicht des Reichthums, sondern nur eines anständigen Auskommens, und dieses wird in der Regel da sich finden, wo Fleiß und Arbeitsamkeit das Geschäft fördern und Häuslichkeit das Erworbene zu Rathe hält. — Dieser Genuß des Lebens ist es, worin das Glück des Mittelstandes besteht, was Reiche und die höheren Stände so oft entbehren müssen. Schon die Freiheit, sich seinen Umgang selbst und ohne conventionelle Rücksichten wählen zu können, und dabei uneingeschränkt der Stimme des eignen Herzens folgen zu dürfen, ist ein Vorzug, den nur allein der Mittelstand genießt. Wenn die Menschen dies doch recht lebhaft beherzigen wollten! Sie würden dann weder die Großen der Erde um ihre Größe beneiden, noch die Kinder des Reichthums mit scheelen Augen betrachten. — Vermögen wir denn mit allen Schätzen beider Indien auch nur den tausendsten Theil des Glücks zu erkaufen, das aus uns selbst hervorgeht? Das uns in jeder Lage des Lebens gleich dauernd blüht, eben weil es nur aus uns selbst hervorging? —

Aber da tritt der unselige Geist der Speculation wie ein Gespenst zwischen uns und unser wahres Glück, und während wir nach den Bergen schauen, die durch das kaufmännische Vergrößerungsglas uns golden erscheinen, treten wir fühllos das Blümchen in den Staub, das im Leben uns geduftet, und noch auf unserm Grabeshügel geblüht haben würde!

Der Zeitgeist.

Was ist der Zeitgeist? Er ist das Leben und Weben des gegenwärtigen Menschengeschlechts; er verräth dessen Denkart und leitet seine Handlungsweise. Das Uebersinnliche offenbart sich durch ihn und das Sinnliche drückt sich in ihm aus und in ihm sind wir, was wir sind.

Was will er? Das Unrecht soll unterbleiben, das Recht gethan werden. Die Weisheit soll die Herrschaft führen und eine rechtliche Ordnung den Willen der Gottheit verwirklichen. Es soll Ruhe und Friede herrschen, aber auf dem Grundsatze der Freiheit gegründet und die Menschheit soll im Bettler, wie im Reichen, geachtet werden.

Was will er nicht? Er ist ein Feind des Aberglaubens, wie des Unglaubens; er haßt das Böse und fühlt sich höchlich gegen alles Unrecht empört. Die Unvernunft soll das Regiment verlieren, wie List und Trug, und es soll weder Zwietracht noch Unordnung das Glück der Menschen stören.

Woher stammt er? Aus der innersten Tiefe des menschlichen Geistes, und was daher kommt, das hat einen höhern Ursprung.

Läßt er sich leiten? Was Menschen denken und thun, begehren und wollen, das beruht auf

Gründen; sind diese vernünftig und gerecht, so finden sie auch ein geneigtes Gehör. Die Vernunft ist der Leiter des Zeitgeistes, und wenn sie ihn immer zum Bessern führt, so ist er lenksam, wie ein Kind.

Ist es also gegründet, daß er halsstarrig und ungelehrig sey? Nein! wenn man ihn recht behandelt, so läßt er sich zu allem Guten leiten, aber zwingen läßt er sich durch keine Gewalt, noch weniger durch eine solche, die bloß Zwang und keine Gründe kennt, die dem Vorurtheile fröhnt und dem Rechte Hohn spricht. Diese richtet nichts gegen ihn aus.

Der Zeitgeist ist also ein guter Geist, welcher Großes will und Herrliches durchsetzt. Er ist der Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit und wer wollte noch einen Stein gegen ihn aufheben?

Anekdoten.

Ein Chirurgus operirte einen Patienten, der an einem Zungenübel litt, so unglücklich, daß dabei fast die ganze Zunge verloren ging. Der Chirurgus wurde damit oft von lustigen Köpfen, worunter sich auch ein Buchdrucker befand, aufgezogen. An dem Buchdrucker glaubte sich der Chirurgus durch die Bemerkung zu rächen, daß in einem neu gedruckten Gesangbuche, welches in dessen Officin war gedruckt worden, die Nro. von einem Liede übersprungen war. „Es ist ein Lied aus unserm Gesangbuche verloren gegangen, denn die Nro. — ist nicht darin zu finden," sagte er trocken bei einer Zusammenkunft. „Ganz recht," erwiderte der anwesende Buchdrucker, „das verloren gegangene Lied heißt:" „„O, daß ich tausend Zungen hätte.""

In Paris wurde einst ein Singspiel: die Verlegenheit betitelt, aufgeführt, es erhielt wenig Beifall, und bei der ersten Wiederholung war die Zahl der Zuschauer sehr gering.

Ein witziger Kopf sagte daher: „mit Recht heißt das Stück: die Verlegenheit, denn überall ist Verlegenheit; Verlegenheit, in den Koulissen, Verlegenheit im Orchester, Verlegenheit in den Baletten, Verlegenheit in den Logen, im Parterre und auf der Gallerie, nur nicht am Eingange."

Der junge Herzog von B... betrug sich gegen einen armen Edelmann, einen gebornen Gascogner, im Gefühle seiner hohen Geburt und seines Reichthums, kränkend übermüthig.

„Nur nicht so stolz, mein kleiner Prinz!" sagte der Gekränkte: „Sie scheinen die Menschen noch nicht zu kennen. Es ist nicht einer unter allen denen, auf die Sie so verächtlich herabblicken, der nicht zwei Lakeien zu seinem Dienste hat, zwei Läufer und zwei Wachen, die vor ihm hergehen, einen Haushofmeister und einen trefflichen Koch."

Dergleichen gibt es doch wohl nur sehr wenige? versetzte der Herzog höhnisch.

„Da irren Sie sich sehr," entgegnete der Gascogner: „ich selbst gehöre dazu. Es ist noch eine große Frage, ob Sie von ihrer zahlreichen Dienerschaft so viel Vortheil haben, als ich seit vielen Jahren von meinen Beinen, Augen, Ohren, Kopf und Magen."

„Die Natur hat uns dadurch sammt und sonders zu großen Herren gemacht. Das Glück hingegen schafft nur Sklaven, es raubt den Menschen den Gebrauch vieler edlen Kräfte, und macht ihn von Andern abhängig, die ich und meines Gleichen sehr gut entbehren können."

* Gedichte zum Besten der Griechen.

Der Griechenlehrling.

Der Meister.

Sprich, Stephanos, welch' Element
Als erstes deine Seel' erkennt?

Der Schüler.

Gar herrlich tönt das Lob der Erde
In des beglückten Sängers Lied,
Wenn durch des Frühlings Grün die Heerde
Mit ihrem Hirten sorglos zieht.
Doch, Meister deines Schülers Brust
Kennt höhere, kennt rein're Lust.

Der Meister.

So sage mir, welch Element
Als erstes deine Seel' erkennt.

Der Schüler.

Das Wasser hält das All umfangen,
Und Pindar singt, das Beste sei's;
In ihm schweigt jegliches Verlangen,
Drum würdig tönt des Dichters Preis.
Doch Meister, deines Schülers Brust
Kennt höhere, kennt rein're Lust.

Der Meister.

So nenne denn, welch Element
Als erstes deine Seel' erkennt.

Der Schüler.

Die Luft in ihrer klaren Fülle
Ist Bild der höchsten Majestät,
Wie sie mit reiner Aetherhülle,
Ein Hauch des Lichts, das All durchweht.
Doch kennt, o Meister, diese Brust
Wohl höhere, wohl rein're Lust.

Der Meister.

So sprich es aus, welch Element
Als höchstes deine Seel' erkennt.

Der Schüler.

Aus Feuer ward der Geist geschaffen,
Und Feuer sprudelt im Pokal,
Das Feuer stählt die Macht der Waffen,
Und feurig glänzt der Sonne Strahl;
Doch wahrlich, Meister, diese Brust
Erkennet ahnend höh're Lust.

Der Meister.

Du nanntest jedes Element:
Kein Sterblicher ein fünftes kennt.

Der Schüler.

Ein erstes nenn es, Eins in allen,
Der Elemente Element!
Wem kann das Leben noch gefallen,
Wenn von dem Einen er getrennt?

Das Hochentzücken unsrer Erde,
In Luft und Wasser Klarheit schafft,
Im Feuer wirkt als mächt'ges Werde,
Den Geist belebt mit Zauberkraft!

Ich nenn es dir, und höh're Wonne
Schürt, Meister, deines Herzens Gluth
Was höher strahlt als Licht und Sonne?
Es ist der Freiheit köstlich Gut!

---

* An Britania.

1823.

Als aus der Wellen feuchtem Schooß
Des Meeres Fürstin Albion gestiegen,
Sang Amphitrite mit dem lichten Schleier
Zu künftiger Geschlechter Ruhm und Feier
Der hohen Fürstin herrlich Loos,
Und Meer und Sturm und alle Wellen schwiegen:

„Du wirst herrschen, du wirst siegen,
Keinem Feinde unterliegen,
Bleibst getreu du dem Panier:
„Schutz der Freiheit für und für!"

Und die Göttin tauchte nieder,
Und die Wogen hallten's wieder;
„Freiheit Albions Panier,
Schutz der Freiheit für und für!"

Und wie hat im Sturm der Zeiten
Sich Britania bewährt!
Wo für's Edelste zu streiten
Treffliche zum Kampfe schreiten,
Glänzt der Britten Flagg' und Schwerdt.

Blicket hin, wie an Hispania's Strande
Albions Flagge leuchtend weht,
Wie in Hellas heil'gem Götterlande
Für den höchsten Kampf es kräftig steht.
Nein, Britania ist nicht gesunken,
Freiheit blieb sein leuchtendes Panier;
Es verlosch nicht Einer jener Funken,
Freiheitschild Britania für und für!

* Die Griechenbraut.

Lasse, mein Kleanthes, nun dich zum Kampfe rüstend schmücken,
Erst des Helmes blanke Zier in die dunkeln Locken drücken,
Dann des Panzers blitzend Erz um die starke Brust dir legen,
Doch die Arme laß ich frei, daß sie freier sich bewegen.

Auch die Füße, rasch wie Sturm, mögen leichte Schienen decken,
Daß sie in der Feinde Reih'n schneller tragen Flucht und Schrecken.
Dann umgürt' ich dir den Leib mit dem starken Heldenschwerdt,
Das wie dreigezackte Blitze in der Feinde Reihen fährt.

Und so schreite vor zum Kampf! — nicht verfolg' ich dich mit Klagen
Ahnung tönt mir, Wiedersehn in der goldnen Freiheit Tagen!
Wenn du dann mir freudig nahest mit den hellen Siegerblicken,
Will ich dir die dunkeln Locken mit des Lorbeers Kranze schmücken,
Will die hohe Heldenbrust mit dem zarten Arm umschlingen,
Und mit reinem Kuß der Liebe, dir das große Herz durchdringen.

Nichts zum Lobe, nichts zur Empfehlung dieser drei vorstehenden Lieder! Ihr Verdienst spricht deutlich aus ihren Zeilen. Wir geben sie nur als Proben einer so eben erschienenen sinn- und gemüthvollen Sammlung von Liedern zweier jungen hoffnungsvollen Dichter in Leipzig, deren Arbeit von Müllner günstig beurtheilt wurde. Diese Sammlung, im Geschmack der so beliebten Griechenlieder von Wilhelm Müller, ist betitelt: „Gedichte, herausgegeben zum Besten der Griechen von Heinrich Stieglitz und Ernst Große. Leipzig, bei Mittler 1823. In der Vorrede heißt es:" „Die erste Hälfte des Ganzen ist aus dem Antheil am heiligen Kampfe selbst hervorgegangen. In Teutschland, Frankreich, der freien Schweiz, auch in England und Rußland haben Menschlichfühlende durch Beiträge ihre Dankopfer auf den Altären der Freiheit niedergelegt; und der ähnliche Wunsch, aus eigenen Kräften ein kleines Scherflein in den heiligen Gotteskasten beisteuern zu können, läßt gegenwärtige Sammlung mit dem frommen Wunsche erscheinen, daß das Begonnene von Gleichgesinnten möge kräftig weiter gefördert werden." — Es ist zu wünschen, daß diese Sammlung bald in Aller Händen seyn möge, welches zu erleichtern wir gern die Hand bieten, indem wir anzeigen, daß durch Unterzeichnete noch Exemplare zum Pränumerationspreis von 1 Rthlr. zu bekommen sind, — ein mäßiger Preis für eine Bogenzahl von 16 Druckbogen. Der Ladenpreis wird beträchtlich erhöht werden. Auch ist in dieser Sammlung eine Ode von einem jetzt lebenden Griechen in Original und Uebersetzung mitgetheilt, andere sind an Bobolina, Ypsilanti und Rhiga gerichtet. Wer diese Liedersammlung zu besitzen wünscht, melde sich entweder bei Verleger dieses Herrn Jöntzen, oder bei der unterzeichneten.

Redaktion,
Hutfilter-Straße Nro. 34.

Räthsel.

Man wünscht mich oft zu allen Teufeln
Denn wer mich hat, hat viel Beschwer.
Wer mich verliert, mögt' oft verzweifeln
Wer mich gewinnt, hat mich nicht mehr.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang
Drittes Quartal

Nro. 59.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 24. July 1823.

So ruhig — im erkornen Gleise
Fließt sanft des Lebens Abend hin,
Die Friedenspalme winkt dem Greise,
Umschattet seinen frommen Sinn.

Er steht im Kreise seiner Lieben,
Und segnet jedes theure Glied;
Schön ist die Saat empor getrieben,
Die aus des Kerns Verwesung blüht.

* Das Alter.

(Nach Körners Eichen.)

Stille wird's, — Des Herzens Stürme schweigen,
Ruhig blickt das Auge himmelan;
Und Erinnerung mit stillem Reigen,
Füllt das Herz — das ruhig schlagen kann.
Alte Sitten, alter Tänze Reigen,
Führt sie magisch, neu und hold heran,
Und der Glaube! — Hoffnung im Geleite,
Steht als Stütze, kräftig dann zur Seite.

Viel des Edlen sahest du verschwinden,
Viel des Zarten wohl zu früh vergehn,
Was der Jüngling und das Mädchen finden
Sahest du, wie nicht'gen Staub verwehn;
Doch die Tugend konnte Kränze winden,
Die dem Zeiten-Wirbel wiederstehn;
Und im Nachgefühl von edlen Thaten,
Ist das Alter wonnigschön berathen.

Edler Greis! — mit deiner Silberkrone,
Senk'st du Ehrfurcht in der Jugend Herz
Nimm sie hin! zum wohl verdienten Lohne,
Als Ersatz für manchen herben Schmerz;
Und in deiner Tochter, deinem Sohne,
Blühe dir des Lebens edler Scherz.
Denn der Kinder zartge rachte Freuden,
Sind Ersaz für alle Erdenleiden.

Und der Blick, in jene bessre Ferne,
Wo Verlohr'nes uns entgegeneilt,
Wo die Liebe freudig, treu und gerne,
Klarer, reiner, zarter mit uns weilt;
Ach er ist's! der gleich dem Hoffnungs-Sterne
Jeden Schmerz des Alters, mildert — heilt,
Denn was himmlisch ist, kann nicht vergehen,
Freundschaft — Liebe — wird dort fest bestehen.

Charlotte Starke

Die Jesuiten.

(Fortsetzung.)

Ignaz, in Tillys Heer provisorisch an Godwins Stelle, hörte bald von dessen Verhaftung und eilte zu dem Feldmarschall, der unterdessen seine Stellung verändert und am Lech, nahe bei Rain, ein festes Lager bezogen hatte.

Tilly saß mißmuthig im Zelt, als Ignaz eintrat. „Was wollt Ihr?“ fragte er düster. „Herr Graf,“ sagte Ignaz, „unser Godwin ist wieder unschuldig von den Jesuiten verhaftet worden.“

„Unmöglich!“ sagte Tilly. „Noch war mir kein Mensch so theuer, als dieser; ich muß mich für ihn verwenden.“

„Ihr kommt meinen Wünschen entgegen,“ antwortete Ignaz. „Aber auf dem Wege der Bitten kommt Ihr nicht zum Ziel, man wird Euch höhnend antworten.“

„So?“ knirschte Tilly, mir höhnend?“ und im Augenblick setzte er sich nieder und schrieb an den Secretär. — „Besorgt diesen Brief,“ sagte er zu Ignaz, als er fertig war, und dieser eilte, ihn wegzuschicken.

Der Secretär schäumte vor Wuth, als er den Brief erhielt. Widerstreben konnte er nicht; Tillys Charakter war ihm bekannt. In dem Briefe aber war ihm aufgetragen, Godwin auf freien Fuß zu setzen, da er (Tilly) ihn in der bevorstehenden Schlacht nöthig hätte. Würde sein Wille nicht befolgt, nicht gutwillig befolgt, so werde er Wege wissen, ihn mit Gewalt zu befreien.

Der Secretär sann auf eine Kränkung, die er Godwin bei seiner Freilassung anthun könne. Da fiel ihm der Brief ein, der ihm bei dessen Verhaftung zugekommen war und er ertheilte seine Befehle.

In dem Professhause befanden sich unterirdische Gewölbe, dahin beschied der Secretär auserwählte Mitglieder der Gesellschaft Jesu und auch Godwin brachte man dahin. Seine Freiheit ward ihm zu seinem Erstaunen öffentlich verkündigt, doch wußte er nicht was ein in dem Gewölbe stehender schwarzer Block zu bedeuten habe, auch fiel ihm die ernste Feierlichkeit der versammelten Glieder auf.

Da erhob sich der Secretär von seinem Sitze und sprach mit lauter Stimme zu der Versammlung;

„Man hat uns heute eine Verbrecherin an einem unserer Mitglieder zugeführt, wünscht Ihr die Anklage zu hören, und ihr Urtheil zu sprechen?“

„Ja!“ riefen Alle. Godwin schauderte.

„Ich bin ihr Ankläger für jenen,“ sagte der Secretär. „Sie hat mit Schlangenfalschheit einen Jesuiten in ihr Netz zu ziehen gewußt, und nicht genug ihren Sieg gefeiert zu haben, überfiel sie diesen, Nachts an seinem Lager, in der Absicht ihn zu ermorden. Sie hat ihn mit einem Dolchstoß verwundet, und obgleich er noch nicht todt ist, fürchtet man doch für sein Leben. Was ist ihr Schicksal?“

„Tod!“ murmelten Alle aus Einem Munde und Godwin schrie, von dem fürchterlichsten Entsetzen ergriffen: „Unerhört! —“

Aber ein Vetöse unterbrach seine Rede, die Thüre ging auf und eine tief verschleierte Jungfrau trat ein, von schwarzen Henkern geführt. Einer, mit einem verzerrten Höllengesichte trug ein langes, entblößtes Schwert. Man führte die Jungfrau vor den schwarzen Klotz.

„Halt!“ donnerte Godwin dazwischen, aber in dem Augenblick hob sich der Schleier und Clara war's, die ihr Haupt schweigend über den Block bog. In rasender Verzweiflung faßte Godwin sein Schwerd, rief: „Clara!“ und stürzte

auf den Henker los. Aber die schwarzen Schergen umringten das arme Schlachtopfer, mitten in dem dichten Kreis aber erhob sich ein entsetzlicher Lärm, das Henkerschwert zischte durch die Luft und ein Blutstrahl sprühte in die Höhe. Alsbald drängte sich auch ein Mann mit bloßem Schwerde durch die Menge, ein anderer faßte Godwin, dem es schwindelte, am Arm, und führte ihn mit Gewalt hinaus. Vergebens jammerte er, man möge ihn doch wenigstens Rache nehmen lassen an den Mördern, erst auf der Straße ließ man ihn allein mit seiner machtlosen Verzweiflung.

Endlich kam er zu sich selbst. Er durchschaute den ganzen Zusammenhang dieser gottlosen That. Sein ganzes Gemüth schnaubte nach Rache. Der Gedanke an Hartmann ergoß ein Feuer durch all' seine Adern und er eilte in das Kloster zu kommen. Er war bald dort. An der Pforte begegnete ihm eine alte Frau, die nach seinem Begehren fragte.

„Ich will zu Franz Hartmann," rief Godwin und legte krampfhaft die Hand ans Schwerd. Die Alte sah ihn mit einem unverständlichen Blicke an. „Und was wollt Ihr mit ihm?" fragte sie.

„Ich habe ernstlich mit ihm zu sprechen," sagte Godwin eilig, „führt mich zu ihm."

„Ich bedaure, er ist nicht hier," sagte die Alte theilnehmend, und Godwin fragte, wo er sonst zu treffen sei.

„Er ist nach Waltorfs Landgut," sagte sie und Godwin lachte grimmig auf. „Er wird wohl bei Mathilden eben so spielen wollen," murmelte er, „aber ich und sie —"

„Sagt doch," unterbrach ihn die Alte, wißt Ihr nicht, wohin nur die arme Clara gekommen seyn mag? Der Graf ist heute mit all' seinen Leuten fort, sie zu suchen."

„So?" schrie Godwin. „Weiß das Hartmann?"

„Ja wohl," sagte die Alte.

„Gott! so ist sie verloren," schrie Godwin, und wollte gehen. Die Alte rief ihm noch nach, zu verweilen, und sagte ihm eilig, sie selbst sei Hartmanns Mutter. Dabei legte sich eine unbeschreibliche Wuth in ihr Antlitz, und als Godwin in wilder Verzweiflung auflachte: „Nun Alte, so freue Dich, ich gehe auf den Mord Deines Sohnes aus!" — da faßte sie fest seine Hand, sah ihm froh in die Augen, und sagte: „Ihr thut ein gutes Werk an seinem Tode!"

Godwin sah sie starr an und fragte: „Wer ist denn nun sein Vater?"

Der Alten Grimm erreichte den höchsten Grad. „Meinen Sohn," rief sie, „ermordet zu sehen, das wünsche ich, aber seinen Vater wieder zu sehen, ihn aufsuchen zu können, das wünsche ich auch, um diesen selbst zu morden."

Ihre Augen glühten nach wilder Rache, sie ging in das Haus zurück. Godwin gewahrte noch, wie sie an den Füßen gefesselt war, und eilte dann, an nichts als Mathildens Gefahr denkend, nach Waltorfs Gut.

Erschöpft von dem raschen Lauf, nach Rache schnaubend, kam er an. Das Thor war offen. In dem Hofe alles leblos, leer. „Sie hat wahr gesprochen!" rief er zu sich selbst, und ängstlicher stürzte er nach Mathildens Gemächern. Alle leer! Jetzt stand er vor ihrem Schlafgemach. Er lauschte. Der ängstliche Hülferuf Mathildens kam ihm entgegen, seine Angst, seine Wuth erreichte den höchsten Grad. Er riß an der Thüre, sie war verschlossen. Aengstlicher und leiser tönte der Ruf, ihm war als rufe sie

seinen Namen und sein Fußtritt sprengte die Thüre.

Da sah er, wie Hartmann im Ringen mit Mathilden begriffen, ihr eben ein Tuch in den Mund gestopft hatte und Godwin trat erstarrend ein. Da riß Hartmann sein Schwerd aus der Scheide und stürzte auf Godwin los, aber ein gewandter Griff vernichtete den Stoß, und mit Riesenkraft hatte ihn Godwin gepackt und stürzte ihn zum Fenster hinaus in den untenströmenden Lech. Eine Pistolenkugel, die er ihm nachsandte, versicherte ihn seines Todes.

Ohnmächtig, von den vielfachen schrecklichen Gestaltungen zerrüttet, lag Godwin in Mathildens Armen. Wohl vernahm er, wie ihre Engelstimme wieder so ängstlich seinen Namen rief, aber er wußte auch, es war ja keine Noth mehr, aus der er sie befreien konnte, sondern ein gräßlicher Mord war von ihm geschehen, und neu lähmte die Ohnmacht seine Sinne.

Mathildens zärtliche Sorgfalt rief endlich das entschwundene Leben zurück, und Godwin lächelte ihr sanft entgegen, als er die Augen aufschlug. Aber zu bald erinnerte er sich an den Mord Hartmanns, bleich und zitternd sah er nach den Wellen des Lech's. Ganz ruhig glitt er in der Tiefe vorbei; Godwin blickte Mathilden wehmüthig an. Er sank vor ihr auf die Kniee und rief: „Darf ich noch wagen, Mathilde, den Blick nach Dir zu heben, und die Arme nach dir auszubreiten, die vor Deinen Augen —“

„O Godwin,“ rief Mathilde, und ihr ganzes Wesen fühlte sich zu dem edlen Jüngling hingezogen; „so hast Du mich nicht gerne errettet aus den Klauen dieses Bösewichts.

„Nicht gerne?!“ rief Godwin, und sah ihr lange in die wonnetrunkenen Augen. Dann stand er langsam auf und sagte: „Ich hätte es freilich wissen können, was man für Dich thut, das kann keine böse That seyn.“

„Diese gewiß nicht,“ sagte Mathilde, und Godwin sah sie inniger und liebender an.

„Gewiß nicht?“ fragte er, sie schüttelte seelig lächelnd das Haupt und sah dankbar zum Himmel auf. Godwin folgte ihrem himmlischen Blick, und ein süßes Liebesflehen meinte er zu ahnen und im Uebermaas des Entzückens sank er Mathilden an die treue Brust. Sie hielten sich fest umschlossen und wechselten den ersten, den keuschesten Kuß.

Da ging die Thüre auf, und Aline trat ein, aus dem zurückgeschlagenen Schleier ihre sanften, aber Godwin erschreckenden Züge offenbarend. Godwin gerieth in Verlegenheit, er riß sich erröthend aus Mathildens Arm. Diese aber, mit der edlen Aline vertraut, eilte mit ihrer herzgewinnenden Sanftmuth auf sie zu und erzählte ihr erschütternd, in wenigen Worten, was vorgegangen war. Aline blickte mit wehmüthiger Freude auf Godwin, und als Mathilde ausgesprochen hatte, sagte sie: „Armer Godwin, so mußt Du all' Dein edles Thun so theuer erkaufen?“

„Theuer?“ rief Godwin und umfaßte getröstet Mathilden. „Um welchen Preis wäre sie zu theuer!“ Dabei sah er freudig in Mathildens tiefblaue Augen, und dann weilte sein Blick wieder auf Alinen. Ihre Aehnlichkeit mit ihm verwirrte ihn ganz, und hingerissen stammelte er: „Um Gott, edle Frau, lasset mich nicht im Zweifel, wer Ihr seid. Ich sehe, Ihr habt Euch auch Mathilden noch nicht entdeckt. Ihr wollt mir Euch offenbaren, thuts jetzt. Was ich höre, Mathilde mag's immerhin auch vernehmen.“

Aline stand tiefsinnend am Fenster. Ihr Blick hing an dem Himmel, eine große Thräne

preßte sich aus ihren Augen. Ohne den Blick zu ändern, fragte sie Godwin: „Du erinnerst Dich wohl noch deutlich an eine Schreckensnacht, die Du in Prag erlebtest? Wie war's doch damals mit Deinem Vater?“

„Er starb damals grausam getödtet,“ sagte Godwin. —

„Ein Märtyrer!“ fiel ihm Aline ein, und ihr Blick hing noch immer an den Wolken. „Jetzt lächelt er uns wohl freundlich zu, von den Sternen herunter.“

„Auch Euch?“ fragte Godwin, und ein freudiger Schreck durchschauerte ihn.

„Auch mir,“ sagte Aline. „Du weißt doch noch, bei wem Du ohnmächtig, Deiner selbst unbewußt, hinsankst —

„So wahr Gott lebt,“ sagte Godwin — Du bist meine Mutter!“

„Ich bin es,“ rief sie, und fest, sprachlos, erstarrt lagen sie sich lange Zeit in den Armen.

Frage Du Dich selbst, der Du ein geliebtes Wesen tod beweinest und keine Hoffnung hegst zum Jemals wiedersehen, und der Du nun plötzlich dieses Wesen wieder lebend findest, in aller gottesheiliger Liebe wie vormals, frage Du Dich selbst, wie es Dir zu Muth seyn würde, und so weißt Du auch, was Godwin empfand. Welche Feder möchte auch wohl ein treues Mutterherz schildern, das von unendlicher Liebe bewegt, auch noch den im Grabe modernden Gatten liebt, das aus dem Kummer, einen hoffnungsvollen Sohn verloren zu haben, durch dessen plötzliches und frohes, beglückendes Wiedersehen gerissen wird.

Endlich faßten sich beide und machten ihre bedrängten Herzen durch innige Erzählung ihrer Schicksale frei. Den herzlichsten Antheil an der ganzen Scene nahm Mathilde. Sie umarmte froh ihren Godwin und lachte und weinte halb, als sie zu ihm sprach:

„Nun hast Du Deine Mutter wieder, nun ist alles gut.“

„Meine Mutter hab' ich und Dich!“ rief der Entzückte und hielt sie beide fest umschlungen.

Da trat der Graf Waltorf finster und stürmisch herein, und obgleich stutzend beim Anblick dieser Scene, so trat er doch fest auf Mathilden zu und riß sie aus Godwins Armen.

„Es ist genug des Betrugs,“ sagte er zu diesem mit düster blitzenden Augen, „begebt Euch sogleich aus meinem Hause.

„Wie?“ fragte Godwin erstaunt.

„Ich habe erfahren,“ sagte Waltorf mit schneidendem Tone, „daß Ihr ein Jesuite seid. —“

„O mein Gott,“ rief Mathilde, und Aline fuhr mit einem Schrei des Entsetzens auf. Godwin stand betäubt da.

„Jesuite bist Du, sagte Aline, und ein tiefer fast furchtbarer Ernst lag auf ihrem Antlitz. „Und weißt Du,“ fuhr sie gemäßigt fort, „weißt Du, daß die Jesuiten Dich raubten, daß Dein Oheim ein Jesuite ist, daß diese jenen Nachtaufruhr stifteten und sie Deinen Vater —“

„O, um aller Heiligen willen, rede nicht aus, Mutter,“ rief Godwin, und seine Augen rollten fürchterlich.

„Mutter?“ murmelte Waltorf, und schritt mit forschendem Blicke auf und ab.

„Ich hätte nicht gedacht,“ sagte er endlich, „daß Ihr meine Tochter so schnöde bethören und meine Güte so schändlich mißbrauchen würdet. Bei Gott! hätte ich das gewußt, ich hätte meine Rettung damals lieber entbehrt, wäre lieber gestorben.“

„Und weißt Du," rief Aline, „daß Du Protestant bist, als Lutheraner getauft bist?"

„O warum hat er mir das verhehlt," schluchzte Mathilde weinend, da brach dem bisher stumm gestandenen Godwin das Herz.

„Ich will nun auch reden, was ich kann," sagte er fest. „Mein Eintritt in die Gesellschaft Jesu geschah freilich mit einigem Unbedacht, aber meine Lage muß mich rechtfertigen. Ich kam als Krieger in Tillys Lager. Gott hatte mich zu Eurem Retter, Herr Graf, bestimmt. Der Obrist Fleckati, ein Jesuite, starb durch mich. Der Bund ließ mich einkerkern, nur die rege Freundschaft eines edlen Mannes rettete mich. Ich kam hierher. Die Liebe Eurer Tochter, die Eure, und die der unglücklichen Clara —"

„Schweigt davon!" bat Waltorf mit einer Miene, die Godwin überzeugte, daß er von ihrem Schicksale gehört haben mußte, und er fuhr fort:

„Diese gütige Aufnahme kam mir hoch zu stehen. Meine Gerechtigkeitsliebe, mein Eifer gegen jede Unterdrückung machte mir jeden meiner Vorgesetzten zum Feind. Daß ich bei Euch wohnte, Herr Graf, daß ich Dir, Mutter, einen Zufluchtsort hier verschaffte, das führte mich zum zweitenmal in den Kerker. Tillys Machtspruch befreite mich. Aber meine rückischen Vorgesetzten, die Teufelsränke des Euch bekannten Hartmann, trieben aufs neue mit mir ein verruchtes Spiel. Ich mußte einer Versammlung beiwohnen, und — o was mußte ich da sehen. —"

Der Graf hielt beide Hände fest vor die Augen und Mathilde rief: „O Gott! sage, was sah'st Du? Ich beschwöre Dich beim Himmel, sag es, ich bin gefaßt."

„Ich mußte Clara durch die Jesuiten gemordet sehen," sagte Godwin vernichtet, und Mathilde sank entsetzt auf ihren Stuhl. Aline sah düster vor sich hin. Godwin fuhr fort:

„Ich errieth alles. Hartmann war ihr Mörder. Ich versuchte ihre Rettung mit Gewalt, und ich weiß nicht, wie ich selbst errettet worden bin. Aber ich erwachte aus meinem Traum. Jetzt wußte ich erst, wer diese Jesuiten sind. Ich eilte in das Kloster, nach Rache schnaubte ich, und an Hartmann wollte ich sie üben. Ich fand ihn im Kloster nicht. Durch Himmelsschickung erfuhr ich, er sei nach Eurem Schlosse, und Ihr wäret mit allen Dienern ausgezogen. Mir ahnte Böses. Ich kam erschöpft hier an. Todenstille überall. Ich eile hierher, die Thüre ist verschlossen, ich höre Hülfe rufen, sprenge die Thüre, finde Hartmann mit Mathilden ringend, und stürze ihn hier zum Fenster hinunter in den Lech."

Der Graf hatte mit zitternden Knieen dem Jüngling zugehört, jetzt umfaßte er ihn freudig und rief;

„Ich habe mich nicht in Dir geirrt!"

„Es ist nicht genug," sagte Godwin. Ihr mögt wissen, Vater, ich liebe Eure Tochter; den Jesuiten schwöre ich ab, ich bin Protestant. Noch heute will ich alles besorgen, um in Gustav Adolphs Heere unterzukommen. Wir sind täglich einer Schlacht gewärtig. Noch muß ich einen dieser Bösewichter finden, die andern sind minder gefährlich, aber hier will ich sie ausrotten, so wahr Gott lebt! Und dann kehre ich froh zurück, wenn der da oben will, mit Kriegsruhm geschmückt, und lebe für meine Mutter, für Euch und Mathilden."

„Ihr Herz ist Dein," rief Waltorf froh entzückt, „und ihre Hand sobald Du Dein Wort gelößt hast."

Godwin schlug zuversichtlich in die ihm dargebotene Rechte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der moralische Krämer.

Herr Falsing, ein ehemals sehr berühmter Kaufmann und Spekulant in Z. war durch verschiedene Unglücksfälle ganz heruntergekommen. Indeß, es leben die guten Köpfe! — Sie bahnen sich allenthalben, und unter allen Umständen neue Wege! Falsing hatte in seinem Laden nur noch einen unbeträchtlichen Ueberrest alter lahmer Scheeren, verrosteter Degen, und Bizgeleisen, Haarnadeln, Schachteln, Dosen, u. s. w. Einst, als er trübselig zwischen allen diesen Raritäten stand, fuhr er auf einmal wie begeistert auf. „Ha rief der philosophische Handelsmann: — ist nicht die Welt ein grosses Puppenspiel? Lauter Possen, zehnmahl unbedeutender wie diese um mich her, werden gesucht, geschätzt, — angebetet; — alles dreht sich zur Posse, und selbst die ernsthafteste Sache von der Welt wird dazu gemacht. Wohlan, — ich will diesen Possen-Geist des Zeitalters benutzen, — ich will ein geschmackvoller Moralist werden, und in kurzer Zeit die ganze elegante Welt vor meinen Laden zaubern!"

Gesagt, gethan! Bald ward Herr Falsing unter dem Namen des moralischen Krämers das Gerede der ganzen Stadt. Reißend gingen seine Schnurpfeiffereien ab, denn bei jeder Kleinigkeit ergoß sich seine satyrische Laune, und allem wußte er durch sie einen ganz eignen Werth beizulegen. Man bezahlte ihn zehnfach, nur um einen lustigen Zug mehr von ihm in Assembleen und hinter Kartentischen nacherzählen zu können, und so ward er auf dem Wege eines satyrischen Sittenpredigers ein geborgner Mann. Hier einige seiner Unterredungen:

Herr N. trat ein. — „Haben Sie hübsche kleine Schachteln?" — Allerdings mein Herr, hier zum Exempel ist eine allerliebste, die die ausgesuchtesten Eigenschaften hat. In diesem Schächtelchen, mein Herr, kann ein Hofmann seine ganze Ehrlichkeit, ein Advokat sein Gewissen, und ein Dichter sein ganzes Hab und Gut verwahren, und das mit Gemächlichkeit." — — Her N. der ein Advokat war, lächelte und bezahlte die Schachtel weit über den Werth.

„Mad Æ. „Haben Sie keine Ferngläser?" — Aufzuwarten Madame! Die schönsten von der Welt. „Zeigen Sie mir eins." — — Hier ist ein sehr kurioses, wie noch in England keins gemacht ist. Es hat sonderbare Vorzüge! „Und die wären?" — Sehn Sie, Madame! Wenn Sie durch das eine Ende hier hinein sehen, so erscheint jeder Gegenstand ganz nahe, vergrößert, und in dem glänzendsten Lichte. Aber drehn Sie es um, gleich erscheint alles ganz entfernt, in Nebel gehüllt, verkleinert, verschrumpft und unbedeutend. Durch dieses Ende sieht man zweierlei. Erstlich: seine eignen Fehler, und anderer Leute Vorzüge. Beide zeigen sich uns darin klein, winzig und unbedeutend. Wollen wir aber unsere eigene Größe, oder andere Fehler dadurch betrachten, schnell kehren wir das Ding um, und siehe da, — wir erscheinen als Tugendhelden, Riesen der Großmuth und Vortrefflichkeit. Die Schwächen anderer dehnen sich darin zu Todsünden aus, und ihre Splitter zu Balken! — Madame Æ. zog bedächtlich ihre Börse, und nahm das Fernrohr mit sich. —

Madame L. „Haben Sie Masken?" Nein! „Mein Gott keine Masken?" Keine Masken! „In aller Welt, wie geht das zu?" — „Sehr natürlich Madame! Denn da heut zu Tage alles in der Welt Maske ist, so kann man die aus Pappe nicht an Mann bringen. Coquetterie verbirgt sich unter der erröthenden Wange, Unterdrückung maskirt sich mit dem Namen der Gerechtigkeit, und Hinterlist mit dem Schleier der Weisheit. Narren thun gesetzt und Heuchler herzlich. Schmeichler hängen die Freundschaftsfahne aus, und wer heute an eurem Busen in Zärtlichkeit zerfließt, sieht euch morgen kaltblütig hängen, wenn er euch auch mit einem Speciesthaler lösen könnte. Die ganze Welt ist Maske, — und natürliche Gesichter sieht man nur im Schlaf und im Sarg." — Madame L. empfahl sich mit etwas Unwillen, wie das Gespräch sich auf Gesichter lenkte, denn sie selbst war arg geschminkt. —

Herr W. — „Mein Herr haben Sie keine seltenen Alterthumsstücke?" — In Menge, mein Herr, aus jedem Zeitalter, von jedem Volk, seit der Erschaffung der Welt. Hier z. B. ist Eins der seltensten Stücke: Eine kleine Kupferplatte, worauf der Heirathsantrag geätzt ist, den Adam seiner Eva machte. Die Züge sind ganz geschwunden, aber das ist eben das Antike. Das Remarquabelste dabei ist dies, daß Evas Reden immer dreimal so lang sind, wie Adams, und

voll Versicherungen von Zärtlichkeit und Treue. Auch ist hier das Horn eines Böckleins, welches die Mauern vor Jericho niedertrompeten half. Gleichfalls eine Locke von Simsons Haaren, aufgewickelt auf einen Lappen von Josephs Mantel. — „Was ist das für eine Flöte?" Die nämliche, womit Orpheus dem Teufel das Herz weich machte, um sein Weib aus der Hölle zu lösen. Hier ist ein stattliches Hirschgeweih, von einem Sechszehnender, den Hannibal im dreißigjährigen Kriege zur Kurzweil bei Capua erlegte, wo er so viel trank, daß er nicht vor Rom konnte. — — — Hier endlich ist eine der seltensten Pfeifen, die ich besitze, und die ich die Prüfungsröhre zu nennen pflege: damit lassen sich gar seltene Experimente machen. Wenn Sie sie ans Ohr setzen, so werden Sie erstaunen. Nichts dringt durch dieselbe, als Wahrheit und Weisheit; — Albernheit, falscher Witz, Absurdität und Zweideutigkeiten gehen so wenig dadurch wie ein Kamel durch ein Nadelöhr. Mit dieser Röhre am Ohre habe ich oft Stunden lang in den glänzendsten Gesellschaften, Stunden lang in Kaffeestuben gesessen, wo der Mund der Frau Muhmen und Basen, wie ein Windmühlenflügel ging, — aber ich — hörte nichts. An den verzogen Gesichtern, den geweiteten Nasenlöchern, und den plappernden Mäulern, sah ich zwar wohl, daß etwas vorgehen müsse, aber für mich war alles Marionettenspiel. Ja, mein Herr, ich versichere Sie, — oft habe ich mit diesem Instrument den feierlichsten Reden beigewohnt, ich legte es ans Ohr, — und Gott soll mir helfen! — ich hörte nichts!" —

Herr M. „Haben Sie Wagschaalen mein Herr?" „Extrafeine, mein Bester. Hier ist eine superbe, — das wahre Sinnbild der Gerechtigkeit, — ein Haar bringt sie aus dem Gleichgewicht." Genau, so möchte ich sie haben, denn ich bin willens einige schwierige Experimente damit zu machen! „Dazu sind die meinigen sehr geschickt. Diese hier, — eine meiner feinsten, habe ich selbst versucht, und trefflich gefunden. So habe ich einmal die Versprechungen eines Ministers in die eine, und den Flügel einer Mücke in die andere Schaale gelegt, — und siehe das Zünglein blieb stehen. Ich habe die Weisheit eines Stutzers und den Witz eines Pedanten gegen einander gewogen, und beide nahmen sich nichts, — ich habe gefunden, daß Stolz und Eitelkeit mit der Dummheit im genauesten Gleichgewicht stehe, und daß ein Fingerhut voll Zufriedenheit, unendlich mehr wiegt, als eine Tonne Gold!"

Dreisylbige Charade.

Wer die Ersten schon auf Erden findet,
Dreimal glücklich selig preis' ich ihn.
Wem darin sein Dasein hold verschwindet
Dem ward Hier schon hohes Glück verliehn.

Glücklich! glücklich! wer im Freundes-Kreise
Findet sie in steter Harmonie;
Glücklicher! genieß' sie leise, leise
Ach, das Leben raubt gar leicht sie hie.

Denn vollkommen findest du sie nimmer,
Frey vom Wahn, und ungetrübet nie.
Hier sind sie nur Glanz, nur leichter Schimmer,
Jener lautern ew'gen Harmonie.

Doch am schönsten wallten sie im Herzen
Wo die Hoffnung und der Glaube thront.
Wo Entsagung, Duldung edel schmerzen,
Wo die Ruhe des Gewissens lohnt.

Wo die Menschenliebe segnend waltet,
Wo die Pflicht dem Helden Frieden schaft,
Wo der Sinn für Höh'res nie erkaltet,
Wo Religion giebt Muth und Kraft.

Trübt auch dort sie Misgeschick des Lebens —
Blicken aufwärts's zu den Sternen wir,
Da, da suchen wir sie nicht vergebens,
Und vollkommner sind sie dort, wie hier.

Wer die Letzte, auf des Lebens Reise
Gut besteht, und standhaft treu sie wählt,
Den nenn', glücklich ich, und klug, ja weise,
Weil er nicht des Daseins Zweck verfehlt.

Und — ein Fest, des Höchsten schönste Weihe,
Nennt mein Ganzes — als Vollendung Preis.
O es zeugt von höherer Lieb' und Treue
Die der Bess're Loch zu schätzen weiß.

Charlotte Starke.

Auflösung des Räthsels in Nro. 58.

Prozeß.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 60.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 27. July 1823.

Die Minn' ist in sich ernst, ist still bescheiden,
Sie liebt den Prunk des lauten Tages nicht,
Gefühl und heldes Bild ist, was sie spricht,
Ihr tiefstes Leben, ist ein süßes Leiden.

L. Hbg.

Die beiden Bäche.

Nach dem französischen: Deux ruisseaux confondaient leur onde.

Zwei traute Bächlein zogen
Mit süßem Wellenspiel
In silberfarb'nen Bogen
Vereint nach einem Ziel;
Von Blumen rings umgeben,
Von Wald und Flur geliebt,
Entfloh ihr stilles Leben,
Stets heiter, ungetrübt.

Doch sparsam nur hienieden
Erblüht der Liebe Glück.
Der Bächlein gold'nen Frieden
Zerstört ein Mißgeschick,
Sie trennte auf der Reise
Ein schroffes Felsgestein,
Riß aus gewähltem Gleise
Die Wellen, silberrein.

Und ach! in leisen Klagen
Löst sich des Einen Schmerz,
Ein hoffendes Entsagen
Durchzuckt das wunde Herz.
Mit rauschendem Getose
Verzweiflungsvollen Sinn
Strömt durch die Waldesmöse
Der Andre brausend hin.

Da kam durch's Thal gegangen
Ein stiller Wandersmann;
Mit hocherglühten Wangen
Rief er das Bächlein an:
„Warum so wild und brausend
Und schaumbedeckt die Fluth? —
Dein Lied ertönet grausend —
Dir ziemt nicht solche Wuth.“

„Hör' auf mit dem Getose,
Es störet meine Ruh —
Durch duft'ge Blüthenmoose
Fließ sanft dem Strome zu.“

Das Bächlein sprach bescheiden:
O höhne nicht den Schmerz, —
Vom Liebchen mußt' ich scheiden,
Das brach mein weiches Herz.

Hörst du die Trauertöne
Am Felsen dort entlang?
Das ächzende Gestöhne —
Den wunderbaren Klang?
Dort seufzet ohn' Erbarmen
Die Hälfte meines Seyn's!
Das Glück entfloh uns Armen —
Getrennt erblüht uns kein's.

Ward dir ein Glück beschieden,
Du lieber Wandersmann,
Genieße es in Frieden
Und fleh' die Götter an:
Daß sie vor Trennungleiden
Bewahren dir das Herz; —
Denn Heißgeliebtes meiden
Ist mehr als Todesschmerz.

Teophania.

Die Jesuiten.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen früh, Godwin war noch nicht erwacht — mischte sich etwas wie ein fernes Schlachtgetöse in seine Träume, und als er endlich darüber völlig wach wurde, so meinte er auch noch jetzt heftigen Kanonendonner zu vernehmen. Er sprang schnell von seinem Lager und blickte zum Fenster hinaus. Ein unermeßlicher Pulverrauch stieg in der Ferne empor und im Augenblick stürzte auch der Graf mit glühenden Blicken herein. „Es ist schon jetzt," rief er, „an der Zeit, mein junger Held, Euer Wort zu lösen. Zu Roß, und zum Schwedenkönig! sie sind handgemein."

„So hat doch," sagte Godwin sich wappnend, „der kühne Tilly den alten Geist noch nicht verloren und die Schlacht gewagt."

„Er?" fragte der Graf. „O nicht doch, der Schwede greift an."

„Jenseits des Lech," sagte Godwin erstaunt, „ohne Brücke, und das feste, unersteigliche Lager!"

„Und ein unverwüstlicher Muth, und reine Gotteskraft," sagte der Graf, „mein Sohn! so muß es gelingen."

Godwin war gerüstet. Der Graf führte ihn hinunter. Seine Mutter kam ihm gefaßt entgegen. „Mein Godwin," sagte sie, "sollte ich Dich vielleicht auch nicht wiedersehen, ich bin mit Gottes Rathschluß schon zufrieden. Aber sei des Namens Deiner Väter werth."

„Ich werde!" rief Godwin mit gehobenem Arm, und umarmte feurig die geliebte Mutter.

„Ich habe nie an Dir gezweifelt," sagte sie und ging gefaßt in ihr Zimmer zurück. Da kam auch Mathilde herbei, mit roth geweinten Augen, und Godwin faßte lächelnd ihre Hand.

„Wie Du so herrlich geschaffen bist," sagte sie, und blickte den Jüngling schmerzlich lächelnd an.

Du weinest," tröstete sie Godwin, „doch nicht um mich?"

„Ach nein," schluchzte sie, „es ist mir recht freudig zu Muthe, wenn ich Dich seh. Die arme Clara —"

Sie konnte nicht weiter sprechen. Godwin umfaßte sie. „Tröste Dich," sagte er, und auch ihm preßte die Erinnerung einen tiefen Seufzer aus dem Busen. Es wird alles gut werden," fuhr er fort. „Lebe wohl, Geliebte! Entweder ich kehre nie zurück, oder Deiner würdig."

Und damit eilte er in den Hof, schwang sich auf sein Roß und drückte dem Grafen, der ihn begleitete, warm die Hand. „Fahrt wohl und thut wie ein Mann," rief ihm dieser nach, Godwin nickte ihm versichernd zu und sporne

den schnaubenden Gaul an. Ferne sah er noch Mathilden und Aline mit weißen Tüchern ihm zuwinken.

Immer näher und näher donnerten die Geschütze beider Theile. Es war die erste große Schlacht, der Godwin beiwohnen sollte. Das Herz schlug ihm nach großen Thaten. Als er eben einer Krümmung des Lech nachritt, breitete sich vor seinen Augen das ganze schwedische Heer aus und Geschütze waren aufgepflanzt, die das ligistische Lager bestrichen. Mauerfest, trotzend standen die Reihen der Kaiserlichen hinter ihrer festen Brustwehr. Godwin erblickte auch, wie die Schweden unter Bedeckung eines immerfort unterhaltenen Rauchs eine Brücke über den Lech schlugen.

Drüben, Godwin beinahe gegenüber, stand eine Abtheilung schwedischer Kürassier, die ungeduldig den Brückenbau abzuwarten schienen. Die könnten sich's auch viel leichter machen, sagte er zu sich selbst, vielleicht thun sie es mir nach. Die Reiter schienen ihn zu gewahren. Einzelne Karabinier schlugen auf ihn an. Da brach er einen grünen Zweig an dem Ufer und winkte hinüber. Dann stürzte er mit seinem Rosse in die Fluthen und schwamm zu den Schwedischen hinüber. Ein vornehmer Officier ritt ihm entgegen. „Ueberläufer?“ fragte er mit festem Ton und beobachtete Godwin mit scharfem Blick. „Ich bin Protestant,“ sagte dieser und in der Nähe wohne ich. Ich eilte der Schlacht beizuwohnen. Wollt Ihr nicht mit Eurer Schaar hier übersetzen? der Fluß ist ziemlich seicht und der Brückenbau kann sich leicht verzögern.“

Einzelne herzugekommene Reiter wollten allerhand dagegen sprechen, allein der Commandeur sagte: „Dieser Mann scheint mir wahr zu sprechen und Kenntniß des Terrains zu besitzen. Zudem sehe ich eben, daß die Brücke beinahe vollendet ist und die Fußgänger schon ungeduldig die ersten Bogen überschreiten. Man könnte es uns für Feigheit auslegen. Vorwärts!“

Und damit sprengte er in den Fluß, die ganze Schaar folgte ihm nach. Godwin stand in der ersten Reihe und stürmisch flogen die Reiter die Fronte hinab. Kanonenkugeln sausten hageldicht über sie hin, bisweilen stürzte auch ein Reiter oder ein Roß getroffen zusammen, aber da füllten immer die andern kalt die Lücke aus.

Jetzt rückte auch das Fußvolk nach. Hessische Jäger hatten die Brücke zuerst überschritten und in Verbindung mit diesen eröffnete die Reiterschaar die Schlacht. Ein Hügel war es, den der Commandeur zu bestürmen befahl, und die Schweden rannten mit Ungestüm hinauf. Aber die Kanonen wütheten fürchterlich, die Rosse scheuten, die Reiter mußten zurück. Da drangen die hessischen Jäger mit Löwenmuth hinauf, und ob sie auch reihenweise zu Boden geschmettert wurden, sie schritten immer vorwärts. Die Reiter hatten sich indessen geordnet.

„Macht dem schwedischen Namen Ehre,“ rief der Führer, und wilder und muthiger rasselten sie bergan. Die Kanoniere auf der Höhe zitterten vor dem gewaltigen Sturm, die Schweden hieben entsetzlich ein und bald war die Batterie erobert.

Der Vortheil war bedeutend. Man konnte von der Höhe die nächsten Schanzen bestreichen und den Schedischen wurde der Sturm schwer. Fünfmal sah man vergebens die Hügel stürmen, aber die Ausdauer dieser Helden besiegte jede Gefahr. Nur zunächst des erst gewonnenen Hügels konnten die Schwedischen einen zweiten nicht gewinnen. Regimenter auf Regimenter stürmten hinan, aber erwartet, durchbrochen flohen sie immer wieder herab. Man beorderte Godwin, ihnen zu Hülfe zu eilen, die Reiter folgten ihm

willig und gern. Und als er eben die Reihen ordnete und das Fußvolk und Reiterei gemischt durcheinander stellte, um ihren Muth wetteifernd zu entflammen, da brauste plötzlich ein hoher schwedischer Kriegsheld daher, und unmuthig, daß die Schlacht hier noch unentschieden war, hielt er das schäumende Roß an.

„Ich will Zeuge seyn Eures Strebens," rief er mit gewaltig tönender Feldherrnstimme, „stürmt mein junger Held!"

Und Godwin ahnte, daß es der große Schwedenkönig war, der zu ihm sprach, neigte sich tief, und als er die Klinge schwang, da brauste Alles den Hügel hinan. Eine Schwadron Ligistischer kam ihm entgegen, aber so wie nur die ersten Schüsse gewechselt waren, so stürmten sie zum wilden Schwertertanz gegen einander. Godwin erkannte mit scharfem Blick, daß die Feindlichen durch ihren Ausfall auf dem Hügel sehr geschwächt waren und vorsichtig entrückte er einzelne Reiter dem Gefechte. Mit achtzig der Vorzüglichsten lenkte er seitwärts und jagte dann mit verhängtem Zügel grade an auf die Höhe. Die feindliche Batterie mochte wohl meinen, daß das schon ein ganzes verfolgendes Regiment seyn müsse, und die Kanoniere flohen mit Zurücklassung ihres Geschützes. Mit diesem rückte nun Godwin den Feinden in den Rücken, die auch alsbald das Gewehr streckten.

Dem zurückreitenden Godwin leuchtete ein freundlicher Strahl aus des Königs Augen entgegen. „Ich will Euch sprechen," sagte ihm dieser, als er an ihm vorbei ritt, „sobald ich ein Lager inne habe, kommt zu mir."

Godwin verneigte sich und begab sich mit seinen Reitern tiefer in das eroberte Lager. Bald tönte der Siegesruf in die Lüfte und das Dankgebet der schwedischen Krieger erhob sich zum Himmel.

Nachdem Gustav Adolph erfahren hatte, daß Godwin früher in ligistischen Diensten gestanden hatte, beauftragte er ihn, in seiner vorigen Eigenschaft nach Augsburg zu gehen und zu erforschen, wie dessen Einwohner für ihn gestimmt seien, dieser begab sich auch augenblicklich auf den Weg, und langte bald dort an.

Ignaz Sommer war der erste, der ihm begegnete. Die beiden Freunde freuten sich unendlich, sich wieder zu sehen, und Godwin begab sich mit Ignaz auf dessen Zimmer. „Lieber Ignaz," sagte Godwin beim Eintritt, ich muß Dich vor allem fragen, wie Du mit dem Treiben der Jesuiten zufrieden bist. Ich habe Dinge erlebt —"

„Ich weiß," sprach Ignaz mit trüber Stirne, „was Dir begegnet ist. Schweige davon. Aber hüte Dich! Man späht Dir überall nach. Sogar hier befinden sich gedungene Mörder."

„Nach mir ausgeschickt?" fragte Godwin. Es soll einer nach dem andern seinen Mann an mir finden."

„Ich habe Dich," sagte Ignaz ablenkend, „wohlmeinend gewarnt, als Du von mir Einlaß begehrtest, aber es zog mich etwas zu Dir hin, so daß ich Dir Deine Bitte nicht abschlagen konnte. Bände mich nicht ein Gelübde, und wäre ich nicht der Freund des Provinzialen, ich hätte meine Habe gern verloren und wäre ausgetreten. Ja bei Gott! Godwin Du darfst nicht mehr in diesem Bunde leben.

„Und was soll ich thun?" fragte Godwin.

„Es ist freilich schwer zu bestimmen, bei den rohen Kriegshaufen bist Du nicht besser aufgehoben und zudem ist auch wohl alles verloren, da Tilly vielleicht jetzt seine Seele aushaucht."

„Tilly?“ rief Godwin. „Es ist nicht möglich.“

„Es ist gewiß,“ sagte Ignaz. „Er wurde bei Rain verwundet und liegt hier in den letzten Zügen. Willst Du ihn noch sprechen, so führe ich Dich nachher zu ihm.“

„Ich muß Euch sagen, Vater,“ sagte Godwin, „daß ich noch etwas auf dem Herzen habe. Ich liebe Mathilden, Graf Waltorfs Tochter. Auch habe ich, ermesset mein Glück, ich habe meine Mutter wieder gefunden.“

„Sie lebte noch?“ fragte Ignaz. „Ich war in jener Nacht in Prag und wußte von dem Tode Deines Vaters. Auch Deine Mutter hielt man für ermordet. Und hat sie Dir Deinen wahren Stand entdeckt?“

„Meinen Stand? Ich weiß von nichts,“ sagte Godwin kalt.

„Sie wird,“ sagte Ignaz, „mit Deinem Beistand zu ihrem alten Wohlstand wieder gelangen. Dein Vater war Graf, und seine Güter liegen bei Prag, unter Verwaltung Deines Oheims.“

„Das kümmert mich wenig,“ sagte Godwin, und fuhr fort.

„Meine liebe Mutter ist bei dem Grafen. Der Vorfall in Rain bei den Jesuiten hatte mich zur Rache angespornt, ich eilte den Hartmann zu finden. Im Schlosse hatte er sich zu Mathilden geschlichen, glaubte sein Höllenspiel wie bei Clara'n zu erneuern und ich kam zu rechter Zeit, sie zu retten. Ich stürzte Hartmann in den Lech.“

„Du hast die Welt von einem großen Sünder befreit,“ sagte Ignaz sinnend, und drückte ihm fest die Hand.

„Ich habe dem Bunde entsagt,“ sagte Godwin, „und da mich meine Mutter als Lutheraner hat taufen lassen, so bin ich auch von dem katholischen Glauben abgefallen und stehe jetzt in Gustav Adolphs Heere. Die Schlacht bei Rain habe ich mit gefochten und der König gebraucht mich eben jetzt, um zu erforschen, ob Augsburgs Bewohner günstig für ihn gestimmt seien.“

„Du kannst es ihm auf mein Wort versichern,“ sagte Ignaz, „sie erwarten ihn mit Ungeduld.“

„Das ist mir lieb,“ sagte Godwin und bat dann Ignaz, ihn zu Tilly zu führen.

Sie gingen. — Ignaz führte ihn in einen großen Pallast, wo auch an der Verwirrung der Dienerschaft leicht zu errathen war, daß irgend ein Moment von Bedeutung zu erwarten war.

Sie traten in ein Zimmer. Eine Menge Offiziere standen umher und auf einem Ruhebette lag Tilly, bisweilen in Fieberschauern irre sprechend, jetzt aber still liegend und starr, ein gräßliches Schweigen lag auf jedem Munde.

Da drängte sich Godwin sanft durch die Menge und Tillys Blick ruhte plötzlich starr auf ihm. Godwin wollte sich nähern, aber da fuhr Tilly in seinem alten Grimm auf und rief donnernd: „Weg! Was will der Todtengräber aus Leipzig da? Ich bin ja schon halb auf dem Wege der Hölle und der ist doch ein redlicher Mann.“

Dann lag er wieder ganz still und Godwin weinte. Tilly sah ihn wieder mit den erschreckend starren Blicken an. „Bist Du denn aus Magdeburg?“ sagte er sanft, wohl im Tone der Verzweiflung, „was weinst Du denn?“ Und wieder legte er sich auf die Kissen ruhig zurück. Keiner wagte zu sprechen. Da ging Godwin zu ihm hin und kniete vor seinem Lager nieder. „Kennt Ihr mich nicht mehr, mein Feldherr,“ sagte er.

Tillys Antlitz wurde ruhiger. „O ja doch,“ stammelte er, „ich kenne Dich wohl. Du wirst lieber sterben, als ich, sey deß gewiß! Aber willst Du ganz Christ seyn, so streite nicht gegen Christen Hörst Du?“ Dabei schloß er die Augen fest zu, und Godwin fuhr erschrocken auf: „Seht doch, seht —“

„Was soll ich sehen,“ unterbrach ihn, wie von gewaltigem Feuer emporgerissen, Tilly. „Soll ich Magdeburg brennen sehen? Keine Gnade! Brennen soll es, bis es erlischt —“

Und damit sank er zurück, und preßte die Hand aufs Herz, die Pulse stockten, seine Augen brachen — er lag eine Leiche auf dem Bette.

Noch im Tode lag ein finsterer Grimm auf seinem Antlitz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die kranke Wittwe.

Dem im Unglück Schmachtenden ist jede Hülfe erfreulich, aber sie erhält doppelt Werth, wenn sie unerwartet kommt und mit Schonung geleistet wird.

In der Vorstadt von Philadelphia begegnete jemand einem Knaben von etwa zwölf Jahren. Mit niedergesenktem Haupte und unter lautem Weinen näherte er sich ihm, und bat um ein Allmosen.

Die ängstliche Schüchternheit des Bittenden, sein plötzliches Erröthen und seine zitternde Stimme, machten einen tiefen Eindruck auf den Fremden.

Mein Kind, sagte er: Du scheinst mir nicht dazu bestimmt zu sein, Dein Brod zu erbetteln. Was veranlaßt Dich dazu?

„Ach!“ seufzte der Knabe, und heftiger entstürzten Thränen seinen Augen; „ich hab' es nie gedacht, daß es so weit mit mir kommen würde, nur das Elend meiner armen Mutter zwingt mich zu diesem Schritt.“

Und wer ist Deine Mutter, liebes Kind?

„Die Wittwe eines wohlhabenden Kaufmanns. „Mein Vater trieb vortheilhafte Handelsgeschäfte, „aber ein treuloser Handelsfreund stürzte ihn „durch seinen Bankerott ins Verderben. Er „verlor Alles, und zog sich dies so zu Gemüthe, „daß er erkrankte, und einige Wochen darauf „starb. Er hat meine Mutter, einen jüngern „Bruder und mich in der größten Armuth zurück „gelassen. Nach meines guten Vaters Tod nahm „sich ein Freund von ihm meiner großmüthig „an, und meine Mutter suchte sich und meinen „Bruder durch ihrer Hände Arbeit nothdürftig „zu ernähren. Aber meine liebe Mutter ist seit „einigen Tagen so krank geworden, daß ich für „ihr Leben fürchte. Von Allem entblößt, fehlt „es ihr an jeder Hülfe, und ich schäme mich, „alte Bekannte meines verstorbenen Vaters um „eine Unterstützung anzusprechen.“

„Sie hab' ich nicht gekannt, mein Herr! „Und ich faßte daher ein Herz, meine Schüch„ternheit zu bekämpfen. — O, möchten Sie sich „nun auch meiner verlaßnen Mutter erbarmen.“

Diese unverstellte Sprache des Herzens, und noch mehr der thränenfeuchte, um Mitleid flehende Blick des Knaben erweichten den Unbekannten.

Wohnt Deine Mutter weit von hier;

„Hier am Ende der Straße, im letzten „Hause, oben in dem Erkerstübchen.“

Ist noch kein Arzt bei ihr gewesen?

„Ach Gott, nein! Wovon sollen wir ihn „bezahlen? Woher das Geld zur Arznei nehmen?“

Da, nimm dies! sagte der Fremde, und gab dem Knaben einige Goldstücke: aber nun lauf' auch, und hole gleich einen Arzt.

Der Knabe dankte mit inniger Rührung, und flog wie ein Pfeil davon.

Der edle Wohlthäter ging sogleich zu der kranken Wittwe. Er kam in ein kleines Zimmer, wo er nur einiges altes Hausgeräth, einen kleinen Tisch, ein Paar Stühle und ein schlechtes Bett fand, in welchem die Kranke lag, und nach Hülfe schmachtete; zu ihren Füßen saß ihr jüngster Sohn, und weinte.

Gerührt durch diesen Anblick, näherte er sich der Kranken; und, um ihr mehr Vertrauen einzuflößen, that er einige Fragen über ihr Befinden, als wenn er ein Arzt wäre.

Die Wittwe beantwortete sie unter Seufzern und Thränen, und setzte dann hinzu:

„Ach, mein Uebel hat einen tieferen Grund. „Alle Kunst der Aerzte kann mir nicht helfen. „Ich bin Mutter, und — unglückliche Mutter. „Mein Herz ist zu tief verwundet, es kann nur „im Tode genesen; aber auch dieser Gedanke „foltert mich, was wird dann aus meinen armen, „hülflosen Waisen werden!"

Thränen erstickten ihre Worte, doch die freundliche, theilnehmende Art, mit der sie der Unbekannte zu trösten suchte, machte sie nach und nach wieder ruhiger, und sie hatte Kraft genug, ihm ihre ganze traurige Lage zu schildern.

„Fassen Sie Muth," sagte der Fremde, „sorgen Sie für Ihre Gesundheit, es ist Pflicht, „sich Ihren Kindern zu erhalten. — Haben „Sie ein Blatt Papier bei der Hand? Ich werde „Ihnen ein Rezept verschreiben."

Die Wittwe nahm ein Buch aus der Hand ihres Sohns, der seinen Platz neben ihrem Bette nicht verlassen hatte, und riß ein weißes Blatt heraus; das einzige unbeschriebene Papier, das sie besaß.

Der Fremde schrieb darauf einige Zeilen.

„Dies Rezept," sagte er, „wird hoffentlich „viel dazu beitragen, Sie wieder gesund zu „machen; und wenn es in der Folge nöthig sein „sollte, so werde ich Ihnen ein andres ver„schreiben. Ich denke, es soll von guter Wir„kung sein."

Er ließ das Rezept auf dem Tische liegen, und ging wieder fort.

Einige Minuten darauf kam der älteste Sohn zurück.

„Gott sei gedankt!" rief er ihr entgegen, „der Himmel erbarmt sich unser. Ein mitleidiger „Unbekannter hat mir dies Geld hier geschenkt, „dadurch ist schon auf einige Tage für uns ge„sorgt. Auf seinen Befehl bin ich zu einem „Arzt gelaufen, und er wird gleich hier sein. „Beruhigen Sie Sich, liebe Mutter, es wird „schon alles besser werden."

Komm an mein Herz, lieber August! rief die Mutter: die Vorsehung nimmt sich der Unschuld an. Ein unbekannter Arzt ist so eben bei mir gewesen. Seine menschenfreundliche Theilnahme hat mich tief gerührt und getröstet. Dort auf dem Tisch liegt das Rezept das er mir verschrieben hat. Du kannst es gleich nach der Apotheke bringen.

Der Sohn nahm das Papier, aber erstaunt rief er aus: „Ach Gott, Mutter, was ist das? — Lies einmal!" —

Er reichte ihr das Papier hin, und nicht minder erstaunt rief sie aus:

„Gott im Himmel! Washington!“ —

Das Rezept war eine Verschreibung des Präsidenten auf eine nicht unbedeutende jährliche Pension.

Während dieser Scene trat der gerufene Arzt in's Zimmer. Er erfuhr, was sich eben zugetragen hatte, und wünschte seiner Patientin Glück, daß sich schon vor ihm ein so erfahrner Arzt bei ihr eingefunden habe. Die Ueberraschung, und die gehobene Besorgniß für die Zukunft, trugen viel zur baldigen Genesung der Kranken bei.

Anekdoten.

Der Geheimsekretär N. in D. hatte einen treuen Diener, den er in seinem Alter keine Noth leiden ließ, und ihn ehrte, wie er es verdiente. Einst war der Geheimsekr. nicht wohl. Der alte, besorgte Diener besucht ihn, und sagt mit Theilnahme: „Ei, ei, Herr Geheimsekretär, Sie sehen recht schlecht aus!“ Als ihm aber dabei doch einfällt, daß es unschicklich sei, dieß einem Kranken zu sagen, setzt er, sich selbst verbessernd, schnell und treuherzig hinzu; „Doch, Sie haben in Ihrem Leben nie gut ausgesehen!“

Die Nonnen von Angers hatten einen Prozeß mit ihrem Bischoff. Da der Letztere ein Günstling der Frau von Maintenon war, so verloren sie ihren Rechtsstreit.

„Das ist kein Wunder, daß wir ihn verloren haben, sagte Eine der Nonnen: wir hatten ja den König, die Dame und den Buben wider uns.“

Buchstaben-Räthsel.

Merkt auf: — Sechs Bürger seiner Republik
Stehn bei einander, fest und eng' verbunden;
Fehlt nur der zweite, gleich sind drei verschwunden,
Der Bund löst sich in drei im Augenblick,
Und diese sind nicht mehr ein ganzes Stück.

Der Erste, welcher das Präsidium führt,
Dianen gleich mit halbem Mond geziert,
Gleich Märtyrern mit einem Heil'genscheine,
Er streckt empor zwei lange, lange Beine,
Auch fehlt ihm ganz und gar der Kopf.
Sein Ruf ist nichts, als Jammer und Gegreine,
Doch ist kein Jubel ohne diesen Tropf.

Der Dritte ist ein langer, dürrer Hase,
Mit spitzem Rücken, langer Nase,
Dem schlechten immer zugesellt,
Zwar hinten nie, doch auch kein Held.

Den vierten weiß ich kaum zu schildern;
Ein kleiner, naseweiser Stumpf,
Das ungestaltet'ste von allen Bildern;
Er trägt den Kopf getrennt vom Rumpf!
Er hat etwas impertinent-moquantes,
So etwas höhnisch-lächelndes an sich; —
Bald girrt und lispelt er als ein galantes
Zierbengelchen, — bald zischt er fürchterlich.

Der Zweite, Fünft' und Sechste sind vom gleichen
Stamm mit dem Dritten, unselbstständig auch.
Nur Beine haben sie, nicht Kopf und Bauch.
Von dem sehr nah verwandten Ersten weichen
Sie darin ab, daß sie vernünftig stehn,
Und nicht die Füße närrisch aufwärts dreh'n.
Drillinge sind's doch hier nur, denn im Grunde
Sind sie ein Wesen nur. — Sie stehn im Bunde
Mit Satan und mit Hexen; — doch bei Frauen
Und Herrn könnt ihr sie alle Tage schauen.

Vom Ganzen muß ich Euch noch etwas sagen:
Nichts ist fruchtbarer in der ganzen Welt,
Und häufiger wird nichts zu Markt getragen,
Nach wenig Dingen hört man öfter fragen,
Man nimmt's geschenkt und kauft's für schweres Geld.

Oft kleidet sich's in Linnen, oft in Seide,
Mit Prügeln und mit Orden wird's belohnt,
Doch hat's die Grille, daß, wie Dichtersleute,
Es stets im obern Stockwerk wohnt!

Sehr häufig findet man's bei vollen Humpen,
Da zankt und tobt es und macht viel Geschrei;
Am meisten Spaß hat's im Verkehr mit Lumpen,
Doch dient's auch — der Justiz und Polizei.

In Heldenliedern lebt es und Sonetten,
Vorzüglich ist's zu Hauf' in Assembleen;
Weh ihnen, wenn das Holde sie nicht hätten,
Wie könnten Herrn und Frauen da bestehn!
Besonders lieben's rechte Stadtfraubasen,
So männlichen als weiblichen Geschlechts:
Oft führts selbst kluge Leute bei den Nasen,
Wird eingekauft von ihnen als was rechts,
Doch ist ihm da sein Hokus nicht gelungen,
Dann, freilich, wird bös' mit ihm umgesprungen!

Auflösung der Charade in Nro. 59.

Himmelfahrt.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen.

Achter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 61.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 31. July 1823.

Dem Menschen bring' ich nur die That in Rechnung,
Wozu ihn ruhig der Character treibt;
Der blinden Mißverständnisse Gewalt
Drängt oft den Besten aus dem rechten Gleise.

Schiller.

Die Wette.

(Nach einer englischen Anekdote.)

In Englands Hauptstadt, hört' ich sagen,
hat sich ein Fall einst zugetragen,
der freilich unwahrscheinlich klingt.
Wollt Ihr, daß ich ihn Euch erzähle,
und keinen Umstand Euch verhehle?
Wohlan, laßt sehn, ob mir's gelingt.

Blackfriar's Brücke sollte eben
sich über'n Themse-Fluß erheben
in stolzer, kühner Majestät.
Viel Hände waren da geschäftig,
viel starke Arme wirkten kräftig,
auf daß der Bau von statten geht.

Und auf der Rüstung hohe Mitte
steigt mit zu kühngewagtem Tritte
ein allzudreister Arbeitsmann.
Da wanken trügerisch die Stützen;
er stürzt hinab — — wer wird ihn schützen,
wenn er nicht rüstig schwimmen kann?

Der edlen Lords gehn zwei vorüber
und einer spricht: „Ei, seht, mein Lieber,
Der scheint bezahlt. Doch wette ich,
der Fellow*) da am Brückenbogen
wird nicht ein Raub der Themsewogen,
und rettet noch durch Schwimmen sich.“ —

„„Well!**) — ruft der Andre — hundert Pfunde!
Und zwar, eh' eine Viertelstunde
verläuft und ganz vorübergeht!““ —
Drauf wird die Uhr herausgezogen,
und beide starren in die Wogen,
die kühler Westwind schwellend bläht.

Ein Haufe Gaffer darf nicht fehlen,
denn London will der Narren zählen

*) Kerl
**) Gut! Es gilt!

so gut wie jeder andre Ort.
Sie pred'gen sämmtlich goldne Lehren
von Schwimmkunst — doch er kann's nicht hören,
der Sturm verschlingt das kluge Wort.

Von unsern Lords ruft jetzt der Eine:
„Gewonnen! — Schwach nur mit dem Beine
hält noch der wackre Schwimmer Stich."
Der Andre schreit: „„Noch nichts verloren!
denn seht nur, seht! wie neugeboren
erwehrt er frisch des Stromes sich.""

Wie nun die Wellen bald ihn heben,
bald ihn hinabzudrücken streben,
bricht je ein Lord in Angstruf aus:
„Jetzt preßt die Flut ihn vollends nieder,
nun sinkt er!" — „„Nein, er hebt sich wieder!"" —
„God dam! da kommt der Kopf heraus!" —

Von fern ersehen's schlichte Leute,
und weder Hang nach Lohn und Beute,
noch schnöde Wettlust treibt sie an,
zu einem Schiffersmann zu sagen:
Da sind zwei Pfunde, willst Du's wagen,
Und retten dort den armen Mann?

Und als sie ihr Gebot erneuern,
ist er entschlossen loszusteuern,
Denkt: frisch gewagt ist halb gethan.
Und alles Volk schreit: Eile! Rette! —
„Halt! Das ist gegen unsre Wette
— sagt schnell das Paar — das geht nicht an!"

Adalbert vom Thale.

Die Jesuiten.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Godwin machte seinem bedrängten Herzen unter freiem Himmel Luft und eilte dann in Ignazens Wohnung. Dieser war noch bei Tillys Leiche geblieben, und versprach, bald nachzukommen. Als Godwin eben in das Haus trat, staunte er nicht wenig, als ihm daraus die alte Mutter Hartmanns entgegen kam, die er bei seiner letzten Anwesenheit in dem Kloster bei Rain gesehen hatte. Sie kam mit verstörten Blicken auf ihn zu, ohne ihn zu sehen, er aber faßte sie am Arm und als sie ihn erkannte, fuhr sie erschrocken auf.

„Ist er todt?" fragte sie mit wilddrollenden Augen und Godwin zögerte mit seiner Antwort. „Er ist todt!" fuhr sie freudig fort, „ich les' es in Euren Augen, in Eurem Schweigen." —

„Ja!" sagte Godwin ernst und senkte den Blick, „ich habe ihn auf einer Schandthat getroffen und nun hat ihn die Rache ereilt."

„Gott sey Dank!" sagte die Frau mit einer Freude, wovor Godwin schauderte.

„Weib:" rief er, „beim Himmel sage mir, was ist das? Warum freust Du Dich über den Tod Deines Sohnes? Was hat Dich zu dieser Unmenschlichkeit bringen können?"

„Ihr fordert viel," sagte sie mit tiefem Ernst, „aber Euch, als meinem Rächer, darf ich mich entdecken. Dieser Hartmann war nicht der Sohn meines Gatten!"

Godwin sah bedauernd die Frau an, er glaubte in ihren Zügen etwas Edles zu lesen. „Wie kommt Ihr denn hierher?" fragte er sie.

„Die Schweden," war ihre Antwort, „haben die Jesuiten aus dem Kloster vertrieben und somit mich befreit. Nun habe ich vernommen, daß in diesem Hause ein Priester mit Namen Ignaz Sommer wohnen soll —"

„Ja!" sagte Godwin, „ich seh' ihn eben die Straße heraufkommen."

„Kommt er?" fuhr sie auf und lehnte sich an die Mauer mit vorgebogenem Körper und starr auf den Eingang des Hauses sehend. Da trat

Ignaz Sommer zur Thüre herein, sah die Frau, und sie ihn, und beide bebten und stürzten sich stürmisch in die ausgebreiteten Arme mit dem Rufe: Ignaz! — mein Weib! —

Viele Fragen, die ihnen das volle Herz eingab, wechselten sie eifrig und in stets wachsendem Liebesguß mit einander, da sagte Ignaz plötzlich zu Godwin:

„Mein Sohn, eile aus Augsburg zu kommen. Ich habe wichtige Dinge entdeckt. Man steht Dir nach dem Leben! Gustav Adolph ist in Gefahr. Die Jesuiten haben ein Mitglied auserkoren, (ich weiß nicht, wen) den Schwedenkönig zu ermorden. Eile, ihn zu warnen und Dich zu retten.“

Godwin beschleunigte die Anstalten zu seiner Abreise, und Ignaz sagte noch: „Wisse auch, bis hierher geht mein Gelübde. Ich glaubte mein Weib todt, nun find' ich sie wieder und ich entsage meinem Stand. Ich eile mit ihr zu Waltorf. Ich berufe mich auf Dich und suche einen Zufluchtsort bei ihm. Ich erwarte Dich dort. Lebe wohl!“ Godwin eilte hinweg; auch Ignaz machte sich bald auf den Weg. Da durchschauerte ihn auch die Erzählung der Leiden seines Weibes, aber seine Liebe zu ihr wankte nicht, er war von ihrem wahren Werthe fest überzeugt.

In seinem Zelte saß Gustav Adolph in all' seiner herrlichen Majestät, umringt von seinen heldenkühnen Feldherrn aus Schweden, als eben Godwin eintrat und mit heiterer Miene rapportirte, was er in Augsburg erkundet hatte. Der König schien sehr zufrieden mit dem jungen Manne und er sah ihn freundlich an.

„Man kann Euch zu schwereren Geschäften füglich gebrauchen,“ sagte er. „Mich dünkt gehört zu haben, daß Ihr früherhin Jesuite waret, und ich bin gesonnen, diese hier zu vernichten, denn wie ich höre, sollen sie eben in dem Baiernlande am aller machtvollsten gehaußt haben.“

„Das kann ich bezeugen,“ seufzte Godwin tief, und fuhr dann rasch fort: „Ich glaube, nichts zu wagen, wenn ich Eure Majestät bitte, nicht zu rasch in Vertilgung der Jesuiten zu Werke zu gehen. Mein eignes Schicksal hat mir tödlichen Haß gegen sie eingeflößt, geräcbt habe ich mich sogar, wo ich konnte. Aber es giebt auch gute, sehr gute Menschen darunter, die zum Theil durch Gelübde, zum Theil durch den edlen Trieb, dem Bösen doch manchmal Einhalt zu thun, daran gefesselt sind.“

„Es geschehe, wie Ihr sagtet,“ sprach der König in gütigem Ton, und sah freundlich auf seine Helden. Eine freudige Bewegung entstand unter den versuchten Kriegern, der König winkte Ruhe.

„Wenn ich Euch eine Stelle in meinem Heere bieten darf, junger Mann, fuhr er fort, „so soll es Euch an Auszeichnung und Ehre nicht fehlen —“

Ew. Majestät verzeihen mir,“ entgegnete Godwin traurig, „ich habe in Augsburg einem schrecklichen Schauspiel beigewohnt. Ich war bey dem Tode Tillys zugegen.

„Tilly todt?“ fuhren die Hauptleute auf, und man sah mannigfache Ausdrücke auf ihren Gesichtern, aber jeder drückte die Größe ihrer Seelen aus. Der König sah ernst vor sich hin, es war kein frohes Antlitz in dem ganzen Kreise.

„Er hat mich sterbend ermahnt,“ fuhr Godwin fort, „wenn ich ganz Christ seyn wolle, nicht gegen Christen zu streiten.“

Da stand der König auf von seinem Sessel, und blickte gerührt zum Himmel. „O wer wie

Du leben könnte," rief er schmerzlich, und drückte Godwin die Hand. „Es ist eine furchtbare Mahnung des Tilly gewesen, und die Zerstörung Magdeburgs hat ihm wohl seine letzte Stunde grausam verbittert."

„Das hat sie," sagte Godwin, „sein Ende war schrecklich. Ich werde auch seiner Mahnung folgen, und dem Kriegerstande entsagen."

„Ihr thut recht daran," sprach der König, „ich werde darauf denken, Euch anderwärts zu belohnen. Ihr habt Euch Eures Auftrags ehrenvoll entledigt und die Schlacht bei Rain klug geendigt."

„Ich habe noch in Erfahrung gebracht," versetzte Godwin bescheiden, „daß aus den Jesuiten Leute gedungen sind, die Ew. Majestät nach dem Leben trachten."

Einer der wachhaltenden Offiziere, der bisher stille stand, fuhr bei diesen Worten unwillkührlich auf und Godwin meinte ihn zu kennen, doch blieb ihm keine Zeit, ihn genau zu beobachten, da der König zu ihm sagte: „Ich fürchte Gott und scheue Niemanden. Mein Leben ist mir sicher genug."

Da erhub sich der General Banner von seinem Sitze, die Andren alle folgten seinem Beispiele, und jener sagte: „Mein Herr und König, bedenket die Wichtigkeit Eures Lebens. Seid vorsichtiger, wir bitten alle darum. Ist nicht das Land neuen Gefahren ausgesetzt, und was mehr ist, Denkfreiheit und Religion!"

„Eure Wünsche will ich erfüllen," sprach der König, „ich will alle fremde Krieger, vorzüglich alle fremde Offiziere genau beobachten lassen, und von ihrem Herkommen und früheren Verhältnissen genaue Berichte verlangen. Man soll dies bald ins Werk richten."

Jener, Godwin bekannt scheinende Hauptmann suchte sich bei diesen Worten zu entfernen. Man beachtete ihn nicht. Godwin aber sah ihm aufmerksam nach, und als jener noch einmal sich umblickte, erkannte Godwin die Züge des Visitators in München, die ihm noch wohl bekannt waren aus der Zeit seiner Aufnahme. Schnell, ohne ein Wort zu verlieren, eilte er hinaus und rief dem Visitator bei seinem Namen nach. Unbesonnen sah sich dieser um, Godwin faßte ihn stark am Arm und riß den Widerstreitenden fort. Da zuckte dieser einen Dolch auf ihn, und stach ihm eine leichte Wunde am Arm, allein eben so schnell war auch der Dolch in Godwins Händen und der Bösewicht in das Zelt geschleudert.

„Dieser Bube," knirschte Godwin, „ist einer von denen, die Ew. Majestät nach dem Leben stellten, er ist Jesuite, ich kenne ihn wohl."

„Dieser?" fragte der König und sah sich nach den Feldherrn um. „Ist es nicht dieser, der sich für einen sächsischen Edelmann ausgab und in der Schlacht stets an meiner Seite stand, als ob er fähig wäre, in den Tod für mich zu gehen."

„Man wird mich ja kennen," höhnte der Visitator mit frecher Stirne, „und die Freundesbrust undurchbohrt lassen."

„Was ist das?" rief der König heftig und sah nach Godwins blutigem Arm.

„Unbedeutend," versicherte dieser, „er wollte sich meiner erwehren auf eine etwas unrühmliche Art."

„So?" zürnte der König; "er soll sterben! Augenblicklich! Ich hätte seine Verrätherei an mir ungeahndet gelassen, gegen meine Krieger nichts!"

Die Wache umringte ihn, er ging kaltlächelnd hinweg. „Halt!" rief Godwin und zu dem König gewandt sprach er: „Wie könnte ich minder großmüthig seyn, nach einem so erhabenen

Beispiel. Lassen ihn Ew. Majestät immerhin frei, mir wird er nicht schaden."

„Ich habe mich nicht geirrt in ihm," sagte der König mit einem Blick nach seinen Feldherrn. „Laßt ihn los!" befahl er den Wachen, „geh und handle besser," ermahnte er den Verräther und dann wandt' er sich zu den übrigen, sprechend: „Der sterbende Tilly hat uns sogar noch geschadet, aber auf eine sehr menschliche Weise."

Auf das Landgut des Grafen Waltorf begab sich der König von Schweden mit seinen Staatsoffizieren im strengsten Incognito, um von da aus, als seinem Hauptquartier, die Bewegung seiner Truppen zu leiten. Godwin hatte ihm dieses Schloß empfohlen und der Graf Waltorf war entzückt, einen neuen Gast zu beherbergen. Es wußte auch im Schlosse niemand wer der Fremde sey, aber alles wetteiferte, ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen.

Der König zog noch oft Godwin über die Aufhebung der Jesuiten zu Rath, dieser aber beharrte darauf, daß er ihm Einen überliefern wolle, der alles Unheil allein gestiftet habe, was in dieser Gegend geschehen wäre. Gustav Adolph war dieses zufrieden und lebte noch einige Tage ruhig auf dem Landgute.

Er hatte mit der allliebenden Milde bald das Verhältniß Godwins zu Mathilden erfahren und ahnte, daß der erstere wohl etwas zurückhaltend sein müsse, in Betracht seines niedern Standes zu dem der Gräfin. Er behielt sich die Freude vor, mit seiner Verbindung mit ihr zugleich seine Standeserhöhung überraschend zu verkündigen.

Eines Tages kam einer von des Grafen Dienern in den Versammlungssaal, wo sich eben der König in Gesellschaft seiner Offiziere, des Grafen, Godwins und Ignazens befand, und erzählte, wie ein Haufen schwarzbekleideter Männer, im Namen der Kirche, den Godwin Tzirnau ausgeliefert haben wolle.

Der König befahl, sie zusammt einzulassen, und da Godwin ahnte, es seien Jesuiten, so blieb nur er mit dem König, dem Grafen und Ignazen im Zimmer. Ignazens Weib hatte der Tumult zufällig auch herbeigeführt und da gerade traten die Jesuiten, unter ihren Kutten lange Schwerdter hervorziehend in das Zimmer. Aus ihrer Mitte drängte sich ein großer Mann von wildem Aussehen, und entblößtem Schwerd, und forderte ungestüm Godwins Ueberlieferung. Während dieser ergrimmt den Provinzialsecretär erkannte, war Ignazens Weib aufmerksam auf die Stimme geworden und drängte sich gespannt vor. Sie sah dem Secretär ins Gesicht, bebte furchtbar zusammen, rief: „Dieser ist der Räuber meiner Ehre!" und stürzte ohnmächtig zusammen.

Den Secretär durchzuckte ein flammender Strahl. „Hör auf zu krächzen, alter Rabe," rief er und stürzte mit geschwungenem Schwerd nach ihr hin, aber schon blitzte Godwins Klinge und mit den Worten: „Es ist genug!" spaltete er dem Bösewicht das Haupt. Wüthend zückten die Jesuiten die Schwerder auf die Anwesenden, aber da traten die schwedischen Feldherrn ein und der Kampf war geendet, ohne begonnen zu haben.

Als sich eben der König erholte, und zu Godwin, der neben Ignazens Weib kniete, sagte: „Es war doch wohl etwas zu schnell gehandelt — " da richtete sich dieser auf und sagte dumpf in sich hinein: „Seht da! sie ist todt!"

Erstarrend wandten sich alle nach der Leiche, die, noch im Tode racheblickend, furchtbar die Herzen durchbebte.

Am Tage, bevor der König seine Abreise antreten wollte, saßen alle im Schloß Versam-

melten an einer fröhlichen Mittagstafel und Jubel herrschte durch die ganze Gesellschaft. Selbst der tieftrauernde Igwaz vergnügte sich in etwas über Godwins und Mathildens stummes Glück. Die beiden Liebenden sprachen innig mit einandre, Mathilde heiterer als Godwin.

Da stand der König von dem Sitze auf und sagte zu dem Grafen: „Laut werden muß es nun doch einmal, die beiden jungen Leute müssen Braut und Bräutigam seyn. Und da wäre mir es denn sehr lieb, wenn man sie heute noch zusammengeben wollte, damit die Freude vollkommen sey."

Mathilde senkte erröthend lächelnd das Haupt und der Graf blickte froh auf Godwin. Der aber stand sehr ernst auf und sagte abwehrend: „Ich habe Mathilden gelobt, nur ihrer würdig um sie zu werben, und ich bin es noch nicht."

„Noch nicht würdig?" fragte der König. „Ich sehe wohl, auch ich, ob ich gleich gern unerkannt geblieben wäre, muß mich entdecken. Ihr seid allerdings würdig, um sie zu werben und thut es nur immerhin. Ihr habt Euch verdient gemacht um mich, ewig Schade, daß ich Euch so schnell verliere. Gebt sie zusammen, Herr Graf! Ich bestimme diesem Godwin Tzirnau lebenslänglich die vollen Revenüen eines meiner Landgüter in Schweden, die sich auf hunderttausend Thaler belaufen, und worüber hier die Verschreibung ist, auch nach meinem Tode gültig. Dabei erhebe ich ihn in den schwedischen Adelstand, worüber ihm mein Großkanzler das Patent zustellen wird."

Und während der Graf, Mathilde und Alme erstaunt standen, da hoben die Hauptleute die vollen Gläser und laut jubelnd riefen sie: „Es lebe Gustav Adolph, der Befreier von Deutschland!"

Godwin umfaßte Mathilde. „Zu seinen Füßen," rief er, „laß uns ihm danken. Er ist der Schöpfer unsers Glücks!"

Der König legte ihre Hände, froh gerührt in einander und die Hauptleute stießen auf das Wohl des Paars an. Laut jubelten alle in dem weiten Saale.

Da hallte ein eilender Schritt die Stiegen heran, die Thüre rasselte auf und ein bleicher Jüngling stürzte herein, eine halbohnmächtige Jungfrau auf dem Arm tragend. In seiner Hand hielt er ein blutiges Schwerd, wankte ermattet auf den Grafen zu und sank mit seiner theuren Last vor ihm nieder.

Da schrie dieser und Mathilde laut auf: „Clara!" und Godwin bebte freudig zusammen.

„Sie ist es!" rief froh der bleiche Jüngling, in dem der Graf alsbald seinen Schreiber erkannte; „sie ist es." Und während Mathilde um die Ohnmächtige beschäftigt war, fuhr er fort: „Mein Schwerd, mein Arm hat sie gerettet! Ich war heimlich in dem Bunde der Jesuiten bekannt, wußte was vorging, wußte auch Clara's Schicksal. Der Blutstrahl, Godwin, den Ihr sprudeln saht, war der des Henkers, das blitzende Schwerd das meine. Ach durch welche Gefahren habe ich mich durchgeschlagen. Verfolgung duldeten wir, wir konnten Euer Landgut nie ereilen. Und erst jetzt bin ich von einem Schwarm Jesuiten angefallen worden, aber mein Schwerd hat mir glücklich durchgeholfen."

Clara war erwacht, eine freudige Rührung herrschte in jedem Antlitz. Der Jüngling umfaßte Clara mit stürmischer Freude, und eben so sie ihn.

„Mein Retter!" rief sie weinend, und barg sich an seinen Busen. Er sprach knieend zu Waltorf, mit dem Tone der sanftesten Bitte: „Mein Graf, darf ich werben um sie? Ich

habe einen Fehler gut zu machen, so wie sie. Aber unserer Treue könnt Ihr versichert seyn, so wie unserer strengen Busse."

Der Graf schwankte einen Augenblick. Da sagte der König: „Ich weiß zwar von dem Allen nichts, aber ahnen kann ich manches. Es ist heute Alles Jubel, Graf gebt sie zusammen, wenn es Clara's Wille ist."

„O gewiß!" rief diese und feurig, aber stets weinend lag sie an seinem Herzen. Godwin und Mathilde hielten sich eben so innig umschlossen und riefen, zu dem Könige gewandt: „O Ihr waltet recht wie ein Engel Gottes unter uns."

Gerührt überblickte der König die schöne Gruppe und Ignaz breitete segnend die Hände über sie aus.

Guido.

Aphorismen.

Jünglinge graben gern gleich recht tief in die Fundgruben der Liebe, der Ehre, der Wissenschaft, aber dann fällt ihnen der Schutt hinten nach, und sie müssen wieder von vorn anfangen.

Bei allem, was wir erstreben, haben wir im Anfange Schmerz und Mühe. So zeigt auch der Rosenstock eher den Dorn als die Rose.

Starken Menschen wird Wollust leicht zur Liebe, nur Schwachen umgekehrt.

Ein etwas rohes Aeußres ist für Knaben schicklicher als ein allzu feines. Die Feinheit der männlichen Jugend gleicht der zarten Blüthe, die noch erst kei[illegible] und in einer rauhen Hülse verschlossen liegt.

Wie Wachs die Gluth isolirt, die es verzehrt, und langsam an ihr hinschmilzt, Eisen aber sie leitet und lange aushält, und nur in ihrem höchsten Grad plötzlich in Asche zusammenfällt; so schwindet eine weibliche Seele langsam an ihrem Schmerze hin, dem Manne wird sie erst spät und gewaltsam gebrochen.

Man gehe auch den todten Wespen aus dem Wege, denn ihr Stachel verwundet noch immer den Fuß, der auf ihn tritt.

Unsre Jugend wird wie die Mispel zugleich faul, wenn sie reif wird.

Der Mann muß seinen Leiden wie seinen Fehlern fest ins Auge schauen.

Inschrift auf ein Landhaus.

Hier prangen keine Porphyrsäulen,
Kein Marmor und kein Cedernholz;
Denn hier soll nicht des Reichthums Stolz,
Die Ueppigkeit und die Verschwendung weilen.
Es ist dies Haus der frommen Häuslichkeit,
Der Unschuld heit'rem Scherz geweiht,
Der Rachsucht Tücke zu betrügen,
Fern von der Stadt, sich der Natur zu freun:
Kann Lieb' und Freundschaft dir genügen,
Einfache Kost, und Milch und Wein,
Durch Scherz gewürzet, kehr' hier ein.

G. B.

Anekdoten.

In einer kleinen Stadt bekam Jemand einen Gast und zeigte ihm die Umgebungen des Ortes. Man bestieg unter andern auch den nahe gelegenen Rabenstein. Eine schmale Treppe führte hinauf. Der Fremde wollte seinen Wirth voran gehen lassen, allein dieser sagte unter Verbeugungen: „Machen Sie keine Umstände, ich bin hier zu Hause."

Als der Kaiser Joseph II. Rußland bereisete, wollte er durchaus nicht in irgend einem Krongebäude wohnen. Zufällig war damals noch kein Gasthof in Zarskoselo. Die Kaiserin Katharine ließ also, um den Kaiser zu täuschen, an einem sehr schönen Hause, das ihrem Hofgärtner gehörte, ein Gasthofzeichen aufhängen. Es war darauf ein Spinnrocken gemalt, mit der russischen Ueberschrift: „Katharinens Spinnrocken." Unten stand mit deuschen Buchstaben: „Falkstein." Joseph II. stieg in dem Hause ab und hatte nicht die geringste Ahnung, wie artig er getäuscht ward. Erst lange nachher erfuhr er es.

Dem. Maaß wollte auf einem Theater ersten Ranges in einem Stücke als Gast auftreten, in dem Madame N. N. mit ihr spielen sollte. Madame N. N. hatte dazu aber keine Lust und ward krank. Einer ihrer Bekannten ward gefragt, wie sie sich befinde: „ach" erwiederte er mit bedeutsamem Achselzucken: „sie ist über die Maaßen krank."

— X. —

Auszüge aus meinem Tagebuche.

Gestern besuchte ich die Kirche in — b —. Nach einem herzerhebenden Gesange trat der Redner auf und sprach mit feyerlicher Würde und religiösem Ernst über die Gesinnungen des reinen Christenthums. Mich erbaueren die Lehren, Erinnerungen u. Tröstungen. Aber mit einer Art von Wehmuth überschauete ich die Zahl der Zuhörer und — Zuschauer. „Wie viele, dacht ich, mögen wohl unter diesem Haufen seyn, die die Worte des Predigers verstehen u. fassen? Wie manchem ist nicht der Vortrag ein unverständlicher Klingklang von Wörtern, die nur das Timpanum (Trommelfell) des Ohrs, nicht aber des Geistes u. Herzens berühren! Wären die Gedanken der Zuhörer lesbar oder hörbar — wie wenige würde man finden, die auf den Vortrag, auf — Gott gerichtet sind." — Eine Predigt ist mir oft als ein Schiff vorgekommen, das auf das wogende Meer der auf- und abfluthenden Gedanken der Zuhörer hinausgestoßen wird und nur die nächsten Wellen berührt. Ich weiß nicht, wie es kam, aber gestern schwebte mir diese parabolische Idee oft vor.

Aber warum kann der Prediger so selten zu seinen Zuhörern sagen: Als mit Verständigen rede ich? Spricht nicht der Christ zu Christen — der Lehrer zu seinen Schülern? Freilich — aber ich glaube, in einem, aus allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft zusammen gemischten Haufen faßt kaum der zehnte Theil die Sprache und vielleicht nicht der zwanzigste Theil die Ideen des Redners, er mag so populär seyn, als er immer will. Wie soll er es anfangen? Kann man auch einem Blinden den Weg zeigen und ein Haus bauen ohne Fundament? —

Das runde Zauberding, durch dessen Hülfe wir Berge versetzen und Felsen erweichen — das Geld hat bey uns Deutschen den Nahmen von — gelten, werth seyn. Die Benennung ist passender als die altrömische — pecunia, von pecus — Vieh. Früher paßte zwar die römische auch; denn auf den alten Münzen stehen Bilder von Thieren abgeprägt. Das Gold oder Silberstück galt z. B. statt des Thieres, eines Ochsen, Pferdes ꝛc. selbst; — war also wie ein pecus anzusehen u. hieß daher pecunia (Thieres werth.) Als aber der Kopf des Landesherrn den Münzen aufgeprägt wurde, schien man die eigentliche Bedeutung der vormahls auf den Münzen befindlichen Bilder vergessen zu haben, denn sonst hätte man wohl den Nahmen pecunia verändert, wenn man anders die Meinung des Volks hätte vermeiden wollen, als wenn der Kopf des Landesherrn mit einem solchen Gold- oder Silberstücke bezahlt wäre. Doch — man hat ja noch immer Louisd'or, Friedrichsd'or, so wie die alten Römer pecus-Stücke hatten.

Auflösung des Räthsels in Nro. 60.

Unsinn.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. J. Intzen.

An die Leser des Bürgerfreundes.

Es liegt in der Tendenz dieses Blattes, mit dem Unterhaltenden auch das Nützliche zu verweben, und neben dem — die auswärtigen Leser Interessirenden, auch das, nur den Bürger und Bewohner unsers Freistaats Berührende, aufzunehmen. Vor allen anderen, sind den Unzeichneten Mittheilungen willkommen, die vaterländischem Boden entkeimten, und vaterländischen Stoff behandeln; denn unweit ergiebiger und leichter ist die Auswahl für den Sammler, in dem großen Gebiete der Phantasie.

Gern begegnen daher die Unterzeichneten, einem— ihnen von mehreren Lesern des Bürgerfreundes geäußertem Wunsche, dessen Realisirung nur von einer allgemeinen Theilnahme abhängt. –

Unvollständig — und für manchen dabei Interessirten, waren bis jetzt die öffentlichen Anzeigen, der Hauptmomente des menschlichen Lebens von der Wiege bis zum Sarge, als Geburts-, Trauungs- und Todesanzeigen. Besondere Verhältnisse, und die Gleichheit vieler Familien-Namen, gaben schon oft zu einer Verwechslung Anlaß. Vielseitige Anfragen geschahen wegen dieser Unbestimmtheit, bey den, diesen Verwaltungszweig betreffenden Behörden.

In den Stand gesetzt, diese frohen und herben Ereignisse des Lebens mit genaueren Andeutungen zu überliefern, hoffen wir auf Theilnahme, wenn wir uns erbieten, sie durch eine wöchentliche Beilage (und zwar bei dem Donnerstagsblatt) des Bürgerfreundes bekannt zu machen. –

Als Probe erfolgt heute ein Auszug aus den Civilstands-Urkunden von 17. bis 25. July:

Civilstands-Urkunden

der Stadt Bremen,

als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nor. 61.

Gestorben.

Den 18. July. Des weyland Kaufmanns Christ. Wilhelm Brune Wittwe, geb. Kurlbaum 57½ J. am Deich Nro. 50.

Den 19. July. Des Kappenmachers Mohr an d. Oelmühlenstr. Sohn 4½ J.

Den 19. July. Johann Hanewinkel 90½ J. a. d. Langenstr. Nro. 46 Weisbäcker.

Den 19. July. Des weyland Strumpfwebers. Johann Corssen Wittwe, geb. Brunssen 92 J. a. Osterthorssteinweg Nr. 33.

Den 21. July. Des Herrn Amtmanns Stelling aus Brinkum Jungfrau Tochter, Luise Stelling 13¾ J.

Den 22. July. Des Malers Andreas Breittenbach Sohn, 15 J. alt, ertrank in der Weser.

Den 23. July. Des Stuhlmachers Joh. Heinr. Chr. Müller Sohn, 4 J. im Schnoor.

Den 24. July. Adelheid Winters 74 J. im Krankenhaus.

Den 24. July. Der Arbeitsmann Johann Winters, in Kochsgang Nro. 4. 55 Jahr alt.

Den 24. July. Des Arbeitsmanns Christian Plenge Ehefrau, geb. Wittings 58 J. a. d. Martinistr. Nro. 2.

Den 24. July. Des Tischlers Engelbert Sauerberg Tochter 2¼ J. a. d. Nagelspforte Nro. 9

Den 24. July. Gerhard Arnold Dabbeling zum Hülseberg Nro. 5. 1¼ J. alt.

Den 24. July. Des Postschreibers Chr. Phil. Ebell Tochter 10 Tage a. Heerdenthorswall Nro. 72.

Den 25. July. Des Arbeitsmanns Wilhelm Hödeke Tochter, 2 J. hinterm Heerdenthorswall Nr. 20.

Den 25. July. Des Gastwirths Joh. Dan. Frd. Liemann Ehefrau, geb. Rumpsfeld 59 J. alt, am Buntenthorssteinweg Nro. 40.

Den 25. July. Der Arbeitsmann von Osnabrück Herrmann Heinrich Tiemann 36 J. a. d. Krummenstr. Nr 36

Geburten.

Den 17. July. Meinke Schrader Ehefrau, geb. Jäntzen; a. d. gr. Hundestr. auf dem Packhoff, von einem Mädchen.

Den 17. July. Bernd Bätjers Ehefrau, geb. Grotheer; a. d. Herrlichkeit Nro. 17, von einem Mädchen.

Den 18. July. Dieder. Asendorff Ehefrau, geb. Wacker; in Hastedt, von einem Knaben.

Den 19. July. Joh. Herrm. Meyer Ehefrau, geb. Wehland; a. d. gr. St. Annenstr. Nr. 73, von einem Knaben.

Den 19. July. Heinrich Sackens Ehefrau, geb. Fehrmann; a. d. gr. Fuhrleutestr. Nro. 45, von einem Knaben.

Den 21. July. Herrm. Heinr. Lüers Ehefrau, geb. Schraer; a. d. Schmidtstr, von einem Mädchen.

Den 21. July. Joh. Chr. Behrmann Ehefrau, geb. Talla; a. d. gr. St. Annenstr. Nro. 15: von einem Mädchen.

Den 21. July. Wilh. Chr. Fr. Ernst Thiele Ehefrau, geb. Friedrichs; a. d. gr. Johannistr. Nr. 7, von einem Knaben.

Den 21. July. Joh. Gottfried Stock Ehefrau, geb. Kindt; a. d. Obernstraße Nro. 35, von einem Knaben.

Den 22. July. Des Schneider-Amtmeisters Carl August Chr. Straßner Ehefrau, geb. Kelling; a. d. Jacobikirchhoff Nro. 19, von einem Mädchen.

Den 22. July. Herrmann Gädjen Ehefrau, geb. Plumps; a. d. Schweinestraße Nro. 37, von einem Knaben.

Den 22. July. Georg Wilh. Aldevelt Ehefrau, geb. Witdorff; am Neustadts Deich N. 54, von einem Knaben.

Den 23. July. Heinr. Wilh. Dietrichs, Ehefrau geb. v. Engel, von einem Knaben.

Den 23. July. Herr Senator Doctor Isaac Herrmann Albert Schuhmacher Ehegattin, Frau Margaretha, geb. Oelrichs; a. d. Comturstr. Nro. 2, von einem Knaben.

Den 24. July. Wilh. Grasemann Ehefrau, geb. Müller; a. d. Pieperstr., von einem Knaben.

Den 25. July. Des Schumacher-Amtmeisters Joh. Bernhard Lankenau Ehefrau, geb. Lohmann; a. d. Rembertistr. N. 28: von Zwillings-Töchtern.

5 uneheliche Kinder.

Copulirt sind am 23. July.

Jacob Broyhan, Handlungs-Diener hieselbst und Frosina Thoms zu Bremen.

Der Matrose Conrad Schminke von hier und Anna Betha Ahlbring zu Bremen.

Der Schneider Johann Herrmann Wettstein zu Hastedt und Gesina Kottke daselbst.

Der Arbeitsmann Fried. Wilh. Boschen von hier und Sophia Elisabeth Bening, von Eistrup.

Der Armenvoigt Jacob Arnold Bernh. Schwerdfeger von hier und Christina Elisabeth Nolten zu Bremen.

Da wir gern alles aufbieten, um den Bürgerfreund gemeinnütziger zu machen, ohne den Subscriptions-Preis zu erhöhen, dieser aber so geringe ist, daß die Bogenzahl nicht ohne Nachtheil vermehrt werden kann, so wünscht der Verleger bei diesem Unternehmen nur für Druckkosten und Papier gedeckt zu seyn, und glaubt — bei hinlänglicher Theilnahme diese wöchentliche Beilage für 8 Gr. per 1 Quartal liefern zu können, ersucht demnach, am nächsten Sonntag den Bringern die Bestellung aufzugeben.

Sollte aber dieser Vorschlag sich keiner Theilnahme zu erfreuen haben, so bitten die Unterzeichneten, ihn nur als ein Bestreben anzusehen, sich des Beyfalls und der Nachsicht ihrer Mitbürger zu versichern.

Redacteur und Verleger des Bürgerfreundes.

Achter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 62.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 3. August 1823.

Wilder satz' ich nahn und weichen,
Wie ich einst sie liebgewann;
Fröhlich spricht aus Form und Zeichen
Mich der Heimath Zauber an.

Die Heimath im Gebirge.

Tief im Süden unter milden Sternen
Träumt der Norde Paradiesesfernen
Und der Götterwohnung Segensland.
Wie im Herbst der Wanderflug der Lerche,
Wie der Blumenabhang seiner Berge,
Ist nach Süden ihm das Herz gewandt.

Und er tauscht die waldbegränzten Matten
Für die Wohnung im Orangenschatten,
Für den Frühling seinen Winter aus;
Aber ach! die fremde Purpurtraube
Winkt so gastlich an der Palmenlaube
Nimmer als der Quell am Vaterhaus.

Ueber sich des Aethers reine Lüfte,
Unter sich das Dunkel feuchter Klüfte,
Athmet Lust das eingeborne Herz.
Heimathsberge sieht der rauhe Wilde,
Und vergißt des Feindes Fruchtgefilde
Und der Rache ungekühlten Schmerz.

Hinter mir in Ebenen und Städten,
In Palästen und Galeerenketten
Träumt die Welt den ruhelosen Traum.
Mich empfängt der Morgenstrahl am Hügel,
Und es weht mit sanftem Taubenflügel
Heiterkeit im weiten Aetherraum.

Die Najade gießt im Felsenthale
Heilig schweigend aus krist'll'ner Schaale
Ihren Quell in duft'ge Blumen hin,
Und die Heerde zieht in früher Stunde
Mit dem Klang der Glöcklein zu dem Grunde,
Singend folgt die fromme Hüterin.

Dort am Walde sitzen Schnitterinnen,
Pflücken Blumen, und die Herzen sinnen,
Wann die Schnitter um den Mittag ruhn.
„Liebt er mich? — Ein wenig — ja von Herzen —“
Ach! sie ist so froh — und doch nicht scherzen,
Nicht zu freundlich darf die Liebe thun!

Ist der Abend und der Mond gekommen,
Hat der Schnitter sie am Arm genommen,
Und die Vesperglocke ruft nach Haus.
„Morgen, Liebste, tanzen wir am Weiher,
„Ruh' in Frieden nun zur Sonntagsfeier,
„Ruhe, Liebchen, mir zu morgen aus!"

Abendruhe — Herz und Welt im Frieden —
Reiche Stadt! um alles Gold hienieden
Kaufte st du das Glück der Müden nicht. —
Wann im Moor die irren Lichter flimmern,
Dann beginnt das Prunkgemach zu schimmern
Und zu schlummern an der Sonne Licht.

Schlumm're denn und träume Bachanale!
Wann die Welt im jungen Morgenstrahle
Eden wird, du hast sie nicht gesehn!
Ihre Schöpfung neut die ew'ge Milde,
Balsam träufelt auf dem Glanzgefilde,
Und des reinsten Opfers Düfte wehn. —

Thal und Hügel, die mein Auge schaute,
Als des Lebens Frühlingsmorgen thaute,
Dankbar nennt euch Heimath dieses Lied,
Mitgeboren in dem Tannenschatten,
Wo sich dämmernd Lust und Schauer gatten,
Und der Schwermuth Abendwolke zieht.

Unstät unter südlichen Gestirnen
Träumt der Norde seiner Berge Firnen
Träumt zum Paradies das Jugendland.
Wie im Lenz der Heimathsflug der Lerche,
Wie der Waldesabhang seiner Berge
Bleibt nach Norden ihm das Herz gewandt.

H. Chalys.

---

* Wahrer Adel.

Erzählung von Elise Reindahl geb. Rullmann.

Zum letztenmal streckte der sterbende Prediger Reinbach seine Rechte aus, sie auf das Haupt der an seinem Bette weinenden Tochter segnend niederzulegen. „Dir — sprach er dann mit feuchtem, zum Jenseits gerichteten Blick, und mit letzter Anstrengung seiner Kraft — Dir, dessen Händen ich meinen bessern Theil jetzt übergebe, Dir an die Vaterbrust lege ich mein einziges, mein höchstes Kleinod, nimm es unter deine schirmende Obhut! — Amalie! Keine andere Weisung gebe ich Dir als auf ihn, den Vater der Waisen, den Beschützer verlaßner Wittwen! — Meine Amalie ist eine fromme Tochter, sie wird meinen Willen ehren. Des Vaters Seegen baut den Kindern Häuser, der Mutter Fluch reißt sie nieder; — Mein Seegen über Dich du fromme Tochter, den Fluch darf ich nicht fürchten. — Werde der Mutter Stütze, wie und sobald Du kannst. — In ihrem Schooß trug sie Dich ins Leben, auf deinen Händen trage Du sie bis ans Grab. — Weine nicht! Auch Du herzige Gefärthin auf oft dornvollem Wege, trockne deine Thränen; da oben ist unser Aller Heimath! — Ich gehe voran und bereite Euch die Stätte; Im Lichtglanz — dort, — dort! —" Sein Auge brach, das Röcheln der vollen Brust hemmte die sonst noch verständliche Sprache, er hatte vollendet wie er gelebt: ein wahrer Christ!

Dürftig nur hatte die Pfarrey die würdige Familie genährt; in dem kleinen unbedeutenden Landstädtchen waren ein paar hundert Thaler der ganze Gehalt des Seelenhirten. Aber Reinbach säete und pflanzte selbst in seinem Garten; sorglich führte die fleissige Hausfrau die Aufsicht über das ländliche Wirthschaftswesen, wachte selbst über ihr Kind und darbte manche Bequemlichkeit sich ab, um bei zunehmendem Alter desselben, auch mehr für seine Erziehung und Bildung thun zu können. Jetzt achtzehn Jahr alt, fehlten dem jungen Mädchen keine von den nothwendigsten Kenntnissen welche in unsern Zeiten und nach dem Geiste derselben unerläßliche Bedingungen bei

dem Eintritt in die Welt, und noch mehr bei dem ersten gezwungenen Schritt aus dem väterlichen Hause werden: Ausser der Uebung aller feinen weiblichen Handarbeiten, sprach sie auch französisch; ihre kraftvolle Muttersprache kannte sie nach Regeln; keine Virtuosin auf dem Piano-Forte, hatte sie doch so oft das Auge des Musikkundigen Vaters in trüben Stunden, durch ihr seelenvolles Spiel, erheitert, und ihr klarer gefühlvoller Gesang drang bis in die Tiefe der Seele. Eine gaumenkitzelnde Köchin zu werden hatte es ihr bis dahin, aus leicht zu erachtenden Gründen, an Gelegenheit gefehlt, aber häuslich und wirthschaftlich erzogen, mußte sie mit der Zeit dem Bilde, welches wir von einer guten Hausfrau uns entwerfen, gewiß entsprechen. Nach ihrem innern Leben gestaltete sich ihr Aeusseres, und so von einer tugendhaften Mutter ihr im zartesten Alter schon jede Tugend eingeimpft, von einem Vater, auf welchen der, auf seinem Stand so oft mit Recht anzuwendende Spruch: Thut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken." — nicht paßte, immer nur auf das höchste was Noth ist, hingewiesen; konnte das schöne Resultat nicht fehlen; sie mußte, da auch die Natur so mütterlich sich gegen sie bewiesen, in jeder Hinsicht eine Zierde ihres Geschlechts werden.

Kalt und starr lag des Vaters entseelte Hülle, doch bedünkte es Amalien, als umgebe ein heiliger Schein das ehrwürdige Haupt; seine kalte Hand noch in die ihrige schliessend, wiederholte sie sich den ihm gegebenen Treuschwur. — Lautlos stand die Predigerin; niemals siechte ihr Gatte, ein wohlangewandtes Leben malte noch sich in den bleichen Zügen und doch — nach einer Unpäßlichkeit von wenigen Tagen ihr Alles dahin! — Wer vermöchte ein getreues Bild solches Schmerzes zu geben!

Nach einem einfachen, dem Sinn des Verewigten angemeßnen Leichenbegängniß, wobei alle Pfarrkinder gegenwärtig waren, und der Gehülfsprediger der umliegenden Flecken und Dorfschaften, eine erschütternde Rede mit der ungeheucheltsten Rührung vortrug; nach einigen, in stummem Weh zugebrachten Tagen, mußte denn auch wohl ein Blick in die anscheinend freudenlose Zukunft geworfen werden. Wie bald verfließt die Zeit in welcher die Wittwe noch Wohnung und Einkünfte behält, was dann anfangen! — Wozu soll und kann die kleine Pension angewandt werden? Der junge Mann (erwähnter Adjunktus), welcher jetzt diese Stelle bekam, theilte zwar die Sorge der Verlaßnen, wie aber von dem hier selbst noch Unbekannten, Noth und Hülfe? — Doch entschied der höhere Versorger für Amalien bald dahin, daß auf Empfehlung mehrerer vornehmen Familien der Antrag an sie erging: bei einer reichen Gräfin Gesellschafts-Dame zu werden, in welcher Stelle sie bei gegenseitiger Zufriedenheit außer andern annehmlichen Bedingungen, auf ein hohes Gehalt rechnen konnte. — Bang' pochte Amaliens Herz, dachte sie der Verpflichtungen, welchen sie bei Annahme solches Anerbietens, sich unterzöge; ihr bescheidner Sinn ließ sie nur unvollkommne Erfüllung derselben fürchten, und doch! — ihre Mutter immer im Auge, des scheidenden Vaters letzte Worte: „werde der Mutter Stütze wie und sobald du kannst—" immer in Gedanken, bot sich hier die schöne Aussicht dazu! Schüchtern zwar, aber vertrauend auf mächtige Hülfe, entschied die Kindesliebe; so war es möglich für die Mutter zu wirken! — Sie wagte es nun der Gräfin selbst zu schreiben, und mit zarten Federstrichen welche von einem bescheidenen und dankbarem Gemüth zeugten, vertraute sie sich der Nachsicht derselben, mit dem Versprechen eines mehr und

*

mehr thätigen Strebens. — Huldvoll war der Gräfin Antwort abgefaßt, sie erbat sich Amaliens Besuch auf ihrem Landgute (welches 10 Meilen von dem Orte, wo diese ins Leben trat entfernt lag) um sich gegenseitig kennen zu lernen, und bestimmte zugleich die Zeit der Erfüllung ihres Wunsches. Die Wittwe redete ihrer Tochter zu: dem Gesuch der Dame zu genügen, indem sie ihr noch die Lehre gab: den vornehmen Capricen sich künftig möglichst, und soweit es sich mit ihren Grundsätzen vertrüge, anzuschmiegen. — Nach einer kleinen nothwendigen Einrichtung, wurde dann auch die Abreise festgesetzt, und von den Seegenswünschen der Mutter begleitet, in einigen Tagen angetreten. Letzterer blieb nun in der ungewohnten Einsamkeit Muße genug, über die schnelle Wendung der Dinge, nachzudenken. Ein anderes Gefühl als das, in welchem früher die Tochter befangen, stieg in der Brust der Mutter auf; worauf des jungen Mädchens engelreiner Sinn, ihre Unbekanntschaft mit der großen Welt und der Vielseitigkeit derselben, nicht kommen konnte, lag desto heller jetzt vor dem Blick der erfahrnen Matrone. Adelstolz, Geringschätzung gegen Bürgerliche und daraus entstandne Hintansetzung sogar menschlichen Gefühls, hatte sie einst Gelegenheit gehabt in dem Schicksale einer Freundinn, mit schmerzlicher Theilnahme kennen zu lernen; und in ihrer aufgeregten Phantasie stand der erhabne Ahnensinn dürftig, zum Zerrbilde ausgedehnt, in seiner ganzen Blöße vor ihr, und es war kein Wunder wenn Mutterliebe und Sorge, auf Augenblicke davor zurückschauderte. Dennoch war der erste Schritt gethan! — Hatte aber nicht höhere Weisheit Alles geleitet? — Der armen Landsprediger Tochter wurde anscheinend ein Glück zu Theil, wornach so manches Frauenzimmer von Rang und Stand vergebens geizte! Eine rühmliche Ausnahme, konnte die Gräfin doch machen, wenn auch so mancher Seitenhieb auf adliche Gebrechlichkeit, vorzüglich in Beziehung auf den ehrenwerthen Bürger, nicht ungerecht wäre; so muste man wenigstens aus der Zartheit ihrer Briefe schließen. — Und Mutter Reinbach kannte übrigens ja ihr Kind; die Säulen ihrer Tugend mochte kein Orkan der Verführung erschüttern, sie wurde auch auf glattem Boden nicht strauchlen. Beruhigt legte sich die heut' so Besorgte, doch Abends auf ihre Lagerstätte, und bald wiegte sie sich in einen Traum, welcher in der Zukunft ihr einen fernenhellen Aether, über den Sternen hinaus einen Frieden ohne Wechsel zeigte.

Drei Stunden von der Residenz entfernt lag das schöne Gut der Gräfin, welches sie seit dem Tode des Grafen ihres Gemahls mit ihrem einzigen Sohn, einem jungen Manne von 24 Jahren (welcher kürzlich von einer weiten Reise zurückgekehrt war) beständig bewohnte. In Verbindung mit mehreren Adlichen führte sie dort ein, ihrem Range und Reichthum angemeßnes Leben. Vornehm zwar, aber dennoch mit herzlicher Humanität wurde Amalie empfangen. — Frau von Behrau, eine Dame in den Vierzigen weit vorgerückt, ließ noch von ihrer jetzigen Liebenswürdigkeit und Anmuth, auf ihre frühere Schönheit und Grazie schliessen. Herablassend und freundlich, wie sie sich gegen die sich ihr Vorstellende benahm, gewann sie sich des Mädchens Herz, und der erste Eindruck wirkte wohlthätig auf Amalien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Portugiesische Anekdote.

(Aus dem verflossenen Jahrhunderte.)

Don Melos, ein junger Portugiese, tapfer und schön, gut und verständig, schwur seiner

Braut, Donna Maria stäte glühende Liebe. Er fühlte ganz, was er schwur. Unverhofft geriethen beide Familien in Streitigkeiten, die Heirath zerschlug sich, und Maria's Eltern verboten dem Jünglinge, seiner Geliebten jemals wieder zu nahen. Dennoch wußte das treue Paar ein zärtliches geheimes Verständniß zu unterhalten. Dies zu vernichten, wandte sich Mariens Vater an den Grafen Oeyras, den Minister, und wirkte die Verbannung des Liebhabers nach Brasilien aus. Zuvor mußte Melos vor Oeyras erscheinen. Als er, die ministeriellen Drohungen nicht achtend, unerschüttert dastand, erhielt er Befehl, plötzlich abzureisen. Der Verzweiflungsvolle unterwarf sich der Uebermacht. Während seines Einsiedlerlebens in Brasilien wurde der König von Portugall ermordet. Vergebens spürte man den Mitschuldigen an diesem Frevel nach. Einer, Namens Don Francesko, hatte sich, wie man bestimmt erfuhr, eingeschifft, und ins mittägige Afrika geflüchtet. Zwei Jahre schwanden unter fruchtlosen Nachforschungen dahin. Auch Melos vernahm endlich, wie unermüdet thätig man sei, des Verbrechers habhaft zu werden, und beschloß die Rolle Franzesko's zu spielen. Er vertraute sein vorgebliches Geheimniß einigen Leuten, von welchen er mit Ueberzeugung hoffte, daß sie ihn verrathen würden. Melos ward ins Gefängniß geworfen, mit Fesseln an Händen und Füssen. Man berathschlagte sogar lange, ob man ihn nicht in Brasilien viertheilen sollte, ohne ihn nach Portugall zurückzubringen, und beschloß zuletzt, die Entscheidung dem Grafen Oeyras anheimzustellen. Dieser, in der sichern Erwartung, noch mehr Theilhaber an der Verschwörung zu entdecken, befahl, ihn nach Portugall zu liefern. Er kam unter den grausamsten Mißhandlungen in seinem Vaterlande an. Er schmachtete lang im tiefsten Kerker; allein ausser den Worten: „ich bin Francesko," war nichts aus dem Verstockten, wie die Richter ihn nannten, herauszulocken, herauszumartern. Diese Hartnäckigkeit, dies geheimnißvolle Betragen bewog den Minister Oeyras, die Untersuchung selbst vorzunehmen. Er ließ den Gefangenen nächtlicher Weile in seinen Pallast führen. Sein Erstaunen war gränzenlos, als er Don Melos erkannte. „Ha, Unglückseliger!" rief er aus, „welchem entsetzlichen Schicksale hast Du Dich Preis gegeben! Weißt Du wohl, daß Du bei dem Namen Francesko Gefahr liefest, in Brasilien geviertheilt zu werden?" Ja, mein Herr! Ich weiß es; ich stürzte mich kalt und wissentlich in Todesgefahr. Auf dem Hochgerichte sterben ist minder furchtbar für mich, als das Unglück, ohne die Geliebte meines Herzens zu leben. Ich kann nicht anders. Ich muß sie wiedersehen, oder sterben. Der Minister hörte, bewunderte, schwieg. Eine so heroische Leidenschaft übermannte zauberisch den Gefühllosen; er wurde zum Erstenmal in seinem Leben gerührt; voll innigen Mitleidens heftete er seine Augen auf Melos. „Bei'm Himmel!" sprach er: „Deine wunderbar mächtige Liebe verdient Belohnung. Ich will selbst mit den Eltern der Donna Maria reden, will die Aussöhnung, will Eure Verbindung zu Stande bringen." Diese Worte bezahlten alle Leiden des Don Melos mit Wucher. Seine Maria war ihm treu geblieben, hatte mehrere glänzende Parthieen ausgeschlagen, und sich endlich in eine Klosterzelle verschlossen, wo sie ihr Leben zu enden gedachte. Der Minister war glücklich genug, seine Gewalt, die er bisher benutzt hatte, dem Liebenden Böses zuzufügen, nun vergütend zum Glücke des Don Melos anzuwenden. Donna Maria flog zum Altare mit ihrem Getreuen. Ihre Seligkeit zu schildern

ist unmöglich. Diese Begebenheit, die weder geändert, noch in irgend einem Umstande verschönert ist, beweist, daß, wenn reines Gefühl vorherrscht, die Natur weiter geht, als die Dichtung. Wie stehen gegen den hochherzigen, muthreichen Melos all' unsere Romanen- und Trauerspiel-Helden so weit zurück!

Betrügereien der Neapolitaner.

Die fides neapolitana steht in einem nicht weniger ungünstigen Rufe, als die fides graeca oder punica. Die Italiener sagen: In Neapel wird der ehrlichste Mann ein Spitzbube, und so ganz Unrecht mögen sie darin nicht haben. In der Handlungswelt sind die Neapolitaner besonders verschrieen. Um aber zu zeigen, daß es den Neapolitanischen Betrügern eben so wenig an Schlauheit und Scharfsinn fehlt, als den Londnern, wollen wir hier einige merkwürdige Beispiele anführen, die wir einem neueren Reisenden nach erzählen.

In der Bude eines Wachskerzenverkäufers fand sich ein Unbekannter ein, und kaufte gegen gleich baare Bezahlung für ohngefähr 5000 Dukati Kerzen. Er hatte einige Lastträger bei sich, welche die Waare sogleich fortirugen, und blieb bis dies geschehen war, mit seinen zwei schweren Geldsäcken, durch welche Gold und Silber durchschimmerte, stehen. Nun fing er an, aus einem Sacke, Geld zu nehmen, und bis auf zwanzig Dukati zu zählen. Da erschienen einige Bettler, und forderten ein Almosen von ihm. Als ob er ärgerlich wäre, im Zählen unterbrochen zu werden, kehrt er sich um, und heißt sie zum T....l gehen. Die Bettler werden ungestümer, er hitziger, und fängt an, heftig auf sie zu fluchen. Einer der Bettler wird grob, und sagt: Du magst mir auch ein rechter Jakobiner sein. Nun konnte man einem, dazumal nichts Härteres und [illegible]res sagen, als dies. Die Wuth des Unbekannten war also ganz begreiflich, daß er seinen Stock nahm, und dem Bettler, welcher sich auf die Beine machte, nachlief. Aber das konnte der Verkäufer nicht begreifen, daß sein Mann nicht wieder zurückkam. Man wartete lange, untersuchte endlich die Geldsäcke, und fand: — daß sie nichts, als falsches Geld enthielten, auf welchem nur oben etwa vierzig Dukati guter Münze lagen.

Daß es mehr Spitzbuben giebt, die es in Betrügereien so weit gebracht haben — davon überzeugen uns die Sittengemälde großer Städte, vorzüglich von London und Paris, zur Genüge; daß aber in Neapel auch die Damen, und, was noch mehr sagen will, reizende Damen, sich zum — Stehlen herablassen, und überdies noch auf eine eben so unverschämte als grausame Weise — das ist uns Deutschen neu, und macht uns unsere Schönen, die uns doch weiter nichts als die Herzen stehlen (so schlimm das freilich oft auch sein mag) doppelt werth. Hören Sie, geehrte Leserinnen, was derselbe Reisende, dem wir jene Anekdote abgeborgt haben, von einer schönen Neapolitanerin erzählt!

Einst trat ein junger Fremder an den Tisch eines Limonadeverkäufers, und trank ein Glas Eis. Ein sehr gut gekleidetes Frauenzimmer kam zu gleicher Zeit, und forderte eine Limonade. Sie trank, und wollte bezahlen. Nun findet sie aber zu ihrem größten Schrecken, daß sie kein Geld in der Tasche hat. Der Fremde erbietet sich, diese Kleinigkeit für die schöne Frau zu bezahlen. Sie nimmt es mit vielem Anstande an. Er will die glückliche Gelegenheit verfolgen, und bietet ihr seinen Arm, um sie nach Hause zu führen. Sie läßt es sich gern gefallen. Manche Straße durchwandert er mit

ihr. Sie giebt ihm eine Prise Taback, er macht noch einige Schritte, und fällt, wie todt, zur Erde. Nun fängt sie an zu jammern: ach! Mein Mann! Mein armer Mann! Er ist todt! O ich Unglückliche! — Jedermann läuft herbei, und man sagt ihr, daß vielleicht noch Rettung sei, sie solle nur einen Arzt holen. — Ach ja, erwiderte sie, als ob sie sich besänne; aber so kann ich ihn doch nicht unter lauter fremden Leuten liegen lassen. Sie nimmt ihm daher Geld, Uhr, Ring, und was er in den Taschen hat, ab, und eilt davon. Jedermann findet das vernünftig. Nach einigen Minuten kommt der Fremde wieder zu sich. Er wundert sich, sich in diesem Zustande zu erblicken. Man tröstet ihn, daß seine Frau gleich mit dem Arzte zurückkommen würde. — Da sah er ein, wie schlau er betrogen worden war.

Feilspähne.

Erbauliche Betrachtungen über Krebsgang, Krebsfang und Krebsnaturen. Die Krebse sind, gleich den Menschen, fast über den ganzen Erdboden zerstreut. Nur in Sibirien hat man bis jetzt — zwar Menschen, aber keine Krebse entdeckt. Alle Landkrebse haben Neigung zum Wasser, alle Wasserkrebse gehen Nachts gerne auf das feste Land. So sind auch die Menschen; sie thun gerne das, was ihrer Natur entgegen ist. Die alten Naturhistoriker erzählten einst, daß die Krebse den im Sande liegenden Goldsand verzehren; ist der Mensch danach weniger begierig? Ich glaube, die Alten stellten dieses Mährchen nur als ein allegorisches Bild des Menschen auf.

Wenn mehrere Krebse um eine Krebsin werben, so fallen oft so furchtbare Schlachten vor, daß das Schlachtfeld mit zerbrochenen Scheeren und Füßen bedeckt wird. Ach wie so manche menschliche Krebsin war die Ursache trojanischer Kriege und zerstörter Ritterburgen!

O könnten wir Menschen uns doch so manche Eigenschaft von den Krebsen aneignen! Vor allem ihr jährliches Abwerfen der hornartigen Schaale und ihre Reproduktionskraft. — Das Gemüth der besten Menschen erhält durch Leiden und Unglücksfälle, getäuschte Erwartung, fehlgeschlagene Hoffnung, Verkennung, Undank und Mißhandlung, allmählig eine bedeutende Verhärtung, wodurch sie dann oft Mysanthropen werden. Wie schön wär's, wenn man diese feindselige Unglücks-Kruste wieder abwerfen und wenigstens eine Zeit hindurch — bis zur aufgedrungenen neuen moralischen Hornhaut — wieder weich und menschenfreundlich werden könnte! — Und wenn erst gar unser Inneres die Reproduktionskraft des Krebses hätte! Wie schön wär's, wenn der mit Undank belohnte Menschenfreund seine ehemalige Wohlthätigkeit, der von Bosheit und Falschheit Zerrissene seinen verlohrnen Glauben an die Menschheit, der vom Unglück Zermalmte den geraubten Verstand, der in Gemeinheit Versunkene seinen entweihten und entwichenen Schönheitssinn, der von Leiden entnervte die Kraft seiner bessern Zeit, die Entehrte die einst so liebliche Unschuld und Reinheit ihres Herzens, der Verbrecher den entflohenen Frieden seiner Seele reproduziren könnte!

Und werden wir Menschen nicht oft, gleich den Krebsen, von dem unbarmherzigen Schicksal oder von noch unbarmherzigeren Menschen mit siedender Essigbrühe übergossen oder gar in einen glühenden Topf voll Aqua tofana eingekocht, daß wir mit brennender Wunderröthe herauskommen, als Blutzeugen unserer ausgestandenen Leiden im Schmerzen-Scharlachmantel?

Dafür hat der Flußkrebs das Vergnügen, daß es bei der jährlichen Häutung auch einen ganz neuen Magen bekommt, der den sich ablösenden alten verschlingt und verdaut! Was gebe mancher reiche Schlemmer, manche genäschige Dame, wenn sie statt des verdorbenen alten Magens jährlich einen neuen bekommen könnten!

Wir lachen und spötteln über das Rückwärtsschreiten des Krebses, und sehen doch so häufig, daß sehr viele Menschen und Künstler, sobald sie ein gewisses Ziel glücklich oder mühsam erreicht haben, ohne weiteres den Krebsgang gehen. Sahen wir nicht schon, daß ganze Literaturen, ja sogar ganze Völker den Krebsgang nahmen? — Und doch wär's oft recht gut, wenn manches den Krebsgang ginge und lieber zum Alten zurückkröche! — Man lockt und fängt die Krebse in ihren Teichhöhlen am besten in der Nacht bei Fackelschein; auch die Menschen lassen sich im verwirrenden Dunkel und durch blendenden Schein am besten fangen! —

* An die Verehrungswürdigen Bürger in Bremen.

Mit nicht geringem Erstaunen las ich einen Aufsatz in der Zeitung für die elegante Welt, der keine andere Absicht zum Grunde haben kann, als eine hämische boshafte Chikane, mich und meine Gesellschaft vor der Welt an den Pranger zu stellen. Daß diesen unsinnigen Aufsatz kein Bremer Bürger geschrieben hat, bin ich fest überzeugt. Ich erlaube mir daher, die wörtliche Abschrift jenes Aufsatzes, in dem Bürgerfreunde mitzutheilen, füge die Beantwortung hinzu, die ich nothgedrungen in die elegante Zeitung einrücken lasse, und unterwerfe mich dem Urtheil des Verehrungswürdigen Bremer Publikums.

(Zeitung für die elegante Welt Nro. 97.)

Aus Bremen, den 22ten May 1823.

In diesen Tagen haben wir hier für längere Zeit das letzte Schauspiel gehabt, nachdem sich unsre Gesellschaft beinah ganz aufgelöst hatte. Dies ist aber nicht die Schuld unsers braven Theaterdirektors, des Herrn von Zahlhas, sondern es war Plan, um eine ganz neue Epoche unsers Schauspiels zu beginnen. Bisher nämlich war die dramatische Kunst bei uns in trauriger Verfassung. Sonst war Herr Pichler unser Musagetes, der den Sommer über in seinem eigenen Schauspielhause in Pyrmont gewöhnlich schlechte Geschäfte machte, indem selbst die treffliche Kainz im vorigen Jahre nicht im Stande war, die Badegäste zum Besuch des Theaters zu verleiten. Von Pyrmont kam Herr Pichler im Herbst gewöhnlich nach Bremen, wo er bis zum November blieb, dann ging er nach Münster, wo er den Winter und Carneval zubrachte, und endlich nach Osnabrück, auch wohl zuweilen noch nach Minden. Wir hatten also wenig von ihm, und können auch sehr zufrieden sein, daß er seiner Gesellschaft den umfassenden Namen: Westphälisches Theater gab. Denn wir dürften uns eben nicht sehr geschmeichelt sehen, wenn man unsern Grad der Ansprüche auf eine gute Bühne nach den Leistungen jener Gesellschaft abmessen wollte. Nur einen guten Schauspieler hatte jene Gesellschaft, den rühmlich bekannten Herrn Paulmann, welcher jetzt in Cölln Gastrollen gibt. Die andern konnten hier nicht genügen, da man theils hier des Bessren gewohnt ist, theils auch die meisten hiesigen gebildeten Einwohner beider Geschlechter auf ihren häufigen Reisen das Beste kennen gelernt hatten. Es war uns daher stets sehr ergötzlich, wenn wir von dem Beifall hörten, den solche Schauspieler in Münster einärnteten, die hier für sehr mittelmäßig gehalten wurden. Dort ist man aber auch noch in allem, was den guten Geschmack betrift — den Damenputz etwa ausgenommen, — sehr weit gegen hier zurück, und man kennt dort nichts Besseres. Einige wenige ausgenommen, die als junge Leute sich auf ein paar Monate von Münster entfernten, hat man dort nichts gesehen, um Vergleichungen anstellen zu können. Dazu kommt noch, daß der Münsteraner eine ziemlich hohe Meinung von sich selbst hat. Wir wünschen daher Herr Pichler Glück, daß er sich mehr nach Münster gezogen hat. Wir haben jetzt in Herr von Zahlhas einen ganz vorzüglichen Direktor unserer Bühne gefunden. Er ist ein sehr gebildeter Mann, der sonst lange in Wien lebte, er ist selbst bekannter dramatischer Dichter und sehr gewandter Geschäftsmann, auch recht braver Schauspieler. Auf einen solchen Mann vertrauend, haben die hiesigen Theaterfreunde sich vereinigt, das hiesige Schauspiel neu zu organisiren. Es sind zu dem Ende gegen 1500 Rthlr. zusammen gebracht worden, um die fehlenden Dekorationen anzuschaffen und die Jahresmiethe des Hauses, welches Privateigenthum ist, zu bezahlen. Die schlechtern Mitglieder der Gesellschaft sind verabschiedet worden, die bessren aber sind auf halben Sold gesetzt, um den Herbst zu erwarten. Während dem reißt Herr von Zahlhas in Deutschland umher, um neue Mitglieder zum Schauspiel aufzusuchen, und in gleicher Absicht geht ein anderes, des Gesanges kundiges Mitglied, aus, um Sänger und Sängerinnen anzuwerben. Auf diese Weise werden wir bald etwas recht Tüchtiges zu erwarten und mehr Erfreuliches von hier zu berichten haben.

(Der Beschluß folgt.)

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen.

Achter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 63.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 7. August 1823.

Auf zu des Himmels sternbesäten Bogen
Schick' deiner Lust, schick' deines Schmerzes Töne;
Ob auch die Welt das Nieverstandne höhne —
Der Geister Weben bleibt dem ird'schen Blick entzogen.

Die Stimme der Natur.

Quis est tam vecors, qui cum suspexerit
in coelum, deos esse non sentiat.
Cicero.

Zahllos, gleich dem Schaum der Wogen,
Glänzt ein lichtes Sternen-Heer
An dem blauen Himmelsbogen:
Und, ein blendend Feuermeer,
Geht die Sonne strahlend auf,
Daß ihr hoher Segenslauf
Welten spende Licht und Leben,
Die den Zauberkreis umschweben.

Leichten Fluges schwingt die Erde
Sich um die gewohnte Bahn;
Wie ein traulicher Gefährte
Schließt der Silbermond sich an:
Der, ein Wächter aufgestellt,
Freundlich unsre Nächt' erhellt,
Und dem Denker sich're Schwingen
Leiht, in's Sternenreich zu dringen.

Und der Erde Felder blühen,
Lieblich prangen Wald und Flur;
Unterm Schirm des Laubes glühen
Goldne Früchte; die Natur
Gab den Silberströmen Lauf,
Thürmte Felsen-Massen auf,
Und verbarg in finstern Wänden
Schätze, die zu Tage blenden.

Und ein ewig reges Leben
Wirkt im Kreislauf der Natur:
Von Geschöpfen rings umgeben,
Rauschen Berge, Wald und Flur!
Wesen — scherzen in den See'n,
Jubeln, in der Lüfte Höh'n,
Allen ward — dem Wurm und Leuen —
Sich des Lebens zu erfreuen.

Sollt' ich, bei den Wundern allen,
Nicht vor dem, der mich erschuf,
Anzubeten niederfallen?
Sollt' ich eines Weltalls Ruf
Nicht vernehmen — ich allein
Könnte taub und fühllos seyn?
Bei den tausendfachen Weisen
Seiner Werke, die Ihn preisen.

Zwar, der Erde Sänger scheiden,
Felsen-Schlösser stürzen ein;
Und des Lebens Glück und Leiden
Deckt ein bald bemooster Stein:
Doch dem Tod' erbeb' ich nicht,
Denn — ein Gott im Busen spricht:
Stürzten Welten auch zusammen,
Nichts erlöscht des Geistes Flammen.

Distling.

---

* Wahrer Adel.

(Fortsetzung.)

Nicht wie sie gerechnet hatte, durfte sie mehr zur Mutter zurück. Auf der Gräfin Wunsch und — ihrem Glauben nach — Beseitigung aller Scrupel Amaliens, blieb sie, ob zwar mit blutendem Herzen, auf dem Edelhofe. Folgende Worte an die Zurückgebliebene belehren uns über die Empfindungen ihres Herzens:

„Meine innigst geliebte Mutter!

Bedürfte es bey Ihnen noch der Bitte um Verzeihung, daß ich ohne eigentlichen Abschied von Ihnen, gleich hier blieb? Sie kennen Ihre Tochter, und werden keinen Augenblik zweifeln, daß es hier der schwersten Entschliessung in meinem freilich noch unerfahrnen Leben, galt. O meine Mutter! der majestätischen Gebieterinn gegenüber, gab ich nach, gezwungen blieb ich, und fühle es lebhaft, daß Verlust der Freiheit ein schmerzliches Weh ist! — Ich will, ich muß kämpfen gegen den Aufrührer in meiner Brust, der mir in den hier verlebten acht Tagen schon so schonungslos zusetzte! —

Darf ich nach dem kurzen Hiersein wohl wagen über meine Gräfin zu urtheilen? — Nein, sage ich mir, zuviel könnte ich ihr thun wie im Lobe so im Tadel, denn wie wäre ich armes Landmädchen so bald zu einem richtigen Ueberblick gekommen! — Die Zeit lüftet jede Binde und auch der minder mit Scharfblick Begabte, ist denn doch fähig ein eignes Urtheil auszusprechen, und wo würde ich all mein Denken und Empfinden, all' meine Wonne und meinen Kummer sicherer, als in Ihren Busen niederlegen? —

Die Gräfin macht ein großes Haus. In den wenigen Tagen meines Hierseins war zweimal Assemblée, wo in die nicht kleiner Zahl hier herumwohnenden Adlichen, alles aufboten was die große Welt an Eleganz und Geschmack wohl verlangt. Heilige Wahrheit gebietet mir zu gestehen, daß meine gnädige Frau mich nicht hintansetzte; sie versuchte, in den Augen Aller mich höher zu stellen als ich es verdiene, und ich fühlte mehreremale meine Wangen ob unerwarteten Vorzugs in brennender Hitze erglühen. Doch, mein Herz ist leer! — Einem magischen Blendwerk gleich geht Alles an mir vorüber! — Der Graf scheint sehr menschenfreundlich.

Bedeutend weicht sein Anstand von dem, einiger jungen Grafen und Barone, die ihrer Figur wegen jeden Augenblick sich mit dem Spiegel berathen. Theilnehmend erkundigte er sich in den ersten Tagen nach den letzten Stunden des hingeschiedenen Vaters, und forschte so freundlich nach Ihrer jetzigen Lage meine Mutter! Zu einer jungen Baronesse welche täglich hier Visite macht, und sich sehr unterthänig gegen die Frau von

Behrau benimmt, kann ich kein Vertrauen fassen. Sie ist zwar artig, mißt mich aber stets mit solchen durchbohrenden Blicken, daß mir bangt wenn mein Auge dem ihrigen begegnet. Will ich manchmal auf ihrem schönen Angesicht verweilen, um dann vielleicht mich im Innern näher mit ihr zu befreunden, so schreckt mich, ein, mir sehr unangenehmer Zug um den sonst so fein geformten Mund, zurück. Doch liebe Mutter! ich schwatze nur, Sie können der oberflächlichen Scizze nicht trauen, denn wie gesagt: ich bin durchaus noch nicht urtheilsfähig.

Schreiben Sie mir doch gleich. Voll Sehnsucht schlägt beständig mein Herz. — Ach, Sie suche ich überall, und vermisse Sie überall! — Könnte ich Ihr ruhiges Asyl noch mit Ihnen theilen! — Pfuy Amalie! vergißt Du der Worte des sterbenden Vaters! —

Ewig Ihre liebende Tochter."

Wittwe Reinbach empfing diesen Brief, als sie und der Herr Adjunktus eben einmal wieder die Abwesende zum Thema ihres Gespräches gemacht hatten. So wenig Klares er auch enthielt da die Schreiberinn desselben in so kurzer Zeit noch zu keinem reinen Anschaun gelangte, so theilte sie ihn doch den jungen Werner, als Freund des Hauses, der er sich immer bewies, mit; nach Lesung gab er still ihn zurück, meinend: daß er eben nicht auf Frohsinn deute. — Die sorgliche Mutter beeilte sich, der Tochter die möglichste Beruhigung in Ansehung ihrer zu geben.

„Gute Amalie!

Seit deines geliebten Vaters Tode gab der Empfang deines Brief mir den ersten frohen Augenblick. Du kamst glücklich an, und wurdest freundlich aufgenommen, mehr verlangte ich jetzt nicht zu wissen. — Gern gestehe ich Dir mein Kind, daß ich einsam mich, und oft ganz verlassen fühle, daß, bey dem Gedanken an Dich, mein Auge sich mit Thränen füllt, doch feste Ueberzeugung der sorgenden Fürsehung stärkt mich. Gewiß hast auch Du die himmlische Hoffnung auf deiner Seite und fest wollen wir beide sie halten; sie wird ihre Fittiche über uns ausbreiten, uns Kühlung zuwehen, wenn vielleicht noch schwüle Tage ihre versengenden Sonnenstrahlen auf unser Haupt niederwerfen.

Mein sonst so heiteres Kind, muß sich auch jetzt nur heit're Bilder schaffen. Nur ein sanftes Joch umschließt deinen Nacken. Sollte der Boden, den dein Fuß betritt, künftig schlüpfrig werden, so wird dein Engel sanft darüber dich hinwegführen; nur behalte unter jeder Einwirkung dein Vertrauen zu mir. Deine Jugend bedarf der Stütze, und weder Zeit noch Entfernung, wede Glanz noch Pracht, weder Schmeicheley noch Tücke einer Dir noch unbekannten Welt, mögen Die Brust Dir entfremden, an welcher Du die erste Nahrung des Körpers wie der Seele empfingest. —

Bald verlasse ich die trauliche Wohnung, welche, in so mancher Beziehung mir lieb wurde. — Bey den ehrlichen Meinhards habe ich ein Stübchen gemiethet. Die guten Leute, die noch in mir, ihren redlichen Lehrer lieben, werden mein ungewohntes Alleinsein mir erleichtern. Sey also meinetwegen unbekümmert, Du weißt ich bedarf wenig. Eins — ich gestehe es Dir — eins macht mich manchmal unruhig; — Amalie, sollte der höfische Glanz, der Luxus, welchem Du für eine kleine Zeit hingegeben bist, wohl von schädlichem Einfluß auf eine Zukunft für dich sein, welche wahrscheinlich doch nur ein einfaches Loos Dir bringen wird? — Hier sey vor Allem auf deiner Hut; Sey

jetzt möglichst, was Du sein sollst, verfolge pflichtmäßig dein vorgestecktes Ziel, strebe nach der Zuneigung deiner Gönnerinn, aber wahre in der Tiefe deiner Seele deine heilige Einfachheit, damit du nicht verlohren gehest für ein geräuschlos-sinnig Wirken, des Weibes eigentlichste Bestimmung! —

Aus den Händen der ewigen Liebe habe ich dich empfangen, an ihre Brust lege ich dich jetzt auf's neue, sie ist's, die uns nie verläugnet. — Die Unschuld trägt einen eigenthümlichen Stempel, ihr von der Gottheit aufgedrückt, ihn mag auch die Kraft des Verhältnisses nicht verwischen! —

„Halte dich wohl; deine treuste Freundin.
Charlotte Reinbach."

Amalie benetzte die theuren Schriftzüge der geliebten Mutter mit ihren Thränen. „Du sollst dich nicht in mir irren — sprach sie leise — daß deine Tochter ich bin, will ich werth zu sein mich bemühen," —

Immer gewogener wurde die Gräfin Amalien, gleich einer Tochter wurde sie gehalten; sie durfte nicht von ihrer Seite und mußte sie oft sehr bitten wenn sie aus irgend einem Cirkel gerne zu Haus bey einer Lieblingsbeschäftigung bleiben, oder sich den herzlichen Ergüssen der Kindesliebe in Briefen an die Mutter überlassen wollte. — Daß der Gräfin Liebe zu ihrer Gesellschafterinn von manchem Individuum nicht neidlos beleuchtet wurde, darf nach dem gewöhnlichen Gang der Welt niemanden befremden; einer Welt, in welcher man eher ein Quodlibet von Laster als einen moralischen oder phisischen Vorzug wodurch man mehr bemerkt wird, verzeihen kann. Doch, unbefangen wie Amalie war, ging sie mitten durch die befangenen Reihen, denn laut mochte sich doch keiner gegen die Begünstigte erklären. Manchen Hochadlichen Lüstling scheuchte der reine, offne Blick, welcher bey der kleinsten Nutzanwendung irgend eines witzig seinsollenden Bonmots sich umwölkte, aus den Faseligen auf, in welchen seine lockre Phantasie ihn versetzte; dem Schmeichler lieh sie nie ein Ohr, hatte doch der gute Vater sie dafür gewarnt und ihr gelehrt: „Die Sonne des Himmels bescheine keine gefährlichere, strafwürdigere Menschen als Heuchler und Verläumder." So, ob wohl vielfach angefeindet, doch mit sich selbst im Klaren, und glücklich in dem Glauben daß des Vaters Geist seegnend sie umschwebe, da sie, die Unerfahrne, in glänzender Carriere ohne Aufopferung ihrer bessern Gefühle die aufopfernde Liebe der Mutter zu vergelten im Stande war. So verflossen zwei Jahre, als mehrere in einander sich verschlingende Umstände dem Schicksaale Amaliens plötzlich eine andere Wendung gaben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Apologie des Bösen.

Diejenigen, welche alle Ungerechtigkeiten, alles Böse, beibehalten haben wollen, leisten dem Menschengeschlechte einen größern Dienst, als Viele zuzugeben Lust haben. Das Ungerechte ist eine Aufforderung zum Widerstande, welcher die menschlichen Kräfte anspornt und sie in hohem Grade ausbildet: das Böse erregt Unwillen; dieser schärft das sittliche und religiöse Gefühl, und die Früchte, welche der Mensch von diesem Widerstande und diesem Unwillen erndtet, ist die Mündigkeit an Kopf und Herz.

Man muß daher dem Menschengeschlechte Glück wünschen, daß es Leute giebt, die es durch ungerechte Handlungen empören und seine That-

kraft anspornen; gäbe es keine solche Triebfedern zum Kampfe, so würden die Menschen unter der Masse der Materie erliegen; ihre Kräfte würden sich nicht zur Selbstständigkeit ausbilden, und sie selbst würden weder Selbstvertrauen noch Muth erlangen; aber so giebt es der moralischen Uebel so viele, daß der bloß eine todte Bildsäule seyn müßte, der nicht erwachte, wenn man ihn zu zertreten drohet, wenn man Andern wehe thut, und wenn man der Wahrheit und der Gerechtigkeit das Garaus machen will. Das Böse ist ein Dränger und Treiber, daß der Mensch Tag und Nacht an sich arbeitet, die Kraft zu erwerben, welche zum Widerstande gegen dasselbe erforderlich ist und sich die Entschlossenheit eigen zu machen, welche das Leben zur nothwendigen Bedingung macht, sobald der Mensch dem Ungemach aller Art nicht unterliegen will.

Der Conjugent.

Graf Ségur erzählt in seiner „Caserie morale“ folgende Anekdote: Ein Herr Duperron saß eines Tages in einem Kaffeehause: da tritt ein großer Mensch ein, läßt sich eine Tasse Kaffee geben und mißt die Eintretenden mit einem durchbohrenden Blicke, giebt auch genau auf jede Rede Acht. Duperron beobachtet ihn eine Zeit lang, vergißt ihn aber bald und lieset seinem Nachbar einen Artikel aus der Zeitung vor, wo es heißt: „Ein außerordentlicher Riese und ein außerordentlicher Zwerg sind in Paris angekommen.“ Darauf sagt der vorbenannte große Mann: „Ich komme an, du kommst an, er kommt an; wir kommen an, ihr kommt an, sie kommen an!“ — Duperron sieht auf und, fragt den Sprecher: ob er ihm etwas sage? — Antwort. „Ich sage, du sagst, er sagt; wir sagen, ihr saget, sie sagen!“ — „Wollen Sie meiner spotten?“ fragt Duperron. — „Ich spotte, du spottest, er spottet; wir, ihr, sie spotten!“ — „Das ist zu arg, wir werden ein wenig hinaus gehen!“ — Ich gehe, du gehst, er geht hinaus!“ — Beide gingen von dannen. — „Wir werden uns schlagen!“ fuhr Duperron fort. — „Ich werde mich, du wirst dich, er wird sich schlagen u. s. w.“ — Kaum fechten sie, so hatte der Conjugent auch schon seinen Degen in Duperron's Arm sitzen. — „Sind Sie zufrieden?“ fragte dieser, sich zurück ziehend. — „Ich bin zufrieden, du bist, er ist zufrieden u. s. w.“ — Duperron war jetzt abgekühlt. „Mein Herr, so bitte ich um die Gefälligkeit, mir Ihr räthselhaftes Benehmen zu erklären.“ — „Gern!“ antwortete der Fremde in gebrochenem Französisch. „Ich bin Holländer, und Ihre Sprache wird mir unendlich schwer; mein Lehrer hat mir daher gerathen, so oft ich kann, französisch zu deklniren und zu conjugiren!“

Duschet.

Miscellen.

Die Nord-Amerikaner entbehren zwei Dinge, die den milderen europäischen Ländern heimisch, ihren Bewohnern höchst angenehm sind, nämlich: Singvögel, d. h. Vögel, die natürlich singen, und Blumen, die Wohlgeruch haben. Keiner unserer kleinen befiederten Sänger ist dort zu hören, keine Nachtigall, Lerche, Finke u. s. w.; und weder in ihren Gärten noch auf den Wiesen findet man, die uns so werthen Wohlgerüche. Dagegen haben die Nord-Amerikaner die prachtvollen Vögel, mit höchst wunder-

baren, aber meist unangenehmen Tönen und Accenten, und eine Menge von Zierpflanzen, deren Schönheit überrascht.

In Valencia unterscheidet man drei Classen des Adels; die eine hat — nach dem gewöhnlichen Ausdrucke — blaues, die zweite rothes, die dritte gelbes Blut. Die blaublütigen sind die Grandes, die rothblütigen die guten alten Adlichen und die gelbblütigen Diejenigen, welche nur ein Paar Ahnen haben. Sie leben, wie dies nicht anders als noble ist, streng von einander geschieden.

Die Türken essen gebratene Tulpen-Zwiebeln und ziehen sie den besten Maronen vor.

In Nord-Amerika benagelt man die Bettpfosten mit Bücklings-Köpfen; dies soll ein probates Mittel gegen Wanzen seyn.

Als einstmals einige Hofschranzen mit Ludwig XIV., der damals erst 15 Jahr alt war, von der unumschränkten Gewalt der Sultane zu Constantinopel sprachen, erwiederte er darauf: „das heißt herrschen." Der Marschall d' Etrees, der dies hörte und mit Grund die Folgen einer solchen Aeußerung fürchtete, versetzte sogleich darauf: aber, Sire! zwei bis drei solcher Sultane sind schon zu meiner Zeit erwürgt worden.

Als der König von Polen, Sobiesky, einst durch einige Spione die Nachricht erhielt, die Feinde, gegen welche er anrücke, seyn sehr zahlreich, gab er zur Antwort: „ich will nicht wissen, wie stark, sondern wo sie sind."

Napoleon sagte öfters: „die Arbeit ist mein Element; ich bin zur Arbeit geboren und geschaffen. Ich habe die Grenzen meiner Beine, die Grenzen meiner Augen kennen gelernt, aber nie habe ich die Grenzen meiner Arbeit kennen lernen können."

Wollte die Nachwelt unsere politischen Zeitungen als Quellen für die Geschichte benutzen, so würde diese aus nichts, als aus Widersprüchen bestehen. Der Partheihaß entstellt nicht bloß die Thatsachen, sondern erlaubt sich auch die frechsten Lügen.

Der Graf Desmond, ein tapferer und mächtiger Häuptling, griff im Jahre 1487 die Besitzungen des Grafen Ormond an. Dieser sammelte seine Reisige und schlug seinen Feind zurück. Desmond erlitt eine harte Niederlage, wurde verwundet und zum Gefangenen gemacht. Als Ormond's Krieger ihn auf ihren Schultern vom Schlachtfelde trugen, riefen sie im Gefühl ihres Triumphs aus: „Wo ist jetzt der große Lord Desmond?" — „Wo?" erwiederte plötzlich Desmond mit ungebeugtem Geiste; „wo anders als an seiner rechten Stelle: immer noch seinen Feinden auf dem Nacken!"

Des Trinkers Grab.

Wenn meine Stütze bricht, der Thyrsus-Stab,
Wenn sich mein Auge schließt der Sonne,
So steckt mich in die nächste Tonne
Und schreibt darauf: „Er grub sich selbst sein Grab!"

Chastel.

Sylbenräthsel.

Vom ersten Sylbchen bleibt, wer es auch sei,
Im Gang durch's Leben ganz wohl Niemand frei,
In jedem Alter, jedem Stand es waltet,
Und sich bald so, bald so, doch freundlich nie gestaltet.
Am besten Ihr dagegen Euch verhaltet,
Wenn Ihr, statt Unmuth, Muth und Kraft entfaltet.

Die beiden letzten ewig Bürden tragen.
Und schaffen, was getrennt, zum innigsten Verein.
Doch soll'n sie Euch so recht gefällig seyn,
Müßt Ihr sie erst derb auf die Köpfe schlagen.

Das Ganze kommt in Worten, wie in Werken,
Ein' Art von Geist, im Leben häufig vor.
Der Weis' ist's oft, nicht minder als der Thor,
Doch läßt sich's in der Regel Keiner merken.
Ja, wie Ihr sicher aus Erfahrung wißt,
Ist man's oft unbewußt, daß man es ist.
Selbst Fürsten — dürft nur die Geschichte lesen —
Sind's nolens volens oft gewesen.
Sogar dieß Pflänzchen aus dem Räthselreich —
Weil ich ein anderes und besseres nicht gleich
Vermocht' in Eile zu erfassen,
Muß sich von mir als Ganzes brauchen lassen.

Richard Roos.

---

* An die Verehrungswürdigen Bürger in Bremen.

(Beschluß.)

Zuletzt hat der Freischütz, nachdem er beinahe an die dreißigmal gegeben worden war, ein paarmal ein recht volles Haus herbeigeführt; obgleich, durch die schon angefangenen Verabschiedungen, unsere Bühne beinah' jetzt schon aufgelöst war. Allein unsere Musikfreunde unterstützten die Schauspieler treulich, indem sie nicht nur im Orchester mitspielten, sondern auch in den Chören mitsangen. Viele traten sogar als Bauern und Jäger mit auf. Hierdurch wurden die Vorstellungen nicht nur recht brav, sondern sie lockten auch alle Bekannte der seltenen Akteurs herbei, so daß an den letzten Abend 400 Thaler eingenommen wurden.

Der Freischütz soll in Münster solches Glück nicht gemacht haben; unser ehemaliger Herr Pichler hatte es an guten Decorationen und Maschinerieen zwar nicht fehlen lassen, allein es stand dort, wie man sagt, dem Freischütz entgegen, daß es eine neue Oper ist. An andern Orten lockt das nur. In Münster dagegen schreckt es ab. Es ist auffallend, daß ein Stück, welches sich schon ein Jahr vorher in allen großen Städten einen so bedeutenden Namen gemacht hatte, dort nicht mit Enthusiasmus aufgenommen worden ist. Man kann sich dies lediglich aus dem seltenen Widerwillen gegen alles Fremde erklären, und aus der Selbstgenügsamkeit, die von der Unbekanntschaft mit dem Bessern herrührt. Wir haben uns jetzt von dieser bisherigen Gemeinschaft ganz losgesagt, und dürfen den besten Erfolg hoffen. Wenn die Anstalten des Herrn von Zahlhas die Probe den nächsten Winter hindurch bestehen, so wird es nicht schwer fallen, ein ganz neues Schauspielhaus zu erbauen, da das bisherige nicht elegant genug ist. Dennoch ist es geräumig und wegen seiner anmuthigen Lage eine nicht unbedeutende Zierde der Stadt. —

Von Pyrmont, den 26. Juli 1823.

Dem Einsender des Aufsatzes über mich und meine Gesellschaft, von Bremen aus, in der Zeitung der eleganten Welt Nro. 97. zeige ich an, daß ich es unter meiner Würde halte, mich gegen seinen widersprechenden boshaften Unsinn, zu vertheidigen.

Meine Direktions-Führung ist seit 14 Jahren in Bremen, Hannover, Münster und von vielen vorzüglichen Künstlern Deutschlands, die bei mir engagirt waren und theils Gastrollen gaben, so ehrenvoll anerkannt, daß mich jener pasquillantische Aufsatz nicht im geringsten kränken kann und ich mir deßhalb nicht die Mühe nehme all' den Unsinn zu beantworten und in seiner ganzen Erbärmlichkeit darzustellen.

Was mich indessen veranlaßt, einige Worte darüber zu sagen, ist lediglich mein Wunsch, daß die elegante Welt nicht glauben möge, es habe ein Bremer Bürger jenen beleidigenden Unsinn fabrizirt. So wie ich die verehrungswürdigen Bewohner Bremens seit mehreren Jahren kennen

lernte, leben sie für ihren allgemein anerkannten soliden Geschäftskreis, und ihr Kümmern um Geschmack und Bildung anderer Städte war nie herabwürdigend.

Jener Aufsatz von Bremen kann also nur von einem Individuum herstammen, welches durch Herabsetzung meines vorigen und jetzigen Künstlervereins aus eigenem Interesse die nun hoffnungsvolle Direktion im voraus emporheben will. — Fehlgeschossen, mein unerfahrenes, voreiliges Freischützlein; — Sie glaubten mit einer Freikugel zu schießen und wußten selbst nicht, daß Sie nur Stroh geladen haben. — Wo haben Sie denn Ihren ganz vorzüglichen Direktor gefunden, als bei meinem Künstlerverein? Bei wem waren denn die besseren Mitglieder, die Sie dort behielten? — Hat Ihre neue Direction Herrn Blumauer, Demoiselle Meier, Herrn Devrient, Herrn Geisler ꝛc. ꝛc. auch mit den schlechtesten Subjecten verabschiedet? — Wußten Sie schon im voraus was für vortreffliche Künstler Ihre Direktion auf der Reise durch Deutschland erhalten wird? — Ei, ei, mein kluges Herrchen, Sie haben mit Ihrer Strohbüchse einen gewaltigen Bock geschossen. — Sie mußten vorher in die Schule Ihres gewandten Geschäfts-Mannes gehen, mit demselben reiflich überlegen, ob Sie nicht durch Ihr Geschreibsel, selbst das gebildete Bremer Publikum auf das gröblichste beleidigen, wenn Sie dasselbe mit einem eben so ehrenwerten gebildeten Publikum in einen öffentlichen Federkrieg verwickeln, von dem selbst Ihr Gesangkundiges Mitglied noch kürzlich Beweise zarter Bildung, gerade wegen des Damenputzes erhielt. — Den Lohn für Ihre edle? kluge? Handlung, werden Sie hoffentlich ohne mein Zuthun von den Bremer Kunstfreunden erhalten, die ganz gewiß Ihr unrechtmäßiges Verfahren verabscheuen. —

Da Sie so vieles von Pyrmont, Münster, Osnabrück, ja sogar, daß Herr Paulmann in Cöln gerade zu dieser Zeit Gastrollen giebt, wissen, so kann ihnen in Bremen unmöglich entgangen sein, daß Sie sich von der Gemeinschaft des Münster'schen Theaters nicht los gesagt haben, noch jemals konnten. — Ich habe aus eigenem Willen meine Conçession bei den Hochlöblichen Senate aufgegeben und die Bitte beigefügt, sie meinem vormaligen Regisseur und titul: Mit-Directeur Herrn von Zahlhas gütigst zu ertheilen, der Ihnen über meine Aufopferungen dabei nähere Auskunft geben kann.

Uebrigens kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß: während Sie Herrn von Zahlhas und ein Gesangkundiges Mitglied durch ganz Deutschland reisen lassen? ich mit meiner jetzigen Gesellschaft bereits mehrere zwanzig Vorstellungen in Pyrmont zur besten Zufriedenheit der anwesenden Badegäste gegeben habe, was Sie von mehreren gegenwärtigen ächten Bremern erfahren können, so wie aus meiner vorrigjährigen Bremer Gesellschaft die meisten Hauptfächer bey dem neuen Cölner Theater besetzt sind, und ausgezeichneten Beyfall erndten.

Schließlich beherzigen Sie sich, für die Zukunft nie wieder einen Mann auf eine so unedle Art öffentlich herabsetzen zu wollen, der seit mehreren Jahren mit Aufopferung seines redlich erworbenen Vermögens und mit der größten Anstrengung für seine Mitglieder und deren Familien sorgte, sie nur im Sommer außer Brod setzte und (fern von allem Großsprechen;) unzählige Beweise seines guten Herzens gab, was jedes Mitglied, das je bei ihm war und noch ist, unpartheyisch bezeugen wird. —

Welche Theater Direktion ist wohl im Stande, jetzt ohne Zuschuß, die Ansprüche jedes Publikums in allen Theilen zu befriedigen? — Ihre neue Direktion wird nun von den Kunstfreunden unterstützt und kann daher die größeren Ansprüche und Erwartungen die das Publikum mit Recht machen darf, weit leichter, als Unterzeichneter und sein würdiger Vorgänger, befriedigen. — Etwas ausgezeichnet Großes müssen Sie von der neuen Direktion allerdings zu erwarten haben, da Ihnen das Schauspielhaus in Bremen, nicht elegant genug ist, welches doch nach meiner und vieler Anderen Meinungen mit zu den besseren Schauspielhäusern gezählt werden darf und sogar für Iffland, Großmann, Koch und noch vielen andern großen Künstlern elegant genug war. — Lassen Sie sich nur schnell ein neues eleganteres Haus bauen, und transportiren Sie das jetzige nach Hamburg; dort wird man sich wohl damit begnügen. — Leben Sie wohl und, da ich Ihnen Ihre unüberlegte Voreiligkeit vom Herzen verzeihe, auch so glücklich als Sie es nur selbst wünschen können.

A. Pichler.
westphälischer Schauspiel-Unternehmer.

(Hierbey eine wöchentliche Beylage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 64.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 10. August 1823

Mancherley Sagen erzählt sich das Volk, und mancherley Kunde
Ward mir, wie sich der Berg öffne in heimlicher Nacht,
Aber mich gemahnt's, wie Geisterruf aus der Ferne,
Wie ein edleres Bild früher vergangener Zeit,

Th. Körner.

* Süsser Tod. *)

Romanze.

Dumpf verhallen Glockenklänge,
Und es schweigt der Orgel Laut,
Durch die öden Klostergänge
Wankt die junge Himmelsbraut;
Wirft sich in der Zelle nieder
Flehend vor Mariens Bild:
„Heilige, o nimm mich wieder
„In dein himmlisches Gefild!

„Würdig kann ich dir nicht dienen,
„Trägt mein Herz doch süße Schuld;
„Wie du mir im Traum erschienen,
„Nimm mich auf mit sanfter Huld!
„In die weichen Mutterarme
„Nimm das Opfer herber Pflicht,
„Eh' dieß Herz im stillen Harme
„Heil'ge, deiner unwerth bricht.

„Sieh' auf mein Gelübd' mit Milde,
„Sieh' versöhnend auf mein Leid:
„Einem andern theuern Bilde
„War schon früh mein Herz geweiht; —
„Und es will nicht von mir weichen,
„Jeder Schlummer frischt es auf;
„Nimm zu deinen ew'gen Reichen,
„Heil'ge Mutter mich hinauf!"

Und die Stunde der Gespenster
Dunkelt von der Berge Höh'n;
Da ertönt am Zellenfenster
Des Geliebten leises Flehn,
Mild und freundlich weh'n die Lüfte
Aus dem nahen Blumenthal,

*) Hinter dem Metilsteine, einer im Jahre 1262 durch den Markgrafen von Meissen zerstörten Veste, in der Nähe der Wartburg, sieht man zwey Felsenstücke, die unter dem Namen Nonne und Mönch bekannt sind. Die Gestaltung derselben, und die in der Umgegend herrschende Sage gab Veranlassung zu diesem Gedichte.

Säuselnd um der Schwestern Grüfte,
Um ihr kaltes Todtenmal.

Lauter wird der Liebe Flehen,
Enger wird der Zelle Raum;
„Bertha sieh', es färbt die Höhen
„Schon der Morgenröthe Saum!"
Und der Freiheit Stimmen gossen
Muth in das verzagte Herz,
Auf des Weinstocks zähen Sprossen
Eilt sie an des Treuen Herz,

Von der Mauer morschem Rande
Senkt der Ritter Sie ins Thal,
Und verhüllt in Mönchsgewande
Seiner Rüstung hellen Stahl;
Trägt die heißgeliebte Bürde
Durch des Baches Silberfluth;
Im Bewußtsein inn'rer Würde
Sie an seinem Herzen ruh't.

Freundlich, durch des Thales Grauen
Winkt des Ritters Felsenhorst,
Seine Löwenwächter schauen
Warnend auf den dunkeln Forst
Und es bleichen schon die Sterne,
Silbern glänzt des Hügels Kraut;
Wehe! — da wird in der Ferne
Der Verfolger Drohen laut.

Fern erglüh'n der Veste Zinnen,
Steiler wird der Felsenpfad —
Weh' er kann nicht mehr entrinnen,
Der Verfolger Rotte nah't.
Schrecken lähmt' des Helden Glieder:
Bertha's Vater führt den Zug,
Und die Felsen hallen wieder
Von des Wuthentflammten Fluch.

Zu dem höchsten Felsgesteine
Trägt der Ritter seine Last,
Und zum bräutlichen Vereine
Hält er ihre Hand gefaßt.
„Flehend blicken sie nach oben,
„Bitten um vereinten Tod;
„Allem Irdischen enthoben —
„Um des Jenseits Morgenroth.

Und aus weißem Wolkensitze
Bricht ein grauser Wetterstrahl,
Schleudert von der Felsenspitze
Prasselnd das Gestein in's Thal.
Regungslos, den Blick nach oben,
Ruht' das Paar im Flammenschein!
Allem Irdischen enthoben:
„Ihre Hülle ward zu Stein.

A. Daeves.

---

* Wahrer Adel.

(Fortsetzung.)

Wir erinnern uns aus dem vorhin angeführten Briefe Amaliens an ihre Mutter, einer Baroneße, welche eben nicht wohlthätig auf ihr erstes Erscheinen in die Welt wirkte. Die sittlich erzogene Pfarrerstochter hatte sich nicht geirrt; Baroneß von Hochstein war eine eitle, stolze Kokette, welche neben sich keine andre Schönheit dulden mochte. Das feine Landmädchen war ihr ein Dorn im Auge, denn sie fürchtete aus guten Gründen die Reize dieser Bürgerlichen. Meisterin aber in der Verstellung, hatte die Gräfin ihr eigentliches Antlitz noch nie geschaut. — Viel hatte sie der Bewunderer, und Schaaren von Anbetern sah sie ohne Rührung an ihren Triumphwagen gefesselt, indem sie jedem Einzelnen als sey er der Erwählte mit einem lächelnden Blick aus ihrem Feuer-Auge, mit ein paar Worten, welche dem Gläubigen schöner Deutung fähig waren, und die so süß lispelnd den rosigen Lippen entquollen, in ferner oder naher Zukunft — wie es eben ihr am besten zusagte — den Himmel seiner Wünsche öffnete. Erbin eines grossen Vermögens, welches ein adlicher Vormund bis jetzt verwaltete, mochte dies wohl bey der Gräfin der eigentliche Hebel sein, die Vereinigung des Grafen Adolph

ihres Sohnes, mit der Baroneß Mathilde von Hochstein zu wünschen, und um so mehr da sie dieselbe im höchsten Grade schön und liebenswürdig fand. Adolph war keiner aus dem Gespann der Liebes-Carosse Mathildens; kälter, strenger beobachtete er sie seit der Mutter Meinung ihm klar geworden, und hätte gern ihr sich angeschmiegt, wäre sein scharfer Blick nicht längst durch den Schleier gedrungen, hinter welchem sie ihre wahre Gestalt so künstlich zu verbergen wußte. Nicht entgangen waren seinem Späher Auge, die Unarten des Wesens, welches seine Mutter so nahe ihm zu stellen suchte; daß sie ihn wirklich allen Männern vorzog, entging ihm wohl auch nicht, doch war er nicht eitler Fant genug, um hierin mehr als eine, nicht seltne, Caprice der Frauen, ein Lüstchen zu finden: gerade den Mann zu fesseln, dessen Mund nicht leicht zu einer zärtlichen Tirade sich öffnete, der so schwer, oder gar nicht, den Launen, auch des schönsten Weibes, huldigte; kurz, das Bild gefiel ihm nicht, welches er von der Zukunft an ihrer Seite sich mahlte, und noch war es daher zu keiner bestimmten Erklärung gekommen; beeilte doch der Graf den Augenblick nicht, den die Baronesse mit allem Feuer einer glühenden Phantasie entgegen harrte.

Täglich war die Hochstein bey der Frau von Behrau. Schon raunte das ganze Hofgesinde, von dem obersten Kammerdiener, bis zur untersten Kehrfrau, seine Vermuthung in Hinsicht der nahen Verlobung des jungen, schönen Paares sich zu. Schon wollte der Siegeswagen nicht mehr vorwärts, denn lauer wurde unter solchem Gezischel das Vorgespann. Wirklich war Graf Adolph nahe daran dem Wunsche seiner Mutter sich fügend, die Kette unfreiliger Convenienz durch ein neues Glied zu erweitern, da trat zwischen ihn und den Moment der Entscheidung ein rettender Engel, und dieser, seiner Weihe sich selber unbewußte Engel war — Amalie! Das Ideal, das seine Seele füllte, glaubte er hier auf einmal zu erkennen, und wie von einem magischen Zauberschlag bewegt, schloß plötzlich hier sich sein Herz, um dort den wonnevollsten Hoffnungen sich zu öffnen. — Mehr und mehr entfalteten sich in dem erwärmenden Strahl der Liebe und Theilnahme der Gräfin, die innern und äussern Reize des sittsamen, bescheidenen Mädchens, und stellten bey dem vergleichenden keinem Vorurtheil oder Ahnenstolz anklebenden Adolph, das Fräulein von Hockstein deren blendende Schönheit nur nach Eroberungen geizte, in den Hintergrund. Städtische Gewandheit an Amalien nicht vermissend, sah man sanft und mild sie umglänzt vom Zauber der Natur und Einfachheit, und so fremd jede unbescheidne Anmassung ihr war, so frey blieb sie doch von jeder äffischen Ziererey. — Immer kälter wurde der Graf gegen Mathilde, immer sichtbarer sein Kampf zwischen Kindespflicht und Selbstgefühl, immer unbesiegbarer das letztere, bis er endlich mitten in diesem Streit, ein zweiter Herkules am Scheidewege, für die Göttin der Anmuth und Tugend entschied.

In dieser Periode war es, als Amalie folgende Zeilen von ihrer Mutter nebst Einlage erhielt:

„Die Addresse des einliegenden Briefs meine geliebte Amalie! wird wohl den Sender im Voraus dich errathen lassen, indem die Schriftzüge Dir nicht unbekannt sein können. Möge der Inhalt Dich angenehm überraschen! Doch mögen in dem vorliegenden Falle nur dein Herz und dein Gefühl Dir rathen, denn — ich beschwöre Dich — bey der, für dein ganzes Leben wichtigen Entscheidung, berücksichtige keinen Augenblick deine Mutter; wirst Du aber in

Liebe zu dem hier in Liebe sich Dir darstellenden Gegenstand, Dich entschliessen, die Rolle der Jungfrau, um die zwar mühvollere, aber auch Heilspendende, der Gattin und Hausfrau zu vertauschen, so ist der Seegen der alten Mutter, welche im Bewußtsein deines Glücks fröhlich den Schauplatz verlassen wird, Dir gewiß!

deine treue Mutter."

Hastig öffnete die Empfängerin die Anlage, und las unter mancherley Empfindungen die sich im Farbenwechsel ihrer Wangen mahlten, folgende Worte:

Nicht mag ich es versuchen, theuerste Amalie! — erlauben Sie mir diese vertrauensvolle Anrede — ihnen die Gefühle zu schildern, welche bey der hier lautwerdenden Kühnheit von meiner Seite, in meiner Brust sich bewegen. Ihrer vortrefflichen Mutter enthüllte ich mein Sehnen und meine Wünsche, an Ihr Herz und Ihre Wahrheitsliebe hat sie mich verwiesen, und, ob auch zagend, doch glaubensvoll folgte ich dieser Weisung. Darum, keinen Umschweif! — Offen und ehrlich wie es dem Manne geziemt, und — da ich Ihnen nicht gegenüber stehe, meinen Blick vor dem Ihrigen nicht niederschlagen darf — mit reiner Unbefangenheit frage ich: Würden Sie wohl einen Mann lieben können, der Ihnen nicht Rang und Glanz, keine Pracht und keine Schätze, aber ein Herz voll Liebe und einen stillen, sorgenfreien Heerd bietet? Dessen Pulse nur für Sie sich bewegen, und der Sie längst in seinem tiefsten Gemüthe verehrte und schätzte? Würden Sie zu solchem Mann, ein Engel der Gewährung, gern und aus voller Seele sprechen; „Ich glaube an Dich und ziehe mit Dir, wohin Du mich führst?"

Wer der kecke Frager ist? — Bedarf es eines Oedipus um dies Räthsel zu lösen?

Meine Versatzung nach *** mit einem Gehalt von 500 Rthlr. bey mancher unzuberechnenden Accidenz, wird Ihrem Herzen welches so theilnehmend für das Glück des Einzelnen wie für das der ganzen Menschheit schlägt, gewiß eine reine Freude gewähren. —

Gustav Werner.

Wohl nicht unbekannt war der junge Prediger der in Frage Gesetzten; war er doch in den letzten kränklichen Tagen des seeligen Vaters, um denselben stets beschäftigt, seine Geistes- und Körper-Kraft ihm erträglich zu machen. Liebe war in jener Zeit dem jugendlichen Herzen noch fremd, und sie verstand weder ihre Worte noch Blicke zu deuten. Der schriftliche Antrag, den sie noch in der zitternden Hand hielt, erfüllte ihren Busen mit Empfindungen, denen sie keinen bestimmten Namen zu geben wußte, doch fühlte sie hoch in dem Gedanken sich erhoben: „Du bist am Markstein deiner Kindesliebe, vermagst jetzt zwei Wesen auf einem Wege zu beglücken; des Weibes herrlichste Bestimmung lächelt Dir mit dem Myrtenkranze entgegen; den dargebotenen wirst Du nicht verschmähen, sondern mit dem festen Willen, seiner immer würdiger zu werden, willst deinen Scheitel Du damit bekränzen! —"

Spät Abends als des Tages geräuschvoll Treiben, das Haschen nach Tödtung der Zeit endlich ein Ziel gefunden, als böse und gute Christen von Morpheus Macht besiegt sich ihm ergeben hatten und mancher träumend in ein Feenland hinüber gezaubert, in Genüssen schwelgte, die wachend ihm fremd blieben; als auch Amalie sich mit ihrem Ich allein befand, da wandte sie mit frommer Ergebung sich zu dem höchsten Rathgeber, dankend ihm für seine, bisher ihr erwiesene Gnade, seinen Beistand für die Zukunft erflehend. Im Gebete gestärkt, legte sie mit der Hoffnung sich nieder: daß die aufgehende

Sonne ihren Geist erhellen werde. Der Engel der Ruhe breitete über sie seine schützende Fittige.

Wen aber dieser Göttliche floh, das war der Graf. Er, und er allein, wachte. Bekümmert war seine Seele, denn er wollte, er mußte sich erklären. Konnte er eine Liebe heucheln, die er nicht fühlte? den Ring der schönsten Weihe an den Finger eines Mädchens stecken, dessen wärmster Handdrak ihn kalt ließ? — sie und sich betrügen? — Nicht gleichen mochte er dem Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird! — Und was hinderte ihn denn, die Stolze zu verwerfen? — Das Erbtheil das vielleicht seine Mutter ihm als Widerspenstigen entziehen würde? — Bedarf es denn so großen Reichthums? — Und liebt ihn nicht eben diese Mutter? — Gewiß! nur wissen muß sie alles, es ist die höchste Zeit! — Sie selbst muß die Einzige ihm zuführen, sie will zu sein Glück! — Wäre es nur erst Morgen, am Morgen soll sie alles erfahren! — Ach warum säumte er denn so lange!"

(Der Fortsetzung folgt.)

Reiseblätter*).

Die historische Schweiz.

Altorf.

Ich ging von Wasen am Ufer der Reuß, die von Fels zu Fels mit schäumendem Wogensturze hinabstürmt, durch ein enges schauerliches Bergthal gen Altorf.

An den Felsen sah ich die Pinien der hirtlichen Schweiz wieder, mit verschimmernden Matten und Hirtenhütten. Aber ich fand die Frühlingsfarbe der arkadischen Schweiz nicht wieder: die Gegend ist rauh, die Heerden sind klein, die Männer finster, die Frauen ohne Schönheit und Anmuth.

Viele Muttergotteshäuschen stehen am Wege mit Zeichen und Bildlein; doch aus ihnen leuchtet kein Strahl bildnerischer Kunst. Schaarenweise begegneten mir Landleute, welche nach Wasen zur Messe wallten.

Am Abgrund geht der Weg, und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniß
Der Wanderer, die die Lawin' begraben.

(W. Tell.)

* * *

Die Tracht der Urischen Frauen ist finster und abschreckend. Alle Haare des Kopfes werden in ein Geflecht am Hinterkopfe gezogen, welches schwarz und weiß umwunden, oder bei den Mädchen mit einer langen Nadel durchstochen ist. Mir erschienen die Urischen Frauen alle wie Leidträgerinnen.

* * *

Die Gegend ist groß und wild; zu beiden Seiten steil aufstrebende Berge mit riesenhaften Baumstämmen. Die nackten Felsengerippe in ihrer großen gigantischen Form bilden mit den versteckt liegenden friedlichen Matten und Hirtenhütten einen eben so wunderbaren Kontrast, wie der tobende Donner der Reuß mit der Einsamkeit des daran stoßenden tiefen Thalgrunds. Der Weg führt in mancherlei Windungen Berg nieder.

Steg liegt in einem Gebirgsdreieck; von hier aus geht man am Ufer der schäumenden Reuß durch ein breiteres, anmuthiges Bergthal.

* * *

Wie klopfte mir das Herz, je näher ich den Städchen Altorf kam. Jeder Schritt wird jetzt heilig: man wandelt den denkwürdigsten Stellen der historischen Schweiz entgegen. Ich sah die

---

*) Probe aus dem binnen kurzem erscheinenden zweiten Theile der Situationen von
L. W. Koch

Firnen, die — weißen Hörner, die sich hoch bis in den Himmel verlieren, den Bannberg, —

die Lawinen hätten längst
Den Flecken Altorf unter ihrer Last
Verschüttet, wenn der Wald dort oben nicht
Als eine Landwehr sich dagegen stellte.

Wohl klopfte mir das Herz, und mich umwehten der Ehrfurcht heilige Schauer! Ach, ich dachte an das schöne, erhabene Schauspiel, als hier die Feuer auf den Bergen flammten und der goldene Lichtstrahl der Freiheit in die Thäler herabfiel. Mir schwebte das leuchtende Bild des Kampfes für Kreuzesfreiheit, Gedankenfreiheit, Volksfreiheit vorüber. Hier fiel vor langen Jahrhunderten die Zwingherrschaft, und der Eid des neuen Bundes ward beschworen:

Wir wollen seyn ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr;
Wir wollen frei seyn, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben;
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.
(W. Tell.)

* * *

Altorf ist ein freundliches, lachendes Städtchen; nur Schade, daß die Stadt durch die Neuheit ihres Aeußern so vieles von ihrer alterthümlichen Merkwürdigkeit verliert. Der Platz, wo W. Tell seinem Sohne den Apfel vom Kopfe geschossen haben soll, ist klein: an der Seite steht ein halber viereckigter Thurm mit einer Darstellung der Szene in großer malerischer Form.

Mir begegnete hier Herr Traber mit seiner Kunstreitergesellschaft; ich wurde überrascht und — verstimmt. War diese Erscheinung denn mit all ihren Beziehungen auf die Gegenwart der gewonnene Preis aller Kämpfe für die Schweizerfreiheit?

Ach! was sind doch die großen Kämpfe der Völker und Menschengeschlechter! Die Jahrhunderte rollen darüber hin, und die Menschheit ist nicht weiser, nicht freier geworden; es wird einmal Tag, und doch kommt gleich wieder die Nacht.

Niemand kannte hier in Altorf Zwing-Uri
In des Herzens stille Räume
Mußt du fliehen vor der Zeiten Drang;
Freiheit wohnet nur im Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Brunnen.

In Flüelen saß ich trostlos wie am Ende der Welt: ein Schiff nach Brunnen war nicht da, und von dem Weg über die Alpen hielt mich des Krugwirths schreckhafte Beschreibung zurück.

Endlich fand ich eine Gelegenheit mit zwei Schwytzern, die bis zur Hälfte des Weges über den See wollten. Ich bestieg fröhlich ihr Boot; der See war ruhig, und die Sonne warf ihre Strahlen aus der spielenden Flut wie Blitze zurück. Die Gletscher am Eingange des See's waren in Wolken gehüllt.

* * *

Wir kamen zur W. Tell's Kapelle, am Fuß des großen Aren. Hier rettete sich der heldenmüthige Mann aus Geßler's Fahrzeuge durch einen Sprung auf das felsige Ufer. Man hatte in der Kapelle die Begebenheiten jener denkwürdigen Zeit durch einzelne Gemälde verewigt; am schönsten ist das Bild der Rettung durch den kühnen Sprung selbst. Man sieht die Schlachten von Sempach und Moorgarten, den Bund auf dem Rütli, die Szene in Altorf.

* * *

Allmählich war das Ungewitter, welches sich über den Bergen zusammen gezogen hatte, näher gekommen. Die Tropfen einer überhängenden Wolke fielen in den See, und unverweilt begann

dieser zu arbeiten. Wog' auf Woge wurde aufgewühlt; der Kahn schaukelte von einer Seite zur andeen.

Zum Glück war die Felsenschlucht des See's schon hinter uns;

wenn der Sturm
In dieser Wasserkluft sich erst verfangen,
Dann ras't er um sich mit des Raubthiers Angst,
Das an des Gitters Eisenstäbe schlägt;
Die Pforte sucht er heulend sich vergebens,
Denn ringsum schränken ihn die Felsen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauern.
(W. Tell.)

Rastlos arbeiteten meine beiden Schwyzer mit ihren Rudern, um das Ufer zu gewinnen. Die Wellen schlugen in unser Boot, und die wachsende Gefahr schuf den Zwischenraum zu einer endlosen Weite; wie es schien, kamen wir durch den Wogenschaum nicht einen einzigen Schritt weiter.

Endlich erreichten wir den Uferstrand. Die Schwyzer wollten nicht wieder auf den See, ich nahm daher den Weg über die Alpen. Der Regen ließ nach, und ich hatte oben von Zeit zu Zeit eine freie Aussicht auf die Wasserfläche des See's. Ein Stücklein Holz schwamm auf den Wellen; es war ein Schiff, welches auf den jetzt beruhigten Wogen fortglitt.

* * *

Der See erscheint mir wie die ernste Heimath der heiligen geschichtlichen Sage. Ewig und hehr stehen die finstern, starrenden Berge wie unvergängliche Säulen am Rande der lichtgrünen Flut; die Welle strömt spiegelrein und klar von Ufer zu Ufer — aber Wolken umziehen den Himmel, und die Woge steigt aus ihrem tiefen Grunde auf; sie rauscht und stürmt; — es ist die nachrollende Stimme der vorübergerauschten Tage der Vorzeit.

Aus meinem Fenster (im Adler) sehe ich hier am jenseitigen Ufer des See's die aus Waldung und Berguser vorspringende Matte, wo sich die freigesinnten Schweizer zum Aufstande gegen Uebermacht und Tyrannendruck verbanden:

Links am See, wenn man
Nach Brunnen fährt, dem Mytenstein grad über,
Liegt eine Matte heimlich im Gehölz,
Das Rütli heißt sie bei dem Volk der Hirten,
Weil dort die Waldung ausgereutet ward.
Sey mir gegrüßt, o heiliger stiller Ort;
Auf dem Rütli ward
Getagt,

und ein schöner, glorreicher Tag ging den Schweizerlanden auf! Lebe wohl, stille Zuflucht des verschwiegenen Bundes!

Miscellen.

Nur unter europäischem Himmel gedeiht die ächte Blüthe der Humanität. Der Genius der Amerikaner aber scheint sich im umgekehrten Fall groß, zu dem der Europäer zu verhalten, wie die Größe Amerika's zur Größe Europa's.

Mit welchem geheimnißvollen Schleier wir auch unsere Handlungen, gute oder böse, zu verhüllen suchen, die Zeit zerreißt das duftige Gewebe. — Wir senken einen Edelstein oder einen Kiesel in den Strom und wähnen ihn vor jedem Auge geborgen, und aus der Schaumperle, die aufsteigt, wenn er zum Grunde gelangt, erfährt es eine Welle und murmelt es ihrer geschwätzigen Nachbarin zu. Wählen wir auch die tiefste Tiefe, der Zeuge der That, tritt dann nur später ans Licht.

Es ist nicht gleichviel, mit welchen Grundsätzen man die Brust gegen die Schläge des

Schicksals waffnet. Die geläuterte Philosophie allein, darf ihnen die Stirne bieten, wie dem Blitze, nur der gerüstete Wetterleiter.

Es giebt Menschen, die es durchaus nicht vertragen können, daß irgend ein fremdes Verdienst anerkannt und gewürdigt werde. Jede Gunst, jede Zuneigung, die einem andern zu Theil wird, ist ihnen ein Dorn im Auge, Gift und Galle schwellen ihr Herz. In den Bund gegenseitiger Achtung und Anhänglichkeit, wo möglich Zwiespalt zu bringen, beginnen sie ihn zu bespötteln, zu beklatschen; sie lauern auf, tragen zu, lügen, wo sie nichts erlauern, und verläumden, wo das Klatschen nicht ausreicht. Bei jedem, einem andern, als ihnen, gezollten Lobe, zucken sie, verächtlich lächelnd, die Achseln, und stellen, mit den Bettlerlappen des Selbstlobes behangen, ihr eignes vermeintes Verdienst zur Schau. Sie begreifen nicht, daß sie es eben dadurch sehr verdächtig machen; daß man, wie Lessing sagt, selten von der Tugend (also auch von dem Verdienste) spricht, die man hat, aber am meisten von der, die uns fehlt. In so fern diese armseligen Leute bloß lächerlich sind, könnte man sie, wie andere Thoren, laufen lassen. Aber sie sind mehr, als lächerlich, sie sind schädlich, und da geziemt es der Wahrheit, daß sie ihnen ihren Spiegel vorhält.

Sonne, Mond und Sterne, und Himmels, bläue und Weltenberge bespiegeln sich in Meeren, Flüssen, Bächen und Teichen — die Zeit spiegelt sich in der Ewigkeit — das Diesseit im Jenseit — die Vergangenheit in der Erinnerung — die Gegenwart im Augenblick — die Zukunft in der Phantasie — das Laster in der Tugend — der Schmerz in der Freude — die That in der Geschichte — die Kunst im Idealen — die Gelehrsamkeit im Streben — der Neid im fremden Besitz — der Trinker in der Flasche — der Liebende im Auge — der Arme im Reichen — der Geringe im Vornehmen — der Kranke im Gesunden — kurz, die ganze Welt ist ein Spiegelsaal — und — Mädchen wollte man es verdenken, wenn sie sich gern bespiegeln? Welche Forderung!

Man sprach von der Liebe zum Vaterlande. „O Gott! — seufzte eine Dame: wie unglücklich müßte der seyn, der kein Vaterland hätte!" — Alles lachte. Ein Gutmüthiger nahm sie aber mit der Bemerkung in Schuß: „daß Alle, die auf der See geboren wären, kein Vater-Land hätten."

---

* Anzeige.

Da die Unterzeichnete, die Circulation der Subscriptions-Liste auf ihr neu herauszugebendes Werk, seit 6 bis 8 Wochen einstellte, weil die Jahrszeit so viele ihrer geehrten Mitbürger in die Ferne und in die schöne Natur rief, so wiederholt sie jetzt jedem der sich vielleicht noch dafür interessiren möchte, so wie allen ihren Freunden und Bekannten, welche mit ihres Namens-Unterschrifft sie noch erfreuen wollen, die freundliche Bitte: der, in diesen Tagen zur Beendigung der Subscription und zur Beförderung der Worttreue in Hinsicht der, Ende September versprochenen Lieferung, neu circulierenden Liste, ihre wohlwollende Aufmerksamkeit nicht zu versagen.

Elise Reindahl geb. Rullmann.

Nothwendige Berichtigung.

In der Erklärung des Herrn Pichler, Bürgerfreund Nor. 63., Seite 500, Sp. 2. Zeile 21 von oben, ist der, den Sinn gänzlich umwandelnde Druckfehler, „sie nur im Sommer ausser Brod setzte" dahin zu berichtigen, daß man lese „sie nie im Sommer ausser Brod setzte."

Die Redaction.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 65.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 14. August 1823.

Es schränkt die nimmersatte Jugend
Die kühnen Wünsche nicht recht ein;
Genügsamkeit, die schöne Tugend
Sie leitet Dich zum Glücklichseyn!

Der Glückliche.

Nach einer bekannten Fabel.

Schach Nadir lag in schwerer Krankheitsnoth,
Seit Monden schon und aller Aerzte Wissen
Erschöpfte sich umsonst; es schien der Tod
Recht lüstern auf den feilen Bissen. —
Von Furcht gebleicht, — für sich, — umschlich die Schaar
Der Schranzen schon den künft'gen Thronerben
Und sprach zu seinem Trost, so klug als wahr:
„Bejahrte Leute, Hoheit, müssen sterben!“
Da kam, zum Glück für sie, — denn Günstlings-Glück
Ist sterblich wie ein Schach, — von weiten Reisen
Ein grundgelehrter Mann, der Stolz der Weisen,
Der Kranken Trost, zur Vaterstadt zurück.
Um Rath befragt, erklärt er ohne Säumen,
Der Kranke müsse, um geheilt zu seyn,
In's Hemde eines Glücklichen hinein,
Sonst sey's um ihn geschehn. — Man glaubt zu träumen;
„Wo“ fragt man: „wohnt der Glückliche?“ — Doch stumm
Vernimmt's der weise Mann und — ist verschwunden.
Nun forscht man in der Kaiserstadt herum;
Allein kein Glücklicher wird aufgefunden.
Ein Jeder klagt und schwört, es geh' ihm schlimm.
Der Schach vernimmt's und zügelt kaum den Grimm.
„Wie?“ ruft er, „hat man mir nicht stets berichtet,
„Mein Volk sey glücklich, meiner Weisheit sey
„Allein der Staat für seinen Flor verpflichtet?
„Und nun, — o schändliche Verrätherei!“
Du guter Schach, so gröblich, so vermessen
Betrog man Dich! Du — meintest es so gut!
Nur leider hattest Eines Du vergessen:
Daß gutes Meinen nicht allein es thut.
Ein Herrscher muß mit eignem Kopfe denken,
Mit eignen Augen sehn, denn ach! der Schein
Der Höflings-Brillen zeigt beim Staatenlenken
Das Glück zu groß, das Unglück stets zu klein. —

Jedoch was war zu thun? die Lust zum Leben
Verbot dem Kranken weitern Zorn-Erguß,
Man ruft den Groß-Vezier und dieser muß
Sich auf die Reise sporenstreichs begeben
Um zu entdecken den beglückten Mann,
Deß Hemd des Kaisers Uebel heilen kann.
Er zieht von Ort zu Ort; in allen Schenken,
In allen Schlössern fragt er eifrig nach.
Umsonst! — kein Hemd, doch satt Gespött und Schmach,
Denn Viele nahmen sich heraus zu denken:
„Wenn ein Minister reis't, nach Glück zu spähn,
„Da darf man — neuer Steuern sich versehn."
Schon lenkte der Vezier zur Hauptstadt wieder
Die bangen Schritte, — horch! da trifft sein Ohr,
Vom Waldrand her, das lustigste der Lieder,
So lustig wie er kein's gehört zuvor.
Er wendet sich und sieht den muntern Sänger
Bepackt mit schwerer Last die Straße ziehn,
So rasch und vogelleicht, als trüg' sie ihn.
Drob staunet der Vezier und zähmt nicht länger
Den Strom der Frage: „Singst Du immer so
„Und bist Du glücklich denn, da Du so frohst?
„Ei freilich bin ich's, Herr, was soll mich quälen?!"
„So gieb denn schnell Dein Hemd mir, zaudre nicht, —
„Gieb her, es soll am Lohne Dir nicht fehlen!"
„Mein Hemd? — Ei Herr, ein Hemd — das hab' ich nicht."

So schreibt die Chronik. — Ob der Schach genesen,
Ob nicht, das war darinnen nicht zu lesen.
Genug! er lebte und beherrscht' ein Land
Worin man einen Glücklichen nur fand
Und der zu arm, zu decken seine Blöße,
Ein herrlich Bild von eines Staates Größe!
Kein Wunder wär' es, wenn davon verführt
Und von der jetz'gen Glückes-Noth gerührt,
Die Potentaten auf den Einfall kämen
Zu unserm Heil uns auch — das Hemd zu nehmen,
Und fände dann ein reisender Vezier
Mehr Glückliche? Ach, ich bezweifl' es schier.
Denn Wen'ge sind, die zu entbehren wissen
Was ihnen fehlt, und Jedem fehlt gar viel
Nimmt er vergleichend gröss'res Maas zum Ziel.
Zufriedene können selbst das Hemde missen
Und doch noch froh und glücklich seyn; —
O! wär' nur ihre Zahl nicht gar zu klein.

Franz Elsholz.

---

* Wahrer Adel.

(Fortsetzung.)

Entschlossen setzte er sich jetzt an seinen Schreibtisch, schriftlich will er der sich vertrauen, die selbst im Reich der Convenienz seinem Seyn und Handeln die Nächste blieb, unter deren Herzen er den ersten Keim des Lebens empfing! — Und er that es mit allem Feuer, deß für sein Ideal erglühten Jünglings; mit jeglichem Reiz schmückte er das Bild, das seine Seele beschäftigte, seit dem Tage beschäftigte, an welchem er zuerst für ächte Liebe empfänglich wurde, seit dem Tage, an welchem die junge Reinbach zwar mit höchster Demuth, aber auch mit der Consequenz der Unschuld und Tugend sich in die Arme der Güte warf. Feierlich beschwor er seine Mutter, ihren einzigen Sohn als Herr seiner Neigung zu behandeln, der Wahl seines Herzens und seiner bessern Ueberzeugung, seinen Seegen nicht zu versagen. — „Den nächsten Morgen sollte dieses Produkt eines gläubigen Sinnes, an die Behörde befördert werden.

Kaum lüftete Aurora mit göttlicher Anmuth den nächtlichen Schleier; kaum brach der erste goldne Strahl der Sonne durch den Wolkenflor, als Adolph aus einem kurzem unruhigen Schlummer, unerquickt erwachte. — Lächelnd, einer aetherischen Lichtgestalt gleich, war sie, die Heißgeliebte, in einem flüchtigem Traum ihm erschienen, aber von einem leichten Zephir angehaucht war auch das Schattenbild wieder entschwunden. — Sein erster Gedanke war das,

für seine Mutter wahrscheinlich kummerschwangere Billet. Er selbst will es in ihre Hände geben, keinem andern es anvertrauen! — Er kleidete sich an; vor Zehn Uhr konnte er die Gräfin nicht sprechen. In diesem Augenblicke, wünschte er den Glockenschlag herbey, im nächsten ihn noch weit hinweg — Die Stunde schlug; „Nur schnell zu ihr, flüsterte der vertrauende Kindessinn, in der Mutter Hand das Schicksaal des Sohnes, wer möchte an dem heitersten Resultate zweifeln!“ — Jetzt auf den Schwingen der Hoffnung, der ermuthigenden Liebe, eilte er in das Zimmer der Gräfin; doch nicht wie sonst um diese Zeit fand er sie beim Frühstück. Amalie war allein; — Als ob Adolphs Seelenschmerz, welcher in der vergangenen Nacht ihn bedrückte, symphatetisch auf die Mutter eingewirkt hätte: sie litt heute an ungewöhnlich heftigem Kopfweh und hatte erst seit wenigen Minuten im Schlafe Erleichterung gefunden. Dies erfuhr er aus den sanften, zugleich ihn beruhigenden Worten Amaliens. Ob es ein guter oder böser Genius war, welcher ihm zuflüsterte: jetzt oder nie! — wer mag dies bestimmen? Doch heftig sprach eine Stimme in ihm: Mach ein Ende! — Vergessend, daß sein jetziger Besuch einer höheren Instanz gegolten hatte, umfing er die freundlich winkende Gelegenheit, die er gar im seeligen Wahn von unsichtbarer Hand herbeygeführt glaubte, und wandte sich mit hochklopfendem Herzen und bebender Stimme, so zu der staunend Horchenden:

„Sie suchen durch die zarte Einkleidung ihrer Worte die Ihnen wohl deutlich gewordene Angst in Beziehung auf meine Mutter, zu heben; Dank Ihnen dafür! doch mögen Sie nicht ahnen wie sehr es mich schmerzen würde, wenn ich bey einer, mir höchst wichtigen Sache zu der ich eben den Rath der Mutterliebe, des zarten Frauensinnes auffordern wollte, rathlos zurück kehren müßte! — Der Mutter ergebe ich jetzt mich auf Gnade oder Ungnade; darf ich wagen mein Geheimniß vor Ihnen auszusprechen?“ —

Amalie

Mein Rath Ew. Exellenz, würde nie den der Frau Gräfin ersetzen. — Und muß es dann so schnell seyn? — Die jetzige sanfte Ruhe der Frau von Behrau läßt meines innigsten Wunsches Erfüllung: ein schmerzloses Erwachen mich hoffen, und dann“ “ —

Adolph.

Amalie! — Demoiselle Reinbach! — wie rede ich? wo fange ich an? — Sie forschen verwundert in meinen Zügen; O neigen Sie sich zu mir, wie Sie stets zu dem Bedrängten mit Trost und Hülfe sich neigten!

Amalie.

Herr Graf, ich verstehe Sie nicht —

Adolph.

So wäre die Sprache meiner Blicke Ihnen entgangen? Ihnen entgangen meiner stillen Liebe Qualen? — Mein Widerwillen gegen eine Vereinigung ohne Zug des Herzens, Ihnen entgangen? — Theuerste Amalie! Sie, die ich mit allen Kräften meines innern Wesens verehre, Sie, die auf labyrinthischen Pfade der Welt, ein freundlicher Engel mir erschienen, Sie, die ich in einsamen Minuten in der innigsten Beziehung mir zur Seite dachte, Sie allein sind das Ziel meines Hoffens, die unerläßliche Bedingung meines Glücks; werde ich umsonst gehofft haben? —

Amalie.

Herr Graf — Sie erschrecken mich! — Schnell, o recht schnell denken Sie auf den Rückweg, jeder Schritt vorwärts müste Sie entwürdigen, tief mich kränken!

Adolph.

Nicht so Amalie! Beurtheilen Sie mich und meinen Gang nicht falsch; muß die heilige Flamme in meiner Brust, angefacht von ewiger Liebe, welche Sinn für die himmlische Vermählung von Seelen- und Körperreiz mir gab; ohne Nahrung in sich selbst verglimmen, so verlischt mit ihr auch meines Lebens Lampe.

Amalie.

Was verlangen Ew. Exellenz von der armen Waise?

Adolph.

Daß sie, diese arme Waise, zum Crösus mich erhebe, oder bald, schnell als Bettler in den Staub mich niederbeuge! — Amalie! Sie kennen die Absicht meiner Mutter in Beziehung auf eine Verbindung mit Fräulein Mathilden und mir; ich muß mich erklären; Baroneß Hochstein hat, unweiblich genug, den Verlobungs-Tag vorläufig schon terminirt; — Amalie, ich lernte Sie, aber auch mich kennen! — Die Zeit ist kurz; Sie sind meine wahre, meine einzige Liebe! — Was darf ich hoffen? —

Amalie.

Herr Graf womit verdiente ich — — —

Adolph.

Wollen Sie mein werden, am Altare des Herrn? — (er zieht das an die Mutter gerichtete Schreiben hervor) Sehen Sie hier mein, der Mutter schrifftlich gethanes Bekenntniß! — Werden Sie mir Vertrauen schenken, Amalie? Mit Riesenschritten naht die Stunde meiner Entscheidung, meiner formellen Erklärung an Fräulein v. Hochstein. Aber, Sie oder Keine! — das ist die, meiner innern Ueberzeugung, meines festen Willens! Wahrheit sprach mein Mund wie er ruht in dem offnen Himmel ihres frommen Auges; — geben Sie Wahrheit mir zurück, Amalie! —

Amalie.

Wahrlich Ew. Exellenz, zu sehr bin ich überrascht als daß ich solchem Verlangen genügen könnte! — Wie soll ich meine Antwort fein genug setzen, damit ich Sie nicht beleidige! — Doch, keinen Aufschub! — Hier, (Werners Brief aus ihrem Portefeuille nehmend und ihm denselben überreichend) dieser sey mein erklärender Fürsprecher! ich empfing ihn gestern, und beherzigte mit Entzücken — ich läugne es nicht — seinen Inhalt. Er sagt Ihnen Alles, denn er hat über mein Loos entschieden. — Doch, auch ohne dies für mich glückliche Ereigniß, deuten Ew. Exellenz, meinen Freimuth nicht übel, würde ich doch nimmer die Last des schwärzesten Verbrechens, des Undanks gegen meine Wohlthäterin auf meine Seele mir gebürdet haben. — Wahrlich Herr Graf! Sie konnten nur für Momente sich selbst verlieren; leicht findet der edle, besonnene Mann sich wieder, und herrlicher schmückt dann ihn seines Sieges Krone! —

Blaß und immer bläßer wurde der Graf. Seine Augen hatten Werners Brief überflogen; er schlug ihn wieder zusammen, suchte sich zu sammeln und wandte sich dann mit möglichster Fassung und feierlichem Ernst zu Amalien:

Adolph.

Dank Ihnen Demoiselle Reinbach! — Auch ich habe mich wiedergefunden!

Ehrfurchtsvoll ergriff er ihre Hand, und führte sie an seine Lippen, da öffnete sich schnell die Flügelthüre und herein rauschte Mathilde v. Hochstein.

Amalie trat zurück; Der Graf, das bewußte Schreiben in seiner Hand, bewillkommete die Baronesse so artig als es seine Verwirrung erlaubte; doch diese, welche ihren lange genähr-

ten Verdacht jetzt gerechtfertigt wähnte, nicht: mehr Herrin ihres Ingrimms, zischte ironisch: Ey Herr von Behrau! eine würdige Vorfeyer des Verlobungsfestes! — Mademoisell Reinbach, wurden gewiß eben zur Kranzjungfer erhoben!"

„Nicht meine Schuld ist es mein Fräulein! wenn Demoisell Reinbach den Kranz verschmähte, — erwiederte der Graf männlich gefaßt und kalt.

„So! — ich glaubte Frau von Behrau hier, bitte daher der so unvermutheten Ueberraschung wegen Tausendmal um Verzeihung! — Bey Wiederholung meines Besuchs werde ich künftig, um ähnlichen angenehmen tète à tète nicht wieder störend zu begegnen, mir die Freiheit nehmen, vorher mich melden zu lassen!" —

Nach diesen Worten eilte die Erhitzte mit einem hämisch-fixirenden Blick auf Amalie, und einer leichten Verbeugung gegen den Grafen, stürmisch fort.

In den innersten Fugen ihres Gemüths bewegt, starrete die Holde vor sich hin.

„Werden Sie Theuerste! mir der, obgleich schuldlosen, Veranlassung, einer für Sie so unangenehmen Reibung, auch verzeihen? — fragte mit Herzlichkeit der Graf.

„Wie möchte ich offenbarer Ungerechtigkeit mich anzuklagen wünschen? — doch, die Folgen dieser Reibung mag ich nicht berechnen!" — erwiederte die Geängstigte.

„O Amalie! Bey ihm, der mich und meine Liebe kennt, — entgegnete der Graf ernst — den ächten Brillant zwischen all' den unächten Flittertand des höfischen, vornehmen Lebens, kann, darf, und soll keine Verumglimpfung trüben! — Ich weiß was zu berücksichtigen mir am nächsten liegt! — Leben Sie wohl Made, moisell Reinbach! Sie werden als Mann mich handeln sehen!"

Schwer verletzt von den Dornen der Entsagung verließ er die Rose, deren wonne voller Kelch für ihn nicht duftete.

(Der Fortsetzung folgt.)

Das Meereis.

Man findet im Ocean das Eis entweder in großen Massen oder kleinen Stücken. Jene nennt man Eisbänke, Eisinseln, Eisberge; diese Treibeis. Von den großen Eismassen, welche gegen die Pole zu im Meere schwimmen, gibt es einige von ungeheurer Größe. Oft reichen sie viele hundert Fuß über die Fläche des Meers hervor und bilden mehrere Meilen lange Ebenen, auf denen sich bisweilen noch Eisberge emporheben, und die das Ansehn einer Landschaft mit abwechselnden Hügeln, Thälern, Häusern, Kirchen und Schlössern haben. Man hat dergleichen schwimmende Eismassen gesehen, die 2000 Fuß lang, 400 breit, und an 200 hoch waren. Wenn man annimmt, daß sich die Schwere des Wassers zu der Schwere des Eises wie 10 zu 9 verhalte, so muß nach hydrostatischen Gesetzen die Masse des Eises über dem Wasser zu der unter demselben in dem nämlichen Verhältnisse stehn; woraus man also auf die ungeheure Grösse derselben einen Schluß machen kann.

Es giebt Eisschollen, die an Grösse den Bergen gleichen, und von solchem Umfange sind, daß sie bisweilen den Boden des Meeres in einer Tiefe von 60 bis 80 Klaftern berühren, da indeß der obere Theil viele Klafter über der Meeresfläche hervorsteht. Dergleichen aufgethürmte Eismassen machen einen unbeschreiblichen Eindruck auf den Seefahrer; ein solcher Anblick übertrift alle Vorstellung. Sie treiben allem Anscheine

nach nur sehr langsam und fast unmerklich fort; denn da der größte Theil derselben unter Wasser steht, so kann die Gewalt des Windes und der Wellen nur wenig darauf wirken. Strömungen sind vielleicht die Hauptkräfte, wodurch sie in Bewegung gesetzt werden, doch mag die heftigste derselben nie stark genug sein, sie in 24 Stunden zwei englische Meilen fortzuführen. Forster erblikte einmal eine Eisinsel, die wenigstens eine halbe Meile lang war. Die Wellen brachen sich daran, als an einem unbeweglich stehenden Felsen, und schlugen so hoch hinan, daß der Schaum oft weit hinausprützte. Wahrscheinlich friert das Wasser, welches auf diese Weise auf das Eis gejagt wird, daselbst an; woraus sich dann die ausserordentliche Anhäufung dieser Eismassen erklären würde.

Das Meereis ist nicht immer von weisser Farbe sondern oft, gemeiniglich aber gegen die Oberfläche der See mit einem schönen Sapphir- oder Berylblau gefärbt. Die Gestalten der Eisinseln, die Forster sah, waren öfters sonderbar und wegen des zertrümmerten Ansehns überaus malerisch. Unter andern fuhr er einst bei einer Insel von ausserordentlicher Grösse vorbei, welche in der Mitte ein grottenähnliches Loch hatte, das ganz hindurch gieng, so daß das Tageslicht von der entgegengesetzten Seite sichtbar ward. Einige waren wie Kirchthürme gestaltet, andre wie Pyramiden, Obelisken, Ruinen ꝛc. Er zählte über 105 große Eismassen um das Schiff herum. Vom Mastbaume sah man 160, darunter manche eine halbe Meile lang waren. Dies gab einen großen und schauderhaften Anblick; es schienen die Trümmer einer zerstörten Welt vor ihnen zu liegen. Zu einer andern Zeit kam er einer Eisinsel vorbei, die mit einem entsetzlichen Krachen zusammenfiel. Diese Eismassen umringen oft haufenweise die Schiffe, und setzen ihnen die größten Hindernisse entgegen. Forster bemerkte, daß die Eisflächen immer von aussen mit kleinen Brocken eines durchlöcherten Eises von schwammiger Substanz umgeben waren, welches durch die stete Bewegung der Wellen schon so weit zerstört war. Darauf folgte ein unabsehbares Gefilde eines festen Eises mit dazwischen stehenden oder darin eingefornen ungeheuern Eismassen.

Im Sommer zergeht das Eis allmählig, weil die Temperatur des Wassers, worin es schwimmt, in dieser Jahrszeit um etliche Grade gelinder ist, als der Gefrierpunkt.

Indeß erfordern große Eismassen lange Zeit und ein sehr warmes Klima ehe sie ganz aufgelöst werden. Forster war öfters Augenzeuge von der Wirkung des Meerwassers auf das Eis. Große Eismassen, welche unter dem Wasser allmählich angefressen waren, stürzten mit gewaltigem Krachen ein, und zerfielen in kleine Trümmer, oder schlugen um, und erhielten durch den Verlust eines Theils einen andern Schwerpunkt.

Diplomatische Verwegenheit.

Als Schweden in einen nachtheiligen Krieg mit einer benachbarten Macht verwickelt war und die dem Sieger geneigte Partei einen für Schweden höchst nachtheiligen Frieden zu schließen beabsichtigte, suchte man den bekannten Reichsrath Grafen Höppken auf einige Zeit ehrenvoll aus Stockholm zu entfernen, da man überzeugend wußte, daß er unter keiner Bedingung in den vorgeschlagenen Friedensschluß willigen werde und daher bei seinem mächtigen Einfluß auf ein Gelingen des Plans durchaus nicht zu rechnen war, so lange er seinen Einfluß geltend machen konnte. Graf Höppken erhielt also einen Auftrag im In-

neren, wozu man nur einen mit dem höchsten Zutrauen beehrten Mann wählen konnte, und er reisete von Stockholm ab, jedoch sehr wohl wissend, was man eigentlich mit dieser Sendung bezweckte. Wenige Tage nach seiner Abreise empfing er auch durch einen Courier von einem seiner vertrauten Freunde die Nachricht: daß der Friede unter den beabsichtigten nachtheiligen Bedingungen abgeschlossen, bereits vom Könige ratifizirt und die Urkunde dem gegenseitigen Minister ausgehändigt sey. — Augenblicklich eilt Höppken nach Stockholm zurück, und um seine Rückkehr nicht bekannt werden zu lassen, fährt er sogleich vor dem Hotel des **schen Ministers vor. Hier lenkt sich das Gespräch bald auf den abgeschlossenen Frieden, wovon Höppken gar nicht zu wissen vorgiebt, auch sehr zweifelt, daß die Unterhandlungen schon zum wirklichen Abschluß gediehen, da der König ihn (Höppken) doch sonst mit seinem Zutrauen beehrte und gewiß auch hierüber mit ihm gesprochen haben würde; und so müsse er, mit aller Achtung für die Versicherung Sr. Excellenz, doch daran zweifeln, daß die Sache schon völlig beendigt sei. — „Wie können Sie noch zweifeln," entgegnete der **sche Minister, „das Instrument mit der Unterschrift des Königs ist mir ja schon behändigt und da ist es! —" Mit diesen Worten überreicht er es Höppken; dieser nimmt es, als ob er es nachlesen wolle, durchreißt es aber schnell und steckt es in die Tasche. „Um Gotteswillen, Ew. Excellenz, was thun Sie? Wissen Sie, daß das Ihnen den Kopf kosten kann! —" „Ich weiß es," entgegnete Höppken, „daß der König, oder vielmehr der Reichsrath, mir den Kopf kann vor die Füße legen lassen; aber so lange Höppken athmet, wird er nicht zugeben, daß Schweden einen so schimpflichen Frieden schließt!" Hierauf warf er sich in seinen Wagen und fuhr zum König. — Dieser, der selbst dem in solcher Art geschlossenen Frieden sich abgeneigt erklärt und nur, bei der damals so beschränkten königlichen Macht, dem überwiegenden Einfluß der **schen Partei hatte nachgeben müssen, mißbilligte Höppkens Benehmen nicht, und durch das entschiedene Ansehen dieses einen Mannes kam auch bald ein glimpflicher Friede zu Stande.

Sr.

Buntes.

Die erste Thränen-Weide, die nach England kam, ward im Jahr 1746 von den Ufern des Euphrats dahin verpflanzt. Vernon, ein Kaufmann, brachte sie aus Aleppo nach seiner Besitzung in Mittel-Esser.

Der Feldmarschall Suwarow konnte die Spiegel durchaus nicht leiden; er ließ sie überall zerschlagen und wo er dies nicht thun durfte, lief er davon. War er irgendwo als Gast, mußten zuvor alle Spiegel verhangen werden. Er mochte sich nicht sehen und zeigte überhaupt einen großen Widerwillen, wenn man vom Alter sprach.

Das Krokodill ist unschädlich, sobald man ihm die Augen eindrückt. Die Bewohner der Länder am Nil u. s. w. erretten sich durch dieses Mittel, wenn sie von einem Krokodill gepackt werden.

„Wenn das Wort Wenn nicht wäre" — sagt man in Frankreich — „so steckte man ganz Paris in eine Flasche!"

Die schönen Künste scheinen noch einmal Egypten besuchen zu wollen. Der Pascha hat von Cairo bis Alexandria eine Telegraphen-Linie anlegen lassen. In Cairo selbst zieren Springbrunnen nach italienischem Geschmack die volkreichsten Stadtviertel, und ein Theater befindet sich im Ort, wo die Meisterstücke Corneille's und Racine's gegeben werden. (Cour. d. spect.)

Wie groß die Hülfsquellen seyn müssen, die Rußland zur Requisition seiner Remonte-Pferde zu Gebot stehen, geht daraus hervor, daß bei einer der letzten Revüen in Petersburg jedes Regiment seine eigenen einfarbigen Pferde hatte! (Cour. d. Pays bas.)

In den Feldzügen Napoleons gegen Spanien wurden in der Regel alle Todten verbrannt. Vor Taragona übergab man den Flammen z. B. 3500 Leichname derer, welche bei dem Sturm vor diesem Ort gefallen waren. Es ward hierbei noch mit einiger Förmlichkeit zu Werke gegangen. Aber nach der Schlacht bei Albufera verbrannte man, ohne weitere Formalitäten, auf dem Wahlplatze 12000 Leichname, Franzosen, Engländer und Spanier, nachdem man sie in einen Haufen von 500 Quadrat-Toisen Ausdehnung zusammengebracht hatte. — Eben so fleißig halfen die Hospitäler Menschen wegraffen. Dufour erzählt, daß er in denen zu Saragossa allein im Winter 1808—1809 11000 Kranke dahin sterben sah. Man kann überhaupt mit Gewißheit annehmen, daß in den Hospitälern zehn Mal so viel Soldaten umkommen, als in der Schlacht. (Cour. d. spect.)

Seit länger als dreißig Jahren zerfleischet Zwiespalt der Meinungen Europa, und Geschlechter gehen und kommen und die Zwietracht dauert fort, wann soll dies enden und wie wird es enden? Die größere Mehrheit ist für die neuen Meinungen, und so kann sich für den größten Theil, der Meinungsstreit bloß auf dem Todtenacker endigen.

Die Erfahrung soll die Menschen belehren, und wie viele haben offene Augen und Ohren für sie? Sieht man nicht, wie viele gleichgültig bei Schauspielen bleiben, wodurch die Menschheit herabgewürdigt wird, und wie Viele so unselig leichtgläubig sind, alles für baare Münze zu nehmen, was man ihnen versagt? Wir haben ein lehrreiches Zeitalter durchlebt, und man frage die Gegenwart, wie Viele sich durch dasselbe haben belehren und warnen lassen!

Demosthenes nennt das Gesetz „die Seele des Staats." Man sieht daher die Wichtigkeit guter Gesetze, welche allein den Staat gesund zu erhalten vermögen.

Aus Mecklenburg. Als vor mehrern Jahren ein Kerl in Güstrow aufgehängt werden sollte, gedachte das mitleidsvolle Herz unsers Fürsten des Unglücklichen, der am folgenden Morgen hingerichtet werden sollte. Schlaflos lag Er in seinem Bette. Da sandte Er. Franz noch mitten in der Nacht nach den Stall, und ließ die Stallknechte fragen: Ob einer unter ihnen es sich wohl getraute, wenn er die Freiheit hätte ein Pferd sich auszusuchen, noch vor der Hinrichtung den Weg von Ludwigslust nach Güstrow zu machen. Es fand sich einer hierzu bereit, die Begnadigung dem armen Sünder zu überbringen. Eine Meile vor Grüstow aber ermüdete sein Pferd, als ihm grade ein Reiter begegnete. Der Bote fragte den Reiter woher er komme? Aus Güstrow, antwortete er. Geht die Hinrichtung bald vor sich? — Nein, sobald noch nicht! — O, sprach der Bote, leihet mir Euer Pferd, denn ich muß vor der Hinrichtung noch in Güstrow seyn, da ich für den armen Sünder Pardon überbringe. Der Kerl lächelte, gab ihm sein Pferd, indem er dabei sagte: da werdet Ihr gewiß noch zur rechten Zeit kommen! Aber eben dieser Kerl war der Dieb, hatte unterwegs ein Pferd von der Weide genommen, um desto schneller zu entkommen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 63.
Nothnagel.

(Hierbey eine wöchentliche Beylage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönsen.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 65.

Bremen, Donnerstag den 13. August 1825.

Gestorben.

Den 2. August. Des Arbeitsmanns Joseph Conrad Knobel Sohn, 14 Tage, am Gerberhoff Nro. 15.

Den 2. August. Des Cigarrenmachers Gottfried Lehm Tochter, 3 J. a. d. Knoopstraße Nro. 9.

Den 3. August. Des Schuhmachers Johann Krohne Sohn, ¾ J. a. d. Rosenthal Nro. 8.

Den 4. August. Des weyland Fischer Amtmeisters Sirich Dunkers Wittwe, geb. Thon 52 J. a. d. Wichelburg Nro. 1, ertrank in der Weser.

Den 4. August. Helena Lange 32 J. a. d. Stephanikirchhoff Nro. 19.

Den 4. August. Der Ausmiener Eduard Friederich D'Oleire 80 J. am Spitzenkiel Nro. 8.

Den 4. August. Des Fuhrmanns Diederich Sievers Sohn, 11 J. am Schwarzpott Nro. 12.

Den 5. August. Der Soldat im hiesigen Feldbatallion Frieder. Bartels 30 J. alt, in der Caserne.

Den 5. August. Der Wassermüller Joh. Heinr. Christian Lühmann 59. J. a. d. Tiefer Str. Nro. 35.

Den 5. August. Des Tonnenmachers Johann Schröder Sohn, 2½ J. Abbenthorswallstr. Nro. 51.

Den 5. August. Der Bierbrauer Hinrich Müller 58½ J. Sögestr. Nro. 17.

Den 5. August. Des Landvolgts Dieder. Holsche Tochter, 10 Monat a. d. Steinstraße Nro. 4.

Den 6. August. Joh. Diedr. Meyer Wittwe, Henriette Christine Bauer 49. J. a. d. Schnoor Nro. 41.

Den 7. August. Des Küpers Hinr. Herrmann Spiegel Tochter, 3 J. am Häfen Nro. 36.

Den 7. August. Der Strumpfweber Andreas Stieberitz 40 J. auf Karstens Hoff Nro. 4

Den 7. August. Des Arbeitsmanns Berend Behrens Tochter, vor Hastedt 2 Jahr.

Den 8. August. Der Tuchbereitergesell Hinrich Uhlhorn am Wandrahm, Nro 15, 68 Jahr.

Den 8. August. Des Arbeitsmann Johann Joachim Schröder Tochter, ½ J. Timmerstr. Nro. 5.

Den 21. März 1823. Starb zu Port au Prince der hiesige Schutzbürger und Koch auf dem Schiffe, der Patriot, Jost Wilhelm Schaffer 38 Jahr alt.

Den 21. März 1823. Starb der Matrose des gedachten Schiffs Johann Bocke, 28 Jahr, wohnhaft gewesen zu Vegesack.

Geburten.

Den 25. July. Des Seidenkrämers Jacob Christoph Rohte Ehefrau, geb. Krehe; a. d. Börse Nro. 3. von einem Knaben.

Den 28. July. Des Höckers Bernh. Conrad Kroning Ehefrau, geb. Neustadt; a. d. gr. St. Annenstr. N. 16, von einem Mädchen.

Den 30. July. Des Gärtners Gerhard Wessels Ehefrau, geb. Kramer; a. d. Fedelhören Nro. 19, von einem Knaben.

Den 30. July. Des Arb. Friederich Lesemann Ehefrau, geb. Kompfers; a. d. Hülseberg Nro. 53, von einem Mädchen.

Den 1. August. Des Arbeitmanns Peter Behrens Ehefrau, geb. Stoffers; a. d. Schweinestr. Nro. 50, von einem Knaben.

Den 1. August. Des Hutmachers Jacob Frieder. Müller Ehefrau, geb. Steinmetz; hinterm Stephanithorswall Nro. 26, von einem Knaben.

Den 2. August. Des Arbeitsmanns Christian Kruse Ehefrau, geb. Meyer; a. d. Düsternstr. Nro. 57, von einem Mädchen.

Den 2. August. Des Schneider Amtmeisters Carl Friederich Wilhelm Hehle Ehefrau, geb. Lintner; an der Grützmacherstraße Nro. 18, von einem Mädchen.

Den 2. August. Des Schneider Amtmeisters Tilmann Heinrich Müller Ehefrau, geb. Wietings a. d. Klosterstr. Nro. 25, von einem Mädchen.

Den 2. August. Des Musikus Johann Samuel Mise Ehefrau, geb. von Bremen; a. d. Ansgariikirchhoff Nro. 15, von einem Knaben.

Den 2. August. Des Kaufmanns Johann Christoph Teetzmann Ehefrau, geb. Dörbecker a. d. Sögestraße Nro. 14, von einem Mädchen.

Den 2. August. Des Arb. Henrich Behr Ehefrau, geb. Engelberg; a. d. gr. Johannistr. Nro. 32, von einem Mädchen.

Den 3. August. Des Windmüllers Conrad Haake Ehefrau, geb. Meyers; Abbenthorswallstr. Nro. 39, von einem Knaben.

Den 3. August. Des Arbeitsmanns Otto Wilhelm Mau Ehefrau, geb. Schöne; a. d. kl. Sortillienstr., von einem Knaben.

Den 5. August. Des Kaufmanns Heinrich Christoph Borgstede Ehefrau, geb. Leymann a. d. Obernstr. N. 36 von einem Knaben.

Den 5. August. Des Küpers Heinr. Christian Schirmer Ehefrau, geb. Schröder; am Doventhorssteinweg Nro. 103, von einem Mädchen.

Den 5. August. Des Detaillisten Joh. Hinr. Saghorn Ehefrau, geb. Eggers; a. d. Doventhorsstr. Nro. 12, von einem Mädchen.

Den 5. August. Des Arbeitsmanns Joh. Hinr. Fangmeier Ehefrau geb. Harden; a. d. Schlachte Nro. 8, von einem Mädchen.

Den 5. August. Des Arb. Carl Hinr. Schlömer Ehefrau, geb. Lammers; am Markt, von einem Mädchen.

Den 5. August. Des Grobbäckers Johann Poser Ehefrau, geb. Wätjen; a. d. kl. St. Annenstr. Nro. 1, von einem Mädchen.

Den 6. August. Des Arbeitsmanns Alb. Meyer Ehefrau, geb. Schütten; in Hastedt Nr. 27, von einem Mädchen.

Den 6. August. Des Zimmermanns Lüder Schierenbeck Ehefrau, geb. Kropps; a. d. Schweinestr. Nro. 59, von einem Knaben.

Den 6. August. Des Arb. Georg Busmann Ehefrau, geb. Heupe; a. d. Pieperstr. Nro. 3, von einem Knaben.

Den 7. August. Des Arbeitsmanns Ferdinand Deppe Ehefrau, geb. Behnken; a. d. Abbenthorswallstr. N. 57. von einem Knaben.

Den 7. August. Des Arbeitsmanns Gerhard Hinrich Schmidt, Ehefrau, geb. Junker; a. d. Schweinestr. Nro. 18, von einem Mädchen.

Den 7. August. Des Schneidermeisters Wilh. Biehl Ehefrau, geb. Ziegler; a. Rosekranz Nro. 6, von einem Knaben.

Den 8. August. Des Kohlhöckers Joh. Meyer Ehefrau, geb. Barber; a. d. Kampe, von einem Mädchen.

3 uneheliche Kinder.

Copulirt sind.

Der jetzige Director am hiesigen Theater, Joh. Baptist von Zahlhas, mit weyland Schauspielers Friederich August Herzinger Wittwe, Wilhelmine Henriette Charlotte Erhard.

Der hiesige Bürger und Blechenschläger Anton Friederich Junge, mit Catharin Engel Klatte, von hier.

Der hiesige Bürger und Töpfermeister Christian Gottlob Werner, mit Betha Dorothea Redeker, von hier.

Der hiesige Bürger und Uhrmacher Herrmann Christoph Homann, mit Anna Catharina Becker, von hier.

Achter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 66.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 17. August 1823.

Des Menschen irdische Bestimmung ist: Nach Wahrheit forschen,
Schönheit lieben, Gutes wollen, das Beste thun.
Mos. Mendelsohn.

Allgemeines Gebet. *)

Nach dem Englischen des Pope.

Allvater, den zu jeder Zeit,
In jeder Zone ehrt
Der Wilde, Weise, Heilige
Als Zeus, Jehovah, Gott!

Du unerforschter Born des Seyn's,
Mein Wissen ist beschränkt;
Nur eines weiß ich: Du bist gut,
Doch blind ich Sterblicher.

Indeß, vom dunklen Stand blick' ich
Auf Gut und Böses klar,
Und in der engen Schranke bleibt
Gewissen, Wille frei.

Was das Gewissen von mir heischt,
Was es zu thun verbeut,
Laß jenes mehr als Himmel mir,
Dies mehr als Hölle seyn.

Was deine freie Huld gewährt,
Laß mich nicht kalt verschmäh'n —
Belohnt ist Gott durch Geben; — mir,
Ist froh genießen Pflicht.

Doch laß am kleinen Erdball nicht
Mich knüpfen Deine Huld —
Nicht für den Erdensohn blos wacht,
Der tausend Welten schuf.

Laß meine ungeübte Hand
Nicht wagen: Deinen Strahl
Zu schleudern auf das Volk, das mir
Dich zu verkennen scheint.

Bin ich auf rechter Bahn; o gieb
Daß ich sie wandle treu;

*) Soviel ich weiß der erste Versuch dies herrliche Gedicht in dem Versmaße des Originals zu übertragen. d. H.

Bin ich auf irrer: Deine Huld
Zur Beßern leite mich.

Bewahre mich vor eitlem Stolz;
Vor schnödem Unmuth, wenn
Mir deine Weisheit das entzieht,
Was deine Huld mir lieh.

Gieb mir Gefühl für Bruders Leid,
Mir Nachsicht wenn er fehlt,
Und welche Mild' ich ihm erwieß,
Die Mild' erweise mir.

Gering wohl bin ich; doch Dein Hauch
Beseelte meinen Staub —
Auch heut' geleite mich: mein Loos
Sey Leben oder Tod.

Gieb Brod und Frieden für den Tag; —
Was sonst die Erde beut,
Ertheile Du; verweigre mir,
Nach Deinem Willen Herr!

O Dir, deß' Tempel jeder Raum
Deß' Altar — Erd' und Meer,
Zu einem Weihrauch, einem Chor
Vereine sich das All.

Aledn og.

---

* Wahrer Adel.

(Fortsetzung.)

Frau von Behrau erwachte und fühlte sich merklich leichter und schmerzlos. Wie gern hätte Amalie ihr jetzt in traulicher Stunde, da sie Nachmittags nie mit der Gräfin allein war, sich ihr entdeckt, das Geheimniß einer nahen Veränderung ihres Schicksaals ihr kund gemacht, doch sie wagte es nicht! — Jetzt überreichte der Kammerdiener ein Billet vom Fräulein von Hochstein. Der Inhalt schien befremdend auf die Gräfin einzuwirken. Jetzt hatte sie es gelesen, warf auf Amalie einen fragenden, beinahe stolzen Blick; las es noch einmal, barg es in ihrem Schreibpult und sprach mit auffallenden Ernst: „Ich wünsche allein zu sein Mademoiselle Reinbach!"

Diese ging mit trauernder Seele; sie erkannte die Hand, welche den verwundenden Stachel in das sonst schöne Gemüth der hohen Gönnerin drückte. —

Allein, auf ihrem Zimmer im Gefühl ihrer Reinheit, dessen auch der Bescheidenste sich bewußt bleiben muß, um über unverdientes Verkennen sich zu erheben; in der Hoffnung daß der Gräfin Blick sich bald erhellen werde, verfaßte sie auf Werners Anfrage, also die Antwort:

„Sie wollen edler Mann! auf der Bahn des Lebens den gefährlichen Straus mit mir wagen? Ohne Ziererey reiche ich dazu Ihnen meine schwache Rechte, denn mein starker Glaube stellt sich mir als Bürge eines reuelosen Entschlusses. In wenigen ruhigen Minuten habe ich mir Ihren Charakter, so wie ich ihn in jugendlicher Unbefangenheit betrachtet, wieder vergegenwärtiget; kein Schatten haftet darauf, nur Lichtseiten glänzen mir in dem Bilde der Erinnerung. — Dem stillen, häuslichen Heerd, mein freundliches Willkommen! — Gefügt habe ich mich dem Geräusch der glänzenden Welt, so gut ich es vermochte, befreunden konnte es sich mir nicht. Ein armes Landmädchen ohne besondere geistige und körperliche Vorzüge, nahm meine Wohlthäterin, der ich ewig dankbar verpflichtet bleibe, mich mit Nachsicht auf; empfangen Sie mit gleicher Nachsicht mich wieder zurück, denn „ich glaube an Sie, und folge wohin Sie mich führen!"

Meiner theuren Mutter einen herzlichen Handdruck in meinem Namen, und die Versicherung ewig kindlicher Liebe. —

Amalie."

Den Brief zur Post befördert, harrete sie jetzt der Dinge, die da kommen würden. Es war drei Uhr, noch hatte die Gräfin ihrer nicht begehrt; es wurde Zeit zur Tafel und Amalie bekam die Meldung: daß die Frau Gräfin heute mit dem Herrn Grafen allein speisen werde. Ihr wurde das Essen auf ihr Zimmer gebracht. Pandora hatte auf dem Boden ihrer Büchse gegriffen um Amaliens reinen Himmel zu trüben. — Selbst ihres Gewissens Klarheit vermochte sie nicht ganz zu beruhigen; es kränkte sie tief auch nur um einer Schein-Ursache, auch nur für Augenblicke, bei der ihr so theuren Frau verloren zu haben. Hatte doch das Fräulein gewiß durch Verläumdung meuchlings ihren guten Namen angetastet!

Adolphs Mutter zeigte ihm das von Mathilden empfangene Billet, und ließ ihn wegen der Liebeley (wie sie es nannte) worüber sie diesen Morgen ertappt wären, hart an. Die Baronesse hatte alle Minen der Bosheit springen lassen, und sogar Amalien, einer verbotnen, längst von ihr (Mathilden) wahrgenommnen Neigung zum Grafen angeklagt. Hatte doch dies Geschöpf ihrem schönsten Plan sich in den Weg gestellt, hatte sie doch ihrem Willen eine Barriere erbaut welche sie nicht zu übersteigen vermochte! — Adolph mäßigte sich mit männlicher Herrschaft über sich selbst, bei jenen boshaften Beschuldigungen; er schätzte und liebte seine Mutter, sie war gereizt, er wollte ihr mündlich kein Wort entgegen setzen, nahm sie doch für verliebte Faseley, was nur zu sehr Sache seines Herzens war. Als sie aber in ihm drang: dem Fräulein abzubitten, zu versprechen, der Freibeuterey künftig sich zu entwöhnen, mit dem Zusatze: „daß, so schmerzlich die Trennung sie berühren werde, sie ja nun auch gezwungen sey, die Reinbach zu entlassen, da sie in ihr eine Schlange am eigenen Busen genährt habe.“ da hielt er sich nicht länger; heftig sprang er auf und sprach mit Nachdruck: „Nein, meine gnädige Mutter! nun mag es Zeit zur Demaskirung sein, längst wurde mir heiß hinter der beschwerlichen Larve! durch Vertrauen werde ich Ihnen zeigen, daß ich Ihr Sohn blieb, aber bei allem was Ihnen werth sein mag: ersticken Sie im Keim jeden entehrenden Gedanken gegen jene reine Unschuld, Ihr gütevolles Herz müste sonst bereuen! — Gönnen Sie mir Ruhe mich näher zu erklären, und bleiben Sie mir, ich beschwöre Sie bei dem Adel Ihrer Seele, in jedem Verhältniß eine liebende Mutter!“

Mit sichtbaren Kampf verließ er die Gräfin. Nicht Preis geben mochte er seine heilige Liebe dem giftigen Gezisch des Leumunds, schnell durchgreifen wollte er, und darum schrieb er noch am nemlichen Abend:

„Meine geliebte Mutter!

O könnte ich der Seele meiner Feder die Gefühle anvertrauen, welche bei Nennung dieses schönen Namens mich ergreifen, damit sie dieselben hinzuhauchen vermögte auf das ruhig-duldende Papier, so Ihnen zu zeigen wie mein ganzes Seyn und Leben nur in Liebe und Gehorsam zu Ihnen sich auflösen mögte, indeß dem Scheine nach, mein Betragen mit solcher Gesinnung im Widerspruch steht! — O meine Mutter! Ich weiß es, ich werde Ihnen Kummer machen, doch frey muß die Brust sein, soll mein Auge vertrauend in dem Ihrigen sich spiegeln! — Sie bestimmten Mathilde von Hochstein zu meiner Gemahlin; ohne Erröthen gestehe ich vor dem Himmel und Ihnen: des Fräuleins imposantes Aeussere, konnte einst mich fesseln, doch, späteres Erkennen ihrer bedeutenden Fehler machten den Gedanken an ein bestän-

*

diges Leben an ihrer Seite mir zuwider. Ihr unbegränzter Adelstolz, ihre Verachtung jeder bürgerlichen Tugend und Sitte, ihre Koquetterie und Zierpupperey, zogen vor meinen Augen eine Blendung auf, so daß selbst ihre, früher von mir angestaunte, strahlende Schönheit meiner Sehkraft nicht mehr schädlich war. — In dieser Zeit war es, als Sie meine gütevolle Mutter! Sie, die Versorgerin so mancher Wittwe, so manches vaterlosen Kindes, auch Amalie Reinbach die arme Pfarrers-Tochter mit der edelsten Delikatesse unter den vortheilhaftesten Bedingungen zu sich nahmen. Wie Sie dadurch den Himmel in ihrer Brust mehr noch erhellten, wie Sie nicht allein dem jungen Mädchen, sondern auch der Mutter derselben ein Schutzengel auf schnell umdüsterten Pfade wurden; davon nichts, — solche Capitalien verzinsten Sie ja so viele; daß Sie aber dadurch Ihren Sohn in ein Paradies schauen liessen, dessen Pforten die Manen seiner hochadlichen Voreltern, mit feurigem Schwerdte und grimmig-zürnender Gebärde bewachen, damit er nicht hineinschlüpfen und von dem, im Stammbaum verbotnen Apfel kosten möge; das meine gute Mutter, mogten Sie nicht ahnen, sonst hätten Sie vielleicht sich und mir, jenes Eden selbst verriegelt. — Der armen Amalie Schuld war es nicht, daß ich schon im Anfang ein prüfendes Auge auf sie richtete; das erste Erscheinen dieser Representantin der Unschuld, war mir schon interessant, und mehr und mehr bezauberte mich ihre stille züchtige Grazie, ihr harmlos reines Wesen, ihre anspruchlose Bescheidenheit, welche im Getümmel des prunkvollen Lebens sich eben nicht besonders zu gefallen schienen. — Ach! warum entwerfe ich die Scizze zu einem Gemählde dessen Ausführung mein schwacher Pinsel nie erreicht! dessen Original in einer Welt voll Kämpfe und Entsagen für mich verloren, ewig meinem geistigen Auge sichtbar sein wird! Ja meine Mutter! Diese Amalie oder Keine! das war das Resultat all' meines Denkens und Brütens, all' meiner kühnen Gebilde in schlaflosen Nächten, meines melancholisch-mysantropischen Herumirrens am Tage! — Ich hätte sie geliebt wie keiner noch geliebt hat, hätten Sie meine gute Mutter! hätte die Auserkorne meine Empfindungen getheilt. — Nicht klingendes Erz und todtes Metall soll sich vereinen, um in dem Schoos schamloser Heräen, am Pharotisch oder im verschwenderischen Prunk wieder vergeudet zu werden; Liebe um Liebe, Treue für Treue, ist mein Wahlspruch, ihn realisirt mögte die Erde sich aus ihren Angeln heben, ich fürchtete nicht das unbekannte Seyn! — daß kein unerfahrner Schulknabe aus mir spricht, nicht das erste Phosphorus-Feuer der Jugend in mir lodert, wissen Sie meine Mutter! Ich habe auf meinen Reisen manche Erfahrung gemacht, und hier und da, leider! einen schönen Glauben dafür vertauscht, aber eben diese Erfahrungen bewahren jetzt mich vor Irrthum. Ich kenne die Bedeutsamkeit des Namens Weib; — Amalie hat mir sie bestätigt; — doch meine Mutter, dürfen Sie nicht glauben daß ich für mein abgelegtes Bekenntniß Ihre Einwilligung zu einer Messalliance — wie der seelenlose Adel es nennen würde — erflehen will; denn: vielleicht wissen Sie es schon, Amalie ist durch bürgerliche Bewerbung um ihr Herz und ihre Hand, welcher sie liebend und gläubig sich ergiebt, vor allen Ränken und Cabalen des Adels und seiner herzlosen Fräuleins fortan geschützt, nur ich stehe einsam und wünsche es zu bleiben.

Hier meine hochgeliebte Mutter! haben Sie mein Glaubensbekenntniß; hier stehe ich frey und enthüllt vor Ihrem richtenden oder verzeihenden

Blick. — Empfangen Sie nun aber auch zugleich den Schlüssel zu dem, von der Baronesse so hämisch fingirten Geheimniß eines vertrauten Umganges und Briefwechsels zwischen Amalien und mir: In der vorhergegangnen Nacht hatte ich schriftlich Ihnen die Last meines Herzens kund gemacht, auf Ihr Herz und Ihre Liebe fest bauend, Sie um die Begründung des wahren Glücks Ihres Sohnes, und um Fürsprache bey der Engelreinen gebeten; selbst aber wollte ich in Ihre Hände mein heiliges Geheimniß niederlegen, da fand ich nicht Sie, sondern gerade die, die ich am letzten hätte finden sollen. Hingerissen vom Zufall, der aber meiner Begeisterung mehr schien, gestand ich ihr meine Gesinnung gegen sie, und bat sie auf das innigste, Leben mir, oder Tod zu geben. Anfangs schien sie beleidigt, dann verwies sie mit Feinheit und Schonung, mich auf meine Pflicht als guter Sohn und Edelmann, und zeigte mir endlich zu meiner gänzlichen Zerknirschung einen Brief; den Heirathsantrag eines Predigers mit der Erklärung: sie habe sich dafür entschieden; in demselben Augenblick überraschte uns das Fräulein, sie sah den Brief in meiner Hand, bemerkte wahrscheinlich unsere gegenseitige Bewegung, und suchte darnach ihren verderblichen Geifer über das fleckenloseste Wesen welches auf diesen Planeten wandelt, auszuspritzen. — Weg damit! Nicht schnell genug kann man dergleichen Erinnerungen verbannen; aber mit der intriganten, liebelosen Inventrice, mag ich nie mehr, selbst nicht in die entfernteste Berührung kommen.

Einen schönen Traum habe ich geträumt; für meinen Wahn, ihn verwirklichen zu können, muß ich büssen! —

Ich werde verreisen liebe Mutter! — Los und ledig aller beengenden Fesseln, wird mein Geist wieder jene freye Richtung nehmen, welche allein mir das Leben erträglich machen kann.

Geben Sie mir Ihre freundliche Zustimmung und Ihren Seegen, es drängt gewaltsam mich hinaus.

Adolph."

(Der Beschluß folgt.)

Alphons und Rose Santerre.

(Skizzen aus den Zeiten der französischen Revolution.)

Erste Skizze.

Es war an einem Herbsttage im Jahr 1792, als in dem Stadtgefängniß zu Paris, der Tempel genannt, eine Thür, die zu den innern Gemächern führte, sich öffnete, und eine Dame leise heraus trat. Furchtsam sah sie sich im Vorsaal um, denn das Geräusch, welches die Soldaten der National-Miliz verursachten, die außerhalb Wache hielten, erschreckte sie; dann ging sie eilig auf die Vertiefung eines Fensters zu, wo der Offizier, der jene befehligte, saß, beide Hände auf, den Degen gestützt, und den Kopf, wie in schweren Gedanken, darauf gelehnt. „Da bin ich wieder, Alphons!" sagte die Dame, indem sie ihn sanft berührte „Mein Bruder schlummert ein wenig und die Schwester wiegt ihren Sohn auf ihren Knieen. Jetzt laß' uns die Pause nutzen und fahre in der Erzählung fort, worin wir unterbrochen wurden — wir haben lange nicht mit einander geredet und so Vieles ist seitdem mit uns anders geworden!" — „Ich habe nichts mehr hinzu zu setzen!" sagte der Offizier, der ein Jüngling von 22 Jahren seyn mogte; „Sie kennen mich jetzt ganz, mein Denken und Fühlen, meine Grundsätze, meine Stellung zur Welt; und indem ich Ihnen alles dies enthüllte, ist auch die

letzte Bürde von meinem Herzen gefallen. Denn durch dieses vollkommene Vertrauen glaube ich einen Theil der Schuld abgetragen zu haben, die Ihre früheren Wohlthaten mir allerdings auflegten." — Die Dame fühlte sich durch diese Worte verwundet, und mit leisem Erröthen sagte sie: „Wenn ich in den Tagen des Glücks Gelegenheit hatte, Dir einige Dienste zu erweisen, so geschah dies nicht in der Absicht, daß die Erinnerung daran Dich belästigen sollte. Guter Alphons! ich entlasse Dich jeder Verbindlichkeit gegen mich, obgleich es mit Schmerz geschieht; denn wie könnte ich anders ein, von der Natur reich und schön ausgestattetes Gemüth, wie das Deine, mitten in dem Elend einer gräßlichen Unnatur erblicken! —" „Unnatur!" rief der Jüngling heftig; „finden Sie es denn so unnatürlich, daß endlich der Strahl besserer Erkenntniß mein Inneres erleuchtet hat, daß ich, von dem Freiheitsgeist meines Volkes ergriffen, die Fesseln abstreifte, die dem Jahrhundert und dem lebenden Geschlechte nicht mehr angemessen waren? Ich weiß, Madam, daß Sie mich als einen Verräther und Undankbaren ansehen müssen, aber eben, daß ich den Muth habe, so vor Ihnen zu stehen, rechne ich mir als Verdienst an. Ihrer Meinung, Ihrer Verachtung, den Vorurtheilen Ihres Standes zu trotzen, das ist ja die erste Tugend eines glücklichen Demokraten! —" „Glücklich, mein Freund?" lächelte die Dame schmerzlich — „laß mich nicht glauben, daß Du glücklich sey'st. Wie ich Dich von Deiner Kindheit auf gekannt habe, und wie Du Dich mir so oft gezeigt hast, kann ich mich nicht überreden, daß Du Dein Heil in dieser blutigen Demokratie findest. Nein, Alphons, gesteh' es mir, daß, selbst in den Umarmungen Deiner Rose, die, wie Du sagst, Dir alle Seligkeiten der Liebe gewährt, Dein Glück nur ein eingebildeter Traum ist, der, wenn er verschwindet, Dich nur in desto trüberer Wirklichkeit zurück läßt; gestehe mir, daß jenes Feuer Deiner sogenannten Begeisterung von einer Thräne verlöscht wird, die das Auge eines gemißhandelten Königs weint, wenn es noch nicht die Auftritte des zehnten Augusts oder die Blutströme des zweiten Septembers gethan haben! —"

„Möchten Sie doch bedenken —" sagte der Jüngling — „indem Sie dieser Schreckenstage erwähnen, daß der monarchische Despotismus ein Riese ist, der, wenn er stürzt, seine Welt und seine Zeit in den Fall mit hinab reißen kann. Die unterdrückte Freiheit wird stets nur aus Trümmern hervor gehen, und eben das ist ja so herrlich, daß das gegenwärtige Geschlecht sich selbst opfernd in die Flammen stürzt, damit das kommende glücklicher und besser, wie ein verjüngter Phönix, aus der Asche hervor gehe. Es ist wahr, der Anfang ist grausenvoll gemacht; viel Unerhörtes ist geschehen, viele alte Ordnungen sind umgestoßen, die der rohe Hause heilig und ehrwürdig nennt, viel Blut ist bereits geflossen. — —" „Und Ihr hofft," unterbrach ihn die Dame, „daß aus dieser entsetzlichen Saat Euch Segen keimen werde? Alphons, sieh Dich um, betrachte den Jammer dieses einst so schönen Landes, dieses Volk in seinem tiefsten Verderben und verschließe Dein helles Auge nicht mit einer Hartnäckigkeit, die Dich selber zu Grunde richtet. Despotie wagtest Du so eben das alte geheiligte System zu nennen, das seine Zweige, wie ein tausendjähriger Baum seine Aeste, wohlthätig ausbreitete, und willst es Dir verhehlen, daß Ihr ohne Schutz und Schirm allen Elementen preis gegeben seyd, da Ihr den Baum aus seinen Wurzeln gerissen habt? Ihr wollt Freiheit und habt Euch aus den Trümmern der Gesetze ein furchtbares Joch zusammen gebaut; Ihr wollt

Harmonie und habt das Instrument zerschlagen?" — „Harmonie?" wiederholte Alphons, und suchte mit einer leichten Wendung seine innere Bewegung zu verbergen — „Harmonie ist nur noch in Ihrer Seele, Madam, wie denn Ihr ganzes Daseyn und Wirken nichts war als ein schöner, engelreiner Accord, dessen innerer Einklang keine Macht der Erde jemals zerstörte. Noch jetzt, wenn ich Sie mit dieser Ruhe vor mir sehe, mit dieser unumwölkten Stirn und diesem seligen Frieden im Auge. —" —„Der ist es!" sagte die Dame; „der ist es eben, der meinem Alphons entfloh, als er dieses Kleid anzog und sich in die Reihe unserer Henker stellte. Er kann sein sanftes Gemüth nicht mit seinen Pflichten vereinen, und seinem Herzen nicht wehren, daß es blutet, indem er sich als Werkzeug der Tyrannen gebrauchen läßt; gern mögte er seine leidenschaftliche Verblendung für Begeisterung halten, gern das leise Zittern verstecken, daß ihn, mir gegenüber, ergreift! — Sey nicht böse, lieber Pflegesohn!" fuhr sie fort, indem sie ihn sanft bei der Hand nahm; „ich war ungerecht gegen Dich; denn ich weiß recht gut, daß, wenn der Mensch, von heftiger Leidenschaft überwältigt, die Zügel seines Willens verliert, eine höhere Vaterhand sie faßt und ihn dennoch, ohne daß er es weiß, zum edleren Ziele lenkt; Höre eine Geschichte, mein Freund!"

„Es war am zehnten August, als das Volk gewaltsam in die Tuillerien brach. Wir saßen bei Tisch und hörten den Lärm von Minute zu Minute wachsen und immer näher zu unsern Gemächern andringen. Alles erhob sich, nur mein Bruder und die Königin blieben sitzen; ich trat an ein Fenster und sah den Hof mit Bewaffneten erfüllt und die erstürmten Terrassen, vom Pöbel wimmelnd: ich sah, daß es Gefahr hatte. Meine Schwester, sagte ich zur Königin, wollen Sie nicht nach Ihren Kindern schicken; es wird besser seyn, glaube ich, wenn wir sie bei uns haben. Sie starrte mich an. Dann sprang sie auf, ergriff meinen Arm und zog mich gewaltsam fort; aber in dem Augenblick fielen Schüsse im äußeren Corridor, das Geschrei von Verwundeten erhob sich; mein königlicher Bruder verließ seinen Sitz und schritt zur Thür vor. Ich wollte mich ihm in den Weg werfen, aber die geängstigte Mutter stürzte an meine Brust und beschwor mich, mit ihr nach dem Zimmer des Dauphin zu eilen. Es war unmöglich, ihr zu widerstehen; ich folgte ihr durch die entgegengesetzte Thür und eben hatten wir die Gallerie erreicht, als, von der Treppe Ludwigs des Vierzehnten her, ein wüstes Geschrei ertönte, Waffen klirrten nnd ein Gepolter, von dem die Grundfesten des Pallastes zitterten, fast unsere Sinne betäubte. Die medicäischen Arkaden wurden eben nieder gerissen. Die Königin erbleichte, ich sah ihre Kniee wanken und auch ich fürchtete das Schlimmste, denn der Lärm kam aus der Gegend, wo der Dauphin wohnte und wälzte sich immer näher. Schon sah ich rothe Mützen, Spieße und Karabiener die Treppe herauf dringen; man bemerkte uns, wir wurden umringt, und die Königin — ja, Alphons, die Königin sank vor den Wüthenden auf die Kniee und hob flehend ihre zarten Hände zu ihnen auf. Aber weit entfernt, Mitleid in diesen entmenschten Herzen zu erwecken, erscholl das Gebrüll: Nieder! nieder! zum Tode mit der Oesterreicherin! — Ich warf mich über sie, um die unglückliche Frau mit meinem Leib zu bedecken, aber in den Augenblick hörten wir in der Ferne Kinder weinen und dieser Ton gab uns das Leben wieder; die Königin fuhr empor, Alles zurück drängend; mit einem Muth ohne Gleichen machte sie sich Bahn und ich erblickte — hör' es, Alphons! — ich

erblickte einen Jüngling in der Uniform von Santerre's Garden; an der einen Hand den Dauphin, an der andern Mademoiselle führend, stürzte er auf uns zu, warf die Kinder der Königin entgegen, rannte an mir vorüber, und packte, indem er den Degen zog, den Wüthendsten der Aufrührer, riß ihn zu Boden und gab ihm einen Hieb auf den Kopf, daß das Blut über den Marmor strömte. Alles stand starr vor dieser Kühnheit, eingewurzelt vor Entsetzen — er aber begnügte sich noch nicht: wie ein gereizter Löwe stürzte er auf seine eigenen Waffengefährten, seine Klinge traf fürchterlich, ringsum sanken sie nieder; das Mordgeschrei ging unter in einem dumpfen Geheul und wer nicht die Flucht ergriff, den drängte er gegen die Treppen und schleuderte ihn über die Geländer hinab."

(Die Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Was auch Napoleons Verläumder sagen mögen, er war weder anmaßend, noch bestand er hartnäckig auf seinen Meinungen. Er verlangte, so sagt Rapp, Aufklärungen; er suchte den Rath aller derer, welchen dergleichen zu haben gestattet ist. Die Liebedienerei war jedoch bisweilen im Rathe vorherrschend; wenn er dies bemerkte, so führte er sogleich die Untersuchung wieder zu der erforderlichen Strenge zurück. „Meine Herren! sagte er zu seinen Stellvertretern; ich will nicht haben, daß sie meiner Meinung seyn; ich habe sie deshalb zusammen berufen, um die ihrige zu erfahren. Eröfnen sie mir ihre Ansichten; ich werde sehen, ob das, was sie vorschlagen, besser ist, als das, was ich denke."

Dies sind lauter Lobeserhebungen, denen die Geschichte öfters zu widersprechen scheint, aber Rapp ist ein biederer, gerader und freisinniger Mann, ein Teutscher, der die Wahrheit sagte, auch wenn er wußte, daß sie mißfiel. Eines Abends nach der Schlacht von Wagram (d. 6. Juli 1809) erzählt er, spielten wir vingt un. Napoleon liebte dies Spiel sehr, machte sich ein Vergnügen daraus, falsch zu spielen und lachte darüber. Er hatte vor sich einen großen Haufen Gold auf dem Tische liegen. „Nicht wahr, Rapp; sagte er zu mir, die Teutschen lieben diese kleinen Napoleons sehr?" — „Ja, Sire! weit mehr als den großen." — „Daß heiße ich doch, versetzte Napoleon deutsche Freimüthigkeit."

Der Graf Las Cases sagt in seinem „Memorial de St, Hélène": England hat dem Kaiser Napoleon seinen Titel entrissen, hat es aber nicht gewagt, ihm sein Schwerdt zu rauben. Der große Gefangene von St. Helena ist bewaffnet geblieben; des Generals Bonaparte Schwerdt ist respektirt worden. Dieses wurde den 7ten August 1815 am Bord des „Bellerophon" von dem ehrwürdigen Admiral Keith entschieden. Ein, am Tische sitzender und schreibender Sekretair sagte dem Admiral: Der Befehl laute, Napoleon solle, wie alle seine Begleiter, entwaffnet werden; allein der alte Keith entgegnete unwillig: „Herr, bekümmern Sie sich um Ihre Schreibereien, und mischen Sie sich nicht in unsere Angelegenheiten;"

In dem letzten Kriege in Deutschland wurde ein Rittmeister zum Fouragiren beordert in einer Thal-Gegend, wo man fast nur Waldungen erblickte. In der Mitte des Thals stand eine kleine Hütte: der Offizier ging darauf zu, klopfte an die Thür und heraus trat ein alter Herrnhuther. „Vater!" sagte der Offizier; zeigt mir ein Feld, wo ich meine Truppen zum Fouragiren anweisen kann!" — „Sogleich!" erwiederte Jener. — Der alte Mann führte sie aus dem Thale. Nach einem Marsch von einer Viertelstunde fanden sie einen schönen Acker Gerste, „Hier haben wir, was wir brauchen!" sagte der Rittmeister. — „Gedulden Sie sich nur noch einige Minuten! erwiederte sein Führer; „Sie sollen gewiß befriedigt werden!" — Nach einer Viertelstunde kamen sie an ein anderes Gerstenfeld; die Truppen hieben das Getraide hier ab, luden es auf und zogen fort. Darauf sagte der Offizier zu seinem Führer: „Vater, Du hast Dir und uns eine vergebliche Mühe gemacht, das erste Feld war besser als dieses!" „Sehr wahr!" antwortete der Alte; „aber es gehörte nicht mir!"

v. S.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 67.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 21. August 1823.

Ein Traum, ein schöner Traum ist dieses Leben,
In dem ein bess'res Seyn sich farbig bricht,
Bald unruhvoll, bald wieder hehr und licht,
Von freundlichen Gestalten hell umgeben.

Die Ruhestätten.

Mit Weinen grüßt das Licht der Erde Sohn,
Sein erstes Lallen ist ein Klageton;
Denn kaum betritt als Säugling er die Welt,
So wird sein Daseyn auch durch Schmerz vergällt,
Da beut ihm Ruh, ihm selbst noch unbewußt,
Der Mutter Brust.

Dem Jüngling winkt von fern ein schimmernd Ziel,
Sein Herz bewegt ein mächtiges Gefühl.
Ein weiter Raum liegt vor ihm aufgethan —
Er stürmt hinaus in eine wilde Bahn;
Doch da umfängt ihn innig, zart und warm,
Der Liebe Arm.

Zum Manne reif, ruft ihn zur Thätigkeit
Die ernste Pflicht, doch auch zum Kampf und Streit,
Ein karger Lohn ist seiner Mühe Preis;
Am Stabe wankt der lebensmüde Greis
Und still umschließt ihn, aller Bürden los,
Des Grabes Schooß.

Hohlfeldt.

* Wahrer Adel.

(Beschluß.)

Die Gräfin war an diesem Abend sich selbst überlassen gewesen; es war keine Gesellschaft, auch Fräulein Hochstein, war nicht erschienen, und dennoch war Amalie nicht zugelassen. Spät noch empfing sie die Correspondenz des Grafen, und fühlte nach Lesung derselben sich schmerzlich davon ergriffen. Sie empfand einen lebhaften Unwillen, über die, auch ihr unlauter gemahnenden Gesinnungen der Baronesse, doch entschuldigte sie dieselbe mit dem heftigen Feuer ihrer Liebe, und erstaunte höchlich über die feste Entscheidung ihres Sohns. Ganz aber wandte sich ihr Herz Amalien wieder zu, diese strahlte jetzt hoch über Stand und Verhältniß! — „Also Braut? — warum es dir nicht zuerst anvertraut? — dachte sie; — sie wußte es ja erst seit wenigen Tagen, und ich verbannte sie

heute! — Freilich, Mathildens Stolz, ihre Launen bemerkte ich wohl, ein finsteres Herz gewahrte ich nicht! — Sie wird ihr beleidigtes, weibliches Gefühl aufrufen, wird sich zu rächen suchen! — Arme Mathilde! — verschmähte Liebe ist ein nagender Wurm, der erst mit des Herzens letztem Schlage seine Kraft verliert! — Doch vermag ich dich nicht zu schützen!"

Das wirklich gute und gerechte Herz der Gräfin siegte, die Verkannte mußte noch zu ihr kommen. — „Demoiselle Reinbach — war ihre Anrede — warum mochte ich nicht Theilnehmerin Ihrer Aussicht auf eine glückliche Zukunft sein? — Habe ich es nicht um Sie verdient? — Ich erfahre es von meinem Sohne!" —

„Und wie es der Herr. Graf erfuhr, erwiederte Amalie sanft, wird Ihnen Frau Gräfin, dann hoffentlich auch nicht unbekannt sein. — Am gestrigen Morgen wußte ich es noch nicht; meine Verbannung zwang mich zum Schweigen" —

Die Gräfin nahm rasch das Wort: „Nicht Menschen wären wir, liebe Reinbach, wenn wir nicht irrten — reden wir davon nicht. — Nach dem Geständniß meines Sohnes, in dessen Worten ich nicht Ursache habe Zweifel zu setzen, war ich nicht wohl unterrichtet. — Durch das Benehmen des Grafen fühlte ich mich sehr gekränkt, doch bin ich mehr Mutter als Edelfrau und theile seinen Schmerz, den eine bitter getäuschte Hoffnung ihm verursacht. — Wann werden Sie mich verlassen?"

„Entlassen Sie mich jetzt, meine hohe, meine verehrungswerthe Gönnerin! — bat Amalie und küßte mit Innigkeit der Gräfin Hand — Ihr Bild wird in der stillen Ruhe des Landlebens überall mich umschweben, doch, unschuldig hier [illegible]det und dadurch in meinen zartesten Saiten verstimmt, fürchte ich die Huld, die so lange und so nachsichtig mich trug, zu verscherzen."

„Wohlan — sprach die Gräfin nach einer Pause — immer wären Sie ja frey wenn es Ihnen bey mir nicht gefallen hätte, jetzt haben Sie ein doppeltes Recht auf Ihre Unabhängigkeit, machen Sie Gebrauch davon, wann Sie wollen. — Disponiren Sie bis zur Hälfte Ihrer Reise-Tour über meine Equipage und besorgen Sie, daß man an einem bestimmt verabredeten Ort, Sie erwarte. — Was ich noch mit Ihnen auszugleichen habe, darauf werde ich mein Augenmerk richten. Ich habe Sie sehr geschätzt, mögen Sie mit Liebe sich meiner erinnern!"

„Mit ewiger Dankbarkeit, mit ewiger Liebe! — rief Amalie, der Gräfin Hand mit Thränen benetzend. — O daß ich die Ursache eines Kummers für Sie werden mußte!" —

„Still davon! denken Sie nicht daran, daß ich Sie beleidigte! — Es ist spät, schicken Sie mir die Kammerjungfer liebe Reinbach, und erquicken Sie sich durch die Ruhe. — Schlafen Sie wohl!"

Am nächsten Morgen ließ die Gräfin ihren Sohn zu sich rufen. Er ließ nicht auf sich warten, und erwartete mit kindlicher Ergebung ihren Willen.

„Nie Adolph — hub sie an — hätte ich geglaubt, daß du Dich, und was Du deinem Stande schuldig wärest, so vergessen könntest; ich sah nun die Möglichkeit. — Du führst Dich selber hinters Licht, wenn Du mich in den Schatten zu stellen suchst, als hätte ich die Mariage zwischen Dir und der Baronesse verlangt; meinem Wunsche zeigtest Du mir Dich abhold, und ohne Amalie — verzeih mir Adolph — hättest Du auch so bedeutende

Fehler an Mathilden nie wahrgenommen. Du liebst das Fräulein nicht? — dieser einzige Grund macht alle andere überflüssig, aber hast Du nie zu ihr Dich hingeneigt? — War sie nicht deine erkohrne Tänzerin bey allen Redouten und Masqueraden? — Suchtest Du nicht bey allen Fêten ihren Arm zu gewinnen um ihr Führer und Tischnachbar zu werden? — Warest Du nicht voll von dem Lobe ihrer Schönheit, von ihrem majestätischen Anstand? Mag es sein, daß das jugendliche Herz der Veränderung sich zuwendet, Du aber sprichst es selber aus, daß Du kein Knabe mehr bist! — verlangte ich denn von dem Sohne ein Opfer, wofür ich keinen Ersatz ihm hätte bieten können? — Ein Opfer, daß weder Dich noch mich, noch die Ungeliebte beglücken könnte? — Du hast die Baronesse compromittirt, wird sie es Dir vergeben?“

„Sie hat sich selbst compromittirt, fiel der Graf seiner Mutter ein, nicht ich; möge Sie die Strafe der eigenen Schuld empfinden!“ —

„Sie steht, obgleich von hoher Geburt und grossen Reichthum doch allein, ohne Verwandte; sonst Adolph würden Beleidigungen solcher Art, an solcher Dame, schwerlich Dir hingehn.“

„Sollte es denn nicht einer aus der Legion ihrer Sclaven der Mühe werth halten, für die Ehre seines Götzenbildes zu kämpfen?“ —

„Du bist hart und bitter; nutzen wir die Zeit. Du bist mündig, ich habe von den freundlichen Gedanken, an meiner Seite dich für mein Alter zu fesseln, mich losgesagt, gebrauche dein Vermögen, deine Freiheit! — zerstreue dich, besuche auf's neue fremde Länder, Du wirst dadurch Gelegenheit bekommen, jetzt wo deine Begriffe geläuterter sind, es einzusehen daß es der edlen und wackern Frauen noch viele auf diesem Runde giebt, und — meine Hand darauf — bringst Du mir die, welche, wenn auch nicht durch Rang und Reichthum, durch Tugend und Herz den Behrauschen Namen zu tragen verdient, so werden meine Arme sie als Tochter umfangen, und diese Hand zum höchsten Bunde Euch seegnen!“

„Mutter! Sie drücken mich in den Staub durch Ihre himmlische Güte!“

Ein Bedienter trat ein und gab der Gräfin ein versiegeltes Papier.

Fräulein Mathilde meldete, daß sie diesen Morgen ins Bad nach * * * abgereißt sey. Daß sie als würdige Tochter einer Italiänerinn nur zu lieben oder zu hassen verstehe; daß sie mit dem Grafen jetzt in dem letzten Falle, sich jede fernere Bewerbung von ihm verbäte, daß sie aber doch noch christlich seines Friedens wegen wünsche, daß ihr Weg nie mit dem seinigen zusammentreffen möge!“ —

„Nun bin ich wieder ganz Ihr Sohn, theure Mutter! rief Adolph, der Nebel ist geschwunden, die Luft ist rein! — Sie hat mich selbst aufgegeben; wie glücklich bin ich in ihrem kleinlichen, so gern ihr gegönnten Triumph! — In Liebe zu Ihnen und — leise zog er dies nach — in den Gedanken an die Geliebte, will ich an Ihrer Seite leben, da meinen Himmel finden! — Ich werde Sie nun nicht verlassen! — „Herzlich umarmte er die Gute, welche mit Rührung seine Empfindungen theilte.

Von dem Edelmuth der Gräfin auf das beste ausgestattet, von den herzlichsten Wünschen derselben für ihr ferneres Lebensglück begleitet reißte Amalie nach einigen Tagen, unter Thränen der Wehmuth und Dankbarkeit ab.

Graf Adolph war an diesem Tage nicht Herr seiner Gefühle; ganz hin gab er sich dem Schmerze verlorner Hoffnung. Unter dem Vor-

wand einer Unpäßlichkeit der Gräfin, fanden in den ersten Tagen keine der gewöhnlichen Feten und Assembleen statt. Die Mutter trauerte mit dem Sohn, und beide durften doch die Etiquette nicht aus den Augen verlieren. Das Gerücht von einer nahen Verlobung der quæstionirten Personen, zerfloß in Dunst; woher es, wie man jetzt klüglich glaubte, gekommen; und manches liebäugelnde Junkerchen ersehnte die Rückkehr des schönen siegreichen Fräuleins, ihrer alles ermuthigenden Fahne, wieder folgen zu können.

Der beseeligte Adjunktus führte die Frühgeliebte, ihrer schönsten Weihe zu. — Am Vorabend ihres Hochzeittages wanderten drei, im Blick auf Vergangenheit und Zukunft, glückliche Personen zur friedlichen Stätte, wo die theuern Reste des verewigten Seelen-Hirten ruhten.

„Hier — sprach die Wittwe und erfaßte der liebenden Hände — Hier über des besten Vaters Grabe, seegne ich Euren Bund! — Lächle Seegen Verklärter, auf deine Kinder! — „Und schluchzend knieeten sie auf das bemooste Grab, und der Rosenstock, am Beerdigungstage von Amaliens Händen gepflanzt, hauchte des seeligen Geistes Erhörung, in seinem liebeathmenden Balsam-Duft.

Nach einem Zeitraum von 6 Jahren, wurde dem Pfarrer Werner von hoher Hand eine Einladung nach * * * zu reisen, weil dort auf dem Schlosse, in Sachen des verstorbenen Grafen Adolph von Behrau seine Gegenwart gewünscht würde. — Beide Gatten trauerten über den frühen Tod des herrlichen Mannes, doch konnten sie den Ruf an Wernern sich nicht erklären. Nach einer Beurlaubung vom Consistorio, machte er sich auf den Weg, und erfuhr nach seiner Ankunft bey der beeidigten Behörde, daß seine Gattin in dem letzten Willen des Grafen, mit Zustimmung der Mutter, mit einem Legate bedacht sey; doch wünsche die gnädige Frau es ihm selber einzuhändigen, und er möchte daher die Zeit, in welcher sein Besuch ihr gelegen sein würde, zu erfahren sich bemühen. — Er ging zu ihr, und wurde nach Nennung seines Namens gleich vorgelassen.

In tiefster Trauer, welche aber, ihr Herzensweh zu versinnlichen nicht im Stande war, fand er die Frau von Behrau. Sie ließ ihn so schnell wie möglich einen Blick in jene Epoche werfen, welche das Leben ihres geliebten Sohnes mit ewigen Gram umschleyerte. „Selten nur, und nur für Augenblicke hatte er sich mehr der Fröhlichkeit hingegeben. Einmal die Blüthe seines schönen Daseins zernagt, sey er schnell dem letzten Bestimmungsorte zugeeilt. In seine Hand habe in den letzten Minuten sie noch daß Versprechen gelegt, seiner Unvergeßlichen seine unbesiegbare Liebe zu beurkunden. Zu dem Ende habe er ihr, da am Thore des Grabes jede Scheidewand falle, und keine irrdischen Formen mehr den Willen fesseln, selbst ein gewisses Dokument zu diesem Behuf angewiesen.“ — Aus des seeligen Grafen eigenem Schreibbürean nahm jetzt die Gräfin das schriftliche Vermächtniß für Amalien. Es lautete auf ein Gut im * * *schen, von welchem sie die jährlichen Zinsen bis zur eignen Benutzung desselben ziehen konnte, und auf die baare Summe von 6000 Rthlr. für ihre Kinder, welche binnen 6 Wochen zu erheben war. Sie verbat sich dann von dem Erstaunten jeden Dank, mit Thränenschweren Augen hinzusetzend: „Erst damals handelte mein Sohn wahrhaft adlich als er zeigte, wie sehr er Adel der Seele zu schätzen wisse. — Möchte nicht, wie der Stamm erlischt, der Name Behrau in dem Herzen edler Menschen erlöschen!“

Werner verließ die Tiefgebeugte mit innigster Betrübniß. — Die schönsten Perlen entquollen dem Auge seiner Gattin, dem frühen Tode des edelsten der Menschen geweiht. — Als in späterer Zeit des Prediger Werners Heerde auf seine Fürbitte einen verdienstvollen Candidaten anvertraut wurde, da bezogen die Glücklichen das schöne Landgut des Grafen. Dort errichteten sie auf einer Terrasse dem Gedächtniß desselben ein Marmor-Denkmal mit der einfachen Inschrifft: Dem wahren Adel von den dankbarsten Händen. — Hier feyerten sie oft das Andenken des Tugendfreundes, und Amalie genoß noch spät der herrlich gereiften, in unschuldsvoller Jugend gestreuten, Saaten.

E. Reindahl.

Alphons und Rose Santerre.

(Fortsetzung)

Die Dame hielt inne und Alphons sah erröthend zur Erde. Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als besänne er sich auf das Vergangene. „Was kommt Ihnen hierbei wunderbar vor?“ sagte er endlich; „daß ich Sie und die Königin diesen rohen Naturen nicht zum Opfer werden ließ? Wie natürlich! Sie hatten mich einst aus dem Elend gezogen, meiner Mutter das Leben gefristet und dasselbe mit Ihren Wohlthaten verschönert. Sie selbst wurden meine zweite Mutter; ich diente Ihnen als Page, ich liebte Ihr Haus, ich liebte Sie!„— „Und ich Dich, mein holder Alphons!“ sagte die Dame mit unbeschreiblicher Lieblichkeit — „inniger und zarter konnte Deine Mutter Dich nicht lieben. Auch hast Du durch jene kühne heldenherzige That jede kleine Sorgfalt tausendfach aufgewogen, die ich Dir vielleicht erwiesen habe. Du hast Deine Königin und Deinen künftigen König gerettet, mit Gefahr Deines Lebens sie aus den Händen wilder Barbaren gerissen — aber, mein Alphons, als Du dies thatest, war auch Dein eigenes Selbst auf die schrecklichste Weise zerspalten. Nicht wie ein freier Mensch, der das Gute und Erhabene in moralischer Willkühr, aus eigenem tugendhaften Antriebe vollbringt — Du handeltest aus rohem Instinkt, wie das Raubthier, das, zwischen zwei gleich großen Martern eingeschlossen, endlich in furchtbarer Wildheit Alles um sich her zertrümmert und zerreißt. Jede Leidenschaft Deiner Seele stand, von unheimlichen Impulsen getrieben, auf ihrer Spitze und folterte Dich mit den Qualen des Wahnsinns. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Liebe und Haß und das falsche Feuer Deiner Begeisterung, Alles loderte in eine Flamme zusammen, die Dein Gehirn ergriff. Du mußtest zerstören oder selbst untergehen, Du mußtest Blut vergießen, um Deinen ungeheuern Schmerz darin zu kühlen. Habe ich nicht recht, Alphons, kenne ich Dich nicht besser, als Du Dich selbst? Sieh, ich bin überzeugt, daß, wenn Du uns nicht in der Gefahr getroffen hättest, worin wir schwebten, so wareſt Du verloren. Du hättest die Königin und mich und die Kinder getödtet, oder Dir selbst den Stahl in die Brust gerannt. So aber hast Du uns gerettet und wir Dich — lass' uns den Himmel preisen!“

Die schönen Augen der Dame glänzten in Thränen und, indem sie mit einem Tuch über das Gesicht fuhr, stürzte der Jüngling rasch vor ihr nieder und drückte die Lippen auf ihre Hand. „Einmal noch!“ rief er aus, „Elisabeth, nur einmal noch lassen Sie mich denken, es wäre Alles, wie sonst. Sie sind noch meine angebetete Gebieterin, ich bin noch Ihr Page und

diese ungeheuern Zeiten schlummern noch! Elisabeth, lassen Sie uns zum Tode gehen, ehe sie erwachen!" — „Still, still!" flüsterte die Dame, und bemühte sich, ihn auf zu richten; „dergleichen Reden ziemen sich nicht für Rose's Geliebten und Santerre's Lieutenant; eben so wenig als jenes, was ich Dir noch erzählen will, wenn Du mich nicht unterbrichst. — Wir gingen, nach jenem schrecklichen Auftritt in der Gallerie, nach dem Zimmer zurück, das wir verlassen hatten; unser kühner Retter führte die Königin und mich, Mademoiselle und der Dauphin hatten seine Kleider gefaßt. Er selbst war stumm, finster und bleich, wie der Tod, sein flammendes Auge erloschen, sein blutbefleckter Anzug in der wildesten Unordnung. So traten wir in das Speisezimmer und fanden meinen unglücklichen Bruder in einer Lage, die mein Herz zerriß. Die Hefe seiner Unterthanen umtobte ihn, er war den rohesten Mißhandlungen preis gegeben. Seine königliche Stirn, die noch vor Kurzen das schöne Diadem von Frankreich getragen, war mit dem häßlichen Sinnbild der Empörung, mit einer rothen Mütze bedeckt; ungesittete Bursche mutheten ihm zu, aus einer Flasche zu trinken, die aus der unsaubersten Händen kam — und er that es, er setzte das Gefäß an seine Lippen und trank auf das Wohl einer Nation, die jede Schmach und jeden Jammer auf sein väterliches Herz häufte! — O Alphons, was that man nicht Alles! Was wären noch für Demüthigungen übrig, die man dem unglücklichen Könige nicht zu ertragen gab! — Ich fühle, daß ich bitter werde, darum lass' mich schnell vollenden!" — „Vollenden Sie nicht!" unterbrach sie Alphons; „ich weiß schon, was Sie sagen wollen — es hieb Einer von den Schwärmern mit entblößter Klinge nach Ihrem Bruder. Ich sah Sie an, ich sah Ihr Zittern und Ihr flehendes Auge, und das bewog mich, den Menschen in die Schranken der Mäßigung zurück zu bringen." — „Ja!" sagte Elisabeth; „ich fühlte Deinen Arm zucken, ich sah die wachsende Gluth des Zornes in Deinen Zügen — plötzlich stürztest Du zu dem Unmenschen hin, rissest ihn vor dem Könige zu Boden, daß er kniend vor ihm lag, und zwangst ihn zu dem Ausruf: Es lebe der König! *) Dieses unerhörte Beispiel wirkte mehr, als aller Widerstand der Garden, als des Monarchen mitleidenerregender Anblick, als die Thränen von uns Weibern; jeder Mund verstummte, jede aufgehobene Hand sank — die Rechte der Menschheit hatten gesiegt — ein ehrfurchtsvoller Kreis bildete sich um den König, und das leichte Volk, eben so empfänglich für das Niedrigste, wie für das Höchste führte den kühnen Jüngling, der sein Leben für das seines Königs gewagt hatte, im Triumph davon; wir aber dankten unsere Rettung ihm allein!"

„Madam!" nahm der Jüngling das Wort; „sparen Sie mir das Erröthen, entweder über diesen Dank oder über den Zustand, worin ich handelte und den Sie vorhin ganz recht bezeichnet haben. Aber" — fuhr er fort, indem er nach der Uhr sah — „es ist schon spät, und die Stunde ganz nah, in welcher der Commandant diesen Ort besucht. Gehen Sie in Ihre Zimmer zurück, Elisabeth, und leben Sie wohl! Ich hoffe" — setzte er hinzu, während seine Augen die ihrigen zu vermeiden suchten — „ich hoffe, daß bald die Zeit der Prüfung für Sie geendet seyn wird und die Pforten dieses Kerkers sich Ihnen öffnen. Dann werden Sie die glücklichste, die geehrteste Bürgerin in Frankreich seyn!" — „Wirklich?" lächelte Elisabeth, und ein leiser Schmerz zitterte um ihren Mund: „wie glaub-

*) Historisch wahr.

haft diese Prophezeiungen sind, in denen Alphons mir befiehlt, ihn zu verlassen! Nun, ich gehe, mein Sohn, aber eine Bitte erlaube mir noch aus zu sprechen. Werde nur nicht ungeduldig!" fuhr sie fort, indem sie sah, wie Alphons erröthete; „werde nicht ungeduldig über meine redselige Laune; bedenke, daß ich so lange nichts gesprochen habe, das wunde Herz so lange kein traulich Wort gehört hat. Da drinnen will Alles Trost von mir, ich gebe alle meine Kräfte, mein innerstes Leben hin; aber Keiner giebt mir einen Tropfen wieder. Es ist aus, Alphons, ich kann nicht mehr! O habe Mitleid mit Deiner armen Pflegemutter und laß' sie an Deiner jugendlichen Brust noch einmal Athem schöpfen, an Deinem Muth, Deiner Männlichkeit, ja selbst Deinem Trotz, an Deinem ganzen warmen, reichen Leben noch einmal ihr verschmachtendes Herz erfrischen!" — Unbewußt, was er that, empfing der Jüngling die herrliche hinsinkende Gestalt in seinen Armen. Sie weinte heftig, aber sein Auge blieb trocken. Er empfand eigentlich gar nichts in dem Gedränge aller Empfindungen, die sein Herz übertäubten; mit jeder Sekunde fühlte er seine Kräfte abnehmen und seine Ohnmacht wachsen. Endlich, mehr im Kampfe seiner Natur, als aus Willkühr, machte er eine rasche Bewegung und sagte dann mit schneidender Kälte: „Lassen Sie mich los, es ist genug!" Dabei strebten jedoch seine Arme, die himmlische, die geliebte Bürde fest zu halten; heftig umfaßte er sie, aber Elisabeth sammelte sich und reichte, indem sie ihre Thränen trocknete, ihm zum Abschied die Hand. — Da ließ sich außerhalb des Vorsaals Geräusch vernehmen; die Thür sprang auf und ein nicht großer, wohl beleibter Mann, in Generals-Uniform, ward sichtbar, der an mehrere Männer der National Miliz Befehle austheilte. Er trat auf die Schwelle, und als er die Prinzessin gewahrte, blieb er dort, mit bedecktem Haupte, einige Momente stehen; aus den kleinen Augen, die man kaum in dem gedunsenen, rothwangigen Gesicht bemerkte, beobachtete er bald Alphons, bald Elisabeth, welche Letztere langsam und mit Würde nach ihrem Zimmer zurück ging. Alphons, schnell begreifend, was zu thun sey, bot ihr ehrerbietig den Arm und geleitete sie bis an die Thür, dann trat er dem Ankommenden entgegen.

Dieser ging mit pathetischen Schritten einige Mal um ihn herum, warf den Kopf zurück und maß den Jüngling, der seine völlige Ruhe wieder gewonnen hatte, von allen Seiten. „Nun?" fragte endlich Alphons. — „Daß Du doch" — fuhr der General auf — „Dir die verwünschte unterthänige Höflichkeit gegen dieses Geschlecht nicht abgewöhnen kannst! Sprich, was wollte die Bürgerin?" — „Nichts, was Euch angeht, Commandant!" erwiederte Jener; „und was die Höflichkeit betrifft, so achte ich dabei eines Jeden eigene Art und Ihr wißt, ich lasse mir darin nie Vorschriften machen. Ueberhaupt, Santerre, bin ich heute, und vollends jetzt, eben nicht in der Laune, Euch zu sehen: ich finde Euch unbeschreiblich fatal, ich ärgere mich über Euch; Eure Wohlgenährtheit, Euer satanisches Lächeln, vor Allem aber Eure Generals-Uniform erregen in mir nichts als Gallenstoff! Ich bitt Euch, scheert Euch zum Teufel!„ — „Du, hör' einmal!" erwiederte Santerre, halb zwischen Ernst und Scherz auf eine widrige Weise grinsend — „viel kann ich ertragen von Dir, aber Alles hat seine Grenzen! Seht doch! der Junge pocht, weil mein Mädchen wie eine Närrin ihn ihn versessen ist; da denkt er nun, er kann mir Alles rund heraus sagen, jede Grobheit auftischen, die ihm in den heillosen Mund kommt. Aber hüte Dich, der zehnte Theil von dem, was Du mir schon

gesagt und in die Quere gethan hast, hätte einem Andern das Leben gekostet; nur der Junge allein kommt immer gut durch und kein Mensch krümmt ihm ein Haar!" — „O Du Zerrbild von einem Commandanten!" rief Alphons, ganz seinem Sinne folgend und nicht vermögend, den inneren Grimm zu zähmen; „geh heim zu Deinen Biersässern, wo Du hingehörst und vertausche Deinen tollen Rausch mit einem leichteren in selbst gekochter Waare!" *)

Santerre bließ sich auf; in seinen Zügen spielte ein seltsamer grauenhafter Kampf zwischen tiefster innerster Verwundrung, gezwungenem Wesen, Rache und bothaftem Lächeln. Nichts konnte ihn mehr beleidigen, als eine Mahnung an sein früheres Gewerbe; er war Einer von denen, die in dem allgemeinen Umschwung der Zeit eine Weile in die Höhe kamen und während ihrer ephemeren Bedeutsamkeit mit desto größerem Widerwillen in die Vergangenheit blickten, je dunkler das Nichts war, aus dem sie hervor gingen. Eigen war es, das Alphons eine fast unumschränkte Gewalt über den Charakter dieses Mannes ausübte; obgleich nur sein Untergebener, war er dennoch stets der Befehlende, und oft bediente er sich dieses Uebergewichts mit wahrhaft despotischer Laune. So kam es auch, daß jetzt, nachdem sich Alphons auf einen Stuhl geworfen, und seinem General den Rücken gekehrt hatte, dieser ganz besänftigt zu ihm trat und seine Wangen streichelte. „Nicht ich, Du, Du, Bürschchen!" schäkerte er, „Du bist betrunken! Hat Dir die schöne Dame etwa ein Fläschchen mitgebracht? Das taugt nicht, müssen sie mehr einschränken; es soll nicht wieder geschehen. Aber, ich will Dir einen Rath geben, geh' zu Bette mein Bürschchen, ich löse Dich ab; Maillard soll hier bleiben statt Deiner; geh' nur, geh'! Rose hat so schon zwei Tage vergebens gewartet!" — Alphons ließ sich das nicht zwei Mal sagen: er nahm Hut und Degen, und ehe der Commandant ihm folgen konnte, rannte er an ihm vorüber zum Saal hinaus und die Treppen des Pallastes hinab.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Santerre war ein Bierbrauer aus der Vorstadt St. Antoine.

Das Mißverständniß.

Nach einer wahren Anekdote.

Ein Diener kam mit schnellen Schritten
Zu Vater Wieland eines Morgens früh.
„Mein Herr empfiehlt sich, und ich sollte Sie,
Um Ihren Oberrock, Herr Hofrath bitten!"

Schier voll Verwund'rung sah der Sänger
Den Boten an; doch fiel ihm plötzlich ein:
Es könne wohl ein lust'ger Einfall seyn.
Darum besann er sich nicht länger,
Und gab ihm lächelnd das verlangte Kleid.

Allein der Diener kam, in kurzer Zeit,
Fast athemlos zurückgerannt:
„Verzeihen Sie! Es war ein Mißverstand!
Nicht Ihren Oberrock — mein Herr hat mir befohlen —
Ja richtig — Ihren Oberon zu holen!"

Heinrich Döring.

Sylbenräthsel.

Soll ich der Wächter deiner Güter
und deiner Habe Bürge seyn,
so laß, ich rath' es dir, den Hüter
mit deinen Schätzen nicht allein.
Treu bin ich nur als dein Begleiter,
gefährlich, wenn du mich verlierst,
und müßig, wenn du deine Kleider
mit meinem goldnen Bilde zierst.
Oft gab ich sprachlos Städt' und Schlösser
in Fürstenschutz und Siegers Hand,
bald als ein freyer Treue-Messer,
bald als des Knechtthums Unterpfand.
Ich bin gedruckt in deinen Händen,
Helf' ohne Sinne dir zum Sinn,
weil ich, das Wunder zu vollenden,
das Räthsel und sein Löser bin.

(Hierbey eine wöchentliche Beylage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen.

Achter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 68.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 24. August 1823.

Gute Nacht! Jürgen lacht;
Denn er hat sich stets gedacht:
Nur um ihn zu amüsiren,
Muß das Alles hier passiren!
Wohldem, der es auch so macht,
Gute Nacht!

Der Visitator und die Thorgänger.

Nach bekannten Melodien.

Visitator.

Leuchtend prangt der Mond am Himmel;
Bei dem Glase Doppelbier
Will ich ruh'n vom Tagsgetümmel,
Jürgen, stopf' die Pfeife mir!
Oeffne dann die kleine Pforte,
Wer da kömmt, spricht ein'ge Worte,
Daß ich wisse, wer es sei:

Förster.

Es wünschet der Förster zur Wache
Dem Herrn Visitator viel Glück!
Ich kehre zum ländlichen Dache
Mit herzlicher Freude zurück;
Im städtisch bunten Gewirre
Da schleifet sich Menschliches ab,
Man wird an dem Leben nur irre,
Drum setz' ich zur Heimath den Stab!

Visitator.

Wohl besser noch gefällt's mir hier,
Als dort bei euern Bauern,
Ein freies Leben führen wir
Auch zwischen diesen Mauern!
He, Bürschgen, halt! Du trägst so schwer!
Wo willst Du hin? Wo kömmst Du her?
Du mußt Accise geben!

Bauerjunge.

Dort schrie die alte Liese:
He, Steffen, vor!
Dem Bruder trag's Gemüse
Schnell hin an's Thor!
Kaum bring ich das Gemüse;
Schreit hier mit keckem Muth
Ein dummer Hans: Accise!
Und das war gut!

Visitator.

So sprich doch leis'
Du Naseweis,

Weil ich der Bruder bin!
Gieb her den Korb und pack Dich fort!
Doch still, wer wankt und schleichet dort?
Wo will sie hin,
Frau Nachbarin,
Mit schwermuthsvollem Sinn?

Zärtliche Alte.

Dort zu jenen schönen Pappeln,
Die sich spiegeln in dem See
Und im Wogenrauschen zappeln,
Daß mir wohl wird und auch weh!
Gelagert am flüsternden Schilfe
Blick' sehnend die Wolken ich an,
Erflehe vom Monde mir Hülfe
Und seufze: Ach, wär' er mein Mann!

Visitator.

Ei ja, der bleibt auch ohne Zweifel
Für solche Frau der beste noch,
Denn sagt einmal: Welch' dummer Teufel
Begiebt sich wohl in euer Joch?
Wer nimmt den solche Nachtgespenster,
Beladen nur mit Mondscheinstand?
Drum setz' sie sich daheim ans Fenster
Und nehm' sie's Strickzeug in die Hand!

Jude (schleicht sich durch.)

Ich breng' hier so eppes von Conterband'
Und schrei,
Hot mich der schelm'sche Visitater erkannt:
O weih!
Doch werd', wenn Moses mich bewahrt,
Ae ganzer halber Gülden gespart.
Preißt Gott, ich bin verbei!

Betschwester.

Gott grüß' ihn, Visitater!
Ich bete für ihn, Vater,
Schenk er mir's Sperregeld!
Des Irrdischen entledigt
Komm' ich schon heut' zur Predigt,
Die morgen Pastor Plapper hält.

Visitator.

Gebet und das Wörtchen: Gebet!
Hat hier alles seine Zeit,
Drum zahlt erst und dann erstrebet
Euch jede Stadtneuigkeit!
Heute späht ihr nur nach Stoff zum Lästern,
Morgen klatschet ihr mit euern Schwestern,
Gebt der Kirche falsch' Geld!
Doch wer ist's, der dort hält?

Savoyard.

Ick', ab fremde Thiere,
Schlepp' sie durck die ganze Welte,
Mick hier einquartire.
Für Geld, da laß' ick sehn:
Ein Aff', ein Fuchs,
Ein Bär, ein Luchs,
In große Zelte!
Ab auck dabei
Ein Papagei,
Der spreck' sich schön!
Diese Ziperkätzke
Is sick gar gewaltig bös!
Mit die kleine Tätzke
Kraß' sie malitiös!

Visitator.

Wir hätten nur gefüllte Kassen,
Gäb' eure Waare leichten Zoll,
Ihr findet sie auf allen Gassen,
Denn unsre ganze Stadt ist voll;
Ihr könnt sogar Hyänen sehn!
Doch welch' Geschrei, was ist geschehn?

Lieferant.

Helft, o helft ihr Leute,
Einem Millionär!
Ich, der Lieferant, der reiche,
Kriegte draussen Backenstreiche!
Nein, ich kann's nicht dulden,
Einen halben Gulden
Geb ich, bringt ihr den Verweg'nen her!

Visitator.

Mein Herr, behaltet euer Geld;
Denn seht, da ist er schon!
Es ist sehr dreist, daß er sich stellt,
Mein werther Herr Patron!
Wer ist er denn? Das sag er mir!
Und warum schlug er diesen hier?

Student.

So erfahr' er,
Thorbewahrer,
Daß ich Studiosus bin!
Diesen Kerl hab' ich geprügelt,
Weil er frech und ungezügelt
Gegen meinen Fürsten — sprach!

Visitator.

Quittirt die Prügel, Lieferant,
Und trollt euch eurer Wege,
Sonst geb' ich euch mit eigner Hand
Noch eine Ladung Schläge!
Viel schuldig ist euch unser Land
Für das, was ihr Verdienst genannt! —
Wer naht dort, mit Waffen in der Hand?

Rekrut.

Wißt, des Vaterlandes Mahnen
Oeffnet uns des Ruhmes Bahnen,
Als Kämpfer stell' ich mich,
Und schwöre feierlich:
Wenn dereinst, bei Trommelschalle,
Zu dem Kampf hinaus ich walle,
Ja, dann sieg' ich oder falle,
Als Deutschlands ächter Sohn!

Visitator.

Gegrüßet sei, denn Dich umschwebet
Der wahre deutsche Sinn!
Das Schwache sinkt, doch kämpfend strebet
Die Kraft zur Freiheit hin!

Junker.

Macht die Thore auf! Macht die Thore auf!
Denn der Herr von Plump ist hier!
Glaubt ihr, ich hätte, wie Hans Latz,
Dort in dem kleinen Pförtchen Platz?
Das verbitt' ich mir, das verbitt' ich mir,
Denn der Junker Plump ist hier!

Visitator.

Laßt die Thore zu, laßt die Thore zu;
Denn der Herr von Plump hat Platz!
Für's wandernde Feudalsystem
Ist jenes Pförtchen recht bequem!
Doch wer wankt denn dort, gestützt am Stab,
Als erschaut' er sich ein Grab?

Armer.

Vergönnt mir, hört die Bitte,
Ein Lager für mein Haupt!
Der Feind hat mir die Hütte
Verbrannt und mich beraubt.
Umringt von tiefem Grauen,
Gebeugt durch innern Schmerz,
Will ich auf Gott vertrauen,
Und auf der Menschen Herz.

Visitator.

Zu düstrem Pfade
Dringet der Hoffnung Stern!
Was ihr begehret
Geb' ich euch gern. —

Jetzt liegt die Stadt in stiller Pracht,
Das Gute schläft, das Böse wacht;
Nun wird die Pforte zugemacht,
He, Jürgen, gute Nacht!

Jürgen (schließt zu.)

Gute Nacht! Jürgen lacht;
Denn er hat sich stets gedacht:
Nur um ihn zu amüsiren,
Muß das Alles hier passiren!
Wohl dem, der es auch so macht,
Gute Nacht!

F. W. G.

Melodien: Visit. O wie herrlich, o wie labend. Förster. Auf, auf, zum fröhlichen Jagen. Visit. Ein freies Leben führen wir. Bauerj. Jüngst sprach mein Herr, der Bader.

*

Visit. Ich klage dir, o Echo hier. Zärtl. Alte. Hebe sieh' in sonster Feier. Visit. Wer wollte sich mit Grillen plagen. Jude. Es ritten drei Reiter zum Thor' hinaus. Betschwester. Nun ruhen alle Wälder. Visit. S' ist nichts mit den alten Weibern. Savoyard Ascouta Jeanette. Visit. Laßt die Politiker nur sprechen. Lieferant. Auf zur Rache, Brüder. Visit. Was frag' ich viel nach Geld und Gut. Student. Landesvater. Visit. Die Zeiten, Brüder, sind nicht mehr. Rekrut. Marlbourough s'en va-t-en guerre. Visit. Gott grüß' dich, Alter, schmeckt das Pfeifchen. Junker. Macht die Laden zu. Visit. Dieselbe. Armer. Hier schlummern meine Kinder. Visit. Freut euch des Lebens. Jürgen. Gute Nacht (von Dalberg.)

Alphons und Rose Santerre.

(Fortsetzung.)

Zweite Skizze.

Es geschah etwas früher, daß an dem Thore, welches nach dem Dorfe Choisi hinaus führt, Auflauf wegen eines Mannes entstand, der sich ohne gültige Pässe hatte durchschleichen wollen. Ob herein oder hinaus, konnte nicht mehr ermittelt werden, denn der Lärm vermehrte sich mit jeder Minute; Neugierige und solche, die bei Zusammenläufen der Art zu gewinnen hoffen, eilten von allen Seiten herzu, und bald wimmelte es von Gesindel aus der Vorstadt St. Antoine um den unglücklichen Greis, der unter den Händen einiger Sansculotten schon mißhandelt wurde. Er trug gewöhnliche einfache Kleider, zum Unglück aber ward ihm in dem Gedränge der Hut abgestoßen, unter dem ein Mützchen von schwarzem Sammt den ehrwürdigen Scheitel bedeckte; auch dieses flog weg und jetzt ließ sich die Tonsur des Geistlichen nicht mehr verbergen. Nach den Schreckens-Scenen des zweiten September, wo an einem Tage fast sämmtliche Diener der Religion, auf den Straßen und Plätzen, während des Transports oder in ihren Kerkern ermordet wurden, wo sich nur wenige und durch wunderbare Zufälle retteten, seit jenem Tage, dessen Blutströme noch nicht getrocknet waren, blieb die Luft von Paris ein gefährliches Element für jeden Priester. Auch hier erscholl sogleich der tödtliche Ruf: „Nieder mit dem Pfaffen, nieder mit dem Betrüger! An die Laterne mit ihm!" — Um dieses Todeswort, das damals so leicht gesprochen wurde, auch auf der Stelle zu vollstrecken, wälzte sich der zusammengerottete Haufe, sein Opfer in der Mitte schleppend, nach einem ansehnlichen Hause hin, vor dessen freier Façade sich ein schöner Laternenpfahl erhob. — Schon fing man an, Tücher zusammen zu knüpfen, eine Leiter ward angelegt und der würdevolle Greis bereitete sich mit einem Blick gen Himmel zum Tode. Er versuchte nicht, Mitleid zu erregen, denn er wußte, daß eher ein Tiger von seiner Beute abläßt, als dieses ausgeartete empörte Volk von den Opfern seiner Mordlust. „Vergieb, mein Vater!" — stammelte er, indem er seine zitternden Hände aufhob — „vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!" — Schon erfaßte man ihn und er glaubte seinen letzten Augenblick gekommen, als er auf die seltsamste Weise gerettet ward. — Ein Mädchen durchbrach den Volkshaufen; lachend, von beiden Seiten Stöße austheilend, machte sie sich Bahn zu ihm, der schon halb besinnungslos unter den Händen seiner Henker zusammen gesunken war. „O Volk!" rief das Mädchen, „dummes Volk! Lotterbuben, vernagelte Gehirne, seyd Ihr denn ganz blind und toll, daß Ihr diesen alten Graukopf aufhängen wollt? Seht Ihr denn nicht, wer es ist? nicht an dieser Aehnlichkeit; daß es mein Vetter, mein Verwandter, meines Vaters alter Onkel ist, dem es manchmal ein bischen im Hirn spukt, und der sich heute einmal heraus gewagt hat an

an den Sonnenschein? Weiß der Himmel, wie er auf den Einfall gekommen ist; aber erholt Euch, Vetter Claude! Ihr zittert ja wahrlich wie Espenlaub — wartet! Euch will ich künftig besser bewachen!" — Das Volk stand verblüfft. „Rose Santerre!" flüsterte es durch die Menge; „des Bürgers Santerre Mädchen, die schöne Rose!" Alles trat zurück; Rose näherte sich dem bleichen Greise und ergriff seinen Arm, dieser starrte sie verwunderungsvoll an. — „Aber!" rief ein junger Bursche, keck vor sie tretend, „er kam ja zum Thore herein und hatte falsche Pässe von Choisi?" — „Du bist ein Maulaffe, und magst Pässe zum Tollhause nöthig haben!" unterbrach ihn das Mädchen, jede Sylbe auf eine so drollige Art betonend, das Alles rings umher in ein lautes Gelächter ausbrach und der Einsprechende sich beschämt zurück zog. „Es lebe Santerre! es lebe die Bürgerin Rose!" erscholl es von hundert Stimmen, und Rose, nach allen Seiten mit dem Kopf nickend, so daß der Jubel und das Geschrei immer unbändiger ward, verschwand endlich mit dem Geretteten in das nahe Haus.

So leicht war es damals für Jemand, der das Volk zu behandeln verstand, es von einem Extrem zum andern, von der rohesten Ausübung des Mordes bis zur höchsten Exaltation der Lust hinüber zu treiben. Ein zur rechten Zeit angewandter Scherz, eine kecke, vielleicht auf Nichts pochende Dreistigkeit, begeisterte oft den Haufen, verblendete und riß ihn hin, und machte ihn zum Spielwerk eines Jeden, der sein Genie oder seinen Witz an dieser ungebildeten oft so furchtbaren Masse versuchen wollte.

Im Hause angekommen, warf sich der Greis auf die Kniee nieder und dankte mit Thränen im Auge dem Allmächtigen für seine wunderbare Erhaltung. — „Nicht meinetwegen, o Herr!" sagte er, „ist mir dieses gerettete Leben ein so großes, ein so schätzbares Geschenk! Ich habe auf dieser Erde zu viel erfahren, als daß ich mich nicht nach Ruhe sehnte! Aber ich ahne es dunkel und durch die letzte Begebenheit ist es mir zur Gewißheit geworden, daß du, o ewige Vorsicht! mich würdigen willst, meine Tage nur nach Ausübung der schwersten und der heiligsten Pflichten zu beschließen! O welche Thränen wird diese Hand noch trocknen sollen, welches Blut werden diese Augen noch vergießen sehen, welchen Schmerz diese Lippen noch lindern mit dem Worte des Herrn!" — Rose hatte sich indessen entfernt und sah von einer Ecke aus, nicht ohne Rührung, den schönen Greis mitten im Zimmer knieen, seine silbernen Locken, das beseelte Auge, in Thränen schwimmend, die ganze Gestalt, von unnennbarer Andacht verklärt. „Sage mir, unbegreifliches Mädchen!" — so wandte er sich dann zu ihr — „wie ist uns Beiden geschehen? Du rettest mich vom Tode, weil Du mich für Deinen Verwandten hälst: aber weißt Du wohl, Unglückliche, daß Du Dich irrst — Du hast einen Fremden gerettet, ich kenne Dich nicht und habe Dich nie gesehen!" — „Ich weiß es!" sagte Rose; „aber ohne diese List wäret Ihr jetzt todt. Will das Volk betrogen seyn, so muß man es betrügen!" — „Was aber, meine Tochter! flößte Dir den Antheil ein, den Du so sichtlich an mir nahmst? War es reiner Trieb der Menschlichkeit oder war noch irgend ein anderes Interesse bei Deiner schönen Handlung thätig?" — „Ich kannte Euch, mein Vater!" erwiederte Rose mit niedergeschlagenen Augen. — „Du kanntest mich!" rief der Greis, „und rettetest mich? Rose Santerre rettete mich, die Jakobinerin, die Tochter eines der wüthendsten Faktionisten? O wunderbare, unglaubliche Wege der Vorsehung! und weißt Du, warum ich kam? um eine edle Seele, ein leidendes Herz

auf zu richten, das in der Trübsal weint, um Frieden und Trost zu bringen denen. —" — „Ha!" unterbrach ihn Rose, mit fast schneidenden Ton — „was geht es mich an, warum Ihr kommt! Was kümmern mich Eure leidenden Herzen und Eure edlen Seelen! Was gehen überhaupt Eure Absichten, Ihr selber, was Eure verhaßte Sippschaft mich an!" — Ihre ganze Haltung, indem sie dies sprach, war so leidenschaftlich, ihre Wange so glühend, ihr ganzes Wesen so heftig aufgeregt, daß der Greis sie eine Weile staunend ansah. „Ich verstehe Dich nicht, meine Tochter!" sagte er endlich; „was ist Dir?" — „Nichts, nichts!" rief Rosa etwas sanfter — „aber so viel werdet Ihr begreifen, daß Ihr heute und morgen nicht mit Sicherheit Euer Ziel verfolgen könnt, und daß Ihr Euch demnach verborgen halten müßt bis zu schicklicher Zeit, die auch nicht ausbleiben wird." — Sie zog ihn bei diesen Worten fort. — „Du hast recht, mein Kind!" sagte der Greis; „aber wo werde ich einen Zufluchtsort finden?" — „Kommt nur, kommt!" sagte das seltsame Mädchen und zog ihn rasch aus dem Zimmer.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Ueber Gottesurtheile.

Abhandlung von Carl Daeves.

Scheingeben.

Der unter den Deutschen herrschende, selbst nach Einführung des Christenthums nur vermehrte Glaube, daß da, wo es dem menschlichen Richter an einem Beweise für Schuld oder Unschuld fehle, eine Wahrheit und Gerechtigkeit liebende Gottheit auch das Wahre durch ein Zeichen oder Wunder kund thun werde, war der Entstehungsgrund der Gottesgerichte, Gottesurtheile oder Ordalien, nach welchen man den eines Verbrechens Angeschuldigten oder Verdächtigen in Gegenwart der Priester oder der Obrigkeit feierlich gewiße Handlungen wahrnehmen ließ, die ihm entweder ihrer Natur nach schaden mußten oder ein Zeichen seiner Schuld oder Unschuld hervorbringen sollten.

Zu den in Deutschland üblichen gehörte bekanntlich der gerichtliche Zweikampf, die Feuerprobe, der geweihte Bissen, das Abendmal, die Wasserprobe und das Bahrrecht.

Die letzteren beiden erhielten sich am längsten; das Bahrrecht, durch welches die Schuld oder Unschuld eines angeblichen oder verdächtigen Mörders ausgemittelt werden sollte bis in das sechszehnte und die Wasserprobe bei dem Verdachte der Zauberei oder Hexerei bis in das siebenzehnte Jahrhundert. *)

*) Zur Anklage der Zauberei wurde es für hinreichend erachtet, wenn eine Person als Hexe berüchtigt und von ihrer Gemeinde als solche denuncirt war, — wenn andere Hexen auf sie bekennt, und bei der Confrontation ihr unter die Augen gesagt hatten, daß sie auf dem Hexentanze gewesen oder in der That Zauberei getrieben habe. Die denuncirte Person wurde dann dreimal — zweimal gebunden und einmal ungebunden — auf einen Teich geworfen und wenn sie jedesmal oben schwamm, zur Territion (Bedrohung mit der Folter durch Anlegung der Marterwerkzeuge und Erklärung ihres Gebrauchs) oder selbst zur Tortur gebracht.

Nach den Entscheidungen der Juristen-Facultät zu Rinteln wurden zu Loccum im Jahr 1628 neun Hexen und der Mann der Einen, welcher beim Hexentanze die Trommel geschlagen, lebendig verbrannt. Auch im Jahre 1631 wurden nach eingeholtem Gutachten und Urtheilen der Schöppenstühle in Minden und Herford zu Loccum drei, 1634 vier, 1638 fünf und 1660 zwei Hexen und ein Hexenmeister theils lebendig verbrannt, theils vorher mit dem Schwerdte hingerichtet. K. Daeves.

Das Bahrrecht bestand darin, daß man den Ermordeten auf eine Bahre legte und den vorgeblichen Mörder die Leiche und besonders die Wunden berühren ließ. Floß dabei Blut aus derselben, trat Schaum vor den Mund oder ergab sich eine Bewegung oder Veränderung des Leichnams; so wurde der Beschuldigte für überwiesen gehalten.

Eine Art dieses Bahrrechts war das Scheingehen, wie dies und meine weitere Uebersicht der Gottesurtheile im Conversations Lexicon unter den Worte: — Ordalien — zu finden ist.

Meines Wissens ist das Wesen des Scheingehens, da selbst die Rechtsgelehrten lange über die Bedeutung des Worts: — Schein — uneinig gewesen sind, so wenig, als die Weise, wie solches geschah, genau bekannt und es gewährt gewiß Vergnügen, hiervon einen richtigen Begriff zu erhalten und etwas Ausführlicheres darüber zu erfahren.

So wie man bei Ausübung des Bahrrechtes dem verdächtigen Mörder den Leichnam des Getödteten oder die daran befindlichen Wunden berühren ließ; so nahm man später und an manchen Orten, zum Zwecke dieser Berührung und der Ableistung eines Eides von Seiten des Angeschuldigten, nur eine Hand des Erschlagenen oder den Daumen desselben mit dem der Hand zunächst gelegenen muskulösen Theile, — was man Schein nannte. —

Diese Hand oder der Daum wurde vorher durch den Gerichtsvoigt abgenommen. Der Angeklagte mußte im Beyseyn des Raths, nackend, nur mit einer kleinen Schürze von noch ungebrauchter Leinwand bedeckt, hingehen und nun wurde das Schein herbeigeholt und von dem Voigt auf einen, mit ungebrauchten Linnen bedeckten Tisch auf ein reines Papier gelegt; worauf der Beschuldigte dreimal im Namen Gottes zum Schein gehen und schwören mußte.

(Der Beschluß folgt.)

Die Nase und die Brille, und die Brille als Nase.

Amtmann N. erhielt vom Obergerichte gewisse eingesandte Acten zurück, mit der Nase: „er solle ein darin (angeblich) fehlendes Document beifügen und ähnliche Defecte in Zukunft vermeiden.“ Der Amtmann sieht die Acten nach und findet das Document richtig darin eingeheftet. Er legt darauf seine Brille bei dem vermißten Actenstück in die Verhandlungen und läßt dieselben so an's Obergericht zurückgehen. — Das hochlöbliche Collegium konnte sich die Nase zu der Brille leicht selbst geben; desto bedeutender aber wurde die Nase, mit der die Brille an den Amtmann retour ging. Allein dieser schrieb ganz kaltblütig zurück:

„er habe die Brille (die er immer trage), als er das versteckte Actenstück glücklich gefunden, in die Acten gelegt, um das Document erforderlichen Falls sogleich wiederfinden zu können, — nachher die Brille vergessen und ganz zufällig die Acten so absenden lassen; — verspreche übrigens, künftighin seine Augenwaffen stets auf der Nase zu halten, um sich vor Austheilung und Einlösung figürlicher Nasen zu hüten.“

D. Lenksloß.

Miscellen.

Im Jahre 1773 kam in Wanschau ein wohlgekleideter Fremder zu einem Advokaten, und

verlangte, ihn allein zu sprechen. Er entdeckte ihm, er wäre ein Strassenräuber und sein Vater sei zu Straßburg auf dem Rade gestorben. Nun, ich merke schon, sagte der Advokat, wo Sie hinaus wollen. Reden Sie frei! Was Sie mir sagen, sagen Sie der Wand. Aber die Advokaten zu Straßburg müssen nicht viel taugen. Vermuthlich sind Sie in Ihres Herrn Vaters Fußtapfen getreten und brauchen nun eine kleine Schutzschrift. — Der Fremde. Das eben ist es. Die Gelegenheit hat mich gezwungen 14 Menschen zu erschlagen. Advokat. Wenn Sie sonst nichts gethan haben, das soll Ihnen kein Haar krümmen. Der Fremde. Ach, ich habe auch meine Mutter vergiftet. Advokat. Dergleichen Exempel finden sich zum Beispiel bei Orest, Alkmäon u. s. w. Der Fremde. Ich habe auch eine Schäferhütte und vier Dörfer angezündet. Advokat. Kleinigkeiten. Aber haben Sie sonst noch etwas auf dem Herzen? Fremder. Ja. Ich bin Willens, Dich Bösewicht zu erwürgen. Da ist der Strick. Hundert Dukaten, oder Du bist todt. — Zitternd gab sie der Advokat hin, der Fremde empfahl sich und ersuchte ihn, dann und wann an ihn zu denken.

Warnung.

Was Aug und Ohr entweiht, komm' nie in deine Wohnung!
Hast du ein Kind darin — fern sei davon,
Und weit entfernt der Feilen frecher Blick,
Und lüsterner Gesang nachtschwärmender Schmarotzer,
Die Achtung für dein Kind sei dir die heiligste!
Sinnst du auf Böses thun, denk deinen Sohn,
Er ist dein Kind, veracht' ihn nicht,
Dein Sohn, dein Kind verhüte deine That! K.

---

* Palingenesie.

Die Unterzeichnete erhielt kürzlich nachfolgendes poetisches Produkt mit diesen Zeilen:

„Sollte das Ihrer Redaction anvertraute Blatt, der Bremer Bürgerfreund, nicht eines von denen seyn, welche nur die Stimmen befreundeter Zungen aufnehmen, so werden Sie ersucht der umliegenden Antwort auf die Apologie in Nro. 83 vorigen J. einen Platz zu gönnen, natürlich unter Verschweigung des auf der Adresse stehenden Ortes.

X. Y. Z.

---

* Antwort auf die Apologie des Tiefenbacher Clubbs in Nro. 83 des Bürgerfreundes vom Jahr 1822.

Wer seiner Brüder Fehler sieht
Die eig'nen nicht gewahrt,
Den nennt die heil'ge Schrift mit Recht
Du kleiner garst'ger Schalksknecht.

Wer diese Lehre nie befolgt
In seinem Thun und Wandeln,
Den hält die ganze Welt gewiß
Für einen argen Gecken.

Ach hättest Du es wohl bedacht
Daß Du ein Tiefenbacher bist,
So würd'st Du jetzt nicht ausgelacht
Von unserm Clubb, der Dich gern vermißt.

Drum laß, Du kleiner Apolog
Die Feder künftig ruhen,
Und iß wie sonst den Heringsschwanz
Des Tiefenbacher Clubbs.

Tiefenbach.

J. C. Fettstiefel.

Der Eigenthümlichkeit halber theilt die Unterzeichnete es hier mit, bittet aber die respect. Leser, mit den Worten des Mottos unsers heutigen Blattes um Entschuldigung

Die Redaction.

Auflösung des Räthsels in Nro. 67.

Schlüssel.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 69.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 28. August 1823.

Reich', o Mutter, mir die Lanze,
Mutter! — reiche mir das Schwert,
Ob sich in dem Waffentanze
Deines Knaben Kraft bewährt.

Nicht mehr an dem kind'schen Spiele
Kann sich dieses Herz erfreu'n;
Männer wähl' ich mir zum Ziele,
Die das Vaterland bedräu'n.

Die Griechenmutter. *)

Ein Wanderer.

Weib, wo ist dein Gatte, dem verbunden
Froh in stiller Hütt' ich einst dich fand?

Die Griechin.

In den ersten Stunden der Gefahren
Zog er aus für's theure Vaterland.
Und ein Roß hat er bestiegen,
Und manch Türkenhaupt gekürzt,
Und ist unter blut'gen Siegen
In des Todes Arm gestürzt.

Der Wanderer.

Armes Weib! doch wo sind deine Söhne? —
Jetzt gewiß ein edler Männersproß.

Die Griechin.

Bei der Schlachtdrommeten erstem Rufen
Nahmen alle Lanzen und Geschoß.
Leicht wie zu des Festes Spielen
Schritten sie zu Ares Tanz,
Und im Sieg der Thermopylen
Schmückte fallend sie der Kranz.

Der Wanderer.

Und so hättest alles du begraben
Was im Leben einst dir theuer war?

Die Griechin.

Alles nicht; noch hab ich einen Knaben;
Diesen lehrt' ich trotzen der Gefahr.
Keck lernt' er das edle Roß besteigen,
Uebte früh der Brüder Lanzenspiel,
Und jetzt such' ich ihm zu zeigen,
Wie im Kampf der Vater fiel,
Kräftig schon ist seine Rechte,
Eng wird ihm das Vaterhaus,
Und ich sende zum Gefechte
Heut den achten Sohn hinaus.

*) aus den eben erschienenen Gedichten von Heinr. Stieglitz und Ernst Große. Leipzig bei J. C. Mittler.

Alphons und Rose Santerre.

(Fortsetzung.)

Zwei Tage darauf kam Alphons in das Haus. Er war ungewöhnlich verstimmt und erwiederte nur sehr mäßig die Liebkosungen, womit Rose ihn umgaukelte. Tiefer Ernst lag auf seiner Stirn; er setzte sich an ein Fenster und stützte den Kopf in die Hand. Rose, da sie sah, daß alle ihre Künste und Bemühungen heute an ihm abglitten, nahm auf einer kleinen Fußbank, ihm gegenüber, Platz, stemmte den Kopf in beide Hände und betrachtete ihn lange mit forschendem, doch schalkhaftem Blick. „Nun, Herr Kopfhänger!“ sagte sie endlich, ohne ihre Stellung zu verändern — „wird man kein freundliches Wort von Ihm vernehmen, keinen Kuß bekommen, nicht einmal einen simpeln Händedruck von Ihm gewinnen können?“ — Er blieb stumm; sie rückte näher und indem sie das Bänkchen nach vorne zu umkippte, kniete sie vor ihm, hob die Arme zu ihm auf und legte den schönen muthwilligen Kopf auf seinen Schooß. Alphons, ohne viel freundlicher zu werden, streichelte ihre nußbraunen Locken und bemerkte es kaum, daß sie seine Hand an sich drückte, sie an Mund und Wangen führte und mit glühenden Küssen bedeckte. Endlich sprang sie auf: „Nein, das ist zu arg!“ rief sie in sich hinein; „aber warte nur, Du spröder Schäfer, wir wollen Dich dennoch umstimmen!“ Sie trat nun vor einen Spiegel und nestelte ihr Haar los, daß es in holden üppigen Wellenlinien sich über Hals und Schultern ergoß, nahm ein Tambourin von der Wand und drückte die Feder an einer Walzen-Uhr, die sogleich nach einer bekannten und beliebten Melodie einen raschen Tanz spielte. Rose fing an zu tanzen; wie ein leichter Zephyr, wie ein Gedanke schwebte sie dahin, bald mit unaussprechlicher Anmuth das Tambourin in die Höhe werfend, und jede Grazie des Körpers, jede Schönheit der Bewegung in zauberischer Fülle entfaltend, bald mit wachsender Geschwindigkeit, feurig, rasend, wie eine Bachantin stürmend; es war die berühmte Gavotte, die sie aufführte. Alphons hatte ihr im Anfang nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt, aber er hätte kein Jüngling von zwei und zwanzig Jahren seyn müssen, wenn ihn dieses reizende Spiel nicht gerührt hätte. Er wandte sich nach ihr hin; je länger sie tanzte, je mehr betrachtete er sie mit steigendem Entzücken. — Rosen entging keine seiner Bewegungen, keine seiner Mienen; sie sah seine Unruhe wachsen, seine Augen blitzen, und es war ihr gewiß, daß sie gesiegt hatte. Mit dem letzten Takt ihres Tanzes hüpfte sie nach ihm hin, und stand vor ihm, als eben die Uhr zu spielen aufhörte. Die rasche Bewegung hatte ihr Blut in Wallung gesetzt, ihr Busen wogte, die elastische Fülle der Glieder athmete ein süßes Verlangen; hingerissen faßte sie der Jüngling in seine Arme und preßte sie an seine Brust. „Rose!“ rief er aus, „Rose, Du bist das schönste Mädchen der Erde, aber sie ist eine Bewohnerin der Himmel! Wer könnte Deiner Verführung und wer ihrer Tugend widerstehen? Ich kann keins von beiden, ich unglücklicher Sterblicher!“ — Rose fuhr auf, ein Blitzstrahl durchkreuzte ihre Seele, sie wollte sich von ihm los machen. „Mädchen!“ fuhr Alphons fort, indem er sie fester hielt — „ich war im Tempel —.“ — Hier riß sich Rose mit einem leisen Schrei gewaltsam los, warf ein Tuch über und floh in die fernste Ecke des Zimmers, so weit als möglich von dem Jüngling. Hier warf sie sich auf einen Stuhl und blieb schweigend sitzen, während Alphons das Gesicht verhüllte. — Er schämte sich vor Rosen, vor sich selbst; er beschloß, mit einem Mal aus diesem

Schwanken, aus dieser unmännlichen Rührung heraus zu treten, sich an die Brust seines Mädchens zu werfen, wieder Santerre's Liebling zu werden. Aber nur ein Gedanke an Madam Elisabeth und sein ganzes Gebäude brach zusammen. Gemein und erbärmlich, ja bis zum Ekel niedrig erschien ihm Alles neben ihrer erhabenen Erscheinung. Er fühlte, daß er verwirkt hatte, zu ihr hinauf zu reichen, und daß er zu gut war für die Sphäre, in die er sich selbst zurückgestoßen hatte. Ein unsäglicher Schmerz ergriff ihn; Thränen, wie er sie nie geweint, traten in seine Augen, er drückte das Tuch fester vor sein Gesicht, und flehte zum Himmel, ihn zu vernichten. — Indessen fühlte er plötzlich einen warmen Hauch um sich flüstern, und seine Stirn mit Küssen bedeckt; es war Rose; die Augen in Thränen schwimmend, flüsterte sie mit leiser Stimme in sein Ohr: „Mein Freund, bin ich nicht schöner als sie? Ist dieser Busen nicht warm und liebt Dich dieses Herz nicht feurig mit wahrer Hingebung, ja mit kindischer Demuth? Habe ich Dir nicht immer Freuden gegeben, habe ich Dir nicht Alles geopfert, was nur ein Mädchen opfern kann, und hat Dich jemals ein Vorwurf gekränkt oder eine Laune gepagt? Bediene ich Dich nicht immer, wie Deine Magd, lausche ich nicht jeden Wunsch von Deinen Augen, obgleich ich jetzt vornehmer bin, als Du, und mein Vater Dein Chef und Befehlshaber ist? Wie, und Du könntest mich ihretwegen hingeben, dieses bleichen Wachsbildes halber, das schon dem Tode verfallen ist, und Dir nichts zu geben und nichts an zu bieten hat, als einen Platz neben sich im Grabe? Dieser schlauen Verführerin — dieser Comödien-Heldin, die bald ihre Rolle ausgespielt haben wird. —"

„Halt!" rief Alphons entrüstet und sprang mit Heftigkeit auf; „halt ein, Du tugendsame Dirne aus der Vorstadt Antoine, und wage es nicht, den Namen zu nennen, den Du nicht werth bist, aus zu sprechen. Ehe soll sich Dein Mund schließen und die Gedanken sich Dir in Wahnsinn verwirren, ehe Du die Heilige antastest, von der Du durch alle Himmel geschieden bist. Es ist wahr, ihr Thron ist gestürzt und sie ist die unglücklichste aller Frauen; aber wenn sie hier vor der Thür bettelte, zu Deinen Füßen wimmerte, so ist sie doch eine Heilige und eine Königin und kann keine Gemeinschaft haben mit Dir!" — Bei diesen Worten, die Alphons nicht ohne grausame Wollust aussprach, war Rose mehr und mehr erbleicht und endlich ohnmächtig nieder gesunken. Er sah mit flammenden Blicken auf sie herab, aber nicht lange, so entwaffnete dieser Anblick jede Aufregung seines Wesens; er beugte sich über sie, nahm sie in seine Arme und trug sie zu einem Sessel, wo sie sich langsam erholte. „Rose, liebe Rose!" flehte er, indem er seinen Mund auf die geschlossenen Lippen heftete — „vergieb mir, schönes Mädchen, ich wußte nicht, was ich that! Habe ich das Messer in Deine Brust gestoßen, o so nimm diesen Degen und räche Dich an mir, gern will ich mein Leben zu Deinen Füßen verbluten!" — Rose erwiederte nichts; sie drängte ihn sanft von sich, brachte vor dem Spiegel ihr Haar in Ordnung und lächelte nur zuweilen schmerzlich nach ihm hin. Es wäre ein peinliches Zusammenseyn geworden, wenn nicht kurz darauf der Commandant mit einigen Offizieren und ein Paar Mitgliedern des Convents in das Zimmer getreten wären, welcher Umstand Beiden Gleichgewicht und Unbefangenheit wieder gab. Unter den Angekommenen befand sich der Präsident Danton, ein roher Mensch von riesenhafter Statur und gemeiner Herkunft, der Allem, was schön und anständig war, ewige Feindschaft geschworen

hatte, und dem Alphons mit seinem ritterlichen Wesen und seiner schlanken anmuthigen Gestalt, die den angeborenen Adel und das frühe Leben in dem Element des Hofes nicht ganz ableugnen konnte, längst ein Dorn im Auge war.

Die Unterredung bewegte sich, wie es im Geist der Zeit lag, nur um politische Gegenstände oder vielmehr um das ephemere Erscheinen dieses oder jenes ungeheuren Phantoms, um die Tyrannei oder den Sturz des einen und andern Despoten, um die Schrecknisse des gestrigen Tages oder um die Morgen zu erwartenden. So kam man auch auf die gefangene königliche Familie zu sprechen und der jüngere St. Just zeigte eine Bittschrift vor, worin der unglückliche Ludwig die National-Versammlung bat, ihm und den Seinigen den Umgang eines Priesters zu verstatten. Alphons sah das Blatt, es war von Madam Elisabeths eigener Hand geschrieben. Ein Zittern überfiel ihn, er drückte, unbemerkt von den Uebrigen, die geliebten Züge an sein Herz und an seine Lippen; es war, als könnte er mit ihnen die theure Hand küssen, die auf diesem Blatte geruht hatte.

„Man wird" — stand noch zuletzt mit ganz zarter Schrift — „man wird so unmenschlich nicht seyn, uns die Erfüllung dieser Bitte zu verweigern. Sollte man sich nicht aus Rücksicht für meinen erhabenen Bruder zu Gewährung derselben geneigt finden, so wird das Volk der Franzosen sein Ohr nicht der unglücklichen Elisabeth verschließen. In den Leiden, die wir erdulden, thun uns die Heilmittel der Kirche noth, deren Tröstungen und heilige Sacramente wir schon so lange entbehren. Nun aber ist keiner unter allen Priestern, der eine größere Macht über unsere Seele besäße und das Wort Gottes reiner zurück gäbe, als Pater Edgeworth Firmont, unser Beichtvater am Hof zu Versailles, den wir seit unserer Reise nach Varennes nicht wieder sahen. *) Sollte dieser Mann noch am Leben seyn, so bitten wir, ihn nach Paris zu rufen — er wird gern unsern Kerker mit uns theilen. Dies, Franzosen! ist das Letzte, was Euer König von Euch bittet, und auch Elisabeth, der Ihr nie etwas schuld gabt, fleht Euch an, ihr den Beistand des Pater Edgeworth nicht zu versagen."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Ueber Gottesurtheile.

(Beschluß.)

Geschah hierbei kein Zeichen; so wurde der Verdächtige losgesprochen.

In der Gerichtsordnung des Landes Hadeln Th. 5. Tit. 20 findet sich diese Art von Gottesurtheil genau bestättigt und es heißt daselbst:

Von Todtschlag, wan der Theter ungewiß.

„So einer geschlagen wird und man nicht „weiß, von welchem die That geschehen, alle „diejenigen, so dabei betreten werden, sollen zum „Schein gehen, ein jeglicher für seine Person."

Daß demnach das Gesetz existirte, ist klar, wie es aber zur Anwendung kam, möge das nachstehende gerichtliche Protocoll beweisen:

Anno 1566 Dienstags nach St. Jacobi ist Harmen Röver, welcher hiebevor Johann Corloiß geschlagen, so hernacher gestorben, zum Jork zum Gades-Rechte oder Schein gegahn im Beyseyn des dreigeschwornen Raths des Landes. — (zu Hadeln.)

1. Erstlich ist der dreigeschworne Rath gefragt: dieweil Harmen Röver zum Schein zu gehen sich erbietet, ob nun die Freundschaft auch schuldig, ihn ferner anzuklagen, als vorhin

*) Historisch.

geschehen sey, da der Todte beschreyet und das Schein abgenommen worden?

Gefunden: die Freundschaft sey den Theter nicht ferner anzuklagen gehalten.

2. Als er nun zum Schein zu gehen gesinnet, welchergestalt er vorkommen solle.

Gefunden: Er soll nackend, als er zur Welt geboren zum Schein gehen und nur mit einem unbenützten Linnen seine Scham bedecken.

3. Welchergestalt das Schein sollte gebracht werden und wer das thun sollte?

Gefunden: Das Schein soll zwischen zween unbenützten eschen-Baten*) und auf rein Papier gelegt hervorgebracht werden und das soll der Vogt thun, welcher das Schein zuvor abgenommen hat.

4. Worauf das Schein soll gesetzt werden?

Gefunden: ein Tisch soll dazu gesetzt und mit unbenütten Leinwand bedecket werden, darauf soll man das Schein setzen.

5. Wer Harmen Röver den Eid stauen und ob er dabei stehen oder in den Knien sitzen solle. —

Gefunden. Die Greven sollen Röver den Etd stauen und er soll in den Knien sitzen.

6. Wer Röver fodern und wie solches geschehen solle?

Gefunden: beyadete Leute sollen ihn hierher fordern; aber er soll ledig und los gehen?

*) vielleicht ungebrauchte Handgriffe von Eschenholz?

Darauf derselbe gefordert und gekommen und wie der dreigeschworne Rath des Landes gefunden, zum Schein gegangen dreymahl nacheinander und jedesmal nach Auflegung seiner Finger und gestauen Eide, das Schein auf Schein*) aufgehoben. Es ist aber kein Zeichen geschehen noch gegeben worden.

Ordel.

Weil Harmen Röver das Gottes-Recht gestanden und dreymahl zum Schein gegangen und der Allmächtige ihn errettet und kein Zeichen geschehen, ob er nun ledig und los seyn sollte?

Gefunden: Weil er nun sein Recht gestanden, so sey er seines Halses feilig.

Stolzenau.

Karl Daeves.

*) Er mußte also wahrscheinlich den Daumen oder Ballen des Erschlagenen auf seinem Ballen in die Höhe heben und dann schwören.

Apologie der Empfindsamkeit.

Jupiter reiste einst nach der Erde, um das Mißvergnügen und die Klagen der Menschen, daß keiner am rechten Platze sey, zu heben — „die armen Teufel sind eines bessern Schicksals werth, seit sie so tolerant geworden sind, und die großen Schnallen abgelegt haben," sagte er zu Merkur, und sie stiegen herab in einer Wolke. „Wir wollen bei Hofe anfangen, man muß zuerst die beste Seite betrachten, um die schlimmern kennen zu lernen." Sie verwandelten sich in zwei junge Cavaliere aus dem Theresianum, und sahen die Höfe von Paris bis Petersburg. „Es scheint mir," sagte Jupiter, indem er sich von einem Hofballe ermüdet aufs Polster warf, „diese Leute

sind ganz an ihrem Platz" — „mais" — versetzte Merkur, „haben Sie auch bemerkt, daß die eine Hälfte weint, wenn die andere lacht? wir wollen's doch ad notam nehmen." Sie verwandelten sich hierauf in Bürger, und besuchten in den Städten die Gerichtsstuben, Börsen, Fabriken, Buchladen und Clubbs, und fanden überall mißvergnügte Menschen, gezwungene Freuden, Jammer, Neid, Seufzer und glänzendes Elend. „Ha! das rührt mich," rief der Allvater, „sollte ich nirgends finden, was ich suche?" Sie verwandelten sich in Offiziere, gingen zur .,... sischen Revue, wurden vom General zur Tafel geladen, und hörten, das größte Glück eines Sterblichen sey Offizier zu seyn, — aber Abends im Caffeehause lautete alles ganz anders. „Immer ärger!" seufzte Jupiter; — „Lassen Sie uns die Mutterloge zu den drei Weltkugeln besuchen," sagte Merkur, „wenn hier nicht Glück und Zufriedenheit wohnen, finden wir sie nirgends." „Bien!" Sie liessen bei Nicolai den Sarsena holen, und meldeten sich als reisende Brüder vom dritten Grade — aber Jupiter mochte nicht einmal beim Schmause bleiben. „Wohin jetzt? rief der Allvater und sie verwandelten sich in Landleute, gingen einem Dorfe zu, und stiessen auf einen Mann, der mit der Tabakspfeife im Munde vor der Hütte saß. „Seyd Ihr zufrieden?" Warum nicht? ich bin gesund, mein Weib hat mich gerne, meine Kinder sind gehorsam, Essen und Trinken schlägt an, und Ceres schickt mir eine glückliche Aerndte, was sollte mir noch zu wünschen übrig bleiben? „Aber die Steuern?" Hm! sie gerne geben, heißt ihnen das Bittere benehmen, und nur der schlimme Bürger wird besteuert, der gute steuert selbst. „Glücklicher Sterblicher!" rief Jupiter, „sprich, was wünschtest Du?" Lediglich nichts — die Vorsehung ist eine gute Mutter. — Gerührt kehrten die Götter nach den seligen Gefilden, und Jupiter ließ abstimmen, wie die Tugend des Landmanns zu belohnen sey? Plutus bot Schätze, Herkules Stärke, Aesculap Gesundheit, Ceres Ueberfluß, Mars Muth, Venus Schönheit, Merkur Wissenschaften, Minerva Klugheit — und du Themis? „die Menschen haben mich zwar von der Erde verjagt," sagte die Göttin, „aber sollte zur Tugend noch etwas nöthig seyn, so wäre es Empfindsamkeit." Momus schmunzelte zwar, aber Jupiter fand, daß der, dem genügt, nächst der Gabe selbst glücklich zu seyn, noch der Gabe bedürfe Andere glücklich zu machen. — Lernet fühlen, Sterbliche! so erscholl es in Donnern über die Erde — Lernet fühlen, um froh zu seyn! —

Andeutung

Menschen und Uhren. Man kann jede Art von Uhren mit einer gewissen Art von Menschen und Büchern zusammen stellen; ich sage z. B. so:

Thurmuhren sind uns alle die unsterblichen Heroen der Vorzeit, die uns selbst in ihrer Höhe und Entfernung groß erscheinen, und deren mächtige Stimmen aus weit entlegener Vergangenheit uns noch jetzt entgegen schallen, imponirend durch Geist und That. Die Zeit selbst ist der hohe Thurm, auf dem wir, hinaufblinzelnd, sie erblicken. Im Reich der Wissenschaft und Kunst sind Thurmuhren alle jene Werke des Genie's, nach denen untergeordnete Geister sich richten, Nachahmer ihr Thun und Treiben regeln.

Taschenuhren sind wir selbst gegen jene Riesen. Unsere Zeit liefert überhaupt gern Alles,

im Taschenformat, selbst Köpfe und Herzen. Wär's möglich, so gestaltete sie Riesen im Taschenformat. Die feingekünstelten Werke der schönen Literatur haben zierliches Taschenformat. Taschenbücher sind die Sinnbilder der neuesten Literatur.

Wanduhren sind Hausfrauen, die ihren Namen mit Recht verdienen, weil sie in ihren vier Wänden hausend ihr eigentliches Leben und Regiment führen. In Häusern, wo die Wanduhr unrichtig geht, hält die Hausfrau nicht auf Ordnung. Man sieht jetzt mehr Ex-Hausfrauen als andere. Hausfrauen, die zwar wacker und rüstig, dabei aber in ihren Häusern etwas laut und heftig sind, gleichen den Wanduhren mit lärmenden Weckern. In der Literatur sind alle wahrhaft gemeinnützigen Werke den Wanduhren zu vergleichen.

Ringuhren und jene sehr kleinen Miniatur-Uhrchen, die von den Damen an goldenen Ketten als Halsschmuck getragen werden und in der großen Welt paradiren, sind die Ebenbilder jener paradirenden Damen selbst.

Spieluhren sind jene holden Modefräulein, die mit dem lieblichen Glockenspiel ihrer Reize und Sentiments zu bezaubern wissen, sobald sie glauben, daß ihr Fangstündchen schlagen könnte, wo sie dann herzlos in Liebe zerfliessen und ohne Liebe ganz Herz zu seyn scheinen.

Repetiruhren sind Menschen von mittelmäßigen Talenten, die sich aber gern reduziren, folglich das Wenige, was sie wissen, bei jeder Gelegenheit an Mann bringen wollen, und wiederkäuen, was jeder schon weiß. In der Literatur gehören hierher alle Schriftsteller, die fremde Werke ausschreiben und mit andern Worten das von Andern Gesagte wiederholen.

Sekundenuhren sind jene äusserst ämsigen Ameisen-Menschen, die sich den ganzen Tag regelmäßig ab- und zer-arbeiten, und, im Kleinsten geschäftig, gar nicht wissen, daß auch ein Großes existirt. Hieher gehören auch die ins kleinste Detail unsäglich mühsam gelehrten Werke.

Wasser- und Sand-Uhren stellen uns schwerfällig-melancholische Menschen dar, die das Rechte und Heilige ehren, aber — ohne zu leben — den Tod immer dicht vor den Augen haben, und — mit Verachtung aller Rosenlauben — heroischfest immer nur Thränenweiden und Cypressen aufsuchen.

Sonnenuhren endlich nenne ich alle diejenigen, die das Höhere zwar im Auge behalten, aber — als sinnlichvernünftige Wesen, naturgemäß leben. Ich halte diese für die klügsten und besten, und wünsche dir, mein Leser, daß du eine solche Sonnenuhr seyest, damit du das Irdische recht und tadellos geniessest und des Ewigen eingedenk und werth bleibest.

Anekdoten.

Voltaire wurde während seines Aufenthalts zu Ferney mit Besuchen überhäuft. Dem Greise fiel endlich die Zudringlichkeit der Fremden beschwerlich und er ließ sich oft wegen Krankheit entschuldigen.

Einst erschienen einige Engländer zu Ferney. Sie melden sich bei dem Kammerdiener. Er meldet sie. Voltaire: Sagt, ich sey Todkrank. Der Kammerdiener bringt die Antwort. Die Engländer bitten hierauf nur um die Erlaubniß ihn zu sehen. Voltaire: Sagt, ich sey gestorben. Abermahlige Meldung des Kammerdieners. Die Britten bitten hierauf um die Erlaubniß; die Leiche zu sehen. Der Kammerdiener referirt,

„Nun dann — ruft der aufs äußerste bedrängte Voltaire aus — „sagt ihnen: der Teufel habe mich geholt!"

Bald nachher als der berühmte Linguet in die ehemalige Bastille gebracht wurde, trat ein Mann in sein Zimmer und both ihm seine Dienste an.

„Wer sind Sie," fragte Linguet.

Ich bin der Barbier der Bastille.

„Die hätten Sie längst rasiren sollen," war Linguets Antwort.

---

* Theater.

Prolog eines Zuschauers bei Wiedereröffnung der Bühne.

Die auf den 31ten d. angekündigte Eröffnung unsers Theaters regt das Interesse um so mehr an, da wir zum erstenmale die ganz neue Errichtung und Zusammensetzung einer Gesellschaft hier erleben. Sie scheint ihren Wirkungskreis nur auf Bremen beschränken zu sollen, und so wäre sie denn in der Zusammensetzung und Wirkung recht eigentlich auf das hiesige Publikum berechnet und ihm angehörig. Das Bestehen also oder das Vergehen wird sich diesesmal rein und ohne fremde Einmischung in den gegenseitigen Leistungen des Publikums und der Bühne halten. Um nun das erstere mehr zu fördern als das letztere, dürfte ein gutgemeinter Wink auf den richtigen Gesichtspunkt jetzt an der Zeit seyn, besonders da er durch einen Aufsatz in Nro 62 und 63 des Bgrfrds schon etwas verrückt ist, wo wegen neuer Einrichtungen, Vorkehrungen und Unterstützungen, wie sie angegebenermaßen nicht statt finden, auf das Recht zu größeren Ansprüchen hingedeutet wurde. Mit diesen Erwartungen dürfen wir dem neu sich Gestaltenden nicht entgegensehen, wenn wir nicht uns selbst um die Freude daran betrügen wollen. Das Wahre des Verhältnisses müssen wir ins Auge fassen, und dieses ist, daß zwar eine Vereinigung von Freunden des Theaters in der bedingten Uebernahme der Hausmiethe und in der Verminderung der Beleuchtungskosten durch Ankauf der Lampen eine angenehme Erleichterung in den laufenden Unkosten verschafft hat, daß aber darin eben so wenig die Möglichkeit eines gegen sonst ausgezeichneten Theaterpersonals gefordert, als viel minder die Gewißheit einer gleich Anfangs nach allen Seiten befriedigenden Zusammensetzung vorausgesetzt ist. Die von unsern Kunstfreunden erwirkte Erleichterung entstand wohl mehr aus der Ueberzeugung, daß auch eine Bühne, wie wir bisher sie hatten, sie erfordere, um einigermaßen und noch nicht einmal gänzlich gegen Verfall gesichert zu seyn. Aber in Betreff des neu Erstehenden und der Zusammensetzung, haben wir mit Billigkeit von der Direktion wohl nur noch zu erwarten, daß sie nicht allein ihrem Versprechen getreu, sondern auch ihrem eignen Vortheil gemäß, die tüchtigsten Mitglieder, welche sie irgend zu sammeln vermochte, sich zuzueignen gesucht habe. Daß dieses aber größtentheils nur nach allgemeinem Ruf oder nach besonderen Anempfehlungen geschehen kann, wobey wieder sowohl abweichender Geschmack eines Publikums als auch persönliche Gunst einzelner Gönner einwirken können, darf nicht unerwogen bleiben, und so möchten wir unsern neugebildeten Kunstverein wohl mit der ermuthigenden Rücksicht begrüßen, wie er etwas Neues, des Zusammenseyns noch nicht Gewohntes, in seinen einzelnen Theilen practisch noch nicht Ergründetes, nur nach öfteren Leistungen erst gerecht zu Beurtheilendes sey, dessen größere oder geringere Befriedigung wir jedenfalls doch dem vorangehenden ernsten Willen einer Direction verdanken, die heimisch unter uns zu werden und fortwährend zu bleiben wünscht, und schon dadurch Aufforderung genug hat, die Pflege aufs beste zu benutzen, die wir dem Wachsthum des unter uns und nur für uns Neugestalteten zum Wachsthum unserer eigenen Freude daran, widmen.

Wie aber Direction und Bühne sich solcher Billigkeit vom Publicum schmeicheln möge, so bleibe diesem das Recht, von beyden Aufmerksamkeit, Anstrengung und Kunst, seiner würdig, zu fordern, und die Genugthuung — sie auch zu finden.

— a —

(Hierbey eine wöchentliche Beylage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 69.

Bremen, Donnerstag den 28. August 1823.

Gestorben.

Den 16. August. Der Tibeta Albrechten Sohn, Namens Heinrich Christoph ½ J. a. d. Grünenstr.

Den 16. August. Der Schenkwirth Bernhard Franz Lohse 38 J. am Osterthorsteinweg Nro. 44.

Den 17. August. Die Wärterinn Margaretha Stangen 58 J. in Hanewinckelsgang Nro. 3.

Den 17. August. Der Miethkutscher, Carl Philipp Daubstein, 33 J. a. d. gr. Johannistr. Nro. 3.

Den 18. August. Des Otto Bollmann zu Hastedt Sohn 1½ J.

Den 20 August. Der Maler Johann Gottlieb Christian Lange 38¾ J. Ansgarithorswallstr. Nro. 1.

Den 20. August. Der Maler Christian Diederich Eggerking 37 J. a. d. Herrlichkeit Nro. 2, ertrank in der Weser.

Den 21. August. Der Arbeitsmann Christian Plenge 48 J. Martinistr. Nro. 2, ertrank im Stadt-Graben.

Den 21. August. Des Arb. Cord Hinrich Storck Ehefrau, Anna Catharina Brünges 76 J. am Buntenthorsteinweg Nro. 76.

Den 21. August. Des Arb. Johann Hinrich Meyer Tochter, 1¼ J. a. d. Steinstr. Nro. 3.

Den 22. August. Der Beta Asendorps Sohn, 1½ J. a. d. Hefen 23.

Den 22. August. Der Arb. Joh. Schäfer 37 J. a. d. Schwanenstr. 37.

Den 22. August. Der Zimmergesell Wilhelm Kern 43 J. a. d. kl. Fuhrleutestr. Nro. 24.

Den 22. August. Der Strumpfweber Ludewig Behrens, 76 J. hinterm Stephanithorswall Nro 19.

Den 22. August. Die Nätherinn Sophia Bardemeyer, 38 J. a. d. Stavendam Nro. 10.

Geburten.

Den 13. August. Des Soldaten Georg Frieder. Scheer Ehefrau, geb. Lefort; a. d. Grünenstr., von einem Knaben.

Den 14. August. Des Schneiders David Hinr. Wilh. Meinke Ehefrau, geb. Hachmeister; a. d. Bödekerstr. Nro. 7, von einem Mädchen.

Den 14. August. Des Küpers Johann Dieder. Bunte Ehefrau, geb. Adelh. Meyer; a. d. Kiefstr. Nro. 13, von einem Mädchen.

Den 15. August. Des Landmanns am Hülsberg, Hinrich Wurthmann Ehefrau, geb. Meyer; von einem Knaben

Den 16. August. Des Schmidts zu Schwachhausen, Gerhard Everding Ehefrau, Gesche Meyer; v. einem Knab.

Den 16. August. Des Arb. Joh. Lud. Timm Ehefrau, geb. Rotermund; zu Hastedt, von einem Mädchen.

Den 16. August. Des Arb. Ortjes Hinrich Hoppe Ehefrau, geb. Uhlhorn; hinterm Abbenthorswall N. 12, von einem Knaben.

Den 17. August. Des Zimmermanns Edmund Wilh. Phil. Meyer Ehefrau, geb. Speckmann a. d. Knochenhauerstr. Nro. 29, von einem Knaben.

Den 17. August. Des Arb. Joh. Ernst Frieder. Wilh. Ludwig Langrehr Ehef., geb. Aumund; a. d. Kirchenstr. Neustadt, von einem Knaben.

Den 17. August. Des Schuhmachers Christian Frisch Ehefrau, geb. Klaaßen; Nro. 15 a. d. Plunkenstr. von einem Knaben.

Den 17. August. Des Arb. Joh. Hinrich Schultze Ehefrau, geb. Riefesthal a. d. St. Johannistr. Nro. 1, von einem Knaben.

Den 18. August. Des Schuhmachers zu Hastedt, Joh. Friedr. Wilhelm Feiß Ehefrau, geb. Meyer; von einem Knaben.

Den 20. August. Des Hinrich Wilkens Ehefrau, Maria geb. Röver; a. d. Jacobistr. No. 24 von einem Mädchen.

Den 21. August. Des Brandtweinsbrenners Heinrich Bultmann Ehefrau, geb. Buschmann; a. d. Westerstr. Nro. 61, von einem Mädchen.

4 uneheliche Kinder.

Copulirt sind.

Der Kunstdrechsler Johann Christoph Weidehaus, mit Anna Magdalena Peters, von hier.

Der Strumpfweber Heinrich Wittorff, mit weyland, Schneiders Theodor Flödtmann Wittwe, Metta Rebecca Konstein, von hier.

Der Tuchbereiter Hinrich Wulff, mit weyland Tuchbereiters Diederich Schnake Wittwe, Hermana Behnken, von hier.

Dimissoriales ertheilt, an:

Arnold Anton Wilhelm v. Bühren, Kaufmann zu Berne Herzogthums Oldenburg, und Jungfrau Rebecca Hedewig Chatharina Baer, von hier.

Johann Simon Wulf, Korbmachermeister zu Lübeck, und Catharina Maria Borgert.

Achter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 70.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 31. August 1823.

Mit Wahrheit ist man überall der Welt,
Sowohl den Bösen als den Frommen
Beim ersten Augenblick nicht sehr willkommen.
Denn Niemand will, daß ihm die Kappe schellt.

Seume.

Die vier Jungfrauen.

Waren einst vier Jungfraun seltsamer Art,
Recht innig und fest mit einander gepaart,
Fast immer in Eins verbunden;
Die kamen einst mit einander zu Haus,
Und waren recht fröhlich bei'm gastlichen Schmaus,
Und sagten: „Wo, wenn wir uns trennen,
Werden wir wieder uns finden können?“

Die Erste, das Feuer, sprach: „Wenn ihr mich sucht,
So schlagt nur den Stein an; in eiliger Flucht,
Erschein' ich als lodernder Funken,
Der deckenden Tiefe entsunken!“
Die Zweite, die Luft, haucht: „Wo's Blättlein sich regt,
Wo im Grase der Halm zuckt, die Blum' sich bewegt,
Da bin ich, da sucht mich!“ Die Dritte spricht:
„Bin's Wasser! O, grabt nur recht tief und recht dicht
In Binsen, in Moorgrund, all' überall
Brech' ich hervor mit tönendem Schall.“

Drauf die Vierte mit weinenden Augen spricht:
„Mich, liebste Schwestern, mich sucht nur nicht!
Ihr wohnet und waltet aller Ort',
Mich stößt man aus jeder Wohnung fort,
Mich duldet man aller Zeiten nicht,
Ueber mich jeder den Stab zerbricht!“

„„Wie heißt du,““ fragten die Drei alsbald,
„Die Wahrheit!“ ihnen entgegen schallt!

Karl Grumbach.

Alphons und Rose Santerre.

(Fortsetzung.)

„Nun„ — sagte Alphons, nachdem er dies laut vorgelesen hatte und seiner Rührung kaum Meister werden konnte — „hat man nach dem

Vater geschickt?" — „Ihr vergeßt wohl," erwiederte Danton und sah ihn über die Schultern an, „daß seit dem zweiten September keine Pfaffenseele mehr in Paris herum kriecht, und die Bürgerin sollte sich schämen, einen Werth auf etwas zu legen, das die Nation, zu der sie gehört, verachtet und verbannt hat." — „Und Ihr, Danton!" entgegnete Alphons hitzig; „thätet wohl, zu schweigen, wenn von Dingen die Rede ist, die Euer unzarter Sinn nicht zu begreifen vermag — was könnt Ihr von dem Verlangen und dem Bedürfniß einer leidenden Unschuld ahnen, Ihr, dem es nur nach Blut gelüstet, dem es nirgends wohl ist, als wo die Guillottine herrscht!" — „Hört doch," fing Danton, mit untergestemmten Armen, an — „den Sittenprediger, das Stutzerchen, das empfindsame royalistische Männchen!"

Alphons Hand zuckte nach dem Degen, den er an der Seite trug, und sicher würde es zu einem bösen Auftritt gekommen seyn, wenn nicht Santerre zwischen Beide getreten wäre und den erzürnten Danton besänftigt hätte „Seyd doch ruhig, Herr Präsident!" sagte er, „und ereifert Euch über den da nicht; das ist nun einmal so ein wunderlicher Kauz, der gern Grobheiten sagt, auch dann und wann empfindsamer Natur, aber dennoch im Herzen der eifrigste Demokrat ist; das könnt Ihr mir glauben. Würde ja einem royalistischen Schuft mein Mädchen nicht an den Hals werfen, und, das sage ich Euch, die Beiden sind schon so gut, wie Mann und Frau!"

Alphons warf bei diesen Worten einen Blick auf Rose, die still und demüthig in einer Ecke der Stube saß, und an dem, was außer ihr vorging, keinen Antheil zu nehmen schien. Sie war sehr bleich und ihr Körper gebeugt; es war, als trage sie schwer an dem Gewicht jener harten Worte, womit der Geliebte sie niedergeschmettert hatte. In dieser Stellung und diesem Schweigen verharrte sie noch, als ihr Vater und seine Begleiter schon längst aus dem Zimmer waren. — Alphons näherte sich ihr, redete sie an und sie erhob das blasse Gesicht, antwortete ihm freundlich, aber mit wenigen Worten.

Als es dunkel wurde, stand sie auf, verließ das Zimmer und kam bald mit einem Handkorbe wieder, worin eine Flasche Wein, Brod und andere Nahrungsmittel lagen. Sie ergriff Alphons bei der Hand und bat ihn sanft, ihr zu folgen. Sie führte ihn durch eine Hinterthür in den kleinen Garten, der das Haus umgab und der mit seinen Bäumen und dichten Bosketts, durch die der Abendwind geheimnißvoll flüsterte, in des Jünglings Brust ein schaurig-süßes Gefühl erweckte. „Was wird das, Mädchen?" fragte er und blieb einen Augenblick stehen. — „Bst! bst!" entgegnete Rose und legte den Finger auf den Mund. — „Willst Du mir ein Fest der Liebe bereiten, süßes Mädchen?" fuhr Alphons fort; „sollen diese stolzen Astern und diese zarten Jasmine, die sich gelb färben und den Schmuck der Blätter zu verlieren anfangen, Zeugen werden, wie der Mensch die flüchtigen Augenblicke zu benutzen versteht, ehe der Nordwind seine Blüthen abstreift? — Schelmisches Mädchen! Auch Wein hat sie mitgenommen, damit ja alle Sinne schwelgen!" — Rose drückte ihm die Hand und antwortete durch ein trübes Lächeln. Sie standen jetzt vor einer kleinen Einsiedelei, die tief im Gebüsch lag und deren Thür verschlossen war; hier setzte Rose den Korb nieder, und, indem sie aufschloß, heftete sie ihre Augen mehrmals wehmüthig bittend auf den Jüngling. — Plötzlich sank sie zu seinen Füßen hin. „O Alphons!" rief sie, seine Knie um-

fassend; „sage es nicht noch einmal, daß ich ein niederes Mädchen bin — ich kann es nicht hören, nicht von Deinen Lippen ertragen. Was habe ich denn gethan, Grausamer, daß Du mich so niedertrittst? Kann ich dafür, daß ich Santerre's Mädchen und nicht in den Tuilerien geboren bin — ist es ein Verbrechen, daß ich Dich liebe?" — Ihre Stimme brach in Thränen, aber ehe Alphons Zeit hatte, sie zu unterbrechen, fuhr sie fort; „Ich bin nicht schlecht, mein Freund! glaub' es, ich bin auch zuweilen einer großen feurigen Empfindung fähig! Schilt mich nicht wieder, wenn Du Jene lobst, die keine Liebe und keine Flammen kennt, weil sie aus kaltem germanischen Blute entsprossen ist — opfere mich ihr nicht ganz auf — ich hasse sie, und hasse sie auch nicht! ich lechze nach Rache und sorge für ihr Heil!" — Die Thür der Einsiedelei öffnete sich in diesem Augenblick; Alphons, nicht wissend, was er von Allem diesem zu denken habe, folgte mit den Augen unwillkührlich dem Geräusch und erblickte jenen alten Mann, den Rose vor einigen Tagen aus den Händen des Pöbels rettete. Er hatte in seinem Versteck ihre Stimme gehört, ihr leidenschaftliches Flüstern vernommen und glaubte sich verrathen oder wenigstens seine edelmüthige Befreierin in Gefahr; deshalb trat er heraus, um durch ein schnelles Ueberliefern seiner Person allem Streit ein Ende zu machen und jene vor Mißhandlungen zu schützen. Kaum hatte ihn Alphons erblickt, als er einen Schritt zurück trat und in höchster Verwunderung ausrief: „Pater Firmont! Edgeworth! Sind Sie es? Unmöglich, es ist ein Wahn, meine Augen verblenden mich; wie kämen Sie hierher?"

Der Greis erstaunte nicht weniger; die Stimme des Jünglings, seine Gestalt, seine Züge kamen ihm bekannt vor, nur seine Kleidung und die seltsame Lage, worin er ihn mit Rose traf, verwirrte im Anfang seine Erinnerung; dann aber reichte er ihm die Hand: „O Alphons!" rief er aus; „Zögling meiner verehrten Gebieterin, sehe ich Dich wieder? Sey mir willkommen, geliebter Sohn, dreimal willkommen, weil ich Dich als einen tugendhaften Jüngling kannte und die erhabene Elisabeth Dir mit besonderer Huld zugethan war! O nun ist Alles gut! Du erscheinst mir, wie ein Bote des Friedens vom Himmel gesandt — Du wirst mich dahin führen, wohin alle Stimmen der Pflicht mich rufen!" — Alphons, dem es war, als trete mit diesem, ehemals so hoch verehrten Greise die ganze Vergangenheit vor ihn hin und mahne ihn mit sanfter, aber dennoch zermalmender Stimme an den Fluch der Gegenwart, sank, mehr von diesem Gefühl überwältigt, als aus wahrer Ehrfurcht vor dem Priester Edgeworth, auf die Kniee, als dieser die Arme öffnete, ihn an seiner Brust zu empfangen. „Ich ertheile Dir den Segen Gottes, mein Sohn!" sagte der Priester, „der uns Allen so noth thut in dieser Zeit des Entsetzens. Aber, ehe wir nach etwas Anderem fragen, ehe wir uns den wunderbaren Zufall erklären, der uns hier zusammen führt, uns, die treuen Diener des erhabensten und unglücklichsten Hauses, beruhige mich über das Schicksal der hohen Dulder. Sprich, wie befindet sich Ludwig und die edle Marie Antoinette? Ist Elisabeth noch dieselbe fromme, über jede Kränkung erhabene Seele? der Dauphin noch das blühende Kind — und die zarte holde Theresia? *) oder sind sie hingewelkt in der Kerkerluft?"

Pater Firmont bestürmte den Jüngling noch mit tausend Fragen, ohne ihm Zeit zur Antwort

*) Mademoiselle war damals 15 Jahr alt.

zu lassen, die Alphons nur in sehr abgebrochenen Sätzen ertheilte. Rose, der dieser Auftritt des Wiedersehens schon zu lang geworden war, hatte indessen in dem kleinen Behältniß der Einsiedelei den Korb ausgepackt und auf einem steinernen Tisch ein niedliches Mahl zurecht gesetzt. Sie kam jetzt heraus gesprungen, und mit aller ihr eigenen Munterkeit zog sie die Beiden nach sich in die Hütte, nöthigte sie, an dem Tische Platz zu nehmen, und machte mit der einnehmendsten Anmuth die Wirthin der kleinen Gesellschaft; keine Spur ihrer vorigen Bewegung war mehr zu sehen, keine Thräne trübte ihr heiteres Auge. Sie erzählte mit Laune, ja mit Witz, den Auftritt vor ihrem Hause, der für Edgeworths Leben so gefährlich zu werden anfing; sie gestand lachend, wie sie ihn erkannt, und doch unmöglich habe zugeben können, daß man einen so alten Mann ermorde; übrigens habe eigentlich der Umstand den meisten Einfluß auf ihren raschen Entschluß gehabt, daß die Laterne dicht vor ihren Fenstern gestanden habe und sie einen natürlichen Abscheu vor dem Anblick Gehängter empfinde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Zettel und der Knopf.

Der Pfarrer von C..., einem ansehnlichen Dorfe in der Nähe von Aberdeen, bestieg die Kanzel am ersten März Sonntage 1822, schlug seine Bibel auf, um die angehängten Gebete zu sprechen, und fand einen gefalteten Zettel, den er für eine der gewöhnlichen Fürbitten hielt, die sein Sacristan zum Ablesen ein zu legen pflegte. Er fing schon an, den Inhalt mit lauter Stimme zu lesen — als er plötzlich inne hielt, erblaßte, und, sich selbst unterbrechend, seine Pfarrkinder zum Gebet aufrief. Er sprach dieses mit so bewegter, bebender Stimme, daß der Umstand keinem seiner Zuhörer entging, und man ihn, nach vollendetem Gottesdienst, von allen Seiten um die Ursach seiner Bestürzung befragte. Mit vieler Mühe entzog er sich den Ausforschungen, eilte nach Hause und schloß sich ein. — Der Zettel, der einen so erschütternden Eindruck auf ihn gemacht hatte, war folgenden Inhalts: „Als ich gestern, Sonnabend, 10 Uhr Abends, nach Aberdeen zurück ging, bin ich unterweges, ohnweit Eurem Dorfe, von Eurem Sacristan und dem Schulmeister überfallen worden; sie haben mich ermordet und beraubt, und meinen Leichnam in die Öde geworfen. Betet für das Seelenheil von Jeremias Bruce." — Dieser Bruce war ein Hausirer von Aberdeen, dem Pfarrer wohlbekannt, und pflegte, so oft er nach dessen Dorf kam, bei dem Sacristan, der zugleich eine Schenke hielt, ein zu kehren.

Der Pfarrer nahm sich Zeit, die Sache zu überlegen. Nach eingenommener Mahlzeit begab er sich, die Bibel unter dem Arm, zum Friedensrichter, und meldete ihm den Vorgang; dieser läßt sich das Buch geben, schlägt auf, findet den Zettel, entfaltet ihn, hat aber ein leeres, weißes Blatt, lacht laut auf und versichert dem guten Pfarrer, er leide an Einbildungen und Hirngespinnsten. Der Pfarrer selbst weiß nicht, was er denken soll, traut seinen Augen nicht, hat deutlich gelesen, was auf dem Zettel stand und sieht die Schrift verschwunden. Nach einiger Ueberlegung faßt er sich, und giebt zwar zu, daß ihn der Friedensrichter für einen Träumer halten dürfe, besteht aber dennoch auf pflichtmäßiger Untersuchung. — Beide kommen zuletzt überein, die Sache geheim zu halten und vorsichtig in Aberdeen Erkundigungen ein zu ziehen. Es zeigte sich nun, daß Bruce am

vorigen Abend nicht nach Hause gekommen war. Jetzt stellte der Friedensrichter eine Haussuchung bei dem Sacristan und Schulmeister an, woraus sich nichts ergab. Beide schienen indeß verlegen und ängstlich; auch widersprachen sie sich in den Verhören, die man einzeln mit ihnen anstellte, insofern, daß hinlänglicher Grund sich vorfand, sie, trotz ihrem hartnäckigen Leugnen, zu verhaften. — Nach mehreren Tagen der Untersuchung verzweifelte man schon, sie zum Geständniß zu bringen und hinter die Wahrheit zu kommen, als, bei dem Lachsfang, einige Fischer Bruce's Leichnam im Wasser fanden. Es zeigten sich Verletzungen und Spuren erhaltener Schläge am Kopfe; aber den stärksten Beweis des Mordes enthielt seine festgeschlossene linke Hand — einen Knopf, von der Farbe und Gestalt derer am Schulmeister-Rocke, welchem gerade einer fehlte, der, als der Rock untersucht wurde, gewaltsam abgerissen zu seyn schien. Der Schulmeister, schon durch den Inhalt des geheimnißvollen Zettels erschüttert, jetzt vollends durch den unerwarteten stummen Zeugen überführt, konnte nicht länger an sich halten. Sein Geständniß hatte zur Folge, daß sein Mitschuldiger ebenfalls bekannte. Beide wurden zum Tode verurtheilt, und standen, unter Zeichen aufrichtiger Reue, zu Aberdeen ihre Strafe aus.

Erst nach ihrer Hinrichtung erklärte sich das Geheimniß des Zettels. Der junge Knecht des Pfarrers, ein kluger, aber äußerst furchtsamer Mensch, gab seinem Herrn den Aufschluß des bisher unerklärlichen Umstandes mit dem Papier. An demselben Abend, wo der Mord begangen worden, hatte er sich heimlich von der Pfarre weggeschlichen, um in einem benachbarten, ohnweit der Öde und der Heerstraße einzeln stehenden Meierhofe seine verlobte Braut zu besuchen. Unterweges hört er Stimmen, Streit und Geschrei. Er schleicht sich hinter Büschen längs der Straße näher, so daß er Alles sehen und hören kann, hat aber nicht Muth genug, sich zu zeigen und dem Ueberfallenen zu Hülfe zu eilen. Er kehrt eilends um und kommt nach dem Pfarrhofe zurück, außer sich vor heftiger Bewegung und unschlüssig, was er zu thun habe. Eines Theils heißt ihn sein Gewissen das Verbrechen angeben; andern Theils fehlt es ihm an Muth und Entschlossenheit, als Kläger auf zu treten. Endlich entschließt er sich, den Zettel zu schreiben und in seines Herrn Bibel zu legen. Kaum war dieser aber in die Kirche gegangen, als den Knecht auch schon dieser Anweg reut; seine Hand kann wieder gekannt, er zum Zeugniß aufgefordert werden; wie wird er, als einziger Zeuge, seinem Schulmeister und dem Sacristan gegenüber bestehen? Wie wird er den Mord beweisen können, wenn er zur Untersuchung kommt? Diese und noch andere Bedenklichkeiten ängstigen ihn; er benutzt die Tischzeit seines Herrn, nimmt den Zettel wieder aus der Bibel und schiebt ein Blatt weißes Papier an die Stelle, weil er selbst in der Kirche gewesen, folglich gewiß war, daß Niemand den Zettel gelesen hatte, als sein Herr.

S. H. C.

Merkwürdige Brücken.

Der seit einigen Jahren in Berlin stark betriebene Brückenbau macht die Beschreibung einiger Haupt-Brücken in Deutschland zu einem interessanten Gegenstande für manchen unserer Leser. Wir fangen mit der Prager an. Die Klein-Seite Prag's wird von der alten und neuen Stadt durch die Moldau geschieden. Darüber führt die große, schöne, steinerne Brücke, zu welcher Kaiser Carl IV. (gegen das Jahr 1360)

den Grund legte. Der Bau wurde durch den Hussiten-Krieg unterbrochen. Da auch nach dessen Beendigung die innerlichen Unruhen in Böhmen fortdauerten, so kam der Bau erst unter dem Könige Wladislaw II., nach etwa 150 Jahren, zur Vollendung. Bis zu Anfang des vergangenem Jahrhunderts waren an den Pfeilern dieser Brücke keine Statuen der Heiligen aufgestellt. Man sah bloß das Crucifix und von der Gegenseite das Bild der Gerechtigkeit, an der Stelle, wo die zum Tode verurtheilten Missethäter in den Fluß hinab gestürzt zu werden pflegten. Hier hatte der heil. Nepomuck, auf Befehl des Kaisers Wenceslaus, den Tod gefunden, und hier wurde auch späterhin sein Standbild errichtet. Das anfangs von Holz verfertigte Crucifix haben die Schweden bei der Belagerung von Prag in der Mitte von einander geschossen. Zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts hatte man das gegenwärtige metallene Crucifix aufgerichtet, welches auf Kosten der Juden und zu deren Strafe vergoldet ward, weil einige derselben, bei dem Vorübergehen, ihren Spott mit dem Gekreuzigten getrieben, weswegen denn auch, zur Verhüthung einer künftigen Beschimpfung dieses Zeichens des Christenthums, über das Crucifix der Name Gottes in hebräischen Buchstaben angebracht ward. Bei dem starken Eisgange vom Jahr 1784 wurde die Brücke beschädigt, da denn zur Herstellung derselben der Kaiser Joseph II. die erforderlichen Kosten anwies, zu dessen Andenken man das marmorne Monument an der Brücke aufstellte. Bald darauf brach man einen Theil des Geländers ab und eröffnete, vermittelst einer angebrachten steinernen Treppe, den Eingang nach der Insel Campa, richtete einen Fahrweg nächst dem Kleinseitener Brückenthurme ein, und trug bei dem Altstädter Thurme den mittleren Pfeiler, zur Bequemlichkeit der Fahrenden, ab. Die Länge der Brücke beträgt 700 Schritt. Die Breite ist so groß, daß vier Wagen neben einander fahren können. An Festigkeit des Baues hat sie vor allen Brücken Deutschlands den Vorzug. — Die Dresdener Elbbrücke war anfangs von Holz, und von den mächtigen Burggrafen von Dohna ausgeführt, deren Wappen an der Brücke stand und die im dreizehnten Jahehundert schon den Brücken-Zoll bezogen. Die häufigen Beschädigungen, welche sie durch die Fluthen erlitt, veranlaßten, wahrscheinlich in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, unter Heinrich dem Erlauchten, die Erbauung einer steinernen Brücke, welche, nach urkundlichen Angaben, bereits im Jahr 1287 stand. Sie hatte 24 Pfeiler, wurde oft, z. B. 1311, 1318, besonders 1343 durch Eisgang zerstört, und im Jahr 1344 von Neuem mit größerer Festigkeit erbaut, und zwar ganz aus Sandsteinen, die mit eisernen Klammern, in Blei gegossen, verbunden waren. Der Pabst ertheilte zu diesem Bau sogenannte Butter-Briefe, d. i. die Erlaubniß, für Geld in den Fasten Butter, Milch, Käse und Eier zu genießen. Sie hatte 23 geschlossene Bogen, auf beiden Seiten zinnenartig gebaute steinerne Lehnen, und war 800 Ellen lang. Mit dem Schlosse war sie durch eine Zugbrücke verbunden, die in's Georg-Thor führte. Der Churfürst Moritz ließ 1547, zur Erweiterung der Festungswerke, die Bogen von fünf Pfeilern, nach der Schloß-Seite zu, abbrechen und diese überschütten, um den Strom zurück zu drängen, der ohnehin nach dieser Seite zu strebt, so daß die Brücke nur noch 710 Ellen lang blieb. Im Jahr 1737 wurden, um Platz für die katholische Kirche zu gewinnen, wieder zwei Pfeiler verschüttet. August II. gab der Brücke (von 1727 — 1731) ihre jetzige Gestalt.

Der Grund wurde tiefer gelegt und gepflastert, durch Gegenbogen unter dem Wasser und größere Spannung dem Bau mehr Festigkeit gegeben, der Fahrweg erhöht und 13½ Ellen breiter gemacht, der mit Quadersteinen belegte Weg für Fußgänger, 3 Ellen breit, angelegt und durch ein zierliches, 5 Viertel Ellen *) hohes durchbrochenes Eisen-Geländer verschönert. Auf den Pfeilern wurden halbkreisförmige Austritte, 18 auf jeder Seite, mit steinernen Bänken angebracht. Die Brücke ist noch 552 Schritt lang. Der vierte Pfeiler, vom Schlosse her, welchen Davoust 1813 sprengen ließ, ist vor einigen Jahren neu aufgeführt und so geschickt ergänzt, daß man kaum den Unterschied bemerkt. Auf dem folgenden, dem fünften, an welchem sich der Elb-Messer befindet, und welcher noch die steinerne Brüstung hat, steht ein vergoldetes, 8 Ellen hohes, eisernes Crucifix, auf einem 12 Ellen hohen, aus Pirnaischen Steinen ausgearbeiteten künstlichen Felsen. Am Fuße des Kreuzes befindet sich eine starkvergoldete Kugel, um welche sich eine Schlange windet. Am Felsenstein ist eine Tafel von schwarzem Marmor eingelegt, mit der Aufschrift: „Joan. Georg. III. Elector aere fudit, Fridericus Augustus Rex ornavit et lapide substruxit" (Churfürst Joh. Georg ließ das Kreuz gießen, und König Friedrich August es verschönern und auf diesem Steine aufstellen.) Ueber dieser Inschrift ist eine zweite kleinere, hinsichtlich der Bogen-Sprengung, zum Ruhme der Russen angebracht: „Galli dejecerunt die 19. Mart. 1813. Alexander I. restituit die natali 24. Dec. 1813" (Die Franzosen stürzten ihn am 19ten März 1813 herab; Alexander I. ließ ihn an seinem Geburtstage, den 24sten Dezember 1813, wieder aufrichten.) Der Brücke gegenüber steht das sächsische Wappen. — Die Regensburger Brücke wurde von 1135 — 1146 aus Stein erbaut, hat 15 große Bogen, ist 1091 Fuß lang, 23 Fuß breit, und führt über die Donau, die am linken Ufer liegende Stadt am Hof mit Regensburg verbindend. Der Strom macht hier zwei kleine mit angenehmen Spaziergängen verschönerte Inseln, Ober- und Niederwörth, zu welchen man vermittelst einiger Neben-Abgänge dieser alten ehrwürdigen Brücke (der ältesten in Deutschland) gelangt.

*) Nicht 174 Ellen, wie in Hennig's „Reise-Taschenbuch durch die Gegenden von Dresden und Meißen und die sächsische Schweiz," durch einen Druckfehler, steht.

Anekdote.

Eine Gesellschaft vom ersten Range besah die landesherrliche Juwelen-Sammlung in *******. Der Inspektor, der sie herumführte, bat, als sich die Besichtigung geendet hatte, einen Augenblick im Vorzimmer zu verziehen, und brachte kurz darauf eine Schüssel mit Weitzen-Kleie. Er bat, sich in derselben die Hände zu waschen. Die Gesellschaft stutzte, und frug lachend um die Ursache dieser sonderbaren Wäsche. „Dies ist eine alte Einrichtung," hob der feine Mann an. „Sie stammt schon von langer Zeit her: Es ist nämlich hier einmal eine Gesellschaft von Standespersonen gewesen, um sich umzusehen. Eine junge Dame die sich unbemerkt glaubte, fand an einem äußerst kostbaren Ringe so viel Wohlgefallen, daß sie ihn heimlich wegpraktizirte; der damalige Inspektor dieses Cabinets wollte die Ehre dieser jungen Dame nicht Preis geben, er brachte also eine Schüssel Kleie, erzählte der Gesellschaft, daß diese Kleie-Wäsche ein altes Herkommen sei, und präsentirte die Schüssel der Gesellschaft der Reihe nach, der jungen Dame aber zuletzt. Alle wuschen sich lachend die Hände in der Kleie, auch die junge Dame. Diese hatte den Wink des Inspektors verstanden: sie ließ während des Waschens, den Ring in die Kleie fallen, und dem Cabinet war der Ring, der Dame die Ehre, und dem Inspektor der Posten gerettet, den er gewiß verloren hätte, wenn der Ring nicht wieder zum Vorschein gekommen wäre."

Man freute sich allgemein über die schonende Delikatesse des damaligen Inspektors, und wusch sich, unter Scherz und Lachen, die Hände in der Kleie.

Die junge Gräfinn Y erhielt die Schüssel zuletzt. Auch sie wusch sich ihre Rosenfinger.

Eine Purpurröthe stieg blitzschnell ihr in die Wange, ihre Lippen bebten. Die schneeweißen Hände zitterten. Aber keins bemerkte den schnellen Farbenwechsel im Gesichte der reizenden Gräfinn. Bloß der Inspektor las in ihrem Abschiedsblick, Beschämung und Dank für seine Schonung. Kaum war er allein, so eilte er zur Schüssel. Er fand den Kron-Juwelring von unschätzbarem Werthe, den diesmal seine Feinheit glücklich gerettet hatte.

Seitdem werden den Fremden die prachtvollen Edelsteine dieses einzigen Cabinets unter Glaskasten gezeigt.

---

* An den Herrn Redacteur des Bürgerfreundes.

Unbezweifelt haben Sie in Nro. 68 des Unterhaltungsblattes einen mit — i — unterzeichneten Aufsatz gelesen, welcher nach der Meinung mehrerer, vieler Berichtigungen bedarf und ich ersuche Sie, dieser einen Platz in Ihrer sehr beliebten und ausgebreiteten Zeitschrift zu gönnen

Nach dem Urtheile, das man allgemein von Sachverständigen und von Dilettanten hört, ist man nicht der, von Herr — i — in dem zweiten Absatze aufgestellten Behauptung, daß die Kritiken des Herrn — a — weit hinter den sogenannten — u — schen an Umfang, Witz, Raisonnement und Absprechen zurückgeblieben sind. Im Gegentheil lobt man vorzugsweise vor den — u — schen Kritiken die — a — schen, wegen ihres erläuternden Umfanges, ungesuchten und treffenden Witzes, ergründenden Raisonnements und gehörig belegten Absprechens. Daß sie scharf sind muß ich zugeben, aber sie sind auch scharfsinnig und was mehr sagt erwiesen und wahr. Kunstverständige auch selbst Künstler haben sogar die Kritiken des Herrn — a — „Dramaturgische Abhandlungen in Anwendung auf das hiesige Theater" die des Herrn — u — hingegen „ein Repertoir der schon gegebenen Stücke mit tagelöhnernder Apologie der Schauspieler" genannt.

Darum wäre die Parallele zwischen — a — und — u — besser ganz weggeblieben. Jedoch scheint es beinahe, als hätte Herr — i — mit dem „gleichwohl" und „so läßt sich doch" pp. das Gegentheil von dem sagen wollen, was er gesagt hat, indem der ganze zweite Absatz überhaupt etwas verwirrt ist und auf den Vordersatz „daß jenen früheren" der erforderliche Nachsatz gänzlich fehlt.

Ohne also selbst zu einer weitern Parallelisirung zu schreiten, die nichts zur Sache thut, muß doch wohl gegen die des Herrn — u — mit einem Böttiger bescheidentlich protestirt werden. Wenn ich auch nicht wie Herr — i — sagen mag, im Einverständniß mit allen Theaterfreunden, so doch gewiß in dem mit den Kunstverständigen, waren die — u — schen Kritiken wohl zu dem Resultat geeignet: „unser Theaterpersonale als Muster für Deutschland," keineswegs aber „unser Theaterpublikum als das belehrteste und am richtigsten in der theatralischen deutschen Welt urtheilende zu erblicken." Nach damaligen Aeußerungen über diese sogenannten Kritiken stimmte vox populi durchaus nicht damit überein, und gewiß waren sie keine vox dei, da sie weder belehrten noch besserten. Vielmehr ermüdeten sie den Leser und, wie es schien — auch die Redaction, welche dann die belehrenden und unabhängigen aufnahm.

Einverstanden indeß mit Herr — i — über das Interesse für Theater-Kritiken und über den Nutzen der guten, ersuche ich sie im Auftrage eines geschloßnen Kreises von Kunstfreunden, durch die öffentliche Mittheilung dieser Vertheidigung und Aufforderung den Herrn — a — zur Fortsetzung seiner Beurtheilungen zu veranlaßen, besonders da wir aus derselben Feder auch Aufsätze über andere Gegenstände gehabt haben sollen, die sich durch genaue Kenntniß schriftstellerischer Rechte und Freyheit zum besten des Publikums, durch Gründlichkeit und geschmackvolle Diction auszeichnen.

Als Theilnehmer beider Zeitschriften, aber ergeht hindurch auch mein und mehrerer Freunde Wunsch an Herrn — u — zur Fortsetzung seiner Kritiken im Unterhaltungsblatte, da er hoffentlich die deutlich gewordene Ermüdung durch die früheren, dazu benutzt, um nach den von Herrn — a — ihm gegebenen Winken nicht wieder in den Fehler der Indifferenz für den Kenner, der Nichtbelehrung für den Layen, der abhängigen Partheylichkeit und der ängstlichen Scheu der Wahrheit und des nothwendigen Tadels zu verfallen. Unter dieser verbeßerten Gestalt wird er uns herzlich willkommen seyn, und dem Publikum, der Direction und den Schauspielern wohlthun.

Ich ersuche Sie um die Aufnahme dieser Zeilen im Namen aller derer, welche vielleicht einen der nachstehenden Buchstaben in ihren Namen haben.

— a — e — i — o — u — y —

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 71.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 4. September 1823.

Auf Erden wohnt der Wunsch, im Himmel nur die Lust.
Ernst Schulze.

Spät-Abend.

Schweigend, lauschend auf des Himmels Zeichen,
Ruht die Erde, friedlich eingewiegt,
Ihre gluthgetränkten Farben bleichen,
Von dem Grau der Dämmerung besiegt,
Leiser rauscht des Westes Kuß im Haine,
Matter wogt das Halmenfeld am Raine
Und die Blume neigt in Traumeslust
Sanft sich nieder an die Mutterbrust.

Finsterschattend schwiegt mit Geisterschwingen
Dämm'rung sich um Hügel, Hütt' und Haus,
Und die Reigen froher Lust verklingen,
Und die heitern Lichter löschen aus.
Einsam steht die Bühne, wo das Leben
Seinen bunten Fastnachttraum gegeben,
Schatten gleich ziehn in der Dämm'rung Grab
Die Gestalten froher Lust hinab.

Tag, wohin flohn deine Glanzgebilde,
Deine Feste, deine laute Pracht?
Groß und ernst zieht über das Gefilde
Deine Siegerin, die hehre Nacht.
Prunk und Armuth, Schmerz und Freuden reichen
Sich die Hand, sich liebend zu vergleichen,
Kron und Purpur, Last und Bettelstab,
Alles nimmt sie ihren Kindern ab.

Und was blendend unser Herz bestrickte
Und zum Wunsch entflammt den eitlen Sinn,
Was den Geist beengend niederdrückte —
Alles sinkt an ihrem Throne hin,
Still und deutungvoll enthüllt sie oben
Gottes Reich mit seinen lichten Globen,
Weis't mit einem großen Siegerblick
Jedes Eitle in sein Nichts zurück.

Sterne, sprecht's zu Allen, die da klagen,
Ruft's hinein in jene wunde Brust:
Nur hinauf das stille Herz getragen,
Und es wird sich seiner Kraft bewußt!
Ringt sich frei von eitler Wünsche Ketten,
Eilt, sich an die Vaterbrust zu betten,
Und legt gläubig seiner Zukunft Loos
Nieder in der ew'gen Liebe Schooß.

Alphons und Rose Santerre.

(Fortsetzung.)

„Sonderbar, meine Tochter!“ sagte Pater Firmont, indem er Rose aufmerksam betrachtete; „Du strebst mit Willen, das Motiv einer Handlung zu verkleinern, die an sich so schön war. Da Du mich kanntest, wußtest Du ohne Zweifel, welche Absichten mich herführten, und nur die rasche Ueberlegung, wie nützlich mein armes Leben den erhabenen Unglücklichen werden könne, leitete Deinen Schritt!“ — „Wie sehr irrt Ihr!“ sagte Rose mit Erröthen, „mir dergleichen Beweggründe unter zu schieben, von denen ich in meinem schlechten Herzen gar keine Begriffe habe. Ich bin nur ein gemeines Mädchen“ — fuhr sie, mit einem raschen Seitenblick auf Alphons, fort — „die Tochter Santerre's und folglich ist an so etwas bei mir gar nicht zu denken.“ — „Mädchen!“ sagte Alphons, sie mit flammenden Augen betrachtend; „wenn Du ihn gekannt hättest, wenn Du aus himmlischem Erbarmen für die, die Du hassest — nein, sage nein — ich kann es nicht fassen und mir wäre um nichts besser dadurch!“ — Rose's Blicke begegneten den seinigen und es lag ein Ausdruck darin, dem er nicht zu widerstehen vermochte. Er zog sie an sich und preßte sie an seine Brust. „Pater Edgeworth!“ rief er, „lassen Sie sich nicht irre machen, das Mädchen ist gut, ich schwöre es bei Ihrem Gott, sie ist gut!“

Es dauerte lange, ehe der ehrwürdige Priester begreifen konnte, was sich vor seinen Augen begab. — Endlich belehrte ihn Alphons, indem er ihm die Geschichte seines Lebens erzählte, alle die Umstände ihm enthüllte, die darauf eingewirkt hatten. Edgeworth betrachtete den Jüngling mit steigendem Antheil, aber auch mit wachsendem Erstaunen, dem ein Grad von Entrüstung und Unwillen sich beigesellte, je mehr er vernahm. Jetzt erst ward er auf die Kleider aufmerksam, die Alphons trug, auf die Farben und die Kokarde seiner Mütze. Schon lange hatte Jener geendet, als er noch immer keine Worte finden konnte, als sein ernster, sich mehr und mehr verfinsternder Blick noch immer den Jüngling traf, der vergebens strebte, seine Verlegenheit zu bekämpfen und endlich seine Zuflucht zu jenem Trotz nahm, hinter welchem ein unsicheres Gewissen in Gegenwart eines Tugendhaften sich so oft zu verschanzen pflegt. — „Junger Mensch!“ sagte endlich Pater Edgeworth; „gesteh' es mir zu Deinem eigenen Heil, sage es zu meiner Beruhigung, daß Du lügst, daß Deine ganze Beichte ein Gewebe der Erfindung gewesen sey! Du, Du wolltest zu den Henkern Deines Königs gehören — könntest ein untreuer Diener geworden seyn und derjenigen feindlich gegenüber stehen, deren himmlische Milde Dich mit unzähligen, unnennbaren Wohlthaten überhäuft hat; die Deine Jugend aus der Dunkelheit zog, Deinen Geist bildete und Dein weiches Herz den Eindrücken der Tugend empfänglich machte? — Unglücklicher, sage nein!“ fuhr Edgeworth mit steigendem Affekt fort — „Du konntest Sie nicht verrathen, die Dir jede Freude gegeben hat, welche Dein Daseyn schmückte! Verlassen konntest Du sie, konntest entfliehen, wenn Du nicht den Muth hattest, sie mit Deinem Blut zu vertheidigen, wie so viele andere edle Männer gethan haben, die ritterlich gefallen sind — aber dieses Kleid zu tragen, wie ein feiger, niederträchtiger Verräther —“ — „Komm, Rose!“ stöhnte Alphons, indem er sie bei der Hand nahm und nach der Thür schwankte; er war so bleich, seine Hand so eisig kalt, daß Rose ihn mit Entsetzen ansah.

„Ha!“ fuhr Pater Edgeworth in heiligem Eifer fort, „Deine Flucht und Dein Erbleichen bestätigen mir Deine ungeheure Schuld! O warum mußte ich Dich wieder sehen, um Dir zu fluchen — ja, Du Verlorner, ich fluche Dir!“ —„ Erbarmen!“ rief Rose, ihm zu Füßen stürzend. Alphons riß sie weg; er stand plötzlich still, die Farbe des Lebens kehrte auf seine Wangen zurück, sein Puls fing wieder an zu schlagen. Er fühlte, das Pater Edgeworth ihm zu viel that, seine edlere Natur regte sich und indem sie sich siegend über jene entsetzlichen Beschuldigungen erhob, flößte sie ihm eine Art von Stolz ein, der ihn in diesem Augenblick vor der Verzweiflung rettete, ja ihm so wohl that, daß er dem Priester kindlich, rührend entgegen lächelte. Wie die zu tief hinab gedrückte Feder plötzlich empor schnellt, so dehnte sich mit jeder Sekunde ein Friede, wie er ihn lange nicht gefühlt hatte, durch alle Räume seiner Brust aus; er seufzte tief, ergriff dann des Priesters, noch zum Fluch erhobene Hand, küßte sie, und sagte mit dem weichsten Accent der Stimme: „Ehrwürdiger Vater, denkt nicht zu schlimm von mir. Ich bin gut und wenigstens kein feiger Bösewicht — ich war ein abgerissenes Blatt, das der nächste Sturm willenlos mit sich führte — wollt Ihr mich deshalb verdammen? Ueberhaupt flucht nicht, mein Vater! Oeffnet Eure ehrwürdigen Lippen nur zum Segen, auch wenn ihn einmal ein Unwürdiger empfinge! Fluch haben wir ja so schon genug, warum noch die Geister der Hölle herauf bemühen, unsere Schmerzen zu vermehren?“ — Alphons schönes Auge war bei diesen Worten auf den Priester gerichtet, seine ganze Seele schwamm darin: der Ausdruck der Bitte war unwiderstehlich. Edgeworth wandte sich ab und warf sich auf den steinernen Sitz nieder; Alphons näherte sich ihm, berührte die weißen Locken des Greises, beugte sich über ihn und ein Paar warme Thränen fielen auf seinen Scheitel. — „O mein Gott!“ rief Edgeworth, Du Allerbarmender „Du unendlich Gütiger! Wirst Du mir vergeben, wenn ich ihm vergebe!“ —„Das,“ sagte Alphons, das sind die Worte, mein Vater, die sich für Ihre heiligen Lippen schicken! Segnen Sie mich, denn ich bin ein unglückliches Kind, das, von der Brust der Mutter gerissen, in fremdem Elend verschmachtet, und lassen Sie uns nun über die nächste Zukunft berathen, die Mittel bedenken, die Sie am sichersten in den Tempel führen können, und dann in Frieden von einander scheiden. Sie sehen, mein Vater, ich kann auch noch an das Nothwendige denken, noch ist meine Seele nicht krank und der Mechanismus meines Daseyns nicht in's Stocken gerathen; bald aber, Sie heiliger Mann, bald hätten Sie ihn zerstört!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Theater- und Concertmusik.

Da bei der Wiedereröffnung unserer Bühne, dem Vernehmen nach auch nächstens Goethens Egmont wird aufgeführt werden und dieses Meisterwerk des großen Dichters bereits früherhin hier allgemeinen Beifall erhielt, so halten wir es für zeitgemäß, eine Bearbeitung desselben für den Concertsaal in unser Blatt aufzunehmen, die wir aus der Beilage Nro. 3 zur Allgem. Musikalischen Zeitung Nro. 22. Jahrgang 1821, entlehnen, und glauben, daß sie unsern Lesern um so mehr willkommen seyn wird, da diese Bearbeitung auch hier in Bremen vor einiger Zeit, nämlich am Schluß der vorigen Winter-Concerte, aufgeführt wurde, und wo man den Wunsch äußerte, den Text näher kennen zu lernen.

Die Redaktion.

Beethovens Zwischenacte zu Göthe's Egmont;

mit declamatorischer Begleitung

von

Friedrich Mosengeil.

Zur Einleitung.

Nur allzuselten geht Egmont über die vaterländischen Bühnen, und ungern büssen viele Freunde dieses dramatischen Meisterwerks mit ihm zugleich den Genuß eines musikalischen Meisterwerks ein. Wir meinen die unvergleichlichen Zwischen-Akte, die Herr van Beethoven für jene Tragödie componirt hat. *) Wollte man sie als Concert-Musik vortragen, so müßte ihre Wirkung großentheils verloren gehn, so lange nicht die mangelnde Darstellung des Stücks selbst einigermaßen ersetzt wäre, und durch irgend ein Kunstmittel die poetische Feinheit des Ganzen hergestellt würde. Hiezu sind die nachstehenden Declamationsstücke bestimmt; welche Zuhörer voraussetzen durften, die das große dramatische Gemälde selbst aus äusserer oder innerer Anschauung kennen, und denen daher eine Skizze zur lebendigen Hervorrufung der Hauptmomente genügt.

Vielleicht dürfte Beethoven's Musik mit dieser declamatorischen Begleitung besser gehört und gewürdigt werden, als bey der theatralischen Aufführung des Egmont. Denn wo ist ein Theater-Publikum, das musikalische Zwischenacte (zumal solchen Gehaltes!) mit der nöthigen Ruhe und Aufmerksamkeit anzuhören gestimmt wäre? Je mehr das Stück selbst die Aufmerksamkeit fesselt, so lange der Vorhang gehoben ist, desto mehr pflegt sie zu erschlaffen, wenn er sinkt, und leider ist man nun einmal daran gewöhnt, bey jeder dramatischen Darstellung, die sich nicht ausdrücklich als Oper oder Melodram ankündigt, die Musik nur als Dareingabe und Lückenbüsserey zu betrachten.

Auf diese Bemerkungen gründete der Verf. dieses Versuchs die Hoffnung: daß manchen Freunden der Tonkunst mit der Bekanntmachung dieser Zwischenreden zu jenen Zwischenacten gedient seyn möge. — Ein Declamator findet sich unter ihnen in unsern Tagen wohl überall; und mit seiner Beyhülfe könnte jene herrliche Beethovens'sche Composition auch in solchen musikliebenden Zirkeln aufgeführt werden, wo man sie ausserdem niemals zu hören bekäme.

Eine andere liebe Hoffnung will der Verf. nur flüchtig berühren; überzeugt, daß auch die umständlichste Darlegung ihrer Gründe beym Publikum doch nicht ansprechen würde, falls er vielleicht selbst über ihren Gehalt im Irrthum seyn sollte, — welches bessere Kenner entscheiden mögen.

Es scheint nemlich, als wäre mit diesem Versuch die Aussicht auf einen neuen Vereinigungspunkt verschwisterter Künste eröffnet: der Dichtkunst — durch welche die Sprache zur Musik, — und der Tonkunst, — durch welche die Musik zur Sprache wird; — und es dürften hier die sich so rühmlich auszeichnenden Componisten unseres Vaterlandes noch gar manchen begeisternden Stoff zu bearbeiten finden.

Ueber die Unzulässigkeit der musikalischen Miniatur-Malerey — wie sie sich nicht selten in den Werken sonst guter Meister, (so z. B. hie und da bey Haydn) in manchen Melodramen, ja sogar in einigen wenigen Productionen unsers Beethoven findet, haben Kennerstimmen

*) In Stimmen sowohl, als im Klavierauszug vor einigen Jahren bei Breitkopf und Härtel erschienen.

längst entschieden. *) Darüber sind sie indeß wohl auch einverstanden: daß die Wirkung desto erfreulicher seyn müsse, wenn ein Meister der Tonkunst schon gegebene, dem Gemüthe der Nation vertraut gewordene poetische Darstellungen im Großen aufzufassen, und gleichsam al fresco zu malen versteht. Hier handelt sichs nicht davon, das Piepen einzelner Vogelstimmen und „wie der Hund im Felde streift" — und wie's Tag und Nacht wird, — wie der Löwe brüllt, und der Sturmwind pfeift, und der Regen raschelt, anzudeuten. Nein, hier gilt's, große Gemüthszustände, die durch das Rein-Menschliche ihres Wesens leicht aus Seelen in Seelen übergehen, erst durch die göttliche Kraft des Dichters in sich selbst, und dann unwiderstehlich auch im Hörer hervorzurufen; — hier gilt's, das Höchste, was ein verhülltes Verhängniß und Tugend und Schuld, aus dem Freudenbecher oder aus der Zornschale über Menschenherzen ausgegossen, — Entzücken, Liebe, Freude, Friede, Trost; — Wehmuth, Jammer, Seelenqual, Verzweiflung, — da wo keine Worte ausreichen, begeistert in Tönen auszusprechen, ja selbst, in so fern es die Grenzlinie des Schönen nicht überschreitet, auszuschreien und auszustöhnen.

Die Einförmigkeit, die in der Anordnung unserer, sich ins Unendliche mehrenden Sinfonien allmählig auffallen muß, könnte vielleicht auf diesem Wege durch angenehmen Wechsel vermieden und einer der edelsten Künste immer mehr Ohren und Herzen gewonnen werden.

Beethoven hat sich zu seinen Zwischenacten zum Egmont offenbar zunächst durch die Stellen des Stücks veranlaßt gefunden, die ausdrücklich musikalische Begleitung vorschreiben. Aber er hat noch unendlich mehr geleistet, als gefordert wurde, und als vielleicht im Allgemeinen bis jetzt erkannt worden ist. Hier glauben wir jene musikalische Fresco-Malerey als Muster aufgestellt zu sehn, und gewiß liesse sie noch bey vielen andern dramatischen Werken eine mannigfaltige Anwendung zu. Wir nennen hier nur: Göthe's Faust (der in seiner colossalen Gestalt ohnehin auf unsern Theatern nicht Platz findet) Auch große Meisterwerke eines, unserer Sprache fremden Genius, zum Beispiel die der griechischen Tragiker, welche weder als Uebersetzung noch als Umarbeitung sich der teutschen Bühne jemals recht aneignen werden, müßten, so aufgefaßt und behandelt, ihren ewigen Werth gefallend und bildend kund thun. — Einzelne einfache Scenen könnten dialogisch recitirt werden. Hier und da müßten große Gesangchöre, den Totaleindruck ganzer Acte wiedergebend, eintreten; selbst mimische Tableaux, wie sie unsere Zeit erfand, würden mit kluger Sparsamkeit an rechter Stelle erscheinend, (z. B. Clärchens Bild in Egmonts Traum) von angenehmer Wirkung seyn. Kurz, es scheint mit dieser Ansicht ein weites, des Anbauens wohl lohnendes, Feld eröffnet zu seyn für den Dichter, den Componisten und den Declamator; welcher letztere hier aus dem bisherigen engen Kreise heraustritt, und sich zum glänzenderen Rang der griechischen Protagonisten und Choragen erhebt.

Doch man sieht wohl, diese Idee schpricht den Verf. des nachstehenden Versuches so innig

*) Uns dünkt vielmehr, daß Beethoven die musikalische Malerei immer sehr geschickt angebracht und poetisch eingeflochten habe, wie besonders in der Pastoral-Sinfonie, und daß er sie nicht bis in's kleinliche getrieben, sie folglich alsdann auch zulässig sei, wenn sie nur sparsam angewendet wird.

an, daß er seinem ersten Vorsatze, sie nur flüchtig zu berühren, fast untreu geworden, und, von ihr übermeistert, fremden Urtheil allzuweit vorangeeilt ist, statt es ruhig harrend zu erwarten.

Am Schlusse dieser Einleitung darf noch erwähnt werden, daß die erfreuliche Wirkung, welche bey der mehrmaligen Aufführung dieser Declamations-Stücke durch die wärmste Theilnahme eines sehr gebildeten Zirkels sich äusserte; — vorzüglich aber das billigende Urtheil, welches Egmonts großer Dichter selbst ihnen schenkte, zur öffentlichen Mittheilung derselben ermuntert habe. Möchten Freunde und Pfleger der Künste diese Idee, so wie sie mit Liebe gegeben worden, auch mit Liebe auffassen, und den unvollkommenen Anfang kunstgerechter fortsetzen und vollenden!

Fr. Mosengeil.

Prolog. *)

Der Geist, — bedrückt, gebunden in den Schranken,
Der engen, oft nicht heitren Wirklichkeit, —
Schwebt leicht und frey im Reich der Ideale.
Am Abend sinkt des heissen Tages Bürde,
Wenn aus der Musen klaren Himmelsquell
Mit neuem Muth wir neue Kraft uns schöpfen.
Dann wandeln, von der heitren Kunst geführt,
Wir fesellos in ihres Tempels Hallen;
Und dort im Hayn, wo auf der Göttin Wink
Die holden Wunderblumen freudig sprossen,
Die, zartgepflückt zum farbenreichen Kranze,
Ihr unverwelklich um die Lyra blühn: —
Bald lauschen wir entzückt mit Ohr und Herz,
Wenn sie die goldnen Saiten mächtig rühret;
Und bald muß jener Vorhang auf sich rollen,
Der magisch schimmernd eine Welt enthüllt,
Wo sanftbewegt die lieblichsten Gestalten, —
Des Lebens Lust und Leid verschönend, — walten.

Wenn Carlos dort an Posa's Herzen ruht;
Wenn groß und mild Maria Stuart scheidet:
Zu ihrem Sternbild auf die Jungfrau schwebt; —
Wenn dann Torquato Tasso's herbe Schmerzen
In süssen Lauten tönend sich ergiessen;
Dann Götz die starre, kalte Eisenhand
Auf's weiche, warme, teutsche Herz sich drückt; —
Dann Egmont, frey und treu und groß,
In mächt'ger Liebe für ein leidend Volk, —
Sein stolz es Haupt, von Lebenslust umkränzt,
Mit Wangen, die dem Tode nicht erblassen,
Dem Mordbeil des Tyrannen muthig reichet: —
Wo ist ein Herz, das dann nicht höher schlägt?
Ein Auge, dem die Thräne nicht entfällt,
Die tief der Menschheit heilgem Born entsteiget, —
Das Auge glänzend schmückt, — das Herz erweichet;

Wir wagen jetzt, auf neubetretner Bahn,
Verehrteste! solch edlem Ziel zu nahn.
Seyd uns geneigt, wenn wir ein großes Leben,
Wie's uns ein großer Dichter aufgestellt,
In kleinen, flücht'gen Bildern wiedergeben.
Und ist ein edler Meister beygesellt,
Durch mächt'gen Ton das schwache Wort zu heben,
Ergänzend unser mangelhaftes Streben.
So möge denn, was sich dem Blick entzieht,
Gestaltenreich der Phantasie entsteigen!
Hier, wo der Kunst die Opferflamme glüht,
Wird sie zu süssem Wahn den Hörer neigen;
Sie wird begeisternd ihm ihr Eden zeigen,
Wie's ewig jung um ihren Tempel blüht.

Des Kenners Tadel, — ob er sich erhebt,
Und, wo wir straucheln, uns zu richten strebt, —

*) Dieser Prolog wurde bey der Aufführung in Leipzig, wahrscheinlich wegen der Länge des Ganzen, weggelassen, und Beethovens Ouverture machte so den Anfang. W.
(Auch bei der Aufführung in Bremen wurde dieser Prolog, wegen der Länge des Ganzen weggelassen.)

Er wird doch huldigend der Liebe schonen,
Die sich des Dichters edlen Freunden weiht,
und, zagend selbst, sich süsser Hoffnung freut:
„Es werd' ihr stiller Dank uns freundlich lohnen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Am 15. April 1802 ging Andreas Herzeg, ein ziemlich wohlhabender Landmann aus dem Dorfe Uhorßka im Neograder-Komitate in Ungarn, mit dem frühesten Morgen nach einem andern Dorfe, um Bretter einzukaufen. Auf dem Heimwege sprach er um Mittag bei seinem Bruder in Berzeßno ein, um sich mit diesem über eine gewisse Angelegenheit zu besprechen. Als er von da seinen Weg, der über einen Berg führte, nach Hause fortsetzen wollte, erhob sich ein dicker Nebel mit Schnergestöber, vor welchem er sich in eine Felskluft, in welcher etwa für drei Menschen Platz war, verbarg. Hier befiel ihn ein Schlaf, der bis zum 8. August, also volle sechszehn Wochen dauerte, ohne daß Herzeg in dieser Zeit irgend eine Nahrung genoß. Bei seinem Erwachen befand er sich matt und kraftlos, und die Kleider waren auf der Seite, auf welcher er gelegen hatte, verfault. Mühsam schleppte er sich nach Hause, wo man ihn verunglückt geglaubt hatte, und ihn daher kaum aufnehmen wollte. Bis zum achten Tage nach seiner Rückkehr konnte er, wegen Schmerzen in den Kinnladen, den Mund nicht öffnen und nur einige Flüssigkeiten als Nahrung genießen. Am vierten Tage nach seiner Rückkehr schon nahm er das heilige Abendmahl, weil er seinen baldigen Tod erwartete. Dann schlief er abermal drei Tage, und erwachte von selbst, nachdem im Kopfe sich ein Geschwür geöffnet hatte, davon der Eiter aus beiden Ohren heftig hervorquoll. Jetzt war seine Krankheit gehoben, und der Mann erholte sich zusehends wieder, so daß er seine vorigen Kräfte wieder erlangte. Er lebt noch und befindet sich vollkommen gesund. Die Wahrheit dieses Ereignisses ist durch gerichtliche Protokolle hinlänglich bewährt.

Der Bienen-Zähmer.

Der Engländer Wildam besaß die sonderbare Fertigkeit, Bienen, Wespen und einige Arten von Fliegen sehr schnell ganz zahm zu machen. Am 4. Juni 1774 gab er, in Gegenwart des Erb-Statthalters und seiner Gemahlin, sehr merkwürdige Proben von dieser Kunst, vorzüglich mit Bienen. Er zeigte einen Bienenstock vor, aus welchem er in zwei Minuten die sämmtlichen Bienen, mit denen dieser angefüllt war, heraus fliegen und dieselben auf den Hut eines der Anwesenden sich setzen ließ. Von da lockte er sie auf seinen eigenen entblößten Arm, um welchen sich diese Insekten, wie ein Muff, rund umher legten. Hierauf ließ er sie seinen Kopf, wie mit einer Mütze, bedecken, welches nicht leicht scheint, weil die Bienen gewöhnlich wüthend werden, wenn nur eine einzige sich in den Haaren verwirrt. Auch auf einem Tische spazierten sämmtliche Bienen, nachdem er ihnen Zeichen gab, ruhig herum. Sein Geheimniß wurde besonders deshalb auffallend, weil er die Künste mit jedem ihm ganz fremden Bienenschwarm ausübte, den man ihm nach Belieben zu seinen Versuchen anwies. Eine gereizte Wespe konnte er in fünf Minuten so zahm machen, daß sie nicht stach. — Man hat diese Erscheinung dadurch erklären wollen, daß Wildam eine Bienen-Königin heimlich bei sich getragen haben sollte. Aber jeder Bienen-Kenner weiß, daß dieses Mittel allein

zu ähnlichen Wirkungen nicht hinreicht, wenigstens bei Wespen und Fliegen gar nicht in Anschlag kommt. Vielleicht besaß der Künstler irgend ein verborgenes Witterungs-Mittel.

Wilster.

Buntes aus der Zeit.

Aus Paris. Zwei zierlich gekleidete Herren steigen aus einem schönen Tilbury aus, und nehmen auf einer Gartenbank Platz. — „Endlich ziehe ich mich zurück," sagte der Aelteste, „ich habe verkauft." — Das habe ich gehört, sagte der Andere, und wie hoch? — „Um 150,000 Franken, in 5 Jahren zahlbar, gegen gute Sicherheit." — Das ist zu wohlfeil, mein Bester! es sind erst 2 Jahre, daß ich um 200,000 Franken gekauft habe, wovon 50,000 Franken baar und der Rest in zwei Jahren mit Sicherheitsstellung erlegt wurden. — „Was will man machen, ich war des Geschäfts müde." — Sie hatten doch eine zahlreiche Kundschaft? — „Die ausgesuchteste von Paris." — Und Sie machten Geschäfte mit dem Auslande. — „Mit den besten Häusern Englands und Rußlands." — Sie haben unrecht gethan, zu verkaufen. — „Das mag seyn, aber es ist nun einmal geschehen. Und Sie?" — Ich bin ziemlich zufrieden, und doch sind die Unkosten übertrieben. Ich habe drei Geschäftsgehülfen, einen Buchhalter, zwei Landendiener, mein Cabriolet, meine Pferde. Das nimmt kein Ende, doch habe ich am Ende jeden Jahres einen reinen Gewinn von 40,000 Franken, und ich würde mich nicht um 300,000 Franken zur Uebertragung meines Geschäfts verstehen. —

Wer sind denn diese beiden Herren? — sind es Wechselagenten, Handelsmensale oder Kaufleute? — Nein, zwei Schneider . . . und sie hatten die reine Wahrheit gesagt.

Sylbenräthsel.

Es trat ein Werkmann vor sein Haus
und horchte nach der Ersten aus,
zu lauschen, ob sie käme
und ihm den Kummer nähme.

Bleibt sie mir aussen, seufzet er,
so werden mir die Andern leer,
wie ich schon schmerzlich merke
an Tasche, Muth und Werke.

Da kehrt' ein Zierling bei ihm ein,
der wollte weit gewesen seyn;
Auch war's ihm, kraft der Andern,
ein leichtes, viel zu wandern.

Der wollt' ihm lehren, wann und wo
die Erste komme so und so,
und wie's ihm convenire,
daß heute sie pausire.

Der Meister die Geduld verlor.
Er schob den Schwätzer vor das Thor
und sprach: „Laß' er von draussen
„mir seine Erste saußen."

„Kann Er das nicht zu dieser Frist,
„so zieh' Er fürder, denn Er ist
„Trotz seines Wortschwalls Glanze
„ein ganzer — wie das Ganze."

— b —

(Hierbey eine wöchentliche Beylage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 71.

Bremen, Donnerstag den 4. September 1823.

Gestorben.

Den 22. August. Der Kaufmann Claude Auguste Dezermeaux, 37 Jahr alt, gebürtig aus Lyon, logierte bey Uckermann.

Den 23. August. Der Zimmergesell Joh. Gottl. Leitner, 54 J., a. d. Pieperstraße Nr. 12.

Den 23. August. Des Schiffszimmermanns in Payekengang Nro. 2. Johann Philipp Müller Sohn, todt geboren.

Den 23. August. Des Arb. Herrmann Plato zu Hastedt Sohn, 2¼ J.

Den 24. August. Der Küper Anton Wohlgemuth 48½ J., a. d. Klosterstr. N. 9.

Den 24. August. Des Schuhmachers a. d. Huckpforte Johann Gottlob Winkler Sohn, todtgeboren.

Den 25. August. Der Kaufmann Christ. Diedr. Schmidt 41 J., a. d. Schlachte Nr. 2.

Den 25. August. Adelheid Wendt a. d. Vorfelde Nro. 31, 20 J.

Den 25. August. Der Tischler Michael Rumanoffsky 45 J., im Schnoor Nro. 21.

Den 26. August. Des Arb. Georg Friederich Gabell Sohn, a. d. Düsternstraße Nro. 47, 1 J.

Den 26. August. Der Nachtwächter Bernhard Lange 43 J. alt, im Krankenhause.

Den 26. August. Herrmann Bätjer Ehefrau, geb. Rothfoß 75 J., a. d. Klosterstr. Nr. 3.

Den 26. August. Des Friedr. Wilh. Ebeling Sohn, in Mienabersgang Nro. 13, 1½ J.

Den 26. August. Der Zimmergesell Joh. Heinr. Schiffler 48 J., a. d. Königstr. Nro. 6.

Den 26. August. Des Gehülfelehrers, Heinrich Wilhelm Kompf Ehefrau, geb. Elise Sab. Schmidt 30 Jahr, a. d. Grünenstr. Nro. 3.

Den 27. August. Des Arb. Carl Wilhelm Robertus Tochter, a. d. Schweinestr. Nro. 69, 5 Tage.

Den 27. August. Der Metta Lagemann Sohn, a. d. Altona Nro. 2, 9 Tage.

Den 27. August. Der Handelsm. aus Brinkum Joh. Gerd Bülter 36 Jahr.

Den 27. August. Des weyland Korbmachers Joh. Schwaan Wittwe, geb. Ilken, 81 J., a. d. Adamspforte Nro. 5.

Den 27. August. Des Tischler-Amtmeisters Georg André Tochter, Namens Henriette Augustine 12½ J. a. d. Knochenhauerstr. Nr. 12.

Den 27. August. Des weyland Schullehrers Friederich Schröder Wittwe, geb. Bauermeister 50½ Jahr, im Runken.

Den 28. August. Des Kaufmanns Heinrich Meyer Ehefrau, geb. Ruhl 33 J., a. d. Wagestr. Nro. 2.

Den 28. August. Der Kaufmann Johann Conr. Schütte 80¼ J. a. d. Johannistraße Nro. 161.

Den 28. August. Des Küpers Peter Mohr Sohn, 2 J., Schützenwallstr. Nro. 10.

Den 28. August. Des Küpers Heinrich Lammers Tochter, a. d. Rosenkranz Nro. 8, todtgeboren

Den 29. August. Aeltermann Friederich Adolph Krüger, 65 J. am Stavendam Nro. 7.

Den 29. August. Der Arb. Johann Wilhelm Müller. 36 J. Schüsselkorb Nro. 46.

Den 29. August. Der Dienstknecht Johann Timmermann 17 J. a. d. Stavendam Nro. 21, ertrank in der Weser.

Den 30. August. Des Fuhrmanns a. d. Sortillenstr. Nro. 46, Johann Rogge Tochter, todtgeboren.

Gebuhrten.

Den 21. August. Des Höckers a. d. kl. Krankenstraße Nro. 7, Wenzeslaus Hinrich Wienken Ehefrau, geb. Heukamp; von einem Mädchen

Den 22. August. Des Fuhrmanns am alten Steinweg Nro. 61, Hinrich Sanders Ehefrau, geb. Haken; von einem Mädchen.

Den 22. August. Des Straßenmachers am Buntenthorssteinweg Nro. 94, Herrmann Bolte Ehefrau, geb. Beyers; von einem Knaben.

Den 22. August. Des Musikus a. d. Krankenstr. Nro. 9, Frieder. Jacky Ehefr., geb. Asen; von einem Mädchen.

Den 23. August. Des Schiffzimmermanns in Payekengang Nro. 2, Philipp Müller Ehefau, geb. Thätjenhorst; von einem todtgebornen Knaben.

Den 23. August. Des Tischlers a. d. gr. Fuhrleutestr. Nro. 14, Herrmann Anton Riedebusch Ehefrau, geb. Müller; von einem Knaben.

Den 23. August. Des Arb. zu Hastedt Diedr. Grimm Ehefrau, geb. Köster, von einem Mädchen.

Den 23. August. Des Schneiders a. d. Kampe Nro. 8, Hinrich Georg Keßler Ehefrau, geb. Jänssen; von einem Knaben.

Den 24. August. Des Schuhmachers a. d. Huckpforte Nro. 1, Johann Gottlob Winkler Ehefrau, geborne Suhrmanns; von einem todtgebornen Knaben.

Den 24. August. Des Schuhmachees a. d. Liebenfrauen Kirchhoff Nr. 13. Ludewig Jüngling Ehefrau, geb. Krohnen; von einem Mädchen.

Den 24. August. Des Weinhändlers Johann Henrich Müller, a. d. Langenstraße Nro. 6. Ehefrau, geb. Murcken; von einem Knaben.

Den 25. August. Des Brandweinbrenners a. d. kl. Krummenstr. Nro. 10, Herrmann Friederich Pape Ehefrau, geb. Plöger; von Zwillings Töchter.

Den 25. August. Des Gärtners am Doventhorssteinweg Nro. 81, Johann Döhle Ehefrau, geb. Jung; von einem Mädchen.

Den 26. August. Des Kohlhöckers a. d. Fedelhören; Herrmann v. Bremen Ehefrau, geb. Hoormann; von einem Knaben.

Den 26. August. Des Kaufmanns am Wall Nro. 43, Johann Franz Laporte Ehefrau, geb. Blecken; von einem Knaben.

Den 26. August. Des Schuhmachermeisters a. d. Stavendam Nro. 24, Joh. Michael Wolff Ehefrau, geb. Gerken; von einem Knaben.

Den 27. August. Des Kimkermeisters a. d. Pelzerstr. Nro. 18, Friederich Schierenbeck Ehefrau, geb. Menken; von einem Knaben.

Den 28. August. Des Hauptmanns Adolph Steffens Ehefrau, geb. Schild; a. d. Theerhoff wohnhaft, von einem Mädchen.

Den 28. August. Des Küpers a. d. Rosenkranz Nro 8, Hinrich Lammers Ehefrau, geb. Wienken; von Zwillings-Töchtern.

Den 29. August. Des Sergeanten Jürgen Heinr. Martin Kabelitz Ehefrau, geb. Waltern; von einem Mädchen.

Den 30. August. Des Fuhrmanns a. d. gr. Sortillenstr. Nro. 46, Joh. Rogge Ehefrau, geb. Hägers; von einem todtgebornen Mädch.

7 uneheliche Kinder.

Copulirt sind.

Der Maurergesell Johann Hinrich Hohnholdt, mit Beta Mende, von hier.

Der Dienstknecht Georg Heinrich Wilhelm Müller aus Stolzenau, mit Metta Huesheer, von hier.

Der Schuhmacher Amtsmeister Christian Heinr. Schmidt von hier, mit Johanna Christina Rossels, aus Pirna.

Achter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 72.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 7. September 1823.

Lerne das Ewige kennen,
Und faß' es in dein Herz!

Herder.

Des Herrn Abendmahl.

Du hast so freundlich mich geladen,
Sieh, Herr, ich komme schon zu dir;
Zum Mahl der Liebe und der Gnaden
Tret' ich mit freudiger Begier;
Du giebst dich in des Brodes Hülle,
Du giebst dich in des Weines Fluth,
Dein Leib ist mir der Nahrung Fülle
Und süße Labung ist dein Blut.

Ich war voll Thränen und voll Schmerzen,
Daß du so ferne bist von mir.
Ach, sprach ich mit betrübtem Herzen;
Wann nahet sich dein Freund zu dir?
Wann wirst du wohl sein Antlitz schauen?
Wann schmecken seine Freundlichkeit?
Nun will ich ewig auf dich trauen,
Da du erschienst zu dieser Zeit.

Ich dürste, Herr! Du bist die Quelle!
Lebendig Wasser fleußt von dir;
Ich schöpfe froh die Lebenswelle,
Du giebst umsonst des Trankes mir!

Ich hungre! Hungernde zu speisen
War deine Lust, du himmlisch Brod!
Du wirst auch mich nicht von dir weisen,
Du stärkst auch mich in meiner Noth.

Ein Jünger war dir lieb vor allen,
Er lag beim Mahl an deiner Brust;
O Herr! hab' auch an mir Gefallen,
An deiner Seite, welche Lust!
Er war ein Kind; ich will es werden;
Wie gerne will ich niedrig seyn!
Demüthig wandl' ich hier auf Erden,
Dafür ist deine Liebe mein.

Du hast für mich dich hingegeben,
Du giebst dich selbst mir zum Genuß;
Nun, so ergebe sich mein Leben
In dich mit diesem sel'gen Kuß!
Mein Freund ist's jetzt, der in mir lebet,
In ihm nur bin ich, was ich bin;
In meinen Heiland ganz verwebet
Ist Fried' und Freude-voll mein Sinn.

Breslau 1823.

Eduard Müller.

* Berichtigung einer Unwahrheit.

Unterzeichneter findet sich durch die Achtung, welche er seiner Gemeine, ihrer verehrlichen Inspection und sich selbst schuldig ist, genöthigt eine Unwahrheit zu berichtigen, die in diesen Tagen durch eine Druckschrift unter uns verbreitet wird. In dieser bringt ein Ungenannter, was in der Remberti Gemeine für die Aufhebung der Trennung der beiden protestantischen Confessionen geschehen ist, mit den Vorgängen im Nasauischen folgender Gestalt in Verbindung: „Die Anwendung davon kann jeder selbst machen. „Wer mag die Folgen des Unfriedens, die hier „nothwendig entstehen müßen, berechnen, da „das Volk zu gar keiner Vereinigung ist vorbereitet worden. Man hielt eine Zusammenkunft „von einigen Stunden in einer hiesigen reformirten Kirche mit einer Einladungs-Karte:

„Einladung für — — — Straße Nro. „— — — zur Kirchenversammlung in St. „Remberti am Sonntag den 16 März 1823, „Vormittags halb 11 Uhr, mit der Anzeige hinlänglich genug:

„In dieser Versammlung wird darüber berathen werden: Ob und wie die Trennung „zwischen Reformirten und Lutheranern in dieser „Gemeine aufzuheben und die Vereinigung zu „Einer evangelischen Gemeine zu beschließen „sey. Dieser Einladungszettel ist mitzubringen „und bei dem Eintritte in die Kirche vorzuzeigen. „Ohne denselben kann Niemand eingelaßen „werden. Alle Eingeladenen werden freundlich „ersucht, sich bei dieser Versammlung einzufinden.

„In der Versammlung wurde bekannt „gemacht, daß man jetzt keinen Unterschied der „Dogmen mehr kenne, und zwei Drittel von „den Anwesenden verstanden das, was ihnen vorgelesen wurde, theils den Worten, theils dem „Sinne nach nicht. Viele bedauern es schon, „daß sie sich, um nicht den Namen der Widerspenstigen zu bekommen, haben verführen laßen, „ihren Namen in den Kasten A zu werfen, sie „gestehn, unwißend gethan zu haben, was sie „gethan. Welchen traurigen Auftritten gehen „wir entgegen. Gott bewahre uns für Tumult."

Diese Erzählung ist, mit Ausnahme der Einladungskarten, durchaus nicht wahr. Der Unterschriebene hat drei Sonntage hintereinander über die Vereinigung, zu seiner Gemeine öffentliche Vorträge gehalten, sich mit den Diakonen der Gemeine und mehren achtungswürdigen Gliedern und Einwohnern derselben ohne Unterschied der Confeßion über diesen Gegenstand besprochen, und nach dem Wunsche derselben die Angelegenheit an die Inspection gebracht. Mit Genehmigung des Herrn Präsidenten und auf Veranstaltung der Herrn Inspectoren ist die Gemeine durch eine Zweimalige Bekanntmachung von der Kanzel, ohne Unterschied der Confeßion, weil nach dem Herkommen die Glieder der Lutherischen, wie die der Reformirten an der Wahl des Predigers gleichen Antheil haben, zu einer Versammlung eingeladen worden, um eine Deputation zu erwählen, welche den Beschluß der Anscharii-Gemeine beurtheilen solle. Die Versammlung hat am 22ten December vorigen Jahres Statt gefunden, und zu den 4 Diakonen und dem Prediger, 9 Mitglieder der Deputation, 6 lutherischer und 3 reformirter Confeßion erwählt. In den zweien Versammlungen der Deputirten wurde einmüthig nach dem Vortrage des Herrn Oberinspectors beschloßen, es sey der Gemeine der Antrag zu machen, sich zu erklären, ob sie die bisherige Trennung nach Confeßionen, aufgeben, und sich zu einer evangelischen Gemeine, in der Voraussetzung, daß auch die übrigen

reformirten Gemeinen, so wie die Einwohner lutherischer Confeßion dazu, geneigt wären, vereinigen wolle, die Listen der Einzuladenden wurden angefertigt, die Einladungskarten entworfen, und bestimmt, daß sie den Einwohnern der Remberti-Vorstadt ohne Unterschied der Confeßion sollten eingehändigt, Jedem aber freigelaßen werden, sie zurückzugeben, wenn er an der Versammlung keinen Theil nehmen wolle. In der Versammlung, die am 16ten März, nach einer Anzeige, welche davon der Gemeine an drei auf einander folgenden Sonntagen gemacht worden war, gehalten wurde, stimmten von 414 Anwesenden, nur 24 gegen die Vereinigung. Dieses ist die wahre Darstellung, wie diese Angelegenheit in meiner Gemeine behandelt ist. Ob nun der Vortrag des Herrn Oberinspectors, in welchem mit keinem Worte gesagt worden, daß man jetzt keinen Unterschied der Dogmen mehr kenne, von zwei drittel der Anwesenden nicht verstanden, und ob es Viele schon bedauren, daß sie aus dem von dem Jemand angeführten Grunde für die Vereinigung gestimmt haben, will ich zur Ehre der Mitglieder lutherischer Confeßion, welche bei dieser Versammlung zugegen waren, nicht entscheiden. In Betreff der Reformirten leugne ich es durchaus, und fordere den Bemerker auf, es in der Allgemeinheit, in welcher er es behauptet hat, zu beweisen. Kann er dieses und scheut er sich nicht, aus noch niedriger Furcht, als die ist, welche er den Gliedern meiner Gemeine unterschiebt, sich zu nennen, so bin ich erbötig, ihm die Unbilligkeit, welche er sich gegen die Remberti Gemeine durch Zusammenstellung dessen, wie bei ihr die Angelegenheit der Vereinigung behandelt ist, mit den Vorgängen im Nasauischen, falls er sie nicht fühlt, ausführlicher darzuthun, die Unlauterkeit seiner Bemerkungen gegen die Anscharii-Gemeine aufzudecken, um ihm die Kirchenhistorischen Unrichtigkeiten seines Schriftgens, so wie die darin enthaltenen Mißgriffe mancherlei Art nachzuweisen.

G. L. Bekenn.
Prediger der Remberti-Gemeine.

Alphons und Rose Santerre.

(Fortsetzung.)

Dritte Skizze.

Der unglückliche Ludwig war todt, auch die erhabene Marie Antoinette ruhte endlich von ihren unsäglichen Leiden aus. Pater Edgeworth, dem es durch Alphons und Santerre gelungen war, in den Kerker der mißhandelten Familie gelassen zu werden, die Tröstungen der Sacramente und den Frieden des Himmels über die gebeugten Seelen aus zu gießen, dessen Gegenwart und Nähe die königlichen Personen in jener Würde und erhabener Ruhe bestärkte, mit der sie die letzten Schicksale ertrugen — Pater Edgeworth hatte den unglücklichsten aller Fürsten bis auf die Schwelle des andern Lebens begleitet. Er war es, an dessen Hand Ludwig die Stufen des Gerüstes hinan stieg, der ihm die Worte sagte: „Enkel des heiligen Ludwig! steige zum Himmel empor, als ein Verkünder des Gerichts für die Schuldigen!“ — Wie der erhabenste Schmerz selbst, stand der Priester majestätisch da, als das Mordeisen fiel und seines Monarchen Blut um seine Füße rieselte. Er erhob unwillkührlich die Hand und man sah eine Menge der Zuschauer, von Entsetzen erfaßt, die Gesichter verhüllen; selbst Santerre erbleichte auf seinem Pferde. Auf sein Signal erhob sich ein wüstes Gebrüll von Trommeln. „Ich fing an“ — gestand Santerre späterhin — „ich fing an, den

*

Muth zu verlieren!" — Diese Würde der Religion, welche die Nähe einer Gottheit ankündigte, war es vielleicht, die den Pater Edgeworth zum zweiten Mal verklärte, als er Jahre lang nachher einem großen auswärtigen Monarchen *) die Geschichte jener Augenblicke vortrug, und dieser zu seinen Füßen stürzte und in einen Strom von Thränen ausbrach.

Am Abend eines heiteren Frühlingstage saß auf einem Eckstein, in einem der Höfe der Conciergerie, eine gebückte Gestalt in einem schwarzseidenen Mantel, eine Art von Kapuze über den Kopf geschlagen, und schien auf sonderbare Weise beschäftigt. Vor ihr stand ein ganz kleiner Feldtisch zum Zusammenklappen und Forttragen; Papier und Bleistift, nebst einer feinen Scheere, lagen darauf, und während dies räthselhafte Wesen emsig zeichnete und mit großer Geschicklichkeit ausschnitt, blickte es oft nach einem hohen Gitterfenster hinüber, das sich, auf der andern Seite des Hofes, vom Boden bis fast zu dem ersten Stockwerk erhob. — Hinter dem Gitter zeigte sich zuweilen eine Gestalt, in schwarze, vom Kopf bis zu den Füßen herabwallende Schleier gehüllt; wenn sie davor stand, schlug sie dieselben zurück und sah mit einem unaussprechlichen Ausdruck zum Himmel empor, wobei der Mond sein weißes melancholisches Licht auf die rührenden Züge warf und sie zu einer Schönheit verklärte, die einer glücklicheren Welt an zu gehören schien. — Kaum war es zu bemerken, wenn eine leise Thräne über diese Wangen rollte, wenn die feinen Lippen sich bewegten, als sprächen sie mit unsichtbaren und doch so nahen Geistern vorangegangener Lieben; nur wie ein flüchtiger Hauch zitterte der Schmerz über diese klaren Züge, um bald wieder dem Strahl einer seligen Hoffnung zu weichen. — Die Zeichnende hatte jetzt ihre Apparate zusammen gepackt und sich unbemerkt dicht an das Gitter geschlichen. „Madam Elisabeth!" sagte sie leise und ließ ihre Kapuze zurück fallen; „Madam Elisabeth, gönnen Sie mir einige Augenblicke Gehör!" — Als Jene ihren Namen hörte, ließ sie erschrocken ihre Schleier sinken und wollte sich nach dem Hintergrund des Zimmers begeben, aber die Außenstehende fuhr also fort: „Fürchten Sie nichts, ich habe die Erlaubniß, hier zu seyn, wie ich denn überhaupt in allen solchen Orten herum wandeln darf. Sie werden morgen vor das Tribunal gestellt, Madam, und da habe ich denn noch die heutige Nacht benutzt, Sie zu bestehlen." — „Bestehlen?" sagte Elisabeth, indem sie die jugendlichen Züge des schönen bleichen Kindes betrachtete, das draußen vor ihr auf den Knieen lag — „ich habe nichts mehr, was Du stehlen könntest, mein Kind! Ja, ich habe keine einzige Stelle mehr, wo man mich verwunden könnte." — „Das will ich auch nicht!" sagte das Mädchen — „bei Gott, das will ich auch nicht! Aber Ihre Züge habe ich entwendet, die Umrisse dieser heiligen Gestalt, die ich einst so glühend haßte — hören Sie es: haßte! — darum komme ich, Elisabeth, vergeben Sie mir meinen Haß!" — „Uns haben so Viele gehaßt," lächelte Elisabeth, „und wir haben Allen vergeben; allen unsern Feinden ist verziehen, auch Dir, mein Kind! obgleich ich nicht begreife, was ich Dir zu Leide gethan habe. Du scheinst noch so jung und siehst so liebevoll aus —." — „Doch, doch!" schluchzte das Mädchen; „weil ich Sie nicht kannte, weil ich eine Thörin war. Jetzt endlich bin ich geheilt, mein ganzes voriges Daseyn liegt abgestreift hinter mir. Zu Ihnen flüchte ich mich, Elisabeth! Lassen Sie mich noch einmal

*) Paul von Rußland.

Ihr Antlitz sehen, reichen Sie mir Ihre Hand, nur einen Saum Ihres Kleides!"

Die Prinzessin, gütig bis zum letzten Moment, schlug den Schleier auf und reichte ihre schöne Hand der Knieenden hin. Diese ergriff sie und brach in ein heftiges, unaufhaltsames Weinen aus; Elisabeth berührte sanft ihre Locken und ihre heißen Wangen, dann nahm sie ihr eigenes Schnupftuch und drückte es gegen die Augen der Fremden. „Wer bist Du denn, mein Kind?" fragte sie endlich. — „Verlangen Sie nicht, es zu wissen!" stammelte Jene, als sie sich erholt hatte; „verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen den fluchbedeckten Namen nenne! Sie würden mich von sich stoßen und mein Erbieten mit Verachtung zurück weisen, wenn Sie wüßten, wer ich bin!" — „Ich stoße Niemand mit Verachtung zurück!" sagte Elisabeth, „am wenigsten Dich, die Du von einem tiefen Schmerz gebeugt scheinst. Eröffne mir, was du willst!" — „Wohlan denn!" sagte das Mädchen; „Sie werden morgen vor das Revolutions-Tribunal geführt werden — wissen Sie auch, was das heißt?" — „Ich weiß es!" lächelte die Prinzessin — „o wenn Du Antheil an mir nimmst, so freue Dich mit mir, daß ich endlich, endlich zur Ruhe komme. Ich weiß es, mein Kind, was es heißt, in diesem Zimmer zu seyn; es ist dasselbe, worin die Königin wohnte. In einer dieser Schreiben steht ihr Name geschrieben; ich werde den meinigen darunter setzen, denn wir hatten ja fast ein Geschick!" — „Und haben Sie keinen Wunsch mehr?" fuhr das Mädchen in stillem Weinen fort: „keinen Brief, kein Wort des Abschieds, kein Andenken für ferne Freunde mehr? Vertrauen Sie es mir an, ich will Alles sicher bestellen." — „Dir?" sagte Elisabeth und trat einen Schritt zurück; „wer bist Du?" Sie sann eine Weile nach, wandte sich nach dem Hintergrund des Zimmers und kam bald mit einem Kästchen zurück, das sie aufschloß und Verschiedenes heraus nahm. „Ich traue Dir, Mädchen!" sagte sie dann; „wer könntest Du anders seyn, als jene Rose, die Geliebte meines Alphons; in Dir erkenne ich ihn wieder. O zittere nicht, schönes Mädchen, weine nicht so sehr, freue Dich vielmehr Deiner Wahl und danke dem Himmel, daß Du von einem solchen Jüngling geliebt wirst; sein Herz ist so schön und sein Gemüth so edel. Er ist der Einzige auf Erden, den ich wohl noch einmal sehen möchte!" — „Bald werden Sie ihn sehen!" schluchzte Rose immer heftiger. — „Nimm denn diese Schleife," fuhr Elisabeth fort, „die ich oft im Haar getragen habe und schmücke mit ihr Dein Hochzeitkleid. In diesem Medaillon ist eine Locke von meinem Haar — bring' sie meinem Alphons, und bitte ihn, sie künftig auf seiner Brust zu tragen." — „O bringen Sie Ihr heiliges Geschenk ihm selbst!" brach Rose in schneidenden Jammer aus; „das theure Herz schlägt nicht mehr! Wie konnten Sie glauben, Elisabeth, daß er noch lebe — nein, er ist todt, lange todt!"

(Der Beschluß folgt.)

Beethovens Zwischenacte zu Göthe's Egmont;

mit declamatorischer Begleitung

von

Friedrich Mosengeil.

(Fortsetzung.)

Ouverture.

I.

Ein muthig Volk, das seine Kraft erkannt,
Es reichet nicht den wundgedrückten Nacken
Dem fremden Joch auf immer duldend hin.

Einmal erwacht, zersprengt es seine Ketten.
Dann bricht im Kampfe manches edle Herz:
Doch nicht umsonst! Des Vaterlandes Heil
Keimt aus der Kämpfer heil'gem Opferblut.

* * *

Erdrückend lag auf jenen Niederlanden,
Die jüngst sich fremden Herrschern neuentrungen,
Des span'schen Philipps blutbeflecktes Zepter.
Ein wachsend Fünklein, unsrem Vaterland'
Entglommen, — ach! es wurde jenem Volk
Zur Fakel eines grossen, wilden Brandes,
Der weit durch Flanderns lebenreiche Au'n,
Vom Schwerdt geschürt, nun seine Flammen wälzte.
Dorthin getragen von des Dichters Flug,
Sehn schaudernd wir die dunkle Wolke ziehn,
Die näher, immer näher blitzend droht.

Noch unentwurzelt steht ein kräft'ger Baum;
Mit Blüth' und Frucht die Zweige weit verbreitend.
Wen dort die Furcht, den hier die Liebe treibt, —
Er schließet sich dem edlen Grafen an,
Der's minder achtet, Prinz von Gaure zu heissen; —
Den Namen Egmont nennet jedes Herz! —

Dem Feind ein Schrecken, kindlich mit dem Freunde,
Hat ihn der Ruhm gekrönt in heissen Schlachten
Und Bürgerdank in friedlich froher Zeit.
Wo ihm bedrängt ein Flehender sich naht,
Getröstet geht und segnend er von hinnen.
„Hoch, — unser Egmont hoch!" ruft Kind und Greiß,
Wo sich der lebensfrohe Jüngling zeigt.
Ein hoffnungreiches Jauchzen ist sein Gruß,
Und jubelndes Getümmel sein Geleite.

Da führet aus dem fröhlichen Gedränge
Der Dichter uns zum stillen, kleinen Haus,
Wo Clärchen wohnt; — ein anmuthvolles Kind,
Das Aller Liebling sich zum Liebsten wählt,
Und, treugeliebt von ihm, des Lebens Glück
Nur seinen Blicken dankt. — Die Mutter warnt; —
Es steht der bleiche Freund, dem sie die Hand
Um Egmont nun entzieht, verzweifelnd da: —
Umsonst! — Kein Rückweg mehr! — In Egmont leben
Kann sie allein; — wo nicht — mit Egmont sterben! *)

O lasse nur dein lustig Lied ertönen!
Das Leben eilt, der Freude Laut verklingt,
Und durch den Jubel deiner Liebe bringt
Des ungeliebten Treuen banges Stöhnen.

---

*) Die folgende Stelle wurde nebst Clärchens Lied, welches sich darauf bezieht, bei der Aufführung in Leipzig weggelassen, weil dieses Lied sowohl in Text, als in der musikalischen Behandlung, der ernsten Wirkung des Ganzen im Concertsaale Eintrag zu thun schien. Dafür folgte unmittelbar das Andante nebst dem Allegro con brio Nro. 2. wie Beethoven selbst diese beiden Sätze zu einem verbunden hat, worauf die Deklamation fortfuhr: „Dem kleinen Herzen ꝛc." W.
(Bei der Aufführung in Bremen wurde dieses Lied von Klärchen glücklicherweise nicht weggelassen, wofür wir dem Herrn Concertdirektor Ochernal sehr dankbar sind. Das Lied ist zwar den Worten nach freudig und frohlockend, aber dem Sinne nach hat es doch einen gewissen würdigen, keineswegs alltäglich-lustigen Charakter, den Beethoven wohl gefühlt und durch seine musikalische Behandlung noch mehr hervorgehoben und sehr glücklich zur ernsten, fast melancholischen Stufe hinaufgestimmt hat. Daher ist es auch in Moll gesetzt, was keine gewöhnliche Fröhlichkeit andeutet. Das Rühren der Trommel in der Begleitung des Orchesters, und der durchgehende hohle und dumpfe Ton dieses Liedes deutet sehr treffend das Kriegerische eines Feldzugs, und das Grausenhafte eines nahen Schlachtfeldes an. Es möchte also wohl, wie uns wenigstens dünkt, der ernsten Wirkung des Ganzen keineswegs so sehr Eintrag thun. Wir können dieser Meinung nicht unbedingt beitreten.)

Der Einsender.

Wo Brackenburg verarmt von ferne steht,
Da ringt auf ewig von der Lust das Leben
Sich blutend los. Ein leiser Schauer weht,
Wie Todesahnung aus der Töne Beben.
Ein tiefes Weh steigt aus zerrissnem Herzen; —
So eint sich Liebeslust mit Liebesschmerzen!

II.

Dem kleinen Herzen, das sich jammernd quält,
Dünkt nur sein Leiden groß; — der großen Seele
Wird eignes klein bey theurer Brüder Noth, —
Nicht lange weilt das Mitleid bey dem Schwachen,
Der thatenlos in Liebespein verzagt.

Ein höhres Leid hält unsern Blick gefangen!
Für eines ganzen Volkes Heil erzittern
Muß unser Herz mit ahnungsvollem Bangen.
Schon wächst der Aufruhr thürmend zu Gewittern;
Das gute Recht wird sträfliches Verlangen;
Der Löwe schaudert vor des Kerkers Gittern,
Und regt den Schweif; so hat mit wildem Toben
Des Pöbels Grimm zertrümmernd sich erhoben.

Doch wie im Meersturm unter Flammengüssen
Der Schiffer Schaar nach ihrem Führmann schauet,
Der kühn das Steuer lenkend faßt: so grüßen
In Egmont wir den Retter. Ihm vertrauet
Das Volk sein Heil. Beschämt und schweigend büssen
Die Frevler, wo er naht; die Ordnung bauet
Sich auf aus Trümmern; Hoffnung, neugeboren,
Sie athmet frey, und glaubt den Sturm beschworen

Wenn in des Schicksals nimmertreuem Wechsel
Das höchste Glück, ein treuer Freund, beharrt, —
Ihm reicht das Leben keinen Dornenkranz,
Ey es mit zarten Rosen ihn durchflochten!

Wo Egmont wandelt, hoch auf steilem Pfad, —
Dem Spanier längst verdächtig und verhaßt, —
Da geht ein Freund ihm warnend stets zur Seite.
An Hoheit, — nicht des Standes nur allein,
Des Herzens auch, — ist Wilhelm von Oranien
Dem edlen Egmont gleich. Vom Himmel selbst
Scheint er ihm zugesellt, daß er den Sturz
Nah an des Abgrunds jähem Rand ihm zeige.
Denn minder rasch, die Tücke klug belauschend,
Hat Wilhelm seiner Gegner Spiel durchschaut.
Schon zählt er Alba's Schritte; wägt die Ketten,
Die er den edlen Fürsten wie dem Volk
Tief in des Fanatismus finstrer Höhle
Geschmiedet. — Margareta's mildes Zepter,
Er sieht es schon entwendet und entweiht;
Sie selbst verscheucht vom Lande, das sie schützte; —
Da eilt er, dem Verderben zu entrinnen.
Doch ach! sein Egmont folgt ihm nicht! — Umsonst
Hält flehend er den theuren Freund umschlungen.
In stolzer Sicherheit, auf heil'ges Recht
Sich stützend; will er kühn dem Herzog stehen;
Will von ihm selbst des Königs Willen hören. —

Ihm ist das Leben nur ein muntres Spiel;
Er mag um seinen höchsten Preis nicht geizen
Es soll kein schleichend Mistraun, kein Verdacht,
Das leichte Blut ihm hemmen und vergiften.
Ihm gilt für todt, wer stets den scheuen Blick,
Auf eigne Sicherheit gerichtet hält.

„Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt—„
So fraget Egmont den besorgten Freund, —
Was ist denn dran? — Wenn uns der Morgen nicht
Zu neuen Freuden weckt, und keine Lust
Der Abend uns zu hoffen übrig läßt:
Ist's wohl des An — und Ausziehns werth?
Gepeitscht von unsichtbaren Geistern, gehn
Die Sonnenpferde dieser kurzen Zeit
Mit unsres Schicksaals leichtem Wagen durch;
Und uns bleibt nichts, als muthig fest zu stehn;
Die Zügel straff zu halten; rechts und links
Vom Steine hier, vom Sturze da die Räder
Hinwegzulenken; — doch wohin es geht? — . .
Wer weiß es? — . .“

Ach Deines Wagens Lauf, — ihn kennt dein Freund!
Drum lockt er fort mit treuer Liebe Zähren
Als scheidend er am festen Herzen liegt.
Noch will er ab des Pfeiles Spitze kehren.
Der schon herab aus dunkler Wolke fliegt.
Sein Ruf verhallt. Den Sichern aufzuschrecken
Vermag er nicht! Nur Alba kann ihn wecken!

III.

„Freudvoll und leidvoll“ —
Das ist das Loos des Lebens und der Liebe! —
Noch freudvoll harrt, als schon der Abend sinkt,
Die Liebe dort in Clärchens stillem Haus,
So nah dem Leid, das ihr der Morgen bringet! —

Die Sehnsucht junger, heisser Leidenschaft
Und einer bangen Mutter düstre Klagen,
Sie rühren wechselnd uns in tiefster Brust.
Es klagt die Mutter: „Alles über Einem
Vergißest du! Und ach! es kommt die Zeit,
Es hat die Jugend dann, die schöne Liebe,
Und Alles, Alles hat ein Ende!“

„Laßt kommen diese Zeit! ruft Clärchen aus,
Sie komme, wie der Tod! daran zu denken, —
Ist schreckhaft! — — Egmont! Dich entbehren? —
Nein,
Nicht möglich ist's, — nicht möglich! ....“

Lied: Nro. 4. „Freudvoll und leidvoll“

Und Egmont tritt herein! . . . . —
Zum letztenmal im ird'schen Himmel schwebt
Ein Engel selig lächelnd ihm hernieder.
Doch das Gefühl, das ihre Herzen hebt,
Giebt nur das Herz, giebt nicht die Zunge wieder!
Und was umsonst die Rede strebt zu sagen,
Das dürfen Töne auszusprechen wagen. — —

(Der Beschluß folgt.)

*Theater

Erklärung.

Dem Herrn — i —, wenn anders, wie wir gern glauben mögen, der Aufsatz in Nro. 68. des Unterhaltungsblattes ernstlich gemeint war, unsern Dank für den Theil desselben, der unsere gutgemeinte Absicht bey denen, bis zur Veränderung der Redaction jenes Blattes, im vorigen Jahre erschienenen Kritiken anerkennt. Denen sich aus eigener Machtvollkommenheit zu Selbstlautern constituirenden Herren a, e, i, o, u und y. die Versicherung, daß sie sich die Mühe der Protestation in Nro. 70 des Bürgerfreundes wohl hätten ersparen können, da es uns noch nicht eingefallen, jene Kritiken zu erneuern. Sie mögen übrigens, eingedenk seyn, daß die Vocale nur leerer Schall sind, wenn sie der Mitlauter entbehren zu können glauben.

Dem von uns innig verehrten parteylosen, stets gerecht erfundenen Publicum die achtungsvolle Erklärung, daß wir nichts dazu beytragen wollen, es durch unnützen Federkrieg zu ermüden. Nicht ohne Aufforderung begannen jene Beurtheilungen im vorjährigen Unterhaltungsblatt; sie giengen von der Erfahrung aus, daß der, mehrere Jahre hindurch über Herrn Pichlers und schon Herrn Ringelhards Gesellschaft herrschende Parteyenstreit, und oft in Persönlichkeiten ausartende herbe Tadel nichts besseres für die Kunst zu Tage gefördert hatte; von dem Gesichtspunkte, daß man von einem verhältnißmässig bis dahin wenig unterstützten Privatunternehmen nicht erwarten dürfe, was man von einem reich dotirten Theater von Berlin, Dresden, München ꝛc. in Anspruch nehmen kann, in dieser Hinsicht daher Nachsicht Gerechtigkeitspflicht sey. Der Beweis dürfte übrigens aus jenen Kritiken schwer zu führen seyn, daß wir, über diesen Maasstab hinaus, die Glieder der damaligen Bühne als absolute Muster für alle Theater aufgestellt hätten, ob wir wohl die Ueberzeugung nicht zurüknehmen, daß der Herr von Zahlhas, dessen Wirksamkeit wir uns noch jetzt erfreuen, Herr Blumauer ꝛc. auf jedem Theater mit Auszeichnung auftreten können, und mehrere andere auf den werthvollesten Bühnen Deutschlands, von hier kommend, mit einem Beifall aufgenommen worden sind, der sie wohl für manch von Einzelnen hier versagte Anerkennung zu entschädigen vermag.

Wer öffentlich auftritt, sey es als Künstler, sey es als Schriftsteller, muß sich übrigens auf Tadel, ja selbst auf persönliche Angriffe, so wenig diese zur Sache gehören, gefaßt halten. Auch wir haben daher gleich damals die Feder unter einem Schilde ergriffen, das, wenn es nicht ganz vor Verwundung schützt, doch gewiß davor sichert, was das schlimmste ist, nämlich Unrecht mit Unrecht zu erwiedern. Wir meinen nämlich: Jeder Tadel ist entweder gerecht, in diesem Falle befolge man ihn, bestehe er auch in bitterer Wahrheit, sie ist immer Gewinn, oder er ist ungerecht — dann ist ja Irrthum und Nachtheil, in den Augen der Vernünftigen, auf der Seite der Gegner; ist die Quelle; woraus ungerechter Tadel oder gar Persönlichkeiten fließen, Leidenschaft und momentane Verblendung, so sey man bereit, zu entschuldigen und die Hand zur Versöhnung zu reichen — ist sie wirklich Bosheit, (eine Voraussetzung welcher man ohne überzeugende Beweise gar nicht Raum geben muß,) so wisse jeder, der sich des Rechten bewußt ist, sie zu verachten.

Somit haben wir auch hier nichts zu bedauern, als daß schon jetzt über das neubeginnende Theater sich ein leidenschaftlicher Kampf erheben zu wollen scheint, bevor noch die Glieder und die Direction zu zeigen vermocht haben, was sie leisten.

Die Kritiker des
vorjährigen Unterhaltungsblattes.

---

*Theater.

Da nach dem Inhalte des mit — a — — e — i — o — u — y — unterzeichneten Aufsatzes in Ihrem Blatte, mein Schreiben an den Herrn Redacteur des Unterhaltungblattes von der Seite aufgenommen zu seyn scheint, die es gar nicht hat, so bitte ich Sie, den Herrn Verfasser mein Bedauern über seine unnöthige Bemühung zu bezeugen und bin versichert, daß bey einem so gebildeten als scharfsinnigen Publikum die Zahl der Leser, die mein Schreiben richtig verstanden, zu denen, die es mißverstehen wollen sich wenigstens wie die Zahl der Consonannten zu der der Vocale verhält.

— i —

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen.

Achter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 73.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 11. September 1823.

Nur Harmonie mit Gott, ist wahres Glück!
Dieß ist kein süßer Wahn, es bleibt — wallt nicht vorüber
Wie leichter Blüthengeist. Es leitet uns hinüber
In's wahre Seyn, in's reine Licht zu Gott.

Gittermann.

* Versuch einer Uebersetzung des universal prayer von Pope durch Kurt.

Allvater! Gott in jeder Zone,
Den Welt und Nachwelt preißt,
Den Christ und Weiser und Harone
Herr! Zeus — Jehovah — heißt. —

Du Urgrund Aller! — unermessen
Vom engbeschränkten Sinn. —
Ich — Deiner Güte unvergessen —
Weiß nur, wie blind ich bin.

Du läß't mich in dem dunklen Stande
Was gut, was bös ist sehn,
Trotz des Geschicks Naturverbande,
Den Willen frei bestehn! —

Laß mich, was das Gewissen tadelt,
Mehr als die Hölle scheun!
Dem was der inn're Richter adelt,
Mehr als dem Himmel weih'n! —

Der freien Güte Segensgaben
Verschmäh' ich, Vater, nicht.
Dir dankt man — durch Empfangenhoben!
Genuß ist Dank, ist Pflicht. —

Auf Erden-Spannen-Raum beschränkt
Ist nicht die Gotteskraft:
Die nicht bloß Menschenschicksal lenkt,
Die tausend Welten schafft! —

Nie schleud're die vermess'ne Hand
Die Donner Deiner Macht!
Nie werde der Dein Feind genannt,
Der nicht wie ich gedacht! —

Fand ich den rechten Weg zu dir,
Hat's deine Huld gethan,
Bin ich verirrt, so lenke mir
Das Herz zur rechten Bahn! —

Mög' ich nie schmäh'n, im Thorenwahn,
Was Güte mir verleiht;
Nie frech begehren zu empfah'n,
Was Weisheit mir verbeut! —

Laß fühlen mich des Nächsten Schmerz,
Nicht richten ihn vor Dir! —
Wie fremde Schuld verzeiht mein Herz,
So, Herr, verzeihe mir!

Staub bin ich! doch dein Athem hebt
Die Brust mir, dein Gebot
Führt mich, wie es das All belebt,
Zu Leben oder Tod!

Du, der das Beßre hat erkannt,
Gieb Frieden mir und Brod,
Ich steh' in Deiner Vaterhand,
Dein Will' ist mein Gebot! —

Was lebt, erheb' im Chor, den Herrn!
Der Aether ist sein Dom!
Sein Altar — Erde — Meer und Stern!
Sein Herold — das Athom! —

Alphons und Rose Santerre.

(Beschluß.)

Elisabeth hob die Augen gen Himmel und blickte dann in tiefem Mitleid auf Rose herab, die nach einer langen Pause also fortfuhr: Wohl ihm, daß er in Frieden ruht! Sein krankes Daseyn konnte nicht mehr genesen, die zerrissene Harmonie seiner Seele nicht wieder in Einklang kommen. Kannten Sie ihn denn nicht, Elisabeth? Wußten Sie nicht, daß er nur Sie, Sie liebte, mehr als kindlich, mehr als ein Sohn seine Mutter, mehr als ein Armer seine Wohlthäterin lieben darf? Daß er sich meinem Vater hingab, sich überredete, er liebe eine Andre als Sie — mich Unglückliche — das war der tödtliche Irrthum, den er nicht fähig war, zu tragen, und der ihm endlich das Leben kostete. Er suchte den Tod, und es ward ihm nicht schwer, ihn zu finden. Der tückische Danton, der Tyger Robespierre, die ihn längst haßten, wurden mit Absicht von ihm beleidigt, und so war denn nichts vermögend, ihn zu retten. — Als er verurtheilt war" — fuhr Rose nach einem langen Schweigen fort — „an dem Morgen seines Todes, legte sich zum ersten Mal wieder eine süße vollkommene Ruhe auf seine Züge. Die bleichen Wangen färbten sich wieder, das erloschene Auge ward feurig und seelenvoll, ein neues, kraftvolles Leben athmete in ihm auf. Ich sah ihn nie so schön, als in der Stunde, wo ich ihn auf ewig verlieren sollte. Er sprach von Ihnen und — umarmte mich; er sprach nur von Ihnen und ich wurde nicht eifersüchtig. Ich mußte ihm eine seiner Locken abschneiden und heilig versprechen, sie Ihnen zu bringen. Hier ist sie, aber nur die Hälfte der Locke — lassen Sie mir die andere!" — Elisabeth nahm sie hin, führte sie leise an ihre Lippen und sagte dann: „Du armes Kind, was bleibt Dir nun auf Erden?" — „Ich weiß es nicht!" entgegnete Rose; „aber ist denn diese Locke und diese Schleife und die Erinnerung nichts? Seyn Sie meinetwegen ruhig, Madam! — mir ist ein Gemüth geworden, an dem die Schmerzen des Lebens nur wie rasche Ströme vorüber ziehen; sie beugen mich zu Boden, wie das schwanke Rohr, aber sie brechen mich nicht. Ja, lassen Sie es mich sagen, die Zeit kann kommen, wo ich mich als rechtliche Hausfrau, als Mutter zarter Kinder, als treue Gattin wieder finden werde — ich war leichtsinnig, flatterhaft, launisch — das ist vorbei, ich bin besser geworden! Das Schicksal mit seiner ungeheuern Mahnung ist zu nahe an mir hingezogen; in Alphons Blute löschten meine Flammen aus. —"

Die Wachen riefen in diesem Augenblick an, und Rose fühlte, daß es Zeit sey, sich zu entfernen. Noch einmal bedeckte sie die Hände der schönen Elisabeth mit Thränen und Küssen, noch einmal beugte sich diese herab und drückte die Lippen auf die, gegen das Gitter gelegte Stirn des Mädchens. — „Der Friede Gottes sey mit Dir!“ sagte die erhabene Dulderin. Dann nahm sie noch einmal die Chatulle und fuhr also fort: „Diese Briefe an den Kaiser von Deutschland lege ich in Deine Hände. Sie sind von seiner Schwester Antonie, und das einzige Geheimniß, was nicht verrathen wurde. *) Es gelang mir, sie zu retten; liefere sie in des Kaisers eigene Hände, oder verbrenne sie. Dieses Buch, das Lieblingsbuch meines Bruders, woraus ich ihm so oft vorgelesen habe, die Lebensweisheit des edlen Römers Tacitus, übersende meinem Neffen, dem Könige von Frankreich, wenn er einst den Thron seines Vaters wieder hergestellt haben wird. Ich habe einige Verse hinein geschrieben — sage ihm, er solle dabei seiner unglücklichen Tante gedenken. Diese Perlenschnur ist für meine Nichte und endlich dieses kleine Crucifix für den Pater Edgeworth, den verehrten Pfleger meiner Seele. Und nun lebe wohl, Du holdes, schönes Kind, Du liebliche Rose, an deren Herzen Alphons Ruhe gefunden hat — lebe wohl, lebe wohl!“ — Sie schob ihr das Kästchen hin, Rose ergriff es in halbem Traum. „Ich sehe Dich noch wieder, Selige des Himmels!“ rief sie begeistert und streckte ihr die Arme verlangend nach; Elisabeth winkte mit der Hand, lächelte ihr noch einmal freundlich zu und zog sich in ihr dunkles Gemach zurück.

Als am andern Abend Elisabeth, nachdem sie am Morgen vor Gericht gestellt und verurtheilt worden war, sich anschickte, den Karren zu besteigen, der im Hofe ihrer wartete, reichte ihr bei dem Herausgehen ein wunderschöner Knabe die Hand. Sie lächelte ihm zu, denn sie sah, daß es Rose war. Rose setzte sich ihr zu Füßen auf den kleinen Sitz, und während der ganzen Fahrt, die in tiefem Schweigen vor sich ging, konnte sie ihre Blicke von der verklärten Gestalt Elisabeths nicht abwenden. — Auf dem Gerüst angekommen, zog sie ein weißes, sehr fein gesticktes Tuch aus dem Busen und Elisabeth beugte sich vor ihr und ließ sich die schönen Augen damit verbinden. „Ich habe es für Sie gestickt!“ flüsterte Rose, indem ihre Hände bebten. — „Habe Dank!“ erwiederte Elisabeth. — Nach zwei Minuten war die Herrliche nicht mehr, und den Knaben, den man mit Verwunderung neben ihr gesehen hatte, trug man ohnmächtig die Stufen herab.

Ewald.

*) Es waren Briefe von Marie Antoinette an Joseph II., worin sie ihn um Hülfe ansleht. Das französische Volk gab ihr etwas Aehnliches schuld und rechnnte es ihr zum Verbrechen an.

Beethovens Zwischenacte zu Göthe's Egmont;

mit declamatorischer Begleitung

von

Friedrich Mosengeil.

(Beschluß.)

Allegro, Nro. 5. bis zum Marsche.

Erwache Held! In deinem Vaterlande
Muß, wer es liebt, der Freude nun entsagen.
Ein Fremdling schüttelt Ketten, schmiedet Bande;
Dein edles Volk soll Sklavenfesseln tragen.

Das Richtschwerdt zuckt; die Fackel glüht zum Brande;
Nun gilt's, für Alles, treu Dein Alles wagen!
Für Volk und Recht, im Streite stark, zu siegen,
Und ist's verwehrt, doch streitend zu erliegen!

Dein Herzblut opfernd sollst du dich erheben
Zu bittrem Haß aus süßen Minneträumen!
Der Feind ist nah! Es harret mit Erbeben
Dein Volk des Retters. Kann sein Egmont säumen? —
Ihn ruft der Ruhm, — die Pflicht, — auf Tod und Leben
Zum Kampf' hinaus, der Freyheit Bahn zu räumen.
In Brüssels Mauern führt mit kaltem Spotte
Der düstre Alba schon der Schergen Rotte!

Marcia vivace

IV.

Umgarnt vom Netz des schlauen Jägers steht
Nun Egmont, ahnunglos des nahen Falles,
Vor Philipps Todesboten. — Für das Volk
Erhebt er laut das Wort; von Pflicht und Recht,
Nicht der Beherrschten nur, des Herrschers auch, —
Läßt mächtig er die Rede sich ergiessen.
Ihm aber steht ein eisumzogener Fels
Entgegen. — Alba kennt nur Sklavenwerth.
Ihm ist zum Kerker reif, wer frey sich dünkt.
Des Geistes ewig freyem Eigenthum,
Dem Glauben, will er enge Fesseln legen;
Und Egmont ruft, im Innersten ergrimmt:
„So fodre uns're Häupter? Ist es dann
Auf Einmal doch gethan! Ob unter's Joch,
Ob unter's Beil des Niederländers Nacken
Sich beugen soll, — es gilt dem Edlen gleich!
Umsonst, umsonst hab' ich so viel gesprochen! —
Die Luft erschüttert, — weiter nichts gewonnen!"

Und als der Edle jetzt mit stolzem Muth
Sich ab von jenem Sklavenkönig wendet:
Da bricht hervor die schwerverhaltne Wuth.
Nun hat der Held die schöne Bahn vollendet! —
Es füllten fremde Söldner das Gemach.
Zu ew'gem Ruhm, — den Feind zu ew'ger Schmach, —
Muß Egmont übermannt den treusten Degen,
Der Freye zu des Knechtes Füßen, legen.
„Oranien!" ruft er aus. Des Freundes Mahnung,
Achtlos verschmäht, nun wird sie Schreckensahnung!
Des Kerkers Riegel klirrt . . . . . .
O mildert, sanfte Saiten
Den gräßlich herben Laut, der uns verletzt!
Daß mildes Mitgefühl das Auge netzt;
Daß mit dem Leidenden wir willig leiden! —
Wenn in des Meisters schmelzendem Accord
Der Schmerz uns naht, verstummt das rauhe Wort.

Poco sostenuto, Nro. 6.

V.

Die Eiche stürzt im Wetterstrahl zusammen;
Da sinket auch das Pflänzchen, dessen Reben
Den Stamm umgrünten, sterbend in den Flammen. —
O Clärchen! Treues Herz! Wie kannst du leben,
Wo blut'ge Henker deinen Freund verdammen? —
Noch sucht sie Hülfe; — will den Ruf erheben
Mit Manneskraft! Die Zarte will es wagen
Des Aufruhrs Fahne selbst voranzutragen!

Umsonst ihr heißes Flehn! Ein starres Schrecken
Lähmt Arm und Herz der Bürger. Nur Bedauern
Kann der Verzweiflung Schmerzensruf sich wecken;
Und unersteiglich sind des Kerkers Mauern.
Auf wird der Morgen nun die Bühne decken,
Wo Egmonts Mörder schon am Richtblock lauern! —
Still wird das Herz und bricht der Lebensmüden.
Aus ist die Zeit! — — — Sie sucht den ew'gen Frieden. —

Larghetto, Nro. 7.

(Melodram unter den letzten Tönen des Larghetto.)

Süße Blume! Bald gesunken,
Welkst du nicht am Freundesbusen!
Einsam bluten deine Wunden.
Müde, müde

Glimmt das Lämpchen. *) — Nun wirds stille! —
Friede, Friede
Mit dem Geiste, mit der Hülle!

Kurze Pause.

Hinweg aus diesem Todesdunkel strebt
Der bange Blick und suchet Trost und Licht.
Ach! wird er Licht und Trost im Kerker finden,
Wo Clärchens Freund der letzten Stunde harrt? —
Gesprochen ist das Urtheil: „Wenn der Morgen
Den Himmel röthet, soll sein edles Blut
Den Boden seines Vaterlandes röthen."

Doch seht den Helden in der Todesnacht!
Dort muß, wer zagt, zu festem Muth erstarken.
Ist diese Wange bleich? Dieß Auge starr?
Hat die Verzweiflung dieses Herz ergriffen?
Deckt diese hohe Stirne kalter Schweiß? —

Der recht gelebt, — er weiß auch recht zu sterben! —
Er sinnet ungebeugt den Wegen nach
Die ihn des Schicksals ernste Hand geführt,
Bis aus der Nacht ein goldner Morgen dämmert,
Er denkt der Freunde; — auch des letzten Freunds,
Den ihm noch jetzt ein wunderbar Geschick
In Alba's Sohn geschenkt: — Der Jüngling kann
Den Großen, der als Muster ihm geleuchtet,
Nicht retten zwar, — doch sich ihm ewig weihn,
Und dann den letzten Wunsch vom Herzen nehmen.

Er ist erfüllt! — Des Lebens Rechnung schliesset
Sich freundlich ab. Ein männlich festes Hoffen,
Daß nicht umsonst sein Blut er nun vergießet,
Zeigt ihm des Paradieses Pforten offen.
Ein süßer Traum zu frohem Trost entsprießet
Dem letzten Schlummer. — Himmlisch übertroffen
Ist irdisches Verlangen in den Tönen,
Die ihn zum Sieg mit ew'gem Lorbeer krönen.

*) Diese Worte kommen an die Stelle, wo im Larghetto das Verlöschen der Lampe bezeichnet ist. Uebrigens bleibt die Vertheilung dem Gefühl des Declamators überlassen.
A. d. Verf.

Und Clärchen reicht den Kranz! — Vorangegangen,
Frey von der Erde Fesseln, darf die Treue
Im Sternenkleid der Freyheit strahlend prangen.
Daß sich der Bund auf ewig nun erneue,
Winkt ihm des Engels sehnendes Verlangen.
Süß wird der Tod, denn selig war die Weihe! —
O hört Ihn selbst, wie er den Sieg errungen!
Blickt hin, wie sich der Held zum Licht entschwungen!

Melodram Nro. 8.

Egmont.

Süßer Schlaf! Du kommst wie ein reines Glück, ungebeten, unerfleht am willigsten. — Du lösest die Knoten der strengen Gedanken; vermischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes. Ungehindert fließt der Kreis innrer Harmonien; und, eingehüllt in gefälligen Wahnsinn, versinken wir, und hören auf zu seyn."

Musik; Egmonts Traum *).

(Egmont erwacht.)

„Verschwunden ist der Kranz! — Du schönes Bild; das Licht des Tages hat dich verscheucht! Ja, sie waren's, sie waren vereint, die beyden süßesten Freuden meines Herzens. Die göttliche Freyheit, von meiner Geliebten borgte sie die Gestalt; das reizende Mädchen kleidete sich in der Freundin himmlisches Gewand. In einem ernsten Augenblick erscheinen sie vereinigt, ernster als lieblich. Mit blutbefleckten Sohlen trat sie vor mir auf, die wehen-

*) Anmerk. des Verf. Könnte bey der Aufführung der Beethoven'schen Musik durch ein mimisches Gemälde dargestellt werden.
(Allerdings könnte dieses mimisch-plastische Gemälde im Concertsaal — wenn er nur geräumig genug ist — die Wirkung des Ganzen auf eine neue, überraschende Art sehr erhöhen. Dieser glückliche Gedanke verdient besondere Berücksichtigung.
Der Einsender.

den Falten des Saumes mit Blut befleckt. Es war mein Blut und vieler Edlen Blut. Nein, es war nicht umsonst vergossen! Schreitet durch! — Braves Volk! Die Siegesgöttin führt dich an! Und wie das Meer durch eure Dämme bricht, so brecht, so reißt den Wall der Tyranney zusammen, und schwemmt ersäufend sie von ihrem Grunde, den sie sich anmaßt, weg.

Trommeln.

Horch, Horch! Wie oft rief mich dieser Schall zu freyen Schritt nach dem Felde des Streits und des Siegs. Wie munter traten die Gefährten auf der gefährlichen rühmlichen Bahn! — Auch ich schreite einem ehrenvollen Tode aus diesem Kerker entgegen; ich sterbe für die Freyheit, für die ich lebte und focht, und der ich mich jetzt leidend opfre.

Trommeln, näher.

Ja, führt sie nur zusammen! Diese treibt ein hohles Wort des Herrschers, nicht ihr Gemüth. Schließt eure Reihen, ihr schreckt mich nicht! Ich bin gewohnt, vor Speeren gegen Speere zu stehn, und ringsumgeben von dem drohenden Tod das muthige Leben nur doppelt rasch zu fühlen.

Trommeln.

Dich schließt der Feind von allen Seiten ein! — Es blinken Schwerdter; — Freunde, höhren Muth! — Im Rücken habt ihr Aeltern, Weiber, Kinder! —— .. Schützt eure Güter! Und euer Liebstes zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beyspiel gebe.

Siegssymphonie rasch einfallend.

(Und das Ganze beschließend.)

Jüngster Schiffbruch an der englischen Küste.

Das Morgenblatt (Nro. 143 d. J.) enthält eine Beschreibung des Schiffbruches, welchen ein holländischer Kauffahrer, de Jonge Niclaas, von 200 Tonnen, mit Wein und Branntewein beladen, von Cette nach Amsterdam bestimmt, am 26. Novbr. 1822 an der Küste von Sussex im Kanal von England erlitt. Ein zweites, noch schrecklicheres, Unglück der Art hatte kürzlich ein englisches Packboot, the Alert, von Dublin nach Liverpool bestimmt, nahe bei der Insel Anglesey, im St. Georgs Kanal, an der Westküste von England. Folgendes Schreiben eines Reisenden, der bei diesem schrecklichen Ereignisse sich auf dem Schiffe befand, und nur mit einem Einzigen dem Tode entgangen war, gibt darüber nähere Auskunft.

„Am folgenden Tage (25 Mai) segelte ich von Dublin ab in dem Handelsschiffe Alert, welches nach Liverpool bestimmt war. Gegen 9 Uhr Abends stachen wir in See, und da das Wetter für die Jahreszeit ungewöhnlich mild war, so genoß ich eines recht ruhigen Schlafes bis 8 Uhr am andern Morgen, wo der Ruf zum Frühstück mich weckte. Jetzt erst knüpfte ich ein Gespräch mit meinen Mitreisenden in der Kajüte an, deren in allem 16, und darunter 4 Frauen, waren. Nach dem Frühstück fand ich mich, wie gewöhnlich, wenn ich auf der See bin, ein wenig übel, zog daher meine Jacke aus, und legte mich wieder zu Bette. Ich hatte kaum eine halbe Stunde geschlummert, als das Fahrzeug einen so plötzlichen und heftigen Stoß bekam, daß ich beinahe aus meinem Bette geschleudert worden wäre. Ich sprang auf, eilte auf das Verdeck und erfuhr nun, das Schiff sey auf einen verborgenen Felsenriff, der Mausfelsen genannt,

seitwärts von der Insel Angelesey, gestoßen, jedoch schon wieder davon weggetrieben, ohne (wie man damals noch glaubte) einen bedeutenden Schaden erlitten zu haben. Kaum war ich aber wieder in die Kajüte getreten, so fand ich, daß das Wasser durch den Fußboden hoch aufspritzte, und machte nun gleich Lärmen. Jetzt folgte eine Szene des Schreckens und der Verwirrung, die ich nicht zu schildern vermag. Das durchdringende Klagegeschrei und Gejammer der Weiber und Kinder, vermischt mit dem Rufen und den Anstrengungen der Männer, brachte eine solche, Entsetzen und Angst erregende, Wirkung hervor, daß man sich unmöglich eine Vorstellung davon machen kann. Eine Zeitlang blieb ich unten bei dem Steward (Proviantmeister), füllte Wassereimer und langte sie den Andern auf dem Verdecke zu. Als ich indeß bald fand, das Wasser habe eine solche Höhe erreicht, daß es zwecklos, ja unmöglich sey, unsre Anstrengungen fortzusetzen, lief ich zu meinem Mantelsack, der in der Kajüte umherschwamm, und war so glücklich, alles Geld, welches ich bei mir hatte — es waren 60 Pfund in Sovereigns und Dollars — herauszubringen. Darauf eilte ich auf das Verdeck; aber wer faßt mein Entsetzen, als ich entdeckte, daß das Boot — meine einzige Hoffnung zur Rettung — mit der Schiffsmannschaft und einigen Reisenden davon gefahren sey!! — Ueberzeugt, daß alle Möglichkeit einer Rettung blos auf meiner eigenen Anstrengung und Entschlossenheit beruhe, warf ich das Geld von mir, riß mir die Kleider vom Leibe, und machte mich so auf das Schlimmste gefaßt, entschloßen, bis zum letzten Augenblicke im Schiffe zu bleiben. Dieser grausige Augenblick kam bald heran. Ich stand gerade an der Gesellschaftsthür, als das Schiff sank, und eine große Strecke unter dem Wasser durch das Saugen des Strudels, welchen das Sinken erzeugt hatte, fortgetrieben ward. Als ich wieder an die Oberfläche des Wassers kam, sah ich mich von so vielen, dem Ertrinken nahen, Unglücklichen umgeben, daß es mir unmöglich ward, in irgend einer Richtung fortzuschwimmen: ich wurde sogar mehrmals von Einigen derselben, die mich krampfhaft ergriffen hatten, wieder unter das Wasser gezogen. Endlich glückte es mir, mich von der Menge los zu machen; und, eine Kiste voll Eier nicht weit von mir schwimmen sehend, an welcher sich vier Männer angeklammert hatten, ergriff auch ich dieselbe als das letzte noch übrige Mittel zur Rettung: da die Kiste jedoch nicht flott genug war, so viele zu tragen, so ließen alle los, außer ich und noch Einer. — In dieser entmuthigenden Lage, und mit der Todesstille um mich her, vergaß ich, wie du denken kannst, weder meiner Freunde, noch meiner Heimath: diese Erinnerung gab mir in der That neue Kraft, und ließ mich eine Zeitlang der furchtbaren Gefahr ganz vergessen, die nun den höchsten Grad zu erreichen schien. Mein Unglücksgefährte fing endlich an, den Muth sinken zu lassen, und wurde sprachlos; zum Glück aber sah ich einen Strick, der an der Kiste befestigt war, schlang diesen um seine Hände, und sicherte ihn auf diese Weise vor dem Sinken. Ich selbst fing jedoch an, jetzt an meiner Rettung zu verzweifeln; das Sehen wollte mir vergehen, mein Leib ward allmählig so kalt wie der Tod, und ein Krampf ergriff meine Beine. Noch ein Paar Minuten länger, und ich hätte jenen Unglücklichen folgen müssen, die mit dem Schiffe in die Tiefe des Meeres hinabsanken, als ich plötzlich den Ruf vernahm: „Muth, meine braven Jungen! rafft eure Kräfte zusammen!“ Bald darauf erreichte uns das Boot: und wir wurden beide in dasselbe hineingezogen. Noch

ein dritter Mann ward aufgefischt, der sich an einem Stücke des Wracks festgeklammert hatte. Wir wurden bei Holyhead ans Land gesetzt, und, unter einem unermeßlichen Zusammenströmen von Zuschauern, ganz nackt, wie wir gefunden waren, nach Hrn. Moran's Gasthofe gebracht, wo man uns mit aller möglichen Güte und Aufmerksamkeit behandelte. Man legte uns auf die Flur vor dem Küchenfeuer ausgestreckt hin, und hüllte uns in warme Tücher ein. Ich erhielt bald meine Besinnung wieder, und nachdem ich einen Schluck Branntewein getrunken, ward ich zu Bett gelegt; am folgenden Tage fühlte ich mich jedoch so schwach, oder vielmehr so durchaus entkräftet, daß ich nicht im Stande war, mein Lager zu verlassen. Ein Herr von London borgte mir edelmüthig 5 Guineen und verschaffte mir Kleidungsstücke, so daß ich nun meine Reise ohne Verzug antreten konnte. — Gegen 140 Personen müssen ihren Tod in den Wellen gefunden haben!"

* Der Herbst.

(Nachruf an W.)

Es ziehen die Nebel,
Es dunkelt der Abend,
Der Wind säuselt kalt;
Es beben die Sträuche,
Es fallen die Blätter,
Es ächzet der Wald.

Hier sitz ich am Fenster,
Wo rauschende Blätter
Vorüber fliehen
Vom Winde getrieben,
Die munteren Vögel
Ins Frühlingsland ziehen.

Ich sinne und denke
Verlorenen Blicks
Die Zeit zurück,
Des nimmer vergeßenen
Nimmer noch kehrenden
Frühlingsglück.

Wo ist er geblieben?
Ich sinne und suche
Und find ihn nicht mehr.
Verblichen ist Frühling,
Verronnen ist Freude,
Mein Herz seufzet schwer;

— n — — ch —

Fresko-Anekdote.

Aus dem Leben gegriffen von J. F. Castelli

Ein Pfarrer wollte seine Gemeinde dazu bewegen, gegen den Feind zu ziehen und das Vaterland zu beschützen. Er haranguirte die Zuhörer mit folgenden Worten: „Ha! schon seh' ich die Feinde anrücken, sie dringen in's Dorf, sie stecken Eure Hütten in Brand, schänden eure Weiber und Kinder! Ja, sie nahen, sie kommen, seht Ihr die Fahnen wehen? hört Ihr die Trommel wirbeln?" Bei diesen Worten trommelte er selbst mit den Fäusten auf der Kanzel. Gleich darauf hörte man hinter der Kanzel den Küster blasen: dederedeng! dederedeng! Der Pfarrer rief ihm leise zu: „He, Küster, was thut Er denn?" — „Ich helfe Ihnen, Herr Pfarrer, erwiederte dieser: ich kenne unsere Bauern, die Infanterie allein wirkt nicht auf sie, da muß schon die Cavallerie anreiten!"

Theater-Zubehör.

Berichtigung, Erklärung und Bescheinigung.

Insofern mit folgender Unterschrift eines Aufsatzes in letzter Nummer des Bürgerfreundes: „Die Kritiker des vorjährigen Unterhaltungsblattes" dennoch nicht die Kritiker des vorjährigen Unterhaltungsblattes, sondern vielmehr die Verfasser von Kritiken der Bühnendarstellungen im vorigjährigen Unterhaltungsblatte gemeint sind, muß ich, welcher ich dergleichen geschrieben haben soll, erklären, daß ich nicht mit zu dieser Firma gehöre. Insofern dieselbe ihre Zahlungen lieber einstellt, als künftig in gültiger Währung leistet, bescheinige ich in Betreff meiner an sie gemachten Forderungen gern, durch diesen letzten Saldo, so manchen Ausschuß er auch wiederum enthält, zum vollen befriedigt seyn zu wollen.

— a —

Auflösung des Räthsels in Nro. 71.

Windbeutel.

(Hierbey eine wöchentliche Beylage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 73.

Bremen, Donnerstag den 11. September 1823.

Gestorben.

Den 23. August. Zu Eschwege Christina Elisab. Frankenberg, geb. Holzapfel, von Bremen, 71 Jahr.

Den 30. August. Des Arbeitsmanns Herrmann Kramer Sohn, 11½ Jahr, a. d. Knoopstr. Nro. 52.

Den 30. August. Des Schuhmachers Friederich Buck Sohn, ¾ J., a. d. Schüsselkorb Nro. 29.

Den 31. August. Des Schuhm. Joh. Herrm. Lawalje, todtgeborner Knabe, a. d. St. Annenstr. Nro. 15.

Den 1. Septb. Des Färbers Hinrich Streckfuß Sohn, 1½ J., Doventhorswallstr. Nro. 15.

Den 1. Septb. Der Küper Windeler Wessels 33 J., a. d. kl. Helle Nro. 18.

Den 1. Septb. Der Weinaufseher Gottlieb Gleim 37 J., a. d. Ansgariithorssteinweg Nro. 5.

Den 2. Septb. Der Handlungsgehülfe Aron Wulf 40 J., a. d. Molkenstr. Nro. 23.

Den 2. Septb. Der Dienstmagd Maria Kersting Tochter, 4 Monat, in Bollandsgang Nro. 4.

Den 2. Septb. Des Arb. Joh. Bernhard Fuchs Tochter, 11 Monat, am alten Steinweg Nro. 52.

Den 3 Septb. Der Maler Conrad Lange 19 J., hinter der Holzpforte, ertrank in der Weser.

Den 4. Septb. Joh. Valentin Leithäuser 33 J. am Fedelhören Nro. 7.

Den 4. Septb. Des Küpers Albert Christian Deß, todtgeborner Knabe, am alten Steinweg Nro. 104,

Den 4. Septb. Des Arb. Heinr. Amelings Sohn, 4½ J, a. d. Punkendeich N. 1.

Den 4. Septb. Des Stuhlmachers Diederich Schmeding Sohn, 1 J., im Runken Nro. 11.

Den 5. Septb. Der Polizei Diener Joh. Arnold van der Wall, 46 J., Klosterkirchenstr. Nro. 3.

Den 5. Septb. Des Arb. Joh. Eskamp Ehefr., geb. Rutenberg, am Vorfelde Nro. 3, 73 Jahr.

Den 5. Septb. Des Arb. Justus Brüggemann Sohn, 1¼ J., auf Stangenhoff Nro. 11.

Den 6. Septb. Der Friseur Conrad Drppe 45 J. a. d. gr. Rosenstr.

Den 6. Septb. Die Nätherin Adelheid Dukey 63 J., Heerdenthorsw. N. 11.

Geburten.

Den 26. August. Des Arb. Nicolaus Kothe Ehefrau, geb. Rungen; a. d. Rembertistr. Nro. 18, von einem Mädchen.

Den 29. August. Des weyl. Schneiders Heinr. Chr. Döhrmann Wittwe, geb. Euchlers; kl. Krankenstr. N. 6, von einem Knaben.

Den 30. August. Des Arb. Conrad Ludewig Hagedorn Ehefrau, geb. Fortmanns; a. d. Schwanenstraße Nro. 6, von einem Mädchen.

Den 30 August. Des Kimkers Friedr. Kropp Ehefrau, geb. Grote; a. d. Molkenstr. Nro. 17, von einem Mädchen.

Den 30. August. Des Arb. Dieder. Hinr. Lüers Ehefrau, geb. Otzen am Buntenthorssteinweg, von einem Knaben.

Den 31. August. Des Weisbäckers Joh. Heinr. Harmssen Ehefrau, geb. Dahlfuß, a. d. Hohenthorsstraße von einem Mädchen.

Den 31. August. Des Schuhmachers Joh Herm. Lawalje Ehefrau, geb. Stallmann; a. d. St. Annenstraße Nro. 15, von einem todtgebornen Knaben.

Den 31. August. Des Kaufm. Joh. Wilh. Lehmkuhl Ehefrau, geb. Meyer; vor Stephanikirchhoff Nro. 9, von einem Knaben.

Den 31. August. Des Schweineschlachters Justus Bartel Ehefrau, geb. Cordes; Jacobistr. N. 11, von einem K.

Den 31. August. Des Miethkutschers Johann Diederich Ludewig Schlöndorff Ehefrau, geb. Helmers; a. d. Schützenwallstr. Nro. 17, von einem Knaben.

Den 1. Septb. Des Arb. Peter Neelßen Ehefr., geb. Heiken; a. d. Oehlmühlenst. Nro. 27. von einem Knaben.

Den 2. Septb. Des Scheerenschleifers Joh. Endeler Ehefrau, geb. Meyer; Klosterkirchenstr. N. 12, von einem Knaben.

Den 3. Septb. Des Reepschlägers Gerhard Sagers Ehefrau, geb. Sengstacke; a. d. Doventhorstr. Nro. 20, von einem Knaben.

Den 3. Septb. Des Kuhhirten Friedr. Heinr. Sowerby Ehefr, geb. Reiners; a. d. Weerder, von einem Knab.

Den 3. Septb. Des Schiffers Diedr. Kimme Ehefrau, geb. Heine a. d. Schlacht Nro. 23, von einem Mädchen.

Den 3. Septb. Des Schneiders Joh. Bernh. Kuhlmann Ehefrau, geb. Jachtens, a. d. Rosenthal Nro. 1, von einem Knaben.

Den 3. Septb. Des Schneider Amtmeisters, Franz Anton Heinrich Lindner Ehefrau, geb. Engelken; am Wegesende Nro. 12, von einem Knaben.

Den 3. Septb. Des Kaufmanns Florenz Lüling Ehefrau, geb. Hartlaub; a. d. Werder Nro. 9, von einem Mädchen.

Den 3. Septb. Des Schenckwirths Casten Cassen Ehefrau, geb. Hohnholds; am Arsterdamm, von einem Knb.

Den 4. August. Des Küpers Albert Christian Deß Ehef. geb. Krey; a. d. alten Steinweg Nro. 104, von einem todtgebornen Knaben.

Den 4. Septb. Des Kaufmanns Joh. Hinr. Kramer Ehefrau, geb. Meyerhoff; a. d. Osterstr. von einem Knaben.

Den 4. Septb. Des Musikus Christian Otto Ehefrau, geb. Dünkelberg; a. d. Hasenpforte Nro. 2, von einem Mädchen.

5 uneheliche Kinder, worunter 4 von den Vätern anerkannt worden.

Copulirt sind.

Der Bockfahrer Joh. Ludew. Gökeln aus Luchting mit Anna Catharina Dorothea Alers aus Heemsen.

Der Arb. Detth. Meyer von hier, mit Margar. Elisabeth Johanna Halle, aus Oldenburg.

Der Arb Frieder. August Rauch, mit Anna Deichholtz, von hier.

Der Arb. Joh. Heermann Runge, mit Metta Rauch, zu Hastedt.

Der Maurergesell Diederich Liesing, mit Nicolaus Frese Wittwe, Margar. Kruse, von hier.

Der Cigarrenmacher Joh. Albert Neuhaus, mit Charlotte Luise Dorothea Block, von hier.

Der Schuhmacher Joh. Carl Friederich Metz, aus Rinteln, mit Dorothea Henriette Regina Meyer, von hier.

Der Küper Herrmann Spiegel, mit Bytha Brünings, von hier.

Dimissoriales ertheilt, an:

Herr Doctor Medicin. Johann Frieder. Wilh. Röding zu Hamburg, mit Jungfrau Helena Dorothea Barckhausen, von hier.

Herr Pastor Carl Wilhelm Heinr. Kirchhoff zu Stollham, Herzogthums Oldenburg, und Jungfrau Catharina Maria Payeken, von hier.

Der Sattler Hinrich Gerhard Harmssen von hier, und Johanna Dorothea Sophia Beistel, zu Münster.

Achter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 74.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 14. September 1823.

Schönes Land! — der Künste erste Wiege
Wo der hohe Mäonide sang,
Dessen Lied, von deiner Helden Siege
Mit Begeistrung unsre Brust durchdrang.
Heil'ges Land, wo frühere Geschlechter,
Einst des Glaubens Morgenroth gesehn,
Nah't sich deinem Rechte kein Verfechter —
Edles Land, du solltest untergehn? —

Daeves.

Die Klage.

Es war an Atta's schönstem Feste
Wo auf der Waller buntem Pfad
Ein Fremdling aus der Zahl der Gäste
Der Griechen einem sich genaht.

Der Fremdling

Was schaust in's freudige Gewimmel
Du mit so düstrem Ernst hinein?
Lockt nicht auch dich der blaue Himmel?
Glänzt nicht auch dir der Sonne Schein?
Lacht nicht auch dir die reiche Erde,
Die neugeschmückt uns Freuden beut?
Vergiß die drückende Beschwerde,
Und freue dich mit Allen heut! —

Der Grieche.

Mag sich der Erde Pracht erneuen,
Die Sonn' am blauen Himmel strahlen,
Mag alles sich des Festes freuen,
In mir erneuen sich nur Qualen.
Denn was ist Freude, was ist Lust,
Entbehrt des Höchsten unsre Brust?

Der Fremdling.

So suche Trost in treuer Liebe! —
Blick' in die frischbegrünte Flur;
Der Vogel selbst gehorcht dem Triebe,
Wozu bestimmt ihn die Natur.
Er feiert seines Lebens Morgen
In traulich liebendem Verein,
Und schläft am Abend ohne Sorgen
An seiner Gattin Seite ein.

Der Grieche.

O wie mir jedes deiner Worte
Nur mehrt der Seele bittre Qual! —
Du öffnest mir des Lichtes Pforte,
Allein zu mir dringt nicht sein Strahl.

In Freiheit nur gedeiht die Liebe;
Mir ist der Vogel neidenswerth,
Weil zu dem freundlichmilden Triebe
Ein Höheres ihm ward bescheert.

Der Fremdling.

Doch in des Lebens herbste Schmerzen
Gießt Eines Lebensbalsam ein;
Laß deinem schwergepreßten Herzen
Den Glauben milden Tröster seyn.

Der Grieche.

O hochbeseelend ist der Glaube,
Wenn er ein freies Volk beglückt;
Doch wird der Dumpfheit er zum Raube,
Wo Sklavenfessel niederdrückt.
Beseeler jedes höchsten Strebens,
Wo nur ein kräftig Volk er fand;
Dem meinen fehlt das Mark des Lebens, —
Wir haben, ach! kein Vatrrland.

Die Eroberung von Jerusalem.

Skizze aus der Geschichte des 11 ten Jahrhunderts,

von Julius Hoffmann.

1.

Der 28ste Juni des Jahres 1098 war eben herrlich angebrochen. Der Frühsonne erste Strahlen rötheten die Spitzen der Berge, und nur im Thale noch lag alles in dämmernden Schatten. — Da hatten sich rings um Antiochien die Heere der Türken gelagert, geführt von dem Fürsten Mausel Kavam eddaulah Korboga; — Zu rächen die Schmach, die ihre Waffen erlitten, zu vertilgen das kleine Häuflein der Christen, waren sie mit furchtbarer Heeresmacht, 600,000 an der Zahl, ausgezogen und erwarteten mit lautem Getös ihre Schlachtopfer.

Mit ernstem Schweigen rückten dagegen die Kreuzfahrer; ein trauriger Ueberrest der sonst Asien in ganz Schrecken setzenden Heere, aus dem Brückenthore. Muthig wollten sie jetzt, im hoffenden Vertrauen auf Gott und ihren Glauben, den Kampf für Freiheit und Religion bestehen, und entweder siegen oder rühmlich fallen. In sechs Schlachtordnungen stellten sich die Tapfern, 30,000 an der Zahl, dem Feinde gegenüber.

Bald waren die kurzen Reihen geordnet und die Trompeten gaben das Zeichen zur Eröffnung des blutigen Schauspiels. — Das Allah des Saracenenvolks erfüllte die Luft, und des Sieges gewiß, stürzte es mit toller Wuth auf die dichtgeschloßnen Schaaren der Brüder. — Anders aber war es im Buche der Vorsehung bestimmt. — Die Türken flohen, und jubelnd verfolgte sie der verspottete Feind.

Nur der Emir Sokmann, der Ortokide, focht wie Ehre es erheischte. Im donnernden Lauf der Pferde, stürzte er mit seinen 3000 eisenumpanzerten Agulanen auf Rainhards von Toul ihn erwartende Reihen. Gleich einem Sturm war er heran, und gleich zwei empörten Elementen kämpften die Feinde gegen einander. — Die größte Tollkühnheit, der stärkste Muth von Seiten der Kreuzfahrer, konnte dem Anscheine nach ihnen nur den Tod, nicht den Sieg erringen. — Bald war auch die eherne Mauer der Brüder gelichtet, und schon fing sie an zu weichen vor den Erlesensten der Feinde. — Auch die heilige Lanze verschwand im Getümmel; — rettungslos schienen die Brüder verloren, wenn nicht — — da stürzte Guido von Ebstein, den schrecklichen Verlust gewahrend aus der Reihe der Wenigen hervor, und hieb mit langem Schwert sich blutige Bahn. — Dem Ungestümen konnte Keiner widerstehen, und nach kurzem Kampf war das Heiligthum gerettet. — Hoch wallte das Purpurgewand in die frische Mor-

genluft hinaus und von den dadurch neuermuthigten Schaaren hart bedrängt, suchten die Saracenen ihr Heil in regelloser Flucht.

2.

So war denn allgemein der blutige Sieg errungen, und die Brüder machten sich auf zu dem verlassenen Lager der Feinde. — Nur Guido, der Held des Tages, ritt den Eilenden langsam nach. Trauerumhüllt schweifte sein Blick über die Gefilde des Todes, die von zahllosen Opfern bedeckt, ein grausendes Bild wilder Zerstörung gaben. Endlich langte auch er im Lager an, wo ihn schon Waffengefährten, mit unschätzbarer Beute beladen, begegneten, und ihn ermahnten: sich gleichfalls zu entschädigen. — Ihm aber verlangte nicht darnach; — er hatte ja nicht um Geld und Gut; — er hatte um seinen Glauben gestritten. Das bunte Treiben schauend, setzte er seinen Weg fort, durch die langen, von Getös erfüllten Zeltgassen; als endlich Korboga's Feldherrnzelt seine Aufmerksamkeit auf längere Zeit fesselte. — Von mehrfarbiger Seide gewebt, hatte es gleich einer Stadt Mauern und Thürme. Zahllose Gemächer, mit orientalischer Pracht geschmückt, erfüllten sein Inneres, das im weiten Raume 2000 Menschen fassen konnte. Auf des Kolosses höchster Spitze, hatte im hellen Goldesglanz der halbe Mond gestanden. Gestürzt war das Zeichen türkischer Macht, und keck und munter hob sich jetzt an seiner Stelle die Kreuzesfahne. — —

Versunken in der Betrachtung des anziehenden Gegenstandes, hörte Guido Hülferuf aus dem Innern schallen. Einen Bedrängten, der seines Beistandes bedürfe, irgendwo wähnend; warf er sich vom Roß und eilte, der Spur folgend, durch der Gemächer lange Reihe. Sie leitete ihn an einen Ort, wo er Augenzeuge der letzten Kraftanstrengungen eines reizenden Mädchens ward, mit welchen sie sich der Zumuthungen eines Ritters erwehrte, und die bei Guido's Eintritt, lautlos zusammensank. Sein Blick haftete fest auf Hugo von Weidenfels, gleichsam von seinem Betragen Rechenschaft fordernd. —

„Gut, daß Du kommst!" — rief jener nach kurzer Pause. — „Sieh die kleine Heidin. „Komm, laß sie uns bekehren, und dann brü„derlich theilen!"

„Daß ich Schandbube genug wäre um Dir „zu helfen in Deinem lästerlichen Beginnen" — entgegnete Guido, indem er das Mädchen aufzurichten strebte.

„Halt!" — schrie jener — „so kommst Du „nicht fort. Der Bube fordert Blut!" — und rasselnd flog sein Eisenhandschuh zu Guido's Füßen nieder. — Beider Klingen waren rasch entblößt, und sausend theilten sie die Luft. Hieb auf Hieb fiel auf die weithin dröhnenden Rüstungen; und bei gleicher Geschicklichkeit, gleicher Stärke, blieb lange der Kampf unentschieden. Schon blutete Hugo aus mehreren kleinen Wunden; Guido's Armschienen waren zerhauen, und eben rüsteten beide sich zum letzten entscheidenden Angrif; — da kündete ihnen das Schmettern der Trompeten, und der Pauken Wirbeln die Ankunft der Fürsten. Die Schwerter senkten sich, und hereintrat von glänzendem Gefolg umgeben, Herzog Gottfried von Bouillon.

Freundliche Milde, und richtende Strenge sprach aus den Zügen des hohen Gebieters. — „Ich hörte das Toben wüthender Streiter: gebt „mir vom Anlaß Kunde!" — — wand sich „Gottfried zu den Rittern.

Frei und ohne Anmaßung, aber stolz auf die gerechte Sache, die er verfochten, trat Guido vor, und erzählte dem Herzog die Begebenheit mit einer Würde, die der Wahrheit eigenthüm-

*

lich ist. — „Hier ist die Jungfrau, edler Herr. „Eurem Schutz übergeb' ich sie, mich selbst Eu„rem richtenden Wort!" — schloß der Jüngling und ließ sich mit der Neubelebten auf ein Knie nieder. — Doch finster wurde Gottfried's sonst heiterer Blick, seine Augenbraunen zogen sich zusammen als Zeichen eines kommenden Sturmes. — „Und wenn ich sie nun nicht schützen wollte, „und wenn ich Dich ob Deiner Kühnheit, mit „der Du sprachst, verdammte — wie dann?" — frug er Guido. — Da erhob sich jener; die Hand an den Schwertgriff legend, sprach hohe Begeisterung und starker Muth aus seinen Mienen, und, obwohl sanft, doch ernst und bestimmt entgegnete er: „So würde ich die Jungfrau zu „schützen wissen mit meinem Leben; Euch aber ungerecht nennen!" — Alles staunte über die Verwegenheit des kühnen Jünglings, der sich nicht scheute einem Fürsten die Wahrheit zu sagen, — nur des Herzogs Blick entwölkte sich und Guido's Hand fassend sprach er tief bewegt: „Du bist ein Mann, nur prüfen wollt' ich „Dich, Du hast bestanden, denn so fand ich „wenig. Sey mein Freund!" — Die strenge Miene des Richters wieder annehmend fuhr er fort: „Du thatest Recht der leidenden Unschuld „Dich anzunehmen. Mein Amt läßt es nicht „zu ihr immer nah zu seyn, darum übergebe ich „Dir die Jungfrau wieder; Du wirst sie am „besten schützen." Und zu Hugo sich wendend: „Du aber, der Du das erste Gesetz der Ritter„schaft so frech verletztest; — geh aus meinen „Augen. Nur dann nenn' ich Dich Bru„der wieder, wenn Du diesen Flecken Deiner „Ehre im Kampfe vor Jerusalems Mauern ab„gewaschen hast!" — Im Gefühl der Schuld stürzte Hugo zur Thür, und an Guido vorbeistreifend rief er ihm heimlich zu: „Für diesen „Schimpf räch' ich mich noch. Sey's im Ge„wühl der Schlacht, sey's im Minnespiel mit „jener Dirne dort!" — „Halt! — was sagt er „Dir?" — frug der Herzog sich zu Guido wendend. — „Er bat mich um Verzeihung" entgegnete der herrliche Jüngling und tief beschämt verließ Hugo das Gemach.

Guido's Danke entzog sich Gottfried schnell, und wieder schmetterten die Trompeten, die Pauken wirbelten wieder, und mit glänzendem Gefolg zog der Herzog durch die Ebene dahin, um zu verkünden den herrlichen Sieg in der nun wieder befreiten Stadt, und dann zu danken der Gottheit in St. Peters geweihtem Dom.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ist unsere Zeit aufgeklärt zu nennen?

Ein Zeitalter, wo die Menschen selbst denken und dem Guten die Oberherrschaft verschaffen wollen, kann man mit Recht aufgeklärt nennen. Es kennt sich selbst, hat den Menschheitszweck immer im Auge, forscht nach dem, wozu jedes Ding da ist und verlangt bloß zweckmäßige und dem Recht entsprechende Einrichtungen.

In unsern Tagen giebt es keinen Gegenstand, den man nicht zu ergründen strebt, und keine Handlung, deren Recht- und Zweckmäßigkeit man nicht untersucht Man sinnt und denkt nach über alles, was ist und seyn soll, und legt sich die Aufgaben deutlich und in ihrem ganzen Umfange vor, welche die menschliche Natur und die Welt zur Lösung darbieten. Man fragt sich, was ist der Mensch? Was darf und soll er thun? Was hat er zu erwarten? In welchem Verhältnisse steht er zur Natur und zu seiner Umgebung? Was ist der Staat, und was soll er seyn? Auf diese Art zergliedert er die Dinge, erforscht ihre Wirksamkeit, findet

ihre Gesetze und ihre Zwecke auf und stellt sie in der Reihenfolge hin, welche sie einnehmen sollen. Nicht bloß die Erde und den Himmel erforscht er, sondern er dringt auch über die Sinnewelt hinaus, wagt sich ins Geisterreich, rechtfertigt seinen Glauben an die Seelenunsterblichkeit und das Daseyn Gottes, und lebt in der Ewigkeit, wie in der Zeitlichkeit.

Ein Zeitalter, das solche Aufgaben zu lösen bemühet ist, sich unaufhörlich mit der Erforschung des Menschen und der Natur beschäftigt und nie den Zweck seines Daseyns aus den Augen verliert, kann man mit Recht aufgeklärt nennen. Es will das Gute, sucht die Wahrheit und ist ein Feind jedes Unrechts. Was läßt sich nun erwarten? Bessere Zeiten. Diese bestehen aber nicht darin, daß die Menschen die Hände müßig in den Schooß legen, sondern daß das Unrecht nicht mehr den Sieg über das Recht davon trägt, daß die Wahrheit allenthalben die gehörige Achtung erhält, und daß Freiheit und Gerechtigkeit das Glück Aller fördern.

Wer wird siegen.

Manche werden bei dieser Frage ausrufen: was für eine bedenkliche Frage! aber hier soll nicht die Rede seyn von den Siegen oder Niederlagen in Spanien und Griechenland, sondern von einer Herrschaft, der kein Biedermann den Sieg mißgönnen wird.

In der Welt regiert eine Macht, deren Thätigkeit noch immer nicht so anerkannt ist, als es seyn sollte. Es soll ein Reich der Ordnung, der Gerechtigkeit und Einsicht seyn, und diese sind Gottes Werk. Die göttliche Vorsehung oder die moralische Weltordnung bewährt sich im Großen und Kleinen für jeden, der ein reines Gewissen und einen aufgeklärten Verstand mit zur Betrachtung des Weltlaufes bringt; wer wollte oder könnte also glauben, daß die Bösen siegen werden? Wer kann wähnen, daß die Unwissenheit und die Bedrückung zur Herrschaft bestimmt seyn? Das Licht wird die Finsterniß verscheuchen, die Sclaverei der gesetzlichen Freiheit Platz machen, und die Willkühr und die Suchten aller Art werden unterliegen.

Der Verstand ist auch eine Macht, und da er alles zu berechnen und zu überschauen geeignet, und erfinderisch in den Mitteln und schnell im Auffassen des Augenblicks ist, so kann ihm das Ziel nicht entgehen, daß er sich vorsetzt. Mit ihm liegt der Unverstand im Kampfe; die Unwissenheit tritt gegen die Einsicht auf und die Einfalt gegen die Aufklärung; aber alles dies sind schwache Mittel gegen die Kräfte, welche der Verstand in Bewegung setzt.

Eine noch größere Macht ist die Gerechtigkeit, welche die Gemüther begeistert und für deren Sache man kein Opfer scheuet. Sie ermüdet nie; immer beginnt sie den Kampf von neuem, so lange nicht das Gute siegt, und wer wollte wähnen, daß, wenn er einen Gott im Himmel glaubt und ein gutes Gewissen in seinem Busen trägt, das Böse und das Unrechte zur Herrschaft unter den Menschen bestimmt sey? Beide sind verdammt von Gott und der Vernunft, und ihr Untergang ist nahe, sobald die Menschen den Entschluß fassen, immer das Rechte zu thun.

Es ist also eine übergroße Aengstlichkeit, wenn Manche wähnen, eine böse, eine ungerechte Sache werde siegen. Für die Letzte ist die Herrschaft vorbei, der Grimm der Menschen zermalmt sie und die Ideen des Wahren, Guten

und Gerechten werden herrschen, so weit Menschen reichen.

Kurzsichtigkeit, Eigensinn, Eigennutz und Ehrgeitz sind es allein, welche einen Kampf beginnen für das, was nicht seyn soll, und der Verkehrtheit und dem Bösen den Sieg verschaffen wollen. Auf sie ist im Weltplane nicht gerechnet, weil sie zerstörend wirken, und so wird ausgeschieden werden, was sich an den Heiligthümern der Menschheit vergreift.

Anekdoten von Napoleon.

Napoleon als Ingenieur.

Napoleon besichtigte einst trotz dem unaufhörlichen Feuern einer englischen Fregatte den Hafen von Boulogne. Jemand sagte zu ihm, man könne nicht antworten, weil die Kugeln nicht bis zum feindlichen Schiffe gingen; er glaubte, daß dies von der Schwäche der Ladung herrühren müsse. Nach einigen Berechnungen befahl er den Kanonieren, die Quantität Pulver in einem Verhältniße zu vermehren, das er angab. Man gehorchte, aber der Kanonier trug Bedenken, die Kanone abzufeuern, weil er fürchtete, sie möchte springen. „Gib mir die Lunte!" versetzte Napoleon. Er brannte die Kanone ab und die Kugel nahm den Vordertheil der englischen Fregatte weg.

Die Demoiselle Mars.

Nach seiner Rückkunft nach Paris im Jahr 1815 musterte Napoleon seine Truppen zwei Tage hinter einander auf dem Carousselplatze. Unter den Zuschauern bemerkte er die berühmte Schauspielerin, Demoiselle Mars, die bis in die Glieder der Soldaten vorgedrungen war, um das imposante Schauspiel desto besser sehen zu können. Napoleon näherte sich ihr und fragte: was machen Sie da, Mademoiselle Mars? Dieser Platz ist nicht sehr schicklich für Sie. — „Sire! gab die geistreiche Schauspielerin auf der Stelle zur Antwort, es machte mir Langeweile, immer bloß Theaterheiden zu sehen, ich wollte auch einmal einen wahren Heiden in der Nähe betrachten.

Neue Art, eine Bibliothek schnell fortzuschaffen.

Als bei einer der öffentlichen Anstalten zu Paris eine Veränderung statt gefunden hatte, mußte die dazu gehörige große Bibliothek anders wohin geschafft werden. Der Kaiser fragte deßhalb den Bibliothekar, der erklärte, die Bibliothek könne nicht in so und so vielen Wochen fortgebracht werden Diese Antwort war für Napoleon nicht sehr befriedigend, der wünschte, daß man damit so schnell als möglich zu Stande komme; daher drehte er sich rasch um und rief: „Wochen! Ich will schon dafür sorgen, daß man in wenigen Tagen damit fertig sei!"

Dies geschah wirklich auf folgende Art: zwei bis drei Regimenter bekamen Befehl und bildeten zwei Reihen, die von dem Portal des einem Gebäudes bis zum andern reichten. Ein Mann stand ungefähr drei Fuß von dem Andern und auf diese Art wurde die ganze Masse von Büchern fortgeschaft. Jeder Soldat nahm von seinem Cameraden eine gewisse Anzahl von Bänden in Empfang und gab sie sogleich seinem Nachbar, gerade wie es die Affen machen, wenn sie einander die Cocusnüsse zuwerfen und in wenig Minuten einem Baume seine Früchte rauben, die sie weit wegschaffen.

Ich darf nicht vergessen zu bemerken, daß bei dieser eiligen Fortschaffung viele Bücher zum

großen Verdruß des Bibliothekars schrecklich in Verwirrung geriethen, aber darum bekümmerte sich der Kaiser nicht, sondern ihm war blos um das schnelle Wegbringen der Bücher zu thun, damit man die Zimmer zu etwas Anderm gebrauchen könne. (Mitgetheilt vom Herrn von Praet, Bibliothekar der kaiserlichen Bibliothek zu Paris.)

---

* Gedichte, herausgegeben zum besten der Griechen

von H. Stieglitz und E. Große.

Leipzig, in Commission bei J. G. Mittler. 256 S. mit Vignette.

„Deutschland, Frankreich, die freie Schweiz, auch England und Rußland, haben durch unterstützende Beiträge ihre Dankopfer auf den Altären der Freyheit niedergelegt, und der sehnliche Wunsch, aus eignen Kräften ein kleines Scherflein in den heiligen Gotteskasten beisteuern zu können, läßt gegenwärtige Sammlung jugendlicher Poesien mit dem frommen Wunsche vor die Oeffentlichkeit heraustreten, daß von Gleichgesinnten das Begonnene kräftig möge weiter gefördert, und das Dargebotene mit dem einfachen anspruchslosen Sinn aufgenommen werden, mit welchem es empfangen und niedergelegt wurde.“

Mit diesen Worten kündigten die beiden Jünglinge den Zweck ihres Unternehmens an, und die freundliche Aufnahme, die das Werk gefunden, machte es möglich, außer Deckung der Druckkosten, eine nahmhafte Summe schon jetzt an den Griechenverein zu Stuttgart einzusenden. Oeffentliche Blätter haben durch günstige Urtheile das Publikum auf diese Sammlung aufmerksam gemacht; und so bieten diese Gedichte, welche durch ihre Frische, Vielseitigkeit der Form und des Inhalts, und eine gesunde, heitere Ansicht des Lebens, als eine nicht gewöhnliche Erscheinung des Tages auftreten, jedem Theilnehmenden die Gelegenheit dar, sich den Genuß schöner Stunden durch das Bewußtsein der Förderung eines großen heiligen Zweckes zu erhöhen und bleibend zu machen.

Für Freunde des Neugriechischen verdient besonders die hier zum erstenmale mitgetheilte Ode des Hellenen Jakobaki Rizos Nerulos vorzügliche Aufmerksamkeit.

Druck und Papier sind geschmackvoll und des Ganzen würdig. Direkt sich an mich Wendende erhalten bis Michaelis d. J. das Exemplar zu dem Subsciptionspreis von 1 Rthlr. gegen baare Zahlung, nachher ist das Werk gegen einen erhöhten Ladenpreis in allen Buchhandlungen zu haben.

Leipzig den 14. August 1823.

J. G. Mittler.

Schon in Nro. 58 dieser Blätter, erbot sich der Unterzeichnete zur Besorgung dieses Werkes, und bat — nicht ganz ohne Erfolg, um Beförderung der edlen Absicht der Herausgeber — Da diese ansprechenden Gedichte, jetzt nur noch kurze Zeit zu dem Subscriptionspreise zu haben sind, und der Unterzeichnete sie gern in den Händen vieler seiner Mitbürger wüßte, deren keiner sie ohne Theilnahme lesen wird, wie er sie nicht ohne Rührung, und regen Antheil an der heiligen Sache, eines für die höchsten einzigsten Güter des Lebens heldenkühn kämpfenden Bruder-Volkes las: so erbietet derselbe, so wohl wie Herr Jöntzen, Weidestraße Nro. 10 sich, Bestellungen entgegen zu nehmen.

A. Daeves.

Hutfilterstraße Nro. 34.

Andeutungen Fündlinge und Rügen

Merkur. Nro. 89. 91. Dresden bey P. G. Hilscher.

Lumpen werden immer seltener, und das Papier immer theurer. In dem Maaße, worin die beschriebenen und gedruckten Lumpen sich mehren, müssen die unbeschriebenen und ungedruckten abnehmen. Während die vielen Schriften über Landwirthschaft den Hahn zum Eierlegen bringen wollen, und den Elephanten an den Pflug, untersuchen wieder andere, ob der Prophet die Feder, womit er den Coran schrieb, aus den Flügeln Gabriels gerissen, oder der graziöse Engel selbst sie ihm gereicht habe? Kraftbarden und Genies d. h. Idioten, die mit dem Kopf empfinden, und mit dem Herzen denken, mit den Ohren sehen und mit den Augen hören wollen, — Besessene, die sich aber für Begeisterte halten, schreiben Romane, Gedichte und Taschenbücher und fürs Theater Frazzen. Der Geist Shakspears, wenn man ihnen glauben will, ist in sie gefahren, wie einst der Teufel in die Schweinsheerde, aber sie haben nichts von ihm als seine Platitüden. Fast jeder armselige Predikant, allenfalls fähig seine Gemeinde durch narkotische Schalle einzuschläfern, läßt seine heiligen Reden drucken für die Ehre des Meisters und zum Heile armer Seelen. Lumpenhändler! über wen habt ihr euch zu beschweren? über die Lumpen, die ich genannt habe.

Probeblatt aus dem Journal: „Der Dieb." — — — — — Die Hand aufs Herz! Wer kann von sich sagen: er habe noch nie in einen sauern Apfel gebissen? Nicht einer kann sich dessen rühmen! Schon der erste Mensch mußte in einen sauern Apfel beissen, und so gings fort und fort, bis auf den heutigen Tag. So beisse ich denn selbst in einen sauern Apfel, indem ich diese Zeitschrift unternehme, und kann daher mit Recht von der Lesewelt fordern, daß auch sie in einen solchen beisse, id est, daß sie diese Zeitschrift lese.

Das Schicksal hat einen ungeheuer großen Fruchtboden voll saurer Aepfel, um die Menschen damit unaufhörlich zu regaliren, die denn auch immer drein beissen, theils weil sie müssen, theils freiwillig, aus Uebereilung, Unverstand oder Neugier. Grüne Aepfel sind sauer, noch saurer, sehr oft, die goldenen, wie z. B. der Apfel des Paris, oder jene Aepfel, die der schlaue Hippomenes beim Wettlauf mit der schönen Atalanta fallen ließ. Das Fräulein konnte dem Goldglanze nicht widerstehen, verweilte sich durch das Aufheben der goldenen Aepfel und wurde, ungeachtet ihrer Schnelligkeit im Laufen, besiegt. Auf gleiche Weise ward manches Genie, mancher herrliche Geist, manche schöne Tugend in ihrem Siegeslauf zum Ziele unterbrochen, weil Eigennutz oder irdischer Genuß in den Weg trat.

Süßes Leben! süße Liebe! süße Poesie! in wie viel saure Aepfel müssen wir euertwegen beissen! Und dennoch giebt's so viel Aepfeldiebe auf der Erde und in der Literatur! Beinahe mehr Aepfeldiebe, als Aepfelbäume! — Lieber Leser! mach dir also nichts draus, wenn der Herausgeber dieser Zeitschrift selbst ein literarischer Dieb ist. Ich bekenne es wenigstens offenherzig schon auf dem Titelblatte, daß ich ein Dieb bin; und was ich stehle, stehle ich nur für dich! Der Zweck heiligt das Mittel. Auch erlaube ich dir dafür, alles gestohlene Gut, das ich dir auftische, bei Andern, die mein Journal weder kaufen noch lesen, für dein Eigenthum auszugeben.

Curiosum. Der Vogel Marabout, der die von den Damen so geschätzten Federn trägt, befindet sich zu Paris im königl. Garten. Dieser Vogel ist sehr häßlich, zum Beweise, daß das schöne Geschlecht sich weniger durch ein günstiges Aeussere, als durch reelles Verdienst verführen läßt, und deshalb haben vielleicht oft schöne Frauen häßliche Männer. — Wenn er nur brav ist, sagen sie.

A. Daeves d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönßen.

Achter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 75.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 18. September 1823.

Wer in sich den Himmel findet
Kann die Erde leicht verschmähn.
Eschenburg.

Glück der Tugend.

Unsträflich stets zu wandeln
Auf jeder Lebensbahn;
Stets pflichtgetreu zu handeln
Von früher Jugend an;
Zum Manne so zu werden,
Zu werden so zum Greis:
Wer gleichet dem auf Erden,
Der so zu handeln weiß?

Sein Lebensfrühling blühet
Mit jedem Morgen neu;
Sein Himmel, den er siehet,
Bleibt immer wolkenfrei;
Die Rose, die er pflücket,
Läßt keinen Dorn zurück:
Nur, was sein Herz entzücket,
Begegnet seinem Blick.

Reift, seiner Pflicht ergeben,
Er jetzt zum Mann heran,
So wandelt er durch's Leben
Auf ehrenvoller Bahn;
Er wird der Brüder Segen,
Er wird der Seinen Glück;
Auf allen seinen Wegen
Bleibt sein Verdienst zurück.

Glänzt er im Silberharre,
Wie wird sein Herz entzückt,
Wenn in verschwundne Jahre
Sein heitres Auge blickt!
Stets trägt er, einer Jugend
Voll Unschuld sich bewußt,
Den Lohn geübter Tugend,
Den Himmel, in der Brust.

Unsträflich stets zu wandeln
Auf jeder Lebensbahn;
Stets pflichtgetreu zu handeln
Von früher Jugend an;
Zum Manne so zu werden,
Zu werden so zum Greis,
Wer, wer gleicht dem auf Erden,
Der so zu leben weiß?

Ry.

Die Eroberung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

3.

Helenen's Vater, ein reicher griechischer Kaufmann, war gestorben, und eben befand sie sich auf dem Wege zu einem ihrer Verwandten, als eine streifende Horde der Türken sie aufgriff und zu ihren Anführer brachte. Dieser bezaubert von des Mädchens reizenden Aeussern, bestimmte Helena für das Serail des Fürsten Korboga. — Da rettete sie die verlorne Schlacht von der Schmach, die ihr bevorstand, und Guido's Dazwischenkunft von einem Bösewicht, der ihre Tugend bedrohte. — Ihr zu genügen, hatte sie Guido zu einem alten griechischen Weibe gebracht. Hier sah er sie oft, die herrliche Gestalt; verschönert durch die idealische Landestracht; voll Anmuth in jeder ihrer Bewegungen, die schwarzen Augen voll Liebe und Unschuld, das himmlisch schöne Gesicht umwogt von schwarzen Locken, die sich sanft auf dem üppigen Busen wiegten. — Stundenlang konnten sich beide in die Augen schauen ohne zu sprechen und ein mächtiges schönes Gefühl hob beider Busen höher; — mächtiger als das Gefühl des Daseyns. Beide ahneten eine höhere Bestimmung, noch aber konnten sie dieselbe nicht in Worte kleiden. — Da enthüllte ihnen der Zufall, jener gewaltige Herrscher im Reich der Wesen, schnell das Räthsel und führte sie als Bürger ein in das große schöne Reich der Liebe. — —

Der Abend sank hernieder auf die reichen Fluren. Im dunklern Blau des asiatischen Himmels schwamm des Mondes volle Scheibe. Ein sanfter Wind spielte mit den vielfach verschlungenen Aesten der hochstämmigen Cypressen: süße Wohlgerüche erfüllten die Luft, und in fernem Haine sang ein Vogelpaar sich süße Lieder. — Da wandelten Guido und Helena in den breiten Gängen des anmuthigen Gartens. — Er erzählte ihr von den Eichen und den Buchen seines deutschen Vaterlandes, und von den minder prächtigen, doch nicht minder schönen Abenden, die darauf herniederthauten. — Durch die lebhafte Schilderung ergriffen, lauschte Helena des Geliebten Worten. Da sank er, von dem Augenblick ergriffen, vor ihr nieder und rief: „Kannst „Du mich lieben, Helena? — Willst Du mir „ganz gehören durch das Band der Kirche; — „und dann, wenn erst die heilige Stätte unsers „Erlösers aus den Händen der Ungläubigen gerissen ist; — willst Du dann mit mir hinüber „schiffen nach meines Vaterlandes friedlichen „Gestaden?" —

„Wohin mich Deine Liebe führt, folg' ich „Dir überall, mein Guido!" — erwiederte das herrliche Mädchen. Und ihr reiches Lockenhaupt nach Guido's Wangen neigend, heiligten sie den schönen Bund durch innige Umarmung und durch der Liebe ersten, süßen Kuß. — —

Da schwirrte ein Pfeil durch die Luft, und tief in Helenens Seite dringend, sank sie blutend in Guido's Arm zusammen. — Ein zweiter folgte, und fiel, zersplitternd an Guido's starkem Eisenpanzer, vor seinen Füßen nieder. Teuflisches Gelächter erscholl hinter einer Baumgruppe. — Guido ließ es unbeachtet, und trug die Geliebte unter das nahe, schützende Dach. — Hier angelangt, legte er sie nieder, und betrachtete in dumpfen Schmerz versunken, den schönen Körper, dessen irdische Hülle der Geist verlassen zu haben schien; — fürchterliche Rache dem Meuchelmörder schwörend. Bald kam der herbeigerufene Wundarzt und erklärte die Wunde nicht für tödtlich, doch für sehr gefährlich. Laut schrie Guido vor Freude auf und warf sich über die Todtgeglaubte her. Seine zahllosen Küsse weckten sie zu neuem,

schönern Leben. Matt schlug Helena die Augen zu ihm auf und — — Beide feierten eine Szene, die sich nur fühlen, nicht aber schildern läßt.

4.

Im Fürstensaal zu Antiochien saßen in glänzender Versammlung: Herzog Gottfried von Bouillon, Robert von der Normandie, Robert von Flandern, Hugo der Große, Graf Raimund von der Normandie, Ademar Erzbischoff von Puy, der angesehenste Führer des Kreuzheeres; — zu richten über die Anklage Guido's von Ebstein, gegen Hugo von Weidenfels, wegen beabsichtigten Meuchelmordes. Sie war nicht klar erwiesen, und die Fürsten erkannten daher auf Gottesgericht durch ritterlichen Kampf.

Die Schranken, erfüllt von Zuschauern des niedrigsten, wie des höchsten Ranges, wurden bald eröffnet. — Sonne und Wind waren getheilt, die Waffen verglichen, die Kämpfer sammt Roß und Last gewogen. Die Trompeten gaben das Zeichen und — zersplittert fielen beim ersten Rennen die Lanzen vor der Kämpfer Füßen nieder. Beide wankten, keiner st. gte. Im Augenblick waren sie vom Roß und schon sausten die scharfen Klingen durch die Luft. Mit vorgehaltenen Schilden drangen die Streiter immer heftiger auf einander ein. Schlag auf Schlag fiel und keiner verwundend; denn die guten Rüstungen spotteten der Kraft der Streiter. — Endlich waren die Schilde zerhauen; da sprang Guido's Klinge dicht an Griff. Wehrlos stand er, und schon stürzte Hugo mit gehobenem Schwert auf ihn ein, da zog Guido den kurzen Dolch, und geschickt dem fürchterlichen Hiebe weichend, bohrte er die doppelschneidige Waffe in des Bösewichts stahlumgebene Brust. Er fiel rasselnd zur Erde und nach wenig Minuten floh der teuflische Geist aus der menschlichen Hülle.

Das Gottesgericht war geendet; es hatte für Guido gesprochen und erschöpft begab er sich nach seiner Wohnung.

Helena, noch nicht ganz genesen von der gefährlichen Wunde, harrte der Ankunft des Geliebten mit banger Unruhe. Im Vertrauen auf Gott, und im Gebet zu ihm, hatte sie die schleichenden Stunden dahingebracht und immer noch kehrte er nicht wieder, ohne den ihr Leben nichts war in dieser Welt. — Da ging die Thür auf, und — an Guido's Brust weinte Helena des Dankes Thränen dem Allerhöchsten.

(Der Beschluß folgt.)

Die Fahrten des Forstrathes von Elben und seines getreuen Jacobus.

Erzählung von C. Weisflog.

Hol' Euch der Henker! rief der Forstrath von Elben und warf das dicke Actenvolumen unter den Tisch zu den andern. Jacobus! welch' Zeit ist's?

Auf dem ledernen Sorgenstuhle am Ofen dehnte sich der alte Jäger und Diener Hans Adam Jacobus Wächter, rieb sich den sanften Schlaf aus den Augen, taumelte hinaus auf den Saal zu der Kukuk Uhr, nach welcher, als dem unfehlbaren Haus- und Zeitorakel, drinnen in den Stuben die Stutz- und Taschenuhren fleißigst rectificirt wurden und murrete verdrossen: Halb Viere!

Nun, dann ist's gerade Zeit! gebot der Forstrath. Laß anspannen und nimm die Flinte mit, vielleicht giebt es draußen was für Dich. Im Finsterwinkel ist's immer lebendig und das erste Rehfell schenk' ich Dir, auch hab' ich gestern eine Hecke Rebhühner auf dem Schnee beim Eichberge gesehen.

*

O, um Gottes willen, stöhnte Jacobus: geben Sie mir lieber ein Paar Ohrfeigen, oder einen Nasenstüber, gnädiger Herr! — die Rehe haben ja gar kein Fell, sondern eine Haut, und die Rebhühner — wer wird denn von denen sagen: eine Hecke? — Ein Volk heißt es, und ich kriege doch noch hier die Schwindsucht!

Nu, nu, lachte der Forstrath: laß es gut seyn. Wenn ich Dir Deine Jägersprache verpfusche, so magst auch Du wieder einmal ein ausländisches Wort aussprechen nach Deiner Art und Dein gewaltiges Ingenium in kauderwelschen Brocken bekunden. Ich habe Dich munter geärgert und das war meine Absicht. Ist alles im Stande?

Alles! knurrete Jacobus. Der Jude ist eingepackt und den Türken steck' ich in die Schießtasche.

Bist Du toll? rief der Forstrath. Hab' ich Dir nicht gesagt, daß uns durchaus niemand kennen darf? Darum sitzt ja eben der Kutscher mit langem Barte als russischer Pope auf dem Bocke, darum will ich gleich als Jude in den Wagen steigen, und darum sollst auch Du den Kaftan anziehen und den Turban aufsetzen, den Jacobus Wächter aber mit der Pelzmütze in die Schießtasche stecken zur Nachhausefahrt, denn der ist wärmer als Muley Ismael und Du könntest mir doch sterben vor grimmiger Kälte.

Ach! seufzte der Alte: wie reden Sie doch schon wieder! Ich werde ja gar nicht sterben. Verenden werde ich, so Gott will, sanft und selig, wenn mein letztes Stündlein schlägt und der Türke steht mir doch eigentlich sehr niederträchtig. Lieber wollte ich drei Nächte auf dem Anstande frieren und zähneklappen um Nichts; lieber wollte ich — es ist ein schweres Wort — ja, lieber wollte ich auf dem großen Treibjagen pudeln und unter dem Schrotbeutel seufzen mit schändlichen Schnurrbarte. Denn die Unruhe ist mir in den Tod zuwider und am Ende ist doch alles vergebens. Wir sind und bleiben im schwarzen Register. Point d'argent, Marquis de Suisse! sagt der Lateiner.

Du meinst also, Hans Adam, fuhr der Forstrath fort, indem er dem Alten den ausgezogenen Schlafpelz in den Arm legte: daß ich mich in die Mummerei stecke, der Weiber wegen? Daß ich wie ein rechter und ächter Philosoph unter den Masken suchen will, was ich in der wirklichen Welt nicht finde und nicht finden mag? Du meinst also, weil ich morgen vierzig Jahr alt und von Herkommen ein Schwabe bin, daß ich nun endlich klug werden, mich auf Freiers Füßen begeben und über die Körbe hinweg sehen wolle, die mir entgegen lächeln? Daß ich sogar wie ein kleiner ohnmächtiger Zwerg in den lächerlichen Krieg gegen den kalten Riesen — Mammon genannt — ziehen könne, der mich schon geknöchelt von Kindesbeinen an, und der doch Liebe von Lieben scheiden würde, wie immer? — Wo denkst Du hin! Zerstreuen will ich mich, noch einmal jung seyn, unbekannt in der wilden Lust fantastischer Träume. Liebe mag ich nicht, Liebe such' ich nicht. Denn ich werde sie nicht finden. Morgen bin ich vierzig Jahr, Jacobus! Du sechs und funfzig. Unsere Jugend hat der Henker geholt und was noch übrig, ist nicht der Mühe werth. Ich bin ein armer Teufel und diese meine alte, feste Burg. — —

Ist unser Gott! fiel komisch-andächtig Jacobus ein.

Ja, unser Gott! sprach der Forstrath mit flammendem Blick. Es ist wahr, kein Stein, kein Ziegel darauf ist mehr der meinige. Der schöne Garten, der nun trauert im weißen, stillen Winterkleide, den aber ein Frühling wieder in's Leben ruft, trägt seine köstlichen Früchte

nicht für mich; diese meine Felder rund um, werden in Segen grünen und Erndten bringen — für meine Gläubiger; aber ist dieses ehrwürdige, verfallene Gebäude nicht der Schauplatz und die Wiege meiner Kindheit und Deiner, Jacobus? Lebten hier nicht meine theuren Aeltern? Hast Du nicht auf dem Lederstuhle gefaulenzt seit Menschengedenken? Steht und liegt nicht noch alles hier, wie es stand, als ich noch fröhlicher, glücklicher Knabe war? Und nun denke Dir, Jacobus! das Elend, wenn hier ein Weib einzöge mit dem wilden Heere der Zofen, der Freundinnen, Basen und Klatschschwestern, und in den Stuben und Sälen rasaunten die Tischler, die Tapezirer, die Maler, die Vergolder und das ganze heillose Geschmeiß der neuesten Mode und schleppte die Plüschstühle und die Schränke mit dem ehrwürdigen Schnitzwerke auf den Trödel und sperrte mich in einen polirten Käfig, wo ich vor lauter Schönheit und Pracht nichts anfreisen dürfte, und würfe die Kukuk-Uhr und Deinen Lederstuhl in die Plunderkammer, und am Ende müßte ich mich noch bedanken; o Jacobus! bedenke den Gräuel. Nein! Freiheit und fröhliches Leben im Junggesellenstande und in der Erinnerung an die holden Träume der Jugend, das ist's, was mir noch beschieden. Und darum ist diese Burg mein Gott. Und leiden wir denn Noth? Giebt mir mein Posten nicht, daß ich leben kann, allenfalls mit Weib und Kind, wenn ich gnügsame Liebe fände? Aber in meinem Stande, wo ist die Diogenes-Laterne, mit der ich sie nicht vergebens suchte.

Fräulein Aline — meinte Jacobus zwar indem er den Herrn den Judenrock anzog: sei ganz und gar nicht zu verachten —

Aber, unterbrach ihn der Forstrath: das ist gerade von allen die Schlimmste; eitel, reich und auf die liebe Jugend versessen.

Und dazu haben die lieben Aeltern, fiel Jakobus ein: ihre ganz eigenen Ideen von Solidität, scheinen auch nicht eben absonderlich Freunde einer magern Liebe und von bloß aromatischen Träumen zu seyn, mit denen sich freilich keine hungernde Gesellschaft anständig bewirthen läßt.

Aber ist denn, unterbrach ihn der Forstrath: der süße, schwänzende Kammerherr so solide?

Ei freilich! erwiederte Jakobus. Seine Grafschaft und sein Milchbart, das ist das Solide. Und duftet er nicht wie eine Ziebeth-katze? Schimmert er nicht von oben bis unten in allen Farben des Regenbogens? Trägt er nicht an jeden Finger ein Kapital? Am Goldfinger den theuern Karviol, auf dem die griechische Gemse geschnitten, und an dem andern den mit Brillanten bramarbosirten Rabiner und den veilchenblauen Antichrist und den Grießpapa? Spielt er nicht zum Cymbale des Fräuleins die Zwickgeige und lamentirt dazu lieblich durch die Fistel? Dichtet er nicht Oden und Lieder trotz Schiller und Gedicke und tanzt wie Osiris? — Ach, gnädiger Herr, der Fuchs liegt im warmen Baue.

Laß ihn stecken! murrte der Forstrath: und sage dem Popen, daß er vorfährt. Du selbst aber fährst augenblicklich in den Türken, denn es sind drei tüchtige Meilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Grausamkeit der mongolischen Tartaren bei ihren Eroberungen.

Wissenschaften und Künste haben immer sanftere Sitten, Menschenliebe und Großmuth

in ihrem Gefolge, und ganz unwissende Völker sind stets grausam. Unter den vielen Beweisen, die uns die Geschichte hievon aufstellt, ist besonders das Beispiel der mongolischen Tartaren merkwürdig, weil wir heut zu Tage kaum die Möglichkeit, das solche Grausamkeiten von menschlichen Geschöpfen begangen werden können, zu begreifen im Stande sind.

Als Gengiskan mit seinen Tartaren die nördlichen Provinzen von China erobert hatte, so überlegte er mit seinem Staatsrathe, ob es nicht rathsam wäre, die sämmtlichen Einwohner dieser äußerst bevölkerten Länder ohne Unterschied auszurotten. Wirklich wäre dieser abscheuliche Plan auch ausgeführt worden, wenn nicht noch einer von den Mandarinen die Einwendung gemacht hätte, daß die in diesen Provinzen befindlichen Manufacturen der Krone jährlich unermeßliche Summen einträgen, und daß man diese durch die Vertilgung der Einwohner verlieren würde.

In den Städten Asiens, sagt der Geschichtsschreiber Gibbon, wurde damals unter dem Schein einer regelmäßigen Einrichtung ein unmenschlicher Mißbrauch mit den Rechten des Kriegs getrieben. Wenn sich die Einwohner einer Stadt den tartarischen Siegern freiwillig unterworfen, oder auf Gnade und Ungnade ergeben hatten, so erhielten sie den Befehl sich an einem bestimmten Tage sämmtlich, ohne alle Ausnahme, in einer nahe gelegenen Ebene zu versammeln, und hier wurden sie in drei verschiedene Klassen abgetheilt. Die erste machten die Soldaten und alle junge Männer aus, die im Stande waren, die Waffen zu tragen. Das Schicksal von diesen war im Augenblicke entschieden: man zwang sie nämlich, unter den Fahnen des Siegers Dienste zu nehmen, und wenn sie nur einen Augenblick Bedenken trugen, es zu thun, so wurden sie auf der Stelle niedergemacht. Die zweite bestund aus den jungen Weibspersonen, sämmtlichen Handwerkern und Künstlern, und aus den reichen Personen, von denen sich eine gute Ranzion erwarten ließ; diese wurden wieder in einzelne kleinere Loose vertheilt und zu Sklaven verkauft. Die dritte endlich, deren Existenz dem Sieger auf keinerlei Art etwas werth war, wurde wieder zurückgeschickt, um unter den Ruinen der unterdessen von Grund aus zerstörten Stadt ein höchst trauriges Leben fortzuführen; zugleich wurden ihnen aber starke Kontributionen aufgelegt, um damit die Last zu bezahlen, die man sie noch ferner einnehmen ließ.

Auf diese Art benahmen sich jedoch die Mongolen nur in dem Falle, wenn sie keinen Widerstand gefunden hatten, und nicht besonders zur Grausamkeit waren aufgereitzt worden; allein die geringste Gegenwehr, oft ein bloßer, für die Stadt unglücklicher Zufall, war hinreichend, um sie die Ermordung der sämmtlichen Einwohner beschließen zu machen. Auf diese Art haben sie die äußerst zahlreiche Volksmenge in vier großen blühenden Hauptstädten, nämlich von Korassan, Maru, Neisabur und Herat, gänzlich vertilgt, und die Städte selbst wurden von ihnen so vollständig zerstört, daß, um mich des eigenen Ausdrucks der Tartaren zu bedienen, ihre Pferde auf der nämlichen Stelle, wo die Städte gestanden hatten, wie auf der schönsten Ebene herumjagen konnten. Diese Städte befanden sich in einem solchen Flor, und waren in einem so außerordentlichen Grade bevölkert, daß die Anzahl der Todten, die bei ihrer Zerstörung umkamen, sich auf vier Millionen und 347,000 soll belaufen haben.

Tamerlan, der Stifter der noch nicht lang erloschenen Dynastie, war in einem spä-

tern, schon weit weniger rohen und barbarischen Jahrhundert geboren, und demohngeachtet beging er so abscheuliche Grausamkeiten, daß man sie nicht ohne Entsetzen lesen kann. Sein Geschichtsschreiber und großer Bewunderer, Scherefeddin Ali, erzählt von ihm, daß er einmal in seinem Lager hunderttausend gefangne Indianer habe niedersäbeln lassen, weil sie bei der Annäherung einer Armee ihrer Landesleute einige Freude hatten blicken lassen. Unter andern Beispielen von unerhörter Grausamkeit ließ auch Tamerlan eine beträchtliche Anzahl großer und hoher Thürme blos allein von Menschenschädeln erbauen Ispahan mußte zu diesem Bau siebenzigtausend Köpfe liefern, die ohne Unterschied aus seiner Mitte herausgenommen wurden, und Bagdad wurde, bei Gelegenheit, daß es sich gegen ihn empört hatte, zu einer Lieferung von neunzigtausend Menschenschädeln verurtheilt.

Wir wissen in der That in Europa, die glücklichen Folgen, die Wissenschaften und Künste auf unsere Kultur und unsere Sitten, und folglich auf das Wohl von allen Bewohnern dieses Welttheils hervorgebracht haben, nicht nach ihrem ganzen unaussprechlich großen Werthe zu schätzen!

Streckverse.

von

Wolfgang Menzel.

Der Mensch ist eine Trommel, Herz und Kopf die Schlägel; wenn's klingen soll, müssen beide sich rühren.

Durch die große Welt ist leichter zu kommen, als durch die kleine spießbürgerliche; wie sich auf dem Weltmeer leichter schiffen läßt, als auf dem kleinen rothen.

Wer in die Welt hinausschifft, wird einmal seekrank.

Eine spanische Lausegesellschaft wäre die beste Titelvignette für unsere recensirenden Journale.

Wenn einem warm ums Herz ist, kann man nicht klare Betrachtungen anstellen, wie in heißen Zimmern die Fenster anlaufen.

Der Mensch ist oft zu faul, um faul zu sein; er bleibt lieber in der unbehaglichen Lage, ehe er sich aus der Stelle rückte, um in eine behaglichere zu kommen.

Die Erinnerung an eine alte Dummheit kneipt mit Krebsscheeren, die zugleich zurückziehen.

Sehr dicken Leuten ist der letzte Westenknopf, den sie auf ihrem Bauche sehn, der Thurmknopf ihres Glückstempels.

Wenn der Lumpensammler die Lumpen einsammelt, so pfeift er, und der Autor wieder, wenn er sie den Leuten zurückgiebt.

Ein Weiberherz wird doch endlich durch Leidensthränen hart, wie Wachs im Wasser.

Die Minuten kommen auf uns zu, wie die Wellen, wenn wir am Ufer stehen, aber keine geht zurück.

Aus verdorbenen Jungen kann noch etwas werden, aus verdorbenen Alten nie; wie zwar die häßliche Raupe sich in einem schönen Schmetterling verwandeln kann, der häßliche Schmetterling sich aber nie wieder verwandelt.

Liebe in hohen Jahren ist Gras, das auf alten Dächern wächst.

Der Lebensstrick eines Menschen sei noch so dick gesponnen, die Liebe weiß doch ihn zur Saite zu spannen, und ihr Stückchen darauf zu spielen.

Jeden Lebenswanderer führt einmal sein Weg durchs Schattenthal der Liebe.

Selbst der schlimmste Mensch liebt einmal, wie auch die Distel eine Blume hat.

Viele eilen bei allem, was sie thun, ohne daß man sie, so wenig wie die Flüsse fragen darf: was treibt dich?

Helle klare Köpfe haben außer der Klarheit auch das mit dem Glase gemein, daß sie sich eher brechen als biegen lassen.

Geld ist ein Regen von unten, den der Teufel aus den Höllenwolken streut.

Ein voller Geldsack ist leichter zu tragen, als ein leerer Bettelsack.

*Der Geist des alten bremischen Zeughauses.

Im blutigen Waffenschmucke — schwingend die Geissel der Zwietracht, weilte seit Jahren schon, der Geist des Krieges über Hellas Lorbeer- und der Halbinsel Orangenhainen, und die letzten Seufzer der im Kampfe Erschlagenen, und der Weheruf, der von entmenschten Barbaren Geschändeten, und das Krachen eingestürzter Paläste und Hütten, einten sich — ihm zum schönsten Accorde.

Aber mildernd das Unglück des Menschengeschlechtes schwebte der Genius der Freyheit an seiner Seite, und der Siegeskranz, von Zweigen des Oelbaums und der Palme strahlte Muth und Ausdauer in die fast verzagten Herzen.

Siehe da führte der Hauch des Windes Töne aus kälteren Zonen — und zürnend vermißte der Geist des Krieges die Huldigungen seiner Größe. — Der Donner des Geschützes war verhallt: — wo früher das Klirren der Schwerter, das Zischen des verderblichen Geschosses mit dem Wehklagen der Verstümmelten sich einte, da erklang jetzt die Sichel des friedlichen Landmannes, der unter dem Fittig der Freiheit die Saat erndtete von dem blutgetränkten Boden.

Da ergrimmte der Geist der Zwietracht, und rauschend eilte er auf flüchtigen Wolkenwagen zu jenen fernern Gefilden. Wehe! — seine Tempel waren zerstört. — Die Hallen wo die ehernen Rachen des Todes, die Rüstungen seiner Vasallen, die Trophaeen ihrer Siege einst aufbewahrt wurden, waren angefüllt mit scheinlosen Gebälk, tragend den Erndtesegen alter und neuer Welt: und reges Treiben und fleißiger Verkehr herrschte in den engen Räumen.

Da ergriff ihn der Zorn, und er ballte aus den Stoffen der Lüfte das Werkzeug der Vernichtung um es herabzuschleudern auf die schuldlosen Arbeiter. Aber der Genius der Freiheit, der auf den Strahlen der Sonne ihm nachgeeilt war, und ihn mit banger Besorgniß über einem seiner Lieblingsplätze weilen sah, blendete das unstäte Auge des Wüthenden, und schützte die Thätigen, und rettete hunderte von Eltern, Weibern, Geschwistern und Kindern von endlosen Jammer.

Als aber die Nacht ihre Schleier über die Fluren warf, als die heitern Farben des Tages verblichen, da sammelte er um sich her die Furien der Finsterniß, und senkte sich vernichtend auf das geraubte Eigenthum. Und mit furchtbarem Geprassel stürzte das Gebäude zusammen, und begrub in seinem Schutte und Gebälke, den Segen des Feldes und des Meeres.

Möchte der unselige Geist der Zwietracht vom starken Arme der ewigen Weisheit von dem Schauplatze der Zerstörung hinweggeschleudert seyn, damit nicht, auch aus den Trümmern noch verderbliche Saat keime.

Warner.

Ich suche ein paar Burschen von Michaeli an, die Lust und Zeit, dazu haben, gegen das dafür einkommende Trinkgeld, die Wochenschrift der Bürgerfreund herum zu bringen.

G. Jöntzen.

(Hierbey eine wöchentliche Beylage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Haeves. d. Z. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 75.

Bremen, Donnerstag den 18. September 1823.

Gestorben.

Den 6. Septb. Des Arb. Ferdinand Hackemack Tochter, 1 J., am Brink N. 8.

Den 7. August. Des Höckers Johann Henrich Ellebrecht Ehefrau, geb. Willstein 36 J., a. d. kl. Johannistr. Nro. 7.

Den 8. Septb. Des Schuhmachers Andreas Lange Tochter, 1¾ J., zu Hastedt Nro. 61.

Den 8. Septb. Der Schenkwirth Arend Krudup 53 J., a. d. Schleifmühle Nro. 32.

Den 8. Septb. Der Arb. Peter Behnken 49 J., a. d. Schlachte Nro. 10.

Den 8. Septb. Des Arb. Berend Giesken Sohn, 2 J., zu Hastedt Nr. 9,

Den 8. Septb. Des Matrosen Johann Gerhard Osmers, a. d. Mühlenstraße Nro. 6, todtgeborner Knabe.

Den 9. Septb. Des Arb. Diederich Besser Ehefrau, geb. Tiesing 39 J., am Osterthorsteinweg Nro. 31.

Den 10. Septb. Des Kaufmanns Wilhelm Friederich Hartmanns Sohn, 5¼ J., Geeren Nro. 46.

Den 11. Septb. Der Baumseidenmacher Friederich Meyer 31 J., a. d. Düsterstraße Nro. 80.

Den 11. Septb. Des Höckers Johann Georg Kloeber, a. d. gr. Johannistr. Nro. 68, todtgeborner Knabe.

Den 11. Septb. Der Kahnschiffer Hinrich Frage 52 J., a. d. gr. Krummenstr. Nro. 11.

Den 12. Septb. Des Maurergesellen Johann Diederich Brockmann Sohn, 8¾ J., a. d. Rembertistraße Nro. 34.

Den 24. Februar. Starb zu Rio-Janeiro, der Vice Consul der freyen Hansestädte Bremen und Lübeck; Johann Friederich Bothe, 31½ J., gebürtig aus Bremen,

Besonders ist zu bemerken daß vom 1. Januar bis 14. Septb. 1823, in allem 944 Personen gestorben, und gerade 945 geboren sind.

Geburten.

Den 23. August. Des Kaufmanns und Aeltermanns Everhard Delius Ehefr., Magdalena geb. Gloystein gegenwärtig zur Fahr, von einem Knaben.

Den 4. Septb. Des Schuhmachers Andreas Lange Ehefrau, geb. Tyrans; zu Hastedt Nro. 61, von einem Mädchen.

Den 6. Septb. Des Polizeidieners Carl Friederich Schrader Ehefrau, geb. Becher; a. d. Bischoffnadel im Imkenthurm, von einem Knaben.

Den 6. Septb. Des Kleiderhändlers Heinrich August Wilhelm Dempewolff Ehefrau, geb. Kröger; a. d. gr. Johannistr. Nro. 100, von einem Mädchen.

Den 7. Septb. Des Scheerenschleifers Johann Georg Gerstck Ehefrau, geb. Bröcker; am Markt Nro. 7, von einem Knaben.

Den 8. Septb. Des Gewürzkrämers Johann Friederich Köhnen Ehefrau, geb. Uckermann; a. d. Viehweide Nro. 21, von einem Knaben.

Den 8. Septb. Des Lohgärbers Friederich Achelis Ehefrau, geb. Duckwitz; hinterm Stephanikirchh. N. 26. von einem Knaben.

Den 8. Septb. Des Matrosen Johann Gerh. Osmers Ehefrau, geb. Tietjen a. d. Mühlenstr. Nro. 16, von einem todtgebornen Knab.

Den 8. Septb. Des Buchdruckers Adam Rasch Ehefrau, geb. Siegel; a. d. Kaufmanns Mühlenkamp, von einem Mädchen.

Den 8. Septb. Des Arbeitsmanns Johannes Flörcke Ehefrau, geb. Hacken; a. d. gr. St. Annenstr. Nr. 90. von einem Mädchen.

Den 9. Septb. Des Höckers Joh. Wilhelm Klostermann Ehefrau, geb. Sprickś; a. d. Osterstr. N. 4. von einem Mädchen.

Den 9. Septb. Des Tuchstopfers Friederich Wilhelm Wienbergs Ehefrau, geb. Schröder; hinterm Abbenthorswall Nro. 58, vom einem Knaben.

Den 9. Septb. Des Arb. Hinrich Randermanns Ehefrau, geb. Rullhusen; a. d. Wisch, von einem Mädch.

Den 11. Septb. Des Matrosen Joh. Hinrich Christian Frese Ehefrau, geb. Jacobs; am Paulsberg N. 69, von einem Mädchen.

Den 11. Septb. Des Höckers Joh. Friederich Behmann Ehefr., geb. Fasta; a. d. Großenstr. Nro. 30, von einem Mädchen.

Den 11. Septb. Des Höckers Johann Georg Kloeber Ehefrau, geb. Schaer; a. d. gr. Johannistr. von einem todtgebornen Knaben.

3 uneheliche Kinder, worunter 1 vom Vater anerkannt.

Copulirt sind.

Der Bockfahrer Johann Henrich Bullhagen von hier, mit Ilse Metta Margaretha Reiske, aus Verden.

Der Arb. Joh. Joachim Riebe, aus Neuendorff, mit Rebecca Sophia Droste, von hier.

Der Arb. Joh. Hinr. Beermann aus Diepenau mit Anna Christina Elisab. Lindhorn, von hier.

Der Packerknecht Crist. Adolph Hempelmann, genannt Nolting aus Babbenhausen, mit Stina Garrels, von hier.

Der Küper Nicolaus Daniel Herrmann Blohm von hier, mit Ilse Margaretha Sophia Lehne Panning, aus Walsrode.

Dimissoriales ertheilt, an:

Den Einwohner und Müller zu Oberneuland, Georg Heinrich Friederich Rodewald und Catharina Marie Dorothea Schmuck, aus Ahlden.

Achter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 76.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 21. September 1823.

Willst du der Weisheit einen Tempel bauen
So opfere vorher den Menschensinn;
Hast du gebaut, so setze voll Vertrauen
Religion zur Meisterinn.

Bouterweck.

*Zuversicht.

Den Schleyer, der die Zukunft deckt, zu heben
Dem Erdensohne nie gelingt;
Die Götter wußten liebend ihn zu weben,
Daß ihn kein sterblich Aug' durchdringt;
Doch, was hier unten in den dunkeln Räumen,
Sich bietet Hohes, Niedres dar:
Was Menschen schaffen, denken, träumen:
Dem Blick des Höchsten ist es klar.

Und hell und freundlich will er uns bewachen,
Strahlt seinen Lichtschein auf dem Pfad,
Den, zahllos oft von Molchen und von Drachen
Umlagert, unser Fuß betrat.
Er glänzt voran durch tausend Irrgewinde,
In welchen unser Fuß oft irrt;
Und winkt voll Huld dem armen, schwachen Kinde
Das sich im Täuschungs-Netz verwirrt.

Es ruht im Busen uns, ein heilig Ahnen
Von einer fernen Freudenwelt;
Dies möge uns zu frommer Duldung mahnen,
Wenn Kummer sich uns hier gesellt.
Doch nimmer dürfen den Versuch wir wagen,
Zu dringen in das Dunkel ein;
Nur unbedingt vertrauen und entsagen,
Um einst der Klarheit werth zu sein!

E. Reindahl.

Die Eroberung von Jerusalem.

(Beschluß.)

5.

Schwer lastete in diesen Tagen das Kreuz auf dem Volke Gottes, und doch vermochte es nicht den eisernen Muth desselben zu beugen, der fest wie der Fels im empörten Meere stand. — Der Löwenmutter gleich, die, auch zum Tode schon verwundet, die Jungen noch vertheidigt; also

hielten es die Brüder mit dem theuer erkämpften Antiochien. In der Länge aber konnten sie die Lage nicht ertragen. — Fürchterlich wüthete die Pest und Hungersnoth in dem Kreuzheer. — Wankenden Schatten gleich schlichen die erst kräftigen Männer, in Antiochiens entvölkerten Straßen herum, Nahrung der Thiere suchend, um das dringende Bedürfniß zu stillen. Beunruhigt von einem starken Feinde von Aussen, der ihren Zustand trefflich zu nützen wußte, schwand die Zahl zu wenigen Kranken herab. So sollte denn so viel edles Blut umsonst geflossen seyn; — die Anstrengung eines ganzen Welttheils zu Nichts, als dem traurigen Schlusse geführt haben: wie wenig der Mensch vermag; — wie er nie aus eigner Kraft zum Ziel gelangen kann! — Wohl kehrte, nach der Ordnung der Dinge, der Frühling wieder, die Fluren schmückten sich wieder mit frischem Grün, die Sänger der Lüfte erwachten, des Orontes Silberwellen strömten wieder ruhig zwischen Blumenufern, und jeder neue Tag brachte der Natur neue schöne Reize, — den Brüdern größere Leiden mit, und das Buch der Geschichte vermehrend mit schwarzen Blättern.

Was Menschen nur ertragen können, das duldeten jene Helden. Alles war ihnen entrissen, und nur die Hoffnung auf einen mächtigen Gott blieb ihnen übrig. — Sie trog nicht, und in dem Augenblick, wo nur Verderben sich dem schwachen Menschenauge zeigte, da lohnte sie das Vertrauen reichlich. — —

Neue Streiter aus Deutschland kamen. Sie brachten die fehlenden Bedürfnisse und neuen Muth dem hart bedrängten Christenheere. Heftiger als je drang es nun auf den endlichen Zug gen Jerusalem. Die Fürsten mußten gewähren und sammelten ihre Völker.

Guido, nur erst kurz genesen von der Pest, die auch ihm mit dem Tode drohte, genesen durch seines treuen Weibes liebevolle Pflege, wäre gern bei Helenen geblieben, als ihn die Pflicht zu den Fahnen des Herzogs von Bouillon rief. Er gehorchte den Mächtigen und mit schwerem Herzen sah er die Stunde der Trennung nahen. — Die letzten Töne der rufenden Hörner waren verklungen; da drückte Guido den letzten Kuß auf die kalten Lippen seines, im Schmerz dahinsterbenden Weibes, übergab sie ihren Frauen und flog auf muthigem Roß dem Sammelplatze zu, um dort der Letzte nicht zu seyn. — Nach trüben Tagen und Wochen, erst nach unzähligen Leiden, betraten die Kreuzbrüder den Boden auf dem der Erlöser einst litt. Laut dankten sie der Gottheit, die ihnen zu so Herrlichem geholfen und voll Ehrfurcht und heiliger Scheu naheten sie sich den hohen Mauern Jerusalems und schlugen dicht dabei das Lager auf. — Ergriffen von der Heiligkeit des Orts wallfahrtete Jeder an den folgenden Tagen in der Gegend umher. Noch war Alles wie an jenen Tagen. — Noch standen die Felsen, die ihm Schatten gaben, noch rieselte die Quelle, die ihm Labung brachte, noch strömte der Jordan, mit dessen Wellen er einst seine Thränen um den Verräther mischte. — Hier hatte er vielleicht gewandelt; dort gebetet für das sündhafte Menschengeschlecht und jener Ort war der Schauplatz seiner Marter gewesen.

Aus der Stadt von den Saracenen auf ihren Fahrten beunruhigt, wurden die Brüder endlich daran erinnert: daß es Aufopferungen und Kampf bedürfen würde, ehe sie ruhig auf dem Boden wandeln könnten, der ihnen nun gehörte. — Sie zu bestehen ordneten jetzt die Fürsten die schwierige Belagerung. Denn viel war noch zu thun übrig, und was geschehen

nur erst Kinderspiel gegen das, was hier noch zu erwarten. — Kaum zur Hälfte konnte die Stadt eingeschlossen werden, deren Belagerung von einem Häuflein Tollkühner, 60000 Saracenen spotteten. Doch was die Zahl nicht vermocht hätte, das that ein grenzenloser Eifer in Ertragung des Schwersten, mit welchem sich Weiber, Kinder und Greise sogar zu den kühnsten Unternehmungen drängten. — Nie zeigte sich mehr, was freier Wille vermöge. Aber nie war des Kampfes Gegenstand des freien Willens würdiger. —

Dreimal hatte man nun schon umsonst die Stadt berannt, dreimal vergebens das kleine Heer geschwächt, da ward endlich der 15. Juli 1099, ein Freitag zum allgemeinen Sturm bestimmt, und mit banger Unruhe harrte Alles der kommenden Stunden.

6.

Noch brachen kaum des jungen Tages erste Schimmer aus trüben Nebelschleiern schwach hervor, da rasseten auch schon die Heerhörner durch das Lager. Vom Rufe geweckt, eilten die Wallfahrer an die ihnen angewiesenen Orte und der Sturm begann von allen Seiten.

Rastlos strebten die Brüder die Mauern zu ersteigen, aber eben so oft wurden sie auch wieder zurückgedrängt durch der Feinde tapfere Gegenwehr. Umsonst versuchten die Letztern die Maschienen der Stürmer unbrauchbar zu machen und führten, als Nichts sie zum Zwecke brachte, Hexen auf die Mauern, dieselben zu besprechen. Ein ungeheurer Stein zerschmetterte zwei derselben mit dreien Mädchen, die sie begleiteten. So durch gegenseitigen Widerstand gereizt, überboten sich Christen und Türken in Erfindung neuer Martern. Im Augenblick als diese einen gefangenen Ritter am langsamen Kohlenfeuer braten ließen, und um des Unglücklichen Qualen zu erhöhen, seine Glieder mit Oel übergossen, — schleuderten jene aus den größten Wurfmaschienen einen türkischen Gefangnen gegen die Mauer, und beider Angstgeschrei hallte fürchterlich von den nahen Bergen wieder. Stunden nun schon hatte das Würgen gedauert und noch sahen die Fürsten kein Ende. Sie mußten, wollten sie das Heer nicht ganz schwächen, in der siebenten zum Abzug blasen lassen und einen günstigern Augenblick erwarten. Wunder der Tapferkeit hatten die Brüder gethan und Guido war unter den Kühnen der Kühnste gewesen. Jetzt rief auch ihn des Heeres Klang zurück von der Blutarbeit und nur ungern gehorchte er er dem gebietenden Rufe.

Dem tobenden Sturm war schon wieder tiefe Stille gefolgt, und in sich gekehrt stand Gottfried vor dem Zelt, des trüben Schicksals Lauf sich überdenkend. — „Wie soll ich ihn lenken! — Kann ich mehr, und was soll ich thun?“ — so fragte sich der Held. — Da zeigte sich ein Wunder seinem Blick. Auf des Oelbergs höchster Spitze schwebte, vom himmlischen Glanz umflossen, und von Engeln rings umgeben, der heil. Georg in strahlender Rüstung und deutete mit dem blitzenden Schilde hinüber nach Jerusalems noch nicht gebrochenen Mauern, da schrie Gottfried, gestärkt durch des Wunders Kraft: „Noch heute muß vor jenen Thoren die Kreuzesfahne wehen!“ — und die Treuen ließ er schnell berufen. Des Führers Mittheilung erregte wieder des Bruderheeres ganzen Muth und von Neuem rasete der Sturm. —

An der Burg Davids war bald die erste Mauer niedergeworfen und des Herzogs Thurm stand an der zweiten. Das auf seiner Spitze von gediegenem Golde blitzende Kreuz, nach welchem die Ungläubigen vergebens zielten, kündete

dem Volk Gottes den schönsten Sieg. Die Wallbrüder fochten mit hoffendem Muth, die Ungläubigen widerstanden mit verzweifelnder Tapferkeit. Als es aber Guido gelang, die Wollsäcke, womit diese die Mauern behangen hatten, in Brand zu stecken, und ein günstiger Wind den Belagerten den Rauch entgegen trieb, verliessen sie verzweifelnd ihren Stand.

Die Brücke des Thurms fiel; — auf den Mauern hinüber führte Guido die kleine erlesene Schaar und jubelnd pflanzten sie das Kreuz auf. Die Saracenen versuchten die Tollkühnen zurückzutreiben, doch vergebens, denn überall wurden sie verdrängt. Nur Einer ihrer Anführer drang wüthend auf Guido ein. Seine ungeheure Körperstärke spottete Guido's Fechtkunst, — er mußte dem Ritter weichen. Immer rückwärts schreitend und die Streiche des Saracenen parirend, hoffte Guido ihn zu ermüden. Straucheind nahe dem Abhange der Mauer fiel er, und eben hob jener das krumme Schwert, um Guido zu durchbohren, — da drängte aus dem Gewühl der Streiter ein christlicher Ritter in silberheller Rüstung hervor und mit gewandter Hand stürzte er den Saracenen über die Mauer. — Im selben Augenblick aber auch traf ein gewichtiger Stein Guido's Retter vor die Brust. Taumelnd sank er zusammen, das Visir warf sich auf und Guido blickte in — Helenens blasses Gesicht. Eben schlug sie noch einmal matt und liebevoll die Augen zu ihm auf; — dann brachen sie, um nie sich wieder zu öffnen. —

Ein Jahr nach dieser Begebenheit endete Guido das ihm lästige Leben in ruhmvoller Schlacht als Johanniter. Sein letztes Wort war: „Helena!"

Julius Hofmann.

Die Fahrten des Forstrathes von Elben und seines getreuen Jacobus.

(Fortsetzung.)

Indeß aber Roß und Mäuler, Pope und Türke sich zur Fahrt bereiteten, band der Forstrath den Judenbart an's Kinn, setzte sich an den Tisch und schrieb die letzten Worte der zehnten Vigilie.

Denn es hatte besagter Forstrath in der Residenz einen Freund, der auch ein armer Teufel war, mit ihm studirt hatte und als ein ebenmäßiger, alter, stößiger Junggeselle in einem Dachstübchen wohnte, seines Zeichens ein Theologe, sich von Notenschreiben und Stunden, geben ernährte, da er zu stolz und zaghaft war, um Beförderung zu kriechen und dem vor zehn Jahren, bei dem letzten Anlaufe um eine Versorgung, die Pfarre von der Pfanne gebrannt, weil er den Appendix dazu — die Kammerjungfer des Herrn Patrons — verschmähet hatte, und der Paul Siebenhaar hieß. Köstliche Stunden verlebten die treuen Seelen mit einander, wenn sie beisammen waren in der Residenz oder auf Elbenstein und das geschah alle Jahre einmal, um jetzige Winterzeit und einmal im Sommer. Im Winter besuchte der Forstrath den Pylades auf ein Paar Tage, schlief in seiner Dachstube mit ihm und der Pylades schwänzte die Stunden seinethalb und bewirthete den Gast mit den Leckerbissen aus der Musenstadt, wie sie sie zuweilen im fröhlichen Studentenleben genossen, wenn die Wechsel eingelaufen bei Elben mit den Mutterpfennigen, und zapfte den labenden Gerstennektar von daher, den lange vorher schon der wackere Kandidat im freundlichen Fäßlein mit den Fuhrleuten kommen lassen und sorglich im Keller auf's Lager gebracht für den Freund. Ach! — er hatte ihm ja einst das Leben ge

rettet, als der Gegner ihm nothgedrungenen Ehrenkampfe auf der Akademie dem Elben mit tückischem Hiebe nach dem Gesichte fuhr, Paul aber dazwischen sprang und den mörderischen Streich auffing. War er nun auch auf dem rechten Arm ein Krüppel sein Lebelang, was that das? Hatte er doch die treue Freundschaft bewährt. Und hatte ihn nicht Elben aus dem Karzer gebrochen und war relegirt worden um Seinetwillen? War aber nun nicht alles Böse schon seit zwanzig Jahren verschwunden und nur das Gute übrig blieben? — Die geprüfte Freundschaft und die seligen Stunden im Winter, und im Sommer auf Burg Elbenstein? wo dann Siebenhaar acht Tage als Herr befahl über Haus und Hof, Knecht, Magd, Vieh, Küche und Keller, mit seinem Elben schwelgte in fröhlicher Erinnerung, und dann gestärkt und getröstet in sein armes Leben voll Arbeit und Mühe zurückkehrte. Und diesem treuen Freunde vertraute der Forstrath die innersten Geheimnisse seines Herzens und Lebens. Wenn nun auf Elbenstein das Tagewerk vollendet war, die Kukuk-Uhr zehnmal geschrieen und Jacobus mit dem Dachse aus der Ruhe des Lederstuhls sich in die Ruhe des Bettes begeben hatte: dann schrieb er ämsig noch bis tief in die Nacht hinein, nannte das Geschriebene Vigilien und schickte sie dem Kandidaten.

Es lautete aber die besagte zehnte Vigilie folgendergestalt:

In zwei Tagen ist Maskenball in K** Du bist zwar nie da gewesen, Paul, denn eine Kluft von zwanzig Meilen liegt von da bis zu Deinem Dachstübchen, und wenn Du bei mir auf dem Elbensteine warst, hatten wir zu einem Abstecher dahin nie Zeit und Beruf, aber solltest Du vielleicht vergessen haben, was ich Dir darüber in frühern Vigilien geschrieben, und Dir der Hübner gerade nicht zur Hand seyn, so merke: K** ist eine feine Stadt mit zwölftausend Einwohnern, etlichen Landes-Collegien, Lesebibliotheken, Cassino's und Kirchen, hat ein stehendes Theater und viel Leben, im Winter, wie im Sommer, viel angenehme, hübsche Leute und viel Lumpenhunde, wie andre Oerter. Das Haus des Geheimderaths von Rosen ist da gerade eins der größten und prächtigsten, und was darinnen ist, das weißt Du. Sieh', und da sind nun jährlich zwei Maskenbälle im Gasthofe zur goldenen Linde, wo sie hinreisen von weit und breit, einer Mitte Januari, und einer zu Mardigras. Zu dem ersten nun will ich übermorgen, Aline wird da seyn, ach, Paul, Aline! — Du weißt, was dieß Ach alles sagt! Dieser üppige, schöne Frühling blüht, diese Rosenknospe prangt in der lieblichen Frische des Lebens, aber — nicht für mich. Bunte Schmetterlinge umflattern die duftende Blume, und sie — o! sie ist dennoch nichts, als — eine Blume, die nur dem schmeichelnden Strahle der lockenden Sonne sich erschließt, unbekümmert, ob der blendende Schein ihre Blätter bleiche und ihr Leben vertrockne. Und ich — in wenigen Stunden bin ich ein Vierziger. Paul! unsre Jugend ist dahin, und es gemahnet mich doch manchmal, als ob ich's besser hätte haben können, und daß es doch eigentlich am Ende mit dem Junggesellenleben nichts sey. Oft, wenn ich mich müde gearbeitet, fahre ich auf vom Stuhle. — Da steht hinter mir das liebende Weib, streichelt mir die Wange und reicht mir den Labetrank. Oft, wenn ich im Garten um die Blumenhecke biege, seh' ich mir entgegenschweben die freundliche Gestalt, oft, wenn ich von der Jagd heimkehre, wartet sie meiner an der Brücke und empfängt mich mit freudigem Kusse. Aber, Paul! Alles ist ein Traum, und wenn ich nun aus der se-

henden Täuschung erwache in die Wirklichkeit, da ist nichts um mich, als mein schnarchender Jacobus und mein Dachs. Selten nur komme ich nach K**, denn, was soll ich da? — Mich ärgern? und Gift und Galle mitnehmen nach dem Elbensteine? — Wär' es mir möglich, das Haus des Geheimderaths zu meiden, so könnte ich da wohl manchen fröhlichen Tag verleben: aber das geht nun schon nicht. Es zieht mich mit unwiderstehlicher Gewalt, und ich muß hin, ich mag wollen oder nicht. Der Vater, dieser alte, kalte, zeremoniöse Geschäftsmann ist die Freundlichkeit selbst gegen mich; — die Geheimderäthin, diese stolze, einsylbige Hofdame, der nichts am Herzen liegt, als die Würde des Adels und die Seligkeiten der strengen Etikette, übersieht mir auch Manches und behandelt mich gütig; die jüngern Kinder hängen an mir, wie Ketten, und Aline — das schöne achtzehnjährige, blonde Lockenköpfchen, o — die hüpft und schäkert und freuet sich, wenn ich komme, daß ich toll werden müßte vor innerer Lust, wenn ich nicht recht gut wüßte, daß das Alles ja doch nur pure, bloße Höflichkeit, nur kalte Convenienz ist, unter der kein warmes Herz schlägt. Denn kaum schwebt der duftende Kammerherr, Graf, Lili, herein und kramt seine allerliebsten Neuigkeiten und Bon-Mots aus, so fragt kein Mensch nach mir. — Ich stehe dann verlassen im Fenster, muß in irgend einem Journale oder Notenbuche blättern und sehen, wie sie dem Hasenfuße lächeln, weil er Graf, Kammerherr und Besitzer einiger Tonnen Goldes ist. — Unbefangen und mir nichts, Dir nichts, faßt er Alinens niedliche Hand, unbefangen und mir nichts, Dir nichts, legt sie ihm den Arm auf die Schulter und blickt ihn an mit dem seelenvollen Auge, daß der liebliche Hauch des Rosenmundes seine Wange fächelt und der Fant keck hinabschauen kann, in die Lilien des wogenden Busens. Paul! ich möchte des Teufels werden, wenn ich das Alles so sehe, und kann mir's dann wohl ein Mensch verdenken, wenn ich knurrig werde und tückisch, und jedesmal mit Galle im Herzen und mit der Ueberzeugung scheide, daß hier, wo mein Himmel aufgehen könnte, absolut für mich nichts anders ist, als die Hölle? Siebenhaar! — dieses Mädchen! O, sie wird von allen Menschen vergöttert, o! auch ich habe schon an ihrer Seite gesessen in der Lonicera-Laube, auch meine brennende Wange hat der süße Hauch des rosigen Mundes gefächelt, auch ich habe den leisen Druck ihrer Hand gefühlt, und hielt es für Liebe, als sie mit den beiden Kreuzen an meiner Brust spielend, die ich mir bei Leipzig geholt, mein klopfendes Herz fühlte und ich sie mit Feuerkuß umschlang und dann der süßen Gewalt wich, mit der sie sich hocherröthend und zitternd aus meinen Armen wand, wie ich Dir solches alles des Breitern in der sechsten Vigilie erzählt; aber sie ist eine Sirene, eine Schlange. Mich, mit meiner treuen innigen Liebe, verläßt sie gegen die faden Schmeicheleien des ekelhaften Milchbartes. Ja, als ich neulich mit dem Gifte im Herzen mich hinsetzen und mit ihr das Duett von Mozart singen und spielen sollte und nicht wollte, sagte sie mir nicht da öffentlich: Ach lieber Forstrath, Sie sind doch zu gar nichts mehr zu gebrauchen! — und nahm sie nicht da den Kammerherrn bei beiden Händen und hüpfte mit ihm in's andere Zimmer zu ihrem Papagoy? — Es mag seyn, Paul, daß ich die Farbe meines innern Unmuthes oft auf diese Bilder ausser mir übertrage, aber habe ich denn Unrecht, wenn ich bei der stillen Vergleichung zwischen mir und Andern nur zu deutlich finde, daß Andere ihr lieber seyn müssen? Ja, müssen, Paul, müssen!

Denn welchen Geschmack kann diese heitere, frohe Libelle an meinen ernsten, neun und dreißig Jahren finden? Lustig und froh bin ich wohl auch; aber kann ich das allerliebste Nichts zuwege bringen, mit dem die lustigen Mode-Bürschlein um die Weiber faseln? den ästhetischen Wind, dessen Brausen man wohl hört, von dem man aber nicht weiß, von wannen er kommt, und wohin er fährt? — Die schaalen Theater-Kritiken und das ungewaschene Räsonnement über Kunst und Alterthum? O Paul! kannst Du es dem Mädchen verdenken, wenn sie gern auf jenen leichten Zephyr-Wellen dahinschwebt durch die Rosenbüsche der fröhlichen Jugend mit jugendlichen Gestalten? O, wie erbärmlich komme ich mir dann vor mit meiner Weisheit und Kunst, und wie gern räume ich den kecken Sprechern den Platz, eben weil sie keck sind und jung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auszüge aus einem merkwürdigen alten Stammbuch.

In einer Sammlung von altdeutschen Büchern und Gemälden, befand sich auch ein pergamentnes, in rothen Sammet mit goldnem Schnitt gebundenes Stammbuch eines deutschen Edelmannes, Georg von Lichtfuß, aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Da das Buch die eigenhändigen Inschriften mehrerer berühmter deutscher Fürsten, Edelleute und Militärs, aus jener verhängnißvollen Epoche, enthält, so wird die folgende Mittheilung des Intressantesten daraus unsern Lesern gewiß sehr willkommen sein.

Den Anfang machte der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg mit Motto: „Au coeur vaillant rien impossible.“ Nach ihm folgt auch sein Sohn, der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm, dessen ganzes Regentenleben eine Bekräftigung des väterlichen Denkspruchs war, mit der Inscription: „Ps. 134 Domine scire fac me viam per quam ambulem, quia ad Te levavi animam meam.“ Sie ist um so merkwürdiger, da er sie noch als Prinz, im Jahre 1634, während seines Aufenthaltes zu Stettin, geschrieben hat, und zeichnet sich auch durch die Schönheit der Handschrift von allen übrigen aus. Mit ihm hat sich auch sein bekannter trefflicher Führer in der damaligen Zeit würdig also eingeschrieben: „Thue Recht, Scheu Niemandt. — Johann Friedrich von Kalkhun, genannt Leuchtmar, des Kurerbens zu Brandenburg Kurfürstliche Durchlaucht Hofmeister.“ — Recht noch im Geiste der alten Chevalerie gedacht, finden sich mehrere Inschriften wie folgende, von einem Pommerschen Herzog Bogislaus: „Pour Dieu, les dames et la patrie je laisserai toujours ma vie.“ Von einem Herrn von Redern: „Chi ben e mal non puo soffrire a grand l'honore non puo venire.“ — Von einem Capitän von Lützow: „Auf Gott hoffe ich, eine schöne Dame liebe ich, auf Glück baue ich, wenn die drei lieben mich, wie kann verderben ich?“ — mit dem Symbolum: „Viell seind, die hassen mich, ich bin ein Kautz und acht' es nicht.“ — Von einem Capitän von Bender: „Ich liebe was Schön ist, Obschon es nicht mein ist. Und mir auch nicht werden kann, So hab' ich doch meine Lust daran.“ — Von Johann Nawata: „In Waffen und Liebe, Ich mich stets übe, In Lieb und Waffen, Ich will entschlafen.“ — Auch der durch Schillers Wallenstein so gefeierte Held, Obrist Buttler, findet sich hier und zwar mit der, für ihn sehr charakteristischen kurzen Inschrift: „Ghilik (Glück) bedur

(bedarf) Kunst." Aus seiner Unterschrift läßt es sich noch deutlicher erkennen, daß er das Deutsche nicht nur sehr unorthographisch schrieb, sondern es auch nicht geläufig sprach. Sie heißt buchstäblich wie folgt: „MEinem Vilgheibstin Friend zur Freindtlighen ghedigthnis ghescrieben zu Dantzig din 3 July. Christiahn Buttler, Oberstlieute." Eben so merkwürdig ist Ramsay's Handschrift. Er hat sich den 6. Oktober 1630 zu Stralsund, mit dem Motto: „Spes levit Curas," eingeschrieben. — Ein Capitän von Prawdzitz hat das naive Sprüchlein gewählt: „Lieben, zugleich auch weißlich thun, das ist fürwahr ein großer Ruhm!" — Ein Capitain Ripp hat eingeschrieben: „Wer sich der Bienen Stachel lest schrekken, bekommbt des Honigs nicht zu lekken." — Nicht minder auf gut Ritterlich hat sich ein Hauptmann von Zanmark mit folgendem Wahlspruch, den wir zum Beschluß mittheilen wollen, eingeschrieben: „Ach Gott, thu mir bescheren, Mir zu Nutz und dir zu Ehren, Ein schön gerades Pferd, Darzu ein langes Schwerd, Ein gut Par Pistoln im Feldt, Bei Wirthen und Crämern baar Geldt; Darzu ein schönes junges Weib, Mir auch ein gesunden geraden Leib, Ein guter Bissen, Ein guter Trunk, In's ewige Leben einen fröhlichen Sprung, So hab ich hier und dort genung."

In unsrer Zeit, wo die leidige Buchmacherei so vielen Anthologieen das Dasein gegeben hat, darf man sich billig verwundern, daß noch Niemand auf den Gedanken, eine Anthologie aus alten Stammbüchern herauszugeben, gerathen ist. Wer eine Sammlung so interessanter, wie dieses eines ist, besäße, würde gewiß kein unverdienstliches Werkchen damit unternehmen. Denn man findet in diesen Büchern nicht nur oft gar heilsame Kraft- und Kernsprüche ächt deutscher Art und Kunst, sondern sie geben auch manchen nicht unwichtigen Beitrag zur Charakteristik des Zeitalters, in dem sie entstanden sind.

Sylbenräthsel.

Er sah ein Haus, von Meisterhänden
Wie schön, wie herrlich aufgeführt!
Mit rosigem Sammt an Thür und Wänden,
Mit Purpur innerlich verziert.
Nur mit zwei Fenstern war's versehen,
Ein holder Engel sah heraus,
Bezaubert blieb der Jüngling stehen
Und wünschte sich das schöne Haus. —
Zwey Sylben darfst Du nur befragen
Und schnell hast Du das Fensterpaar,
Wo Amors Tempel aufgeschlagen
In seltner Pracht, zu sehen war.
Der Jüngling heftete die dritte
Der Sylben an das helle Glas,
Bis sie mit einem kühnen Schritte
Urplötzlich in dem Hause saß.
Da faßte er das günst'ge Ganze
Sank selig an des Hauses Fuß
Und aus viersachem Fensterglanze
Sah Amor auf den ersten Kuß.

Zimmermann.

A. Duvees. d J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönßen.

Achter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 77.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 25. September 1823.

Alles gleichen Muths ertragen
Uns im Glück nicht übermäßig freun,
Uns im Unglück nicht zu sehr beklagen,
Heißt in wenig Worten: — weise seyn!

* Ermunterung.

Wenn im wogenden Drang', des thätig wirkenden Lebens,
Und im tiefen Gemüth', im sinnenden Geist der Betrachtung,
Der Mensch sich vielseitig erfaßt in seinen Bestrebungen,
Und inne wird der Fülle der ihm gegebenen Thatkraft: — —
Wenn die Erde ihn niederwärts lockt zu mannichfachen Genüßen,
Oder im drückenden Mangel, des Daseyns Erhaltung ihm schwer wird;
Wenn der Himmel ihn aufwärts wink't zu hoher Entschließung,
Oder bei Leiden der Seele, der Muth ihm gebricht und die Hofnung:
Dann gilts für ihn, im streitenden Kampfe das Recht zu bewahren,
Daß nicht zweifelnd und ermattend, in seinem Berufe er sinkt. — —

Ach! es ist oft schwer das unabänderliche mit Würde zu tragen;
Doch schwerer noch ist es gar oft, im Glücke die Demuth erhalten.
Drum Mensch, erkenne dich selbst, in deiner wahren Bestimmung;
In deinem Wirken und Streben, in deinen Freuden und Leiden,
Verliere dich nie — und deines unsterblichen Wesens Bedeutung,
Gewinne Haltung und Einklang, im Wechsel der schwindenden Zeit,
Das Endliche ist nur Gestalt des Augenblicks, es kommet und gehet.
Dies sey dir Trost im Leiden, dies sey dir Warnung im Glück.
Doch was im Menschen für die Ewigkeit reift, ist bleibend und ewig,
Obgleich hienieden nur Keim, sich zur Vollendung entwickelnd
Ist ihm vom Schöpfer verheißen, und ihm vernehmlich verkündet,

In stillen Weihestunden, durch Offenbarung und der Vernunft Erkenntniß,
Durch des Gewißens Regung, durch reiche Fülle des ahnenden Gemüths,
Und durch die Innigkeit und Lauterkeit des überschwenglichen Gefühls.
Drum laß dich irren nie, und halte fest am Guten, am Wahren und am Schönen,
An Gott, und Lieb' und Freundschaft halte fest, an Wissenschaft und Kunst;
Sie sind die Genien ja, durch ihn dir zugesandt, als freundliche Gefährten
Sie sind der Stern dir, in der Nacht der Pilgrimmschaft, auf Erden.

Die Fahrten des Forstrathes von Elben und seines getreuen Jacobus.

(Fortsetzung.)

Daß ich verliebt war in das Mädchen bis über die Ohren — und, Paul, ist's denn jetzt vorbei? — das wissen sie alle recht gut, die Alten, wie die Jungen, denn blind hätten sie seyn müssen, wenn sie es nicht gemerkt hätten; aber über meine Zunge ist kein Geständniß gekommen, und ich freue mich, daß der Verstand noch nicht mit dem Herzen davon gelaufen, und mein Kleinmuth mir bis jetzt die Schmach und Blame des Korbes erspart hat. O, wie oft hatte ich das verfängliche Wort auf der Zunge, aber ich schluckte es hinter, wenn ich an mein Elbenstein, an meine Hypothekenschulden und an die lieben altväterischen Mobilien gedachte, die ja doch gegen die eleganten Geräthe in Alinens Hause gar zu sehr abstechen, und es mir nun ganz unmöglich vorkam, daß diese zierliche Grazie mit ihren vornehmen Verwandten in diesen antiken Sälen und Gemächern leben könne. Und doch — Paul! — solltest Du es wohl glauben? — Aline ist bei mir gewesen vor drei Wochen mit ihren Aeltern.

Denke Dir mein Erstaunen. Ich sitze eben des Vormittags um 10 Uhr bei dem Arbeittische über den Stabholz-Contrakte — da klingelt es unten im Hofe. Erschrocken fährt Jacobus auf, schaut hinaus und ruft: Um Gottes willen, gnädiger Herr! Seine Excellenz, der Herr Geheimderath mit Frau Gemahlin, Fräulein Alinen und Minna halten unten im Hofe, mit zwei prächtigen Schlitten und der Kammerlavkoy springt schon die Treppe herauf. Ich, wie ein Weiter, fahre in die Uniform und zur Thür hinaus. Da kommen sie mir schon entgegen mit der Entschuldigung, wie sie in Schönheide beim Herrn Landrathe den vorigen Tag gewesen und nun auf der Rückreise doch auch einmal sehen müßten, wo und wie ihr lieber Freund Forstrath wohne. Ich führte die Gnädige gleich mit allem möglichen Anstande in's Prunkzimmer, das zum Glücke eben warm war — Du weißt ja, wo der mächtige Spiegel hängt mit der ehrwürdigen Perücke von Schnitzwerke, von welchem herab, wie von einem Tabernakel, die beiden Schleppen von karmoisin, rothen Taffet fließen. Aline that gleich, wie zu Hause, und freuete sich über die hohen Fenster, über die Ahnenbilder an den Wänden und über die Winterlandschaft hinaus nach Schönheide. Aber bedächtlich schnippte der alte Herr auf die goldene Dose und sagte: Lieber Herr von Elben, es ist bei Ihnen recht freundlich und es muß im Sommer hier noch viel hübscher seyn. Aber wir wollen es Ihnen heut' einmal recht unheimlich machen, denn, im Ernste, wir bitten uns bei Ihnen eine Mittagsuppe aus.

Paul! wie elektrisirt von rasender Freude ergriff ich die Hand des Geheimenrathes, vergaß plötzlich alle Dehors, machte einige unge-

bührliche Sprünge, über welche jedoch Mama, so gravitätisch sie war, das Lächeln nicht verbeißen konnte, das sie aber schnell mit einem bedächtlichen: „Ei, ei, Herr Forstrath!“ corrigirte und tanzte jubelnd: O das ist scharmant! o das ist prächtig! zum Zimmer hinaus, wo ich in einem Augenblicke den Jacobus und der Schaffnerin meine Anordnungen bekannt machte und mit glänzenden Blicken wieder herein zur Gesellschaft kam, denn Aline — Paul! — Aline war ja bei mir. Bald dampfte zum Frühstücke der Glühwein, und nun ließen sich meine Gäste durchaus nicht abhalten, ich mußte ihnen auch noch die andern Zimmer und Gelegenheiten meines Schlosses zeigen, und zuletzt faßten sie in meinem Arbeitzimmer Posto. Aline deckte den Flügel auf, klimperte etwas mit zitternden Fingerchen, Minna blätterte in meinen Landschaft-Studien und der Geheimerath nahm meine Arbeit, den Stabholz-Contract, in die Hände.

Also, Sie haben doch nicht mit dem Kaufmann Schee abgeschlossen? fragte er mich erstaunt.

Nein! war meine Antwort: wie konnte ich?

Aber Schee, fuhr er fort: war an Sie von der Regierung gewiesen und Ihnen der ganz gemessene Auftrag geworden, mit ihm, seiner Offerte gemäß, abzuschließen.

Das ist wahr, entgegnete ich, aber Lucas bezahlt, wenn wir das ersparte Fuhrlohn in Anschlag bringen, für den Ring vier Thaler mehr.

Und wie sind Sie — fragte der Geheimerath weiter, der es wußte, daß mir der Schee, wenn ich mit ihm nach der Regierung-Anweisung abschlösse, für jeden Ring eine Privat-Gratification von drei Thalern — facit in Summa zwölftausend Thaler geboten — zu dem Lucas gekommen?

Weil ich nicht geruhet, war meine Antwort: den bessern Käufer zu suchen und zu finden.

Aber, mein lieber von Elben, sprach der Geheimerath weiter: das ist mir ganz unbegreiflich. Dieses Auftreiben eines bessern Käufers ex officio hat ja niemand von Ihnen verlangt. Die Regierung selbst hat den Preis bestimmt; was der Käufer drüber gab, wem ging das etwas an? das gehörte unbedenklich Ihnen und mit Rechte.

Verzeihen Sie, mein Herr Geheimerrath, versetzte ich mit gesenktem Blicke: ich hatte eine andere Ansicht. Das Holz gehörte doch nicht mir, sondern dem Könige. Wie kam es mir daher zu, zu ärnten, wo ich nicht gesäet? — Ich werde vom Landesherrn besoldet, ich habe gelobt, dafür sein Beßtes zu fördern. Nun, das war, wie ich glaubte, sein Beßtes. Konnte Schee drei Thaler mehr bieten, als bereits festgesetzt worden, so war offenbar die Waare noch mehr werth, als das, und der neue Contract mit Lucas hat es bewiesen. Ich könnte sagen, daß ich dabei zwölftausend Thaler verliere, wenn ich nicht eben so innig überzeugt wäre, wie Sie, Herr Geheimerrath, daß man nicht verlieren kann, was man nie gehabt.

Recht schön, Herr Forstrath! erwiederte der Alte. Aber Sie haben offenbar dem Willen der Regierung entgegen gehandelt, Sie haben sich ihren ganz bestimmten Verfügungen widersetzt und eigenmächtig einen andern Contract geschlossen und in Vollziehung gebracht und dadurch die Regierung in der Art zugleich compromittirt, daß Sie ihr durch Ihr Verfahren Mangel an Eifer für das allerhöchste Interesse und an gründlicher Bemühung für dasselbe zur Last gelegt. Glauben Sie denn, daß Ihnen die Regierung dieß verzeihen kann? Begreifen Sie denn nicht, daß sie gegen ähnliche Fälle ihre Mitglieder sichern werde, denen man — Sie verstehen mich ja —

so wohl will, wie Ihnen, und die nicht so skrupulös sind, wie Sie?

Ich habe meine Pflicht gethan, war meine Antwort: und ich glaube, mein Herr wird mich entschuldigen.

Ihr Herr? lächelte der Geheimerath höhnisch. Was glauben Sie, daß im Systeme der Monarchie prävalirt, zwölftausend Thaler, oder das Princip der Subordination?

Eben im Systeme der Monarchie, versetzte ich: werden nicht die 12000 Thaler, wohl aber überhaupt die Treue für den Fürsten und sein Intresse die Wagschale der Subordination hoch in die Luft schnellen.

Ich zweifle, antwortete der Geheimerath, und faßte meine Hand: wir wollen uns darüber nicht streiten, und dabei blickte er die Gemahlin, die mit vornehmer Miene da saß, bedeutsam an, ich aber bemerkte, daß Aline, während des Geklimpers, auf unser Gespräch gehört hatte und ihr etwas in die Augen gekommen sein mußte denn sie drückte daran mit dem niedlichen Finger, sprang dann schäckernd auf und fragte lachend, ob ich ihr Elbenstein verkaufen wolle, und wie theuer.

Ueberrascht von der sonderbaren Frage wollte ich eben — vielleicht etwas sehr Unkluges — antworten, als mir der Geheimerath in's Wort mit der Bitte fiel, ihm offen zu sagen, ob irgend jemand auf Elbenstein noch mit Sicherheit ein Kapitälchen austhun könne.

Nein, war meine Antwort: Herr Geheimerrath, nicht einen Groschen. Als die letzte Schuld darauf contrahirt wurde, — das war vor zehn Jahren — da standen die Grundstücke noch in hohem Preise und das Darlehn war noch gesichert. Jetzt hat sich die Sache geändert, die Grundstücke sind gesunken, und selbst diese Schuld ist nicht mehr sicher.

Aline blickte zum Fenster hinaus und die Geheimeräthin bemerkte, wie sie an meiner Stelle sich doch nun von einem so lästigen Fundo, der mir nur die Mühe der Administration mache, a tout prix debarrassiren würde.

Ich könnte es thun, entgegnete ich! und das Gütchen den Gläubigern zum nothwendigen Verkaufe überlassen, aber der letzte würde dabei offenbar verlieren. Darum behalte ich es und lege das, was der Ertrag nicht deckt, von meinem Gehalte zu. Und überdem ist es mein väterliches Gut und mit Schmerzen nur würde ich mich von den glücklichen Erinnerungen meiner frühen Jugend trennen.

Da haben sie freilich nicht Unrecht, lieber Elben, fuhr der Geheimerath fort, und in dem Augenblicke rief Jacobus zur Tafel.

Ich bin ein sonderbarer Mensch, Paul, Du weißt es, ich kann in stattlicher Gesellschaft vor den Reichthümern aller fünf Welttheile, die die ausgesuchteste Gourmandise zum Genusse aufgestapelt, stumm und mürrisch sitzen, wie ein Fisch, und dann wieder beim einfachsten Mahle ausgelassen lustig seyn. Sieh, so ging es mir auch nun. Meine Bouillonsuppe, mein Stück Rindfleisch mit der Sardellen-Sauce, meine Forellen und mein Rehbraten waren wahrlich keine Apicius Leckerbissen; aber meinen Eifer, den hatte der lüsterne Römer doch nicht und auch saß ihm Hebe nicht zur Seite, wie mir. Mit der Ausgelassenheit war es freilich dieses Mal nichts, eine heilige Scheu zwang sie zurück in's Innere, aber froh, herzlich froh war ich, denn ich fühlte mich zu Hause und unter Menschen, die ich innig liebte und ehrte, und ein Scherz, ein heiteres Wort bot dem andern die Hand, so, daß endlich um vier Uhr nur die hereinbrechende Abenddämmerung dem Geheimerathe die Bemerkung auszwang, nun sei es doch Zeit zur Heimkehr.

O, wie waren die seligen Stunden dahin geflogen! Aber, Paul! größere Seligkeit noch erwartete mich. Ein Moment, ein himmlisches Moment beschloß den glücklichen Tag. Die Schlitten warteten schon, schon war der formelle Abschied genommen, da rief Aline: „Ach, mein Körbchen! lieber Forstrath, in Ihrem Schreibzimmer habe ich's gelassen!" und sprang, da ich die Mutter schon am Arme hatte, es zu holen. Ich vergaß mich, ließ meine Dame los und sprang nach — aus Höflichkeit. Im Schreibezimmer stand das Körbchen auf dem Flügel. Ich ergriff es, hing es Alinen an den Arm und sagte: Ich mag Ihnen ohne Bedeutung das Körbchen reichen. Gern bät' ich Sie um dieses Andenken des glücklichen Tages, aber Aline, o, meine Aline! würdest Du mir das Körbchen geben?

Erröthend schlug das holde Mädchen den Blick zur Erde. Stürmisch drückte ich sie an meine Brust, küßte sie in rasender Wonne, und wußte selber nicht, wie ich wieder an den Arm der Mutter und mit der die Treppe hinunter gekommen.

(Der Fortsetzung folgt.)

Der kaiserliche General von Pappenheim.

Zu jenen überaus merkwürdigen Heldenseelen des dreißigjährigen Krieges muß man vorzugsweise rechnen, vielleicht an ihre Spitze stellen, den kaiserlichen General und des Reichs Erbmarschall, Grafen,

Gottfried Heinrich von Pappenheim,

Treichlingen'scher Linie. Im Geiste der Ritterschaft früherer Zeiten war er Krieger — dann Feldherr. An der Spitze seiner Kürassiere vergaß die ritterliche Tapferkeit öfter die Feldherrntugend. Es giebt Charaktere, die im Sturme aufgeregter Leidenschaften Alles, mit ruhiger Umsicht und allen heftigen Bewegungen gebietender Bedächtlichkeit, Nichts vermögen. Diese ruhige Stimmung ist des Feldherrn; des Soldaten Eigenschaften bleiben vorzüglich Ungestüm und Tapferkeit. Deswegen hat sich Pappenheim auch überall vor seinen Heerhaufen größer gezeigt, als wir ihn hinter dem Heere selbst, vielleicht gefunden haben würden.

Nach diesen Betrachtungen wird es leichter, unseres Helden eigentliche Stelle zu finden. Wirklich gehörte er dahin, wo er stand. Als Oberfeldherr würde er Alles erstürmt, oder, mit seinem Leben, Alles verloren haben. Gemäßiget durch Tilly's und Wallenstein's ruhigern Geist, war der Graf immer einer der ersten Führer im Heere, gewöhnlich der Nächste nach dem Oberstenbefehlshaber. Ist es daher nicht seine Stelle auf der Kriegsbühne, gleichwohl sind es seine Tugenden und großen Vorzüge, die ihm in der Geschichte einen Platz, nahe bei den vier Männern anweisen, welche man, nach Friedrich Schlegel, in Kaiser Ferdinand II., Gustav Adolph, Wallenstein und dem französischen Kardinal Richelieu, als die Sterne erster Größe während des langen Glaubenkrieges, anzuerkennen hat.

Ueberall, wo Pappenheim auftrat, brachte er den Geist des Entschlusses und der raschen That mitten unter seine Umgebungen. Er war die Seele seiner Krieger und ihr Abgott. Gleich wie Wallenstein, beherrschte er zauberisch die Gemüther.

Seine erste Bildung, wie sein erster Weg zum großen Ziele, gehörte den Wissenschaften an. In seinem vierzehnten Lebensjahre besuchte er,

wie Wallenstein, die hohe Schule zu Altorf. Von da gieng er nach Tübingen, studirte die Rechte, und durchreiste sodann Italien, Frankreich, Spanien und die Niederlande. Kaiser Mathias machte ihn zum Reichshofrathe.

Zuerst diente Pappenheim unter den Reutern seines Stiefvaters des Grafen Adam von Herberstorff, wo er zweihundert selbst geworbene Pferde führte. Mit dem großen Kurfürsten Maximilian von Bayern, zog er, als Obristlieutenant in seines Stiefvaters Regimente, nach Böhmen. In der Prager Schlacht, auf dem weißen Berge, wo der unglückliche Kurfürst von der Pfalz, Friedrich V. die Kronen lassen mußte, verlor er im Jahr 1620 seine besten Freunde, einen Grafen von Spauer und Croneburg, an seiner Seite. Dessen ungeachtet setzte er auf die feindliche Reuterei an, bis er selbst durch eine gefährliche Wunde fällt. In Prag stellte ihn der geschickte Wundarzt Andre bald wieder her. Im Jahr 1626 schlug er dreimal die 30,000 Mann starken aufrührerischen Bauern in Oesterreich ob der Ens. Als General Wachtmeister hat er in des Kaisers Dienste die anzosen in Italien öfter gedemüthiget.

Im Jahr 1630 stieß er zu dem alten Tilly. Wie dieser kluge Feldherr vor Magdeburg zögernd, einen allgemeinen Sturm auf die Festung im Kriegsrathe nicht genehmigen wollte: — da beschwur und bestürmte Pappenheim erst den Feldherrn, dann die Stadt. Allein unseres Grafen Werk ist Magdeburgs Eroberung im Sturme, den er leitete und persönlich anführte.

Als kaiserlicher Feldmarschall wirkte er mit der größten Anstrengung am entscheidenden Tage bei Leipzig (den 7. Septb. 1631.) Fechtend führte er die besten Regimenter ehrenvoll vom Schlachtfelde, sammelte das Heer, schlug den schwedischen General Banner, und verhinderte seinen großen Gegner an einer wirksamen Verfolgung seines Sieges gegen die kaiserlichen Heere. Seine Küraſſiere und des Freiherrn von Kronenburg schwarz geharnischtes Regiment behaupteten das Schlachtfeld bis nach sieben Uhr, bis in die Nacht. Sie retteten tausend Leben der Ihrigen. Nichts war im Stande, ihnen zu widerstehen, oder sie zum Rückzuge zu nöthigen. Bei Volkmar schlägt er die Hessen, geht über die Weser nach Westphalen vor, vertreibt den General Baudis, nimmt Hildesheim und Erfurt und vereinigt sich in Sachsen mit den kaiserlichen Fahnen unter Wallenstein.

Am 6. November 1632 beginnt die Schlacht bei Lüzen. Pappenheim, der bisher noch nie dem grossen Köntge in das Auge gesehen hattte, wollte ihn — der Held den Helden, auf dem Schlachtfelde kennen lernen. Zweimal durchbricht er, später auf dem Wahlplatze eintreffend: dennoch die ganze schwedische Schlachtordnung mit seinen Küraſſiren, den König aufzusuchen. Das Schicksal will nicht, daß sich die beiden seltenen Männer mit dem Schwerde in der Hand begegnen sollen; es führt sie an einem Tage auf den ungekannten Wegen des Todtes friedlicher nnd freier zusammen. Gustav Adolph fiel an diesem verhängnißvollen Tage. Pappenheim wird, wie er zum drittenmale in dem unaufhaltsamen Ungestüme einer sieggewohnten Reuterei auf das schwedische Fußvolk stürzend, eindringt, von zwei Flintenkugeln zugleich durchbohrt. Er wankte und sank. Einer seiner Trompeter fällt dem bestürzten Rosse in die Zügel. Der Graf verweist dem Getreuen sein Vorhaben, und bestehet darauf, seine Reuter weiter in den Feind zu führen, bis ihn die Kräfte verlassen.

Wie man den gefallenen Helden aus dem Gewühle der alles zermalmenden Reuterschlacht in Sicherheit gebracht hatte, so rief er oft aus: Jesus Maria! Ist denn kein Mensch, der mir das Blut zu stillen vermag! Dann fragte er mit der heftigsten Theilnahme: ob die Kaiserlichen siegten?

In der Nacht von dem 6. auf den 7. Nov. wurde der Gaf immer schwächer und schwächer. Im Vorgefühle der Tödtlichkeit seiner Wunden, beruhigte er sich standhaft, empfahl Kaiserlicher Majestät, seine Gemahlin, sein Kind und alle die Seinen. Darauf brachte er die Nacht mit Beten zu, und starb ruhig, als Christ, den Tod des Helden, im vierzigsten Lebensjahre, in welchem er über hundert vernarbte Ehrenwunden aufzuzeigen hatte.

Wallenstein beklagte seinen verlornen Freund, den Ajax des Heeres, in den lebhaftesten Ausbrüchen tiefgefühlten Schmerzes. — Zu Prag ließ er Pappenheims Leiche mit köstlichem Gepränge und allen militärischen Ehrenbezeugungen beisetzen, auch seinem Andenken ein Denkmal errichten. Zugleich mit Gustav Adolph's Koller, brachte man auch Pappenheim's Reuterwams nach Wien. Beide zeigten die blutigen Spuren der tödtenden Kugeln.

Wie, wenn Papenheim früher eingetroffen wäre? Wenn er leben geblieben, — Wenn die Lützner Schlacht von Wallenstein gewonnen worden? Fragen, deren Beantwortung die Weltgeschichte mit einem gewiß veränderten Verlaufe der Dinge zu übernehmen haben würde!! — —!

Uebrigens wissen die Geschichtschreiber, wie gewöhnlich, viel Seltenes von diesem seltenen Manne zu erzählen. — Merkwürdig ist, daß er nur ein Mal, als Kind in seinem ersten Bade, und dann nie wieder in seinem Leben, weinte. Auch hatte ihm die Natur ein besonderes Muttermaal mitgegeben. Zwei gekreuzte, rothe Schwerdte sah man auf seiner Stirne, die zwischen beiden Augen bis an die Nase reichten. Noch in männlichen Jahren, wurde dieses Zeichen, so oft er zürnte, sichtbar.

Was seine Welt von ihm hielt, läßt sich am besten am Urtheile der Feinde erkennen. Bei den Seinigen Alles, achteten ihn Gustav Adolph und seine Heerführer sehr hoch. Einer seiner Glaubensgenossen der Jesuite, Jakob Balde in München, ein Dichter in Horazischem Geiste, beklagt seinen Fall in einer kraftvollen Ränie, welche der unsterbliche Herder in seiner Terpsichore, Th. 2., S. 229., verdeutscht wiedergegeben hat, wie folgt:

Was erzählst du, Gerücht? Er ist gefallen?
Pappenheim! Er erkämpft im Schlachtgefilde
Nicht mehr Siege des Ruhms; er feiert drunten
Schattentriumphe.
Schweig, Unglückliche, schweig! O deine Waage
Wägt Verdienste der Männer nach Erfolgen,
Nicht nach Werthe der That. Kein Zufall schmälert Würde der Tugend.
Was ist Pöbelgericht? Der Großgefallene
Liegt in Größe. Den Tapfern drückt der Sturz nicht:
Sondern hebt ihn empor. In schönem Zorne Bebte der Stamm noch,
Als die Eiche niederstürzt'. Ein mordend
Eisen fällete sie; da neigte brausend
Sich der Wipfel; es sauseten im Wipfel heulende Winde.

Etwas über die gegenwärtigen Zeitumstände.

Nach jedem Kriege kehrte sonst Beruhigung der Gemüther zurück; die Menschen überließen

sich heitern Aussichten, arbeiteten fröhlich an der Verbesserung ihres Wohlstandes, und Handel und Gewerbe blüheten auf, aber wie ganz anders ist es jetzt? Acht Jahre sind verflossen, seitdem der Kampf mit Napoleon geendigt ist; man hoffte auf glückliche Zeiten und wünschte die durch lange Kriege geschlagenen Wunden zu heilen, allein man frage den Handwerker und den Kaufmann, den Ackerbauer und den Fabrikanten, ob ihre Wünsche erfüllt worden sind? Eine heimliche Besorgniß vor der Zukunft dauert fort; bange Ahnungen ergreifen die Gemüther, welche künftige Dinge zu betrachten gewohnt sind; Handelssperren erschweren den Verkehr; große Staatslasten erfodern weit mehr Abgaben, als für den Betrieb der Gewerbe vortheilhaft ist; Zwiespalt der Meinungen theilt die Geister; man kämpft einen wüthigen Kampf für das Alte und Neue; Völker trennen sich, wie Menschen, und die Uebel, welche dem bürgerlichen Zustande ankleben, werden durch Mißtrauen und Strenge vermehrt. Niemand verbürgt die künftige Ruhe, und zu der Stockung der Gewerbe kommen noch Hemmungen, welche man hier und da dem Austausche der Ideen in den Weg legt.

Woher rührt nun vorzüglich die Gestaltung der Gegenwart, und was verursacht die Bekümmernisse und Leiden, welche man gegenwärtig empfindet? Aus Mangel an Achtung der wichtigen Lehren, welche die alte und neue Zeit giebt, und aus Hintansetzung der heilsamen Gebote der Vernunft, welche diese den Menschen von den frühesten bis zu den spätesten Zeiten vorschreibt. Die Geschichte lehrt, daß, wo allseitiges Vertrauen herrscht, und man die Freiheit, auf die Grundlagern der Gerechtigkeit gestützt, ehrt, Ruhe, Glück und Thätigkeit einkehren; die Vernunft gebietet den Völkern, wie den einzelnen Menschen, ihre angebornen und erworbenen Rechte heilig zu bewahren und den Staatszweck — die Erhaltung der rechtlichen Ordnung der Dinge — nie aus den Augen zu setzen. Wenn nun jedem das Seine gesichert ist und jeder das erhält, was er verdient, so arbeitet alles fröhlich an seiner Bestimmung erwirbt sich durch Fleiß und Ordnung so viel, als er bedarf, und blickt getrost in die Zukunft, wie er mit Freude und Dank die Gegenwart benutzt.

Wie kann es nun anders werden? Das jeder das thut, was ihm seine Pflicht vorschreibt; aber hiermit ist nicht bloß der Privat-, sondern auch der Staatsmann gemeint, von dem vorzüglich das Geschick der Völker abhängt. Die Sphäre jenes ist nicht nur beengt, sondern sie wird auch durch manche politische Maaßregeln noch mehr beschränkt, und verbände der Privatmann mit dem besten Willen und der größten Einsicht auch alle Kraft und Entschlossenheit, welche zum Besten der Menschheit erfoderlich sind, so kann er doch nicht die Hindernisse besiegen, welche den Völkern im Wege liegen. Die Politik verschuldet nur zu oft in einem Augenblicke, was Jahre nicht wieder gut machen können. Sie will Dinge thun, die ihr nicht zukommen, Andere ausführen, welche ihr nie gelingen, und verkennt eben so sehr ihren Beruf als ihre Macht. Der menschliche Geist verlangt zu seiner Thätigkeit einen Spielraum, der nie von der Politik berührt werden sollte, und doch mischt diese sich oft darein, schreibt ihm willkührliche Grenzen vor, gefährdet hier und da die Bildung, thut der Wahrheit Eintrag, erregt Unzufriedenheit und bringt Catastrophen hervor, welche unzuberechnende Uebel in ihrem Gefolge haben. Der Geist der Menschen darf seine Thätigkeit so weit erstrecken, als das Recht reicht, und dieses geht so weit, als die Freiheit mit der allgemeinen Gesetzlichkeit der Willkühr besteht.

Diese gesetzliche Freiheit ist nützlich den Wissenschaften und den Gewerben, so wie sie zur Beförderung der Eintracht und zu dem Vertrauen zwischen Regenten und Unterthanen beiträgt. Das Letztere thut vorzüglich unserer Zeit noth und die Angeber, Verketzerer und Eigensüchtler aller Art würden nie Gehör finden und die Ruhe der Welt würde nicht durch Unternehmungen gestört werden, welche Gott und Menschen zum Feinde haben.

Auf dem Balle.

Dame (jung, oder ältlich.)

Ach! daß die Herren gar sich nicht geniren,
Und ihren Taback hier im Saale schmauchen!

Herr.

Wir hoffen, daß Sie durch das Rauchen,
Nicht Schaden nehmen, nein, nur profitiren
Und sich, geräuchert, besser — conserviren.

Auflösung des Räthsels in Nro. 76.

Augenblick.

(Hierbey eine wöchentliche Beylage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves. d J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 77.

Bremen, Donnerstag den 25. September 1823.

Gestorben.

Den 13. Septb. Des Musiklehrers Friederich Wilhelm Böttjer Tochter, 1½ J., Domsheide Nro. 21.

Den 13. Septb. Der Dorothea Kläding Sohn, 6 W., in Bollandsgang Nr. 7.

Den 14. Septb. Des Tuchmachers Johann Gerhard Strotmanns Ehef, geb. Bluhm; 69 J., a. d. gr. Johannistr. Nro. 10.

Den 14. Septb. Des weyland Maurergesellen Georg Hinrich Walter Wittwe, geb. Stegemann; 57 J., a. d. Düsternstr. Nro. 85.

Den 15. Septb. Des weyland Arb. Friederich Meyer Sohn, Düsternstraße Nro. 80.

Den 15. Septb. Des Arb. Hinrich Randermann Tochter, 6 T., a. d. Wisch Nro. 4.

Den 16. Septb. Des Johann Friederich Helmers Ehefrau, geb. Harkfen; 59 J., Stephanithorssteinweg N. 25.

Den 16. Septb. Der Küper Herrmann Dieder. Schröder, 55 J. a. d. kleinen Helle Nro. 11.

Den 16. Septb. Des Arb. Detmer Heitmann Tochter, 2½ J., am Runken Nro. 38.

Den 16. Septb. Des Arb. Arend Kropp Tochter, 2 J., a. d. Heerdenthorswallst. Nro. 73.

Den 17. Septb. Des Arb. Hinrich Anton Feitz Ehefrau, geb. Klenken; 33 J., Düsternstr. Nr. 87.

Den 18. Septb. Des Joh. Seiler Ehefrau, geb. Asten; 34 J., a. d. gr. Johannistr. Nro. 208.

Den 19. Septb. Des Maurers Joh Rauschenberg Ehefrau, geb. Wilken; 45 J., a. d. Deichstr. N. 12.

Den 19. Septb. Des Arb. Herrmann Bollmann Sohn, 5 J., Kirchenstraße Nro. 4, Neustadt.

Den 19. Septb. Des Arb. Friederich Wilhelm Jording Sohn, 1½ J., a. d. Grafenstr. Nro. 13.

Geburten.

Den 4. Septb. Des Schauspielers Ludewig Pagel Ehefrau, geb. Keilholz; a. d. Buchtstr. Nro. 43, von einem Knaben.

Den 9, Septb. Des Schauspielers Johann Jacob Greenberg Ehefrau; geb. Melech; a. d. Stavendamm Nro. 7, von einem Knaben.

Den 10. Septb. Des Arb. Georg Wessels Ehefrau, geb. Rudolphi; a. d. Pieperstr. Nro. 15, von einem Knaben.

Den 12. Septb. Des Schuhmachers Friedrich Heinrich August Mackenroth Ehefrau, geb. Clausius: a. d. Pelzerstr. Nro. 23. von einem Knaben.

Den 12. Septb. Des Segelmachers Joh. Hinr. Sägelken Ehefrau, geb. Rust; a. d. Geeren Nro. 3, von einem Mädchen.

Den 12. Septb. Des Schneiders Joh Jacob Maurer Ehefrau, geb. Rolops; a. d. Klohburg Nro. 28, von einem Knaben.

Den 13. Septb. Des Arb. Joh. Andreas Frese Ehefr. geb. Wolters; a. d. gr. St. Annenstr. Nro. 87, von einem Knaben.

Den 13. Septb. Des Herrn Dr. Georg Carl Ludewig Murtfeld Ehefrau, geb. Sander; a. d. Buchtstr. Nro. 36, von einem Knaben.

Den 13. Septb. Des Lohndieners Heinr. Ludew. Schröder Ehefrau, geborne Siemering, a. d. kl. Rosenstr. Nro. 17, von einem Knaben.

Den 14. Septb. Des Musiklehrers Friederich Wilh. Böttjer Ehefrau, geb. Heimken; a. d. Domsheide Nro. 21, von einem Knaben.

Den 14. Septb. Des Barbiers Hinrich Christian Franke Ehefrau, geb. Greve; a. d. gr. Hundestr. Nro. 22. von einem Knaben.

Den 15. Septb. Des Arb. Frieder. Sanders Ehefrau, geb. Woltmann; a. d. Kiefstraße Nro. 16, von einem Mädchen.

Den 16. Septb. Des Landm. Berend Hagens Ehefrau, geb. Solten; am Dobben, von einem Knaben.

Den 18. Septb. Des Arb. Johann Diederich Bartels Ehefrau, geb. Kattau; a. d. Stephanithorswall N. 19 von einem Mädchen.

Den 18. Septb. Des Steinzeughändlers Hinr. Wilstein Ehefrau, geb. Arens; a. d. Großenstr. Nro. 29, von einem Knaben.

Den 19. Septb. Des Kaufmanns Helsing Friedr. Schellhaß Ehefrau, geborne Rösing; a. d. Wachtstr. Nr. 29. von einem Mädchen.

1 uneheliches, vom Vater anerkannt.

Copulirt sind.

Der Schlössermeister, Carl Gottfried Kreppendorff aus Frankfurt an der Oder, mit Anna Almata Meyer, von hier.

Der Schneider-Amtsmeister, Johann Herrmann Gerhard Wichers aus Sulingen, mit Gesina Catharina Schlichting, von hier.

Der Arb. Ludewig Bernhard Lenoir, mit Joh. Geerken Wittwe, Engel Maria Eleonore Battermann.

Der Schuhmacher-Amtsmeister, Dieterich Hinr. Meyer, mit Sophia Christina Elisabeth Meyer, von hier.

Der Cigarrenmacher Georg Rustede, mit Johann Diederich Koch Wittwe, Anna Koppelmeier von hier.

Dimissoriales ertheilt, an:

Den Oekonomen zu Bückeburg, Clemens Theodor Caesar, und Jungfrau Auguste Friederike Schindler, auf Schaumburg.

Den Kaufmann Friedr. Wilh. Hellmers von hier und Jungfrau Sophia von Rühl aus Landringhausen.

Achter Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 78.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 28. September 1823.

Der Schmerz macht, daß wir die Freude fühlen; so wie das Böse macht, daß wir das Gute erkennen.

v. Kleist.

Trost.

Am 30sten August.

Ach! alles, was die Erde noch gebar,
Was jemals auf ihr seyn wird, ist und war,
Was zum Genuß den Sinnen dar sich beut,
Was Sterbliche betrübet und erfreut,
Es dauert nicht, zergeht, wie leichter Schaum,
Verrinnt wie Nebelduft und Morgentraum.

Des Lebens Blüthen fallen schnell herab;
Wir schau'n ringsum ein weitgeöffnet Grab,
Des Riesen Kraft erliegt dem Arm der Zeit,
Ruinen mahnen an gesunk'ne Herrlichkeit;
Wo Flammen glühten, wird es todt und kalt,
In Staub zerfällt die üppigste Gestalt.

Wie feurig schlägt das liebetrunkne Herz!
In Wonne schwelgt es und in süßem Schmerz;
Errungen kaum, was es so heiß ersehnt,
Die Ewigkeit es zu umfassen wähnt.
Die Sonne sinkt — bald weht es abendlich,
Und ach! das stolze Herz verblutet sich.

Uns trug, nimmt wieder auf der Mutter Schooß,
Nichts Irdisches entrinnt dem dunklen Loos;
Es dreht sich ohne Rast im gleichen Schwung,
Das Rad der Zeit, und stete Wandelung
Ist Grundgesetz der unsichtbaren Kraft,
Die neues nicht, nur neue Formen schafft.

So wäre denn, rufst Du erseufzend aus,
Die Erde nur ein großes Trauerhaus,
Und überall nur Dunkel, nirgend Licht,
Das tröstend durch die Nacht der Gräber bricht?
Warum zeigst Du mit trübumwölktem Sinn
Auf jene düstre Schattenseite hin?

Mit Vorbedacht malt' ich den dunklen Grund,
Auf ihn giebt strahlender das Licht sich kund:
Nicht ohne Häßliches kann Schönes seyn,
Zum Leben führet nur der Tod uns ein.
Getrost! Wir stehn im Lichtpunkt alles Seyns,
Es hellet sich das Bild des Nebelscheins.

Emporgeschaut zur Höhe, wo der Geist,
Um den das immer Wechselnde sich kreist;

Im Kampf und Toben der empörten Welt
Der Ordnung Zügel weis' und kräftig hält;
Der Geist, von welchem das Erschaffne stammt,
Des Odem Alles anhaucht und entflammt!

Von ihm ein Funken hell auch in uns lebt,
Wo Psyche leicht die Götterschwingen hebt;
In Wort und Ton, aus hehrem Kunstgebild,
In Ernst und Scherz, aus Werken stark und mild,
Verkünde sich des Geistes Himmelsstrahl,
Die Form zerbricht, es bleibt das Ideal.

Ja, den Gedanken hemmt nicht Zeit noch Ort,
Einmal an's Licht getreten, wirkt er fort;
Zu Tag gefördert aus des Wissens Schacht,
Was groß und schön, erhaben ist gedacht,
Verloren kann es nimmer wieder gehn,
In der Idee muß Alles fortbestehn.

Auch rein Empfundenes in reiner Brust,
Des Ahnens, Hoffens, Wünschens stille Lust,
Der Glaube, ziehend nach dem stillen Land,
Der Sympathie geheimnißvolles Band;
Das Alles ist dem Staube nicht geweiht,
Es trägt den Stempel der Unsterblichkeit.

Dieß ist der Trost, der aufrecht uns erhält,
Ob auch der Erde Glück in Trümmer fällt,
In Zweifeln oft die bange Seele zagt,
An Todten-Urnen mancher Seufzer klagt:
Der Geist ist Irdischem nicht unterthan,
Erwaltet frei und schwingt sich himmelan!

Kerkow.

Die Fahrten des Forstrathes von Elben und seines getreuen Jacobus.

(Fortsetzung.)

Lange schon waren die Schlitten fort, — ich stand noch wie ein Träumender draußen in der Winterkälte. Mir war heiß und wohl und Sonnenhimmel in der Seele; und nur erst, als Jacobus meinte, ich möchte doch nur hereinkommen, maßen draußen zum Spazierengehen das Temperament nicht geeignet sey, auch die hellen Sternlein bereits am Himmelsfundamente glänzten, nur da erst erwachte ich ins Leben, war mit drei Sätzen die Treppe herauf und tanzte im Zimmer herum wie toll mit dem Jacobus und dem Dachse, so, daß beide nicht wußten, wie ihnen geschah.

Und — Paul! — eben dieses Mädchen, acht Tage darauf, als ich, geputzt wie ein Adonis, drinnen bei ihnen war in K**, konnte mich kaum ansehen. Rein weggewischt waren von der Tafel ihrer Erinnerung die gefühlvollen Momente auf Elbenstein, die mich nun endlich hätten vermögen können, mit der Sprache herauszurücken. Auch die Alten waren einsylbig und kalt. Mich aber überlief der Grimm und ich schied, wie immer seit den zwei Jahren dieser unglücklichen Bekanntschaft, mit Gift und Galle im Herzen und habe von da an beschlossen, der trüglichen Leidenschaft zu entsagen, auf ewig, und als Junggeselle zu leben und zu sterben.

Jetzt, Paul, indem ich dieß schreibe, nämlich die letzten Zeilen der zehnten Vigilie, rasselt mein Wagen vor die Thür. Christian sitzt als russischer Pope auf dem Bocke, Jacobus, als Muley Ismael. Ich aber stecke bereits in der schwarz taffetnen Hülle eines polnischen Juden und der lange Bart wackelt auf das Papier herab, denn in zwei Minuten geht's fort nach K** zum Balle.

Zu Alinen? wirst Du vielleicht mit Deinem alten satyrischen Gesichte fragen. — O, bewahre! — Austummeln will ich meinen Aerger in der wilden, fantastischen Lust und — und — ach Paulus! — ich weiß selber nicht, was ich alles will und was da alles passiren kann. Ich muß, ich muß hin! Mein rasches Schicksal, das treibt mich fort, meine Liebe find' ich an keinem Orte!

Mögen die Götter über mich wachen und mir einen fröhlichen Abend schenken!

Und so flogen denn die Masken von Elbenstein dahin nach K**.

Alle Fenster der stattlichen goldenen Linde strahlten, als sie einfuhren, schon den innern Lichtglanz hinaus in die dunkle Nacht. Pauken und Hörnerklang tönte von oben herab und die Schatten der Tanzenden schwebten an den Wänden der gegenüberstehenden Häuser. Schmul Nathan und Muley Ismael mischten sich in das bunte, wirbelnde Gedränge, das sich aus einem Saale in den andern wälzte. Hier begegnete ihnen der Teufel mit blutigen Zähnefletschen, dort eine wahrsagende Zigeunerin. Da hüpfte ein Zuckerhut, dort ein scheckiger Pulzinell, Rinaldo und Armide, Papageno u. Papagena, griechische Gruppen aus dem Olymp, Geister des Tartarus, Kartenmänner und Eiergewänder, Hanswürste, Charlatane, niedliche Gärtnermädchen, Schulmeister und Wilde trieben sich in der Freiheit des Incognito herum und lachten und witzelten, ergötzten und neckten und foppten sich.

Bis Du aach hier, Schmul? rief ein anderer Jude. Wie geiht der Schacher?

Wie soll er geihn? antwortete Schmul, do de Goim doch uns pfuschen in's Handwerk? — Mulai Ismael!

Gnädiger Herr Forstrath, antwortete Jacobus.

O Du Esel! schrie ihm der mit einem Rippenstoße in's Ohr. Du verräthst mich ja. Hier bin ich Schmul Nathan, und Du der Türke. Merk' Dir's. Aber mehrere Masken hatten es gehört, lachten und hüpften weiter.

Ein langer Indianer machte sich heran, fixirte den Schmul und zischelte ihm zu: Siehst Du, Mauschel, wer dort sitzt?

Der Forstrath blickte hin und sah auf dem Sopha an der Wand den Geheimerath mit seiner Gemahlin, die leicht zu erkennen waren, aber Aline war nicht bei ihnen. Mit wunderlichen Judenmanieren nahte sich Schmul dem Paare, grüßte ehrfurchtvoll und setzte sich zu ihnen. Bald knüpfte sich ein Gespräch an. Ein Kroat ging vorüber.

Kennen Sie die Maske? — fragte der Forstrath. —

Nein! war die Antwort.

Das ist der Forstrath von Elben, — sagte der wahre. Den treibt die Liebe herein aus seinem finstern Baue, zu des Geheimenrathes von Rosen lieblichem Töchterlein.

Ei! das wäre? — versetzte der Geheimerath. Nein, mein ehrlicher Jude, da ist der Herr Forstrath sehr im Irrthume. Dem Forstrathe giebt der Geheimerath die Tochter bestimmt nicht, mit der er Höheres wohl im Sinne hat.

Ist das gewiß? fragte der Jude.

Ganz gewiß, mein Freund! entgegnete der Geheimerath.

Nun, so sey verdammt mit deiner Thorheit, du liebender Geck von vierzig Jahren! knirschte der Forstrath und stürzte sich durch das Gedränge an den Schenktisch, wo ein Glas Champagner die brennende Zunge kühlte. Mit wilder Hast trieb er sich herum, ängstlich spähend nach Alinen. Manche Graziengestalt tauchte aus der wogenden Menge und verschwand, Juno und Diana grüßten vertraulich, eine Marketenderin bot ihm ihre Flasche mit Rosendufte, — Aline war es nicht. Endlich — Himmel! endlich schwebte eine Zirkasserin an ihm vorüber. Ach, das war sie! Der blendende Schnee des Nakkens und Busens, das kleine Maal auf der rechten Schulter, hatte sie verrathen. Aber wer ist der schlanke Spanier, der ihr, wie ihr Schatten folgt auf Tritten und Schritten? Das ist niemand anders, als der verruchte Kammerherr

Ja, tobte der Forstrath still in sich hinein: das ist der vermaledeite Hasenfuß! und folgte, zitternd vor Wuth, dem Paare.

Ganz hinten, in einem abgelegenen, halberleuchteten Zimmer fand er es wieder. Sie hatten sich zärtlich umschlungen, und er sah nun deutlich und gewiß, daß es Aline war. Tod und Teufel! — wüthete er grimmig. Nun ist Alles aus! Muley Ismael! fort von hier, fort aus dieser moralischen Mördergrube! Fort nach Hause!

Nach Hause? wiederholte ein Schulmeister. — Nach Hause? und lüftete die Maske.

Spiegelfechterei der Hölle! schrie der Forstrath: das ist Paul Siebenhaar!

O Paul, wie kommst Du hieher?! O Du bist mir nie nöthiger gewesen, Paul, als jetzt.

Aber die Maske grinsete: hi, hi, hi, dummer Schnack, dummer Schnack!

Paul! Paul! rief der Forstrath und zerrete am Judenbarte, der aber nicht herunter ging: ich bin's ja, ich, Dein Bruder Elben, ich bin's, der Forstrath von Elben!

Gewesen! dehnte der Andere mit langsamem Tone: gewesen! Herr Forstrath!

Nun, wenn auch Du mich nicht mehr kennen willst, jammerte der Forstrath: so fahre auch Du wohl! fahre wohl Leben, Glück und Freundschaft auf ewig!

Mit Entsetzen floh er aus dem Saale, ihm nach donnerte die Pauke und pfiff teuflischen Hohn die gellende Pickelflöte und schallete spottendes Gelächter.

Ho, ho, ho! Verfluchte Streiche in dem Narrenhause! rief der Pope, knallte mit der Peitsche in die bäumenden Rappen und dahin rollte der Wagen nach dem Elbensteine.

Wie der Forstrath zu Hause kam, fand er auf dem Tische einen Brief, den indeß die Post gebracht. —

Was ist das? fragte der Erstaunte, den kaum die kalte Morgenluft aus der unglücklichen Lethargie aufgeschauert, in der er geträumt von K** bis Elbenstein: was ist das? Ein Kabinetschreiben vom Könige? Mit bebender Hast erbrach er das Couvert und las, aber wie Sterne funkelte es ihm vor den Augen. Wie schwarze Teufel liefen die Buchstaben über das Papier. Er las:

„Auf den mir von der Regierung zu K** erstatteten Bericht über Ihr Gebahren bei Vollziehung des Stabholz Contrakts mit dem Kaufmann Lucas, finde ich mich bewogen, Sie hiemit ohne Weiteres Ihres Dienstes als Forstrath zu entlassen."

Wie? ist das möglich! rief der Vernichtete, und das Blatt entsank der zitternden Hand,

(Die Fortsetzung folgt.)

Begriff des Luxus.

Die Gegenstände, über welche am meisten raisonnirt wird, bleiben gewöhnlich am meisten im Dunkeln, weil ein Stoff, der in der Sphäre eines jeden zu liegen scheint, eine Menge unberufener Raisonneurs weckt, die ohne Princip und Ansicht blos ihre Einfälle darüber vortragen. Dies ist denn gerade auch mit dem Luxus der Fall; das Phänomen desselben liegt mit seinen Folgen jedermann vor Augen, und so glaubt auch jeder leicht sein Wesen bestimmen und seine Folgen berechnen zu können.

Die gewöhnlichen Raisonnements über diesen Gegenstand klingen darin überein, daß der Luxus ein übertriebener Aufwand sei, sie rovociren also auf eine Grössenbestimmung, durch

die sie den Begriff festzuhalten glauben. Bis auf eine gewisse Gränze soll der Aufwand, Aufwand heißen, über diese Gränze hinaus aber heißen sie ihn Luxus. Fragt man sie nun, welches diese Gränze sei, so sagen sie diese Gränze sei verschieden, je nachdem einer mehr oder minder im Stande sei, diesen Aufwand zu bestreiten. Für den Kanzellisten sei manches Luxus, was für den Minister nothwendiger Aufwand sei u. s. w. Damit heben sie denn aber die allgemeine Anwendbarkeit ihres vorgeblichen Begriffes auf, und gestehen, daß sie keinen sichern Maßstab für die Größe haben, die sie bestimmen wollen.

So viel ist indeß sicher, daß der Luxus ein Aufwand ist, und daß aller Aufwand sich auf Bedürfnisse (wirkliche oder erkünstelte) bezieht, wie auch, daß man den Besitz der unentbehrlichen Bedürfnisse nicht Luxus, sondern Nothdurft nennt. Aber nur für Beurtheilung dieser Unentbehrlichkeit fehlt der Maaßstab, und man scheint darin zu fehlen, daß man hier nur einen und allgemeinen Maaßstab sucht.

Die Bedürfnisse sind für das Leben, aber unser Leben selbst zieht sich im Staate dahin, und hat daher außer seiner physischen Qualität auch eine civile, und diese civile selbst ist eine doppelte. Die Qualität als Mensch setzt uns blos in die Nothwendigkeit unsere physischen Bedürfnisse zu befriedigen, ohne uns mit andern in itgend eine Beziehung zu setzen. Aber das bürgerliche Leben ahmt die allgemeine Natur nach, setzt uns in Wechselwirkung, und beschränkt in einer Art von Organismus einen durch alle. Jetzt genügt es nicht mehr sein physisches Dasein zu behaupten, man muß jetzt auch Glied der Gesellschaft sein. Es entstehen Rücksichten auf andere, und eine Nothwendigkeit, zu repräsentiren, welche neue Bedürfnisse erfordert, die über die Gränze des physisch-nothwendigen hinausgehen.

Aber die Organisation einer Bürgergesellschaft erfordert die Vertheilung der Arbeiten ihrer Unterhaltung; und bewirkt also einen Unterschied der Stände. Für jeden Stand entsteht nun eine Stufenordnung, und die Nothwendigkeit, sich vor andern als ein auf dieser bestimmten Stufe stehendes Glied geltend zu machen. Jeder Stand erfordert einen standesgemäßen Aufwand.

Aber je weiter die Gesellschaft zur Cultur fortschreitet, desto vielfacher organisirt sie sich auch, und es werden in jedem Stande selbst Unterordnungen entstehen. Das Regierungspersonale z. B. hat einen Stand mit einander gemein, aber es wird Präsidenten Assessoren, Sekretäre ꝛc. geben, die sich nach einem verschiedenen Range subordinirt sind. Die Behauptung des Ranges erzeugt nun neue Bedürfnisse, deren Befriedigung ebenfalls zum Nothwendigen des Individuums gehört.

Nothwendige Bedürfnisse sind also, ohne welche der Bürger nicht als Bürger, der Mann von Stande nicht standesgemäß, und der von Rang nicht seinem Range gemäß leben kann. Da jeder in einem guten Staate Bürger ist, und keiner ohne bürgerliche Person sein soll, so muß auch zu der Nothdurft eines jeden mehr gerechnet werden, als sein physisches Bedürfniß erfordert. Man muß ihm so viel lassen, daß er nicht bei den andern Verdacht errege, er werde, um dieses oder jenes billige Bedürfniß zu befriedigen, seine Bürgerpflichten verlassen müssen. Auf diesem richtigen Grunde beruht das Streben eines jeden, bei andern für wohlhabend zu gelten, und seine Armuth zu verheimlichen. Man glaubt, an seiner Ehre zu verlieren, wenn man als arm bekannt wird, und man hat auch, in

blos bürgerlicher Rücksicht betrachtet, nicht Unrecht.

Was nun jeder, als Bürger, als Mann vom Stande oder Range auszugeben brauche, um als solcher sich in den Augen andrer zu behaupten, ist nach dem Preise der Dinge und dem Werthe der Stände in jedem Staate zu bestimmen; aber der Besitz von allen Dingen, die zur Repräsentation des Standes oder Ranges erforderlich sind, ist so nöthig als die Stände selbst, ist Nothdurft und nicht Luxus. Luxus ist die Erwerbung solcher Dinge, die zur Repräsentation des eignen Standes oder Ranges nicht mehr erforderlich sind, oder zur Repräsentation eines höhern Standes, als man besitzt, gehören.

Die luxuriöseste Klasse in jedem Staate sind die Kaufleute, weil ihr Gewerbe ihnen Mittel verschafft, einen größern Rang zu repräsentiren, als ihr Stand im Staate wirklich hat. Sie stehen zwar unter den Erwerbsklassen oben an, aber sie stehen doch nicht über den Erwerbsklassen, und ihr Luxus ist in so ferne zu mißbilligen, weil die Befugniß dazu, wie aus obigem erhellt, nicht von den Mitteln dazu, sondern von dem Range im Staate abhängt. Vermöge des niedrigen Respekts der Menge für den Reichthum, räumt man jedem Reichen leicht größre Ansprüche ein, und bildet so im äussern Ansehen des Staates eine Art von Aristokratie der Reichen.

Der höhere Wohlstand, den der Staat seinen Individuen nach Stand und Rang gewissermaßen zur Pflicht macht, beruht im Grunde auf den höheren und vielfachern Verhältnissen in die das Individuum zu andern tritt, wobei vorausgesetzt wird, daß auch der steigenden Auszeichnung eine wachsende Cultur entspreche. Daher kann auch ein Individuum einen höheren Wohlstand, als seinem Stande im allgemeinen zukommt, behaupten und rechfertigen, wenn es durch höhere Cultur über den Stand hervorragt.

Miscellen.

Kant sagt: wir leben im Zeitpunkte der Disciplinirung, der Cultur und Civilisirung und noch lange nicht im Zeitpunkte der Moralisirung. Bei dem jetzigen Zustande der Staaten kann man sagen, daß das Glück der Staaten zugleich mit dem Elende der Menschen wachse.

Sollen die Menschen wahrhaft glücklich werden, so muß man sie sittlich gut und weise machen.

Kant sagt, daß, wenn es in der Welt besser werden soll, die Erziehung der Prinzen erst besser werden muß, die noch immer den großen Fehler hat, daß man ihnen in der Jugend nicht widersteht.

Thorheit ist es, wenn man glaubt, die Menschen werden immer schlechter. Man beurtheilt jetzt die Handlungen der Menschen strenger und dies mit Recht, weil man aufgeklärter wird und dadurch kommt das Zeitalter leicht in den Ruf der Verschlechterung. Allein dies scharfe Beurtheilen ist ein großer Gewinn und die Thaten werden nicht ausbleiben, sobald man es allenthalben streng nimmt.

Vieles geschieht gegenwärtig, was vereinzelt da steht und nicht in den Geist der Zeit eingreift.

Eben dadurch aber hat es keinen Halt; denn was weder auf der Nothwendigkeit eines Bedürfnisses, noch auf der Billigung der Vernunft beruhet, das kann nicht auf die Dauer bestehen.

In Frankreich verläumdet man jetzt das achtzehnte Jahrhundert und schreibt ihm alles Unglück des neunzehnten zu, allein man will nicht daran denken, wie viel das siebzehnte unter Ludwig XIV. und die Regentschaft des Herzogs von Orleans verschuldet hat. Wo man das Recht nicht achtet, da können üble Folgen nicht ausbleiben, und wo man die Unterthanen mit Lasten erdrückt, da ist es um Ruhe und Friede geschehen.

Die sicherste Leibwache eines Königs sind seine glücklichen Bürger und seine schönste Ehrenwache ist seine Tugend.

Auf welche Weise wird im 7. Jahrhundert der Charakter eines Christen dargestellt?

Der nur ist ein guter Christ — sagt Eligius, ein Heiliger aus dem siebenten Jahrhundert — der häufig die Kirche besucht, der Gottheit auf dem Altar Gaben darbringt, nicht eher die Früchte seines Landes kostet, bis er einen Theil derselben dem Höchsten geweiht hat, und das Vaterunser oder das Credo hersagen kann. Kauft eure Seelen von ewiger Strafe los, so lange es noch in eurer Macht steht, gebt den Kirchen Geschenke und Zehnten, laßt Kerzen flammen an heiliger Stätte, so viel ihr nur vermögt, kommt häufiger noch zur Kirche und erfleht den Schutz der Heiligen; denn, wenn ihr dies Alles beobachtet, könnt ihr mit Sicherheit am Tage des Gerichts erscheinen und sprechen: Gieb uns, o Herr; denn wir haben Dir gegeben.

---

* Die Damenhüte.

Unter der Chiffre 83 liefert uns das Unterhaltungsblatt seither einige interessante Bemerkungen zur Verbesserung unsers Theaterwesens, und gewiß haben wir Ursache mit der neuen Sorte 83er zufrieden zu seyn, die unterschiedlich von der bisher nur gekannten die Köpfe zurecht setzt, statt sie zu verwirren, sie erleuchtet statt sie zu illuminiren. Die Orchester-Polizey ist geregelter, das clair-obscur zur Beleuchtung geworden, und wie also die Direction sich für rechtmäßige Wünsche aufmerksam bezeigt hat, thut es hoffentlich, wenn auch nicht Herr — a — doch wohl ein anderer Selbstlauter (denn die gefälligen Mitlauter taugen dazu nicht) für die Kritiken, die Polizey- und Theater-Commission in Betreff der Nebenbuhler, und die Theater-Direction wegen des Billet-Handels, wenn sie, wie sehr zu bezweifeln, zu der Abwendung dieses ihres Ruins die Macht hat. Größeren Kampf aber dürfte es wahrscheinlich mit den Damenhüten kosten, denn wie wäre es sonst möglich, daß das schöne Geschlecht noch immer taub gegen die so oft schon wiederholten Bitten um Ablegung dieses par-à vue während der Vorstellung geblieben wäre. Es muß damit einen eigenen Haken haben, über den unser geblendetes Geschlecht vergebens grübelt und einstweilen die Schuppen (N. B. der Hüte) vor den Augen behält. Ob dieser Haken in den fehlenden Haken der Logen-Wände begriffen ist, werden wir allerehestens sehen, da diese allerdings zur Bequemlichkeit der Zuschauer gehören, und vom vermiethenden oder miethenden Theile, wie man sagt, nebst noch einigen ganzen Stühlen und anständigeren Kronleuchtern ohne Tropfenfall bald angebracht werden sollen. Daß im Parkett ein sitzendes Frauenzimmer seinen Hut bequem auf dem Schooße bergen könne, ist klar, aber es geschieht selten, obgleich der verzweiflungsvolle Blick dessen, vor welchen eine sonst angenehme Erscheinung mit senkrechter Hutschuppe sich niedersenkt, ein unverkennbares adieu mon plaisir ausspricht. Schon haben einige Starke unsers starken Geschlechtes, die vielleicht öfterer durch

einen solchen Hut von der reizenden Bühnenwelt in den ölbewölkten Himmel des Amphitheaters verwiesen seyn mochten, mit freylich sehr starkem Muthe den Vordersitz in den Logen gleich einem früher belegten Sitze im Postwagen behauptet, und dennoch scheint dieser zarte Wink von den Behüteten noch unverstanden. Schon hat man, wer sollte es glauben, auf 27 Seiten ein Verzeichniß von Namen, welche „die Verfinsterer" genannt werden. Schon hat man laut gewünscht, daß unsere Damen sich mit einer Gattung von Hüten versehn mögen, die man Doctorhüte nennt, und die den doppelten Vortheil gewähren, die Aussicht mehr zu heben als zu hindern, besonders wenn man mit dem Doctorhute auf dem Kopfe den gewöhnlichen Hut in der Hand trägt, und zweytens, daß sich Viele unter Einen solchen Hut stecken können. Aber alle Wünsche und Winke haben bis jetzt noch wenig gefruchtet und wir suchen, wie gesagt, vergebens den Haken zum Aufhängen der Damenhüte im Theater. Geschwätzige Toiletten Cicisbeos behaupten, manche Dame könne sich ihres Hutes nicht entledigen, weil unter seiner Nacht — einem bekannten Sprichworte entgegengesetzt, alle Haare braun, blond, schwarz (nur nicht grau) seyen, und es nur einer Vorder-Tour bedürfe. Die Behauptung mag wahr seyn, da die Abnehmerinnen ihrer Schuppe durch ihr schönes Haar oft beweisen, daß sie von keiner Seite beschuppen wollen. Andere Toiletten-Techniker schwatzen aus, daß unter dem Schutze des Hutes eine verschlafene Morgenstunde oder anderweitig verputzte Nachmittagsstunde überschleyert werde. Auch das mag wahr seyn, wenn man die prunklose Zierlichkeit manches geordneten hutlosen Köpfchens betrachtet. Böse Zungen messen den Frauen mit bemerkbarer Kopfverzierung die Absicht bey, allzu egoistisch das Gespräch nur auf sich und von ihren Gemahlen ablenken zu wollen. Das ist nun schon gewiß nicht wahr, denn dann würden ja Alle ihre Hüte abnehmen, um nicht mehr in diese Zahl gesetzt zu werden. Untreu gewordene oder entlassene Günstlinge behaupten, der auf dem Kopf behaltene Hut sey nichts anders, als eine Signal-Flagge, die nicht allein die Abwesenheit eines kreuzenden Ehe-rrn, Papas oder Mütterchens und das ungefährdete Einlaufen in den Hafen der Mienne signalisire, sondern auch den richtig Eingelaufenen vor Späherblicken verwahre. Ja sogar soll eine Abwechselung mit diesen Signal-Maschinen auf eben so viele Liebes-Smuggelei deuten. An dieser Behauptung scheint fast etwas wahres, denn die Flagge wird oft halb Stock gesteckt oder ganz eingezogen, wenn die eheliche oder Haus-Fregatte sich hinter solch einem schnellsegelnden Kutter vor Anker legt. Solcher Auslegungen über das beharrliche Aufbehalten der Damenhüte giebt es noch gar viele, und so auffallend es bleibt, daß alle nur beschuldigender, keine einzige aber rechtfertigender Art ist, mag die fernere Aufzählung doch nicht ermüden, sondern jedem künftig Geblendeten es überlassen bleiben, in welche der erwähnten Categorien er eine Unwillfährige stellen will, die man sehr wohl classificiren und ad 1. die Grauen, ad 2. die Schläferinnen, ad 3. die Hauptzierden, ad 4. die Signalflaggen, generaliter aber die Beschupperinnen nennen könnte

Um indeß auch die Nutzanwendung zu ziehn und eben so wenig unsere Chapeaux zur Retorsion zu veranlassen als unsern Herrinnen durch ein obsolutes Chapeaux bas Catherral-Uebel zuzufügen, möchte die Inspiration des geistreichen 83ers wegen der niedlichen Häubchen dahin acclimatitirt werden, sich zum Besuche des Theaters einer Art altdeutscher Mützen zu bedienen, welche eben so abwehrend gegen die Witterung als dem Prospect unbehindernd sind, und der Einfachheit wie der Eleganz und selbst der Modesucht einen neuen, weiten Raum eröffnen. Sollte wider Verhoffen die flehende Viril-Stimme unsers Publikums nicht zu den zarten Herzen dringen, so müssen wir schon an die mit Recht gepriesene Energie der Direction appelliren. Ob diese denn weltrichterlich die hutlosen Chapeaux von den behüteten Nicht-Chapeaux zu Rechten und Linken sondern, oder etwa mittelst einer Art caudinischen Joches die des unbehinderten Durchganges Unfähigen höher besteuern will, muß ihr überlassen bleiben. Vielleicht wäre auch zweckdienlich an der Casse eine Art von Guckkasten vorzurichten, wo jede Schöne, welche den Kopf ohne Anstoß zu nehmen durch eine mäßige Oeffnung bringen könnte, von irgend einer angenehmen Erscheinung überrascht oder nur erfreut würde. Sollte man nicht als gewiß annehmen dürfen, daß die bis daher so entêtirten Hüte den anerkannten Sinn ihrer schönen Besitzerinnen, das Ungekannte zu enthüllen, endlich weichen und ihren gehorsamen Dienern eine glücklichere Aussicht eröffnen würden? —

— —

A. Daeves. d J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 79.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 2. Oktober 1823.

Tod! Höre, man hat mir befohlen:
Stirb, oder entsage dem Wein!
Sieh', wenn du willst, kannst du mich holen;
Hier sitz' ich und — schenke mir ein! —

Der neue Arzt.

Kommt heran, ihr kranken Leute!
Alles Uebel jag' ich fort,
Ich, Hyppokrates der Zweite,
Mit dem großen Wort:
Schenket ein!
Wein, nur Wein!
Und Ihr sollt genesen sein.

Seht den armen Cicisbeo,
Geisterbleich und schwermuthsvoll.
Heißer liebt er, als Romeo;
Doch ein Korb! Wie toll!
Schenkt nur ein!
Gebt ihm Wein,
Und er wird zufrieden sein.

Seht Ihr dort den neidenswerthen,
Hochgeliebten Bräutigam?
Doch den süßen Bund zerstörten
Eifersucht und Gram.
Schenkt ihm ein!
Wein, nur Wein!
Heiter, glücklich wird er sein.

Nur die Griechen und die Römer
Sind Pandolfos Seligkeit.
Täglich wird unangenehmer
Ihm die neue Zeit.
Schenkt ihm ein!
Wein, nur Wein!
Und er wird ein Deutscher sein.

Hört Ihr da vom wildsten Jungen
Preisen Mavors Dienerschaft.
Schlachten und Belagerungen
Wünscht er fieberhaft.
Schenkt ihm ein!
Wein, nur Wein!
Und er schlummert ruhig ein.

Seht den Erbfeind von Bellonen!
Sein Gebet ist Fried' und Ruh.

Das Gedonner der Kanonen
Schüttelt ihn! Huhu!
Schenkt ihm ein!
Wein nur Wein!
Und er wird ein Cäsar sein.

Ach, von einer alten Reichen
Wünscht ein Bühnenheld
Herz und Mammon zu erschleichen:
Kraft und Suade fehlt.
Schenkt ihm ein!
Wein, nur Wein!
Und der goldne Schatz ist sein.

Ruhm und Lorbeerkranz erangeln
In der großen Dichter Zunft,
Will Obscurus, doch es mangeln
Reim noch und Vernunft.
Schenkt ihm ein!
Wein, nur Wein!
Beides wird zur Stelle sein.

Jener Frömmling sieht nur Laster,
Und sein Neujerusalem;
Freie Denker flieht und haßt er,
Bis zum Anathem.
Schenkt ihm ein!
Wein, nur Wein!
Und er muß ein Weltkind sein.

Drum heran, ihr kranken Leute,
Alles Uebel jag' ich fort,
Ich, Hyppokrates der Zweite,
Mit dem großen Wort:
Schenket ein!
Wein, nur Wein!
Und Ihr sollt genesen sein!

Die Fahrten des Forstrathes von Elben und seines getreuen Jacobus.

(Fortsetzung.)

So ist denn Alles dahin? So bin ich denn ein Betrogener, ein Unglücklicher, ein Bettler? Ohne Untersuchung, ohne Urtel und Recht meines Dienstes entsetzt? — O Gott! das sind die lieblichen Früchte des moralischen Giftbaums! Lettres de cachet und Kabinetsordres. Und auf dem Giftbaume saß der Rabe, der mir vor drei Wochen mein Unglück prophezeit.

Gnädiger Herr, fiel Jacobus ein: der Rabe sitzt ja gar nicht auf dem Baume, er steht, und haben Sie denn nun nicht noch mich und meine Sparpfenninge und den Dachs? O Herr! hat auch der König seine Hand von Ihnen abgezogen, ich will meine Hand nicht abziehen. Ich bleibe bei Ihnen, ich will für sie arbeiten, ich will ein Hundeinstitut anlegen, das uns Beide ernähren soll, ich will —

O Aline! O Siebenhaar! jammerte der Forstrath, und bedeckte, matt in den Sessel gesunken, mit beiden Händen das brennende Gesicht. Es ist klar, ich bin bei dem Spiele der Narr. Sie haben alle drum gewußt, Aline und der Geheimerath. Aber welche Rolle Du machst, Paul! das bleibt mir ein schreckliches Räthsel. Wäre der Geheimerath mein Feind, sollte ich nicht glauben, daß er den hämischen Bericht erstattet? Aber nein, das ist nicht möglich. Der Alte ist kalt und stolz, aber kein Teufel. Kann er nicht mehr lieben, so wird er doch nicht hassen den, der ihm nichts verschuldet. Und Aline — o, was sollte die wohl an mir lieben! und nun gar jetzt! Thorheit, Unsinn wäre eine solche Neigung, werth der älterlichen Strenge. Nein! Ihr theuern Menschen, Ihr seyd schuldlos an meinem Elende, und jeder Vorwurf gegen Euch wäre ein Verbrechen!

So, im milden, menschenfreundlichen Herzen alle vertheidigend, die ihm lieb und werth waren, und gestärkt durch die Treue des ehrlichen Dieners und des freundlich schwänzelnden Hundes, erhob sich der Gebeugte bald über sein

Unglück, das freilich grenzenlos war. Er hatte nicht mehr verloren als alles und wie eine trübe Wolke stand die Zukunft vor ihm. Was sollte nun aus ihm werden? Ein thatenloser, schaler Friede lag über Europa. Das lustige Kriegsgetümmel, wo man das Leben gewinnet, indem man das Leben einsetzt, war längst verhallt in matten, ohnmächtigen Schlummer und die Ritter der heiligen Schlachten gingen herum in wachenden Träumen, zweifelnd, ob sie es gewesen, die den ehernen Riesen bezwungen. Was nützte also dem bei Leipzig Geprüften der wackere Muth? Niemand bedurfte seiner, und der Elbenstein? — ach! bald mußte er dem nun Valet sagen auf ewig.

In Kummer und düsterm Schweigen verging dem Hoffnungslosen der Tag, der sein Geburttag war. Da nahm ihn — er hatte ja nun an niemand mehr Vigilien zu schreiben — zeitig der Schlummergott in seine Arme, der ihn traumlos durch die Stärkungen des Schlafes zum heiteren Morgen führte. Er war mit neuem Muthe und mit neuer Kraft erwacht. Aline stand vor seiner Seele wie eine abgeschiedene Geliebte, die einst die Seinige gewesen und die nun die Kluft zwischen Diesseit und Jenseit von ihm getrennet auf immer. Er selbst fühlte sich geläutert von menschlichen Dünkel und Kleinmuthe. Habe ich's denn ihr ein einzigesmal gesagt — strafte er sich selber — wie sehr ich sie geliebt? Habe ich's denn ihren Aeltern gesagt? War ich nicht Allen dieß Geständniß schuldig? War es nicht ein Opfer der Pflicht, das ich versäumet aus eitler Furcht und Thorheit? Aber noch lebt sie ja, noch leben sie, die theuern Aeltern und ich muß gut machen, was ich versehen, jetzt, da es noch Zeit ist und gerade jetzt, wo es rein von aller Nebenabsicht und frei geschehen kann, wie unter seligen Geistern.

Er setzte sich und schrieb:

Hochwohlgeborner Herr Geheimerath!
Insonders hochzuverehrender Herr!

Euer Hochwohlgeboren wird es nun auch bereits bekannt sein, daß ich durch eine allerhöchste Kabinetsordre ohne Untersuchung, ohne Urtel und Recht, ohne Weiteres meines Postens als Forstrath entsetzt bin. Die Ursache ist die Bewußte. Ob sie die gerechte zu einem solchen Verfahren sey, darüber möge Herz und Verstand derjenigen richten, die von den nähern Umständen Kenntniß haben. Ich schweige. Allein, hat mich auch dieß Ereigniß einer trüben und ungewissen Zukunft Preis gegeben, so hat es mir doch auf der andern Seite nun möglich gemacht, eine süße Pflicht zu erfüllen, die ich nur zu lange versäumet. Jetzt, wo ich frei und ungehindert von ängstlicher Besorgniß reden und die innersten Gefühle meines Herzens laut werden lassen darf, jetzt bringe ich der Schönheit und den unendlichen Liebreizen des Herzens und Lebens das gebührende Opfer. Jetzt, wo es lächerlicher Unsinn sein würde, auf die Hand und Liebe Ihrer Fräulein Tochter Aline auch nur die entfernteste Hoffnung zu äußern, jetzt erlauben mir Ew. Hochwohlgeboren zu sagen, wie innig und herzlich ich Alinen geliebt und daß ich sie ewig lieben werde. Jetzt, wo ich nicht befürchten darf, die Kränkung einer abschläglichen Antwort zu erfahren — denn die Unmöglichkeit, Alinen je die Meine nennen zu können, steht ganz klar vor mir — jetzt bekenne ich, daß sie, die Angebetete, das Glück meines Lebens gemacht haben würde und daß nicht ihr Gold, nein, nur sie der feurigste Wunsch meines Herzens war. Möge sie nie die grausamen Täuschungen der Liebe erfahren und glücklich in einer Verbindung werden, zu der ein freundli-

*

Schutzgeiß und die Treue edler Aeltern sie leite. Nur durch diese letztern soll Aline die Gefühle meines Herzens erfahren, und ich bitte Ew. Hochwohlgeboren gehorsamst, dieses Geschäft, das, wie gesagt, nur ein schuldiges Opfer vollziehet, zu übernehmen. Ich danke ja Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin so vieles Gute, so viele Gnade und Nachsicht, daß ich auch diese noch erwarten kann. Sie wird die aufrichtige und unendliche Hochachtung vermehren, mit welcher ich die Ehre habe zu verharren.

Euer Hochwohlgeboren,

gehorsamster Diener.

Otto v. Elben.

Der Forstrath gab nun dem Jacobus den Brief und befahl ihm, nach K** zu reiten und ihn dem Geheimenrathe zu bringen. Eine schwere Last schien von seinen Schultern gesunken zu seyn, er athmete freier, aber doch pochte sein Herz. War es Furcht, war es Liebe, war es Hoffnung — er wußte es nicht. Wie hätte er auch aus dem Gewirre von Gefühlen, die ihn bestürmten, ein Hauptgefühl, ein bleibendes, herausfinden können. Nur eine Ueberzeugung, die von seinem Unglücke, war die herrschende und an einen künftigen Lebensplan vor der Hand gar nicht zu denken. — Jeden Augenblick trat er an's Fenster und schauete nach der Gegend, wo Jacobus hingeritten, sehnsuchtvoll bei sich denkend, wie der nun in dem Hause seyn werde, wo ihm oft so unendlich wohl und weh gewesen und wie er sie sehen werde, sie, an der noch im Unglücke sein ganzes liebendes Wesen hing. So entschwand der Tag, und je näher der Augenblick heranrückte, wo Jacobus wiederkommen mußte, je unruhiger klopfte ihm das Herz und fragte: Was wird er antworten? Was kann er antworten? — und die Verlegenheit, in die er den Geheimenrath durch sein Schreiben gesetzt, würde ihn, eben des Geheimenraths wegen, noch mehr beunruhiget haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß die unendlich mannigfachen Formeln der feinen Welt alles zu begütigen und für das Unangenehmste die mildeste Abfertigung zu finden vermögen. Schon war es dunkel — Jacobus kam noch nicht. Auf jeden Laut, auf jedes ferne Geräusch spähete der Erwartende, er nahm ein Buch, er nahm ein Blatt, er nahm Zeichnung, warf Alles wieder hin, ohne es anzusehen, und zitterte in der Folter der zögernden Entscheidung, deren Resultat seinem Verstande zwar bekannt und gewiß genug war, die aber in seinem Herzen sich noch zu keiner deutlichen Gestalt formen wollte.

Endlich donnerte der Hufschlag über die Brücke, Jacobus war da und brachte die Antwort.

Zagend hielt der Forstrath lange den Brief unerbrochen. — Was sagte der Geheimerath? Wo sprachst Du ihn? War er freundlich? Hast Du Alinen gesehen? — so mit Fragen bestürmte er den Halberfrornen, der ihm nun nicht genug versichern konnte, wie gut der gnädige Herr gewesen, der sich nach dem Befinden des Herrn Forstrathes erkundiget und ihn, den Jacobus, hierauf in die Dienerstube geschickt, wohin ihm das gnädige Fräulein selbst warme Suppe, Wein und Braten gebracht, die aber weiter nicht nach seinem Herrn gefragt, und nur zuletzt, als er schon die Abfertigung gehabt, ihm noch auf die Treppe nachgekommen und ihm ein schlechtes, blaues Bachblümlein für den gnädigen Herrn Forstrath mitgegeben, das er aber, weil es ihm unterweges erfroren, weggeworfen.

Was? rief der Forstrath: Um Gotteswillen! Du hast es weggeworfen? O Jacobus, Du dummer Esel! — Es war ein Vergißmeinnicht! Ein Vergißmeinnicht von ihr, von ihr mit liebender

Hand im milden Himmel ihres Fensters gezeitigt und von ihr gepflückt für mich!

Nun, murrete Jacobus: es thut mir leid, aber vielleicht steht's im Briefe noch besser, machen Sie nur auf.

Mit zitternder Hand öffnete der Forstrath das Schreiben und las:

Hochwohlgeborner Herr,
Insonders hochzuehrender Herr!

Euer Hochwohlgeboren Schreiben habe ich erhalten und lasse den von Ihnen darinnen geäusserten Gesinnungen alle ihnen gebührende Anerkennung und Gerechtigkeit wiederfahren. Wenn mir nächstdem von höchster Behörde der Auftrag geworden, Ihnen die noch hinter Ihnen sich befindenden Dienst-Acten abzunehmen, ich aber hierzu einen Termin auf morgen Nachmittag um drei Uhr anberaumet habe, so ersuche ich Euer Hochwohlgeboren, die Güte zu haben, sich zu dieser Zeit gefälligst bei mir einzufinden und die in Rede stehenden Acten zu übergeben. Der ich die Ehre habe mit ausgezeichneter Hochachtung zu verharren,

Ewr. Hochwohlgeboren
ganz ergebenster Diener
v. Rosen.

(Der Fortsetzung folgt.)

Der Taranteltanz.

Wem ist nicht aus seiner Jugend das Mährchen von dem Biß der Tarantel bekannt, der nur durch Musik und Tanz geheilt werden könne? — Man hat zwar nachher gehört, daß es nur ein Mährchen sei, aber wie viel wahres denn doch an der Sache sein möchte, ist nicht jedem, der einst an das Mährchen glaubte, bekannt worden.

Graf Z., der sich lange in Italien aufhielt, machte die Tarantel und ihren Stich zu einem besondern Gegenstand seiner Untersuchungen; was hier folgt, ist das Resultat derselben. Die Tarantel ist eine, den gewöhnlichen großen Hausspinnen sehr ähnliche Spinnenart, nur ist sie weit dicker, stärker und haarigter. Sie ist tief fahlgelb mit schwarzen Flecken; ihre Augen funkeln, sind oben am Kopfe, und bleiben selbst nach dem Tode des Thieres so. Das Thier hat acht Füße, die am Ende mit spitzigen sehr hervorstehenden Hacken versehen sind; überhaupt hat es ein fürchterliches Aussehen. Ausser diesen acht Füßen hat die Tarantel noch, wie alle Spinnen, zwei Arme, die ihr dazu dienen, um ihre Beute dem Maule näher zu bringen. Man vermuthet, daß einer oder jeder dieser beiden Arme in den Knoten der Freßspitzen das männliche Glied enthielte. Die weibliche Tarantel ist viel größer als die männliche. Die Taranteln sind sehr nach Fliegen lüstern, ein Appetit, der ihnen sehr zum Nachtheile gereicht; denn den Nachrichten aller Reisenden zufolge, lockt man sie durch ein nachgeahmtes Fliegengesumse aus ihren Löchern hervor, um sie zu tödten. In der Gefangenschaft fressen sie gar nichts. Der Graf hatte einmal ihrer sechse zugleich, und wenn er auch in ihr Behältniß Fliegen in Menge hineinthat, so griffen sie doch diese niemals an, ob sie gleich vor Wuth anschwollen, wenn sie seinen Finger an der Seite des Glases, worin sie eingeschlossen waren, bemerkten. Sie fraßen durchaus nichts, und starben nach zwei monatlichem Fasten den Hungertod.

Bei seinem Aufenthalte in Neapel gab der Graf einmal seinem Wirthe sein Verlangen zu erkennen, eine Attarantato (von der Tarantel Gebissenen) zu sehen. Der Wirth antwortete, daß er jetzt eben keinen wüßte, der mit diesem

Uebel behaftet wäre, wenn indeß der Graf Lust hätte, einen Dukaten daran zu wenden, so wollte er wohl jemand finden, der sich auf der Stelle beißen ließe. Der Graf hielt diese Aeußerung anfangs für Scherz, willigte aber auf die ernsthafte Versicherung des Wirthes ein. Der Wirth brachte sogleich einen Menschen, der dem Grafen die Hand hinhielt, und fragte, wo die Taranteln wären. Der Graf fragte ihn, ob er sich vor den Folgen des Bisses denn gar nicht fürchtete; der Mensch verneinte dies und versicherte, daß er ein Mittel dagegen wüßte. Als der Graf nach dem Mittel fragte, zog er eine Flasche Wein hervor, die er mitgebracht hatte. Der Graf ließ seine Taranteln bringen, und kaum hatte eine von ihnen den Finger des Menschen bemerkt, als sie ganz von Wuth aufschwoll, auf ihn zusprang, und durch Näherung der oben erwähnten Arme biß. Dieser Biß war eigentlich nur ein Stich; aber ein gelblichter Saft, der aus dem Munde des Thiers zu gleicher Zeit hervorquoll, schien dem Grafen der Grund aller nachherigen Folgen zu sein. Wirklich zeigte nachher der Mensch, den der Graf den ganzen Tag bei sich behielt, die Hand ganz geschwollen; der Finger besonders jukte, wie er sagte, sehr heftig, und war zum Erstaunen stark angeschwollen. Am Orte, wo er gebissen war, sah man durch Hülfe eines Vergrößerungsglases zwei kleine Ritzen, die in die Oberhaut durch das heftige Eingreifen der beiden Arme des Insekts eingedruckt waren. In einigen Tagen war der Mann geheilt, ohne vorher getanzt zu haben. Er sagte nur, das Jucken wäre so heftig, daß er nie ohne Hülfe des Weins, der die Gefühle milderte, es würde ertragen haben.

Die Tarantel hat ihren Namen von Taranto im Königreiche Neapel, wo sie sich am häufigsten aufhält. Man trift sie um Rom, Neapel, in Sizilien und Sardinien und selbst in den mittäglichen Provinzen Frankreichs, aber nirgends ist sie gefährlich. Der Graf fand selbst auf seinen Reisen im Bette Tarandeln, die sich in den Betten der Wärme wegen, die sie ausserordentlich lieben, eingenistet hatten; aber nach allen Nachrichten haben sie noch niemand beschädigt. In ganz heißen Klimaten würde vielleicht ihr Biß tödtlich sein.

Das Mährchen, daß der Tarantelbiß nur durch Musik und Tanz geheilt werden könne, hat vielleicht in dem Namen des Lieblingstanzes der Neapolitaner seinen Grund, so daß es zu Erklärung dieses Namens ersonnen wurde. Jede Nation hat ihre Lieblingstänze, die Portugiesen ihre Seguedillas, die Spanier den Fandango, die Franzosen den Perigourdine, die Deutschen den Walzer, die Toscaner den Frascone, die Engländer den Contretanz, die Neapolitaner den Tarantello. Diesen Namen, der wohl eben so gut, wie der Name der Tarantel von dem Orte abzuleiten ist, hat man wahrscheinlich durch das Mährchen erklären wollen.

Mäuse-Spinnemaschinen.

Auch diese, sonst in Haushaltungen nur Nachtheil bringenden Vierfüßler, weis die englische Industrie zu benutzen und bei ihren Maschinenwesen anzustellen, und wer kann sagen, wie lange es noch dauern wird, wo künftig nur Thierfüße alle Arbeit verrichten und Menschenhände in den Fabriken überall ruhen werden. Eine Edinburg'sche Zeitschrift enthält folgende bestätigte Thatsache. In Kirkaldy lebt ein Herr Hatton, welcher zwei Mäuse bereits zur Arbeit gewöhnt hat, und ein Augenzeuge bezeugt dieß so: „Die Mäuse-Tret-Mühle ist so eingerichtet, daß die gewöhnliche Hausmaus der mensch-

lichen Gesellschaft Ersatz für frühere Bekränkungen dadurch gewähren kann, daß sie jeden Tag, den Sonntag nicht ausgenommen, 110 bis 120 Fäden spinnt, zwirnt und weist. Um dieses zu Stande zu bringen, muß der kleine Fußgänger in der dazu vorgerichteten Tret-Mühle täglich 10½ englische Meile laufen. — Diese legt er jeden Tag sehr bequem zurück. Eine gewöhnliche Maus wiegt bloß eine halbe Unze. Für einen halben Pfenning Hafermehl reicht hin, um diesen zur Tret-Mühle verurtheilten kleinen Verbrecher auf 5 Wochen zu beköstigen. Während dieser Zeit bearbeitet er 3850 Fäden, und kann somit 9 Deniers, oder in dem Zeitraume eines ganzen Jahres 7 Schilling 6 Den. verdienen. Nun ziehe man 6 Deniers für Nahrung und 1 Schilling für die Maschine ab, so bleiben von jeder Maus jährlich sechs Schilling reiner Profit übrig. Als ich das letzte Mal mit dem Mäuse-Werkmeister in Gesellschaft war, sagte er mir, daß er mit den Erben eines alten verlassenen Hauses, welches 100 Fuß lang, 50 breit und eben so viel hoch sey, in Unterhandlungen stehe, indem er nach einer mäßigen Berechnung darin 10,000 Mäuse-Mühlen werde aufstellen und noch Platz genug für Wärter und einige hundert Zuschauer behalten können. Wenn er nun 200 Pf. jährlich für jene rechne, so wie 500 als Interessen von 10,000, um seine Maschinen zu bauen, so würde er immer noch jährlich einen Gewinn von 2300 Pfd. haben. Das ist doch ein Projekt, welches zugleich jenen kleinen Bösewichtern Gerechtigkeit widerfahren läßt, und viel sichrer berechnet ist, als die alte Südsee-Speculation."

Mosaik.

Ein armer Edelmann, der längst eine schöne reiche Wittfrau anbetete, aber es nicht wagte, seine Leidenschaft kund zu thun, kam eines Sonntags in der Kirche neben ihr zu sitzen, und entschloß sich jetzt zum stillen aber entscheidenden Antrage. Er schlug nämlich seine Bibel auf, zeichnete mit dem Bleistift den 5ten Vers in der 2ten Epistel Johannis an, und schob ihr das heilige Buch hin. Sie las: „Nun bitte ich Dich, Frau, nicht als ein neu Gebot schreibe ich Dir, sondern das wir gehabt haben vom Anfang, daß wir uns unter einander lieben." Die Lady sah sich wenige Minuten in der Schrift um und bot ihm folgende ausgezeichnete Stelle im 1sten Cap. und 16ten Vers des Büchleins Ruth zurück. „Wo Du hingehest, da will ich auch hingehen; wo Du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und Dein Gott ist mein Gott. Wo Du stirbst, da sterbe ich auch; da will ich auch begraben werden. Der Herr thue mir dies und das, der Tod muß mich und Dich scheiden. — So ward ihre Ehe nicht nur im Himmel, sondern zu gleicher Zeit in der Kirche geschlossen.

Bis zum zwanzigsten Lebensjahre, mancher noch länger, reiten wir gewöhnlich ein Pferd, genannt: die wilde Leidenschaft. Selbst der vogelschnelle Lauf einer Eklipse ist ein Schneckengang gegen den Flug dieses unbändigen Thieres. Tausend Jünglinge stürzen mit ihm und bleiben auf der Stelle. Gelangt einer glücklich bei dem Orte an, wo die Männer ihren Trab zum ernsten Alter beginnen: so findet er ein anderes Pferd, zwar munter, aber nicht wild, zwar sinnig, aber nicht dumm, es heißt Vernunft! Manchem aber beliebt es auch, seinen wilden Gaul fernerhin noch zu reiten. Da begegnet es auch wohl einem Manne, daß er einen Burzelbaum mit seinem Pferde macht! Es kommen daher nicht alle an, da, wo das ernste Alter wohnt,

sondern mancher bleibt am Wege liegen. Hier aber findet man lauter sinnige, ruhige Thiere und Schritt vor Schritt beginnen die Herrn ihre weitere Reise in's Leben. Oft unterbricht noch ein langes und lautes Brrr! ihren Ritt. Es wird aber auch immer mehr und mehr Abend, der Weg immer schlechter, der Wind stürmischer und die Luft rauh und hart. Es will, mit unsern Reisenden, nicht nach Wunsch vorwärts gehen. Hier bleibt einer stecken, dort fällt ein anderer in einen Graben; Reiter und Pferd sind matt und die Dienerschaft, die fünf Sinne, wenigstens das Gesicht und Gehör, verlassen nach und nach ihre Herrschaft. Ein kleines Fähnlein, erfroren und durchnäßt gelangt endlich, in fast stockfinstrer Nacht, bei dem Greisenalter an. Die alten Herren finden hier ein ärmliches Stübchen, einen kalten Ofen, schlechte Aufwartung und fast gar keine Erfrischungen. Doch wollen sie noch hier gern verweilen. Aber es heißt: Vorwärts! Kaum haben sie eine Viertelmeile zurückgelegt, so ist auch schon die Gesellschaft um die Hälfte zusammengeschmolzen. Noch reiten sie weiter, die wenigen, in dunkler, dunkler Nacht! Die Mitternachtstunde ist da! Matte Streifen am östlichen Himmel bezeichnen die Stelle, wo die Sonne, nach verschwundener Nacht in prachtvoller Herrlichkeit sich erheben wird! Morgenluft umschwebt sie; aber sie sinken ermüdet danieder, wo Hügel an Hügel sich reihet und wo im schwachen Schimmer des frühesten Morgenlichtes ihnen die Worte von den aufgerichteten Kreuzen entgegen schallen: Hier ruhen, in Gott, die ihren Lebenslauf vollendeten!

* Distichen.

Liebe.

Nur mit rosigem Licht, umglühst du das liebende Mädchen,
Glücklich, glänzest du so, auf seine späteste Gruft!

Jüngling, Schneckengleich scheint, bis zu des Mädchens Umarmung,
Dir zu verschleichen die Zeit; — bliebe dir immer der Schein!

Freundschaft.

Freundschaft sprudelt der Quell, deiner nie rastenden Zunge,
Wohl dir, wenn er dir einst, nicht zum Handeln versiegt!

Glücklich bist du? — O Freund! wie nehm' ich so herzlichen Antheil! —
Elend? — jetzt meide ich dich; dein Anblick thut mir zu weh! —

Leere Floskel wär Freundschaft? — einher sie träte auf Stelzen?
Lieber! deut's übel mir nicht: Hast wahre nimmer gekannt!

Kindheit.

Glücklich-seelige Zeit! Cat'chismus und Bilderfibel
Schönste Bibliothek! — Kehrest du niemals zurück?

Möglich, sie kehret zurück; wohl dir, gehst du hinüber
Dann, im freundlichen Wahn, ein glücklich-kindischer Greis!

Jugend.

Wie du flüchtig enteilst, du schönster Theil irrdischen Lebens! —
Reifet man denn zu früh, dem himmlisch besseren Theil?

Glänzest du mir auf's neu, wie anders wollt' ich dich nützen,
Sorglich das wuchernde Unkraut, entnehmen der sprossenden Saat!

Wohl raisonnirt so der Mensch; doch besser weiß es der Schöpfer:
Frühreife Früchte, sie sind leicht zum Verderben gereift!

E. Reindahl.

Hierbey eine wöchentliche Beylage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves. d. Z. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 79

Bremen, Donnerstag den 2. October 1823.

Gestorben.

Den 20. Septb. Des Buchbinders Casper Jäger Sohn, gleich nach der Geburt, a. d. Catharinenstr. Nro. 26.

Den 20. Septb. Des Maurergesellen Johann Diederich Brockmann, a. d. Rembertistr. Nro. 54, zwei Söhne: Johann 5¾ J., und Diederich 3½ Jahr.

Den 21. Septb. Der Knochenhauer Johann Goosmann, a. d. kl. Krummenstr. Nro. 3, 58¼ Jahr.

Den 22. Septb. Anna Raake 26 J., Tochter des Kupferschmidts Diederich Raake am Brill Nro. 9.

Den 22. Septb. Des Strumpfwebers Hinrich Rogge Tochter, 6 W., a. d. Hohenthorstr. in Sosathsgang

Den 23. Septb. Des Kornmessers Johann Ludolph Lindemann Ehefrau, geb. Tummers 55 J., a. d. Starenstr. Nro. 10.

Den 23. Septb. Maria Elisabeth Beyer 51 J., Dienstm. gebürtig aus Münden.

Den 23. Septb. Des Handelsmanns Philipp Jacob Müller Ehefrau, geb. Diederßen 56 J., a. d. Westerstr. Nro. 75.

Den 23. Septb. Des Joh. Georg Willig Ehef., geb. Martens 73 J., a. d. Armenhaus.

Den 24. Septb. Ertrank in der Weser, bey Elsfleth durch umschlagen des Schiffs; der hiesige Apothekergehülfe Ferdinand Meyer 27 J., Sohn des Herrn Justizraths Meyer zu Kyritz in der Prignitz.

Den 24. Septb. Ertrank auf dieselbe Weise, der Postsecretair am Hannöverischen Postamt hieselbst, Joh. Crato Puhst 29 J., gebürtig aus Harburg.

Den 25. Septb. Des weyland Hinrich Freese Wittwe, geb. Schrader a. d. kl. St. Annenstr., 54 Jahr.

Den 25. Septb. Catharina Margar. Jäger 59 J., auf Thiermannshoff.

Den 26. Septb. Der Arb. Joh. Georg Hinr. Meyer 45 J., a. d. Paulsberg Nro. 55.

Den 26. August. Des Mobilienhändelers Joh. Hinr. Kramer Ehefrau, geb. Borcherding 61 J., a. d. gr. Johannistr. Nro. 169.

Den 26. Septb. Des Tischlers Gottl. Gerlach Tochter, Namens Anna 16 J., a. d. kl. St. Annenstr. Nro. 2.

Geburten.

Den 17. Septb. Des Seecapitains Reinke Siedenburg Ehefr., geb. Wessels; a. d. Papenstraße Nro. 4, von einem Mädchen.

Den 18. Septb. Des Schlösser Joh. Herrm. Brandt Ehefr., geb. Lagemann; a. d. Plünkenstr. Nro. 17, von einem Knaben.

Den 18. Septb. Des Schuhmachers Johann Philipp Wichelmann Ehefrau, geb. Schlengemann; a. d. Wallstraße Nro. 1, von einem Knaben.

Den 18. Septb. Des Sattlers Johann Conrad Frese Ehefr., geb. Clausing; am Geeren Nro. 5, von einem Knaben.

Den 18. Septb. Des Arb. Joh. Friedr. Rudloff Ehefr., geb. Ritter; a. d. Süderstr. Nro. 23, von einem Knaben.

Den 20. Septb. Des Buchbinders Casper Jäger Ehefrau, geb. Wessels; a. d. Catharinenstr. Nro. 26, von einem Knaben.

Den 20. Septb. Des Arb. Anton Friederich Kakebart Ehefr., geb. Evers; a. d. Molkenstr. Nro. 49, von einem Mädchen.

Den 20. Septb. Des Küpers Joh. Justus Wilh. Pohlmann Ehefr., geb. Hollmann; am Spitzenkiehl Nro. 6, von einem Mädchen.

Den 20. Septb. Des Soldaten Michael Schorn Ehefr. geb. Hagemann; Stangenhoff Nro. 4. von einem Knaben.

Den 21. Septb. Des Kahnschiffers Johann Hinrich Meyerdierks Ehefrau, geb. Tuten; in Kümmelkampsgang N. 3, von einem Mädch.

Den 21. Septb. Des Arb. Joh. Frieder. Precht Ehefrau, geb. Sellmann; a. d. Gröplingerstr. Nro. 16, von einem Knaben.

Den 25 Septb. Des Schuhmachers Carl Friedr. Rohde Ehefrau, geb. Schwerdfeger; kl. Krummenstr. N. 27, von einem Knaben.

Den 24. Septb. Des Kimkers Hinr. Friederich Wilh. Suhr Ehefrau, geb. Flügger; a. d. Catharinenstr. Nro. 25, von einem Mädchen.

Den 24. Septb. Des Hutmachers Joh. Friedr. Siedenburg Ehefrau, geborne Wiechmann a. d. Süderstr. Nro. 7, von einem Mädchen.

Den 24. Septb. Des Arb. Nicolaus Schmidt Ehefr., geb. Spiegel; Rembertistr. Nro. 20 von einem Knaben.

Den 24. Septb. Des Schuhmachers Jürgen Schrör Ehefr., geb. Kehrig; a. d. kl. Fuhrleutestr. Nro. 14, von einem Knaben.

Den 25. Septb. Des Höckers Johann Hinrich Barkhorn Ehefr, geb. Panning; Heerdenthorsteinweg Nro. 8, von einem Knaben.

Den 26. Septb. Des Armenvoigts Joachim Daniel Erdmann Stutz Ehef., geb. Donika; a. d. Kirchenst. Nro. 24, von einem Knaben.

Copulirt sind.

Der Kuchenbäcker Johann Jobst Schloendorff aus Vilsen, mit Helena Gertrud Sengstake, von hier.

Der Knopfmacher Herrmann Brockmann von hier, mit Dorothea Sophie Charlotte Böger aus Drakenburg.

Der Schuhmacher Johann Ehlers zu Hastedt mit Gretje Ficken aus Lemwerder.

Der Arb. Wilh. Thessen von hier, mit Catharina Henriette Bauer.

Der Straßenmacher Harm Schirloh aus Habenhausen, mit Trina Brüning, von hier.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 80.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 5. Oktober 1803.

Dreifach ist der Schritt der Zeit,
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

Schiller.

Der Garten des Lebens.

Im ersten heitern Lebenslenze
Sorglos umher der Knabe schweift,
Ihm blüh'n der Freuden duft'ge Kränze,
Und er nach jedem Blümchen greift.

Er wählet nicht mit Kennerblicken,
Die Wiesenblümchen stolz verschmähn,
Schneeglöckchen können ihn entzücken,
Bescheidne Veilchen, Tausendschön.

Der Jüngling schwärmt, das Auge trübe,
Aus dem die Gluth der Sehnsucht spricht,
Von Freundschaft und verschwiegner Liebe,
Sein Blümchen ist Vergißmeinnicht.

Wenn sich die Rosenknosp' erschließet,
Erkennt er der Geliebten Bild,
So sie der Unschuld Röth' umfließet;
Im Dorn sieht er der Tugend Schild.

Ihm soll der Rosen schönste blühen,
Als der geprüften Treue Preis;
Für alle Sorgen, alle Mühen
Begehrt er nur ein Myrthenreis.

Das Ziel, nach dem sein Herz gerungen,
Hat der Beglückte nun erreicht.
Die Myrthe ward zum Kranz geschlungen,
Doch flieht der Lenz, die Rose bleicht.

Zum ernsten Mann ist er gereifet,
Verklungen ist die Jugendlust;
Er nach dem dunklen Lorbeer greifet,
Denn Ehrsucht schwellt jetzt seine Brust.

Nur kämpfend kann er ihn erringen,
Der unter Blut und Thränen sprießt,
Und wenn ihn seine Zweig' umschlingen,
Das Herz dem Frohsinn sich verschließt.

Er kann ihm Kühlung nicht gewähren,
Der lastend seinen Scheitel drückt,

Neid wird als Mehlthau ihn zerstören,
Verleumdung giftig ihn zerpflückt,

So steht er an des Lebens Gränze,
Ein Greis mit trübem Blick und sieht
Die Veilchen, Rosen, Myrthenkränze,
Den spätern Lorbeer schnell verblüht.

Der Winter naht, und Stürme wüthen,
Es decket Schnee sein zitternd Haupt;
Des Lebens Garten ist der Blüthen,
Die früher ihn erfreut, beraubt.

Erhaben über nicht'ge Freuden,
Vergänglicher wie Blumenduft,
Sehnt er sich nun nach Trauerweiden,
Zur Zierde seiner stillen Gruft.

d. H.

Die Fahrten des Forstrathes von Elben und seines getreuen Jacobus.

(Fortsetzung.)

Nun, wie gesagt, rief der Forstrath: es ist eine prächtige Sache um den Styl und die Formeln des feinen Lebens. „Ich lasse Ihren geäusserten Gesinnungen alle ihnen gebührende Anerkennung und Gerechtigkeit wiederfahren.“ Wie glatt, wie scharmant ist das Nichts und das Eis des Gefühls hier mit Worten bedeckt, und wie kurz damit eine Ewigkeit und eine Welt von Empfindung abgefertigt! — Was er nun dabei gedacht haben muß? Vermuthlich ungefähr folgendes: Sie sind Ihres Dienstes entsetzt — mein Herr Forstrath — und glauben, daß Ihnen Unrecht geschehen. Das kann wohl seyn. — Sie sind dermalen mithin ein noch ärmerer Teufel, als vorher, und freilich sehr zu bedauern, obgleich wir Ihnen nicht helfen können. Sie lieben meine Tochter, entsagen ihr aber freiwillig, weil Sie nun wohl einsehen, daß aus der Sache doch nichts werden könnte, und das ist sehr vernünftig. Sie loben das Mädchen unbändig, uns Alte aber nebenbei, Schande halber, auch etwas weniges — das ist nicht mehr als billig und Ihre Schuldigkeit, und es ist mithin an dem Allen weiter nichts Sonderbares, als daß Sie es eben schreiben. Wollen Sie damit aber höflichst Abschied nehmen, so empfehlen wir uns Ihnen gleichfalls zu geneigten Andenken, begleiten Sie gebührendermaßen bis an die Treppe und wünschen Ihnen wohl zu leben, obschon wir nicht einsehen, wie das wird möglich seyn, auch wir uns weiter nicht darum bekümmern. — Dieß ist die Anerkennung und die Gerechtigkeit, die mir wiederfährt. Und nun das kalte Commissoriale hinterdrein, das mich doch wieder in das Haus zwingt, daß ich besser für mich im Leben nie gesehen hätte. Wahrlich, das Schicksal kennt seine Leute. — Mir mag es nun bieten, was es wolle, das Aergste ist überstanden.

Und so ordnete der Forstrath nun ruhig die Acten zur Uebergabe und saß am andern Tage gefaßt mit seinem Jacobus im Wagen, der ihn mit den letzten Resten seines bisherigen Herrendienstes nach K** fuhr. — Ein sonderbares Gefühl ergriff ihn, als im Strahle der winterlichen Nachmittags-Sonne ihm der Thurmknopf der Dominikanerkirche fern entgegenfunkelte, eine Ahnung der werdenden Entscheidung dieses wichtigsten Tages seines Lebens, und je näher er der Stadt kam, je deutlicher er nun hinter den Thürmen das hohe, mit Schnee bedeckte Dach des Hauses des Geheimenrathes hervorblicken sah, desto mehr fing sein Herz an zu klopfen in geheimnißvoller Erwartung. Er schloß die Augen, um den süßen Traum festzuhalten, der so eben in seiner Seele aufging. Er war wieder glücklich, freundliche Gestalten

schwebten um ihn, Alles, was ihn betrübet, war Täuschung und Trug gewesen, der Geheimerath hatte so eben gefragt, wie sich der Herr Sohn auf dem Balle amüsirt. Alinens Vergißmeinnicht blühete vor ihm, aber, da schritt der verdammte Spanier ihm aus dem dämmernden Kabinet entgegen, fuhr ihm mit eisiger Todtenhand über das Gesicht, ein dicker Nebel zog sich um die freundlichen Bilder der Phantasie und aus dem Nebel heraus leuchtete die Kupfernase des Schulmeisters und mit höllischen Tönen krächzte es: Du denkst, ich sey Paul Siebenhaar — aber ich bin der Teufel, und Du bist ein Narr, ein Narr, ein Narr!

Da rasselte der Wagen vor das Haus, aus welchem dem Forstrathe der Bediente entgegen sprang in der Staatslivree und eben so im Staate waren auch die Andern. Das schien dem in die Wirklichkeit Erwachten sonderbar. Aber vor ihm, die Treppe hinauf, schwebte — der Spanier und verschwand, und hinter dem Glasfenster, durch die Gardine der grünen Stube lauschte — Paul. — Bebend vermochte der Erschrockene, der sich in der wachen Fortsetzung seines Traumes für wahnsinnig hielt, dem ihm freundlich entgegen eilenden Geheimenrathe kaum zu antworten. Aber im Geschäftszimmer gewann er endlich die Fassung wieder bei dem kalten Aktenhandel, denn nun der Geheimerath ohne Weiteres vornahm und der, da Alles in Ordnung war, sehr bald beendigt wurde.

Und nun, da wir hier mit unsern Geschäften fertig sind, sagte der Geheimerath, indem er den Forstrath bei der Hand nahm: nun, lieber Elben, begleiten Sie mich zu meiner Familie, die Sie erwartet und sich auf Sie freuet.

Auf thaten sich die Flügelthüren. Aus dem hell erleuchteten Saale quoll Rosenduft, stattlich geputzt erhob sich die Geheimeräthin vom Divan, aber ihm entgegen eilte in blendender Schönheit und Verklärung Aline, an der Hand — des Spaniers. Ja, es war der Spanier, aber in glänzender Garde-Husaren-Uniform.

Das ist, nahm der Geheimerath lächelnd das Wort: mein Sohn Max, der Rittmeister aus der Residenz, den Sie doch wahrscheinlich kennen.

Was? stammelte der Forstrath: Max? Bruder Max? Du wärst es, Du? und nicht der Kammerherr? Und mit Küssen des Wiedersehns lagen sich die Freunde und Kameraden in den Armen.

Er hat uns, fuhr die Geheimeräthin fort: am Ballabende mit seiner Ankunft überrascht und wir wußten erst selbst nicht, daß er der Spanier war.

Aber den Juden, fiel der Geheimerath ein: den schelmischen Juden kannten wir recht wohl.

Wie? sprach der Forstrath: Sie haben ihn erkannt und Was Sie sagten war Wahrheit?

Wahrheit, Herr von Elben! erwiederte der Geheimerath ernst. Dem Forstrathe von Elben gebe ich auch wirklich meine Tochter nicht. Aber — laßt uns das Spiel enden! Sie sind nicht mehr Forstrath. Sie sind nichts mehr als ein guter Edelmann, aber — was mehr sagen will — auch ein edler Mann, das bewieß Ihr ganzes Leben, das bewieß der Stabholz-Contract, das Ihre neun Vigilien an Herrn Siebenhaar, das Ihr edler Brief gestern, und ich lasse den von Ihnen in diesem Briefe ausgesprochenen Gesinnungen dadurch Anerkenntniß und Gerechtigkeit wiederfahren, indem ich Ihnen — wenn Aline nichts dagegen hat — nun gern und mit Freuden meine Tochter gebe.

O Gott! rief der Forstrath und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen: laß mich in diesem seligen Traume sterben! Also diese Anerkennung, diese Gerechtigkeit wartete auf mich? O Herr Geheimerath! o gnädige Frau! — o Aline!

Die Dehors, nahm die Mutter das Wort: sind doch nun nothdürftig gerettet, da Sie, lieber Elben, sich endlich in Ihrem Briefe ausgesprochen. Denn Sie sehen doch wohl selbst, daß stumme Liebe zu nichts führen konnte.

Und Sie, Aline? stammelte der Forstrath, und trat zurück, als er sah, daß das hocherröthete Mädchen mit niedergeschlagenem Blicke nach ihm die Arme ausbreitete. O, halt' ein und laß mir die Erinnerung an diesen heiligen Moment, als Trost meines künftigen armen Lebens!

Ihr theuern, Ihr verehrungwürdigen Menschen, Ihr meint es gut mit mir und mein Dank ist unaussprechlich. Aber ich würde eine schlechte Comödie spielen, wenn ich nun, da ich diesem Himmel entsagte, hintreten und dennoch das Geschenk annehmen wollte, das ich prahlerisch ausgeschlagen. — Prahlerisch? — Nein, Herr Geheimerrath, mit inniger trauriger Ueberzeugung der Wahrheit. Ich gebe Ihnen Ihr Wort und Ihr unaussprechlich theures Geschenk zurück. Aline sei glücklich mit einem andern, mit — — Lili!

O Gott! schluchzte Aline: Elben, ich liebte nur Sie!

Mich? zitterte der Forstrath heraus: — mich? Und gestern war ich vierzig Jahr?

Sei kein Narr, Herr Bruder! versetzte Max. Du der schönste Mann weit und breit, der angenehmste Gesellschafter mit den lustigsten Possen, thu' die Augen auf und nosce te ipsum!

Mich? fuhr der Forstrath fort: mich, einen Bettler?

Wir geben unserer Tochter, fiel die Geheimeräthin ein: vor der Hand sechszigtausend Thaler und damit —

O, gnädige Frau, unterbrach sie der Forstrath: Ihre Großmuth vernichtet mich. Aber würden Sie, würde Aline den Mann achten können, der — o Sie wissen, was ich sagen will. Nein — nimmermehr! Ich bin nichts mehr, ich habe keinen Posten! Gern widmete ich dem Staate meine Kräfte und meine Treue, aber — er mag sie nicht.

Nun dann — wandte sich der Geheimerath zur Tochter: versuche das Letzte an dem Stolzen, den ich nicht tadeln kann.

Aline entfernte sich. In ängstlich drückendem Schweigen stand der Forstrath, um ihn der Geheimerath, seine Gemahlin, Max, Minna, Rudolph und Alexander. — Auf einen Wink öffneten sich die Thüren und die Officianten des Geheimenrathes erschienen im Staate und hielten sich in ehrerbietiger Ferne, unter ihnen Jacobus, der mit glänzenden Augen nach dem Herrn sah.

Da schwebte der himmlische Engel der Vergeltung, Aline, herein mit dem silbernen Teller, auf dem ein Myrthenkranz lag.

Liebe und Ehre von meiner Hand, sprach die Holde zu dem Erstaunten. Elben, werden Sie auch nun mich noch verschmähen?

O Aline, seufzte der Forstrath und nahm den Kranz vom Teller.

Aber was liegt denn da drunter im blauen Couverte mit dem königlichen Siegel?

Nun, Herr von Elben, lächelte der Geheimerath: nehmen Sie nur frisch beliebigst das Kränzlein in die linke Hand, die vom Herzen geht, und den Brief in die rechte, ich wette, das wird die Ehre seyn.

Zitternd eröffnete der Forstrath die Kabinetsordre und las, aber seine Thränen fielen

auf das heilige Blatt und er vermochte kein Wort hervorzubringen.

So hören und erfahren wir nichts, sagte der Geheimerath, und nahm das Schreiben: ich muß nur selbst der Verkündiger der höchsten Willensmeinung unsers Königs seyn, und er las laut:

„An den gewesenen Forstrath v. Elben.

Nachdem ich Sie aus einem unpassenden Dienst-Verhältnisse entfernet, ergreife ich mit Vergnügen die Gelegenheit, Ihre bisher bewiesene Dienst-Kenntniß, Treue und Rechtlichkeit, die mir nicht unbekannt geblieben, dadurch zu belohnen, und solche mir für die Zukunft zu sichern, daß ich Sie hiermit zum geheimen Finanz-Rathe ernenne und dato das Patent für Sie vollzogen habe."

Ich gratulire, mein Herr geheimer Finanzrath! rief der ehrwürdige Alte mit versagender Stimme.

Wir gratuliren! Wir gratuliren! riefen Alle, Alt und Jung, und die Kinder hüpften und jubelten.

Elben! stammelte Aline, und umschlang den Verstummten: nehmen Sie die Ehre und Liebe aus meiner Hand?

Und dieß ist kein Traum? fragte er, den Blick zum Himmel gerichtet. Nun, so sei mir willkommen, du nie geahntes Glück! Aline, ja, nun bin ich Deiner würdig! O meine theuern Aeltern, nun nehme ich Euer köstliches Geschenk, und nun kann ich mich dessen freuen und Euch danken für meine Seligkeit. Freunde! es lebe der König!

Es lebe der König! wiederholten Alle und drängten sich glückwünschend um die Verlobten, denen im Kusse inniger Umarmung die Welt verging.

Dieser Abend soll Euch ein Fest seyn, sprach der Geheimerath zu der fröhlichen Dienerschaft: geht und seyd lustig, auch für Euch ist schon Küche und Keller bereitet.

Aber wie ist das alles so möglich worden? fragte der geheime Finanzrath, als nun die glückliche Familie um den dampfenden Theetisch saß. Wie kommt es, daß der König nicht in einer Kabinets-Ordre beides verfügt hat.

Das kommt daher, antwortete der Geheimerath: weil der Bericht über Ihr Stabholz-Contract-Abschließen vom Präsidenten ganz ohne die nähern Motive abgestattet, nachher aber von mir selber über die Sache in extenso referirt und ich hierauf mit dem heutigen Commissario und mit der Uebergabe der letztern Kabinetsordre an Sie beauftragt wurde.

Und wie kommt es, fragte von Elben weiter: o Herr Geheimerrath, verzeihen Sie dem freien Worte — daß Sie sich meiner mit der thätigen, warmen Liebe annahmen?

Sollte ich nicht? erwiederte der Geheimerath. Waren Sie nicht, ohne Rücksicht auf die Neigung für mein Mädchen, mir als ein edler Mann bekannt worden? Kannten wir nicht das Innerste Ihres Herzens und Ihres Lebens aus langem Umgange und — wenn Sie auch hart, näckig schwiegen, was uns recht oft mißfallen — aus Ihren Vigilien?

Wie? Was? rief Elben erstaunt: aus meinen Vigilien? — Wie kamen Sie dazu?

Es ist auch wahr, lachte der Geheimerath: das muß Ihnen allerdings ein Räthsel sein, Herr Sohn. Aber das Räthsel wird sich lösen und Ihnen Alles klar werden, denn nun kommt noch ein Gast. — Herein, Herr Kandidat, herein!

Und herein flog in die Umarmung seines alten Freundes — Paul Siebenhaar.

(Der Beschluß folgt.)

Englische Industrie

Man kann sich keinen Begriff von der Größe und Ausdehnung englischer Industrie machen, wenn man England und London nicht gesehen hat. Vor mehreren Jahren bewunderte ich die Brauerei Whitbreads, und glaubte von der Zeit an, daß man nicht noch ins Größere Bier brauen könne. Nun habe ich die Brauerei des Herrn Meux zu London besucht, und staune noch über alles, was ich sah.

Diese Brauerei ist kein Haus, sondern ein ganzes Stadtviertel, das 4 Straßen einnimmt. Im Hauptgebäude steht eine Dampfmaschiene, deren Wirkung der Stärke von 28 Pferden gleich kommt, und welche alle beim Brauen nöthige Arbeit verrichtet. Sie treibt Wasser bis in den Gipfel des sehr hohen Hauses, wo es in einen großen Behälter aufgefangen, und dann überall in die Tiefe hingeleitet wird. Auch das Malz wird auf diese Art überall hingeschafft, so wie alle Bewegungen, die in sehr beträchtlicher Anzahl allenthalben nothwendig sind, von ihr betrieben werden; ihre Kraft wird durch Räder von der Tiefe bis auf den Forst des Daches allenthalben hin verbreitet.

Die obern Stockwerke stehen voll ungeheuer großer Kufen von geringer Tiefe, worin das gebraute Bier schnell abkühlt. Von hier aus leitet man es in unermeßliche Kufen, die Watts heißen, und 5,000 bis 20,000 Barrels enthalten. Dieser Gefäße hat man 58, worunter eins 10,000 Pfund Sterling gekostet hat, ehe nur noch ein Tropfen Naßes hinein kam. Ich hielt diese Angabe für übertrieben, aber als ich an eine Kufe von 65 Fuß im Durchmesser und 25 Fuß Höhe kam, die mit so starken eisernen Reifen belegt war, daß einer 2 Tonnen und 40 Pfund, d. h. über 40 Zentner Gewicht hatte, schwanden alle Zweifel. Dieses enorme Gefäß nimmt vierzehnmal so viel Bier in sich, als das berühmte Heidelberger Faß einnehmen kann.

Bei so großen und hohen Gefäßen hat man den Vortheil, daß wenn man auch oben neues Bier auffüllt, daß untere fertige Bier dennoch immer abgezogen werden kann. Wenn alles Bier aber abgezogen wird, was freilich selten geschieht, so bleiben sie voll Kohlensäure, und diese weicht so wenig, daß sie oft viel Unglück anrichtet. So kamen vor 4 Jahren 3 Arbeiter in einer solchen Kufe um. Der eine war unvorsichtiger Weise hineingestiegen, und gleich todt umgefallen; die andern wollten ihm zu Hülfe kommen, und wurden nun auch von dem Gifte getödtet.

De la Motte Fouque'.

Bekanntlich erlitt am 23. Juni 1760 Fouqué's tapfere Preußenschaar bei Landshut, vom vierfach stärkeren Laudon überwältigt, eine schreckliche Niederlage. Das Viereck, in welchem Fouqué noch zuletzt sich durchschlagen wollte, als er schon von allen Seiten umzingelt war, wurde durchbrochen und niedergehauen. Fouqué selbst (erzählt Cogniazo, österreichischer Rittmeister, ein Augenzeuge) würde ein Opfer der Wuth der Löwensteinschen Dragoner geworden seyn, wenn ihn nicht der Oberst, Baron von Voit, an welchen er sich gefangen ergab, gerettet hätte. Hier sah man den ehrwürdigen Helden in seinem Blute, daß aus mehr als einer Wunde floß, wie er durch den menschenfreundlichen Voit, der als deutscher Heros wußte, was echte Ritterpflicht gebeut, zu dem Corps des Generals Beck gebracht wurde, um eiligst verbunden zu werden. Ein gewisser Offizier, nicht würdig, Fouqué's Schuhriemen aufzulösen (schreibt Cogniazo) hatte die Un-

verschämtheit oder unbesonnene Niederträchtigkeit, dem verdienstvollen Feldherrn über seine Niederlage Hohn zu sprechen. Jeder ehrliebende österreichische Offizier aber gab dem Unbesonnen seinen Unwillen und Tadel zu erkennen. „Lassen Sie ihn," sagte Fouqué mit dem Tone eines Mannes, der mitten im Unglück seine ganze Würde beibehält: „lassen Sie ihn, meine Herren, nur sprechen! das geht so im Kriege; aber — hodie mihi, cras tibi!" — Und Laudon erfuhr das in der That 8 Wochen nachher (15. August 1760 (bei Liegnitz.

Chr. Niemeyer.

Meine vormalige Equipage.

Wenn so ein Wagen durch die Straßen rasselt,
Daß alles prasselt,
Und Räderdonner in die Ohren klingt,
Seufzt Mancher wohl, der auf die Seite springt,
Mit einer Stirne voller Doppelfalten:
Ach! könnt'st du dir auch Equipage halten!
Und doch, wer's kann,
Ist selten der zufriedne Mann.
Ja, dürftet Ihr so manchen Herrn im Wagen
Nur auf's Gewissen fragen,
Er würd' Euch unumwunden sagen:
Wohl dem, der heitern Sinn's zu Fuße geht!
Fährt unser einer auch mit Vieren,
Doch selten gut es um die Laune steht,
Oft fährt man Grillen nur spazieren.
Da lob' ich doch die Equipage mir,
Die ich — 's ist freilich lange her — gehalten.
War sie gleich nicht von großer Zier,
Thät' ich doch drin Hans ohne Sorge walten.
Das blaue Aug' zum Himmelszelt empor,
Pocht' auch nicht eine Grill' an's Herzensthor.
Als Jockei ging die Liebe mir zur Seite,
Die Vorsicht gab mir freundlich das Geleite.
Als Laufer schwebte mir die Freude vor.
Mein Kutscher ließ zugleich als Pferd sich brauchen.
Bequem konnt' ich mein Milch-Cigarrchen schmauchen.
Kein Holperweg erpreßt' mir ach! und weh!
Denn überall kutschir't ich auf Chaussee . . .
Halblaut durf't ich den kleinsten Wunsch nur hauchen,
Und Augenblicks der freundlichste Jockei,
Die Liebe, stand am Kutschenschlage,
Aushorchend mich mit Frag' um Frage:
Was wohl zu meinen Diensten sey.
Mocht' ich auch noch so sehr ihn hudeln,
Wußt' er mich doch in Schlaf zu nudeln
Durch manche süße Melodei.
Und — solche Diener laßt Euch malen —
Nichts durft' ich Laufer, Kutscher und Jockei bezahlen.
Mich rechnete man sich zur Zier,
Und Jedes diente par honneur bei mir.
Ein König im Gebiet der Herzen,
Sah leuchten ich, wo ich nur fuhr,
All überall der Hoffnung goldne Kerzen,
Sang: gaudeamus igitur;
Nur — daß ich keine Lügen sage —
In einer etwas andern Sprache.
Auch war mein' Equipag' in aller Herren Landen,
Von Gleit' und Pflasterzoll, wie von Chausseegeld frei,
Und nie hat ein Gensd'arm' der Polizei
Nach meinem Paß zu sehn sich unterstanden.
Wo ich nur hielt, war ich gern aufgenommen,
In jeder Herberg' hieß man freundlich mich willkommen —
Und Zeche, Trink- und Schmiergeld war zum Ueberfluß
Bezahlt mit einem — Kuß.
Daß ich ein armer Teufel bin,
Stets war — und wohl auch bleiben werde,
Bis mich einst deckt ein Häuflein Erde,
Will mir oft gar nicht in den Sinn.
Doch, desto mehr — ich mag's wohl sagen —
Werd' ich mich stets des Glücks erfreun,
Daß ich mir einst hielt Pferd' und Wagen. —

„Und, warum blieben sie nicht beim? —
Kannst du sie wieder nie bekommen?“ —
Nein — nein — und nochmals nein —
Es hat die allgewaltigste der Feinen —
Die Zeit — die Equipage mir genommen.
Und — wie kein Leid — gibt auch kein Glück
Die Unerbittliche zurück. —
Bedarf's nun noch, Euch im Vertraun zu sagen:
Mein' Equipage war — — der Kinderwagen.

Richard Roos.

Bremen am 29ten September 1825.

Ein höchst trauriger Vorfall erregte dieser Tage die so allgemeine als schmerzliche Theilnahme unseres Publicums.

Zwey allgemein geachtete und ausgezeichnete junge Fremde die seit mehreren Jahren in unserer Mitte lebten, machten am 24ten dieses, von einem erfahrenen Schiffer und einem Freunde begleitet, eine Lustfahrt auf der Unter-Weser.

Alle im Segeln geübt, vertraut mit dem heftig bewegten Elemente, und namentlich die beyden Fremden als geschickte Schwimmer bekannt, saßen fröhlich im leichten Kahn und lachten der tobenden Wellen wie der hoch anlaufenden Fluth.

Plötzlich ergriff ein Windstoß den Nachen, sein Vordertheil schoß in die Tiefe, die Fluthen schlugen in dem Raume zusammen und begruben den Schiffer in ihrem Schoos. Der Mast des umgeworfenen Schiffes fristete dem Freunde das Leben bis ein nahender Menschenfreund seine Rettung vollenden konnte.

Die beyden Fremden sprangen kühn in den Strom und schwammen dem Ufer zu. Trotz der schweren Bekleidung und der steigenden Fluth kämpften Sie muthvoll das nahe Ziel zu erreichen. Die Todesnoth und das nahende Ufer belebten ihren Muth wie ihre Kraft, und der Gerettete blickte hoffnungsvoll auf die Gefährten.

Da ergriff der fesselnde Schlamm des Bodens, die Füße der Schwimmenden und schien sie mit eisernen Armen zu halten.

Vergebens war jede Anstrengung, vergebens der Jammer der Hülflosen, wie der Eifer der Uferbewohner.

Immer höher und höher wuchs die Fluth, sie stieg von Secunde zu Secunde an dem Körper der Gefesselten hinauf! Den Schrey um Hülfe erstickte der Schaum der Wogen und die zum ewigen Retter im Himmel erhobenen Hände tauchten nur einzeln noch aus dem dunklen Schooße hervor, bis er mit seinem kalten Schleyer auch diese letzte Spur des warmen Lebens deckte! —

Mit tiefer Rührung und seltener Feyer sahen wir heute den Zug ihres Leichenbegängnißes durch die gedrängten Volkskreihen zu ihrer Ruhe-Stätte wallen, wo ihnen Bruderhände das letzte Bette bereiteten.

Der Anblick von fast 200 Begleitern aller Stände — die hier nicht Zwang noch Machtgebot, nicht Stand noch Rang, nicht Convenienz noch Mode, dem fremden Leichenpaare anreiheten, — sprach den Werth der Verblichenen laut aus, und möge auch ihren fernen Lieben ein Beweis seyn, daß ihr gerechter Schmerz hier tief und innig mit empfunden wurde.

— o —

Räthsel.

Es lebt ein Weber im deutschen Land,
Sein Webschiff ist seine sichere Hand,
Sein Herz die Fäden ihm erwählt,
Die der Genius bildend ordnet und zählt.
Er spinnt sie selbst aus Lieb' und Lust
So klar, wie keuscher Jungfrau'n Brust,
So demuthsvoll, so fromm, so rein
Wie nur die hohe Pathe sein.
Wie Hoffrath, Geiz und Bosheit glühn,
Das webt er kraftvoll auch und kühn,
Der Schwache sinkt in Nacht und Graus,
Und alle Sterne löschen aus.
Am Altar sinkt das Bräutlein hin
Ihr fromm Gebet beschützet ihn,
So beten Himmlische allein
Getrost! er wird gerettet seyn.
Und fröhlich klingt der Hochzeitsang
Und waidlich tönt der Hörnerklang,
Wie's stürmt und tobt in des Bösen Brust,
Wie's betet und hoffet dem Himmel zur Lust
Der geretteten Seele Lobgesang,
Der verlornen Seele Untergang!
Und Schmerzen und Freuden, und Freuden und Qual
Durchschauern, durchglühen euch allzumal.
Der Athem stockt, ihr faltet die Hände —
Und seufzend fragt ihr: Ist's denn zu Ende?
Nun forschet ihr Lieben und rathet fein,
Wer mag der treffliche Meister seyn?

A. Daeves. d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 81.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 9. Oktober 1823.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens Gränze,
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom.
Schiller.

An den Rhein.

Bist du's, den einst in Ketten hinauf
Mit deinen Brüdern, dem Elb'- und dem Weserstrom
Zum Kapitol trug im Triumph der stolze Cäsar *),
Daß der gefesselte Deutsche,
Der nebenan den heiligen Steig betrat,
Mit des Unmuths verbissenem Grimm
Mischte der Lache Spott,
Und Thusnelda, die Hohe,
Und der kleine Thumeliko selbst
Des Hohnes kaum sich erwehrten?
Königlich frei, ewiger Gränzgott der Deutschen,
Vor deinen glücklichen Umwohnern,
Vor deiner paradiesischen Flur
Schwebst du daher, ob auch an dir
Die Male der Schmach noch des Römers
Mit den Trümmern gemischt sich heben uralter Bedrückung.

*) Germanikus. S. Tac annal II c. 41.

So sah ich jüngst auch dort über dir
Reste der stolzen Tyrannenmacht,
Eingegraben den Wänden,
Von rohen Händen geformt eilender roher Kunst,
Siegestrophäen, des Feldes Schutt entgraben*):
Dort eine säugende Wölfin,
Roma's Machtbild,
Einen Adler dort mit der Natter im Kampf;
Hier eine Weih' im Flug,
Die dem Strom entraubt'
Einen schuppigen Bewohner. —
Prahlerische Zeichen des Sieges über dich, Starker!
Und wann wurdest du besiegt?
Wann unterjocht, Germania! vom Römer?
Auch in jenen blutigen Schlachten**), die der Triumphator

*) Im Städtchen Remagen, am Fuße des Apollinaris-Bergs, unfern Bonn.

**) Tac. Annal. I. 57. u. d. folg. Kap. S. auch Vell. Paterc. II. 193. Strabo VII. Flor IV. u. s. w.

Feierte jetzt, als Thusnelda mit dem Sohne,
Vom Verräther Segest verrathen an Rom,
Und der Katten-Fürst mit Tochter und Weib schmückten den Triumph,
Auch in jenen furchtbaren Schlachten gewann der schon besiegte,
Schon fliehende, Varus Geschick schon fürchtende Römer nur Einer
— Und konnt' er verfolgen seinen Sieg?
Ja Germanikus, der entronnene nicht, — Cäcina war der Sieger!

Damals, hätte damals, die alte Furie Deutschlands,
Der Neid nicht schon die Fürsten getheilt,
Daß Hermanns weiser Rath für die Waldschlacht
Mußt' erliegen dem vermessenen
Der Lager-Erstürmung,
Aufgestiegen wäre den Römern der dritte Tag noch blutiger,
Verhängnißvoller, schrecklicher, als die Tage bei Winifeld,
Und das bleiche Nachtgebild Varus,
Wie es dort dem Feldherrn erschien,
Hätte, trotz der sträubenden Hand,
Mit den vier Legionen
Cäcinia niedergezogen in die gierenden Sümpfe.

Heiliger Rhein!
Tief und klar, wie der Väter Sinn und Wort,
Kräftig, wie unsrer Väter Schwert!
Bleibe Du den Enkeln treu!
Bleiben dir die Enkel treu!
Ja, wie in Tagen des Drangs
Asiens Völker vordem,
Daß sie nicht flöhen vor ihnen,
Weg nicht ihnen rafften ihres Schutzes Huld,
Unter Flehngebet, unter heißer Gelübde Beschwörungen
Mit Ketten banden ihre Götter an das Säulgestell; —
Seliger, alter Flußgott,
So laß auch uns dich binden;
Aber mit anderen Fesseln,
Als Germanikus gebunden dein Bild
Führte zur Schau dem hohnklatschenden Römer,
— Mit Fesseln der Eintracht, der Treu' und Lieb'
Und der besonnenen Stärke! —
Wenn Deutschlands Fürsten und Völker diese schmükken,
Wenn die Erinnys Eifersucht nicht wirft
Den Brand in nachbarlich verwandte Staaten
Vereinter Sinn des Rechten und Wahren
Unter des Gesetzes Schirm
Herzen und Häuser kräftiget,
Dann werden, von vergangenen Zeiten gewarnt,
Ferneren und nahen gewarnt,
Späteren wir nicht werden zur Warnung!

Conz.

Die Fahrten des Forstrathes von Elben und seines getreuen Jacobus.

(Beschluß.)

O Paul, o mein Paul! rief Elben. Also bist Du wirklich der Schulmeister und doch nicht der Teufel, und ich bin nicht ein Narr?

Ach, was faselst Du doch da! fiel ihm Paul in's Wort. Der Schulmeister war ich freilich, aber immer und ewig Dein treuer Freund.

Ja, das hat die redliche Seele bewiesen' versicherte der Geheimerath. Wie er die bedenkliche Lage des Freundes erfuhr, packte er nicht da seine geringe Habe und die neun Vigilien in's Reisebündel und fuhr auf der blinden Post hieher, um uns zu zeigen mit Wort und Schrift, welch ein wackerer Mensch sein Freund sey, und daß er nicht ruhen und rstaen werde, bis ihm geholfen?

O Paul, jubelte Elben: das thatest Du? Und dennoch wolltest Du mich auf dem Balle nicht kennen?

Durfte ich denn? war seine Antwort. O wie gern wär' ich Dir entgegengeflogen mit

Bruderkusse, aber das war mir hart verboten. Du solltest zur Sühne dafür, daß Du so lange stößig und zäh' gewesen, was weniges geneckt werden und ich stumm seyn, bis Alles gehörig zur Reife gediehen. Nun ist's, und nun, Elben, lebst Du fortan bei mir in der Residenz.

Ach, in der schönen Stadt! — frohlockte Aline. Aber oft besuchen wir den lieben Elbenstein —

Den Du — fiel der Bräutigam ein — nach Deinem Geschmack einrichten wirst.

Ja, antwortete die Schmeichlerin und lehnte das Lockenköpfchen an seine Brust: indem ich Alles so lasse, wie es ist. Alle Deine Erinnerungen sollen Dir bleiben, mein Geliebter! Alle Träume aus Deiner Jugend, auch Dein Jacobus und sein Lederstuhl, und —

O, daran erkenne ich Dich, Du unendliche Liebe! unterbrach sie der Dankbare. Aber wo ist denn der Jacobus? O, laßt doch den treuen Knecht herein.

Herein, Jacobus! rief Max.

Und der Alte nahete sich furchtsam dem glänzenden Zirkel. Werde ich nun den Lauspaß bekommen und abgeschafft werden? — zitterte er heraus. Ach, gnädiger Herr Forst — — Resonanzrath! wollte ich sagen.

Mensch! lachte Elben — wo denkst Du hin? Förmlich und feierlich bist Du hiermit bestätigt als Erbfaulenzer auf Elbenstein.

Juchhe! jauchzte der glückliche Alte: und Aesung auf Lebenszeit?

Aesung auf Lebenszeit! versicherte Elben: bis Du sterben — wollt ich sagen, verenden wirst.

Und wie ist's denn nun — fragte Jacobus weiter, in gemüthlicher Petulanz: mit dem monarchischen Giftbaume und den Letters de Manchette?

Ich war ein Verblendeter — erwiederte Elben — wie es Viele sind. Wohl dem Lande, dem dieser Baum Schatten giebt!

Aber, was fehlt Dir denn, was rückt Dich so Jacobus?

Ach, Verzeihung, gnädiger Herr! bat der Alte. Da habe ich mich vorhin vor Freude über Sie und vor Jammer über mich draußen beim Gärtner ausgeweint und kann's nun nicht verbeißen, daß mich noch dann und wann unziemlicherweise in so vornehmer Gesellschaft der Bock stößt. Aber halten Sie zu Gnaden, es soll nicht mehr geschehen. Lachen, lachen will ich nun, mit hoher Erlaubniß — wenn ich nicht schlafe, und freuen soll sich meine gnädige Herrschaft von heut'an und immerdar und nicht weinen.

Ausser Thränen der Freude — sagte der Geheimerath.

Gäbe aber nicht wirklich — bemerkte Max — die ganze Geschichte einen erträglichen Stoff zu einer Erzählung?

Du hast Recht — Herr Bruder! — antwortete Elben. Wie würdest Du aber die Erzählung betiteln?

Wie? erwiederte Max. Nun, ich würde drüber schreiben: Die Leiden und Freuden eines ehrbaren, aber zaghaften Junggesellen; wenn Dir aber der Titel nicht behagte: Die Fahrten des Forstraths von Elben und seines getreuen Jacobus.

Weisflog.

Lohn des Edelmuths.

Herr von Cortois war ein sehr achtungswürdiger Geistlicher, der alle Pflichten seines Standes gewissenhaft zu erfüllen suchte. Er war aber ein sehr schön gewachsener Mann in

seinen besten Jahren, und in ganz Paris unter dem Namen: der Abbé mit den schönen Beinen, bekannt.

Dies einnnehmende Aeußere war hinlänglich, daß der Bischof von Mirepoix eine sehr ungünstige Meinung von ihm faßte, und so oft er sich bei ihm sehen ließ, suchte er ihn auch zu demüthigen, und es war bei ihm fest beschlossen, ihm keine Pfründe zu verleihen.

Einst machte der Abbé von Cortois in dem Postwagen von Lyon eine Reise nach Paris. Er hatte sich den Namen Quincey gegeben, womit er zum Unterschiede von seinem Bruder in seiner Familie benannt worden war, und unter dem man ihn auch in seiner Heimath Dijon kannte.

Er befand sich mit mehreren Passagieren, die er eben so wenig kannte, als er von ihnen gekannt wurde, in dem Postwagen. Wahrscheinlich hatten sie Ursache, mit dem Herrn von Mirepoix unzufrieden zu seyn. Sie äußerten sich über ihn mit vieler Bitterkeit, und schilderten ihn in einem sehr nachtheiligen Lichte. Der Abbé Quincey mischte sich in das Gespräch, vertheidigte den Bischof sehr lebhaft und mit sehr triftigen Gründen. Er lobte seine Tugenden, seine guten Eigenschaften, seine Unbescholtenheit mit feuriger Beredsamkeit; doch ohne dabei seine Gegner durch einen absprechenden Widerspruch zu beleidigen, und noch mehr zu erhitzen, und es gelang ihm, die vorlauten Tadler zum Schweigen zu bringen.

Unter den Passagieren befand sich auch ein alter Geistlicher, der aber dem Streite nur stumm zuhörte, und gar nicht darauf zu achten schien. Während der ganzen Reise sprach er überhaupt nicht zehn Worte, aber er beobachtete den Abbé Quincey beständig sehr aufmersam, und als man in Paris angekommen war, und die Reisenden aus dem Wagen stiegen, drückte der Einsylbige dem Abbé zutraulich die Hand und sagte zu ihm:

„Ich bitte Sie, Herr Abbé, mich nach drei Tagen im Kloster der Theatiner zu besuchen, dort bin ich Mönch. Vielleicht bin ich so glücklich, Ihnen nützlich zu werden, und Ihnen meine Dankbarkeit dafür zu bezeugen, daß Sie sich meines Bruders, des Bischofs von Mirepoix, so lebhaft angenommen haben."

Der Abbé von Cortois war sehr überrascht, daß er, ohne es zu ahnen, sich einen so mächtigen Beschützer erworben, und er unterließ nicht, am dritten Tage seinen Besuch bei dem Abbé Boyer abzustatten.

Dieser umarmte ihn herzlich und sagte zu ihm:

„Gehen Sie zu meinem Bruder und bedanken Sie sich, daß er sich für Sie bei dem Könige verwendet. Sr Majestät haben Sie zum Bischof von Belloy ernannt."

Der Ueberraschte ging sogleich zum Bischof von Mirepoix, und dieser war sehr erstaunt, daß der ihm so dringend von seinem Bruder empfohlene Abbé Quincey kein anderer, als der Abbe von Cortois war, den er beständig mit so ungünstigen Augen angesehn, und so oft ungerecht gedemüthigt hatte.

Die beiden Fischer.

Da wo die Limmath aus des alten Tigurinums blauem See sich windet — und — erst ruhigen, stillen Zuges unter den volkreichen Brücken der Stadt im Angesichte des gothischen Münsters und der Kirchen zu St. Peter und unsrer lieben Frauen ruhig hinzieht — dann bei den Mühlen in reißenderem Falle die Mauern ihrer Ufer peitscht und sich in zwei Arme theilt:

da stachen oft bei leuchtendem Fackelglanz die Fischer in stiller Nacht mit ihren Harpunen Lachse todt, die geblendet von der Helle des Lichts über des Wassers Oberfläche hüpften.

Heinrich und Kurt, zwei Fischer, wohnten in der Nähe des Feldes, an dessen Ende sich die wilde Sil mit der Limmath vermählt. Stets waren sie gute Nachbarn und Freunde, und keiner band seinen Nachen los, ohne es dem Andern zu sagen. — Oft und gern gingen sie gemeinschaftlich auf den Fang; aber manchmal übertrugen sie wechselseitig einer dem Andern das nährende Geschäft, und dann theilte jeder am Abend bieder und redlich, und wohl noch treuer als wenn sie Brüder gewesen wären, den Fang mit dem Andern. Arglos nahm von des Freundes Willkühr der seinen Antheil hin, der nicht bei der Arbeit gewesen, und jeder hatte in der Stadt seine Leute, bei denen er die Fische verkaufen und sich so den Bedarf des Lebens sichern konnte.

Viele Jahre hatten sie beisammen gelebt und in Liebe und Leid ehrlich mit einander ausgehalten. Heinrich sah in seiner Hütte die süßen Freude des häuslichen Lebens ihm blühen, und seiner Tage Sorgen freundlich verscheuchen. Ein liebendes Weib lag an seinem Herzen, wenn er müde von schwerer Arbeit des Abends in die Laube trat und sein Vesperbrod bei einem Glase Wein verzehrte, oder wenn am frühen Morgen die Sonne durch die tanzenden Blätter der Reben, die an den Fenstern seines Schlafgemaches aufwärts rankten, mit warmen Strahlen ihn an ihrer Seite weckte.

Dann betete Heinrich mit gefaltenen Händen zum Vater empor — und das holde Weib küßte die schlafenden Kinder auf Aug' und Lippen; und wenn sie dann da stand im Lächeln der stillen Freude, so bebte oft ihr der Gedanke durch die Seele; „O, wenn nur keines das andere verliert!“ — Manchmal schlüpfte dann eine Thräne die Wange herab, wie wenn in dunkeln Vorgefühlen langer Trennung Liebende sich das Letztemal zu umarmen glauben, auch wenn sie nur für Stunden und Augenblicke scheiden müssen.

Auf dem Schoße der Mutter wiegend, spielten die Kinder Heinrichs gern, wenn er fern war, am Ufer des Stroms; oder die Mutter setzte sich dort auf einem Bänkchen des Kohlgartens nieder, und hütete mit wachsamen Augen und thätiger Hand ihre Kinderwelt, auf das der Lieblinge keinem etwas Böses wiederfahre, oder in den Geschäften des Hauses nicht irgend eine Lücke entstehe.

Kurt war oft ein Zeuge von Heinrichs Glück; manchmal besuchte er ihn nach vollbrachtem Tagewerk, oder wenn er ihn zu holen kam, oder nach Hause begleitete; dann sah er die Seligkeit geräuschvoller und stiller Liebe, und verweilte gern unter dem Dache des Nachbars oder im Freien unter dem Schatten seiner Linde. Heinrichs Knaben drängten sich dann um den guten Kurt, und zupften ihn an seinem Kleide oder stahlen ihm rückwärts die weiße Kappe vom Kopfe, oder zogen ihm leise die Angel aus der Tasche und versteckten sie ihm. Wenn er dann ihre Streiche merkte, stand er auf und jagte sie im Garten umher, bis sie baten: „O Kurt, laß uns jetzt gehn, wir wollen es nicht mehr thun!“

Gern weilte er unter diesen Kleinen: ihm selbst war die Wonne nicht geworden, Gatte zu seyn und Vater zu heißen. Einer alten immer kränkelnden Mutter wartete und pflegte er mit seiner Schwester, die nebst dieser Sorge auch die kleine Wirthschaft verwaltete. Kurt war ein guter Mensch und gegen die Gewohnheit seiner Art von Leuten hatte er ein fühlendes Herz; er ahnte wohl, wie glücklich Heinrich wäre, aber

zu Hause ließ er nie sich's merken, welche Lücke des schönen Seins er in seinem Herzen spüre. — Nur zuweilen entfloh ihm ein Seufzer aus der beklommenen Brust, oder es glänzte im melancholischen Blicke eine trübe flüchtige Thräne.

Eines Abends, als die Sonne längst schon am Lägerberge herunter war und des Mondes Viertel über der Gegend leuchtete, kam er zu Heinrich, der schon im ersten Schlummer lag und die Thüre verrammelt, die Lampe ausgelöscht hatte.

Er klopfte leise am Laden des Fensters an und bat: „er möchte mit kommen, die Lachse laichten stark und sie könnten diese Nacht einen reichen Fang thun." Heinrich küßte sein schlafendes Weib und stahl sich leise aus seiner Hütte, denn er wußte wohl, seine Marie hätte ihn nimmermehr so spät von ihrer Seite gelassen; nie durfte er ihr es sagen, wenns zum nächtlichen Lachsfange ging, denn sie zitterte über die Gefahr der Wellen in den Stunden der Finsterniß.

Heinrich und Kurt banden ihren Waldling *) oben an der Limmathburg los; — ihre Fackeln waren angezündet; sie rüsteten sich zum sichern Treffen der Lachse mit ihren Harpunen und stellten sich im kleinen Fahrzeug ins gehörige Gleichgewicht, damit kein Unfall ihr Leben gefährde.

Aber ein unbegreifliches Schicksal waltete über die edeln Freunde. — Kurt, ganz Auge auf sein Geschäft, Heinrich noch schlaftrunken, vergaßen der Aufmerksamkeit auf die Richtung des Kahns — und plötzlich — unwiderstehlich schnell — glitt er hinab über die Schwelle, in deren Tiefen sich die Wogen zum milchweissen Schaume wirbeln; das Schiffchen schlug um, und sie sanken hinab in die reißende Fluth. — Sie sanken hinab die Freunde, die, so getreu im Leben, auch vereint nun die rufende Stimme des Todes vernahmen.

Heinrich griff nach dem Kahn und klammerte hier mit aller Macht sich an. Zur Hälfte aus dem Wasser, sich an dem Kahn emporwindend, glaubte er seine Rettung nahe — aber, an einem seiner Füße ergriffen, fühlte er sich plötzlich von einer Last so geschwächt, daß alle seine Anstrengung nur zu dienen schien, ihm seinen Tod und die Angst, in welcher er schwebte, zehnfach zu erschweren und zu erhöhen.

Es war Kurt, der ihn am Fuße gepackt hatte, und schon halb todt seine letzten Kräfte sammelte, sich heraus zu helfen; er bat Heinrich ihm die Hand zu reichen, aber Heinrich, unsicher schwebend, konnte sie nicht von dem Kahn ziehen, ohne sich selbst zu verderben, denn erschöpft an Kräften schien er keinen Moment mehr aushalten zu können. Er rief laut um Hülfe, aber sein Schrei der Angst und Verzweiflung verhallte im Rauschen des tobenden Wassers — Niemand vernahm den Ton — die stille Nacht mit ihren bleichen Sternen war der einzige Zeuge dieses Jammers und Todeskampfes.

Kurt flehte und bat bei Gott und Maria und den Heiligen; — aber Heinrich, der sich nicht mehr halten konnte und seinen gewissen Tod vor Augen sah, wenn sein Freund ihn nicht fahren ließ, sprach: „Lieber Kurt! versuch' ich's Dich zu retten, so werden wir Beide umkommen! Bedenke, daß ich Vater von sechs Kindern bin, und daß mein Tod sie alle elend macht. — Du bist ledig, mit Dir stirbt kein ganzes Hauswesen ab! O ich bitte Dich, laß mich los; ich kann nicht mehr!"

Da sprach der Edle: „Heinrich! Du hast Recht; nur Eines bitt' ich Dich: sorge für meine Mutter und Schwester! Gott befohlen, drüben

*) Ein ganz kleiner Kahn, gewöhnlich nur von drei Brettern gebaut.

sehen wir uns wieder!" — Da ließ er ihn los und die kalten Wellen begruben ihn.

Nachdem Heinrich länger als eine Stunde in dieser Lage um Hülfe rief, ward seine Stimme gehört; mühsam wurde er gerettet; die Todesangst und die feuchte Nacht und die Nässe des Stroms, in welchem er mehr denn eine Stunde schwebte, machten, daß der Frost ihn schüttelte; — man trug ihn in die nächste Mühle, wo er auf ein weiches Bett gelegt wurde.

Aber es kam ein heftiges Fieber gegen den anbrechenden Morgen; — oft rief er im Wahnsinne: „Kurt! halte Dich nur fest!" Dann machte er Bewegungen mit der rechten Hand, als wollt' er nach Jemand greifen und seufzte mit tiefem Athem; — seine Linke hielt sich krafevoll an der Decke des Bettes, als hätt' er den Kahn gefaßt.

Wie das Fieber sich minderte und ein lichtvoller Augenblick für seine Seele kam, erzählte er der Müllerinn, was ihm begegnet sey — und fragte nach Kurt — „O schickt doch nach, sprach er einmal, vielleicht findet ihr ihn am untern Steg, — fangt ihn auf, sonst schwimmt er hinab gegen Baden; — dort, wo sich die Limmath unter dem Kloster Wettingen beugt, wo das siedende Wasser unter den Felsen sprudelt — könnten ihn die Felsen zerreißen. O Kurt, mein treuer Kurt!"

Allmählig ward er ruhig und ganz stille. Gegen Mittag schwebte ein sanftes Lächeln über seinem Munde und, wie wenn er Jemand die Hände drückte, zog er krampfhaft seine Rechte zusammen. Kurts Bild schien an seiner Seele vorüber zu ziehen — den sterbend bebte das Wort von seiner Lippe: „Kurt! da haben wir uns ja wieder.

Vierzehn Tage nachher ward ein Leichnam aus den Fluten gezogen; unfern der Ruine von Glanzenberg sah'n Hirtenknaben am Ufer die vom Wasser ausgeworfene Hülle des edlen Fischers. — Der Müller und seine Freunde ließen ihm ein Grab neben Heinrichs graben, und sie schlafen beisammen. —

Nur im Munde alter Väter und greiser Mütter dauert noch die Sage dieser Geschichte fort. Erzählt sie den Enkeln, auf daß die hehren Beispiele erhabner Tugenden — von Seelen geübt, die man gemeine nennt — wirksamer werden, unter den gerühmten Geistern unsrer gepriesenen Zeiten!

Aphorismen.

Die meisten Menschen schnitzen sich, meist ungeschickt genug, ein hölzernes Bild, setzen es auf ihren Altar, und beten es unter dem Namen der Wahrheit an. Vielen ist auch der roheste Klotz als Fetisch gut genug. Mögen sie doch! Wenn sie aber den anfeinden, der ihrem Götzendienste den Rücken kehrt, wenn sie ihn zwingen wollen, mit ihren Augen zu sehn, und da Achtung zu fühlen, wo sie verachten müssen; wenn sie wohl Gewalt brauchen, um den Andersgesinnten zu den Füssen ihres Fetisches zu treiben — dann fordern sie jedes rechtschaffene Herz zum Widerstand auf, damit der Menschheit nicht das heiligste Recht, das Recht freyer Prüfung und freyer Wahl, entrissen werde.

* * *

Die Grundlage aller Religion ist der Deismus, d. h. der Glaube an einen, durch die Vernunft dem Menschen geoffenbarten Gott. Dieser Glaube, ohne den es gar keine positive Religion geben könnte, geht nothwendiger Weise vor jeder positiven Religion voraus, und enthält

das Schema, nach welchem die größere oder geringere Vortreflichkeit jeder gegebenen Religion beurtheilt werden muß. Eine Religion, die sich von jener Grundlage ablößt, verirrt sich unfehlbar in Aberglauben, oft in Fanatismus und nicht selten in Wahnsinn.

* * *

Die Grundsätze der Selbstsucht, des Eigennutzes und der Genußgier, welche in der Nacht des Lebens die Leitsterne unzähliger Menschen sind, gleichen den tückischen Sinen, die dem verirrten Wanderer Hülfe bieten, ihn auf den Rücken nehmen, und endlich in einer Sandwüste abwerfen, wo er vor Durst und fern von menschlichem Troste verschmachtet.

* * *

Die Kluft zwischen Gott und dem Menschen ist so groß, daß der Mensch verzweifeln müßte, je zu dem Anschaun des Höchsten zu gelangen, wenn ihm Gott nicht entgegenkäme. Dieses geschieht, indem er sich in großen, frommen und reinen Seelen offenbart. Eine solche Offenbarung ist Christus gewesen. Mit Recht sagte dieser und eben in diesem Sinn; Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kömmt zum Vater als durch mich.

Der Kirchhof.

Hier im Schoße der Erd', hinabgesunken im Dunkel,
Lösen in flüchtigen Staub modernde Leichen sich auf.
Was für Verstorbene sind's? — Es nagt an befreundeter Menschen
Welkenden Hüllen der Wurm oder Verwesung. Gesehn
Hat dein Auge, geküßt dein Mund, dein Herz sie geliebet
Freudig, wie es sie jetzt sehnend noch liebet und still.
Oftmals nannten sie dich mit Benennung zärtlicher Freundschaft,
Führten dich an der Hand, reichten Geschenke dir dar,
Bildeten dir das Gemüth durch Red' und leuchtendes Beispiel!
Freuten sich deiner und ach! wünschten dir ferne den Tod,
Sie nun verbirget das Grab! sie hält die Fessel des Todes,
Der auch dein nicht verschont, wenn es das Schicksal geheut.
Schnell ist der Wechsel der Zeit und der Menschenschickungen. Siehe!
Wo du stehest, da stand einsam die Mutter auch einst,
Weilete, wandte den Blick bald nach der verlassenen Kirche,
Nach dem Erinnerungsstein bald der verwaisenden Gruft,
Welchen am Abend zuvor sie, selbst in blühender Schönheit,
Hatte mit flüchtiger Pracht blühender Kränze geschmückt;
Seufzete tief in der Brust, und verbarg die stürzenden Zähren,
Jetzo vermischt sich der Erd' auch ihr zerfallend Gebein.
Aber noch raget die Kirch' im Ernst ursprünglicher Würde,
Wo zur Unsterblichkeit einst wurde geweihet das Kind
Wo im dämmernden Licht des Geheimnisses ewiges Bündniß
Sie die Verklärte mir mit höherer Liebe verband.
Bläulich umfänget noch jetzt der Luft Gewölbe die Landschaft,
Segnend begrüßet die Sonn', freundlich die Menschen der Mond;
Lieblich geschmückt lacht heiter uns an im Sommer die Erde;
Berge des Herrn, ihr ruht, fest auf dem felsigen Grund!
Nordischer Strom, auch du rinnst noch aus ewigem Borne
Treu im vorigen Bett zwischen den Städten dahin,
Klar, laut rauschend und schnell. O! weile, du Wonne der Kindheit,
Daß noch Einmal ich mich spiegle in heiterer Flut!
Doch du fließest dahin in beständigen Wellengedränge;
Aber es bleibet der Strom dennoch der nämliche stets,
Bleibt, ob einige Zeit ihn gleich zwängt Winterbeschränkung.
Bleibt ein lebendiger Strom, rings nur von Schönheit umblüht.

Treschow Hauson.

Hierbey eine wöchentliche Beylage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves. d J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 81.

Bremen, Donnerstag den 9. October 1823.

Gestorben.

Den 27. Septb. Des Arb. Hinrich Meyerdircks Ehefrau, geb. Tute; 39 J., a. d. kleinen Krummenstraße Nro. 3.

Den 28. Septb. Der Arb. Friederich Frese 42 J., a. d. Hankenstraße Nro. 16.

Den 28. Septb. Des Kaufmanns Heising Friedr. Schellhaß Tochter, 9 T., Wachtstr. N. 29.

Den 28. Septb. Margaretha Mangels 56 J., im Krankenhause.

Den 29. Septb. Anna Margaretha Asendorff 18 J., des Feldwebels Herm. Hinr. Asendorff Tochter, Punkendeich Nro. 26.

Den 29. Septb. Des Arb. Johannes Straube Tochter, ½ J., a. d. Kaufmanns Mühlenkamp Nro. 13.

Den 29. Septb. Des Arb. Franz Hinr. Meder Ehefrau, geb. Vogel; 68 J., a. d. gr. Krummenstr. Nro. 23.

Den 30 Septb. Der Dienstmagd Christina Dewall Tochter, 1½ J., a. d. Schnoor Nro. 37.

Den 30. Septb. Der Margaretha Lampe Sohn, 11 W., Buntenthorsteinweg Nro. 2.

Den 30. Septb. Der Korbmacher Hinr. Wulff 40 J., im Krankenhause.

Den 1. October. Des Schullehrers Joh. Herm. Meyer Tochter, 5½ J., a. d. Hankenstr. Nro. 9.

Den 1. October. Des Armenvoigts Joachim Daniel Stutz Tochter; 6 T., a. d. Kirchenstraße, Neustadt.

Den 2. October. Des weyland Organisten zu St. Ansgarii Herm. Nordmanns Wittwe, geb. Schütten; 79 J.

Den 2. October. Des Hufschmidts Max Hinr. Rose Tochter, ¾ J., a. d. Kupferschlägersgang Nro. 11.

Den 2. October. Der Mascopträger Simon Hinr. Surhoff, 44 J., a. d. Wichelburg.

Den 2. October. Der Windmüller Joh. Jacob Glander 48 J., a. d. Häsen.

Den 2. October. Des Arb. Johann Christian Bolte Ehefrau, geb. Habicht; 46 J., a. d. Krankenhause.

Den 2. October. Des abwesenden Kaufmanns Joh. Friedr. Kaufmann Sohn, 10¾ J., a. d. Michaeli Kirchhoff.

Den 2. October. Der Handlungsgehülfe Carl Gottf. Petersen 25. J., a. d. Grünenst. N. 54.

Den 3. October. Der Baumseidenmacher Diederich Krack 47 J., a. d. Faulenstr. Nr. 3.

Den 3. October. Des Straßenmachers Johann Christoph Ahrens Sohn, ¼ J., am Buntenthorsteinweg Nro. 38.

Den 3. October. Des Arb. Johann Stratmeyer Wittwe, geb. Köster; 69 J. a. d. Krankenhause.

Den 4. October. Des Schuhmachers Johann Christ. Goebel S. 8 T., a. d. Süderst. N. 25.

Den 4. October. Des Arb. Albert Wilh. Wiese Sohn, 17 J., am Buntenthorsteinw. N. 18.

Geburten.

Den 22. Septb. Des Arb. Franz Cardell Ehef., geb. Henne; a. d. Spiekerbarstr, Nro. 1, von einem Mädchen.

Den 26. Septb. Des Arb. Joh. Conr. Christ. Klesieck Ehefr., geb. Rebecca Lampe; a. d. kl. Hundestr. Nro. 13, von einem Mädch.

Den 27. Septb. Des Kaufmanns Joh. Carl Brandorff Ehefr., geb. Goertz; a. d. Stavendamm, von einem Knaben.

Den 27. Septb. Des Kunstdrechslers Martin Claussen Ehefrau, geb. Salle; a. d. Marterburg Nro. 12, von einem Knaben.

Den 27. Septb. Des Arb. Hinr. Klinge Ehef., geb. Döhlen; a. d. Brautstr. Nro. 28, von einem Mädchen.

Den 27. Septb. Des Kaufmanns Hinr. Barnstorff Ehefrau, geb. Krack; a. d. Obernstr. Nro. 19, von einem Mädchen.

Den 27. Septb. Des Fuhrmanns Joh. Hinr. Röpken Ehefrau, geb. Mangels; Molkenstr. Nro. 16, von einem Knaben,

Den 28. Septb. Des Kaufmanns Diederich Wilckens Ehefrau, geb. Kahrweg; a. d. Waagestraße Nro. 2, von einem Mädchen.

Den 28. Septb. Des Höckers Herm. Hensemann Ehef., geb. Ahlers; a. d. Grafenstr. N. 31, von einem Mädchen.

Den 28. Septb. Des Matrosen Bernh. Lagemann Ehefrau, geb. Meyer; a. d. Rövekamp Nro. 12, von einem Mädchen.

Den 28. Septb. Des Schuhmachers Johann Christian Goebel Ehefrau, geb. Adelstein; a. d. Süderstr., von einem Knaben.

Den 29. Septb. Des Klempeners Gottl. Frieder. Resag Ehefrau, geb. Nowohl; am Wegesende Nro. 24, von einem Mädchen.

Den 29. Septb. Des Amtsfischers Jacob Rohde Ehef., geb. de Jung; a. d. Großenstraße von einem Knaben.

Den 29. Septb. Des Weinhändl. Albert. Wilh. Detken Ehefrau, geb. Holtje; a. d. Sögestr. von einem Mädchen.

Den 29. Septb. Des Arb. Anton Vetter Ehefr., geb. Schwerdfeger; a. d. Bleicherstr. Nro. 41, von einem Knaben.

Den 29. Septb. Des Arb. Herm. Tietjen Ehefr., geb. Falke; zu Hastedt, von einem Mädch.

Den 29. Septb. Des Arb. Johann Cord Bruns Ehefrau, geb. Fruchtenicht, a. d. Hohenthorstr. Nro. 19, von einem Mädchen.

Den 30. Septb. Des Schuhmachers Christian Schnaar Ehefrau, geb. Beller; am Steinern Kreuz Nro. 3, von einem Mädchen.

Den 30. Septb. Des Arb. Heinrich Friederich Heimschemeier Ehefrau, geb. Brunken; a. d. Hasenstraße Nro. 4, von einem Mädch.

Den 1. October. Des Schuhm. Jacob Kohlmann Ehefrau, geb. Schierloh; zu Hastedt, von einem Knaben.

Den 1. October. Des Schullehrers Arend Georg Ludewig Halenbeck Ehefr., geb. Köster; a. d. Gartenstr. Nro. 21, von einem Knaben.

Den 2. October. Des Segelmachers Hinrich Wilhelm Bartling Ehefrau, geb. Rickhoff; a. d. kl. Rosenst. N. 18, von einem Mädchen.

Den 2. October. Des Schenkwirths Johann Conrad Blume Ehefrau, geb. Meyers; a. d. Wasserlöse Nro. 82, von einem Mädchen.

Ein uneheliches Kind.

Copulirt sind.

Der Handlungsdiener Theodor Ernst Hirschbein aus Hatten, mit Maria Catharina Elisabeth Stünckel, von hier.

Der Schuhmacher Carl Wilhelm Brand aus Hattendorff, mit Maria Anna Deppe, von Diepholtz.

Der Schneider Cord Heinrich Brauns aus Riede, mit Maria Elisabeth Schlage von hier.

Der Arb. Joh. Hinr. Ameling von hier, mit Margaretha Neuhaus, von Osterholz.

Der Arb. Henr. Herm. Huß von hier, mit Catharina Adelheid Horstmann, aus Brinkum.

Der Kupferschmidt Johann Philipp Bobart aus Rietberg, mit Johann Neschers Wittwe, geb Koken.

Der Müller Johann Eberhard mit Johann Heinrich Müller Wittwe, geb. Kauffmann, von hier.

Der Tonnenmacher Statius Kehrmann, mit Erneſtine Catharine Bohm, beide von hier,

Der Strohhutfabrikant Arnold Tegeler, mit Margaretha Mandels, beide von hier.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 82.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 12. Oktober 1823.

Uns gebe die Erinnrung schöner Zeit
Zu frischem Heldenlaufe neue Kraft.
Goethe.

Erinnerungen.

Als ich noch war ein stolzer Knabe
Und noch an meinen Spielen hing,
Noch jauchzte bei der Weihnachtsgabe
Und nur nach Kameraden ging;
Da war der Frohsinn meine Habe.

Als ich mit christlich reinem Streben
Zum Altar trat am Ostertag,
Des Priesters Hand wie ew'ges Leben
Auf meinem Haupte segnend lag;
Da hab ich Gott mich hingegeben.

Und als sein Rathschluß meinem Herzen
Die ersten tiefen Wunden schlug,
Dem Vater brannten Leichenkerzen,
Die Mutter man zu Grabe trug;
Da stand ich unter meinen Schmerzen.

Und als das Jägerhorn erklungen
Und von ergrimmter Faust das Schwert
Auf Feindeshäupter ward geschwungen,
Und so es galt um deutschen Werth;
Da hab ich kräftig mitgerungen.

Und als nach manchem wilden Tanze
Von Feindesland ich Abschied nahm,
Und nun die Schaar im Siegesglanze
Zur trauten Heimath wiederkam;
Da ging auch ich mit einem Kranze.

Und als die Höh'n mit Feuerzungen
Gedachten an die Völkerschlacht,
Und weil der Boden frey gerungen,
Das Danklied schallte durch die Nacht;
Da hab ich laut auch mitgesungen.

Und wenn in abendlicher Stunde
Ich unter trauten Freunden saß,
Und beym Gesang in voller Runde
Der Lieb' und Treue galt das Glas;
Hing es auch fest an meinem Munde.

Und wie es sich auch mag gestalten,
Ich trag ein Herz in meiner Brust,
Und wie das Schicksal auch mag walten,
Es fördre Trauer oder Lust;
So will ich immer so es halten.

Karl Breidenstein.

Der Student.

(Basrelief aus der Geschichte des dreißigjährigen Krieges.)

Zwölf Jahre, in welcher die Kriegsfurie ihre Geißel über das ganze nördliche Deutschland unheilbringend geschwungen, waren langsam vergangen, ohne daß das blühende Sachsenland die Schreckniss eines Glaubens-Krieges anders, als durch das Beispiel der Nachbar-Staaten kennen gelernt hatte. Magdeburgs Fall und seine greuelvolle Zerstörung hatte alle Gemüther bewegt, und nur der Glaube an Johann Georgs Festigkeit und Weisheit konnte die Furcht vor einem ähnlichen Schicksal aus den Seelen der Menge entfernt halten. — Da geschah es, daß in den letzten Tagen des Monats August 1631 die schreckliche Nachricht sich in Leipzig verbreitete, Tilly, der gefürchtete Führer des Heers der Ligue, sey aus seinem festen Lager bei Wolmirstädt — in Folge der Weigerung des Churfürsten, sein Heer zu entlassen, und sein Land den kaiserlichen Truppen zu öffnen — aufgebrochen, rücke in Eilmärschen gegen Halle vor, und werde sich von da nach Leipzig wenden. Die Einnahme von Halle und die Gerüchte von den fürchterlichen Verwüstungen, welche das kaiserliche Heer bei seinem Durchzuge überall ausübte, verbreitete Furcht unter Allen denen, die bei einer Belagerung noch etwas Anderes als ihr Leben glaubten verlieren zu können, und nur in wenigen Bürgern der volkreichen Stadt entstand ein Gedanke muthiger Gegenwehr. Hans von der Pforta, der Commandant von Leipzig, war entschlossen, die ihm anvertraute Stadt, in Hoffnung baldigen Entsatzes, kühn zu vertheidigen; die Besatzung Leipzigs war jedoch sehr schwach, und obgleich die bewaffnete Bürgerschaft und die Studenten Theil an der Vertheidigung nahmen, so mußte doch, der schlecht angelegten und übel unterhaltenen Werke wegen, welche jeden ferneren Widerstand gegen Tilly's Geschütz und Schaaren unmöglich machten, die Stadt am 5ten September übergeben werden.

Unter den wenigen Studirenden, welche das Schwerdt zur Vertheidigung der Penaten nicht ergriffen hatten, befand sich auch Gerhardt Schwind, Student der Rechte, ein Sohn des Churmainzischen Rathes und Commissarius Herrn Lizenziaten Adam Schwind zu Erfurt. In der römisch-katholischen Glaubenslehre erzogen, und voll glühenden Eifers für die Rechte und Satzungen seiner Kirche, war er ein eifriger Gegner des Lutherthums; und nur der feste Wille seines Vaters hielt ihn in den Mauern des ketzerischen Leipzigs. Es konnte nicht fehlen, daß seine Intoleranz, verbunden mit einer heftigen und höchst leidenschaftlichen Gemüthsart, ihn in manchen bösen Handel verwickelte; da er jedoch kühn und beharrlich war, auch die Klinge wohl zu führen verstand, so fürchteten ihn die Meisten und die Besseren achteten seine Kraft. So kam es, daß er fast allein stand in der belebten Stadt und das Burschenwesen ihm fast fremd geworden war. Der Wunsch, als Doktor der Rechte in wenigen Monaten den verhaßten Aufenthalt verlassen zu können, drängte ihn, sich noch eifriger den Wissenschaften hin zu geben, als es sonst wohl geschehen wäre; aber nicht verhehlen mochte er es sich, daß, neben dem Doktor-Hute, die

Myrtenkrone in dem Haar seiner schönen Base es war, welche ihn fest hielt an seinem Studium.

In dem Heere Tilly's sah er das Mittel zur Wiederherstellung der Allgewalt der Kirche und der Herrschaft des alleinseligmachenden Glaubens. Wie hätte sein Arm ein Werkzeug werden können, diese zu hemmen? — Die kurze Zeit der Belagerung verging für ihn unter heißen Gebeten für die Waffen der Kirche, und sein Gebet glaubte er erhört, als Leipzig überging. Sein Herz klopfte vor Entzücken, und er konnte dem Drange nicht widerstehn, sich in das bunte Treiben der fremden Krieger zu mischen. Mit hoher Freude sah er den Muth und die Zuversicht des Sieges in den Blicken der Streiter der Kirche glühen, als die Nachricht sich verbreitete, der Schweden-König sey mit seinem Heer in Anmarsch, und Tilly werde schlagen. Kanonendonner weckte ihn am 7ten September. So nahe hatte er die Entscheidung nicht erwartet; der gestrige Abend verstrich ihm unter hartem Kampfe mit sich selber, ob er nicht auch das Schwerdt ergreifen und für seinen Glauben streiten solle. Er hatte sich entschieden; heute wollte er sich von Allem los machen, was ihn an Leipzig band, und dann den Fahnen kaiserlicher Majestät folgen. In banger Erwartung, die nie fehlt, wo eine große Entscheidung naht, selbst wenn die Hoffnung am stärksten ist, verging der Tag. Jeder Hauch des Windes führte den Donner des Geschützes, das Getöse des Musketenfeuers herüber. Vom Wall und von den Thürmen schauten Leipzigs Bürger bang und erwartungsvoll auf das Getümmel, die Staub- und Dampfwolken der Schlacht, aber es ließ sich nichts unterscheiden. Verwundete brachten endlich die Nachricht vom Sieg der Kaiserlichen und Gerhardt's Hoffnung stieg zur triumphirenden Gewißheit. Da strömten plötzlich Flüchtlinge gegen die Stadt. „Alles ist verloren! Tilly, Pappenheim verwundet, Alles erschlagen, gefangen oder fliehend!“ — Dahin schwanden jene schönen Hoffnungen, und je lebhafter sie waren, um so trostloser war Gerhardt's Zustand. Am 8ten September war Leipzig wieder von Sachsen besetzt; der Churfürst selber zog an der Spitze seiner Truppen ein.

Gerhardt's Stimmung war in den nächstfolgenden Wochen eine dumpfe schmerzliche Betäubung, welche allmählich sich in Zweifeln auflöste, die sein Gemüth quälten und die Ruhe von seinem Lager scheuchten. Von Jugend auf gewohnt, in jeder außerordentlichen Begebenheit den Finger Gottes zu sehen, mußten die Ereignisse der letzten Zeit ihm auch als ein unmittelbares göttliches Walten, als ein Strafgericht des Himmels erscheinen, über die gesammte katholische Christenheit verhängt, um sie für die Lauheit zu züchtigen, mit welcher sie, seiner Ansicht nach, von Anbeginn in dieser hochwichtigen Sache zu Werke gegangen war. Die Folgen der unglücklichen Schlacht waren indeß für diese Sache selbst so unberechenbar, daß er doch die Zweifel nicht ganz zu unterdrücken vermochte, welche gegen jene ihm anerzogene Glaubens-Ansichten sich jetzt in seinem Herzen erheben mußten. Diese zu scheuchen, besuchte er eines Abends Auerbachs Keller. Von aller Gesellschaft abgesondert, einen Schoppen Rheinwein trinkend, saß er in einer Ecke, als mehrere sächsische Offiziere eintraten und sich in seiner Nähe setzten. Jedes Wort ihres muntern Gesprächs, dessen Inhalt natürlich die Schlacht und die überstandenen Gefahren ausfüllten und dessen Fröhlichkeit vom Weine noch erhöht wurde, durchschnitt auf schmerzhafte Weise sein Inneres, als plötzlich noch ein sächsischer Offizier in den Saal trat, von dem jubelnden Zuruf der Andern als eine unerwartete Erschei-

nung bewillkommnet. Es war eine kräftige Gestalt, welcher der freundliche Blick, der hellblonde Bart, der das hochrothe Gesicht grell abstechend umleuchtete, einen eigenen Ausdruck von Frohsinn und Gutmüthigkeit gaben. Die Kameraden begrüßten ihn mit einstimmiger Fröhlichkeit, die Gläser klangen hell an einander, und Gerhardt vernahm bald aus ihrem Gespräch, daß der Hinzugekommene, v. Dieskau mit Namen, Hauptmann der churfürstlichen Leibwache sey, und von Halle komme, wohin er den Churfürsten hatte geleiten müssen. — Das Gespräch durchlief die Tages-Begebenheiten, weilte bei den Leistungen und Erfahrungen der Einzelnen und ging dann zu den politischen Constellationen über, in deren Erwägung Dieskau das Glas erhob und den Trinkspruch ausbrachte: „Auf den schnellen Fall des alten Erfurt, der Metze, die auf beiden Achseln trägt! — denn dahin möchte wohl unser Marsch zuvörderst gehen, wenn ich den Brief recht errathen habe, den ich heut an Arnim übergab!"

Doch ehe noch die Gläser an die Lippen gesetzt wurden, stand Gerhardt vor dem Hauptmann, dessen gefülltes Glas zerbrochen am Boden lag. „Der Teufel gesegne Euch den Trunk, Ihr wüster Gesell!" schrie er ihm wüthend zu; „die alte Metze ist meine Mutter, und Euer Blut soll ihre Ehre wieder rein waschen!" — „Oder das Eure!" sprach gelassen der Hauptmann; „wie es Fortuna entscheiden wird; Ihr trefft mich morgen früh um sechs Uhr unter dem Wall am Ranstätter Thor, und bis dahin seyd nur ruhig, junger Herr, und gebt, zu, daß wir unsern Wein in Frieden genießen!"

Gerhardt schämte sich fast seiner Hitze; aber es war, als ob er mit dieser raschen Handlung die Fesseln gesprengt fühlte, welche seine Kraft bis dahin gelähmt hatten; er erhob sich wiedermuthig und freudig.

Spät am Abend trat eilig einer der Vorsteher der Leipziger Burschenschaft, und Gerhardt's Glaubensgenosse, in dessen düsteres Gemach, welches dieser, verlegen, sich ohne gebräuchlichen Sekundanten schlagen zu müssen — denn keiner seiner wenigen Bekannten hatte in diesem mißlichen Streit ein solches Amt übernehmen wollen — mit großem Schritt auf und ab maß. „Ihr müßt fort, eilig fort!" sagte der Eintretende — „Euer Streit ist dem Commandanten verrathen; der Dieskau ist schon verhaftet, Gleiches steht Euch bevor, wenn Ihr nicht schnell Euch entfernt. Daß Ihr dem Dieskau an's Leben wolltet, hätte wohl nicht viel zu sagen gehabt, aber seine und Eure Aeußerungen über Erfurt, die haben Bedenklichkeiten erregt!" — Gerhardt war lange in Zweifel, ob er dieser Aufforderung Folge leisten solle oder nicht; als aber der Student Gruner, sein Hausgenosse, ihm die bestätigende Nachricht brachte, daß er von sächsischen Musketieren gesucht werde, da entschloß er sich zur Flucht. Der Student wußte Mittel, ihn aus dem Thore zu schaffen, und, den Stoßdegen unter dem Arm, wanderte er unaufgehalten die ganze Nacht über fort, und erreichte wohlbehalten in der Frühe des Morgens Naumburg.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Nothwendigkeit in den menschlichen Angelegenheiten.

Alles hat seine Zeit und alle Anstrengungen der Menschen vermögen nichts gegen das, was durch die Natur und die Vernunft in die Wirklichkeit einzutreten bestimmt ist. Das Völker mündig werden, daß sie einen geregelten politi-

schen Zustand verlangen, ist eben so nothwendig, als daß alles, vermöge der Schwerkrafe, nach dem Mittelpunkte der Erde zu sinkt. In der physischen und moralischen Welt herrscht dieselbe Nothwendigkeit der Dinge und Menschen können nicht die Zeit aufhalten, wo das Recht die Herrschaft erlangt.

Die Zeit hat die Menschen aufgeklärter gemacht, die Noth hat sie auf die Gebrechen hin gewiesen, woran so viele Einrichtungen leiden, und die Vernunft drängt und treibt jeden, daß er das Seinige zum Besserwerden in der Welt beitrage. Nichts kann stehen bleiben; alles wird fortgestoßen, was nicht von freien Stücken den Geboten der Pflicht gehorcht, und die Umstände bewirken, was der Wille der Menschen nicht immer auszuführen Lust hat.

Die Kenntnisse der Menschen vereinfachen sich; die Wissenschaften werden von dem Unnützen gesäubert; die Gewerbe haben immer das Zweckmäßige vor Augen, die politischen Einrichtungen streben kräftiger nach dem Ziele, das sie beabsichtigen und der Mensch prägt sich immer tiefer die Zwecke ein, um deren willen er da ist. Wie sollte nun das nicht geschehen, was Allen frommt und das Ganze erhält? Warum wollte man an dem Besserwerden in der Welt verzagen? Die Pflicht, als die moralische Nothwendigkeit, und die Natur, als die physische, ziehen Menschen und Völker selbst wider Willen mit fort und die Bestimmung ihres Daseyns wird erreicht werden, ob sie auch schon oft fehlen und nicht immer Neigung zur muthigen Bekämpfung jedes Bösen und Unrechts, jeder Thorheit und jeder Unzweckmäßigkeit, haben sollten.

Unsere Zeit hat der Hindernisse des Guten viel zu besiegen, aber es lebt auch eine Kraft in ihr, welche sicherlich dem Guten die Herrschaft verschaffen wird. Nur nicht verzagt: Der Schein trügt nirgends mehr, als bei der Uebermacht des Unrechts und der Unklugheit. Es kann das nicht ausbleiben, was allen tief ins Herz geschrieben ist. Hat man hier und da auch wenig Geneigtheit, bessere Einrichtungen zu treffen; die göttliche Vorsehung wird sich, wie immer, auch selbst dem stumpfen Auge offenbaren.

In der Natur geht alles zu seiner Bestimmung vorwärts; alles will etwas anderes und etwas besseres seyn, und die göttliche Weisheit hat jedem sein Ziel in der Zukunft zu seiner Veredlung gesteckt, und warum sollte der Mensch — ihr schönstes Werk — immer eine Beute der Unwissenheit, der Thorheit und des Unrechts bleiben? Die Gerechtigkeit wird auf Erden so verwaltet werden, wie es den Anforderungen der Vernunft gemäß ist. Keiner wird sich länger der Schmach hingegeben, ein Knecht der Ungerechtigkeit und ein Raub des Unverstandes zu seyn. Alle werden sich bestreben, ihr Leben durch die Weisheit und Tugend zu verherrlichen.

---

* Ein bewährtes Mittel gegen das erbliche Podagra.

Ein Bremer Kaufmann W. reis'te in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach London, und fragte dort einen der berühmtesten Aerzte; ob er ihm ein Mittel zur Vorbeugung des in seiner Familie erblichen Podagras verschreiben könne? Der Arzt bejah'te diese Frage; forderte jedoch vorab 6 Guineen: W. zahlte diese, und nun schrieb jener mit einem feyerlichen Ernst auf einem großen Bogen, wie es dort damals üblich war, das Recept: **Mache täglich einen Spaziergang von wenigstens Einer Stunde:** W. welcher diesen einfachen, aber

theuer bezahlten Rath unausgesetzt befolgte, erreichte bey vollkommner Gesundheit ein achtzigjähriges Alter; ohne jemals auch nur den leisesten Anfall von Podagra gespürt zu haben: So war er durch die Kostbarkeit dieses sonst vielleicht nicht geachteten und verschmäh'ten Mittels der erblichen Krankheit entgangen, deren Opfer er wahrscheinlich ebenso, wie seine Voreltern würde geworden seyn, wenn nicht die sechs Guineen ihm den ersten und kräftigen Anstoß zu seinen 50 Jahre fortgesetzten täglichen Spaziergängen gegeben hätten.

Anekdoten von Napoleon.

Ludwig XVIII. und Fouché.

Nachdem Ludwig XVIII. mancherlei Veränderungen in der Armee, in der Civilverwaltung und fast in allen Zweigen der Regierung gemacht hatte und fand, daß sich ein allgemeines Geschrei über die Verletzung seiner Versprechungen erhob und daß er von seinen Ministern, besonders von den Herrn von Blacas, von Montesquiou und andern schlecht berathen werde, ließ er Fouché, Herzog von Otranto zu sich kommen, um ihn um seine Meinung zu befragen. „Herr Fouché," redete ihn der König an, „ich weiß, daß Sie ein Mann von großer Geschicklichkeit sind; daß Frankreich niemand besser kennt und daß nie jemand die Polizei mit mehr Kraft verwaltet hat als Sie, sagen Sie mir aufrichtig, was glauben Sie, daß ich für ein Regierungssystem zu befolgen habe?" — „Sire!" erwiderte Fouché, „ich bin der Meinung, Eure Majestät hätten weiter nichts verändern sollen, als die Bettücher des Kaisers." —

Treffende Frage.

Während Bonaparte noch erster Consul war, unterhielt sich einst Frau von Stael mit ihm und gab ihm den Rath, zur Sicherheit Frankreichs eine Menge kleine Republiken um dasselbe her zu errichten.

Napoleon hörte sie ganz ruhig an und fragte sie sogleich, als sie ausgeredet hatte: „stillen Sie Ihre Kinder selbst?"

Frau von Stael war wie vom Donner gerührt, schwieg und gab ihm weiter keine politischen Rathschläge.

Als Napoleon im Jahr 1804 durch Belgien reis'te und in einer der Städte, welche er besuchte, eine Armeedivision musterte, trat ein Soldat vom vierten Infanterieregimente vor und redete ihn folgendermaßen an: „General! Im fünften Jahre der französischen Republik, als wir uns im Thale von Bassano befanden, theilte ich meine Brodportion mit Ihnen, weil Sie sehr hungrig waren; vielleicht haben Sie dies vergessen. Ich bitte Sie dafür um Brod für meinen Vater, der alt und schwach ist. Ich habe im Dienste fünf Wunden erhalten und bin zum Korporal und Sergeanten auf dem Schlachtfelde ernannt worden. Ich hoffe bei der ersten Erledigung zum Lieutenant ernannt zu werden."

Napoleon erinnerte sich noch des Soldaten und erfüllte auf der Stelle seine beiden Gesuche.

Napoleon im letzten Augenblicke seines Lebens.

Als Napoleon fühlte, daß er sich seinem Ende näherte, sagte er zu den Umstehenden: „Freunde! Ich werde nun bald diese Welt ver-

lassen; ich fühle, daß sich mir der Tod nähert." Zum Kammerdiener sagte er: „ziehe mir meine Generalsuniform an, und wenn ihr, Freunde! mich liebt, so haltet mich aufrecht (er saß auf einem Canapee,) und laßt mich stehend sterben. Vespasian starb auch so; seine Freunde hielten ihn aufrecht stehend."

Der General Bonaparte und der gemeine Soldat.

Als sich Bonaparte als Obergeneral der italienischen Armee zu Montebello befand, übergab ihm ein Husar in dem Augenblicke einen Brief, wo er zu Pferde steigen und auf die Jagd reiten wollte. Der General öffnet den Brief, schreibt eine Antwort, übergiebt sie dem Husaren und fordert ihn auf, sie sobald als möglich zu überreichen. „Dies ist auch mein Wunsch, versetzte der Letztere, aber ich bin so schnell geritten, daß mein Pferd halb todt ist." — „Wenn dies der Fall ist, so kannst du hier das meinige nehmen," antwortete Bonaparte. Der Soldat schien Umstände machen zu wollen. „Greif zu, Camerad! rief Bonaparte; es könnte besser sein; mein Reitzeug ist freilich schöner als das Deinige, allein ich denke, für einen französischen Soldaten ist nichts zu schön."

---

* Wunsch.

Es ist schon einmal in diesem Blatte geklagt, daß die Jugend bis auf einen Platz von unserm Walle mit ihren frohen, unschuldigen Spielen verbannt ist. — Für den Ostheil der Stadt gab die Natur dafür einen Ersatz in der großen Sandbank, nahe dem alten Walle, und treflich wurde sie von ihr dazu benutzt. Aber auch dieses Glück sollte von kurzer Dauer seyn. Eine Wache wurde auf den Eisberg gestellt, um für die Nacht Schleichhändlern und Sperrumgehern den Weg zu hemmen. — Aus Irrthum — denn was könnte es anders seyn? — dehnt indeß der Posten dies Passage-Verbot auch auf die Kinder aus, welche lediglich zum Spielen die Sandbank bey Tage besuchten, und wird von diesem Irrthume nicht zurückkommen, wenn die respektive Behörde ihn nicht hebt und jenen Besuch für erlaubt erklärt. Möchte dies denn bald zur unbeschreiblich großen Freude der Kleinen geschehen! —

Miscellen.

Agasikles fragte, als man mit ihm von einer Leibwache sprach: „braucht denn der Vater eine Wache gegen seine Kinder?"

Der Kaiser Vespasianus sagt, niemand solle traurend von einem Fürsten hinweg gehen.

Gordianus nannte den Fürsten unglücklich, dem die Wahrheit verborgen werde.

Das Gute ist oft schwer, aber auch ehrenvoll.

Sonst nannte man die Gnade die Schutzwehr der Könige, jetzt aber sieht man die Gerechtigkeit dafür an und dies mit Recht, weil das Recht das Höchste und Nützlichste für den Staat ist.

Heinrich der Vogler hatte den Wahlspruch, langsam beim Strafen, aber schnell beim Belohnen zu seyn.

Rudolph von Habsburg sagte, es sey besser gut regieren, als das Reich erweitern.

Wahrheit.

Vergebens trauerst Du über das Gute, das, wie Du wähnest, untergegangen und vernichtet ist. Es geht nichts unter und es wird nichts vernichtet, das werth ist zu leben. Stoße die Wahrheit bis in den Grund des Meeres hinab; sie arbeitet sich doch wieder herauf, und erscheint dann meist geläuterter und schöner. Wie arg sie auch der Blödsinn verkennen, oder wie tief er sie in die Erde vergraben mag, immer entgeht ihm ihre göttliche Kraft, und immer bietet sie der Menschheit, die sie mit unerschütterlicher Treue liebt, von neuem ihre Blüthen und Früchte dar. Geht man die Geschichte des menschlichen Geistes, das heißt seiner Meinungen und Ueberzeugungen, durch, so sollte man fast meinen, daß der Gottheit die zufällige Verbreitung des Wahren angenehmer sey, als die methodische; oder, um besser zu sagen, sie will, daß sie sich den Menschen frey und ohne Zwang anbiete, und von ihnen in freyer Liebe umfaßt werde. Es hat nie an Menschen gefehlt, die der Wahrheit, oder dem, was ihnen Wahrheit schien, ihren Arm und ihr Schwerdt anboten; sie erzwangen auch wohl eine Art von Ehe mit ihr, aber diese Ehe trug keine Frucht. Es war eben, als ob sie einen Wald pflanzten, wo jeder Baum von dem Pfahle der Gewalt gehalten wurde; aber keine Wurzel trieb in den Boden, und da sich der Sturm erhob, lag Alles danieder. Auch Früchte waren daran gebunden, glänzend und lieblich anzusehn; aber sie fielen faul herab, und dann erst stieg vielleicht aus diesem und jenem frey gewordenen Saamenkorne, wo man es nicht vermuthend war, ein frischer, kräftiger Schoß empor. Wie oft ist ein flüchtiges Wort, zur guten Stunde gesprochen, in die Tiefen eines Herzens gedrungen, das früher keiner Lehre zugänglich war; wie oft hat ein anderes eine Welt von Gedanken erzeugt, und den hellen Tag der Erkenntniß in der Finsterniß angezündet? Du thust besser und frömmer, diesen Zufall, welchen die göttliche Weisheit regiert, in Demuth anzubeten, als Deine Wahrheit den Menschen aufzudringen. Jede Gewalt ist hier sündhaft, ja, die größte der Sünden gegen den freyen Geist. Nur was sich frey gestaltet, erfreut sich der Dauer. Darum sind diejenigen die grausamsten Feinde der Wahrheit, die ihren Acker mit dem Schwerdt pflügen, und sich selbst an das Joch der Gewalt fesseln; und mit welchen Titeln und Würden sie sich auch schmücken mögen, sie sind jenem Tyrannen gleich zu setzen, der in seinem ehernen Stier jede wehklagende Stimme in einen Lobgesang umzuwandeln verstand.

---

* Charade von vier Sylben.

Geh auf den Markt, mein liebes Weibchen,
Und kauf' der ersten Sylben, zwey;
Auch allenfalls ein Dutzend Täubchen,
Und wild Geflügel auch dabey.
Wann dann zum grossen Bund der Christen,
Der Knabe morgen ist geweiht:
Sollst du dich auch als Köchinn brüsten,
Wie keine war, wohl weit und breit. —

Als in den Letzten Frankreichs Geyer,
Von Rußlands Boden ward verbannt:
Bezahlt der Corsikaner theuer,
Den Uebermuth im fremden Land;
Wie hätte mancher da das Ganze
Wohl gern erfaßt, wie's der ergreift,
Dem Zugluft hinter sich'rer Schanze,
Unsanft die Heldenstirn umpfeift.

E. Reindahl.

Auflösung des Räthsels in Nro. 80.

Carl Maria von Weber.

A. Daeves. d J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönßen.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 83.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 16. Oktober 1823.

Suchst du den Frieden? —
Die Erde hat ihn nicht!
Blumen hat sie, die vergehen,
Lüfte hat sie, die verwehen,
Nächte hat sie ohne Licht.
Suchst du den Frieden? —
Die Erde hat ihn nicht.

Schreiber.

Sehnsucht nach Ruhe.

O! endet nie dieß wilde Treiben,
Dieß Drängen ohne Ruh' und Rast?
Ach! kann der Mensch denn nirgend bleiben,
Und weilt nur als ein flücht'ger Gast?

Kaum, daß wir das Ersehnte fassen,
Und uns ein theu'res Gut erfreut,
So müssen wir es wieder lassen,
In Morgen wandelt sich das Heut.

Vergebens, daß der Freundschaft Bande,
Der Liebe Glück uns zu sich zieh'n!
Wir müssen fort von Land zu Lande,
Und selber, was wir lieben flieh'n.

Wie ladt mit freundlich holden Blicken
Uns Alles doch zum Bleiben ein!
Im dunkeln Wald der Bäume Nicken,
Auf Auen lichter Blumen Schein.

Hier prächt'ger Städte bunt' Gedränge,
Und was der Geist, die Kunst gewährt;
Dort in des Thales stiller Enge
Ein ruh'ges Glück am eig'nen Heerd.

Und zu dem schönen, trauten Orte,
Zu jener Fenster schimmernd Licht,
Zu jener gastlich offnen Pforte
Lockt wohl ein liebliches Gesicht;

Und holder Augen sanfte Bitte,
Und zarter Arme starkes Band,
Sie hemmen wohl die raschen Schritte
Mit Träumen von der Heimath Land.

Doch bald ist jeder Traum verschwunden,
Und neu der alte Drang erwacht;
Noch ist die Heimath nicht gefunden,
Fort treibt es uns durch Sturm und Nacht.

Was ist's nur, was so mächtig dränget,
Vom süßesten Besitz uns reißt?

Hat dieß der Himmel uns verhänget?
Wie? Oder ist's ein böser Geist?

Wohin denn geht dieß ew'ge Streben?
Und dieß Verlangen, das nie schweigt?
Wird ihm Befried'gung nie gegeben?
Und nie ein bleibend Ziel erreicht? —

Es sucht nach langem, irrem Schweifen,
Nach manchem schmerzlichen Verlust,
Nur noch das Nächste zu ergreifen,
Des Menschen wunde, bange Brust;

Und wenn für seiner Jugend Träume
Zu klein einst schien das größte Glück,
So zieht nun gern in enge Räume
Er, still verzichtend, sich zurück.

Doch endlich möcht' er fest es halten,
Was aus dem Sturm ihm übrig blieb,
Und stiller Ruhe sanftes Walten
Ist einzig noch dem Müden lieb.

O! kann er hier dich nicht mehr schauen,
Die mit der Kindheit ihm entschwand,
Du Himmelskind aus Edens Auen,
Führ' heim ihn in dein sel'ges Land!

Karl v. Oberkamp.

Der Student.

(Fortsetzung)

Im Erker-Gemach seines Wohnhauses, am Fischmarkt zu Erfurt, saß in der letzten Hälfte des September-Monats im Jahr 1631 der alte rüstige Rathmeister dieser Stadt, Herr Sigismund Großmann, schon seit dem frühen Morgen beschäftigt, Briefe zu schreiben und Papiere von Wichtigkeit zu ordnen. Wir erblicken ihn in der gewohnten Thätigkeit seines Berufs — welcher damals weit umfassender war, als ähnliche Amtsverhältnisse in unsern Tagen zu seyn pflegen — und unter den Umgebungen des wohlhabenden und vornehmen Mittelstandes damaliger Zeit. Tiefe Stille herrschte in dem räumlichen Gemach und große, in langer Gewohnheit festbegründete Ordnung. Die wenigen, ihrem Zweck und dem Range und Wohlstande ihres Besitzers in Form und Stoffen sehr wohl entsprechenden Geräthe, standen genau an dem Platze, welcher für ihren Gebrauch der passendste war, und den sie seit manchem Jahr behauptet haben mochten, da die Schwere ihrer Formen, so wie die festgeregelte Lebensweise der Hausbewohner, nicht gestattete, denselben öfters zu verändern. Aber auf dem sauber geschnitzten Holzwerk, womit die Wände getäfelt waren und welches die Lehnen und Füße der hohen und schweren Stühle verzierte, hätte auch das schärfste Auge kein Stäubchen finden können. Das Gesims, welches die obere Verzierung des Wandgetäfels bildete und nahe unter der Decke des Gemaches herum lief, prangte mit hell polirten Schüsseln von feinem Zinn in symetrischer Ordnung, mit Kannen und Leuchtern von eben so glänzendem Kupfer, mit hell strahlendem Messing wechselnd, als dem einzigen Luxus-Geräth, womit die Prachtliebe der damaligen Frauen des Mittelstandes ihre Wohnungen aus zu schmücken pflegten. Herrn Großmanns, als eines der vornehmsten Bürger dieser alten Stadt, Wohn- und Familien-Zimmer zierte jedoch noch ein Stück von höherem Werth, nämlich eine künstliche Wanduhr in zierlichem, mit vergoldetem Schnitzwerk ausgelegten Gehäuse, von einem kunstreichen Meister also verfertigt, daß aus einer vergoldeten Nische mit jeder Viertelstunde ein schön beschwingter Engel hervor trat und mit einem goldenen Stabe die Viertel anzeigte, die vollen Stundenschläge aber von dem, an der andern Seite hervor kommenden Tod, mit Stundenglas und Hippe, angedeutet wurden. Diese Uhr, seit vielen Jahren das Richtmaaß seiner täglichen

Beschäftigung, stand nahe am Schreibtisch des Rathmeisters, und gewohnt, in seinen Arbeiten ihrem Verlauf zu folgen, blieb heute sein Blick, öfter und nachdenkender als gewöhnlich, auf sie geheftet, weniger, wie es schien, den Schritt der Stunden zu beobachten, als vielmehr, um, wie es ernsten Menschen eigen zu seyn pflegt, irgend eine unruhige Erwartung durch den anhaltenden Blick auf einen leblosen Gegenstand zu mäßigen. — In dem erhelltesten Theil des Gemaches, einem von allen Seiten mit Fenstern versehenen Erker, saß Maria Krantz, Großmann's Nichte und Pflegetochter, mit geschickter Hand einen zierlichen Kragen fältelnd, und — gewohnt, die Beschäftigungen des Oheims nicht durch Reden zu stören — eben so schweigsam als er, nur von Zeit zu Zeit aufmerksam und mit dem Ausdruck heimlicher Besorgniß nach ihm aufblickend.

Die holdblühende Maria war eine Schwester-Tochter von Großmann's verstorbener Frau, und, seit frühster Jugend verwaist, in dessen Hause mit Liebe und Sorgfalt erzogen, welche Wohlthat sie mit dem stärksten Gefühl kindlicher Anhänglichkeit vergalt; und wenn gleich die Verschiedenheit ihrer Religionsbegriffe, den herrschenden Gesinnungen der damaligen Zeit nach, zwischen ihre Gemüther eine Scheidewand hätte ziehen müssen, so machten doch Herr Großmann und seine Nichte hirin eine rühmliche Ausnahme von der Mehrzahl ihrer Zeitgenossen und Mitbürger. Ersterer war ein eifriger Protestant, und durch seine höhere Bildung, seine Kenntnisse und Gewandtheit in der Geschäftsführung, eben sowohl der Sache, als durch den Posten, den er bekleidete, der Form nach das Haupt der bedeutenden protestantischen Partei in Erfurt. — Maria aber gehörte durch Geburt und Glauben der katholischen Kirche an, obschon ihre Erziehung im Großmannschen Hause ihr eine vertraute Bekanntschaft mit den Lehrbegriffen der Protestanten erworben und die Liebe zu ihren Pflege-Eltern ihr Gemüth denselben auf gewisse Weise zugeneigt hatte, welches ihren übrigen strengkatholischen Anverwandten schon oft zu der Besorgniß Anlaß gegeben, Maria werde dereinst noch selbst zu der neuen Lehre übergehen. Vor Allem hegte diese Besorgniß der Rath Schwind, Maria's zweiter Oheim mütterlicher Seits, und da die rechtsgültige Verpflichtung, in ihre Erziehung sich auf keine Weise zu mischen, welche er eingegangen war, als Großmann die Waise an Kindesstatt annahm, ihm die Hände band, so wußte er wenigstens durch ihren Beichtvater, den Pater Anselm, sich einen Einfluß auf die Gesinnungen des Mädchens zu sichern, und suchte unablässig auf diesem Wege den ketzerischen Einfluß von ihr entfernt zu halten.

Auch Gerhardt hatte schon von seinem Knaben-Alter an den lebhaftesten Eifer bewiesen, das Seelenheil seiner jungen Base zu wahren. Durch die Geburt befreundet, und nach Schwind's Planen für einander bestimmt, hatten Beide die Jahre der Kindheit fast in täglichem Umgang mit einander verlebt, und als späterhin die Beschäftigungen des Jünglings-Alters ihn von der Gespielin mehr und mehr entfernten, behielt doch diese für ihn die Anhänglichkeit der Gewohnheit und des verwandtschaftlichen Verhältnisses, welche leicht in ein wärmeres Gefühl hätte übergehen können, wenn nicht Gerhardt's heftige Gemüthsart und die Rücksichtslosigkeit, womit er Maria oft kränkte, indem er sich in bittere Aeußerungen über ihren ketzerischen Pflegevater ergoß, diese immer in einer scheuen Entfernung von ihm gehalten hätte. In solcher Art hatte das Verhältniß Beider sich in der letzten Zeit fortgesetzt. Maria's hold erblühte Schönheit, verbunden mit der Sanftmuth,

Milde und Innigkeit, welche ihr eigen, und gleichsam die ergänzenden Theile waren, die seinem Wesen fehlten, zogen den Jüngling immer leidenschaftlicher zu der lieblichen Jungfrau hin, welche ihrerseits sich oft von seinem ernsten düsteren Sinn zum Mitgefühl, zu dem Bestreben, ihn zu erheitern, aufgefordert, eben so oft aber auch von seiner Heftigkeit und der rauhen Weise, womit er ihren Geist zu unterjochen und ihre Begriffe zu beherrschen strebte, sich abgestoßen fühlte. — Eine solche Stimmung ward freilich durch die Zeitbegebenheiten fortwährend unterhalten, indem sich fast täglich Gelegenheit fand, den Keim des Parteigeistes unter den verschiedenen Religions-Verwandten, wie friedlichen Sinnes sie sonst auch seyn mochten, auf zu regen. Magdeburgs Fall dröhnte noch in den Gemüthern aller Protestanten nach, und ein dumpfer Ingrimm, ein tief in der Seele glühender Durst nach Vergeltung hatte sich, fast ohne Ausnahme, auch der Besseren unter ihnen bemächtigt, welche bis dahin, frei von allen persönlichen Beziehungen, nur die heilige Sache der Geistes Freiheit allein im Auge gehabt hatten. Herr Sigismund gehört allerdings zu diesen; aber so vorurtheilsfrei und duldsam er auch bis jetzt sich bewiesen, so sehr er in dem großen Kampf der Meinungen und des Glaubens sein Herz von persönlichem Haß und Groll hatte rein zu erhalten gesucht, sein Streben einzig nur gegen den Irrthum, mit möglichster Schonung des Irrenden, richtend, so drängten doch die Umstände allzu gewaltig auf ihn ein, und er hatte in manchen Stunden schon mit Ueberzeugung gefühlt, er werde nicht immer so schonend und vermittelnd zwischen den streitenden Parteien seiner Mitbürger stehen können, als bisher geschehen war, und es nahe die Zeit, wo die Sache, welcher er mit Leib und Seele angehörte, mehr als das von ihm fordere, ja, wo sie eine gänzliche Rücksichtslosigkeit gegen manche bisher heilig gehaltenen Verhältnisse ihm zur Pflicht machen werde. — In diesem Falle befand er sich besonders mit seinem Schwager, dem Churmainzischen Commissarius Schwind, mit welchem früher alle theuren Erinnerungen seiner Jugend, so wie die Bande der Verwandtschaft, ihn verknüpft hatten; Beziehungen, welche in jener Zeit noch einen kräftigen Einfluß auf das einfache, weniger als in unsern Tagen von Zerstreuungen bewegte und in mannigfaltigen Beschäftigungen zersplitterte Leben zu äußern pflegten. Schwind war der Bruder seiner heißgeliebten Gattin gewesen, und Beide wirkten in früheren Jahren, von gleichen Bestrebungen geleitet, in schöner geistiger Gemeinschaft. Ein still beglücktes Familien-Leben hatte manches Jahr hindurch beide Häuser, in wackerer Thätigkeit, wie in heiterem Lebensgenusse, vereinigt, und als nach dem Tode der Frauen, fremder Einfluß immer mehr auf Schwind's Gemüth zu wirken anfing, als ein bedeutendes Amt ihn näher mit dem Churmainzischen Hofe verknüpfte, ja als der Wirkungskreis beider Männer wichtiger geworden war und ihnen die Pflicht auferlegt hatte, einander oft als die Vertreter ganz zuwiderlaufender Interessen gegenüber zu stehen, da warf jene freundliche Vergangenheit noch oft einen mildernden Wiederschein auf ihre jetzigen Verhältnisse, welcher nur späterhin erst gänzlich erlosch, als die Verschiedenheit ihrer geistigen Richtungen immer schärfer hervor trat, und endlich Schwind's stets zunehmende Intoleranz und religiöse Schwärmerei Beide einander gänzlich entfremdete. Das Restitutions-Edikt, welches auch in Erfurt in Kraft treten sollte und auf dessen Erfüllung der Churmainzische Commissarius, Kraft seines Amts, mit aller Strenge bestand, hatte harte Reibun-

gen veranlaßt, indem die Zurückgabe der von dem Rath aufgehobenen Franziskaner- und Augustiner-Klöster, mit allen dazu gehörenden Besitzungen, dringend von ihm verlangt, und dies zu bewirken manche Einschreitungen von ihm veranlaßt wurden, denen Großmann eben so muthvoll als kräftig entgegen gearbeitet hatte. Längst schon war es des Rathmeisters höchster Wunsch gewesen, der Papisten Macht in Erfurt zu brechen, und längst hatte er sehnsuchtsvoll Umstände herbei gewünscht, seine Entwürfe zu unterstützen. Da erschien der nordische Löwe; er siegte bei Leipzig über Rom's Macht, und neue Hoffnungssterne gingen den durch Magdeburgs Fall so tiefgebeugten Protestanten auf, und immer mehr befestigte in Großmann's Seele sich der Entschluß, Erfurt in die Hände des heldenmüthigen Gustav geben zu wollen, welcher nach dem Sieg bei Leipzig so kräftig als unaufhaltsam vorwärts schritt. Der Rathmeister war jedoch viel zu klug und besonnen, um nicht zu fühlen, daß er hierbei auf eine Art verfahren müsse, wodurch der Schein des Entgegenkommens, als für ihn und die Protestanten bei der kaiserlichen Majestät höchst nachtheilig, vermieden würde. Diese Gedanken und Entwürfe hatten seinen Geist auf's lebhafteste beschäftigt; er hatte insgeheim Botschaft in das königliche Hauptquartier gesendet, dort von der Stimmung der Gemüther in Erfurt Kunde zu geben, und erwartete eben jetzt mit ängstlicher Ungeduld Nachrichten von daher, welche dann seine Enschlüsse zur Reife bringen und seine ferneren Schritte leiten sollten.

Auch Maria's sanftes Herz ward in diesen Stunden von ernsten Sorgen bewegt. Sie fühlte es wohl und konnte sich's nicht verhehlen, daß eine große Entscheidung nahe, welche auch ihr stilles Leben in seinen innersten Beziehungen berühren mußte. Die Stellung ihrer beiden Oheime gegen einander drohte jetzt so feindlich zu werden, daß sie länger weder vermittelnd noch parteilos dazwischen konnte stehen bleiben. Sie mußte, das lag klar vor ihrer Seele, sich ganz und ohne Rücksicht für Einen von Beiden erklären, eine Partei für immer ergreifen. Rath Schwind, durch seinen Sohn immer von Neuem aufgefordert, Maria dem ketzerischen Einfluß zu entziehen, hatte durch seinen Vertrauten, den Pater Anselm, Maria oftmals ins Gewissen reden lassen, ja, derselbe hatte seit Kurzem es ihr auf's dringendste zur Pflicht machen wollen, das Haus des ketzerischen Großmann zu verlassen und sich in den Schutz ihres zweiten Oheims und muthmaßlichen Schwiegervaters zu begeben, und schon hatte der erbitterte Mönch zeitliche und ewige Strafen dem widerspenstigen Beichtkinde angedroht, wofern sie länger anstehe, die Gemeinschaft mit dem Oberhaupt der Lutheraner ganz und auf immer zu meiden. Doch weder Bitten noch Drohungen hatten etwas über Maria vermocht. Sie liebte ihren Pflegevater mit aller Innigkeit ihrer kindlichen, aber starken Seele, und es schien ihr der schwärzeste Undank, ihn jetzt zu verlassen, wo sein Leben, von ernsten und mühvollen Geschäften getrübt, ihres erheiternden Umganges, sein vorrückendes Alter ihrer Pflege mehr als jemals bedurfte. Aber sie fühlte wohl, daß es an dieser Weigerung bald nicht mehr genug seyn würde; sie sah voraus, man werde stärker in sie dringen und sie zuletzt in die Nothwendigkeit treiben, die innigsten Gefühle ihres Herzens, die heiligen Pflichten der Dankbarkeit und kindlichen Liebe, oder die nicht minder heiligen des angestammten Glaubens und der schonenden Rücksicht gegen die Ueberzeugungen des Mannes, der sie zärtlich liebte, zu verleugnen. — Die öfteren Besuche des Paters Anselm, des lauernden verstockten Franziskaners,

welchen augenscheinlich nicht sowohl die Sorge für sein Beichtkind, als die Absicht, Großmann's Thun und Lassen nach zu spüren, zum Grunde lag, waren Letzterem, das wußte Maria, in tiefster Seele zuwider. Maria's heimlich vergossene Thränen, der mühsam verhehlte innere Kampf, welcher fast immer jeder besondern Unterredung mit dem Beichtvater folgte, hatten Großmann's scharfem Blicke nicht entgehen können; er errieth leicht, was man im Sinn habe, und nach manchen hingeworfenen Aeußerungen war zu befürchten, er werde ehestens einmal die Besuche des Paters ganz und gar verbieten, welches dann unfehlbar die äußerste Entzweiung, den gänzlichen Bruch zwischen ihren Verwandten herbei führen mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Volksgebräuche und Volksglauben in Savoyen.

Stirbt Jemand in der Gegend von Aiguebelle, so graben ihm zwei seiner Nachbarn das Grab, andre tragen ihn zum Begräbnißplatz, und diese traurige Ceremonie endigt sich mit einem Schmaus, bey welchem man auf das Andenken des Verstorbenen und die Gesundheit derer, welche das Grab gruben — sie drücken sich aus: welche die Erde machten — trinkt. Es gibt hier Gemeinden, welche den Gebrauch haben, auf das Grab des Verstorbenen ein Jahr lang alle Sonntage ein Brot zu opfern, auch zuweilen einen Krug mit Wein auszugießen. Hat dieser Todesfall an einem Freitage statt gehabt, oder sind die Füße des Verstorbnen nicht ordentlich gelegt worden, so bedeutet das einen neuen Todesfall in der Familie. Es ist ein Unglückszeichen für ein neugebornes Kind, das einer Leiche begegnet, die Person, die es trägt, und das Kind selbst müssen in demselben Jahre sterben.

Wer in der ganzen Umgegend von Maurienne auf die Hand eines jungen Mädchens Anspruch machen will, muß sich mit einem seiner Kameraden des Abends zu ihr begeben. Hier erwartet er nun den Bescheid auf den gemachten Antrag; wenn das Mädchen einen Feuerbrand des Herdes gegen den Kamin aufstellt, so ist es ein Zeichen, daß sein Antrag nicht günstig aufgenommen wird; im Gegentheil werden die Unterhandlungen fortgesetzt. Der Freyer ladet den Vater des jungen Mädchens in die Schenke; kommen sie überein, so führt dieser den jungen Mann nach Hause, wo er seiner Geliebten einige Geschenke übergibt, durch deren Annahme sie nun seine anerkannte Braut ist. Das Verlöbniß findet am nachfolgenden Sonnabend ohne Feyerlichkeit statt. Am Tage vor der Hochzeit werden die Verwandten beyder Familien von dem Vater der Braut eingeladen; diese aber versteckt sich vor ihnen. Der Bräutigam, begleitet von seinen Kameraden und einem ländlichen Musikchor, sucht sie, endlich findet er sie, und das Jauchzen der Anwesenden, so wie die rauschende Musik, verkünden sein Glück. Nun setzt man sich zu Tisch; allein die Braut erscheint dabey nur am Ende des Gastmahls, und ein darauf folgender Tanz beschließt das Fest. Am Hochzeittage selbst erscheinen die Freunde des Hauses mit Bändern geschmückt, Lorberzweige tragend, und begleiten das Brautpaar zur Kirche. Die Schwiegermutter empfängt die Getrauten bey der Rückkehr mit Ceremonien, die zwar nach der Lokalität etwas verschieden sind, jedoch alle einen bedeutenden Sinn haben. Ein Kehrbesen wird vor sie hingelegt; wenn sie vergißt ihn aufzunehmen, so ist es ein schlimmes Zeichen — sie wird eine schlechte Hausfrau. Die Schwiegermutter streut eine handvoll Gerste über

ihr Haupt, anzudeuten, das Ueberfluß und Gedeihen in ihrem Hause wohnen soll. Man reicht ihr einen Laib Brot, den sie zerschneiden und an die Armen vertheilen muß, wobey sie auch aus einem Topf den Umstehenden Brühe reicht, als rührendes Sinnbild der christlichen Wohlthätigkeit, die sie fortan gegen Dürftige und Kranke üben soll. Nach gegenseitiger Umarmung beginnt das Gastmahl. Die Neuverehlichten werden zwischen ihre Taufzeugen gesetzt, verlassen sie aber bald, um einen Kuchen herbey zu holen, aus dessen Mitte sich ein Lorberzweig erhebt, der vorzugsweise Bouquet heißt, ein Kind geht bey dessen Vertheilung mit einem Teller um den Tisch her, auf dem jeder Gast seine Gabe für die Neuvermählten steuert, die sie gewöhnlich unter die Armen vertheilen. *)

Die Wolken.

Ueber Thälern, über Hügeln
Schweben wir mit leichten Flügeln,
Sehen Freude, sehen Schmerz;
Manchen Sinn, in Lust zerflossen,
Manchen freudigen Genossen,
Manches hart beschwerte Herz.

Zaget nicht, die Ihr in Thränen
Ausströmt Euer schmerzlich Sehnen,
Duldet in der Erdennacht;
Ueber uns da ist es heiter,
Keine Thräne fließet weiter,
Wo die ew'ge Liebe lacht.

S. W. Schießler.

---

*) Der Aehnlichkeit nach, welche diese letzte Handlung in sehr vielen andern Gegenden hat, muß sie Hr. Millin, aus dessen Reisen in Savoyen diese, durch ihren Nachhall aus dem Heidenthum, interessante Züge genommen sind, wohl nicht verstanden haben. Dieses gesammelte Geld gehört wahrscheinlich immer den Armen.

* Theater.

Die Kritiken des vorigjährigen Bürgerfreundes und des Unterhaltungsblattes haben mit nachdrücklicher Kraft die Forderungen unsers Publicums an die Kunst geltend gemacht, und mit Recht bedauern wir ihr Aufhören, obgleich der Wunsch, dieselben in unsern Blättern des Tages, wieder zu erblicken, von mehreren Seiten und bey mannigfachen Veranlassungen, ehrenvoll wiederholt, und dringend ausgesprochen worden ist. Publicum und Direction bewiesen diesen Beurtheilungen eine besondere Aufmerksamkeit.

Das Publicum legte dieselbe durch den Verein besonders an den Tag, welcher den Theaterhaushalt unterstützt, durch die Committée welche dadurch zwischen das größere Publicum und der Bühne vermittelnd sich stellte, so wie durch ein zahlreiches Abonnement. Die Direction ihrerseits bewieß dieselbe durch wirklich sorgsame Aufstellung eines Personals in bedeutender Anzahl. Die ganze Gesellschaft befriedigt daher schon jetzt in mehreren Theilen. Wir sehen die Direction mit pecuniairen Aufopferungen aus den neuern Mitgliedern das Ungenügende entfernen, wir sehen die früheren ehrenwerthen und uns ansprechenden Bühnenmitglieder gleichfalls mit bedeutenden Aufopferungen uns erhalten.

Bey diesen Verhältnißen indeßen muß das Publicum entweder durch eine böse Absicht, oder durch eine eben so unverzeihliche Vernachläßigung von einer Seite sich beleidigt finden, auf deren Erkenntlichkeit und Ehrerbietung es vollgültige Ansprüche hat, und diese betrift das Orchester, hauptsächlich aber einen Theil desselben.

Wer am vergangenen Donnerstag in der Vorstellung des Freyschützen war, dem wird diese Beleidigung nicht entgangen seyn. Eben so wenig, als sich die Zuschauer der viertelstündigen Verspätung eines Instrumentisten gewärtigen durften, *) eben so zuversichtlich mochte es die fertige und in einander greifende Execution der ganzen Instrumental-Musik erwarten. Nichts desto weniger blieb das Publicum unbefriedigt, welches mit gerechtem Unwillen erfuhr, daß zu der Frühprobe der größte Theil der Musiker nicht erschienen sey.

Die Weggebliebenen nemlich waren die Mitglieder des Musikcorps unsers besoldeten, wie solches officiell benannt, unsers hanseatischen Militairs, wie solches in gewöhnlicher Unterhaltung genannt wird. Wir begeben uns freylich

*) Und auch an einem der vorhergehenden und nachfolgenden Abende.
Spätere Bemerkung der Einsender.

aller Einmischung und jedes Urtheils, welche Nothwendigkeit oder welche sonstige Motive dieses Corps militärisch an dem Tage beschäftigen mußte, der längst in unseren öffentlichen Blättern zu einem ersehnten Genuße der hiesigen musicalischen Kunstfreunde bestimmt und ausersehen ward. Wir wollen gleichfalls unerörtert und ununtersucht lassen, ob das Publicum wohl nicht eine Berücksichtigung verdiente, wenn gleich die Direction, wie es heißt und sich auch durch den Anblick zeigt, eine Aenderung hinsichtlich des Militair Abonnements getroffen, ohne gleichfalls die desfallsigen Gründe der Direction zu untersuchen oder zu erörtern. Indessen halten wir uns verpflichtet, wenn wir über diesen Gegenstand reden, zu bemerken, daß der gebildetere und wohlhabendere Theil unsers Publicums, der sich, wie doch wohl natürlich ist, zahlreicher im Theater als bey Wachtparaden versammelt, um dieser Dienstverhältniße willen nicht in seinen Erholungen benachtheiligt werden darf, zumal der nemliche Theil des Publicums direct und indirect unsere besoldeten Musiker unterhält und wir auch nicht in unserm glücklichen Freystaate einen Hannibal ante portas wie im alten Rom, zu befürchten haben.

Dieses Publicum erwartet auch dagegen beym Besuch des Theaters die gehörige Kunstfertigkeit für ein Kunstwerk. Allein wir sehen, daß es hierauf auch nicht bauen darf, ohne auf den Gemeinsatz: mundus vult decipi, ergo decipiatur, uns beziehen zu wollen. Indessen glauben wir das Ergo: die Lauheit des Publicums bey Wiederholungen erwarteter Nichtbefriedigung zu erblicken und die Direction zur Verschlechterung statt zur Bervollkommnung zwingen. Aber wäre es nicht ärgerlich, nicht empörend für ein unabhängiges, Kunstsinniges, wohlhabendes und liberales Publicum, sich desfalls in eine Abhängigkeit und Kunstvernachläßigung zu schmiegen, weil seine Güte den Musikern eine Subsistenz der Art bereitet, um des Erwerbes im Orchester entbehren zu können, vielmehr öfterer dagegen in Opposition zu treten?

Diesem Uebel ist einzig und allein dadurch abzuhelfen, daß das Orchester ausschließlich aus nicht in militairischen Verhältnissen stehenden Musikern besetzt wird, obgleich wir es auch einsehen daß sich unter diesen, Männer befinden durch deren Entbehrung das Publicum verlieren würde. Um aber den Gesichtspunct fest zu verfolgen, das Publicum für seine Freygebigkeit, für seine ausdauernde Freygebigkeit höchstmöglichst belohnt und befriedigt zu sehen, müssen wir, jetzt mehr, wie früherhin, wünschen, daß ein schon frühe-hin und wiederholt gemachter Vorschlag zur Ausführung komme. Dieser geht dahin, die zahlreichen Beyträge zur Unterhaltung eines Musikcorps, von welchem die um die Mittagszeit größtentheils noch beschäftigten Contribuenten ohnehin wenig Genuß haben, zur Erhöhung der mit der dramatischen vereinigten musicalischen Kunst anzuwenden. Nach Beendigung der Tages Lasten und Mühen erst besucht unser gebildetes Publicum das Theater auf mehrere Stunden und ergötzt sich nur nach Maaßgabe des Zusammenklanges der Darstellungen, wozu die Musik wesentlich wirkt, die notorisch, selbst bey einer Besetzung mit den ausgewähltesten Künstlern, einer Einübung bedarf. Die Einübung wird durch Proben erzielt, diese dürfen daher nicht gänzlich versäumt noch unterbrochen und in einzelnen Theilen um anderer Verpflichtungen oder Verbindlichkeiten wegen übereilt oder vernachläßigt werden.

Da nun bereits, wie auch schon oben gesagt eine Committée aus unsern angesehensten Mitbürgern besteht, welche durch pecuniaire Unterstützung in den äusseren Bedürfnissen des Theaters die Kunst auf eine höhere Stufe zu erheben bezweckt, so wird diese, da es der bürgerlichen Verwaltung bey Einrichtung einer sogenannten Capelle, die im Theater wirkt, bedarf, sich höchst verdient um die Würde und um die Popularität der Kunst machen, wenn sie diesen Gegenstand in ihren Plan aufnimmt.

Es kann die Versicherung gegeben werden, daß eine Anzahl von Contribuenten sich bereits bestimmt erklärt hat, ihren bisherigen Beytrag künftig nicht mehr für die das Theaterorchester störenden Prätensionen zu leisten, mit besonderem Vergnügen ihn aber zur fixen Besoldung von Musikern anwenden zu wollen, die den Proben und Vorstellungen unter keinerlei Vorwande sich zu entziehen haben.

Nur auf diesem Wege wird den jedesmaligen gerechten Klagen der Theaterfreunde und Kunstkenner über eine nachläßige Behandlung von Seiten des Orchesters begegnet werden, und jene Committée wird hierdurch angelegentlich ersucht und aufgefordert, einen Subscriptionsbogen in Circulation zu setzen, und nach dem Ergebnisse die weiteren Einrichtungen zu treffen.

Mehrere Contribuenten zur Militairmusik.

Hierbey eine wöchentliche Beylage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves. b J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 83.

Bremen, Donnerstag den 16. October 1823.

Gestorben.

Den 4. October. Der Schneidergesell Carl Friederich Hogrefe 22 J. alt, im Krankenhause.

Den 4. October. Des Garnhändlers Christoph Götjen Ehefrau, geb. Flügger 55 J. a. d. Starkenstraße Nro. 5.

Den 4. October. Des Arb. Joh. Friedr. Prüß Ehefr., geb. Schröder; 89 J., Hastedt N. 8.

Den 6. October. Der Kaufmann Georg Arnold Schönhütte 26 J., a. d. Wachtstr. Nro. 42.

Den 6. October. Friederich Wilhelm Halenbeck 5 T., Sohn des Schullehrers Halenbeck a. d. Papenstr. Nro. 2.

Den 6. October. Des Segelm. Joh. Hinr. Jacob Mehler, todtgeborner K. Schwanenstr. N. 36.

Den 6. October. Des Schuhm. Joh. Hinrich Ohltzen Ehefrau, geb. Koch; 43 J., a. d. Kohlhökerstr. Nro. 36.

Den 6. October. Der Seeschiffer Joh. Rahtjen 40 J., am Neuensteinweg Nro. 29.

Den 7. October. Des Schuhm. Joh. Heinr. Meyer Sohn, 8 J. a. d. Paulsberg Nro. 26.

Den 7. October. Des weyl. Getraidehändlers Johann Hinr. Bolte Wittwe, Rebecca geb. Lürssen; 78½ J. a. d. Knochenhauerst. N. 49.

Den 7. October. Des Arb. Martin Gerhard Schröder Wittwe, geb. Kramer 63 J. a., im Krankenhause.

Den 7. October. Der Arb. Barthold Bücking 38 J., a. d. Kohlhöckerstr. Nro. 9.

Den 8. October. Des Küpers Frieder. Schmidt, a. d. Pelzerstr. auf Gottfrieds Hoff N. 2, Tochter, 2 Jahre.

Den 8. October. Ludewig Coorssen 72 J., ohne Gewerbe am Fedelhören Nro. 6.

Den 8. October. Des Schuhm. Jacob Kohlmann Sohn, 8 T., Hastedt Nro. 62.

Den 8. October. Der Zuckerbäckerknecht Conrad August Hegehof 24 J., a. d. Wachtst. N. 28.

Den 8. October. Der Zinngießer Herm. Wermelskirch 89 J., hinter Stephany.

Den 9. October. Des Arb. Herm. Müllerstädt, a. d. Paulsberg Nro. 18, todtgeborner K.

Den 9. October. Der Nätherin Rebecca Margar. Berlitz Sohn, ¼ J., in Ibengang Nro. 2.

Den 10. October. Des Commissionairs Hinrich Geerken Ehef., geb. Dahnken; 41 J.

Den 10 October. Des Mobilienhändlers Ludew. Oeste Sohn, 4 J., a. d. Faulenstr. N. 69.

Den 10. October. Des Schuhmach. Magnus Gottlieb Eggers Sohn, 8 T., a. d. Klitzenburg Nro. 4.

Den 11. October. Des weyl. Schullehrers zu Martini Joh. Adolph Torstrick Wittwe, geb. Bremermann 70 J., Bredenstr. Nro. 13.

Den 28. November 1822 starb zu Hydra in Griechenland, der Handlungscommis Joh. Duntze aus Bremen, 23¾ J. a., Sohn des verstorbenen Consuls Heinrich Duntze.

Geburten.

Den 30. Septb. Des Mithkutschers Albert Heinr. Lüders Ehefrau, geb. Schlöndorff; a. d. Buchtstr. Nro. 27, von einem Knaben.

Den 30. Septb. Des Arb. Joh. Frieder. Röper Ehefrau, geb. Schaffer; a. d. Försetde Nro. 20, von einem Knaben.

Den 3. October. Des Arb. Joh. Kreutzgrabe Ehefrau, geb. Speckmeyer; kl. Fischerstraße Nro. 6. von einem Mädchen.

Den 3. October. Des Brantweinbrenners Christian Wagentreiber Ehefrau, geb. Grelle; Buchtstr. Nro. 34, von einem Mädchen.

Den 3. October. Des Kaufmanns Heinr. Wilh. Wessels Ehefrau, geb. Oltmann; a. d. Wachtstr. Nro. 16, von einem Mädchen.

Den 4. October. Des Kaufmanns Bernh. Alb. Stikenstädt Ehefrau, geb. Kannengießer a. d. Sögestr. Nro. 27., von einem Mädchen.

Den 5. October. Des Musikus August Gottfr. Ziesing Ehefrau, geb. Gercken; a. d. Oberstr. Nro. 51, in der Vorstadt, von einem Knaben.

Den 5. October. Des Schuhm. Joh. Theodor Pelzer Ehefrau, geb. Dörnbusch; a. d. kl. Sortillenstr. Nro. 7, von einem Mädch.

Den 6. October. Des Segelmachers Joh. Hinr. Jacob Mehler Ehefrau, geb. Schefer; a. d. Schwanenst. N. 36, von einem todtgebornen K.

Den 6. October. Des Schuhm. Joh. Hinrich Ohltzen Ehefrau, geb. Koch; a. d. Kohlhökerstr. Nro. 36, von einem Knaben.

Den 7. October. Des Küpers Johann Hinrich Cassens Ehefrau, geb. Talla; a. d. Molkenstr. Nro. 54, von einem Mädchen.

Den 7. October. Des Tobacksfabrikanten Chr. Friederich Burhorn Ehefrau, geb. Bösch; am Neumarkt Nro, 15, von einem Knaben.

Den 8. October. Des Zimmergesellen Joh. Wilh. Kern Ehefr., geb. Langen; a. d. Fuhrleutestr. Nro. 24, von einem Knaben.

Den 8. October. Des Arb. Hinr. Busch Ehef., geb. Pätz; a. d. Muggenburg Nro. 22, von einem Knaben.

Den 8. October. Des Sergeanten Jacob Hinr. Panning Ehefrau, geb. Klem; in der Caserne, von einem Knaben.

Den 8. October. Des Herrn Doctor juris Isaac Daniel Ludew. Motz Ehefrau, Frau Margar. Sophia, geborne Raake; a. d. Liebenfrauen Kirchhoff Nro. 21, von einem Knaben.

Den 9. October. Des Arb. Herm. Mullerstedt Ehefrau, geb. Ostermann; am Paulsberg, von einem todtgebornen Knaben.

Den 9. October. Des Landmanns Hinr. Holtorp Ehefrau, geb. Meyer; am Paulsberg, N, 54, von einem Knaben.

Den 10. October. Des Mobilienhändlers Ludew. Oeste Ehefrau, geb. Hoyermann; a. d. Faulenstr. Nro. 69. von einem Mädchen.

2 uneheliche Kinder.

Copulirt sind.

Der Weisbäcker Frieder. Wilh. Kastening, mit Joh. Wilh Hunike Wittwe, Maria Adelh. Herklotz, beide von hier.

Der Küper Nicolaus Entholt von hier, mit Catharina Metta Stegemann von Bramstedt.

Der Brunnenmeister Ferdinand v. d. Weyden von hier, mit Hans Hinr Conr. Bertram Wittwe, Anna Maria Corssen aus, Wildeshausen.

Der Arb. Cord Bremermann aus Mittelshuchting, mit Juliana Clara Hülse von Sulingen.

Der Schenkwirth Peter Vieth aus Walle, mit Joh. Peter Kehler Wittwe, Metta Sophia Dorotha Borcherding, aus Vilsen.

Der Schneidermeister Johann Joachim Ankerhold aus Salem Kirchspiels Sterley, mit Anna Dorothea Geerken von hier.

Der Schneidermeister Joh. Hinrich Fehlo von hier, mit Anna Maria Meyer von hier.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 84.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 19. Oktober 1823.

Also hebst vom schwarzen Dampfe
In des Feuers Gluthenguß,
Du dich siegend aus dem Kampfe,
Gottentstammter Genius! —

Kreuzes-Erhöhung.

Ein Zeichen seh' ich sinnvoll aufgestellt;
Vom hohen Dom strahlt's leuchtend zu mir nieder.
Die Kronen ziert's der Könige der Welt,
Vor ihrem Herr erblick' ich's siegreich wieder.
Wer hat das Kreuz dem Zepter zugesellt? —
Was schimmert's dort, beim Klang der Krieges-
lieder? —
Und selbst noch da, wo Tod und Leben gränzt,
Schau' ich es, mild vom Abendroth umglänzt.

Des Tempels Zinne schmückt das Kreuz des Herrn;
Ein Sinnbild soll's des Friedens dort erscheinen.
Die Stätte zeigt's dem Wandrer schon von fern,
Wo Glaub' und Lieb' in Andacht sich vereinen,
Hell glänzt es da, der Hoffnung Morgenstern,
Den Trauernden, die still und einsam weinen.
Und wenn Dein Fuß den rechten Pfad verlor —
Es leuchtet Dir als Flamme Gottes vor.

Und weil der Herr, des ew'gen Vaters Sohn,
Er starb am Kreuz, zum Himmel sich erhoben,
Des Lasters Feind, der frommen Tugend Lohn,
Und jauchzend ihn der Engel Chöre loben,
Ist Staub vor ihm der Erde höchster Thron;
Denn Macht und Glanz und Hoheit stammt von
oben;
Drum soll das Kreuz, bestrahlt von Aetherschein,
Der schönste Schmuck der Königskronen seyn.

Und wie der Herr, weil er für Alle litt,
Und mit der Macht der Finsterniß gerungen,
Bis sterbend er den hohen Sieg erstritt,
Gepriesen wird von aller Völker Zungen,
So theilt er auch uns Muth und Kräfte mit,
Bis der Triumph des Guten ganz gelungen;
Drum ist sein Kreuz des edlen Kämpfers Schild,
Wenn es dem Heil gedrückter Völker gilt.

Doch sein Triumph umfaßt die Ewigkeit!
Er kämpfte nicht für eine Spanne Tage.
Die Siegs-Trophä'n zerstört kein Sturm der
Zeit,
Was auch sein Feind, sie zu vernichten, wage.

Drum bebt der nicht, der ihm sein Herz geweiht,
Ob heute schon die letzte Stunde schlage;
Und betend pflanzt, schloß er den Pilgerlauf,
Ihm Lieb' und Dank das Kreuz am Hügel auf.

Hohlfeldt.

Der Student.

(Fortsetzung.)

Mit solchen Besorgnissen beschäftigt, saß Maria an diesem Morgen auf ihrem gewöhnlichen Platz am Erker-Fenster, und ihr Blick weilte mit geheimer Unruhe auf des verehrten Oheims Zügen, in denen sie heut, wie seither öfters, den Ausdruck einer besonders aufgeregten Stimmung zu lesen glaubte. Je näher der Zeiger der großen Wanduhr der Stunde rückte, in welcher Pater Anselm ein zu sprechen pflegte, je ängstlicher ward ihr zu Muth, als plötzlich in ungestümen Schlägen der Klöpfel an der Hausthür gehört wurde, so daß der dröhnende Laut durch die Stille des weiten Hauses wiederhallte, und Großmann, wie Maria, von ihren Sitzen aufsprangen. Diese blieb, in stummer Angst erbleichend, auf ihrer Stelle stehen, während der Rathmeister mit heftigen Schritten nach der Thür ging. Als aber sein alter Diener, Bartel, dieselbe öffnete, stand er still und blieb in der Haltung seiner amtlichen Würde in der Mitte des Gemaches stehen. Dem Diener auf dem Fuße folgte ein fremder reisiger Mann, in kriegerischer Tracht, dessen Ansehen einen weiten ermüdenden Ritt vermuthen ließ, und welcher, dicht vor den Rathmeister tretend, sich als einen Feldboten des königlich-schwedischen Heeres, von Großen-Sömmern kommend, ankündigte, worauf er ein großes mehrfach versiegeltes Schreiben aus seinem Koller zog und darreichte. Großmann empfing mit sichtbarer, aber augenscheinlich froher Ueberraschung das Papier, und nach einigen Blicken auf die Schriftzüge sprach er mit ruhiger Stimme, gegen Maria hingewendet: „Laß' doch, mein Kind, diesem Manne einen Imbiß bereiten und sorge, daß er sich erquicken und ungestört ein Weilchen rasten möge; denn Ihr scheint sehr ermüdet, mein Freund!" — Als Maria nach einer guten Weile wieder zurück kam, fand sie den Oheim am Schreibtisch lehnend und noch immer mit den empfangenen Briefschaften beschäftigt. Der Feldbote war in den Erker getreten und schaute durch die Scheiben; in der tiefsten Ecke des Gemaches aber stand Pater Anselm, stumm und regungslos, noch ein wenig bleicher als er gewöhnlich zu seyn pflegte, und von Zeit zu Zeit den Blick lauernd auf den Fremden richtend. Maria fühlte bereits die vorige Angst wieder auf dem Herzen, als Großmann mit ruhiger Festigkeit vorschritt und also sprach: „Ihr, guter Freund, werdet fürerst der Ruhe pflegen, und indem ich Eure Depeschen der Raths-Versammlung kund mache, Eure fernere Bescheidung erwarten. Ihr aber, Pater Anselm, meldet Eurem Patron, dem Rath Schwind, was Euch der Zufall hier kund werden ließ und ihm ohnehin bald müßte amtlich mitgetheilt werden: wie nämlich des Königs von Schweden Majestät durch seinen Commissarius uns gnädigst auffordern lassen, diese Stadt ihm und seinem Heer zu öffnen, worüber ich sofort mit meinen Amtsgenossen mich zu berathen gehe. Und Du, Maria, mein Kind!" — fuhr der Rathmeister mit sanfterer Stimme, sich zu dem Mädchen wendend, fort — „verbanne jedwede Angst, und mache Anstalt, das Haus mit dem Nöthigsten zu versehen, was beim Einrücken fremder Gäste dürfte erforderlich seyn." — Bei diesen Worten faßte er Maria's Hand, und indem er mit der andern die empfangenen

Briefe und sein Barett ergriff, schritt er zur Thür hinaus, und der Fremde, wie der Mönch, folgten ihm, einander scheu und mißtrauisch von der Seite messend.

Gerhardt hatte indessen, nachdem er den Tag in Naunburg gerastet, gegen Abend seinen Weg nach Erfurt fortgesetzt. In der Stimmung, worin er sich befand, war es ihm lieb, die sonst lebhaften Landstraßen des volk- und handelsreichen sächsischen und thüringischen Landes leer und einsam zu finden, indem in dieser kriegerischen unruhvollen Zeit, ohne sehr dringende Ursachen, Niemand leicht sich hinaus wagen mochte. Er hatte daher Zeit und Muße genug, sich mit sich selbst zu beschäftigen, und wanderte tiefsinnig und in sich gekehrt des Weges fort, ohne den Gegenständen um sich her viel Aufmerksamkeit zu schenken. Gedanken mancher Art und schmerzliche Gefühle bewegten seine Seele. Die früheren Zweifel, welche in der letzten Zeit in Leipzig seinen Geist beunruhigt hatten, wurden wieder rege, und er wußte sie nicht anders zu lösen, als indem er annahm, es sey selbst gegen die heilige Kirche der göttliche Zorn erwacht und es habe der Herr des Himmels in dem unglücklichen Ausgang der Schlacht von Breitenfeld ein Zeichen geben wollen, wie er die Lauigkeit bestrafe, womit im Allgemeinen die Ausrottung der ketzerischen Lehre bis jetzt betrieben worden. Als er mit seinem Grübeln bis zu diesem Punkt gekommen, war es ihm, als falle es wie Schuppen von seinen Augen. Er sah, wie in Allem was vom Anfang an zu diesem Zwecke geschehen, eine gewisse Schwäche und Halbheit gewaltet, welche ihm um so strafwürdiger erschien, je weniger weltliche oder staatskluge Rücksichten, ja überhaupt irdische Verhältnisse, gegen ein so großes und heiliges Interesse gehalten, ihm beachtenswerth dünkten. Er glaubte deutlich zu sehen, warum die Streitkräfte der Ligue, ja Alles, womit bisher das Ketzerthum war bekämpft worden, so unzulänglich geblieben und es auch immer bleiben werde, so lange nicht jedweder katholische Christ, mit Hintansetzung aller irrdischen Vortheile und Beziehungen, für die Kirche die Waffen ergreife und freudig Haus, Hof und Weib und Kind verlasse, um in den großen Streit zu ziehen, oder auf irgend eine Weise dafür thätig zu werden. Nur erst, wenn das geschähe, wenn Niemand in der weiten katholischen Christenheit mehr ein müßiger Zuschauer sey, sondern Jeder nach seinem Vermögen ein thätiger Theilnehmer an dem großen Kampf geworden, wenn das Ketzerthum aus der christlichen Welt vertilgt und die Kirche gereinigt, sey es auch mit Strömen von Blut, in ihrem höchstem Glanz wiederstrahle, dann, so dünkte es ihn, wären die Worte der Schrift: „Und es wird eine Heerde und ein Hirte werden," in Erfüllung gegangen, und dann erst dürfe der Fromme sich wieder dem ungestörten Genuß irrdischer Freuden und Glückseligkeiten hingeben.

Gerhardt war zu gut und er fühlte zu menschlich, als daß es ihm leicht hätte werden sollen, sich mit dergleichen Vorstellungen zu befreunden; sie erfüllten ihn vielmehr mit einem tiefen, nie empfundenen Schmerz, in welchem sogar eine gewisse Bitterkeit gegen Schicksal und Vorsehung sich mischte, welche so Herbes und Schweres dem schwachen Sterblichen auferlegen und von ihm fordern könnten. Wollte er in solchen dunkeln Augenblicken zur heiligsten Jungfrau beten, dann dachte er wieder, wie diese erhabenste der Mütter den herbsten Schmerz zum Heil der Welt getragen und wie sie von Jedem sich abwenden müsse, der nicht für ihre Kirche das Schwerste zu thun und zu leiden bereitwillig sey. — Aus den stürmischen Wogen solcher Gedanken tauchte dann auch von Zeit zu Zeit das

Bild seiner holden Jugendfreundin mild und friedeverheißend empor. Er gedachte ihres sanften, festen und doch so frommen Sinnes, und wie sie in der heiteren Klarheit ihres Gemüths, in der frommen Kindlichkeit ihres Herzens doch stets das Beste, das Rechte zu finden und zu thun wisse, ohne je die christliche Milde auch nur auf Augenblicke zu verleugnen. Das Leben an ihrer Seite müsse, so schien es ihm, jedem entzweiten Gemüth den Frieden wieder bringen. Aber wenn auch der Gedanke an Maria auf diese Weise tröstlich für ihn wurde, so quälte doch in andern Augenblicken die bange Sorge um eben diese heilige Unschuld, welche der Friedens-Engel seines Lebens werden sollte, ihn um so schmerzlicher; und die Betrachtung, daß gerade ihr der Versucher Netze lege, in den heiligsten Gefühlen ihres Herzens ihr die Versuchung bereite, sie zu dem Greuel der Ketzerei zu verlocken, erfüllte seine Brust mit namenloser Angst und beflügelte seine Schritte, um Erfurt zu erreichen und das Kleinod seines Herzens vor der furchtbaren geistigen Verderbniß, wovon er sie umdroht sah, zu retten.

Unter solchen Betrachtungen war er fortgewandert und hatte eben den Bergpaß bei Kösen hinter sich, als plötzlich aus einem am Wege liegenden Gebüsch eine rauhe Stimme ihm Halt gebot; da nun zugleich zwei Reiter hervor sprengten, so blieb er erwartend, aber furchtlos stehen. Als diese darauf im barschen Ton einige Fragen an ihn ergehen ließen, welche Gerhardt kurz und ziemlich unbestimmt beantwortete, so ergriffen sie ihn ohne Umstände und geboten ihm, mit ihnen zu kommen: eine Anordnung, welcher Gerhardt sich stillschweigend fügte und so, ihn zwischen ihre Pferde nehmend, bogen sie von der Landstraße ab und lenkten in einen Feldweg ein. Obgleich die Dämmerung schon tief herein gebrochen, so hatte Gerhardt doch seine Begleiter als schwedische leichte Reiter erkannt, und indem er so widerstandlos zwischen ihnen fortwandern mußte, fühlte er sich nur um so mehr innerlich erbittert, daß abermals eine feindliche Macht sein nächstes Wirken gewaltsam unterbrach. Nach einer guten Viertelstunde wurde ein Dorf erreicht, welches von der nämlichen Reiterei besetzt war. Seine Führer saßen hier ab und schritten mit ihrem Gefangenen auf ein Haus zu, das durch die Posten, welche den Eingang besetzt hielten, sich als die Wohnung eines Offiziers von höheren Rang ankündigte. Während einer von den Reitern zur Meldung in die Stube getreten, blieb Gerhardt, von den Andern bewacht, auf dem engen Hausflur stehen, wo aus- und eingehende Ordonnanzen ihn bald hier, bald dort hin drängten, und, nach neugierigem Anstarren, in ihrem Idiom über ihn witzelten, wie wenigstens ihr spöttisches Gelächter vermuthen ließ. Nach einem, unter diesen Umständen ziemlich peinlichen Harren öffnete sich endlich die Thür, und Gerhardt trat in ein enges niedriges Gemach, von einer Lampe nur sparsam und in der Ecke erleuchtet, in welcher zwei Offiziere an einem Zelttischchen bei'm Schachspiel saßen. Der, welcher der Thür zugewendet saß, schien, obgleich weit jünger als sein Gefährte, den höheren Rang zu bekleiden. Es war ein schöner Mann, von jugendlich kräftiger Gestalt, und die leichte Haustracht, worin er sich befand, ließ das Ebenmaaß seines Wuchses und seine gefällige Haltung auf's angenehmste erscheinen, während das edel geformte Gesicht sehr ernst und nachsinnend auf das vor ihm stehende Spiel gerichtet war, dessen reiche Verzierungen von Gold und Perlmutter eben so sehr gegen die übrigen gemeinen Umgebungen abstach, als die Ehrfurcht gebietende Gestalt des Befehlshabers gegen die der rohen

Untergebenen. Gerhardt hatte in einer langen Pause Zeit genug zu ähnlichen Bemerkungen; denn beide Herren saßen so lautlos und unbeweglich, als ob nur ihr Spiel sie beschäftigte, ein Dritter gar nicht gegenwärtig sey. Er war schon im Begriff, das lange Schweigen selbst zu unterbrechen, als der Offizier sich schnell empor richtete, den Studenten mit einem äußerst scharfen Blick musterte, und darauf mit sehr angenehmer Stimme, aber etwas fremdartiger Betonung fragte; „Wer seyd Ihr?" — Nach gegebener Auskunft fragte er ferner, ihn unverwandt anblickend: „Wohin wollt Ihr?" — „Nach Erfurt!" entgegnete mit fester Stimme Gerhardt, und da in dem Augenblick sein Streit mit dem sächsischen Offizier ihm wieder einfiel, so konnte er, um der Heftigkeit seines Gefühls Luft zu machen, es sich nicht versagen, auf die dritte Frage des Offiziers: „In welcher Absicht?" mit geheimer Beziehung auf jenen Streit zu antworten: „Um meiner Mutter bei zu stehen, welche meiner Hülfe jetzt wohl bedürfen wird!" — Der Befehlshaber, diese Antwort auf die Kriegsunruhen deutend, schwieg, und es ging bei der Erwähnung der Mutter ein sanftwehmüthiger Zug über sein Gesicht, während auf einen Augenblick seine Gedanken der Gegenwart ganz zu entfliehen schienen; doch rasch sich mit der Hand über die Stirn fahrend, stand er schnell auf, und nachdem er noch einige gleichgültige Fragen gethan, sprach er in sanftem Ton: „Ihr könnt gehen; ich werde Befehl ertheilen, daß Ihr unangefochten bleibt." — „Aber Oberst Corvil!" fiel rasch der andere Offizier ihm in die Rede — „Ihr solltet doch — es könnte doch seyn —!" — „Seyd unbesorgt, Freund Hauptmann!" entgegnete mit leichtem Spott der Oberst, „und schafft uns nicht unnütze Weitläuftigkeiten. Dies Bürschchen hier kann unser Werk nicht stören; laßt ihn ruhig seines Weges ziehen! — Geht immerhin, junger Mensch!" sprach er dann wieder zu Gerhardt; „wir wollen Euch der Mutter, die nach Euch verlangt, nicht vorenthalten!" — Gerhardt, der Freiheit froh, eilte, sich zu entfernen, und fand, als er bald darauf auf der vom Mondschein schwach erhellten Straße fortpilgerte, Muße genug, die tiefere Bedeutung, welche des Obersten letzte Worte für ihn hatten, zu erwägen, und den leichten Spott zu verschmerzen, welchen seine Unbedeutendheit ihm von demselben zugezogen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Menschenbestimmung,

Parabel.

Am Fuß eines Hügels saßen Arist und Laidon, zwei blühende Jünglinge. Muthig blickte der eine in die röthlich schimmernde Ferne, indeß der andre nachdenkend an seiner Seite saß und das welke Laub sammelte, daß der Herbstwind von den Bäumen herniedertrieb.

Wie so still und düster, begann der fröhliche Laidon: strahlt Dir, o Arist, dieser klare Azur nicht eben so freundlich in die Seele, und kleidet sich nicht auch für Dich die Natur in das farbige Herbstgewand, mit dem sie das Auge ergötzt in den lieblichsten Abwechselungen?

Möge dieses letzte Aufglimmen des verlöschenden Lebens Dich erfreuen, erwiederte Arist: mich stimmt es nur ernster und wehmüthiger! Ich lese überall in der Natur die Geschichte des Menschen, und der Herbst ist es vor allen, der in seiner Bildersprache mir tiefbedeutend erscheint!

Möchtest Du, o Arist, mich in Deine Betrachtungen einweihen! bat Laidon. Sieh', auch ich erwuchs an dem Herzen der Natur und schöpfte aus ihr manche heitere Belehrung!

Hast Du, begann Arist: wohl einmal den Frühling recht sinnend betrachtet? — Welch Drängen und Treiben, welch unerschöpflicher Reichthum der Natur, welche verschwenderische Fülle! — vermag'st Du's zu denken, daß diese Farben verlöschen, diese Segensquellen erschöpft werden könnten? Kräftig schießt die Staude empor, der fruchttragende Baum. Reichlichen Segen verspricht die üppige Blüthe und die Sonne gewährt ihr Gedeihen und sendet ihren erquickenden Strahl herab!

O der seligen Zeit! unterbrach ihn Laidon. Ja, ich habe ihre Stimme beachtet! Bekannte Bilder brachte sie mir, das Bild des eigenen glücklichen Daseyns! Welchen Reichthum erfreulicher Hoffnungen, welche Fülle des Segens gewähren die Götter dem jugendlichen Gemüth! Nach allen Richtungen wuchern die Ranken des fröhlichen Lebens, Alles wollen sie umfassen, und an sich ziehn! Fest und innig die Erde umklammernd, verlangt es mit gleicher Sehnsucht zur sonnigen Höh'! Götter und Menschen will es mit einer Liebe umfassen, und das Glück ist ihm hold und gewinnt ihm beide! Immer schöner entfaltet sich der Blüthenschmuck des köstlichen Daseyns, — immer sicherer wird die Kraft, immer fester das stolze Vertrauen auf die Gunst des Geschickes!

Wohl, Du hast den Frühling verstanden! sprach Arist. Höre nun weiter, was die Natur uns vertraut. Siehe, der Sommer ist hin, die Zeit der Reife des fröhlichen Segens. Jene Blüthen gediehen zur Frucht, und die Staude hat ihre Aehren getragen. Bald ist der letzte Akt des Lebens dahin, die Zeit des fröhlichen Sammelns. Schon stehen die Felder ihres Schmuckes entblößt. Blumen und Blüthen verschwanden und der Halm, der erst im Schmuck seines Segens prangte, liegt bald als unnützes Stroh am Boden. — Siehe, so gehen die Kinder der Erde hinab, nachdem das Gesetz der Natur erfüllt ist! — So, o Laidon, werden auch wir hinabgehen und vergessen werden, wenn dieses Feuer verrauchen wird, das uns so mächtig zu Thaten treibt! — Wir glauben aus eignem Willen das Gute zu vollbringen, und gehorchen doch nur jener ewigen Macht, deren Werkzeug wir sind. Ist die Arbeit gethan, so sinkt auch die Kraft, — und das Werzeug zerbricht, das sich im stolzen Traume der Jugend zum Schöpfer erhob! — Arist verstummte und senkte das Haupt auf die Brust.

War das der Gedanke, o Du Lieber, der Dich betrübte? sprach Laidon, und suchte mit seinem fröhlichen Blick des Freundes düsteres Auge.

Mich beunruhigt es nicht, so weisen Gesetzen zu dienen! Hätte die Pflanze nicht gleiches Recht, sich zum Schöpfer empor zu träumen, wenn sie die Blüthen betrachtet, die sie hervorbringt? Was soll darum so thörig der Stolz dem weiseren Sohne der Natur? Sind wir nicht alle Glieder einer Kette, gemeinsam dienend dem großen — unendlichen Ganzen? — Laß auch das Werkzeug zerbrechen, — ich weiß, Du nennst die vergängliche Hülle nur so' — so ist Gewißheit doch so schön, in den Früchten unsers Fleißes fortzuleben auf Erden und uns dereinst mit der ewigen Weltharmonie zu verbinden, in der alles Schöne und Göttliche zusammenströmt! Laß uns darum ferner hoffen und muthig handeln, Arist! Ich weiß, auch Du wolltest Dich

nimmer von der großen Gemeinschaft lossagen, auch wenn Du's vermöchtest! Denn die himmlische Liebe ist in Dir, wie die Kraft des Vollbringens!

So sprach der heitre Laidon. Aber Arist verbarg beschämt sein Antlitz an dem Busen des Freundes, und vergoß stille Zähren der Reue.

Agnes Franz.

Knospen und Blätter.

Eben so wie manches Theaterstück ohne Verwechslung der Dekorationen und ohne alles Maschinenwerk interessanter, erhabner und rührender ist, als ein Spektakelstück mit immerwährenden Verwandlungen und Flugwerken; so ist auch manches, ganz einförmige, von Aussen geräuschlose und im Stillen thätige Menschenleben, wo ein Tag dem andern ganz gleich ist, und wo, was heute geschieht, in denselben Stunden gestern geschah, und morgen geschehen wird, für den Menschen, der es zu gebrauchen und zu geniessen versteht, auf ganz besondere Art reizend und wichtig, und der Kahn des Lebens steuert, ohne daß ihn Seeungeheuer bemerken und verfolgen, bei immer gleicher ungetrübter Windstille glücklich den Hafen zu.

Der Mensch ist von so hoher Abkunft, Würde und Bestimmung, daß er sich nur mit der Himmelstochter Tugend vermählen kann, und doch ziehet er so oft die ihn entehrende Mesalliance mit dem Laster vor, welches ihm zur Mitgift wahrlich nur Gift zubringt.

Wenn man den Menschen sagt: sie sollten am liebsten in ihren eigenen Herzen lesen, so empfiehlt man den Meisten wahrlich keine erbauliche Lektüre.

Lesefrüchte.

In den Französischen Revolutionskriege, als der Rhein auf jener Seite von Franzosen besetzt war, rief einer derselben höhnend zur Deutschen Schildwache herüber: Filou! Filou! Diese, ein ehrlicher Schwabe, meinte, er früge: wie viel Uhr? und erwiederte gutmüthig: „Halber vier!“

Bei den schrecklichen Verfolgungen der Albigenser, welche Innocenz III. zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts das Kreuz predigen ließ, ward die Stadt Bezieres in Languedock von den päbstlichen Horden erobert und eingeäschert. Als man dem Abt Arnold von Citeaux, dem Hauptanführer jener Mordbrenner, vorstellte, daß sich unter den Einwohnern eben so viel Rechtgläubige als Ketzer befänden, erwiderte der fromme heilige Mann: „Schlagt sie nur alle todt, der Herr kennet die Seinen.“ Dafür sang er aber auch während des Stürmens mit seinen Geistlichen: Veni sancte Spiritus creator!

Ludwig XV. fragte einst den Venetianischen Gesandten bei einer Audienz: Wie viele sind im Rath der Zehen zu Venedig? und dieser erwiderte: Vierzig.

Als der Herzog von Richelieu nach der Eroberung Minorkas die erste Audienz erhielt, sagte ihm der König nichts weiter, als: Herr Herzog, wie haben Sie die Minorker Feigen gefunden?

Da die Marquise von Pompadour als Leiche aus dem Versailler Schlosse nach Paris geführt wurde, sah er gleichgültig zum Fenster hinaus und äußerte nur: die Marquise wird heute schlechtes Reisewetter haben.

Als am 6ten August 1682 der Herzog von Burgund geboren war, konnte Ludwig XIV. seine Freude nicht bergen. Er entfernte die Offiziere der Leibwache von sich, und ließ Jedermann zum Handkuß. Unter der zahllosen Menge der Glückwünschenden kam auch der Marquis de Spinola, und biß dem Könige so heftig in den Finger, daß er schrie. „Verzeihung, Euer Majestät," sagte Spinola. „Hätte ich Sie nicht gebissen, so wäre ich gar nicht bemerkt."

L., ein großer Wucherer, war krank, und in eine tödtliche Schlafsucht verfallen. Endlich erholte er sich wenig, und sein Beichtvater benutzte diesen Augenblick, um ihn an seine Sterblichkeit zu erinnern. Zu dem Ende nahm er von einem Tische ein silbernes Kruzifix, und hielt es dem Kranken hin. Dieser erkannte den Geistlichen nicht; sobald er aber das Kruzifix erblickte, sagt' er: „Mein Herr, viel kann ich darauf nicht leihen."

Als die Portugiesen einst eine Schlacht verloren hatten, fand man vierzehntausend Guitarren auf der Wahlstatt.

S. sagte, die älteste von allen Klagen wäre die der Dichter über böse Zeit und über Undank ihres Jahrhunderts.

---

* Charade von zwey Sylben.

Entmuthigt — mit gesenkten Blicken
Der Jüngling vor der Jungfrau stand,
Und wie ein seliges Entzücken
Es sich um seine Seele wand.
Da beut die erste zu dem Ganzen
Erröthend ihm die Jungfrau dar,
Und kleine Satyrbilder tanzen
Holdnickend um das blöde Paar.

Er floh der Freunde laute Scherze,
Schwieg, als ihn der Vertraute frug;
Denn mit der Sehnsucht süßem Schmerze
Er nur ihr Bild im Herzen trug,
Beglückt! — er sieht die Jungfrau wieder,
Sie beut ihm froh die erste dar,
Und liebe Engel blicken nieder,
Befreundet auf das holde Paar.

Jetzt weilt er jubelnd in den Gründen,
Wo sie bey Florens Kindern weilt;
Er lauscht: — sieht einen Kranz sie winden
Mit dem sie ihm entgegen eilt.
Zum Letzten reicht mit leisem Beben
Sie ihm die Rosenwange dar,
Und holde Amoretten schweben
Bekränzend um das seel'ge Paar.

A. Daeves.

Auflösung der Charade in Nro. 82.

Hasenpannier.

A. Daeves. d J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 85.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 23. Oktober 1823.

Krieg ist entschieden,
Kräftig und frey!
Fort aus dem Frieden!
Alles wird neu.
De la Motte Fouqué.

* Das neue Griechenland.

Es lag in matten Todesschlummer
Im Schlaf der Trennung; — tiefe Spuren
Der Barbarey, Tyrannengeissel, tiefer Kummer
Bedeckten Hella's himmlisch schöne Fluren.

Es ist erwacht! — zum neuen Leben
Aus Trümmern, winkt der junge Morgen
Der Neugeburt — und es entschweben
Mit ihm die thränenbangen Sorgen.

Heroisch eilt zum Schlachtgetümmel,
Der junge Held, voll hohen Muths herbey,
Er fällt — den frommen Blick zum Himmel
„Und jauchzt:“ das Vaterland ist frey! — —

Die Hoffnung sank nicht unter Sclavenketten;
Der Ahnenruf aus heldenkühner Zeit
Weckt sie: — das Vaterland zu retten
Ist ja das Herz zum Tode selbst bereit.

Bald wird vielleicht die hehre Stunde schlagen,
Der Tag erblühn, der Friedens-Palmen streut
Und Kränze flicht; — von Leid und Klagen
Auf ewig unser Griechenland befreit.

H. F. C. B.

Der Student.

(Fortsetzung.)

Als Gerhardt am Abend des Tages, an welchem die Sendung aus dem schwedischen Hauptquartier angekommen war, in Erfurt eintraf, fand er im väterlichen Hause viel Unruhe und Bekümmerniß. Das Handschreiben des königlichen schwedischen Commissarius hatte alle Gemüther in lebhafte Bewegung gebracht und die heutige Raths-Versammlung war sehr stürmisch gewesen. Auf die Nachricht des eingegangenen

Sendschreibens war Schwind, als Churfürstlicher Rath, sogleich in die Sitzung geeilt und hatte Alles aufgeboten, um den Rath und durch ihn die Bürgerschaft zu bewegen, dem schwedischen Heer die Besitznahme Erfurts zu verweigern, die Stadt in Vertheidigungsstand zu setzen, und wenigstens so lange zu halten, bis Churfürstlicher Seits Verhaltungs-Maaßregeln würden eingegangen seyn: ein Vorschlag, welchem, bei der Unzulänglichkeit der Mittel, fast Niemand zustimmen mochte. Großmann und Schwind waren bei dieser Gelegenheit hart an einander gerathen, und Letzterer hatte mit großer Bitterkeit sich über den Undank der Protestanten beschwert, indem er in Erinnerung gebracht, wie er es gewesen, der vor zwei Jahren durch geschickte Unterhandlung die Besitznahme der Stadt von dem kaiserlichen Heere unter Wallenstein abgewendet. Das düstere Feuer seines Charakters, bei einer allem heiteren Lebens-Verkehr abgeneigten Gemüthsart, loderte bei diesem Anlaß bis zum Fanatismus auf und ergoß sich in rücksichtslose Schmähungen gegen den Rathmeister und dessen Glaubensgenossen. — Es war zuletzt beschlossen, zwei Räthe in's schwedische Hauptquartier nach Sömmern zu senden, welche beauftragt wurden, dem König die dringendsten Vorstellungen gegen die Besetzung der Stadt durch eine Garnison zu machen, die durch lange Kriegslasten erschöpfte Lage derselben, so wie ihre Pflichten gegen Churmainz ihm schildernd. Wäre jedoch, wie zu befürchten stand, der König nicht zu bewegen, dies zu bewilligen, dann sollten die Abgeordneten die Einwohner katholischer Glaubenspartei, die Geistlichkeit, wie auch sämmtliche Churmainzische Beamte und Diener dem Monarchen zu Schutz und Schirm empfehlen und nicht nachlassen mit Fürbitten, bis durch das königliche Wort denselben Sicherheit für Leben und Eigenthum gewährt sey. — Dies war Alles, was Schwind hatte erhalten können. Er entfernte sich voller Ingrimm und ließ, als er nach Hause kam, den furchtbarsten Verwünschungen des gesammten Ketzerthums gegen den Pater Anselm, der aus voller Seele mit ihm einstimmte, freien Lauf. Beide vereinigten sich dann in stundenlangen Gebeten und Bußübungen, der Kirche Rettung und der neuen Lehre Vertilgung aus den Höhen des ewigen Friedens herab zu flehen, bis die Natur des kränkelnden Greises so gewaltigen Aufregungen erlag und er erschöpft, in fieberhafter Schwäche, auf sein Ruhebett getragen werden mußte.

Unter den übrigen Churmainzischen hatte die Nachricht von der Annäherung der Schweden auch großes Schrecken verbreitet. Vergebens eilten sie, bei Schwind sich Raths zu erholen; sie fanden ihn selbst in völliger Rathlosigkeit. Seine alten Diener gingen händeringend umher, und wer noch bei einiger Besinnung blieb, der suchte zu bergen, was ihm das Liebste war; denn Raub, Mord und Plünderung schienen das Gewisseste, worauf man gefaßt seyn mußte, und für alle Greuel, welche das unglückliche Magdeburg erfahren, konnte jetzt die Stunde der Vergeltung über die Papisten herein brechen.

In dieser Stimmung fand Gerhardt die Seinen, als er in der tiefen Abenddämmerung in's väterliche Haus trat, und eilte seinen Vater zu umarmen, den eben ein mehrstündiger Schlaf wieder erquickt hatte. Gerhardt's Erscheinung wirkte ermuthigend auf den Greis, und es kam bald zu Berathungen über das, was zunächst zu thun sey. In der Raths-Versammlung war der Beschluß gefaßt worden, die Thorwachten zu verstärken, um wenigstens vor dem Andrang leichter Herumzügler gesichert zu seyn. Die Bürger-Miliz sollte zu diesem Zweck um einige Fahnen vermehrt und die Stellen der Rottmeister und

Unter-Hauptleute durch Söhne der angesehensten Beamten und Bürger besetzt werden. Gerhardt fand, daß er nichts Besseres thun könne, als durch eine solche Stelle sich in diejenige Thätigkeit zu versetzen, welche ihm jetzt die wünschenswertheste schien, und da auch der Rath hierin das Mittel sah, sich einigen Zusammenhang mit denjenigen Angelegenheiten der Stadt, die auf Vertheidigung deuteten, zu erhalten, so ließ er es geschehen, daß Gerhardt sein Gesuch um eine Rottmeister-Stelle bei'm Ober-Stadthauptmann anbrachte. Dies ward um so leichter gewährt, als man nicht gewilligt war, mit dem Churmainzischen Rath es gänzlich zu verderben; und da der Drang der Zeitumstände die größte Eile gebot, so mußte sogleich ein Theil der Nacht verwendet werden, die neuen Einrichtungen zu ordnen, die Rotten ab zu theilen und zu bewaffnen, so daß der nächste Tag den Studenten schon in der vollen Thätigkeit seines jetzigen Berufs fand. Er fühlte sich von der Neuheit dieser Beschäftigung wohlthätig zerstreut; selbst die Angelegenheit seines Herzens ward darüber einigermaßen in den Hintergrund gedrängt. Sein Vater hatte ihm ein feierliches Versprechen abgenommen, Maria für jetzt nicht zu sehen, und überhaupt sein Verhältniß mit ihr so lange als abgebrochen zu betrachten, als sie noch anstehen würde, ihre unverfälscht gebliebene Glaubenstreue dadurch dar zu thun, daß sie freiwillig sich in den Schutz ihrer katholischen Verwandten und Glaubensgenossen begäbe. Dachte gleich der liebende Jüngling dies Gebot nicht in seiner ganzen Strenge zu halten, so widerstrebte es doch auch seinem Gefühl, Großmann's Haus in der jetzt herrschenden Stimmung zu betreten. Er beschloß daher, von der Gunst des Zufalls zu erwarten, was er auf dem unmittelbaren Wege nicht suchen durfte und nahm in den Geschäften seines Berufs, die fast seine ganze Zeit ausfüllten, oft seinen Weg in die Gegend von Maria's Wohnung, hoffend, er werde einmal mit ihr zusammen treffen welche Hoffnung jedoch, entweder, weil Maria ihn geflissentlich mied, oder weil die unruhige Zeit sie mehr im Inneren ihrer Wohnung eingeschlossen hielt, unerfüllt blieb.

Mit sehr gespannter Erwartung hatte man der Rückkehr der beiden in das Hauptquartier gesendeten Räthe entgegen gesehen. Bei ihrer Ankunft sogleich in die ungeduldig harrende Rathsversammlung geführt, gaben sie folgenden Bericht: „Als wir gestern zu Großen-Sömmern ankamen, ward uns die Kunde, wie des Königs Majestät denselben Abend nicht allda eintreffen, sondern zu Leubingen übernachten würden. Wir eilten demnach in der Frühe des heutigen Morgens dahin, und fanden das Hoflager schon im Aufbruch, den König selbst im Begriff, sich aus demselben zu erheben. Als wir darauf bei Herzog Wilhelm von Weimar, Sr. Majestät General Lieutenant, uns als Abgeordnete dieser Stadt beglaubigt, wurden wir durch einen Offizier aus des Fürsten Gefolge auf einen freien Platz geleitet, wo wir schon in der Entfernung viele hohe Standespersonen und vornehme Offiziere versammelt sahen. Bei unserer Annäherung bildeten sie eine lange Reihe, die wir zu durchschreiten hatten, und wir wurden erstaunt und von Ehrfurcht ergriffen bei dem Anblick so vieler stattlichen und mannhaften Krieger aus fürstlichem und anderem hohen Stande und der herrlichen mit kriegerischem Glanz und Ehrenzeichen geschmückten Gestalten. Die Menge der offenen, treuherzig ernsten Angesichter, und die festen und muthvollen Blicke, welche von allen Seiten auf uns fielen, ließen uns recht augenscheinlich empfinden, daß wir in Mitten eines eben so tapferen als glorreichen, für Gott und sein unverfälschtes Wort

kämpfenden Heeres uns befänden. Wenn nun schon der Eindruck so vieler kriegerischen Herrlichkeit uns in Erstaunen versetzte, so wurden wir von dem Anblick des königlichen Helden selbst fast überwältigt; und als derselbe mit unbeschreiblicher Hoheit und Leutseligkeit uns durch ein Zeichen mit der Hand den Befehl ertheilt, näher zu treten, wollte schier die Zunge den Dienst versagen, uns des gegebenen Auftrags zu entledigen. Es nahm hierauf Herr Herzog Wilhelm das Wort, dem Könige berichtend: wie wir als Deputirte der Stadt Erfurt gekommen seyen, die Bereitwilligkeit derselben, das schwedische Heer bei dem Zuge durch Thüringen nach ihren besten Kräften zu verpflegen, an den Tag zu legen; doch lasse gedachte Stadt, in Erwägung ihres erschöpften Gemeinwesens, so wie auch ihrer Pflichten gegen ihren Oberherrn, den Churfürsten zu Mainz, Se. Majestät auf's dringendste und unterthänigste anflehen, sie mit der Einlegung einer Garnison in Gnaden zu verschonen, und hege dieselbe das Vertrauen, der König werde, mittelst dessen weltbekannter Huld und Milde, diese so demüthige als gerechte Bitte gewähren, wie auch durch ein königliches Wort der Bürgerschaft von Erfurt, und dessen katholischen Einwohnern, Schutz und Sicherheit an Leben und Eigenthum während der Dauer Ihrer Heereszüge verleihen und zusichern. — Der König hatte während dieser Rede uns nachdenklich und durchdringend angeschaut, dann aber mit unbeschreiblicher Sanftmuth und derjenigen Ruhe, welche von einem unwandelbar festen Entschluß zeugt, also geantwortet: Wie die von uns ausgesprochene Gesinnung der Stadt Erfurt ihm wohlgefalle; und möchten die angezogenen Ursachen ihn leichtlich bestimmen, dieselbe mit einer Garnison zu verschonen, dafern nur die Lage der Sachen dies gestattete. Diese sey aber also beschaffen, daß die Länder und festen Plätze ihrer Alliirten nicht hätten mit Besatzung verschont bleiben dürfen, um so weniger könne er daher eine solche Begünstigung einer Stadt andeihen lassen, welche sich unter der Herrschaft ihres erklärten Feindes, des Churfürsten zu Mainz, befinde. „Es würde," so fuhr der König fort, „ein Leichtes gewesen seyn, mit göttlichem Beistand durch die Gewalt der Waffen mich Eurer Stadt zu versichern, worauf ich denn nach meinem Ermessen und zu Nutz und Frommen meiner Bundesgenossen darüber hätte schalten mögen. Doch lieber will ich, aus Milde gegen die Evangelischen unter Euch, den Weg der Güte einschlagen und durch friedliches Uebereinkommen bewirken, was der Gewalt der Waffen wohl nicht hätte mögen geweigert werden. Ich gebe jedoch mein königliches Wort, daß ich gewillet, Euch und die Stadt bei allen Euren Rechten und Freiheiten zu lassen, ja gegen männiglich nach bestem Vermögen zu schützen und zu vertheidigen, und wenn gleich ich genugsame Ursache hätte, die päpstlichen Bürger von solchem Schutz aus zu nehmen und mit ihnen also zu verfahren, wie häufig von ihnen gegen die Unsrigen geschehen, so will ich doch auch hierin Gnade für Recht ergehen lassen, und es soll Eure ganze Bürgerschaft, ohne Ausnahme, sich Eurer Fürbitte und unseres Schirmes zu erfreuen haben. Nicht aber können hierunter des Churfürsten zu Mainz Güter und Diener und die päpstliche Geistlichkeit mit verstanden seyn, sintemal mir und den Meinen von den Kriegsvölkern der Liga stets nur die äußerste Feindseligkeit erwiesen. Doch will ich auch gegen sie nicht zum schlimmsten schreiten und es also mit ihnen machen, daß auch sie die Milde eines evangelischen Heerführers einigermaßen tröstlich empfinden und um so mehr sich ermahnt fühlen mögen, ihre Obern zu christlicher Gesinnung zu ermuntern."

— Wiewohl nun, nach also geschehener Erklärung, uns fast keine Hoffnung blieb, den König zur Aenderung seines Entschlusses, die Stadt ein zu nehmen, zu bewegen, so glaubten wir doch, noch einen Versuch machen zu müssen. Kaum aber merkte der König unsere Absicht, als er mit einiger Ungeduld uns also unterbrach: „Haltet Euch nur weiter nicht lange auf und macht Euch die Sache nicht schwer; denn ich weiß doch, daß Ihr mich in der Stadt gern habt, und weil dieselbe durch mein königliches Wort geschirmt ist und ich nicht lange zu säumen habe, so will ich etwas von Kriegsvolk zu Fuß und Roß voran in die Stadt schicken, damit ich bei meiner Anwesenheit allerseits möge gesichert seyn und die Wachten unter den Thoren und den vornehmsten Posten desto besser möge bestellen lassen." — Als wir nun hierauf mit Ehrfurcht entgegnet: wie über Ihro Majestät Ankunft die sämmtliche Bürgerschaft sich höchlich erfreuen und Denenselben nach bestem Vermögen auf zu warten sich eifrigst bemühen würde; daß jedoch zu Ihrer Majestät Sicherheit dergleichen Wachten von den Bürgern und der Stadt-Miliz stark genug könnten besetzt werden, und würde es zu diesem Zweck des Voranschickens und der Einlegung Dero eigenem Kriegsvolkes nicht bedürfen, so antwortete der König mit Lebhaftigkeit: „Diesen Brauch, mit Bestellung der Wachten in den Städten und an den Orten, wo ich in Kriegszeiten gewesen, habe ich jederzeit also gehalten und mir niemals, welcher Gestalt und wie stark solches geschehen möge, Ziel und Maaß vorschreiben lassen, sondern den bekannten Vers praktizirt: Alterius non sit qui suus esse potest!"

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Die Friesischen Häuptlinge — Didde und Gerold. *)

Wie die Bremer im Anfange des 15ten Jahrhunderts die Rustringer (Budjadinger) Friesen besiegt, zur Sicherung ihrer dortigen Macht eine feste Burg zu Atens — die Friedeburg — erbaut, den Rothenkircher Häuptling Didde Lübben aus dem Lande gejagt und nur seinen Söhnen, Didde und Gerold ihre Erbgüter gelassen hatten, so ertrugen diese nicht die ihrem Vater angethane Schmach. Verbunden mit mehreren Häuptlingen faßten sie den geheimen Anschlag, die ihnen anstößige Friedeburg zu überrumpeln, und so das Bremische Joch von sich zu wälzen. Die Nacht vom 4ten auf den 5ten Oct. 1418 war dazu bestimmt. Die beyden Brüder eilten mit 24 entschlossenen Friesen und 20 Sachsen voran. Ohne der Nähe und des Beystandes ihrer Gefährten sicher zu seyn, legten sie muthig die Sturmleitern an, erstiegen die äussere Mauer und drangen schon in die Burg ein. Der bremische Befehlshaber, Namens Ballehr, der bey Entstehung des Lärm's ans Fenster kam und die Seinen zur Gegenwehr aufrief, wurde erschossen. Die Burg würde erobert seyn, hätten die Stürmer jetzt von ihren Gefährten unterstützt werden können. Aber diese waren noch fern, und die bremische Besatzung, welche allmälig die geringe Anzahl ihrer Feinde merkte, sandte nun von der Höhe einen Pfeilregen auf sie herab, so, daß die Stürmer abzulassen gezwungen wurden. Dennoch verliessen sie nicht ihren gewonnenen Platz, sondern verkrochen

---

*) Als Beitrag und Berichtigung des kürzlich im hiesigen Unterhaltungsblatte erschienenen aus der Abendzeitung entlehnten Aufsatzes: „die Häuptlinge von Esens.

* Ereignisse und Ansichten.

Bremen den 17ten Oktober.

Die Einweihung des seit längeren Jahren als Packhaus benutzten — jetzt unsern Mitbürgern catholischer Confeßion übergebenen, und als Sanct Johannis-Kirche neu erstandenen Gotteshauses, fand heute statt.

Lange war die nicht unbedeutende Gemeinde auf ein kleines, unpassendes Local, während ihrer Andachtsübungen verwiesen; — um so mehr theilte jedes Herz die Freude derselben, als — durch Güte, Milde, und rege Theilnahme des Ganzen, wie des Einzelnen, das Gebäude in seiner ursprünglichen Würde erstand, und seine Pforten sich öffneten, und die Menge der Christen die Hallen füllte, um dem Vater der Wesen zu huldigen. Freundlich, ohne Ueberladung fremdartiger Zierrathen, umgab das majestätische Gebäude die zahlreiche Versammlung. *)

Der größte Theil des Senats, unter dessen weiser, väterlicher Obhut wir schon so manches Gute und Schöne in unserm glücklichen Freistaate gedeihen sahen, die Prediger der evangelischen Gemeinden, viele achtungswerthe, bürgerliche Ehrenämter bekleidende Mitbürger, und holde Frauen, waren auf dem Chore versammelt, wo vor dem freundlichen schönen Altare der zu dieser Feier berufene General Vicar Dammers und der Domprediger Strider aus Paderborn unter Assistenz der hiesigen und einiger benachbarten catholischen Prediger das Hochamt hielten.

Die brausende Stimme einer zwar noch nicht vollendeten Orgel, verbunden mit dem Wechselgesange unserer verdienstvollen Singacademie in Begleitung guter Kirchenmusik, erfüllten das Gebäude, und hallten beschwigtigend und erhebend in den Herzen der Zuhörer wieder.

Da betrat der Domprediger Strider die Kanzel, und sprach in freien, unbefangenen, echt christlichen Worten, über die Würde, den Zweck und den Segen der Gotteshäuser.

Keiner unter den tausenden von Zuhörern wurde wohl nicht ergriffen, aufgerichtet, ermuthigt, bey der herzlichen, von allem Misticismus freien Rede des freundlichen Mannes, der mit mächtiger Kraft eindrang in die häuslichen und bürgerlichen Verhältniße, in den Wechsel irdischer Pracht, in die tausendfältigen Gestaltungen eines feindlichen Geschicks, — und über Trümmern gesunkener Herrlichkeit, über Thränenbächen und blutenden Herzen, einen Tempel aufführte des Trostes, des Friedens, der Eintracht und der Freude in unendlicher Wahrheit und Glorie.

Und jetzt, wo der Redner den Geist des Zuhörers, geläutert hinauf geleitet hatte, in die Nähe der ewigen, unerforschten Weisheit, die nur der Sünder verläugnet, und in momentaner Berauschung wegphilosophirt — als das geistige Auge geblendet wurde, von der sie umstrahlenden Majestät, da mußte auch er fühlen, was er ausdrucksvoll in die Worte legte: „Hier verstumme mein Geist!“ Sein Segen, der Alle umfing, möge in Erfüllung gehen: „jedes Prachtgebäude, jede Hütte unserer Stadt möge zum Vorhof werden, der die, in der kräftig begabten Menschenbrust gebildeten Gottestempel umfängt.

Aber auch der von Vielen ausgesprochene, und durch Anerbietungen reichlicher Beiträge bestätigte Wunsch, diesen Mann hier angestellt zu sehen, möge in Erfüllung gehen, dann wird die Scheidewand, die der Wahn aufführte zwischen den Kindern, den Geliebtesten des großen Vaters, vielleicht weniger beengend werden, und unter vereinter Anstrengung sinken, und die Pfade sich einen, die alle zu einem Ziele führen, der eine durch freie üppige Wiesenwege wo sumpfige Tiefen zur Seite unter Blumen lauern, der andere durch romantische Felsenwindungen, wo Abgründe dem Schwindelnden Verderben drohen, und der dritte auf geebneter Bahn, wo die Bäume kühlenden Schatten gewähren, aber der Staub erstickend drohet.

D. —

*) Schon zu Ende des 13ten Jahrhunderts stand diese Kirche, so wie sie heute zu sehen ist. Sie gehörte zu dem, von Franziskanern bewohnten, Sanct Johannis, oder grauem Mönchskloster. Die Höhe ihrer durch 8 schlanke Pfeiler in 15 Gewölbe eingetheilten Decke ist 56, ihre Länge 200 und die Breite 62 Fuß, das Chor ist allein 70 Fuß lang; aber nur etwa halb so breit, wie das Schiff der Kirche. Bis zu der Mitte des vorigen Jahrhunderts, diente sie der, hier vor der Wiederrufung des Edicts von Nantes gebildeten französischem Gemeinde an Sonn- und Festtagen zu andächtigen Versammlungen. Ihr späteres Schicksal ist bekannt.

(Hierbey eine wöchentliche Beylage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves. d J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 85.

Bremen, Donnerstag den 23. October 1823.

Gestorben.

Den 10. October. Des weyland Johann Hinrich Bruns Wittwe, geb. Wiechers; 56 Jahr, Balgebrückstr. Nro. 9.

Den 11. October. Der Dienstmagd Anna Ammermanns aus Elsfleth Sohn, 14 Wochen alt, a. d. Fuhrleutestr. Nro. 11.

Den 11. October. Der Schuhmacher Johann Christian Gerland 73 Jahr, in Schnoor Nro. 31.

Den 12. October. Margaretha Hölzer Tochter, des Reitvogts Hölzer, a. d. Buchtstr. Nro. 27, 34 Jahr.

Den 12. October. Der Weinhändler Reinhard Wilkens, 35 Jahr, a. d. Grasmarkt Nro. 8.

Den 12. October. Des weyland Tonnenmachers Diederich von Haven Wittwe, geb. Talla; 48 J., hinter Stephanikirchhoff Nro. 16.

Den 12. October. Des Tischlers Hermann Hilken Tochter, gr. Annenstr. Nro. 83, 18 Wochen.

Den 12. October. Ertrank in der Weser der Kaufmann Heinrich Georg Sattinger 47 J.

Den 14. October. Des weyland Christ. Frieder. Wätjen Wittwe, geb. Blasen; a. d. kl. Annenstr. Nro. 14.

Den 14. October. Des weyland Branteweinbrenners Martin Pennmeyer Wittwe, geb. Ahlers; 47 Jahr, a. d. gr. Johannisstraße Nro. 205.

Den 14. October. Der Schuhmacher Johann Hinrich Krohne, 61 Jahr, a. d. Rosenthal Nro. 8.

Den 15. October. Des weyland Arb. Johann Kühne Wittwe, geb. Lerche; 69 J., a. d. Hohenthorstr. Nro. 3.

Den 15. October. Luise Gercken geb. Dancken Sohn, a. d. Osterstr. Nro. 45, 1 Jahr.

Den 15. October. Lucia Catharina Schierloh 24 J., a. d. Grafenstr. Nro. 2.

Den 15. October. Der Kaufmann Joh. Anton Stock 35 Jahr, am Brill Nro. 2.

Den 16. October. Des weyland Knopfmachers Johann Philipp Wehe Sohn, 15 Jahr a. d. Neuenstr. Nro. 84.

Den 17. October. Des Stuhlmachers Hinrich Asmann Ehefrau, geb. Wagener; 39 J., Rosenthal Nro. 6.

Geburten.

Den 7. October. Des Arb. Johann Hinrich Müller Ehefrau, geb. Huddelberg; a. d. Düsternstr. Nro. 86, von einem Knaben.

Den 8. October. Des Straßenmachers Albert Bauer Ehefrau, geb. Denken; am Buntenthorsteinweg, von einem Mädchen.

Den 10. October. Des Schiffzimmermanns Johann Christoph Dormann Ehefrau, geb. Ulken; auf Loschen Hoff, von einem Mädchen.

Den 10. October. Des Arb. Johann Friederich Röper Ehefrau, geb. Löwe; am Punkendeich Nro. 74, von einem Knaben.

Den 13. October. Des Schneiders Johann Friederich Gröne Ehefrau, geb. Stechan a. d. Hankenstr. Nro. 5, von einem Knab.

Den 13. October. Des Maurers Christ. Frieder. Behnken Ehefrau, geb. Gräfenstein a. d. Brake Nro. 3, von einem Mädchen.

Den 13. October. Des Arb. Johann Franz Müller Ehefrau, geb. Klinge; Nienabersgang Nro. 17, von einem Mädchen.

Den 14. October. Des Kaufmanns Hinrich Christoph Bortels Ehefrau, geb. Schütte; hinterm Brill Nro. 3, von einem Knaben.

Den 14. October. Des Arb. Hermann König Ehefrau, geb. Lohmann; außerm Steinthor Nro. 38, von einem Knaben.

Den 15. October. Des Küpers Conrad Heinrich Meyerricks Ehefrau, geb. Hellmers; a. d. gr. Krummenstr. Nro. 14, von einem Mädchen.

Den 15. October. Des Arb. Jacob Tute Ehef., geb. Bielau; a. d. kleinen Allee Nro. 13, von einem Mädchen.

4 uneheliche Kinder, worunter 2 von den Vätern anerkannt worden.

Copulirt sind.

Der Schuhmacher Johann Caspar Bonn, von hier, mit Catharina Maria Eichmann zu Lutten Amts Vechte.

Der Privatlehrer Ferdinand Freitag, aus Wendlinghausen, mit Rebecca Lange von hier.

Der Kaufmann Eduard Steinbrügge aus Vegesack mit Jungfrau Clara Gerdruth Donandt von hier.

Der Zuckerbäckermeisterknecht Hinrich Bartels aus der Stuhr, mit Anna Christina Kassens von hier.

Der Cigarrenmacher Albert Hinrich Schröder, mit Susanna Cornelia Rietmüller beide von hier.

Der Küper Heinrich August Stoffregen von hier, mit Sophia Friederika Hiller aus Jever.

Der Schuhmachermeister Hinrich Rosemeyer, mit Gesche Steencken, beide von hier.

Der Arb. Peter Sander, mit Margarthe Christina Stövesand, beide von hier.

Der Arb. Arend Holste, mit Margarethe Elisabeth Kutschers, beide von hier.

Der Arb. Johann Friederich Adolph Krieg, mit weiland Friederich Klinge Wittwe, Catharina Maria Rauch.

Lieutenannt Anton Ludewig Klingenberg aus Scheventorff bei Glane, mit Jungfrau Adelheid Maria Carstens aus Bremen, gegenwärtig domicilirt zu Vegesack.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 86.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 26. Oktober 1823.

Frei wird einst sich Psyche heben,
Ledig von des Kerkers Bann;
Frei sich fühlend, wird sie dann
Sinnig übern Schädel schweben —

Das Leben.

Auch ich erschien am falschen Meer des Lebens;
Ein schwanker Kahn erregte meine Lust,
Auf Wellenflut der Zukunft zuzuschweben,
Mir füllte Drang die jugendliche Brust,
Ich stieg hinein mit ungewissem Streben,
Ergriff das Ruder, folgte unbewußt
Dem raschen Strom der tiefbewegten Wogen:
Ich ward von der Erwartung fortgezogen.

Bald fand ich um mich der Gefährten viele;
Sie luden mich zum fröhlichen Verein,
Bereiteten der Freuden holde Spiele,
Und jubelten beim klaren Sonnenschein.
Die Flut, geebnet, hauchte frische Kühle;
Der Becher kreiste mit beperltem Wein;
Der frohe Jubel ließ die Sorgen schwinden,
Und schien die goldne Zukunft zu verkünden.

Mit Blumenketten eilten sie umschlungen
Vereint dem fernverhüllten Ziele zu;
Bald waren sie vom Freudenrausch durchdrungen,
Sie schwelgten fort in sorgenloser Ruh;
Anakreons Begeist'rung ward gesungen,
Die Leier tönte feierlich dazu;
Die Töne strömten hin in Blüthendüften,
Wie Gottgesang verhallte in den Lüften.

Doch mich, der ich in ihrer Mitte weilte,
Mich ließ des Festes Jubel unberührt,
Mich trieb ein dunkles Sehnen in die Weite,
Von süßer Wehmuth ward mein Herz gerührt;
Die inn're Welt, sie lag mit sich im Streite,
Mein Streben ward vom Wahne fortgeführt,
Es war ein steter Kampf in meiner Seele,
In Nebelferne sucht' ich, was mir fehle.

So ward ich von dem bunten Schwarm gezogen,
Er drängte sich im vollen Ungestüm:
Doch plötzlich sträuben, dunkeln sich die Wogen,
Ein Ungewitter zieht am Himmel hin,

Ein Sturmwind reißt uns fort mit grausem Toben,
Die Blumenbande brechen, fliegen hin,
Sind leichte Spreu vor ungestümen Winden:
Zerstreuet mußten Alle mir verschwinden.

Ich war allein, allein im Sturm der Wogen!
Kein rettender Gefährte war mir nah;
Vom Sturmhauch waren Alle schnell verstoben;
Nichts widerstand ihm: eh' man sich's versah,
War mancher, zu dem Meeresgrund gezogen,
Im Todeskampf dem letzten Ende nah;
Es drang mir in beengte Brust ein Wehen,
Ich konnt' der Flut nicht länger widerstehen.

Ich überließ verzweifelnd mich den Winden,
Die Donnerwolken rollten über mir,
Die Feuergluthen liessen fast erblinden,
Sie schossen in den Lüften hin und her,
Die Leuchtung ließ die schwarze Nacht verschwinden,
Ein Wasserberg erhob sich hinter mir,
Er dräut' den schwanken Nachen zu verschlingen:
Des Todes Wehen fühlt' ich zu mir dringen.

Doch plötzlich drängt sich aus dem innern Leben
Ein Funke mächtig auf in meiner Brust;
Er schlägt zur Flamme, mahnet mich zum Streben,
Und stählt den matten Arm mit Kämpferlust;
Er faßt die Ruder: kräftig Widerstreben
Macht seiner Seele selber sich bewußt, —
Sie will den Tod empfangen ohne Grauen,
Und wagt's, ins grause Antlitz ihm zu schauen.

Der Tod entflieht, ich nahe dem Gestade;
Sein segnend Bild erhöhet meinen Drang,
Gestalten regen sich am Uferspfade,
Die Retter nah'n — Dank sei der Gottheit,
Dank!
Daß sie der bangen Sorge mich entlade,
Erhörte sie mein Fleh'n, — ein Lobgesang
Soll huldigend die hohe Gnade preisen,
Der Menschheit dienend meinen Dank beweisen.

G. Schütz.

Der Student.

(Fortsetzung.)

Als die Deputirten bis dahin in ihrem Bericht gekommen, ließ plötzlich außerhalb der Rathsstube ein heftiger Lärm sich vernehmen. Die Wacht haltenden Rathsdiener suchten Jemand den Eingang zu verwehren, der immer auf's Neue ein zu dringen strebte; und als Großmann eben Befehl ertheilt, nach der Ursache des Lärmens zu schauen, wurden die Thüren aufgedrängt und herein stürzte der Rottmeister Gerhardt Schwind, welcher seit Vormittags 9 Uhr die Wacht am Johannis-Thor bezogen, mit allen Zeichen des heftigsten Ingrimms. Sein Gesicht war todtenbleich, das dunkle Haar hing zerzaust über Stirn und Wangen, und waffenlos, in dem weitaufgerissenen Koller und in Stücken herabhängenden Halskragen, hätte man ihn eher für einen, aus wüstem Trinkgelag kommenden Raufbold, als einen diensthabenden Offizier halten sollen. Zudem erstickte die zornige Bewegung ihm fast die Sprache und er konnte nur die Worte stammeln: „Es ist Alles, Alles verloren! Sie sind da! die Feinde, die Schweden sind in der Stadt!“ — Die Rathsherren fuhren von ihren Sitzen auf und nur die Abgeordneten sahen einander an, wie Leute, welche etwas nicht Unerwartetes erfahren. Es währte lange, ehe man den armen Gerhardt einigermaßen zu beruhigen vermochte; als er aber endlich sich so weit gesammelt hatte, um im Zusammenhang zu sprechen, berichtet er wie folgt:

Es sey der Herzog Wilhelm von Weimar, mit einer Reiter-Schwadron, vor das Krempfer-Thor gekommen; der dort wachthabende Rottmeister habe einem im Lande so bekannten und benachbarten Fürsten dem Eingang sich nähern lassen, ohne den Schlagbaum zu versperren; im

Augenblick aber habe der Herzog den Rottmeister und die Wacht entwaffnen und das Thor mit seinen Reitern besetzen lassen, worauf er sogleich einen Theil seiner Schwadron nach dem Schaesler, einen andern Theil nach dem Johannis-Thor zu gleichem Zweck gesendet. Gerhardt wandelte vor seiner Wacht auf und nieder, als das Geräusch der von der inneren Seite des Walles kommenden Reiter ihn aus seinen Gedanken aufschreckte. Er schrie bei ihrem Anblick vor Entsetzen laut auf; seine Rottgesellen sprangen aus der Wachtstube, aber sie liefen bei den Anblick der nahen Schweden bestürzt durch einander, und nur Einige hatten Besonnenheit oder Vertheidigungslust genug, sich mit gezogenen Klingen dicht an Gerhardt zu schließen, welcher sich wüthend den Reitern entgegen warf und entschlossen schien, seinen Posten mit seinem Leben zu behaupten. Der Befehlshaber der Schwadron ritt mit großer Ruhe auf ihn zu, und indem er mit gewandter Hand einen so kräftigen Hieb auf Gerhardt's Klinge führte, daß diese ihm entsank, rief er mit leichtem Spott und Lächeln: „Junges Herrlein, laßt nur die Kling' in der Scheide!" Der Laut seiner Stimme und Betonung schnitt sonderbar in Gerhardt's Ohr, und ein zweiter Blick auf den Offizier ließ ihn den Nämlichen, welcher ihn aus der Haft entließ — als die Reiter ihn gefangen — den Obersten Corvil erkennen. Er mußte es nun geschehen lassen, daß die Reiter ihn und die Uebrigen vollends entwaffneten, und da die Ersteren fortan von der Wacht Besitz nahmen und für ihn hier nichts mehr zu thun war, eilte er betäubt und voll Ingrimm auf das Rathhaus, um zu melden, was ihm geschehen.

Die Anwesenden hatten in den nächsten Augenblicken mit andern Dingen zu thun, als auf die heftigen Schmähreden, welche Gerhardt gegen die Protestanten und das schwedische Heer ausstieß, zu hören; er blieb daher bald allein und unbeachtet an einem Pfeiler im Hintergrund des Saales stehen, während die Rathsherren lebhaft besprachen, was nun zu thun sey. Da trat nach einer Weile Großmann zu ihm, und die Hand sacht auf seine Schulter legend, sprach er: „Ihr habt Eure Pflicht auf's wackerste erfüllt, Herr Gerhardt; darum beruhigt Euch nun und macht Euch nicht das Unvermeidliche noch schwerer!" — Aber Gerhardt trat einen Schritt zurück und entgegnete in schneidendem Ton: „Bemüht Euch nur nicht, mir die Sache leicht machen zu wollen; ich werde schon auf meine Weise damit fertig werden, so wie es am besten auch meinem eigenen Ermessen überlassen bleiben mag, mit meiner Pflichterfüllung zufrieden zu seyn oder nicht!" — Großmann wendete auf diese rauhe Entgegnung sich kopfschüttelnd ab, als in dem Augenblick des Saales Thüren sich abermals öffneten und Herzog Wilhelm herein trat, die Versammlung freundlich, doch mit Würde, grüßend. An seiner Seite schritt ein schöner Mann, in reicher Kriegertracht und in stolzer, doch zugleich anmuthvoller Haltung. Ueber den glänzenden Harnisch, welcher die Brust bedeckte, legte sich breit und zierlich die schwedische Feldbinde, gelb und blau, und unter dem aufgeschlagenen Hut, welchen Federn von denselben Farben schmückten, leuchtete ein dunkles Augenpaar, in heiterer Kraft und freudiger Sicherheit umher blickend. Es war Oberst Corvil. Reich begabt mit Vorzügen des Geistes, wie der Gestalt, zeichnete den gebildeten Krieger das Wohlwollen seines Königs, wie die Liebe seiner Heergenossen, gleich vortheilhaft aus und die allgemeine Stimme nannte ihn einen der Trefflichsten im Heere. — Herzog Wilhelm suchte alsbald in einer kurzen Anrede die verlegenen Rathsherren zu beruhigen, worauf

Corvil" vortrat und, in bündigen Worten die Unvermeidlichkeit des Geschehenen, so wie die Zusicherungen des königlichen Feldherrn wiederholend, forderte er zum Schluß die Auslieferung der Thorschlüssel. Die Rathsherren machten über diesen Punkt Ausflüchte und wollten sich nur dazu verstehen, dies Zeichen der Unterwürfigkeit dem Monarchen selbst zu überreichen; doch verstanden sie sich endlich dazu, von den Thorwärtern, in deren Händen die Schlüssel sich befanden, sie einholen zu lassen, hoffend, vielleicht damit bis zu des Königs persönlicher Ankunft Zeit zu gewinnen. Während darauf Herzog Wilhelm noch mit Großmann redete, ward der Oberst den noch immer vor sich hinstarrenden Gerhardt gewahr, und, ihn im Augenblick erkennend, ging er mit Heiterkeit auf ihn zu und sprach: „Nun, mein wackerer Rottmeister, wollt Euer Unglück nicht allzu sehr zu Herzen nehmen! Ihr habt Euch tapfer gewehrt und solltet ernstlich zu der Kriegsgöttin Fahne schwören. Ich hoffe, wir werden nun Freunde seyn und Ihr des Geschehenen vergessen!" — „Davor bewahre mich Gott und die heilige Jungfrau, wie vor jeder Gemeinschaft mit Euch und Euren frevlerischen Rotten!" fuhr Gerhardt auf und stürmte zur Thür hinaus. Corvil sah ihm erstaunt nach, Herzog Wilhelm aber wendete sich verwundert zurück und sprach kopfschüttelnd: „Das ist ja ein rauher Gesell!" — „Es ist ein Päpstischer!" entschuldigte einer der Rathsherren, „der Sohn des Churmainzischen Raths Schwind, und mag ihm wohl bang seyn um seines Vaters Haab und Gut." — „Es scheint ein junger Brausekopf!" sprach der Oberst begütigend; „laßt ihn immerhin toben, das ungestüme Blut wird schon von selbst wieder ruhiger werden. Doch wenn es Euch gefällt, gnädigster Herr, so gehen wir jetzt, um das Quartier zu besehen, welches man zur Aufnahme des Königs bestimmt hat." — Beide gingen darauf, von den Rathsherren geleitet, um für den gedachten Zweck die nöthigen Anordnungen zu verfügen.

Als Gerhardt das Rathhaus verließ, trieb die innere Unruhe ihn lange zwecklos umher, bis endlich der Zufall ihn wieder in die Nähe von Maria's Wohnung führte. Da erwachte plötzlich die heftigste Sehnsucht, sie wieder zu sehen und ein ungestümes Verlangen, mit einem Mal zu erfahren, was er von ihr zu hoffen und wie es um ihre Gesinnung stehe, drängte ihn zu der verschlossenen Hausthür hin, an welcher er mit Heftigkeit klopfte. Kaum ward von innen geöffnet, so stürzte er mit Ungestüm hinein, ließ die Fragen des erstaunten Dieners unbeantwortet und stürmte unangemeldet in das Gemach, wo Maria sich befand. Diese saß in tiefen Gedanken, vom Fenster zurück gezogen, in einer Ecke des Erkers. Die Hände waren über der Arbeit, welche sie eben beschäftigt hatte, gefaltet in den Schooß gesunken und auf den sanften blassen Angesicht mischte sich tiefe Bekümmerniß mit frommer Gottergebenheit welche vielleicht eben zum stillen Gebet geworden war. — So erblickte sie Gerhardt, und ihr Anblick übte den gewohnten beruhigenden Zauber über ihn; der Sturm der Leidenschaft verstummte und er blieb regungslos ohnfern der Thür stehen. Auch Maria blickte schweigend, und in schmerzlicher Verwunderung über sein verstörtes Ansehen, zu ihm hin und sprach dann schüchtern: „Um Gott, was ist Euch, lieber Gerhardt! wie seh' ich Euch wieder?" — „Tiefbetrübt, Maria!" entgegnete er, ohne auf zu blicken; „und in unnennbaren Schmerzen, wie jeder ächte Christ sie fühlen muß, wenn das Böse obsiegt und das Heiligste dem Frevel zu unterliegen droht, also seht Ihr mich wieder! Wie aber, theure Base, sind' ich Euch? Ich störte, so schien es, Eure

stille Andacht; war es ein Flehen, das den Himmel zur Rettung auffordern sollte, oder — ich kann das nicht ohne Schauder denken! — ein Dankgeber?" — Er war ihr unter diesen Worten näher getreten und stand mit dem Ausdruck eines Flehenden dicht vor ihr, indem er fort fuhr: „O Maria, heißgeliebtes Mädchen, die Stunde ist gekommen, wo mir Wahrheit werden muß, Wahrheit über das letzte Weltliche, was mir noch am Herzen liegt! Bist Du noch dem reinen Glauben treu, Maria? Sage mir es unverhohlen, theilst Du meine Schmerzen?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Die falschen Spitzenpakete.

Höchst sinnreicher Betrug der See-Assekuranzen, von einem Rheder.

Ein Rheder, dem wir den erdichteten Namen St. Barbe geben wollten, welcher sehr ehrgeizig war und zu Dieppe ein großes Haus machte, wo seine sehr schöne Frau den ersten Rang unter den Eleganten der Stadt einnahm, hatte durch verschiedene Spekulationen zur See, die verunglückt waren, sein ganzes Vermögen verloren. Er wußte jedoch den wahren Zustand seines Vermögens, den Gläubigern geschickt zu verbergen, hielt sie immer mit leeren Versprechungen hin, und sann Tag und Nacht, wie er sich aus der schlimmen Lage ziehen könne. In einer Nacht, als beide im Bette lagen, ihren Gedanken Audienz gaben und auf Mittel dachten, wie sie sich am geschwindesten aus der Verlegenheit ziehen könnten, sagte er zu seiner Frau: Ich habe ein allerliebstes, unfehlbares Rettungsmittel, mit dem wir leicht und in Geschwindigkeit hundert tausend Thaler gewinnen können. — Nun! Das wäre, erwiderte Julie, seine Gattin. — Das sollst du gleich hören, Liebe: ich rüste ein Schiff nach Brasilien aus; die Ladung besteht aus Spitzen, für eine beträchtliche Summe an Werth; die See-Assekuranz-Gesellschaft, Perregeaux-Laffitte versichert meine Ladung, gegen die gewöhnliche unbeträchtliche Prämie, und mein Glück ist gemacht. — Ich verstehe dich noch nicht recht, erwiderte Julie: wo willst du denn die Spitzen hernehmen? Und wer wird dir für so viel Geld auf Credit verkaufen wollen, da der unsrige fast ganz dahin ist? — Du hast mich gar nicht verstanden, meine Liebe, antwortete St. Barbe, die Spitzenpakete werden inwendig blos von Pappe, und erhalten von außen nur den nöthigen Schein; du sollst mir heimlich bei der Arbeit helfen, nebst einem Steuermann und zwei Matrosen, die ich mit ins Geheimniß gezogen habe. Wir machen des Nachts Alles in meinem Magazine fertig, ich selbst schreibe mit verstellter Handschrift die nöthigen Facturen; dann wird Alles wohl aufgeladen und versichert, ich gehe unter Segel und leide auf der Höhe von Lissabon Schiffbruch, den ich mir vorsetzlich bereite; darauf rette ich mich mit meinen Freunden in der Schaluppe, lege der Assekuranz-Verwaltung meine Scheine vor und diese ist dann genöthigt sie zu realisiren. — Herrlich! rief Julie, Dein Plan ist äußerst sinnreich ausgedacht, und ich biete herzlich gern die Hände dazu. — Die falschen Pakete werden wirklich im Verborgenen gefertigt und Spitzen von tausenderlei Sorten sehr geschickt obenauf angebracht; alle Angaben geschehen nach dem herkömmlichen Gebrauch; das Schiff wird ausgerüstet und in bester Form versichert, unser Schlaukopf geht, von den falschen Thränen seiner Gattin benetzt, unter Segel und die Wünsche seiner Freunde begleiten ihn. Aber

kaum war er am Hafen von Lissabon vorüber gesegelt, so zieht er im Kiele des Schiffs angebrachte Zapfen heraus, und das Wasser dringt von allen Seiten ein; die nicht um das Geheimniß wissenden Matrosen, gaben sich anfangs redlich alle Mühe, um das Eindringen des Wassers und den Untergang des Fahrzeugs zu hindern; aber was diese auf der einen Seite gut machten, wurde auf der andern, von den mitschuldigen Matrosen, geschwind wieder verdorben; es währte daher nicht lange, so sank das Schiff unter, im Beisein mehrerer andern. Mann kann sich leicht einbilden, daß sich St. Barbe, sammt seinen Leuten, geschwind in die große Schaluppe des Schiffs geworfen hatte, und über den erlittenen Verlust in der größten Verzweiflung zu sein schien; aber im Grunde seines Herzens, war er außer sich vor Freude, daß ihm sein strafbarer Betrug so vollkommen geglückt war. Die Matrosen, welche dazu gewonnen waren und schon einiges Geld im Voraus erhalten hatten, vorzüglich aber der Steuermann, begingen jedoch mancherlei Ausschweifungen in den Weinhäusern zu Lissabon, wo man gelandet hatte, und verplauderten unkluger Weise das Geheimniß des vorgeblichen Schiffbruchs. Vorzüglich schwatzte einer der Matrosen, den St. Barbe höchst unvorsichtiger Weise in seinen Geldforderungen nicht befriedigt hatte, aus der Schule; so daß die Sache am Ende der Obrigkeit zu Ohren kam. St. Barbe, der nichts Eiligeres zu thun gehabt hatte, als den proces-verbal über den gänzlichen Verlust des Schiffes und der darin enthaltenen Waaren aufnehmen zu lassen, betrieb jedoch mit vieler Thätigkeit seine Anforderungen an die Versicherungs-Gesellschaft, Perregeaux-Lafitte, die schon im Begriff war, durch ihre Geschäftsträger in Portugall, eine Summe von beinahe hundert tausend Thalern an ihn auszahlen zu lassen, als auf eine gerichtliche Anzeige, die Factoren der Gesellschaft, den Befehl zur Nichtzahlung erhielten. Die Umstände des Schiffbruches schienen nicht ganz richtig, und durch die Aussagen eines der Matrosen veranlaßt, wollte man vorher erst eine gerichtliche Untersuchung darüber anstellen lassen; zu dem Ende erhielt ein Schiff den Befehl, an Ort und Stelle Nachforschungen vorzunehmen. Es wurde nun an derselben Stelle, wo das Schiff untergesunken war, ein Taucher hinab gelassen, dem es endlich gelang, eines von denen auf dem Schiffe befindlichen Spitzenpaketen habhaft zu werden, dessen in Gegenwart eines Alkade vorgenommene gerichtliche Eröffnung, den ersten Verdacht in Gewißheit verwandelte. St. Barbe hatte den Ausgang der Untersuchung gar nicht abgewartet, sondern war nach Dieppe zu seiner Frau gereiset, um sie von der ihm drohenden Gefahr zu unterrichten, weil er seinen Betrug entdeckt sahe. Der Unbesonnene konnte aber von einer Frau, die unverschämt genug gewesen war an seiner strafbaren Unternehmung Theil zu nehmen, wohl nicht viel Rechtschaffenheit erwarten; auch hatte Madame St. Barbe kaum die nähern Umstände der mißglückten Spekulation vernommen, als sie sich, noch in derselben Nacht, mit den Diamanten und dem wenigen Golde, was sich in der Kasse noch vorfand, auf und davon machte. St. Barbe, ganz in Verzweiflung, von den Gesetzen bedroht, von allen Seiten verfolgt, stürzte sich unter die Räder eines eben im Trabe vorbei fahrenden Postwagens. So ein trauriges Ende nahm der Erfinder der falschen Spitzenpakete.

* Zur Beherzigung.

Unterzeichneter ersucht sämmtliche Eltern, Vormünder und Erzieher, ihren Kindern und Pflegebefohlenen diejenigen, der menschlichen Gesellschaft durchaus unnützen Kunststücke zu zeigen, welche in einer Bude am Heerdenthore täglich zu zwey verschiedenen Zeiten producirt werden. Die jungen Menschen erhalten beym Klang einer türkischen Trommel und der Begleitung künstlicher Feuerwerke, eine vortrefliche Anweisung Arme, Beine und selbst den Hals mit Leichtigkeit zu brechen. Die den jugendlichen Gemüthern eigenthümliche Nachahmungssucht wird es nach dem Anschauen derselben nicht unterlassen, die mit dem dabey erforderlichen Späßen verbundenen nutzlosen Dinge nachmachen zu wollen. Während des Laufs vieler Decenien können die durch diese Kunst verunglückten Kinder für die erzeigte Wohlthat des Anschauens, den Eltern und Vormündern, als Krüppel mannichfache und rührende Dankopfer bringen.

Ein erstes Unglück bey der Ausübung dieser Kunststücke wird nicht mehr erwartet. Beyspiele der Art existiren in bedeutender Anzahl. Einsender selbst sah vor 25 Jahren auf dem alten Walle einen solchen Künstler oder Tollkühnen, der täglich für wenige Groten sein Leben in die Schanze schlug, aus dem Schwungseile auf die Erde fallen. Und wenn gleich dieser Unfall ohne bedeutenden Nachtheil sich zutrug, wer steht dann für die Folgen, vorzüglich bey Kindern, die in dergleichen Balancirungen unerfahren sind, und bey eintretenden Unglücke selten Geistesgegenwart haben, das Uebel möglichst unschädlich zu machen?

Das Erklimmen eines Thurms auf dem Seile ist gleichfalls eine so überflüßige als unnütze Sache, die nicht einmal einen angenehmen Anblick gewährt. Der einzige Vortheil den sie Menschen bringet ist wohl der, den sie einer gewißen unerlaubten Handthierung gewähren kann.

Vielleicht ist es besser, daß wir den Werth gesunder Glieder erwägen, daß wir die Vorwürfe, welche uns späterhin von unsern Nachkommen leicht gemacht werden können, jetzt schon uns ins Gewissen schieben. Wir handeln vernünftig, wenn wir unsern Schöpfer für die Gesundheit unserer Lieblinge danken, daher dieselben vor Gefahren in den Jahren der Unerfahrenheit zu schützen suchen: und sie nicht muthwillig denselben Preis geben.

Ein Vater von zwey Knaben.

Mancherlei.

Der König Karl der Zweite, Sohn und Nachfolger des am 30. Januar 1649 zu London enthaupteten König Karls des Ersten, hatte so wenig rücksichtnehmende Achtung für sein Volk, daß er einst den schönen Park bei Dublin, der ein Eigenthum der Krone war, seiner Maitresse, der berühmten Herzogin von Cleveland schenkte. Der Herzog von Ormond, ein Irländer, der damals Vicekönig war, schlug es geradezu und bestimmt aus, das Siegel unter die unanständige Schenkungsakte zu drucken. Als er wieder nach England zurückkam empfing ihn die Herzogin mit den beleidigendsten Vorwürfen. Ormond ließ sie im eigentlichen Verstande austoben; dann sagte er ganz gelassen: „Madame, ich hoffe das Glück zu haben, Sie noch einst als eine alte Frau schätzen zu können.“ — Die Herzogin hatte Einsicht genug, um zu fühlen, daß Ormond hier einen Blick auf das gewöhnliche Loos alter Maitressen — Verachtung und Spott — thun ließ.

Sie wurde ergriffen; mit einer Thräne im Auge reichte sie dem Herzoge die Hand, und die ganze Schenkung unterblieb.

„Ich bin dir wohl beschwerlich?“ fragte eine Fliege den Büffel, auf dessen Horn sie saß. — „O nicht im geringsten,“ antwortete der Büffel. „Ich erfahre jetzt erst, daß du da bist.“ —

Oft würde man nicht einmal wissen, daß gewisse Leute in der Welt wären, wenn ihre Dummheit nicht die Verrätherin davon wäre.

„An dem Gelde klebt Schweiß und Blut!“ sagte die Frau eines zu einer Geldstrafe verurtheilten Bauern weinend zu dem Richter. „Trockne Sie nur Ihre Thränen,“ antwortete der Richter: „den Schweiß and das Blut will ich schon abwischen.“ —

„Sey nicht so stolz!“ sagte die Lichtscheere zu dem brennenden Lichte; „ich bin im Stande, dich gleich zu verlöschen.“ — „Ich glaub's,“ sagte das Licht; „Kannst du aber auch leuchten?“ —

H.

---

* Predigt,

gehalten bey der Einweihung der St. Johanniskirche in Bremen am 17ten Oktober 1823.

Unter diesem Titel erschien die auf dringendes Verlangen, zum Besten der Sanct Johanniskirche, dem Druck übergebene, an jenem Tage von Herrn Dompastor Strider aus Paderborn gehaltene herrliche Rede:

Wie lieblich sind mir deine Wohnungen Herr, Allmächtiger! Es sehnet sich, es lechzet meine Seele nach den Vorhöfen des Herrn. Mein Herz und mein Leib jauchzen dem lebendigen Gott entgegen. Ps. 83.

Diese Worte schöpfte der Redner aus dem ehrwürdigen Borne, und von seinen Lippen ergoß sich ein Strom voll Würde und Kraft, und lechzte die in reger Theilnahme aufhorchende, staunende, hingerissene Menge.

„So beschwöre ich euch denn, bey der Erbarmung Gottes, daß ihr euer Selbst zu einem lebendigen, heiligen, gottgefälligen Opfer ganz Gott weihet, und darin den ächten vernünftigen Gottesdienst setzet.“

So sprach der Prediger in kalter einnehmender Rede, und jedem, der ihn hörte, und jedem, der von ihm reden, und über ihn urtheilen hörte, wird es erfreulich seyn, daß die Predigt in treuer Ueberlieferung durch den Druck aufbewahrt, und bey den Herrn Vorstehern der St. Johanniskirche zu haben ist.

D.

---

* An das Publicum.

Es scheint, daß unter den Merkwürdigkeiten des Freimarkts bis jetzt, wenigstens zum Theil, die Menagerie des Herrn Elsasser, unverdient übersehen worden ist, deswegen macht sich Einsender dieses zur angenehmen Pflicht, das hiesige verehrliche Publicum, ganz besonders auf die seltene Schönheit und Größe des darin befindlichen Löwen aufmerksam zu machen. Gewiß werden wenige sagen können, dieses Thier bis jetzt in so empörender und majestätischer Gestalt gesehen zu haben.

R.

---

* Der Demoiselle Bensen!

Zum Abschiede von Oldenburg.

Achtung der Guten,
Ehrfurcht und Dank,
Der jahrelangen Lehrerin,
Liebe und Verehrung,
Der Leiterin zur Tugend!
Dieses alles vereint,
Zollen Dir stets,
Oldenburgs Frauen und Mädchen,
Welche Du treu, und mühvoll gebildet.

Oldenburg im Oktober 1823.

A. Daeves. d J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 87.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 30. Oktober 1823.

Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem theuren Schattenbild,
Ach ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungestillt!

An die Hoffnung.

(Aus einem noch ungedruckten Romane:
Der Märzfrost.)

Du tratest freundlich in mein stilles Leben,
In einer fremden, unbekannten Welt;
Ein milder Lenztag schien mich zu umschweben,
Blau war Himmel, rings mein Pfad erhellt;
Leicht athmet' ich, mein Puls schlug sanft und eben,
Und freudig auf blickt' ich zum Sternenzelt;
Mein Daseyn, neugestaltet, neugeboren,
Erschien durch dich ein Reigentanz der Horen.

Im duft'gen Kranz', aus Rosen mir gewunden,
Sankst, Hoffnung du, mir labend an das Herz;
Trugst auf der Lippe für der Trennung Wunden
Des Trostes Balsam, mildernd jeden Schmerz;
An deinen Augen — nie vergess'ne Stunden! —
Hing ich verschwebt; der blumumkränzte Scherz,
Im Zaubertanze der geliebten Musen,
Nahm seinen Sitz in dem verjüngten Busen.

Aus Aether webtest du des Daseyns Tage,
Und Maienblüthen um des Lebens Traum,
Schön, wie das Eden alter Dichtersage!
Mir Glücklichen entschwanden Zeit und Raum.
Ein holdes Wesen — Still! verstumme Klage!
In Nebel sank's, ach! ich berührt' es kaum,
Nie werd' ich's wieder — spurlos schwand's! — erfassen,
Allein steh' ich, verödet und verlassen.

Mit Wahngebilden hast du mich umgeben,
Lughafte Göttin, schnöde Täuscherin!
Ein schönes Bündniß, rein, wie Engelleben,
Betrügerin, nahmst du, als Raub, dahin!
Vergebens all' mein Ringen, all' mein Streben,
Ich fühle nur, daß ich verlassen bin!
Entblättert sinkt der Rosenkranz vom Haupte,
— Nie blüht er mehr! — der duftend es umlaubte.

Schink.

Der Student.

(Fortsezung.)

Maria, vor seiner Heftigkeit erschreckend und sanft ihre Rechte auf seine mit der Geberde des Schmerzes gefalteten Hände legend, sagte leise: „Wie sollte ich nicht theilen, was Euch so schmerzlich quält, armer Gerhardt? Aber glaubt nur, Ihr seyd allzu heftig und mögt Euch wohl zu Ungebühr betrüben! Vertraut doch auf Gott! Er weiß gewiß am besten, wie sein Reich auf Erden zu beschirmen ist, und wird's auch ausführen, trotz unserer Angst und Sorge, und darum hab' ich auch gesieht!" — „O Du arme Bethörte!" stöhnte Gerhardt, „das ist die Sprache der Abtrünnigen, die haben sie auch Dich gelehrt! Auch Du sollst abtrünnig werden der wahren Kirche, armes verlocktes Kind!" — „Niemand verlangt das von mir!" entgegnete Maria ängstlich; „Niemand sucht mich zu verlocken! Seyd doch nur ruhig, Gerhardt, ich bleibe, die ich war und bin Euch herzlich gut —." — „In Wahrheit, Maria?" rief Gerhardt begeistert; „wenn dem also ist, wenn ich Dir wirklich theuer bin, geliebtes Mädchen, dann weile auch nicht länger in diesem ketzerischen Hause, fliehe, ehe der Strom des Ketzerthums, der jetzt über diese Stadt herein bricht, Dich mit überfluthet! Sey die Meine, Maria! Komm mit mir in das Haus meines Vaters und die Deinen und laß' uns vereint seyn in ächtem Glauben und in ächter Liebe!" — „Wie mögt Ihr daran denken, Gerhardt!" erwiederte die Geängstigte und strebte, sich von ihm ab zu wenden; „in dieser unruhigen drangvollen Zeit, da wir ja wahrlich wohl Anderes zu bedenken haben!" — „Du hast recht!" sprach Gerhardt — diese Worte auf die Gefahren beziehend, welche den katholischen Beamten jetzt bevorstehen konnten — mit Bitterkeit; „über meines Vaters Haus kann jetzt in jeder Stunde Mord und Brand und Plünderung ergehen, während hier Dich Heiterkeit und Lust umfängt; ich vergaß das zu bedenken!" — Maria weinte bitterlich und konnte unter Schluchzen nur sagen: „O Gerhardt! Du bist sehr ungerecht gegen mich!" — Und ihre Thränen wandelten des Jünglings Bitterkeit in heiße Betrübniß um; er blieb verstummend vor ihr stehen; ihre Hand erfassend, drückte er seine brennende Stirn auf dieselbe, während große Thränen aus seinen Augen quollen. Lange blieb er so in tief herab gebogener Stellung, auf ihre Hand das Haupt gepreßt, stehen, seine Brust arbeitete krampfhaft — da flog die Thür auf. Maria's Hand zuckte im Bestreben, sich los zu machen, in der seinigen; Gerhardt fuhr empor und erblickte den Oberst Corvil, welcher an Großmann's Seite in das Gemach trat. Corvil's scharfer Blick streifte an Gerhardt vorüber und blieb mit einem Ausdruck des Staunens und der Ueberraschung auf Maria geheftet, während Großmann ihr diesen als seinen Gast und Einquartierten vorstellte. Der Oberst entschuldigte mit der Artigkeit eines Weltmanns die Unruhe, welche er auf kurze Zeit ihr werde verursachen müssen; Großmann aber wendete sich zu Gerhardt, der zurück getreten war und mit untergeschlagenen Armen düster vor sich hinstarrte. „Ihr habt mein Haus seither gemieden, Gerhardt!" redete er ihn an, „und wie die Sachen standen, war es vielleicht am besten so. Doch jetzt, da Alles entschieden, laßt uns vergessen, was uns trennt, und den Parteigeist, wie es ja früher geschehen, in der Verwandschaft untergehn!" — „Mit nichten, Herr Oheim!" entgegnete Gerhardt; „ich kann Eure Gesinnung nicht theilen und müßte mich selbst verachten, wenn ich den Muth nicht hätte, Euch das offen zu sagen. Auch kam ich nicht in Euer Haus,

um alte Verhältnisse mit Euch wieder an zu knüpfen, wozu jetzt am wenigsten der Augenblick seyn dürfte; ich wollte," setzte er leiser hinzu, „Abschied nehmen von meiner Base, da meines Weilens hier wohl nicht lange mehr seyn wird."

„Junger Mann!" so mischte jetzt Corvil sich in's Gespräch; „Ihr seyd, wie ich erfahren, katholischen Glaubens, doch ein Blutsfreund dieses Hauses, dessen Oberhaupt ein Biedermann von ächtem deutschen Sinn zu seyn scheint. Laßt mich, den Fremden, den des Zufalls Walten in Eure Mitte führt, auch ein Vermittler werden zwischen Euch und Euren Anverwandten, wie mein glorreicher Herr es zwischen Euren Glaubens-Parteien seyn will; und ist es bloß die Furcht, Euren Glauben nicht frei üben zu dürfen, oder die Sorge um Gut und Eigenthum, was Euch von den Euren entfernen will, so mag ich vielleicht Euch darin durch mein Fürwort nützlich seyn; und wenn, wie man sagt, Kaiser Ferdinandus es auf die Hostie geschworen, das Lutherthum in jedem Einzelnen zu verfolgen und aus zu rotten, und sollt es mit Gefahr des eigenen Lebens geschehen, so schwur mein König einen weit heiligeren Eid, des Schwachen und Wehrlosen unter dem Wüthen des Krieges zu schonen, und ihm ist es Gewinn, sich durch Milde zu verherrlichen. Kann ich daher für Euch etwas thun, so wird es gern geschehen, und wollet zu dem Ende mir Euer Zutrauen schenken." — „Das kann ich nimmer thun!" sprach Gerhardt in festem und kaltem Ton; „Ihr mögt ein wackerer Mann und tapferer Kriegsheld seyn, Herr Oberst! und auch ich fühle mich nicht eben schlecht; doch hat das Schicksal uns also gegen einander gestellt, daß ich nimmermehr Eurer Gunst und Fürsprache etwas zu verdanken haben möchte, ja daß, wäre noch in diesem Hause ein theures Gut für mich zu hoffen, Euer bloßer Eintritt in dasselbe mir die Ueberzeugung geben würde, es sey für mich verloren! Hat übrigens mein Kaiser und Herr sich also, wie Ihr sagt, mit einem Eide verpflichtet, so hat er das für jeden seiner Unterthanen, ja für jeden katholischen Christen mit gethan, und soll mir Leib und Leben, Haab und Gut in diesem schweren Kampf verloren gehen, so geb' ich es freudig hin, und achte, was auf diese Weise mir auch verloren gehen mag, sogar für ewigen Gewinn!" — Er sprach diese Worte mit erhöhter Stimme und flammenden empor gerichteten Blicken, und ging, den Obersten leicht grüßend, aus dem Gemach. In der Thür desselben aber fiel sein Blick noch einmal auf Maria, die weinend ihm nachschaute. Auch durch seine Brust zuckte ein schmerzliches Weh, als ob sein Herz sich gewaltsam aus ihr heraus risse und nun an der tiefen Wunde verbluten müsse. Er wandte sich dann mit starken Schritten und eilte betäubt und schwankend der väterlichen Wohnung zu.

„Ja, ja, es ist nicht anders!" sprach Corvil, als später, im vertrauten Zweigespräch, Großmann ihm die Familien-Verhältnisse aus einander setzte, wobei auch der Beziehungen zwischen Gerhardt und Maria und der Eigenthümlichkeiten des Erstern gedacht wurde. „Es ist nicht anders, wenn ein edles und festes Gemüth in dieser Pfaffen Hände fällt! Sie säen ihren Wahnglauben hinein und wissen es so recht bei allen Fäden zu erfassen; dann mögen sie es leicht zu Allem bringen und allenfalls gar einen Bösewicht d'raus machen! Ewig schade, daß diese Feuerseele nicht für eine bessere Sache zu entflammen ist! — Doch, dürft' ich rathen, Herr Großmann, so laßt Eure Nichte aus dieser ungleichen Verbindung, in welcher sie wohl niemals glücklich werden möchte. Viel lieber helft

*

der Schwankenden herüber in das Reich der Glaubens-Freiheit, wozu sie doch durch Euren Unterricht die Brücke schon betreten hat; die Halbheit thut in keinem Stücke gut; und soll der Mensch in Glauben und Hoffen sicher durch dies wechselvolle Leben wandeln, so muß er wenigstens fest stehen!" — Großmann stimmte dem um so eher bei, als er seine innersten Ueberzeugungen ausgesprochen fand; und als nun das Gespräch auf die Kriegs-Angelegenheiten kam, äußerte der Oberst sich ausführlich über die großen Eigenschaften König Gustav's, und Großmann war eben so unermüdet, von diesem trefflichen Helden zu hören, als Corvil unerschöpflich in solcher Mittheilung, die er endlich, nach mancherlei Betrachtungen, mit bewegter Stimme also schloß: „Ja, es wird noch lange, lange dauern, eh' dieser blutige Krieg sein Ziel findet. ja vielleicht wird erst dem späten Enkel es aufbehalten seyn, zu erndten, was wir mit unserem Blute säen, und wir wohnen wohl längst im Lande der ewigen Freiheit, wenn er der Glaubens-Freiheit auf dem deutschen Boden sich erfreut!"

Der Oberst ging nach diesen Worten lange sinnend im Zimmer auf und nieder, und als Maria bald darauf herein trat, lenkte er mit leichter Wendung das Gespräch wieder auf die nächsten Gegenstände; er suchte mit Feinheit sie in die Unterhaltung zu ziehen und die trüben Wolken, die noch auf ihrer Stirne lagen, zu zerstreuen. Er setzte sich zu ihr, lobte der deutschen Frauen Fleiß, ihre Kunstfertigkeit, und ihr treuherzig frommes Wesen. Dann erzählte er von seinem Vaterlande und wie seine Voreltern, aus Frankreich stammend, dieses der Religions-Verfolgungen wegen verlassen und in dem fernen Norden eine Zuflucht gefunden, wo sie durch mehrere Geschlechter sich der Gunst der Beherrscher zu erfreuen gehabt; wie ihm dort noch eine edle Mutter lebe, die ihn erzogen und deren ganzes Glück er sey. „Und noch ein zweites schönes Herz" — so fuhr der Oberst fort — „schlägt dort in edler Brust für mich; ein Herz voll Tugend, Frömmigkeit und Unschuld, wie das Eure, holde Maria; und eben aus so treuen blauen Augen, als die Euren, hat in vergangenen frohen Tagen mir ein Himmel voller Lieb' und Lust gestrahlt. Ja, Euer Anblick, schönes Kind, hat wunderbar mein Herz bewegt; denn wisset, als ich der Scheidestunde bange Schmerzen überstanden, da bat ich Gott in brünstigem Gebet, daß, wenn in dem blutigen Kampfe, dem ich entgegen zog, das letzte Menschliche mir etwa begegnen sollte, mir dann gewährt seyn möchte, die theuren Züge noch einmal zu erblicken, und diese Gunst ist mir heut unerwartet geworden, denn ich seh' in Euch, liebreizende Maria, das treue Abbild meiner Editha!" — Die arme Maria, welche nicht gewohnt war, einen Mann sich also äußern zu hören, da weder der ernste Oheim, noch der heftige Gerhardt, die Sprache des Gefühls zu reden pflegten, ward sehr bewegt und sprach mit Thränen in den sanften Augen: „Davor sey Gott, werther Herr Oberst, daß mein Anblick Euch eine schlimme Vorbedeutung seyn sollte; vielmehr muß es Euch Glück bedeuten, daß in einer Stadt, die ohne Schwerdtschlag von Euch eingenommen, die Züge Eurer Herzgeliebten Euch zuerst begegnen, und seyd doch lieber froh und guten Muths ob dieses Zeichens!" — „Das will ich gern, mein gutes Kind!" sprach der Oberst; „und auch das Beste hoffen, wenn gleich im Buch des Schicksals es anders geschrieben stehen sollte. Muß doch der Krieger täglich auf so etwas gefaßt seyn und dabei der Gegenwart sich ungestört zu freuen wissen. Das letzte

will ich denn auch thun!" setzte er hinzu, indem er mit leichtem Anstand ihre Hand ergriff und an seine Lippen führte; „und mich, Ihr erlaubt es mir unter diesen Umständen gewiß, an den Zügen Eures holden Angesicht weiden, so lange das Schicksal mich unter Eurem Dache hausen läßt!"

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Der Schmuck.

„Zeigt Eure Schätze mir „sprach zur Cornelia,
Der Gracchen Mutter, eine stolze Römerinn,
Die nur auf Prunk und eitlen Flitter sah:
„Zeigt Eure Schätze mir; — denn nur in Glanz und Pracht,
Hebt höher sich, des Weibes hoher Sinn!" —

„„Wenn's Euch Vergnügen macht;
Gern geb' ich dem Gesuch mich hin;
Und eile, Euren Willen
Der mir Befehl, gleich zu erfüllen!""

So jetzt Cornelia; — Mit reiner Seeligkeit,
Triumph der Mutterliebe im belebten Blick
Kehrt sie, die Knaben führend, bald zurück
Und spricht: „„Seht einen Schmuck, wie mir nicht Peru beut! —
Mit solchen Diamanten, wähn' ich Fürstinnen mich gleich;
Doch, ohne sie, — was wär' mir Indiens Herrscherreich!"" —
Es beugte sich dem zarten, reinen Frauensinn,
Gesenkten Blickes jetzt, die eitle Römerinn. —

E. Reindahl.

Die armen Griechen.

Welches menschlich fühlende Herz entschuldigt nicht gern das Verfahren der Griechen gegen die barbarische Regierung, unter welcher sie, nun fast 400 Jahre, schon seufzen?! Einst Herren des Landes, ein Volk so groß und edel, wie wir eines Gleichen in der Geschichte nicht finden, waren sie bisher die bemitleidenswürdigen Sklaven eines, an Geist und Gemüth rohen Volkes und jeder Laune dieser ihrer fanatischen, stockdummen Gebieter Preis gegeben, nicht Herren einmal in ihren armseligen Hütten! Ihr sauer erworbenes Eigenthum jedem Eingriffe gesetzloser Barbaren, ihre aufblühenden Töchter der viehischen Wollust gefühlloser Zwingherren hingegeben, schwebte auch ihr Leben, das letzte was sie zu verlieren hatten, in steter Gefahr! Mit räuberischer Gewalt drang sich der rohe Türke dem Griechen zum Herrn auf; aber eine Reihe von Gewaltthaten ging der Eroberung Constantinopels schon voran! Lasset uns die Fürsten Europa's nicht beleidigen, deren Herrschaft legitim ist, und die wir nicht Tyrannen und aufgedrungene Oberhäupter, sondern Hirten und Väter ihrer Völker nur nennen können, indem wir die rohe Herrschaft der Türken über die Griechen legitim nennen! Mit räuberischer Gewalt unterjochten sie Griechenland und nie fiel es ihnen nur einmal ein, von den Griechen sich Treue schwören zu lassen! Bin ich einem Räuber Treue und Gehorsam schuldig, der, wenn ich krank bin, in meine Wohnung dringt, und mich zu seinem Sklaven machend, all' mein Eigenthum an sich reißt? Kann begangenes Unrecht zu Recht werden? Nein, sobald ich mich stark genug nur fühle, jage ich den Bösewicht zum Tempel hinaus! Wie sollten also nicht auch die Griechen das Recht haben, das, was nur Gewalt ihnen raubte, durch die Gewalt der Waffen wieder zu erobern, und sich zu Herren eines Landes zu machen, das ihre Väter, so viel wir wissen, zuerst, als unbewohnt, in Besitz nahmen.

Und der edle Geist des griechischen Volks erhob sich, nach gesetzlicher Freiheit dürstend, anfangs ohne Waffen, in der kraftvollen Faust nur

einen Knüppel, — und jagte die Barbaren aus dem Peloponnesus heraus! Nur mit einem Knüppel bewaffnet? — Ja, Tripolitza gab ihnen fast die ersten Feuerwaffen, — eine Festung, die sie fast mit bloßer Faust den Barbaren entrissen!

Aber was wird die richtig fühlende und richtende Nachwelt einst von uns sagen, daß wir unsere Glaubensgenossen, die um Freiheit und Leben kämpfenden Griechen, deren Väter unsere Lehrer in Künsten und Wissenschaften waren, den blutigen Händen roher Barbaren, zum Hinwürgen Preis gaben?! Oeffentliche Blätter (s. Hamburg. Corresp. No. 5. d. v. J.) erzählen, daß seit dem ersten April 1821, bis zum Ende des Jahres, über 300,000 Christen in Constantinopel, der Wallachei, der Moldau, in Macedonien, Thessalien, Epirus, Morea, Cypern ꝛc. von den Türken ermordet und über 4000 christliche Kirchen zerstöret wurden. Und die Hingewürgten waren nicht Kämpfende allein, sondern größtentheils wehrlose Greise, Weiber und Kinder! Und wie viele Unglückliche wurden nicht, unter den Augen Europa's, und seiner Gesandten, zu Sklaven verkauft?

Wir dulden es, daß Christen so behandelt werden; aber den Handel mit Negersklaven, an der afrikanischen Küste, heben wir, als eine Unmenschlichkeit, auf! Nicht die Vernunft, wohl aber gewinnspähender Geldeurst findet den Weg durch ein solches Labyrinth von Widersprüchen!

Der mündig gewordene Grieche, die Ketten abschüttelnd, die ein roher, dummer Barbar ihm anlegte, gehorchte nicht länger seinen Peinigern! Zwei Wege blieben den Türken übrig, seine Herrschaft über die Griechen zu verewigen; er mußte entweder die Unterjochten in der Dummheit erhalten, und jeden Strahl des Lichts, von aussen her, zurückscheuchen; oder er mußte mit den Griechen auf gleicher Bahn des Lichts fortwandeln! Das erste vermochte er nicht, das zweite wollte er nicht! Ja, wenn die türkische Regierung, die Fackel der Wahrheit und die Waage der Gerechtigkeit in der Hand, rüstig dem griechischen Volke voran geschritten wäre, so hätte dieses seinem Herrscher sich willig unterworfen. Aber wenn der Unterthan glauben muß, seine Regierung an Einsicht und Aufklärung zu übertreffen: so gehorcht er unwillig und ihr Reich hat ein Ende!

So lange noch die türkische Regierung besteht, so lange wird auch die Seeräuberei auf dem Mittelmeere fortdauern; die Türken sind's ja eigentlich, die dieses schändliche Räubergewerbe nur treiben, nicht Afrika's Eingeborne! — So lange wird Europa auch, wegen der Pest, ewig in Gefahr schweben, die im Reiche des Sultans stets ausgebrütet wird. Schon um dieser beiden Ursachen willen, müßte man es wünschen, und dazu behilflich seyn, daß dem Regimente der Türken in Europa endlich ein Ende gemacht würde!

Eduard Stern.

Neue höchst wichtige Erfindung.

Hamburg, den 12. September.

Der Forstmeister N. A. Binge zu Rendsburg in Holstein, macht auf eine unlängst von ihm erfundene einfache und sehr wohlfeile hydraulische Maschiene aufmerksam, mittelst welcher Feuerspritzen durch eine einzige Person sogleich ununterbrochen und hinlänglich mit Wasser versorgt werden können. Diese Maschiene schöpft, nach Versicherung des Erfinders, vermöge des bewirkten atmosphärischen Luftdruckers und mittelst eines luftdichten Schlauches, das Wasser selbst aus den tiefsten und entferntesten Wasserbehältern und kann von einem einzigen Menschen fortgetragen werden. Diese Erfindung, welche Hun-

derte und selbst Tausende wasserreichende Menschen bei Feuersbrünsten entbehrlich, und selbst die tiefsten Brunnen dienstbar macht, gewährt besonders dadurch den größten Nutzen, daß mittelst ihrer Anwendung, die Feuerspritzen sofort bei Entstehung eines Brandes mit Wasser gefüllt, und folglich Brände sogleich in der Geburt erstickt werden können, mithin oft Brandschäden von Tausenden und Hunderttausenden, und dem Ruine zahlreicher Familien vorgebeugt werden kann. Der Erfinder giebt außerdem noch sechs sehr einleuchtende wesentliche Vortheile dieser von ihm Aquator genannten Maschiene an, und erbietet sich, auf frankirte Briefe nähere Auskunft über diese Erfindung, über deren Vortheile und Anwendung zu ertheilen. Der Erfinder erklärt sich ferner bereit, um nicht persönlich in zeitraubende kommercielle Spekulationen einzugehen, das Geheimniß dieser höchst wichtigen gemeinnützigen Erfindung an Regierungen, Brandassecuranz Institute oder Privatpersonen kontraktlich zur beliebigen Disposition für einzelne Staaten oder Provinzen eigenthümlich zu überlassen. Es ist in der That sehr wünschenswerth, daß diese Maschiene recht bald allgemein eingeführt und angewendet werde, und außer den Regierungen dürften besonders alle Brandassecuranz-Institute die triftigste Veranlassung haben, die allgemeine Verbreitung des mehrerwähnten Aquators möglichst zu befördern, um dadurch ihre Ausgaben für Brandschäden höchst bedeutend zu vermindern. (Mit Bewilligung des Erfinders zur gefälligen baldigsten Aufnahme in Ihre Zeitschrift, eingesandt vom Dr. Nikolai in Hamburg.)

Thierliebe.

In den Observations Militaires von M. de Boussanelle, Rittmeister im Regimente Beauvillers (Paris 1760), lesen wir folgenden, wirklich rührenden Zug von Thierliebe:

„Im Jahre 1757 verlor eine meiner Pferde, von hohem Alter, sonst ein herrliches Thier, voll Feuer, plötzlich den Gebrauch seiner Zähne, so daß es sein Heu und seinen Haser nicht mehr zu kauen vermochte. Es ward, in diesem Zustande, zwei Monate lang durch seine beiden Nachbarpferde gefüttert; sie zogen nämlich abwechselnd Heu und nahmen Haser aus der Krippe, welches sie beides zerkauten und dem ergrauten Pferde vorlegten. Meine ganze Compagnie kann die Wahrheit dieses Vorganges bezeugen.“

Friedlieb.

Buntes aus der Zeit.

Die Vernünftigen.

(Arm in Arm.) Nicht wahr, Brüderchen! wir sind so nüchtern wie ein Paar Quäker?

Richtig! wir haben nur das Commando über die Füße verloren, nicht über den Kopf. — (Gegen einen Laternenpfahl rennend) Nun! hat der Tölpel keine Augen? — Betrunkener Gauch! — Laß ihn! Du siehst ja, er will mit uns anbinden; er geht auf Zank aus.

Zank? Laß ihn ankommen! — Her mit Dir, Schurke!

Marsch fort! der Vernünftige geht aus dem Wege.

Gut gesprochen, Brüderchen! — Und gelt! Wir sind die Vernünftigen,

Richtig! — Aber laß uns auch vernünftig gehen, sonst fallen wir noch beide auf die Nase.

Pah! „Ein tüchtiger Hieb fällt nicht auf den ersten Kerl“

Falsch gesprochen! — Du willst sagen: „Ein erster Kerl fällt nicht auf den tüchtigen Hieb."

Wieder falsch gesprochen! „Ein erster Hieb" — willst Du sagen — „fällt nicht auf den tüchtigen Kerl." — Gelt! so war's richtig.

Zum Teufel, nein! Mir däucht, es ist noch immer nicht, wie es seyn soll. — „Ein tüchtiger —"

Laßt gut seyn, Brüderchen! wir bringen's heute doch nicht zu Stande!

Wir müssen's zu Stande bringen! Halt einmal! — „Ein tüchtiger Kerl fällt nicht —" (Sie fallen beide zu Boden.)

Stylproben.

Leipziger Zeitung Nro. 180. C. A. Klemm, Lehrer der Tanzkunst an der Universität in Leipzig, erbietet seine Dienste der aufwachsenden Jugend, welche die Absicht haben die Veredelung des Herzens auch auf die weitere Ausbildung des Körpers durch Stellung, Haltung, Gang und Tanz zu verwenden bemerkt aber auch, daß die größte Aufmerksamkeit auf Gesundheit, Moralität und gesellschaftlichen Umgang in strengster Anordnung dabei zu befolgen ist.

Ebendaselbst. Heute empfing unser viertes, erstgebornes Töchterchen, Nathanie, fünf Tage nach seiner Menschwerdung, die Christenweihe der Taufe. Dieses frohe Familienereigniß u. s. w. Haynchen, den 3 September.

Königsberger Zeitung Nro. 183. Ich selbige, wovon im Ganzen die Rede sey, fordere ernsthaft auf, Jeden, der sich Mühe gegeben hat, meinen Ruf auf solch' schändliche Art bekannt zu machen, sich gefälligst zu sammeln, und dann auch da zu erscheinen, wo Recht und Unrecht entschieden wird. Das Intelligenzcomptoir weist mein Daseyn nach.

Elisabeth Lindemann.

Aus Collmanns Grundlinien der Theorie des Beweises im Civilprozesse 1822. „Darstellung der Freiheit in der Nothwendigkeit ist die Aufgabe der Rechtswissenschaft und diese Aufgabe ist nur zu lösen, wenn Judiciali und Legislatur, in der speculativen Historie wurzelnd, durch die Theorie des Lebens gehen."

Aus der Bittschrift eines irländischen Offiziers an den Lordlieutenant. Bei Belle Alliance ist mir das Gehirn aus dem Kopfe geschlagen worden; ein französischer Gardist hat mich mit den Bajonett durchstochen und überdieß bin ich der Vater zweier Waisen, welche keine Aeltern haben, die für sie sorgen können."

* Theater.

Da in der Vorstellung des Freyschützen am letzten Sonntage unser vortrefflicher Herr Musikdirector wiederum durch die unvollkommene Besetzung und durch die mangelhafte Ausführung des Orchesters nicht gehörig unterstützt wurde, und das größentheils fremde Publikum einen sehr irrigen Begriff von der Stuffe unserer musikalischen Bildung mit sich nehmen muß, so wäre es um unsers Rufes und unserer Befriedigung willen gewiß ein nicht undankbares Werk der Musik- und Theaterfreunde, sich mit einer Verbesserung dieses Gegenstandes ernstlich zu beschäftigen.

V. W.

(Hierbey eine wöchentliche Beylage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves. d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 87.

Bremen, Donnerstag den 30. October 1823.

Gestorben.

Den 18. October. Des Arb. Joachim Hinrich Koch Wittwe, geborne Selling a. d. gr. Sortillenstr. Nro. 6, 62 Jahr.

Den 18. October Des Lichtziehers Hinr. Oetting Sohn, 16 W., a. d. gr. Fuhrleutest. Nro. 6.

Den 18. October. Der Bierbrauerknecht Albertus Graffstedt 21 J., a. d. Sögestr. Nro. 24.

Den 18. October Der Klanderknecht Joh. Dieder. Kracke 21 J., a. d. Westerstr. Nro. 35.

Den 18. October. Der Bockfahrer Justus Brüggemann 55 J., in Bollandsgang Nro. 10.

Den 19 October. Des Rademacher Johann Bohne Tochter, 2½ J., a. d. Osterst. N. 45.

Den 19. October. Der Dienstknecht Hinrich Schilling, 21 Jahr, Haferkamp Nro. 5.

Den 19. October. Des Arb. Hinr. Gottf. Alter Sohn, 1 Jahr, a. d. Knochenhauerstr.

Den 20. October. Des Soldaten Rudolph Homeyer Sohn, gleich nach der Geburt gestorben, St. Annenstr. Nro. 103.

Den 20. October. Des weyland Amtsfischers Johann Klevenhusen Wittwe, geb. Meyer, 74 J., a. d. Wichelburg Nro. 5.

Den 20. October. Des Kaufmanns Tilmann Gloystein Sohn, 4¼ J., a. d. Großenstr. Nro. 47.

Den 20. October. Des Schneiders Joh. Casper Leonhard Tochter, ¾ J., a. d. gr. Johannistraße Nro. 143.

Den 21. October. Der Kaufmann Rudolph Ehmbsen aus Portorico, 40 J., a. d. Knochenhauerstraße Nro. 40.

Den 21. October. Der Arb. Frieder. Wilhelm Lesemann 43 J., am Hülseberg Nro. 35.

Den 22. October. Der Schneidergesell Christoph Graff aus Grabow 24 J., im Krankenhause.

Den 22. October. Des Handlungscommis Jacob Broyhan Tochter, 10 W., a. d. Faulenstr. Nro. 31.

Den 22. October. Der Schuhmacher Johann Friederich Feil 19 J., a. d. Kirchenstraße Nro. 39, Neustadt.

Den 23. October. Des Aufladers Hinr. Schumacher Tochter, 4 T., a. d. gr. Johannistr. N. 66.

Den 23. October. Des Arb. Johann Georg Rußmann Tochter, a. d. Pieperst. Nro. 3. 3 J.

Den 23. October. Der Höcker Friederich Göbert 52 J., a. Osterthorstr.

Den 23. October. Lucia Töpken 29 J., Wachtstraße Nro. 9.

Den 23. October. Des Maurers a. d. Rembertistraße Nro. 5, Casten Nicolaus Mende, todtgeborner Knabe.

Den 24. October. Des Arb. Hinrich Walters Ehefr., geb. Metta Beneden 63 J., a. d. Johannistr. Warnkengang Nro. 5.

Den 24. October. Des Hrn. Dr. juris Dieder. Engelken, todtgebornes Mädchen.

Den 24. October. Der Arb. Wilhelm Hartmann 50 J., im Krankenhause.

Den 6. July 1823 starb auf der Reise von Bremen nach Havana, der Zimmermann auf dem Schiffe Active, Harm Drögemeier aus Bremen, 55 J.

Den 30. July 1823 starb auf der Reise von Havana nach Bremen, der Unterzimmermann, auf vorbenannten Schiffe, Hinrich Martens aus Bremen, 24 Jahr.

Den 30 July 1823 starb auf demselben Schiffe Joh. Rauch 18 J., Kajütwächter, gebürtig aus Bremen.

Geburten.

Den 15. October. Des Bäckers Adolph Frieder. Georg Lange Ehefr., geb. Schweers; a. d. Klosterstr. Nro. 18, von einem Knaben.

Den 15. October. Des Küpers Johann Frieder. Stürmer Ehefrau, geb. Bödeker; a. d. neuen Allee Nro. 14, von einem Knaben.

Den 16. October. Des Schiffers Christian Ernst Bartels Ehefrau, geb. Recke; am Theerhoff Nro. 41, von einem Mädchen.

Den 17. October. Des Schuhmachers Johann Heinrich Thieke Ehefr., geb. Frärichs; am Neuenmarkt Nro. 23, von einem Knaben.

Den 17. October. Des Stuhlmachers Johann Hermann Lürssen Ehefr., geb. Schorfmann a. d. Kaufmanns Mühlenkamp Nro. 4, von einem Knaben.

Den 18. October. Des Arb. Conrad Carl Walter Ehefrau, geb. Blanken; hinterm Paulsberg. Nro. 13, von einem Knaben.

Den 18. October. Des Schmidts Joh. Frieder. Andrich Ehefr., geb. Horstmann; a. d. Grünenstr. Nro. 42, von einem Mädchen.

Den 18. October. Des Weinhändlers Nicolaus Deetjen Ehefrau, geb. Röhrs; am Wegesende Nro. 8, von einem Mädchen.

Den 18. October. Des Aufladers Hinr. Schumacher Ehefr., geb. Kollbrink; a. d. gr. Johannistr. Nro. 66, von einem Mädchen.

Den 19. October. Des Küpers Johann Gerh. Bernhard Ehefr., geb. Vogemann; a. d. Schwanenst. Nro. 30, von einem Mädchen.

Den 19. October. Des Sattler Joh. Frieder. Chr. Meyne Ehefr., geb. Müller; a. d. Langenstr. Nro. 27, von einem Knaben.

Den 19. October. Des Detaillisten Theodor Ernst Ehefr., geb. Schmidt; a. d. gr. Johannistr. Nro. 51, von einem Mädchen.

Den 20. October. Des Soldaten Rudolph Homeier Ehefr., geb. Herzog; a. d. St. Annenstr. Nro. 103, von einem Knaben.

Den 22. October. Des Garnfabrikanten Herm. Anton Kirchner Ehefrau, geb. Genoux a. d. Molkenstr. Nro. 10, von einem Knaben.

Den 22. October. Des Arb. Heinr. Reinken Ehefrau, geb. Schweers, am schwarzen Meer Nro. 120, von einem Mädchen.

Den 23. October. Des Maurers Casten Nicolaus Mende Ehefr., geb. Hohnhorst; a. d. Rembertistr., Nro. 5, von einem Knaben.

Den 24. October. Des Küpers Joh. Friederich Mathias Langenhorst Ehefr., geb. Randermann; kl. Payekengang Nro. 2. von einem M.

Den 24. October. Des Detaillisten Ernst Heinr. Wiebesick Ehefrau, geb. Niemeyer; a. d. Sögestraße. Nro 13, von einem Mädchen.

Den 24. October. Des Herrn Dr. juris Dieder. Engelken Ehefr., geb. von der Hellen; a. d. Wegesende Nro. 4, von einem todtgebornen Mädchen.

Den 24. October. Des Zuckerbäckers Johann Friederich Jakper Ehefr., geb. Schörling am Schüsselkorb Nro. 14, von einem Knaben.

5 uneheliche Kinder, worunter 3 von den Vätern anerkannt worden.

Copulirt sind.

Der Drechslermeister Friederich Schultz, mit Metta Sophia Gerdruth Patz, beide von hier.

Der Schneidermeister Johann Heinrich Ruhräh mit Catharina Sophia Fuchs, beyde von hier.

Der Amtsfischer Martin Klevenhusen von hier, mit Adelheid Kleine, von Gröplingen.

Der Chirurgusgehülfe Johann Carl Friederich Streicher aus Frankenhausen, mit Christina Regina Lange, von hier.

Der Schuhmacher Johann Henrich Gebhardt mit Maria Proud, von hier.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 88.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 2. November 1823.

Schreib' das dem Menschenvolk auf Erden,
Ob's ihm möcht' eine Witzung werden.
Hans Sachsens poetische Sendung v. Goethe.

* Das Dintenfaß.

Unscheinbar — im befleckten Kleide
Stehst du vor mir — es sprach dein Mund;
Doch eh' ich feiernd von dir scheide
Mach' ich dein wicht'ges Daseyn kund.
Wie einstmals in der Neugier Händen
Pandorens Büchse sich entlud,
So steigt aus deinen dunkeln Wänden,
Was in des Schicksals Urne ruht.

Crystall aus Aganippes Wellen,
Von dem Cocyt der dunkle Schaum,
Und Schlamm aus Lethe's trüben Quellen,
Umfängt dein schwarzumflorter Raum,
Doch um die grause Fluth zu mildern,
Bekränzten Horen sie mit Laub,
Und zu den schönen Schattenbildern
Gab Iris goldnen Flügelstaub.

Ein Rundgemälde — bunt gepaaret,
Von sehr verschiedner Meister-Hand,
Das die Geschichte aufbewahret,
Stellt sich um deinen dunkeln Rand:
Und sanfter Rührung Thränen fließen,
Auf holden Bildern weilt der Blick;
Doch Abscheu heißt die Augen schließen,
Die Blicke fliehen scheu zurück.

Dort sitzt in düstern Kerkerwänden
Ein Socrates — der Tugend treu,
Und schreibt, daß es die Mörder fänden:
„Der Tod macht von Tyrannen frey!
Dort ein Lycurg im ernsten Denken,
Ein Solon — der Bedrängten Freund;
Die rohe Willkühr einzuschränken
Heilbringend das Gesetz erscheint.

Und dort an jenes Tempels Pforten,
Wo lehrend der Geweihte weilt,
Steht der Apostel, lauscht den Worten:
Sie treulich zu bewahren — eilt
Er hin zu deinem stillen Runde
Und schöpft, und wahr't was er gehört,

Damit die segensreiche Kunde
Weit über das Jahrtausend währ't.

Seht' hier dies Bild! — es tragen Weise
Mit Sorgfalt dich von Land zu Land:
Da flieht verscheucht aus finsterm Gleise
Die Nacht des Wahns — der Unverstand.
Der Tag entsteigt auf Rosendecken
Stillfreundlich deiner schwarzen Fluth,
Und seines Morgens Strahlen wecken,
Was dumpf in Schlafes Fesseln ruht.

Doch jetzt vermischen sich die Bilder
Zum buntgescheckten Fastnachtsreih'n,
Bekränzt mit Blumen, und dann wilder
Umzuckt von falben Wetterschein.
Hoch überm grausen Wirbeltanze
Schwebt Adrastea nachtumhüllt,
Und über ihr im Sternenkranze
Ein mildversöhnend Engelbild.

Schau hin! — die drohenden Gestalten
Im Purpurmantel und Barett,
Sie schöpfen aus den grausen Spalten:
Ein Tropfen — färbt ein Todtenbett!
Der Wahrheit Freund, der Mann am Throne,
Die Königinn, der kühnste Held,
Und selbst das Haupt mit goldner Krone
Der Politik als Opfer fällt.

Schau hin! verscheuch des Unmuths Falten!
— Die Nemesis rollt schnell ihr Rad! —
Schau hin! aus den befleckten Spalten
Taucht gräßlich die verruchte That;
Der Templer Blut klebt auf Gerüsten,
Der Mörder schleicht um den Altar,
Und kühlt sein teuflisches Gelüsten,
Im Blut der Hugonotten Schaar.

Und nieder sinken alle Schranken,
Die Freiheit flieh't zu bessern Höh'n,
Des Glaubens feste Pfeiler wanken,
Des Orcus gift'ge Hauche weh'n.
Da windet aus dem düstern Schlunde,
Der Guten Bündniß sich herauf;
Und rastlos eilt's vom Mund zu Munde:
„Die Freiheit ruft, das Volk steht auf;

Der Abend sinkt, die Bilder bleichen,
Die dort zum bunten Tanz sich reihn;
Der Blick kann sie nicht mehr erreichen,
Und du nicht allen Farben leih'n.
Doch wo du weilst, in goldnen Wänden,
In Hallen wo das Urtheil fällt,
In des Verläumders dürren Händen,
All überall, wo du gestellt,

Da rufe ernst:" beschaut die Bilder,
Den grausen Tanz, der auf mir ruh't,
Bald sanftbewegt, bald blutig — wilder —
Und dann erst schöpft aus meiner Fluth;
Denn wie einst in der Neugier Händen
Pandorens Büchse sich entlud;
So steigt aus meinen dunkeln Wänden,
Was in des Schicksals Urne ruht!"

A. Daeves.

Der Student.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage ward den Bürgern von Erfurt das Schauspiel zu Theil, den nordischen König in ihren Mauern einziehen zu sehen. Die großen Eigenschaften dieses Monarchen hatten eine zu lebhafte und allgemeine Theilnahme für ihn erregt, als daß nicht Jeder, inwiefern er auch ein näheres Interesse an den Kriegsereignissen nehmen mochte, hätte wünschen sollen, den Helden persönlich zu schauen. Die Straßen waren daher gedrängt voll Menschen und auf dem Platze vor dem Graden und in der Nähe der hohen Lilie, wo für den König Quartier gemacht war, hatte sich Alles eingefunden, was zu den Vornehmsten der Stadt gehörte oder durch amtliche Obliegenheiten sich glaubte in der Nähe halten zu müssen. Corvil's Reiter-Regiment stand, in vollem kriegerischen Schmuck, mit wehenden Standarten und hellpolirten Waffen, auf dem Graden aufmarschirt, und auf den kräftigen

benarbten, von nordischen Stürmen wie von Sonnen- Schlachtengluth gebräunten Gesichtern las man die Freude der Erwartung und den Stolz der Sieger.

Der Gasthof zur hohen Lilie war, zum Empfang des Königs, mit allem Glanz und aller Pracht, welche Erfurt's Bürger kannten und auf zu bringen vermochten, eingerichtet. Im großen Hauptgemach des ersten Stockwerks, dem König zur Wohnung bestimmt, war in der Mitte eine runde Tafel, mit reichen, schön gewirkten Teppichen bedeckt und allerlei Silbergeräth geziert, zum Gebrauch des Königs hingestellt. Mitten auf der Tafel standen, in sechs zierlich geflochtenen Körben, die Thorschlüssel der Stadt, an jedem auf einer kleinen Silbertafel der Name des Thors, zu dem er gehörte. Bei diesem Symbol der Besitznahme der Stadt und ihrer Unterwerfung waren die Rathsherren versammelt, die, in ihrer vollen Amtstracht, an ihre Vorgänger in dieser Würde aus jener früheren Zeit erinnerten, welche so oft mit den mächtigsten Fürsten und Feldherren verkehrt, und in der Vertheidigung angestammter Rechte einen Muth, eine Kraft und Entschlossenheit, würdig des Alterthums, bewiesen hatten. An diese hatten sich die vornehmsten Einwohner, die evangelische Geistlichkeit und viele angesehene Fremde aus der Umgegend angeschlossen, dem Monarchen ihre Huldigung dar zu bringen.

In der dritten Stunde des Nachmittags ritt der König zum Andreas-Thor herein; Herzog Wilhelm, nebst mehreren hohen ihm voraus geeilten Offizieren, harrten seiner am Thor, und in ihrer Begleitung gelangte er auf den Graben, wo Oberst Corvil, als der Monarch den Platz betreten hatte, das Commando-Wort erschallen ließ, auf dessen Laut Trompeten und Paukenwirbel schmetterten, die hohen Standarten sich grüßend senkten und der Reiter jubelnder Ruf den geliebten Herrscher bewillkommnete. Drei Mal wogte der kriegerische Gruß durch die Lüfte und drei Mal dankte Gustav mit freundlicher Hand- und Kopfbewegung seinen Kriegern, ritt alsbald auf den Oberst Corvil zu, vernahm die Meldungen des Befehlshabers und lenkte dann sein Roß nach der hohen Lilie, wo abermals aus der dichtgeschlossenen Volksmenge ein lautes Vivat zu ihm auftönte. Er hielt hier kurze Zeit an, mit schnellem Blick die nächsten Gegenstände überschauend. Der hohe Dom, auf seiner mächtigen Unterlage wie ein Riese auf Felsen ruhend und in der Würde seiner Formen den ganzen Ernst und die Kraft des deutschen Sinnes aussprechend; neben ihm, wie ein heiteres Gegenbild, die zierliche Gruppe der drei schlanken Thürme des Sankt Severi-Stifts, und diesem zum Linken die mächtig trotzenden Wälle des Petersberges mit ihren festen Gebäuden, dem schönen Peters-Kloster und der hoch auf den grünen Wällen gelegenen Gubernator-Wohnung, von derem Giebel, als Zeichen der Herrschaft, wie des Schutzes, die Wappenschilder von Churmainz nieder schauten; — dieser reiche und schöne Anblick, von der herbstlichen Sonne beleuchtet, schien einen heiteren Eindruck auf den König zu machen, welcher in seinen ausdrucksvollen sprechenden Zügen sichtbar ward. Dann sprengte er rasch dem Thor des Hauses zu, schwang sich vom Roß und eilte, empfangen und geleitet von dem Zuge der Rathsherren, die Stiegen hinauf in das vorgedachte Gemach. Kaum hier eingetreten, überreichte der Rathmeister in wohlgeordneten Worten dem Monarchen die Schlüssel der Stadt, dieselbe noch einmal dem königlichen Schutz empfehlend und an die friedsame Beschäftigung ihrer Bürger erinnernd, denen, in Mehrzahl aus betriebsamen Zunftgenossen und Acker-

bürgern bestehend, Geschick und Fähigkeit abgehe, sich in kriegerische Händel zu mischen. Gustav hörte mit Aufmerksamkeit zu, wendete dann seine Blicke auf die Anwesenden und sprach: „Bereits zu Leubingen gab ich Euren Abgeordneten mein königliches Wort, dieser Stadt und ihren Bürgern meinen Schutz in allen ihren Rechten und Freiheiten angedeihen zu lassen, und was ich dort zugesagt, dabei wird es unwiderruflich verbleiben. Auch glaube ich, achtbare Räthe dieser alten Stadt, was Ihr mir über Eurer Einwohner friedlichen Betrieb und geringen Wohlstand sagtet; gleichwohl aber mögt Ihr bedenken, daß Ihr auch Bürger seyd, denen es wohl ziemen mag, für ihre Stadt zu fechten, und Gut und Blut für Recht und Freiheit ein zu setzen. Solches haben Eure Vorfahren auch gethan, und die vielen, in Erfurts großem Umkreis erbauten Thürme, Wälle und Mauern thun zur Genüge dar, daß Jene nicht immer und ausschließlich friedlicher Beschäftigung obgelegen, sondern treulich das Ihrige gethan, wo das allgemeine Wesen gefährdet war. Ein Gleiches fordert diese bedenkliche, hochwichtige Zeit von Euch, von Jedem, dem die deutsche Freiheit werth, die reine evangelische Lehre heilig ist!" *) — Nach diesen Worten wandte sich der König zu seinem Gefolge, ernannte den Oberst des braunen Reiter-Regiments, Graf Löwenstein, zum Gubernator von Erfurt nnd hieß ihm die Schlüssel in Empfang nehmen, worauf er die Rathsherren entließ und mit den Nächsten auf seinem Hofe allein blieb.

Auf dem Vorbau des Doms, vor dem Gedränge gesichert und jedem allzu dreisten Blick entzogen, standen eine Menge ehrbarer Frauen und Mädchen, den Einzug des Königs zu schauen: und manche sehnsüchtigen und neugierigen Blicke der unten haltenden schwedischen und sächsischen Offiziere flogen nach der hohen Ballustrade, auf welcher, dicht gedrängt, eine große Anzahl der reizendsten und lieblichsten Gestalten sich reihten, einem vollen und reichen Kranze gleich, um den Fuß des alten Doms gezogen. Die fremden Krieger staunten ob der Schönheit der thüringischen Frauen, wovon sie schon im Vaterlande so viel Rühmens gehört, und lobten den schlanken und zierlichen Wuchs, das feine Oval des Gesichts und seine blühenden Farben, die Fülle goldener Locken und die reine Bläue der schönen Augen, als ächte Zeichen des deutschen Ursprungs. — Vor Allen aber leuchtete eine zarte und liebliche Gestalt, ein holdes Madonnen-Angesicht hervor, welches unter dem Kreise derjenigen zu schauen war, die durch Kleidung und Ansehen für die Vornehmsten konnten gehalten werden. Auch das reizende Mädchen erschien in der Pracht und Sauberkeit ihres Anzugs als eine Solche; bei der Unbekanntschaft der Fremden wußte jedoch Niemand zu sagen, wer sie war. Da trat Oberst Corvil zu den Gefährten und indem er Theil an ihrem muntern Gespräch nahm, flog auch sein Blick über die Frauen-Reihe hin, von der eben die Rede war. Man hatte ihn nicht sobald auf die schöne Unbekannte aufmerksam gemacht, als er in ihr Maria erkannte und sie ehrerbietig, aber mit auffallender Wärme grüßend, ließen die Freunde ihm nun nicht eher Ruhe, bis sie Alle wußten, daß es des Rathmeisters Großmann Pflegetochter und Corvil's Hausgenossin sey. Maria hatte ihrer Seits den Gruß in holder Verschämtheit erwiedert und die neugierigen Freundinnen bestürmten auch sie mit Fragen nach dem schönen und vornehmen Offizier, der so voll Ehrfurcht herauf gegrüßt. Sie gab bescheiden Auskunft und zog

*) Gustav's eigene Worte.

sich erröthend ein wenig zurück, das holde Haupt hinter den Gespielinnen bergend. Da kam der König angesprengt; seine Erscheinung zog die Blicke von allen Andern ab. Auch Maria trat jetzt wieder vor und lobte, gleich den Gefährtinnen, die herrliche Gestalt des Helden, die reiche Rüstung, welche im Sonnenglanz funkelte, den ritterlichen Anstand und die blühende Farbe, welche Gustav schmückte. Sie bückte sich tiefer herab, als der König vor der Front des Reiter-Regiments hielt und Corvil mit edlem Anstand ihm Bericht erstattete, und lächelte innerlich vergnügt, als der Monarch mit unverkennbarer Huld zu ihm sprach; dann aber, wie über sich selbst erschreckend, richtete sie sich empor und blickte verlegen nach allen Seiten umher, ob auch wohl Jemand bemerkt haben könne, wie sie so lebhaft an dem Oberst Theil genommen; aber alle Blicke waren nach unten gerichtet und Niemand schien die Regung ihres Herzens bemerkt zu haben.

Es schien aber nur so! In schlechter Kleidung, in einen weiten Mantel gehüllt war Gerhardt in der Nähe. Die Unruhe, welche in seinem Herzen tobte, hatte ihn her getrieben. Er wollte den verhaßten Feind von Angesicht schauen, der das Oberhaupt der Evangelischen war, das Organ, das dem vielgegliederten Ungeheuer Leben, Kraft und Bewegung gab. Aber ihn sollte Niemand sehen, Niemand mit alltäglichen Fragen und Gesprächen ihn quälen, und so stand er denn, in sich versenkt, auf einer Ecke der Gallerie, wo er sowohl diese als den Platz unten übersehen konnte. Maria's Anblick gab ihm jedoch neue Qualen. Schon ihr Erscheinen bei dieser Veranlassung war ihm ein bitt'rer Schmerz; und nun vollends die Blicke der schwedischen Offiziere, Corvil's ehrfurchtsvolles Grüßen, der sichtbare Antheil, den sie an ihm nahm und worüber ihr unschuldiges Gesicht in zarter Schaam erröthete, endlich gar ihr frohes Staunen bei dem Anblick des Königs, ihre lauten, fast unwillkührlichen Ausrufungen, wovon ihm nicht ein Wort entging: das Alles zerriß ihm das Herz. Er blieb gedankenvoll auf seiner Stelle, da schon die Volksmenge zerstreut war und die Frauen sich längst entfernt hatten. Als er sich endlich allein fand, trat er in die Halle des Doms. Die tiefe Stille des weiten Tempels, die Dämmerung, welche in den Räumen herrschte, wohin des Tages scharfe Lichter nur gebrochen durch die hohen kunt gemalten Fenster fielen, wirkte anfangs beruhigend auf sein Gemüth. Er warf sich nieder vor dem Altar und hoffte Frieden im Gebet zu finden; aber vor dem wilden Sturm aufgeregter Leidenschaften floh der Engel der Erhörung und erhob sich mißgestimmter und trüber als zuvor. Er schritt in der Mitte des Tempels hinauf; da trat aus einer Seiten-Kapelle eine dunkle Gestalt: es war Pater Anselm. „Seyd mir gegrüßt, ehrwürdiger Vater!" rief Gerhardt ihm zu: „möchtet Ihr meiner in Eurem Gebet gedacht haben!" — „Ich habe Deiner gedacht, mein Sohn, und jedes ächten Christen!" erwiederte der Pater mit leiser Stimme. — „Möchte denn," fuhr Gerhardt fort, „Euer Gebet mir den Frieden bringen, den ich vergebens suche!" — „Frieden?" seufzte der Mönch; „das ist ein schönes Wort! aber jetzt ist nicht Friedenszeit. Selbst unser Heiland sprach: Ich bringe nicht den Frieden, sondern das Schwerdt! — Und um dieses hab' ich denn auch gefleht: um viele tapfere Schwerdter, die dem ketzerischen Greuel ein Ende machen und sich gegen diesen frechen König wenden." — „Ja, das habt Ihr aus meiner Seele gesprochen, Vater!" fiel Gerhardt ein; „o daß ich im Gewühl der Schlacht ihm gegenüber stände, und Brust

gegen Brust mich mit ihm messen könnte; wir fielen dann wohl Beide, Einer von des Andern Schwerdt getroffen. Um mich würde Niemand weinen; sein Tod aber wäre der Triumph der Kirche!"

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* An Bremens Börse. *)

von einem Mitgliede derselben.

(Eingesandt.)

Die Mahnung, welche die jüngst verflossene Zeit an uns hat ergehen laßen, ist so ernst und die gemachten Erfahrungen sind so wichtig gewesen, daß sie gewiß einen Jeden zum Nachdenken, über seinen eignen und den allgemeinen Zustand, gebracht haben; auch wird es Jedereben so gut fühlen, daß es anders werden muß als es jetzt ist, wenn nicht Alle — der Eine ein wenig früher, der Andere ein wenig später — zu Grunde gehen sollen.

Die Absicht des Verfassers des gegenwärtigen Aufsatzes ist hauptsächlich nur, den Gegenstand zur Sprache und öffentlichen Discußion zu bringen, indem er es — aufrichtig gesagt — beßer fühlt was Noth thut, als er Gewandtheit in der Feder besitzt, ihn nach Maßgabe seiner Wichtigkeit zu erschöpfen.

Dieser Gegenstand zerfällt wohl in folgende beide Hauptfragen: Welches sind die Ursachen des immer schlechter werdenden Handels, der Abnahme der Sicherheit in dessen Betrieb und der Mißhandlungen, die sich der Importeur hier, der Exporteur im Auslande muß gefallen lassen? Wie ist dem Uebel abzuhelfen? Die allgemeinen Nachtheile, in denen Deutschland gegen andre große Reiche steht und die eine so merkliche Abnahme des National-Wohlstandes seit der Restauration hervor gebracht haben, sind: Daß es für seine Erzeugnisse keinen Ausweg weiß und selbige größtentheils unter dem Productionspreise stehen, daß dem freyen Verkehr überall durch das Mauthwesen der verschiedenen Regierungen Hindernisse in den Weg gelegt — dem Consumenten durch unerschwingliche Steuern zu große Lasten auferlegt werden, daß die unendlichen Anleihen dem Handel zu große Capitale entziehen.

Diese theilen wir mit vielen deutschen Handels- und Manufactur-Städten, auch mit unsrer Schwesterstadt Hamburg.

Die Reihe der besondern Nachtheile, in denen wir gegen andre große Handelsplätze stehen, ist groß; als hauptsächliche werden hier nur angeführt: 1. daß Bremen nicht die Reichthümer wie viele andere besitzt; 2. daß der Wirkungskreis, den uns die Natur durch unsre geographische Lage and unsre Transportmittel zum Vertrieb der hier ankommenden Waaren angewiesen hat, sehr beschränkt ist; 3. daß durch das überhandgenommene Bereisen dieses kleinen Bezirks die Concurrenz so groß geworden ist, daß die Meisten Mühe haben nur die Reise-Spesen zu verdienen, und gewiß nur sehr Einzelne etwas dabey übrig behalten. 4. ist man in Bremen zu freygebig im Creditgeben und so löblich dies auch in moralischer Hinsicht seyn mag, so wird die Zahl der Kaufleute und zum Theil der unbemittelten doch weit über den Grad gesteigert, den der hiesige Handelsstand zu ernähren vermag.

Es bleibt unter diesen Uebelständen auch für den redlich denkenden Mann, der sich und seine Familie auf eine ordentliche Weise durch

---

*) Zur ernstlichen Beherzigung.
d. R.

die Welt zu bringen wünscht, leider nur die Alternative: das was er etwa erworben hat zu verzehren, aufzutrocknen, oder dem Strome zu folgen und hazardirte Geschäfte zu treiben. Abhülfe der Uebel läßt sich nur erwarten, wenn sich Alle, im Commißionsfache nach Außen begriffene Mitglieder der hiesigen Börse, dahin vereinbarten: Das Reisen ganz aufzugeben und durch Thätigkeit am Pult zu erlangen zu suchen, was sie auf jenem Wege, unter den obwaltenden Umständen, doch nie erreichen werden.

Da die Ausführung dieser Idee übrigens, und die treue Haltung ohne Zwangsmittel ein Fantom seyn und bleiben würde; so muß als Universal-Mittel (welches freylich wohl fürerst mit Widerwillen genommen, gewiß aber sehr heilbringend in seinen Folgen wirken würde.)

„Die Abschaffung der hiesigen Waaren Accepte" vorgeschlagen werden.

Folgende, gewiß der Beherzigung werthe Gründe sprechen dafür: Der zu schnelle Uebergang der Waaren aus der ersten Hand in die zweyte und daß dadurch der Markt mit Waaren überschwemmt wird, wird dadurch verhindert und den Importationen ein natürliches Ziel gesteckt. Die überseeischen Geschäfte werden dadurch ausschließlich in die Hände zurückgeführt, deren Vermögensumstände sich für selbige eignen. Die mit dem Vertrieb der Waaren ins Innere Beschäftigten werden vorsichtiger zu Werke gehen und auf einen Credit von 2 — 3 Monaten sich nicht mehr Waaren auf den Hals laden als sie mit Sicherheit gebrauchen und bezahlen zu können glauben, weil die Hinterthür — im schlimmsten Falle wieder hier auf dem Platze zu verkaufen, die Wechsel zu discontiren und jeu est fait! zu sagen — verschlossen ist. Credit wird nur derjenige sich erwerben, haben und behalten, der sich in der Bezahlung der ihm auf eine bestimmte Zeit verkauften Waaren pünktlich beweiset. Das Reisen wird in seine natürliche Schranken zurückkehren. Mancher ehrliche Name der bey Fallimenten durch die sogenannten Freundschafts-Wechsel jetzt verloren gehet, wird behalten bleiben, es werden weniger sich auf Nichts gründende Wechsel circuliren, bey Crisen (wie die jetzige) die Massen nicht so groß seyn und nicht ausschließlich alles hier auf dem Platze verloren werden: auch der Ausweg, sich bei Fallitmassen vermittelst dieser Accepte im Auslande zum Nachtheile der übrigen Creditoren zu decken wird verschlossen. Es wird nicht alles vorräthige Geld zum Discontiren verwendet werden können, und mancher Discontent sich veranlaßt finden, auch Capitale an Leute, die den Ruf der Rechtlichkeit für sich haben, auf Obligation zu geben, wie dies vor Entstehung der Waaren-Wechsel der Fall war. Es wird nicht so schwer halten, spätere Gelder auf Grundstücke zu bekommen und sich der Werth derselben dadurch wieder heben. Es wird endlich kaum der dritte Theil der Geschäfte am hiesigen Platze gegen jetzt gemacht werden, dagegen werden sie solide seyn und sowohl die erste Hand durch Falliten als die zweite durch Conjuncturen weniger verlieren. Alles was unnatürlich und überspannt ist, das taugt nichts! Im Auslande würde die vorgeschlagene Maßregel die Wirkung hervorbringen, daß bey der Abnahme des Reisens (wo der Eine dessen froh wird, was der Andere von der Hand gewiesen hat) der Chicane Thür und Thor weniger geöffnet bliebe. Nicht jedes Dorf und Landstädtchen würde von Hiesigen besucht und zu loco — Preisen bedient, der Oberländische Grossist behielte daher auch seinen Wirkungskreis rein und würde regelmäßiger remittiren können. Endlich würde sich die Achtung für den Bremer Kaufmann im Aus-

lande wieder heben, die gegenwärtig auf die Stufe gewöhnlicher Hausirer und gewiß nicht mit Unrecht herabgesunken ist. Es ist, wie im Eingange bereits gesagt, der Wunsch des Einsenders, daß sich Männer von Kopf und Gewicht den Gegenstand zu Herzen nehmen und weiter erörtern mögen. Wer das Gute ernstlich will, ohne Privat-Interessen ängstlich zu erwägen, dem wird der Allmächtige auch seinen Beystand nicht versagen und die Wahl der rechten Mittel eingeben.

Auch an Euch, Ihr jungen Leute, die Ihr noch sorglos nur der Gegenwart lebet und Euch für Euren künftigen Beruf bildet, läßt die Zeit ihre Mahnung ergehen! Beherzigt sie und bedenket, daß nicht die modische Kleidung und Theilnahme an allen Vergnügungen den Mann machen und zum Ziele führen, sondern daß Sparsamkeit und Anstrengungen des Geistes und des Körpers unumgängliche Erfordernisse sind, um heut' zu Tage auf eine rechtliche Weise durch die Welt zu kommen; nehmet es Euch ernstlich vor, Eure Prätensionen der Zeit anzupassen und lasset Euch kein Interesse über das Eurer Principale gehen.

Buntes aus der Zeit.

Welthändel.

Was sollen die armen Bauermädchen in den langen Winterabenden in den Lichtstuben künftig anfangen, wenn die Mäuse für sie spinnen! In Kirkaldy in Schottland hat ein Mann eine Maus so gut abgerichtet, daß sie, wenn sie aufgelegt ist, den Tag über 5 Pence, oder etwa 10 Grote mit Baumwollspinnen verdient; er hat jetzt eine kleine Maus-Spinnschule angelegt. Unfehlbar werden nun die Katzen, damit sie nicht todtgeschlagen werden, sich aufs Tuchweben legen.

Ein geachteter Dorfschulmeister in Thüringen, auch als guter Tonsetzer bekannt, hat das Steckenpferd, daß er seit vielen Jahren Variationen über das Thema: „Freuet euch des Lebens" bearbeitet. Er soll vor einigen Jahren schon es bis an 1200 Variationen gebracht haben, und hat den festen Vorsatz, damit bis an sein Lebensende fortzufahren. Eine gelungene Variation hat ihn schon über manche trübe Stunde hinweggehoben. Doch soll sich das schöne Thema weit schöner ausnehmen, wenn die Regierungen und Landstände mit ihren reinen Metallstimmen es, an die armen Schulmeister gerichtet, singen. Hie und da hat man schon angefangen, es einzustudiren, und ich wollte mich recht freuen, wenn's erst zum deutschen Volksliede würde. Die beste Melodie geht aus G, und schließt in — d.

---

* Charade von vier Sylben.

Denke meine Ersten dir voll hoher Milde,
Hold umstrahlt von meiner Letzten Schein;
Dann hast du mein Ganzes in dem reinsten Bilde
Hast es dann im wirkendsten Verein.

Was nur Zartes, Sanftes, Liebes hier kann walten,
Stellt sich dir in meinen Ersten dar,
Und wenn sie sich meine Letzten treu erhalten;
Machen sie uns Kraft und Milde wahr.

Ach, mein Ganzes wird dich hold und hehr beseelen,
Strahlt es dir aus meiner Ersten Blick,
Möchtest du als Leitstern dir es stets erwählen,
Schaffte es dir hohes, reines Glück.

Denn es spendet lehrreich, schöne milde Stunden,
Wendet sanft des Ungestümen Lauf,
Hält mit Kraft und regem Zartsinn ihn umwunden,
Hebt vom Fall, ihn wieder zu sich auf.

Charlotte Starke.

A. Daeves. d J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 89.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 6. November 1823.

Achte die Nachwelt! Mit gerechter Wage
Wägt sie der Herrscher, wie der Völker Thaten.
Nur dem Verdienste, lebt' es auch im Staube,
Reicht sie die Krone!

Das Paradies des Lebens.

Von S. W. Schießler

Herbei, ihr Knaben, jung und alt,
Um euch zu erlustiren!
Ich will im Paradieses-Wald
Euch nun spazieren führen.
Paßt auf, daß euch ja nichts entgeh'
Vom ganzen Lebens-A B C,
Und küßt dann meine Fibel.

Seht hier das liebe Kindlein an,
Wie wird es festgeschnüret;
Daß es im Anfang seiner Bahn
Sich keineswegs mehr rühret.
Das heißt so viel, als habe du
Für jetzo noch dein Bischen Ruh,
Denn später wird es toller.

Der Knabe hier, er möchte wohl
Mit Blum' und Blüthe spielen,
Doch in den Sylben, matt und hohl,
Muß er die Sehnsucht kühlen;
Statt frischen Lebens, Stück für Stück,
Prinzipia und Grammatik
Muß er bedächtig nehmen.

Als Jüngling brennt ihm Herz und Muth
Für sein geliebtes Leben;
Da heißt es nun: mein Junge, gut
Kannst du ihr Brod wohl geben;
Mach', daß aus grünem Holze sich
Ein Stuhl gestaltet, breit für Dich,
Dann denke du an's Freien.

Der Musen Gunst, sie ist ein Tand,
Für Kinder nur zum Spielen;
Du brauchst kein Herz, du brauchst Verstand,
Durch's Leben dich zu wühlen.
Und was dein Dichter früher sang,
Daß es dir durch die Seele drang,
Es ist nur lauter Posse.

Das Leben ist kein Blüthenkranz
Wie du es sonst geträumet,
Von eines Himmels lichtem Glanz
Gar freundlich eingesäumet;
Ach nein! nur eine Ruth' es ist,
Die deine bleiche Lippe küßt,
Damit sie dich nicht schlage.

Dem Manne wird zum Schlaf die Nacht,
Zur Ruhe nicht gegeben,
Die Sorge ruft: gewacht! gewacht!
Wir müssen morgen leben!
Vom Himmel fällt kein Brod in's Haus,
Und wer nichts einnimmt, kann nichts aus
Für Küch' und Keller geben.

Doch, sey er noch so reich an Geld,
Stets wird ihm etwas mangeln,
Der möchte sich in weiter Welt
Viel Ruhm und Ehr' erangeln;
Der rennt um einen Titel klein
Sich die verweg'ne Stirn fast ein,
Und freut sich seiner Brausche.

Der Künstler schwitzt im Musenarm,
Der Kaufmann auf der Börse;
Den Krieger macht der Friede warm,
Folgt Krieg nicht seiner Ferse.
Kurz, wie Horaz schon klüglich spricht:
Zufrieden ist auf Erden nicht,
Was auf zwei Beinen schreitet.

Der Greis, nach manchem heißen Tag,
Kommt zu des Lebens Abend,
Und was man sich nur wünschen mag,
Es steht um ihn so labend;
Doch siehe da! es schwand der Sinn
Für dieß und jenes ihm dahin,
Er ist der Armen Aermster.

Und streckt er auch die schwache Hand
Nach frischem Lebensbecher;
So geht es ihm denn doch am Rand,
Wie jedem müden Zecher:
Eh' noch der Mund, so sehr erbleicht,
Des Bechers kühlen Rand erreicht,
Ist er schon halb verschüttet.

Und ist dann die Komödie aus,
Und die Kortin' gefallen,
So zischet man uns wohl noch aus,
Recht thun kann man nicht Allen;
Wohl dem, der nur von einer Hand
Ein freundliches Applausum fand,
Er lebte nicht vergebens!

Der Student.

(Fortsetzung.)

— „Ja, sein Tod wäre der Triumph der Kirche!" stöhnte der Mönch; „aber sie hat keine Streiter mehr; denn diese Söldlinge, welche den Krieg nur um des Plünderns wegen führen und froh sind, wenn er nimmer endet, sind es nicht werth, für das Heiligthum zu fechten. D'rum glaube mir, mein Sohn, so lange nicht jedweder Christ, gleich unserm Kaiser, das eigene Leben an die Vertilgung des Ketzerthums zu setzen schwört, so lange nicht jeder Einzelne Schwerdt, Dolch und Gift gegen die Ketzer führt, so lange wird es nicht besser!" — Gerhardt schwieg, von seltsamen Gedanken durchschauert; nach einer langen Pause ward der Ideenlauf, der ihn beschäftigt hatte, durch den Ausruf deutlich: „Aber es ist doch ein edler, ritterlicher König!" — „Ja!" kreischte hohnlachend der Mönch; „der Arge bedient sich gern der Ritterlichen und Starken zu seinen höllischen Werken; aber der Herr ist in den Niedrigen und Schwachen mächtig, sie sind oft ein Werkzeug zu Jener Sturze. Heil dem, der dazu erkohren ist!" — Er schritt bei diesen Worten rasch und heftig fort und Gerhardt stand betroffen da. Er fühlte sich mit Schaudern allein. Immer tönten Anselms Reden in seiner Seele fort, sein allzutreues Gedächtniß wiederholte immer von Neuem diese fanatischen Ausbrüche eines

finstern Gemüths. Er wollte versuchen, sich zum Gebet zu sammeln, aber die Heiligenbilder, so war es ihm, blickten ihn alle mit furchtbarem Ernst an. Sie schienen ein schweres Gelübde ihm abfordern zu wollen, und wohin er sich auch wandte, glaubte er unerbittlich strengen, furchtbar drohenden Blicken zu begegnen; ihn ergriff zuletzt ein unnennbares Grauen, und er floh eilig aus der Kirche, der väterlichen Wohnung zu.

In des Rathmeisters Hause saß an diesem Abend der Oberst Corvil bei'm heiteren Banket, wozu Großmann, dem werthen Gast zu Ehren, die Vornehmsten der evangelischen Partei und der Ratheherren geladen hatte. Corvil hatte seinen Platz an Maria's Seite zu finden gewußt und war sehr heiter, denn er vernahm heut in der Nähe des Königs Neuigkeiten, die ihn froh stimmten. — Der Wirth war freigebig und sein Keller zu gut versorgt, als daß nicht auch des edlen Rebensaftes Geist jede Sorge von den Stirnen der ernsten Raths-Verwandten hätte bannen, jeden Zwang aus ihrer Unterhaltung verscheuchen sollen; so wurde denn das Gespräch sehr lebhaft und von manchem Scherz durchwürzt, dem man um so lieber Raum gab, als Alles, was noch auf Geschäfte und amtliche Verrichtungen Bezug hatte, zuvor beseitigt worden war. Corvil hatte jedoch an dem Allen nur geringen Antheil genommen und sich fast ausschließlich mit Maria unterhalten, ihr von seinem Vaterlande, dessen Sitten und Gewohnheiten, und der Lebensweise der Frauen und Mädchen erzählt. Maria hörte mit Theilnahme zu und erwiederte die unverkennbare Hinneigung des edlen Gastes mit so ungezierter Herzlichkeit und so sittsamer Grazie, daß es fast an zu schauen war, als sähe man zwei liebende Geschwister, die einander nach langer Trennung auf kurze Zeit wieder gefunden, und in derem Bezeigen die Freude des Wiedersehens mit dem Schmerz des neuen Abschieds zusammen schmilzt. Als gegen das Ende der Mahlzeit das Tischgespräch immer lauter zu werden begann, rückte Corvil den Sessel näher zu der Nachbarin und sprach leise zu ihr: „Ich habe ein Geheimniß auf dem Herzen, das mir den heutigen Tag sehr froh gemacht, und eine Bitte an Euch, holde Maria! Der Krieger ist der nächsten Stunde kaum gewiß, darum gestattet mir, daß ich Euch Beides jetzt entdecke. Als ich heut in des Königs Nähe war, ward mir die sichere Kunde, das Marie Eleonore, unsere Königin, nach Deutschland kommen wird. Es war, als sich die königlichen Gatten trennten, schon also Gustav's Wille, daß, wenn das Glück der Waffen in Deutschland ihm günstig sey, die erhabene Gattin ihm dahin folgen sollte. Jetzt ist ihre Ueberkunft beschlossen und Erfurt ihr zum Aufenthalt bestimmt. In ihrem Gefolge" — fuhr Corvil mit bewegter Stimme fort — „kommt dann auch meine Mutter und sie wird — Ihr wißt wohl wer — nach Deutschland mit begleiten. Da war nun meine Bitte an Euch, liebes schönes Kind, daß Ihr den Meinen Euch befreunden möchtet. Sie werden so einsam und fremd sich fühlen in der Fremde, und mich haben des Krieges Wogen dann wohl schon — Gott weiß, wohin! — verschlagen. Kein besseres Geschenk könnt' ich da wohl für sie hier zurück lassen, als Eure Bekanntschaft, Eure Liebe. Wollt Ihr mir die versprechen für sie, traute Maria?" — „Gern will ich das, Herr Oberst!" erwiederte gerührt Maria; „gern — doch sagt, wie soll ich mich den Euren kund geben? wie kann ich armes, schlichtes Mädchen in die Nähe so vornehmer Frauen kommen, die zur Begleitung der Königin gehören?" —

*

„Dafür hab' ich gesorgt!" sprach Corvil. „Nehmt dieses goldene Herz von mir an; es ist meiner Mutter wohl bekannt, denn ich empfing es einst als Knabe aus ihrer Hand. Ihr sendet es, wenn meine Mutter angekommen, ihr zu. Ein kleiner Zettel, der in des Herzens Innerem ruht, wird ihr sagen, welche schöne Gabe ich in Eurer Liebe ihr bereitet; das Weitere überlaßt dann ihr." — Maria nahm in schweigender Rührung das Kleinod, daß an einer feinen Kette hing, und befestigte es an ihrer Brust. — Corvil aber ergriff mit nassen Augen sein Glas und sprach: „Ihr wollt meinen Wunsch erfüllen, schöne Freundin! So laßt denn auch zum Zeichen des festgeschlossenen Versprechens uns die Becher an einander klingen, und der edle Wein besiegele, wie es unter Freunden Sitte ist, den Freundschaftsbund!" — Die Gläser klangen hell an einander und Maria's Rosenlippen netzte das reine Naß; aber indem sie das Auge aufschlug, fiel ihr Blick auf die große Wanduhr, deren Zeiger eben auf Zwölf stand, und in dem nämlichen Augenblick trat der furchtbare Todes-Engel hervor und schwang aushebend den Sensen-Arm. Es zuckte wie eine schwere Ahnung durch ihre Seele; sie ward todesbleich und vermochte kaum unter dem Aufstehen der Tischgesellschaft, welche der Schlag der Mitternachtstunde an den Aufbruch erinnerte, die Schrecken zu verbergen, wovon sie sich ergriffen fühlte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdoten.

Aus dem Leben gegriffen von W. B.

Ein Hauptmann, brav beim Einhauen, doch kein großes Verstandeslicht, besah in C. das neue Schauspielhaus. „Schön, herrlich, ächt antik! rief er dem Cicerone zu, Ist's halter hier gebaut?"

Derselbe, als guter Esser, etwas corpulent, erstieg in Begleitung der Frau des Küsters, welche guter Hoffnung war, den Münsterthurm zu Straßburg. Das Steigen ward ihm bald zu sauer, und er rief der Führerin, die eben so schwerfällig vor ihm aufstieg, zu:

Frauchen, wie lange gehen wir noch?

Die Frau, die Frage als Mitleidwort auf ihren Zustand beziehend, antwortete verschämt Drei Wochen und drüber!

Nein! versetzte rasch der Erschrockene: da kehren wir um, denn mein Urlaub ist halt um acht Tage schon zu End'!

Derselbe aß in E. im Gasthause zum Wallfische zu Abend, und da er keine Tischgenossen fand, suchte er Unterhaltung bei dem possirlichen Marqueur.

Nun, Mosje Daniel! sprach er. Weiß Er heute nichts, kein Geschichtchen, kein Räthsel? Er weiß, ich liebe das, und mein Major zu Hause liebt's noch mehr. Gebe Er etwas, was ich heimbringen kann. —

Ein Räthsel denn! sprach Daniel. Was ist das, Euer Gnaden? Mein Vater hat's gezeugt, meine Mutter hat's geboren, und es ist weder mein Bruder, noch meine Schwester!

Der Hauptmann rieth sich todtmüde, bis der Daniel ausrief: Nun, ich bin's!

Herrlich! herrlich, jubelte der Gast. Das ist was Neues für den Major! Und mühsam lernte er die Aufgabe ein.

Als er zur Residenz zurückkam, lud ihn der Major zur Tafel und er konnte das Desert kaum erwarten, um seine Reisebeute auszukramen.

Ein Räthsel, Herr Major, zehn Flaschen Alten, Sie rathen's nicht! — der Major wettete.

Was ist's? Mein Vater hat's gezeugt, meine Mutter hat's geboren, und es ist weder mein Bruder, noch meine Schwester!

Nun, das sind Sie, Sie selbst! antwortete der Major.

Fehlgeschossen! Fehlgeschossen! jubelte der Hauptmann. Die zehn Flaschen sind mein, denn es ist der Mosje Daniel im Wallfische zu E.

Matrosen-Ehrgefühl.

Nie zeigte sich der Haß gegen die Engländer bei den Amerikanern stärker, als am Schlusse des letzten Krieges beider Nationen in Philadelphia. — Der Zufall wollte, daß nach Unterzeichnung der Friedensartikel, und indem eben ein brittisches Kriegsschiff nahe an der Stadt vor Anker lag, ein armer Mann mit einem Kuckkasten am Kay ausrief: „Hier ist zu sehen der General Washington und der König von Frankreich zu Pferde, so wie Georg der dritte zu Fuß!" —

Was ist das? rief ein brittischer Matrose, der unweit davon stand und sein Pfeifchen schmauchte. Was schwatzt Ihr da vom Könige Georg?

„Hier ist zu sehen, wiederholte der Kuckkastenmann: der General Washington und der König von Frankreich, reitend zu Pferde, und der König von England zu Fuß, — Alles für einen Pfenning!"

Hol Dich der Henker! schrie Jack dazwischen. „Jetzt ist's zu sehen, wie sie alle mit einander im Meere schwimmen!" und mit einem Stoß schleuderte er den Kasten und die Puppen drinn in die salzigen Wellen darneben.

Der unglückliche Künstler schrie und heulte, und eiferte laut, daß das ein unmittelbarer Angriff auf den Congreß sey. Das Volk versammelte sich, horchte und ward immer wilder, so daß der arme Jack seine loyalen Grundsätze und seinen übel angebrachten Scherz gewiß hätte theuer bezahlen müssen, wenn er nicht eiligst in die See gesprungen wäre, unter ein Boot getaucht und sich auf der andern Seite so lange verborgen hätte, bis der Sturm, den er selbst erregt, wieder in etwas gestillt war.

Es begegnete der Kaiser Alexander, als er mit mehreren Generalen jüngst auf dem Boulevard bei der Admiralität sich erging, einem trunkenen Offizier von der Flotte, welcher von einer Seite zur andern taumelte. „Was thust Du hier?" fragte ihn der Kaiser mit einem ernsten, verweisenden Blick. Mit vieler Geistesgegenwart jedoch, und vielleicht durch den Anblick des Monarchen und den damit verbundenen Schreck etwas ernüchtert, antwortete der Befragte: „Ew. Majestät — ich —. lavire!" Die Antwort zwang dem Kaiser ein Lächeln ab; der Zorn wich der nachsichtvollsten Milde; er hieß den Schuldigen, ohne ihn arretiren zu lassen, schleunig seiner Wege gehn.

Aus der Vorzeit.

Am vierten Januar 1622, erzählt ein Geistlicher, als Augenzeuge: wurden zu Glatz acht Verbrecher, die in der Umgegend geplündert und sich für feindliche Sachsen ausgegeben hatten, erfolgtem Kriegsrechtspruch gemäß, zum Soldaten-Galgen gebracht. Als der Henker den einen, der ein Glatzischer Seiler war, bereits gehangen hatte, kam Hauptmann Seris geritten und schrie: es sey ein Irrthum geschehen und dieser habe nicht sterben sollen. Jener hieb sofort mit einem Beil den Strick entzwei, bestrich den schwer Ge-

fallenen mit Schnee, brachte denselben allmählig in's Leben zurück, und er ward sofort nach dem Stockhaus abgeführt. Weil aber der Hauptmann sich geirrt und der Pardon dem Nachfolger des Seilers gelten sollte, kam bald ein neuer Befehl des Kriegs-Obersten, letztern abermals und zwar draußen an den Rathsgalgen zu hängen, doch ward demselben, auf dringendes Bitten der drei Geistlichen, das Leben geschenkt. Als man nun den Begnadigten fragte, wie ihm, während des Aufhängens, zu Muthe gewesen, antwortete er: „Das große Geschrei der Leute habe er, ob schon bereits gehangen, wohl gehört, auch sey es ihm vorgekommen, als ob er sich in einem tiefen Graben befinde und aus diesem emporsteigen solle, ja er habe auch nach Kräften sich bemüht, und sey geklettert, aber der Rand ihm als eine schroffe, hohe Mauer erschienen, weshalb er denn bei sich beschlossen, in dem tiefem Thale liegen zu bleiben, es möge ihm auch gehen, wie es wolle." Diese Geschichte ist gewißlich also, und ich bin selbst dabei gewesen unter dem Gerichte und habe gesehen, daß derselbe Mensch über eine gute Viertelstunde am Galgen gehenket. Hat dann einige Wochen lang einen bösen Hals gehabt, ist doch wieder ganz heil und gesund worden, daß er sich seines Handwerks ferner genähret.

Buntes aus der Zeit.

Dramaturgisches Recept.

Die zuverlässigsten Rezensenten eines Theaters wären: ein Blinder, ein Tauber und ein Mann, der die Sprache, in welcher das Stück geschrieben ist, nicht verstände. Der Blinde müßte anzeigen, wie ihm die Deklamation, der Taube, wie ihm die Mimik und der Ausländer, wie ihm die Action, durch die bloße Modulation der Töne verdeutlich, gefallen habe.

Veritas odium parit.

Die Wahrheit, wenn sie plötzlich unter gewissen Leuten erscheint, macht etwa die Wirkung, wie ein Lichtstral in einem Eulennefte. Die Vögelein schreien, flattern auf und hauen mit ihren Schnäbeln blind umher.

Herbstgedanken.

Stunden und Tage und Jahre, ihr eilet im ewigen Wechsel
Froh und düster vor uns hin in der Ewigkeit Strom.
Flüchtig entrolltest du, Lenz, so hold, so freundlich dem Weltkreis,
Ueber der Sterblichen Haupt schwebst du als flüchtiger Traum.
Und auch du, gesegnetes Fruchtjahr, du flohest die Menschheit,
Gabst uns der Wonne so viel, machtest uns heiter und froh.
Euch verscheuchte der Neid das traurige, tödtende Spätjahr,
Mähte die Freude dahin, ödete Auen und Flur.
Welkend neigt ihr das Haupt, der Flora Kinder und Eos,
Endet in kürzerem Lauf deine erhabene Bahn!
Tod und frühes Verwelken! des irdischen Daseyns Gewohnheit,
Ihr beherrscht die Natur, senket Geschöpfnes in Staub. —
Also welken auch wir und sinken hin zur Verwesung,
Bis einst ein schönerer Tag neu uns zum Leben erweckt! —

Hugo.

Auflösung der Charade in Nro. 88.

Frauenwürde.

* Theater.

In einer Zeit wo Spannungen und Spaltungen ernsterer Art unser sonst so einmüthiges Bremen beschäftigen, möchte freylich eine so höchst unwichtige Sache, wie die der hiesigen respektiven Militair- und Theater-Musik füglich der Entwickelung und Gestaltung durch sich selbst, oder durch die unmittelbar Betheiligten überlassen bleiben. Aber auch neben dem Größeren mag das Geringere auszugleichen versucht werden. Durch unleugbare Partheylichkeit wird das Beste des Publicums in den Hintergrund gestellt, und um es doch als Hauptsache gehörig hervorzuheben, wäre der Versuch wohl nicht undankbar, mit völliger Unpartheylichkeit zu vermitteln.

Es bedarf dazu einer ganz freymüthigen Sprache, wo auf einer oder anderer Seite durch unnöthige Einflechtungen oder gar Leidenschaft zu weit gegangen wurde. Die Grundidee des in Nro. 83 des Bürgerfreundes eingerückten Wunsches entsprang freylich aus einer längst verlauteten und stets fruchtlos verhallten Stimme. Sie stützte sich auf zwey Hauptgründe, nehmlich auf die Kostspieligkeit der Theater-Unternehmung durch ein aller Unterstützung ermangelndes Orchester, wodurch denn die dramatische Befriedigung beeinträchtigt ward, und zweytens auf Vernachlässigung der Orchester Musik, sey es durch anderweitige Abhängigkeit oder durch eine aus sonst gesicherter Lage entspringende Willkühr einiger Musiker. Beide Gegenstände sind von mehreren Directionen und vom Publicum oft gefühlt und beklagenderweise zur Sprache gekommen, ohne eine Aenderung zu beweisen. Schon vor mehreren Jahren enthielt der Bürgerfreund den Vorschlag, die für Hoftheater überall disponible Hof-Capelle durch Beyträge des Publicums fürs Orchester zu ersetzen, und damals ist diese Anregung keinesweges als verfänglich oder animos gerügt, vielmehr hat sie vielseitigen Raum gewonnen. Keine Direction aber ist seit mehreren Jahren ungehemmt und ungestört durch die Prätensionen einzelner Musiker geblieben; Mißverständnisse und sogar Weigerungen einer oder anderer Art, wenn die Direction ihrer grade am nothwendigsten bedurfte, haben jederzeit statt gefunden. Außerdem noch war es ein das Schauspiel überhaupt und die schonenswerthe Gesundheit des singenden Personals benachtheiligender Mißstand, daß um der Paraden willen die Operproben nicht allein unzeitig früh an den Wintermorgen anberaumt, sondern oft auch vorzeitig abgebrochen werden mußten. Und abgesehn demnach von der schädlichen Einwürkung auf die Gesundheit unserer Künstler und Künstlerinnen, blieb immer das Publicum der leidende Theil, welches nur zu oft mit einem unvollkommen besetzten Orchester, mit höchst dürftig eingeübten Singstücken bedient wurde, wenn nicht gar Erkältungen in Nebel und Frost der frühesten Herbst- und Wintermorgen die gänzliche Aussetzung von Opern zur Folge hatte, oder dieser Uebelstand unsere geltendsten Mitglieder und Gäste aus Ueberdruß von Bremen vertrieb.

Sonach war es wohl an der Zeit, die Abstellung noch einmal anzuregen, als vor einigen Wochen ausser der ungebührlichen Verspätung Einzelner das gesammte Hanseatische oder Militair-Musik-Corps von der Hauptprobe des ersehnten Freyschützen abgehalten war, die Direction dieses, erst am vorhergehenden Tage erfuhr, einer Nachmittagsprobe gleichfalls Schwierigkeiten in den Weg traten, und der Musikdirector des Theaters, den wir auf alle mögliche Weise zu erhalten suchen sollten, erklärte, daß er ohne Hauptprobe der schuldigen Achtung gegen das Publicum nicht entsprechen könne. Ueberdem beabsichtigte dieser achtungswerthe Künstler und Director noch die dankenswerthe Ueberraschung unserer Musikkenner durch eine Ausführung der Instrumental-Musik ganz im Geiste ihres großen Compositeurs, womit er sich auf seinen Reisen vertraut gemacht hatte. Nur die besondere Gefälligkeit des Herrn Weywoda vermochte ihn, demnach sich der anberaumten und selbst durch die Zeitung bekannt gemachten Vorstellung zu unterziehen, die nun allerdings nicht befriedigte. Die natürliche Unzufriedenheit darüber, sprach sich gegen die indessen bekannt geworden Veranlassung, wie nothwendig sie auch, von einer andern Seite genommen, gewesen seyn mag, aus, und eben so natürlich mögen sich diejenigen zur Wortführung berechtigt geglaubt haben, welche den Wunsch eines vielseitigeren und höheren Genusses mit ihren Beyträgen zur Vervollkommnung unserer vaterstädtischen Musik verbinden.

Freylich aber hätten sie, bey noch so begründeter Ursache dazu, ganz rein bey der Sache bleiben, und jede nicht unmittelbar hergehörige Einstreuung, wie negativ man sie auch stellte, vermeiden mögen. Sie haben ihren Beytrag dem Hanseatischen Musik-Corps, welche Benennung nun einmal angenommen ist, gewidmet und bisher keine weitere Ansprüche daran geknüpft. Von diesem Musik-Corps, als solches, werden sie nach der allgemeinen ganz ungetheilten Stimme auch gewiß vollkommen befriedigt, und dieses mögen sie dessen Mitgliedern en corps sowohl, wie besonders noch den einigen darunter befind-

chen ausgezeichneten Künstlern danken, die mir schon darum ehrenwerth erscheinen wollen, weil des schmerzlichen Verlustes unsers unvergeßlichen und unersetzlichen Klingenbergs ungeachtet sie durch Eifer und Talent dessen ihnen eingehauchten Geist zu bewahren streben. Ferner scheint mir die Hindeutung auf das abgeschaffte Militair-Abonnement eine ganz unnöthige Einstreuung, wie negativ auch sie gemacht ist, und wie sich die Verbindung übrigens unerweislicher Ideen und selbst manche unbedachtsame Aeußerung auch daran knüpft. Sollte dieser Punkt eingemischt werden, so ließ sich mit ächter Unpartheylichkeit auch sehr viel für ein billigeres Militair-Abonnement zur Beschwichtigung derjenigen sagen, welche keine Vorzüge einzelner Stände wollen, und diese an andern Orten durchgängig bestehende Einrichtung auf die Beysteuer eines Hofes oder des Staates beziehn. Endlich auch gehörte die als nicht zu erörtern angeführte, aber dennoch wiederum negativ genugsam erörterte Erwähnung über die Nothwendigkeit der militärischen Beschäftigung an jenem Tage nicht zur Sache, und es scheint mir hinreichend, wenn man bemerkte, fast möglicherweise die Dienstpflicht mit den Pflichten gegen das Theater-Publikum collidiren könne.

Unter so bewandten Umständen war irgend eine Erwiderung im Namen des Musik-Corps sehr erklärlich und fast nothwendig, und daß bey den gemachten Einstreuungen der Herr Chef unsers Feldbataillons selbst sich ihr unterzog, war gewiß gleichfalls eben so erklärlich als ehrenwerth, da ihm an der Erhaltung der vortrefflichen Militair-Musik allerdings gelegen seyn darf und muß, und die erste Vertretung gegen jedes Unbill oder Mißdeutung seiner Anordnungen ihm zusteht. Diese Befugniß muß immer anerkannt werden, wenn auch die Art und Weise ihrer Ausführung, wie die allgemeine Stimme sagt, nicht die richtige war, weil sie noch mehr gänzlich Fremdartiges einmischte, die Tendenz durchaus entstellte und auf Unbetheiligte übertrug, das nicht Geforderte auf unannehmbare Weise anbot, gegen einen populären Wunsch in isolirte Opposition, die hier den mindesten Eindruck macht, trat, und die Freyheit der Aeußerungen über öffentliche Gegenstände, über das Schauspiel als Animosität gegen eine gänzlich unerwähnt gebliebene Staatseinrichtung darstellte, über die doch auch nicht einmal ein freyes Wort untersagt ist. Die so rechtmäßig erhobene Klage traf zwar die Militair-Musiker, aber nicht als solche, sondern vielmehr als Theater-Musiker, worüber nicht nur jeder das Schauspiel Besuchende schon, sondern mehr noch der Militair-Musik-Contribuent zu reden das Recht hat. In dieser Beziehung also konnte ein Militair-Vorgesetzter keinen nachtheiligeren Weg, als den hier verfolgten, einschlagen. Wie es den Contribuenten wehe that, ihren Beytrag als nicht bedürfend sich wieder entgegengehalten und damit sich zum Stillschweigen über die Sache verwiesen zu sehn, so war für Officiere und Soldaten die willkührliche Vermengung mit den Orchester-Musikern nicht wohlthätig, und den Militair-Musikern ward das Urtheil gesprochen, sie bey Anstellung im Orchester möglichst unberücksichtigt lassen zu müssen, weil ihr Dienst nicht mit der Befriedigung des Publikums zu vereinigen sey. Macht die Besoldung der Militair-Musik abseiten des Staates einen Beyschuß von Privatpersonen erforderlich, um ihre vorzüglichsten Künstler zu fesseln, so möchte es redlich und klug zugleich gehandelt seyn, zwar die vorangehende Verpflichtung für den Dienst zu behaupten, aber auch die Aussicht zu eröffnen, wie das Interesse des Publikums sehr wohl damit vereinbar sey, wenn die commandirenden und dirigirenden Behörden sich nur verständigen wollen. Jetzt aber bey rücksichtsloser Rechtsbehauptung der ersteren müßen die Freunde und Beförderer der Hanseatischen Musik um so bedenklicher mit ihren künftigen Beyträgen werden, da sie, wenn solche auch jetzt nicht zu fürchten ist, das Bewußtseyn aussprechen, daß ein militairisches Musik-Corps nicht allein an den regelmäßigen Dienst sondern auch an die jederzeitig freye Disposition eines Chefs gebunden bleibt. Dadurch sowohl, als durch die angebotene Rückzahlung ist nunmehr die Sache auf die Spitze gestellt. Viele, wie sie offen gestehn würden von dem Anerbieten Gebrauch machen, wenn sie sich und ihre freye Entschließung dieser willkührlichen Abweichung unterwerfen wollten. Aber für die Zukunft ihren Beytrag zurückbehalten werden die Vielen, die dem, den Bremern so eigenthümlichen Sinn gemeinnützigerer Anwendung mehr in der Verbesserung der Opernbegleitung, als der weniger genossenen Militair-Musik zuzuwirken einsehn, und dieses schon jetzt laut erklären. Es gehört zu dieser Vorhersagung wenig prophetischer Geist, wenn man die Anzahl und den Stand eines Oper-Publikums mit der der Zuhörer vergleicht, die sich Mittags zu der wahrhaft vortrefflichen Ausführung der schönsten und vorzüglichsten Musikstücke versammeln.

(Der Beschluß folgt.)

(Hierbey eine wöchentliche Beylage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves. d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 89.

Bremen, Donnerstag den 6. November 1823.

Gestorben.

Den 25. October. Der Arb. Hermann Dieder. Schierhold, 36 Jahr, Hastedt Nro. 50.

Den 26. October. Des Arb. Cord Hinrich Uhlhorn Wittwe, geb. Osmers; 76 Jahr, im Krankenhause.

Den 26. October. Des Künstlers aus Wettingen, Anton Fettköter, todtgebornes Mädchen, a. d. Johannistr, Nro. 48.

Den 27. October. Der Rathsdiener Johann Christoph Wilhelm Stolte, 48 J., a. d. Catharinenstr.

Den 27. October. Der Kaufmann Dettmer Seekamp, 64 J.. a. d. Rembertistraße.

Den 28. October. Der Dienstmagd Charlotte Koch Sohn, 4 Monat, a. d. Mählenstr. Nro. 4.

Den 28. October. Des Spiegelfabrikanten Justus Heinrich Keck Ehefrau, geb. Bremermann; 30½ J., a. d. Wachtstr. Nro. 43.

Den 29. October. Der Uhrmacher Friederich Feldmann, 41 J., a. d. Barkhoff Nro. 13.

Den 30 October. Der ehemalige Kaufmann Georg Ludewig Wessels, 85 J., U. L. Fr. Kirchhoff Nro. 8.

Den 31. October. Des weyland Soldaten Ehefr. Anna Margaretha Elisabeth Stolze geb. Niemeyer 64 J., a. d. Grützmacherstr. Nro. 3.

Den 1. November. Des Kaufmanns Johann Frieder. Walte Tochter, 2 Jahr, a. d. Langenstr. Nro. 95.

Geburten.

Den 23. October Des Arb. Hinrich Hermann Huß Ehefr. geb. Hostmann; außerm Steinthor Nro. 2, von einem Mädchen.

Den 24. October. Des Maurers Johann Carl Friederich Freudemann Ehefrau, geb. Budelmann, auf Stangenhoff Nro. 9, von einem Knaben.

Den 25. October. Des Arb. Johann Kerndorff Ehefrau, geb. Grotheer; am alten Steinweg, von einem Mädchen.

Den 25. October. Des Cigarrenmachers, Christian Heinrich Schoor Ehefrau, geb. Freygang; Heerdenthorssteinweg Nro. 21, von einem Knaben.

Den 25. October. Des Arb. Berend Friederich Schröder Ehefrau, geb. Arens; a. d. Papenstr. Nro. 27, von einem Mädchen.

Den 25. October. Des Kaufmanns Casper Hermann Meynen Ehefrau, geb. Tecklenborg; a. d. Geeren Nro. 39, von einem Knaben.

Den 25. October Des Schuhmachers, Johann Georg Heinrich Habrian Ehefrau, geb. Stegmeyer; a. d. Hundestr. Nro. 5, von einem Knaben.

Den 26. October. Des Briefbestellers Johann Friederich Bockelmann Ehefrau, geb. Reuter; a. d. Catharinenstr. Nro. 17, von einem Knaben.

Den 26. October. Des Künstlers aus Wettingen Anton Fettköter Ehefrau, geb. Disnowsky; a. d. Johannistr. Nro. 48, von einem todtgebornen Mädchen.

Den 26. October. Des Kaufmanns Andreas Hermann Wilhelm Einstmann Ehefrau, geb. Kregelius a. d. Tieferstr. Nro. 22, von einem Knaben.

Den 26. October. Des Schneiders Friederich Ludolph Achelpohl Ehefrau, geb. Finke; a. d. Plünkenstr. Nro. 6, von einem Mädchen.

Den 27. October. Des Höckers Joh. Heinrich Philipp Schröder Ehefrau, geb. Cassens hinterm Osterthorswall, von einem Mädch.

Den 29. October. Des Kaufmanns Hermann Theodor Bastian Ehefrau, geb. Krafft; a. d. Abbenthorswall Nro. 41, von einem Mädchen.

Den 29. October. Des Kaufmanns Johann Christoph Heinrich Leidenroth Ehefrau, geb. Gode; a. d. Abbenthorsstr. Nro. 3, von einem Mädchen.

Den 29. October. Des Instrumentenmachers Johann Roedel Ehefrau, geb. Stahmann auf U. L. Fr. Kirchhoff Nro. 16, von einem Mädchen.

Den 29. October. Des Maurers Joh. Dieder. Brockmann Ehefrau, geb. Arens; a. d. Rembertistr. Nro. 34, von einem Mädchen.

Den 31. October. Des Mobilienhändlers Joh. Frieder. Berje Ehefrau, geb. Christiani; a. d. Doventhorstr, Nro. 1, von einem Knaben.

1 uneheliches vom Vater anerkannt.

Copulirt sind.

Der Arbeitsmann Johann Hermann Schierholtz aus Hoya, mit Gesche Margarethe Vagt, von hier.

Der Leineweber Johann Hinrich Conrad Böker, mit Anna Elisabeth Vasmers, von hier.

Der Briefbesteller Diederich Heinrich Engelke aus Holtrup, mit Sophia Helena Eikemeier, von hier.

Dimissoriales ertheilt, an:

Den Arbeitsm. zu Habenhausen, Hinrich Siemers, und Anna Maria Stähmeyer, daselbst.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 90.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 9. November 1823.

Drum laß' uns glauben, dulden, lieben, hoffen:
Das Eitle sinkt; der Himmel steht uns offen!

An meine Mutter.

(Als sie von ihrem nahen Tode sprach.)

Nicht dieses Wort sprich, Mutter voller Liebe!
Nein, dieses Wort sprich nimmermehr!
Was wär' es denn, das mir auf Erden bliebe,
Wenn's nicht Dein theures Leben wär'?!
Und kann es Dir auch nicht Dein Sehnen geben, —
Beschränkt ist ach! der Dinge Lauf! —
So hebt, Du Gute, doch Dein irdisch Leben,
Mich zu der schönern Zukunft auf!

Und wär' ich Herr von vielen großen Welten
Und säß auf einem goldnen Thron:
Wie könnt ich Deine Liebe Dir vergelten?!
Dein Schuldner bleib' ich und Dein Sohn!
Was geb' ich, Mutter, Dir für Deinen Kummer?
Und was für Deinen herben Gram?
Was für die langen Nächte ohne Schlummer,
Wo nur die Wehmuth zu Dir kam?!

Und möcht' ich, Theure, Dir mein Leben bieten:
Du gäb'st mir selbst Dein Leben hin!
Du opfertest mir Deine Lebensblüthen,
Wär'st stolz auf Deinen Muttersinn!
Und ich hab' Nichts, um Dir das zu vergelten!
Und säß' ich auch auf goldnem Thron
Und wäre Herr von vielen großen Welten:
Dein Schuldner blieb' ich und Dein Sohn!

O mög' dies Wort Dir Licht in's Dunkel streuen
Und mög'st Du, gläubig, ihm vertrau'n!
Und wenn des Lebens Schmerzgefühle dräuen,
Stolz auf dies Wort der Treue schau'n!
Ich habe Nichts, das ich Dir könnte geben,
Als, fromm, ein Herz voll Dankbarkeit:
Dies sey das Licht in Deinem dunkeln Leben
Und Deine Mutterseligkeit!

Fr. Barth.

Der Student.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage begaben die fünf ältesten Räthe, die Vorsteher der Stadtviertel und Handwerke, wie auch die Aeltesten der vorstädtischen Gemeinden, unter des Rathmeisters Anführung, sich in die königliche Wohnung, wohin sie beschieden waren. Sie wurden in das Hauptgemach geführt und fanden hier viele vornehme Offiziere der schwedischen und sächsischen Armee, nebst andern Herren von hohem Rang, versammelt. Die Rathsherren schlossen sich diesem glänzenden Kreise an, und es währte nicht lange, da öffneten sich die Flügelthüren, welche in das Kabinet des Königs führten, und Er, begleitet von seinen Räthen und dem General-Stabe, trat heraus. Des Königs Gefolge erschien heut in allem Glanz, den Umgebungen eines glorreichen Fürsten gemäß; er selbst in der Einfachheit, die ihn bezeichnete und seiner kriegerischen Lebensweise am besten angemessen war, und welche den natürlichen Adel seiner Person und Haltung nur noch erhöhte. Die Anwesenden grüßend mit würdevoller Freundlichkeit und demjenigen herzgewinnenden Wesen, womit die freigebige Natur ihn, der bestimmt war, auf Tausende zu Wirken, so besonders begabt hatte, ließ er die Abgeordneten der Stadt näher treten. Die übrigen Anwesenden bildeten einen weiten und aufmerksamen Kreis, und der König sprach also: *)

„Es mögen wohl Viele unter Euch fragen, was mich bewogen, meine königlichen Erblande zu verlassen und unter so großer Gefahr und vieler Mühseligkeit mich nach Deutschland zu begeben, wo des Kriegs unstetes Treiben mich auch an diesen Ort geführt. Nun ist Gott mein Zeuge, daß ich es nicht gethan, um mein angestammtes Königreich durch Eroberung fremder Staaten zu vergrößern; nein, bloß der traurige Zustand, worin ich meine nahen Blutsfreunde und Glaubensgenossen, durch die nothgedrungene Vertheidigung ihrer Glaubens-Freiheit, habe gerathen sehen, hat den Vorsatz, ihnen Beistand zu leisten, in mir erweckt, und es ist die Ueberzeugung in mir aufgegangen, als sey ich ein von Gott berufenes Werkzeug (Er wolle mich's zur guten Stunde reden lassen!), die reine unverfälschte Lehre seines Worts und die daran hangende politische Freiheit im deutschen Lande sicher zu begründen und dermaßen fest zu stellen, daß sie als ein unverlierbares Gut auf die spätesten Enkel sich forterben möge. Es ist jetzt mit uns Evangelischen allen, als schifften wir auf wilder sturmbewegter See, und als wolle das Fahrzeug, so uns trägt, gar ein Opfer der ungestümen Fluthen werden. Da will sich's nun nicht schicken, daß nur Einige fleißig arbeiten und den besorgten Schiffbruch ab zu wenden sich bemühen, die Andern aber müßig dem Ungewitter zusehen und dabei ruhen wollen; sondern einem Jedem unter uns gebührt es, daß er das Werk mit Freuden angreife und an seinem Ort, so viel er vermag, fördern helfe, damit das Schiff gerettet und in den erwünschten Hafen glücklich gebracht werde, wo denn Jeden das erhebende Bewußtseyn, zur Verbreitung des Heiligsten auf Erden beigetragen zu haben, reichlich lohnen wird. Solche Gefühle haben mich geleitet, als ich den Entschluß gefaßt mein Reich zu verlassen, und ich habe dabei die heiligen und hochwichtigen Pflichten eines gebornen Fürsten, sein Land zu regieren, und die nicht minder heiligen Regungen der Liebe zu Vaterland, Gattin und Kind, gern und freudig dem

*) Die folgende Rede des Königs, ist ganz geschichtlich hier nur mit einiger Abkürzung wieder gegeben.

höheren Beruf untergeordnet, für das Wort des Herrn zu fechten und seine reine Lehre zu verbreiten. Gott hat auch dies Unternehmen bis jetzt lassen gesegnet seyn und mir Gesundheit, Muth und Kraft, meinem Heer aber den Sieg verliehen, so daß nunmehr Pommern, Mecklenburg, die Mark, Sachsen und das Erzstift Magdeburg, ihrer Bedrängniß ledig, der nun errungenen Freiheit sich schon erfreuen. Darum fasset denn auch Muth und hoffet mit mir, daß es ferner nicht an Waffenglück, an Sieg und Ruhm fehlen werde. Aber haltet Euch auch freudig bereit, das Eure zu thun, damit, wenn es an Euch kommt, zur Führung dieses Kriegs etwas zu leisten, oder zu thun, Ihr nicht darüber ungeduldig werdet, sondern in Erwägung der hochwichtigen Sache dazu willig seyd. Denn es ist noch nicht an der Zeit, daß die Opfer aufhören und erwünschte Schadloshaltungen dafür folgen können, und der Feind wird, was er jetzt verloren, mit Macht wieder zu gewinnen suchen. Daher ist es denn Noth, daß man sich ernstlich rüste und zu tapferer Gegenwehr gefaßt halte, wozu aber Leute und Geld gehören, und es ohne fernere Beschwerung nicht abgehen kann. — Ihr habt bei mir auf's dringendste angehalten, daß ich keine Garnison hieselbst hinterlassen, sondern gestatten wolle, daß diese Stadt von Euch selbst und Eurem geworbenen Volk bewacht und bewahrt werden möge. Doch leidet das weder Eure, noch des Kriegswesens Wohlfahrt und Beschaffenheit, und leicht mögt Ihr selbst ermessen, wie es Euch ergehen würde, falls dem Feind es gelänge, Euch hier zu überrumpeln und des Ortes Meister zu werden; wie Ihr denn noch gar Viele unter Euch habt, denen nicht zu trauen und die wohl leichtlich zu listigen Ueberfall möchten behülflich seyn. Doch geb' ich Euch mein königliches Wort, Euch in diesem Stücke zu erleichtern, wann und inwiefern die Umstände dies nur irgend gestatten wollen. — Es war vordem in meinem Heer eine so gute Ordnung und Disziplin, daß keiner meiner Soldaten nur eine Weintraube in einem Weinberg, ohne des Eigenthümers Willen, angerührt haben würde. Doch jetzt ist des undisziplinirten Volkes viel darunter gekommen, besonders Solche, die dem Feinde zuvor gedient, deshalb ich Verdruß und Ungemach mit ihnen haben muß. Doch soll mit Strenge auf Bewahrung guter Disziplin in dieser Stadt gehalten werden, worüber ich ernstliche Befehle geben will und so sich etwa fände, daß lockere und leichtfertige Gesellen aus meinem Heer die Ruhe der Stadt oder einzelner Bürger stören wollten, so sollt ihr ohne Ansehen der Person sie greifen und mit rechtlicher Strafe belegen lassen, wozu ich Euch Macht und Gewalt gebe und gegen männiglich schützen und vertreten will, und werdet Ihr dadurch mich nicht erzürnen, sondern mir zu Gefallen handeln und zur Wiederbringung guter Zucht in meinem Heer behülflich seyn. — Ich muß Euch noch erklären, wie ich gewillt bin, diese, von Euren Vorfahren mit Fleiß und Einsicht wohlbefestigte Stadt noch zu verstärken und ihre Vertheidigungswerke in noch besseren Stand zu setzen; und will ich darüber, bevor ich aufbreche, mich noch mit Einigen aus Eurer Mitte besprechen, wie solches am besten geschehen mag. Ich meine es treulich und gut mit Eurer Stadt und will mein königliches Wort fest halten, Euch in allen Euren Rechten und Freiheiten zu lassen und gegen männiglich zu schützen. Auch will ich gern Euch, wo ich kann, behülflich seyn, Euren Handel in besseren Flor und das Gemeinwesen in bessere Aufnahme zu bringen. Ja, vielleicht kann Eure, bisher bedrückte uralte Freiheit aus dieser Lage der Dinge wieder hervor gehn! — Aber auch ich

*

versehe mich zu Euch aller Treue und Wahrhaftigkeit, und Euch davon den stärksten Beweis zu geben, habe ich beschlossen, meine geliebte Gemahlin anher kommen und eine Zeit lang hier verbleiben zu lassen, wofern ich anders versichert seyn kann, daß Ihr gegen sie Euch treu erweisen werdet, welches ich unbezweifelt hoffe; und könnet Ihr daraus das gute Vertrauen ermessen, so ich zu Euch hege, indem ich einen so werthen Schatz, als meine königliche Gattin mir ist, in Euren Mauern zu bergen gedenke; weshalb Ihr um so mehr Euch meines Schutzes, so wie jeder Gnade und Wohlthat, die ich zu erweisen vermag, versichert halten möget."

Während dieser Rede des Königs wechselten Rührung und Bewunderung bei den Zuhörern, und als er geendet, nahm der Rathmeister das Wort, um Namens der Stadt für die ausgesprochene huldvolle Gesinnung des Monarchen zu danken und das Angelöbniß treuer und aufrichtiger Anhänglichkeit und der Bereitwilligkeit ab zu legen: den königlichen Ermahnungen in allen Stücken nach zu kommen. Mit Eifer verweilte er darauf bei der Versicherung, wie Erfurts Bürger auf's einmüthigste beflissen seyn würden, der königlichen Gemahlin, wenn dieselbe diesen Ort eines längeren Aufenthalts würdig halten wolle, alle Treue, Ergebenheit und Sorgfalt zu erweisen, die nur in ihren Kräften stehe und welche dar zu thun sie keine Gelegenheit vorbei lassen würden. Der König hörte den Sprecher wohlgefällig an, und als er geendet, nahm er noch einmahl, zu den Uebrigen sich wendend das Wort und sprach: „Ist das, was Euer Rathmeister mir jetzt in Eurem Namen versichert, Euer Aller wahrhaftiger Wille und Meinung?" — Ein lautes und freudiges: „Ja!" beantwortete diese Frage, worauf der König einen seiner Räthe herbei winkte, welcher die königlichen Versicherungs-Briefe und Reversalien, in aller Form ausgefertigt, dem Rathmeister einhändigte, worauf derselbe nebst seinen Gefährten vom Könige wohlwollend entlassen ward.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Einige Bemerkungen über den Aufsatz in Nro. 88 des Bürgerfreundes.

Es ist nicht zu verkennen, daß der Hr. Verfasser des im vorletzten Blatte des Bürgerfreundes stehenden Aufsatzes, betreffend unsern jetzigen Handel, und wie den Mängeln desselben abzuhelfen sey, diesen in der Absicht hat ein rücken lassen, um den seither so sehr bedrängten und niedergeschlagenen Handel, auf seine vor 25 Jahren bestandene Art wieder zurückzuführen. So gern der Einsender dieses, aber auch seinen Vorschlägen hinsichtlich der Abschaffung der hiesigen Waaren-Accepte beipflichten möchte, so sind sie aber dessen Ansichten nach, jetzt durchaus nicht in Ausführung zu bringen; denn bevor dieses bewerkstelligt werden könnte, wie viel Banquerotte würden da nicht erst noch ausbrechen, und wie mancher ehrliche Mann würde nicht vielleicht dadurch gezwungen seyn, auch seine Zahlungen einzustellen.

Warum wird nicht eine strenge Fallitenordnung festgesetzt? damit nicht auf eine leichtsinnige Art mit dem Eigenthum Anderer geschaltet wird. Oder warum kann es hier nicht eben so gut wie in Hamburg durchgesetzt werden, daß ein Handlungsgericht errichtet wird. Schon mehremal ist dieser Gegenstand in Ueberlegung gezogen, allein nie sind ernstliche Maaßregeln ergriffen. Möchten doch endlich einmal meine Mitbürger Ernst zu einer Sache thun, die Ihnen, wenn auch nicht unsere Hrn. Advocaten

doch gewiß unsere Kindeskinder Dank wissen würden. Unser Handel würde weit solider werden, und unsere Importeurs, würden nicht nöthig haben, stets in Angst und Sorgen zu leben.

Was die Bemerkung des Hrn. Verfassers über das Einstellen des Reisens betrifft, so hält es der Einsender dieses für überflüssig, etwas darüber zu erwähnen, da in jenem Aufsatz bereits die Unmöglichkeit dieser Einführung bewiesen ist. Auch würde diese ein bedeutender Schaden für Bremen seyn, da dann ein großer Theil jener Aufträge nach Holland und Hamburg gehn würden, die jetzt mancher Reisende durch seinen Besuch an sich zieht. Vielleicht denkt mancher es läge Privatinteresse beim Einsender zum Grunde, allein dieses ist nicht der Fall, da er selbst nicht reisen läßt. Es ließe sich noch manches über obigen Punkt sagen, aber wozu ist es nöthig, da die Gründe ja leicht einzusehen sind. Übrigens wünsche ich mit dem Hr. Verfasser des frühern Aufsatzes herzlich, daß unsere Mitbürger bald ernstlichere Anstalten treffen mögen, um einem bessern und solidern Handel wieder herzustellen.

---

* Anzeige.

Da die Beendigung meines herauszugebenden Werks, durch mehrere Umstände etwas behindert wurde, so glaube ich meinen resp. Subscribenten die Anzeige schuldig zu sein: daß ich in drey Wochen zur Einlieferung desselben, im Stande sein werde. Sollte noch jemand mit gütigem Beitritt mich erfreuen wollen, so bitte ich recht freundlich, daß solches doch im Laufe der nächsten 8 Tage geschehen möge, indem so lange die Liste noch ungeschlossen bleibt.

E. Reindahl.

Güldene Lehren *)

Vor alle Neu-angehende

Handels- und Kauffleute,

Soihren ehrlichen Namen behalten, und bey Ehren bleiben wollen, zu sonderlichen Nutz auß unterschiedlichen, so wol Christlichen als Heydnischen Scribenten und täglicher Erfahrung, herauß gegeben.

Wie eine schöne und rühmliche Sache es ist, umb einen Handelsman, der einem recht unter Augen gehet, redlich handelt, niemand ansetzet, noch sich selbsten durch Trägheit oder Verschwendung in Schaden, Schand und Verderben stürtzet; Also hergegegen schändlich und verhaßt ist bey jedermann ein muthwilliger Fallit, oder Banquerottirer. Die Geistliche pflegen ihm ein solches Lob zu geben, daß er ein Un-Christ, ein rechter Jud und Teuffels-Genoß sey: Massen er nicht allein sich selbst in Schand, sondern auch seinen Neben-Christen in Angst und Kummer, ja gar offt ihrer viel in grosse Noth und Armuth bringet. Das Weltliche Recht hält ihn für einen Dieben, und Diebischer Straffe würdig: Vermög Käysers Caroli deß V. Const. welcher will, daß die jenigen, so Banquerout machen, als offentliche Rauber,

---

*) Obiger Aufsatz ist aus einem Buche „Opus Tripartitum der Buchhalterey zum dritten Mal vermehrt und verbessert durch Antonio Giuseppe Martegianiet Compagnie, Mainz im Jahr 1690," entlehnt, welches uns durch einen unserer resp. Abonnenten mitgetheilt wurde. Wo die Farben zu stark aufgetragen sind, wird der unbefangene Leser die Begriffe damaliger Zeit berücksichtigen; aber gewiß läßt sich noch in unseren Tagen eine goldene Nutzanwendung aus diesen goldnen Lehren ziehen.

D. R.

und Verderber deß gemeinen Nutzens, Gewerb und Handlungen, ohne die das gemeine Wesen nit bestehen kan, ohn allen vorgehenden Proceß mit dem Strang vom Leben zum Todt gebracht werden sollen. Weil auch mancher ehrlicher Mensch, wann er durch solchen Betrug wieder seine Schuld in Mangel und Armuth gerathen, offt darüber in eine tieffe Melancholey, gefährliche Kranckheit, ja wohl gar vor Kümmernuß und Armuth ins Grab fält; Gestaltsam allerhand klägliche Exempel solches bezeugen: Als schilt der Medicus solchen Betrieger auch billich vor einen Mörder. Und ist nit zu zweifflen, ein jeder ehrlicher Biedermann werde solchen Meynungen und Außsprüchen beystimmen.

Im Fall du nun vor dieses Laster und seine Schand Scheu trageſt, deinen ehrlichen Namen und Gewissen dermahl eins damit nicht zu beflecken, sondern im Gegentheil, ein behaltener, auffrichtiger, wohlbeglaubter und angesehener Mann zu seyn und verbleiben gedenckest; so sey beflissen diese nachgesetzte Erinnerungen auffs beste zu beobachten.

1.

Vor allen Dingen förchte Gott, und ruffe ihn an umb seinen Segen in deinem Gewerke: Ehre die Obrigkeit und liebe deinen Nechsten.

2.

Iß und trinck mässig, meide vielfältige Gastereyen, und sey nicht lieber noch öffter in den Gärten oder bey dem lustigen Kräntzlein, weder in der Schreib-Stuben. Mit viel Spatzierfahrten spatziert die Zeit und das Geldlein sein gemach hinweg.

3.

Halt dich in Kleidern sauber, doch nicht zu prächtig, noch über deinen Stand; und hüte dich vor der, die dir an der Seiten schläffet, daß sie mit allzukostbarem Schmuck dich nicht verderbe.

4.

Dein Weib sey im Haußhalten das lincke, du das rechte Aug, und verloß dich dergestalt auff ihren Fleiß, daß du nicht unfleissig seyest. Gehorche ihr nicht, wann sie dich bereden will zu einem Nest, welches breitter ist, weder deine Flügel: dann dieses Pfauwenstoltze Völcklein sitzt gern in schönen kostbarn Prang-Stuben, wormit sie viel Geld verpopitzen, und sind ihrer viel gern mit Ketten behangen, wie St. Jacob mit Muscheln. Sey ja so kindisch nit, daß du ihr das Kindbett ihres Gefallens schmucken wolleſt, über dein Vermögen. Laß ihr weder Hosen noch Seckel, und von dem was sie hat, richtige Rechnung thun.

5.

Halt und versorge deine Diener und Gesind, wie es sich gebührt: hab aber auch gute Achtung auff sie, und gedenk allezeit, daß der Herr selber der beste und getreweste Knecht seye.

6.

Geh zu rechter Zeit schlaffen, und früh wider an deine Gewerb.

7.

Was heut immer möglich, das spare nicht biß auff den folgenden Tag; Dañ die Zeit ist köstlich, die Gelegenheit im Nacken kahl, und Morgen dörffte sich was anders finden, so zu verrichten nöthig.

8.

Das nöthigste soll allzeit vorgehen dem, was noch etwas Verzug leidet: Damit nichts verabsaumet werde.

9.

Stelle deine Handlung oder Feilschaft zu rechter Zeit gegen die Messe oder Märckte.

10.

Brauch keinen Unterschlaiff, und hüte dich, bey Ansagung deiner Wahren vor Schaden und Ungelegenheit, wann du den Zoll entrichtest.

11.

Den Furleuthen, Schiffern, und Arbeitern gib einen billichen Lohn, damit sie künfftig desto williger und treuer in deinen Diensten seyn, wann du ihrer bedarffst.

12.

Sey nicht rauh noch unbescheiden, sonder freundlich in Worten und Geberden: dann Bescheidenheit reitzet den Käuffer, Grobheit schreckt ihn ab.

13.

Frag fleissig nach, glaub aber nicht alles noch einem jeden, sonderlich den Juden nit.

14.

Fertige deine Schreiben zur rechter Zeitt, damit die Botten nicht auffgehalten, noch die Posten versäummet werden.

15.

Sortire deine Wahren fein ordentlich und ins Auge, dann das macht dem Kauffer offt einen Lust.

16.

Mach vorhin einen Uberschlag und Rechnung, was du ohne Schaden thun oder lassen könntest, und zwar nicht oben hin im Kopff, sondern auffs Papir, zu welchem Ende es dir dienen kan.

17.

Die richtige Verzeichnuß und Buchhalterey aller deiner Außgaben, Unfälle, Ungelds, und was dir sonst in Erhandlung der Wahren daruff gangen.

18.

Beut man dir ein billiches, und rucket zu deinem vorhabenden Ziel, so drück ab: Es ist besser mit Reu verkaufft, weder mit Reu behalten.

(Der Beschluß folgt.)

Kunstreiter Baptist.

Zwischen den blos mechanischen und den schönen Künsten stehn die gymnastischen in der Mitte. Die mechanischen haben den bürgerlichen Nutzen, die schönen Künste das humane Vergnügen zum Zweck. Jene erforden bei mässigen Verstande eine körperliche Uebung von einigen Jahren; diese erfordern mehr Phantasie bei unendlicher Uebung aller Geisteskräfte und einiger edlen Glieder, um zur zweckmäßigen Fertigkeit zu gelangen.

Die gymnastischen Künste bedürfen mehr Zeit und körperliche Anstrengung als jene, und mehr als diese, Schnelligkeit der Geisteskräfte. Körperliche Energie, Geschwindigkeit der Glieder, Muth der Seele stehn dabei in gemeinsamer Wechselwirkung — indem sie vorausgesetzt und dann wieder durch die Uebung befördert werden. Darum sind auch die gymnastischen Künste seit der Griechenzeit als Erziehungsmittel angewendet worden, so wie das Tourniren im Mittelalter zur Mannhaftigkeit und in der neusten Zeit das Turnen für die Schule gehörte.

In dieser Rücksicht beziehen sie blos bürgerlichen Nutzen. Haben sie aber mit den schönen Künsten das Vergnügen der Mitbürger zum Zweck, so gebührt ihnen unter den menschlichen Fertigkeiten eine höhere Stufe, im Range schöner Künste, indem sie, neben großer körperlicher Kraft, wohlgefällige Grazie, Zierlichkeit der sichtbaren menschlichen Form wie die Bildkunst — die Idee der Schönheit erwecken, theils durch plastische graziöse Stellungen, wie der mimische Tanz — und die dramatische Gruppirung, theils durch Ueberraschung und Staunen über seltene Wagstücke, welche mit Muth, Leichtigkeit und Sicherheit ausgeführt sind, wie die Soloballet- und Seiltänzer-Kunst; oder sie zeigt alles dieses zusammen in dramatischem Wechsel, wie die höhere gymnastische Reitkunst.

Wer eine Virtuosität der Art, sonder Gleichen sehn und mit Vergnügen bewundern will, muß die Gelegenheit eines seltenen und höchst

unschuldigen Vergnügens benutzen, welche Herr Baptist jedem darbietet, dem körperliche Fertigkeiten ein edles Interesse für den Menschen gewähren. Der Kenner des Menschen und der aufmerksame Beobachter erstaunt, so viele Glieder, Gelenke, Nerven, Muskeln in Blitzesschnelle dem Willen des Geistes gehorsam zu sehn, wie beim musikalischen Virtuosen vorzüglich zu bewundern ist.

Diese höhere Reitkunst gewinnt noch an Interesse, weil sie zur sicheren Ausübung lebendige Instrumente bedarf, und vom Willen eines andern, nämlich eines Pferdes abhängt, auf dem er seine Künste wagt. Dies edle Thier muß auch zu seinem Zweck natürlich und künstlich gebildet seyn, daß es seinen Absichten entspricht. Zugleich muß auch die menschliche Lehrfertigkeit bewundern, daß das Thier, welches der Schöpfer zum Tragen, ziehen und zum laufen gebaut zu haben scheint, so viel Verstand und Folgsamkeit mit Lust und Geduld beweist, um wie ein gehorsamer Diener sich aufs Geheiß zu stellen, zu legen, zu knieen, und ihm fremde Dinge, wie ein Hund zu apportiren.

Wenn auch gleich H. Baptist als Direkteur einer Reitergesellschaft nicht die Masse von Gliedern und Pferden, wie vor einigen Jahren H. Blondin vorführen kann — so kömmt es doch bei einer Kunstdarstellung nicht auf die Masse sondern auf die intensive Virtuosität an. Wir sahen aber schon damals, daß H. Baptist ein Hauptvirtuose jener Gesellschaft war; und wir können versichern das Er sich in erstaunenswürdiger Sicherheit und Gewandheit noch vervollkomnet hat. Man kann nicht ohne Bewunderung seine Darstellung eines polnischen Lancier, der auf dem Pferde seine Fahne vertheidigt, ansehn. Eben so sehr muß man die ungenierte Gewandtheit und Fertigkeit der Hände und des Balancirens eines Jongleurs im Zwischenspiel bewundern.

Es wäre daher zu wünschen, daß H. Baptist der nur auf eine geringe Anzahl von Vorstellungen beschränkt ist, mit Hochobrigkeitlicher Vergünstigung einige Vorstellungen mehr geben dürfte, damit alle kunstliebende Bürger gelegentlich bei seiner ungemeinen Kunstfertigkeit das Vergnügen der Bewunderung und des Staunens genießen können.

Einige Kunstfreunde.

---

* Wunsch.

Unsere Tagesblätter sind uns neben mehreren andern Zwecken, als Bildungs- und Unterhaltungs-Mittel angekündigt, und im Hinblick auf ersteres muß wohl jeder Leser sie mit Vertrauen ergreifen können, nicht auf Anstöße gegen Sittlichkeit zu gerathen. Mögen Federkriege mit oder ohne Persönlichkeiten geführt werden, wie es ja auch außer den Tagesblättern geschieht, so bleibt die Verantwortung den streitenden Parteyen, und der Leser kann sich harmlos an Ansichten und Urtheil, an Styl und Witz ergötzen, unterhalten und sogar bilden.

Aber, ohne der Censur vorgreiffen zu wollen, muß doch angelegentlich gebeten werden, ein gebildetes Publikum und dessen Ruf nach aussen mit solchen Ausdrücken künftig zu verschonen, wie sie in einem mit V. unterzeichneten Aufsatze des Unterhaltungsblattes Nro. 83 wiederholt vorkommen.

Wer, der in einem anständigen Zirkel der Ueberschrift nach etwas über das Theater vorzulesen glaubte, würde nicht erröthen, wenn er auf solche Ausdrücke stößt, zumal, wenn ihr nacktes Hervortreten nicht einmal durch witzige Wendungen überschleyert oder schnell wieder aus der Erinnerung verwischt wird.

Ohne eine Partey für Herr V oder Herr H ergreifen zu wollen, möchten die Sittlichkeit beleidigenden Ausfälle des Ersteren doch ein für allemal zur Abstellung verwiesen werden, und bittet darum in Namen Vieler

ein Familien-Vater.

Hierbey eine Beylage.

A. Daeves, d. Z. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen.

Beilage zu Nro. 90 des Bürgerfreundes.

*Theater.

(Beschluß.)

Dahinzu kommt noch, daß viele Kunstfreunde sich zu einem Beytrage für sonstige Theaterbedürfnisse bereits vereinigt haben. Wenn, wie zu erwarten steht, dieses dankenswerthe Unternehmen erneuert wird, so wird mancher unter der Rubrick eines Beytrages zur Orchester-Musik der Verbesserung unserer Bühne zu entsprechen vorziehn. Die Direction wird dadurch in den längst gewünschten Stand gesetzt werden, den Mitgliedern des Orchesters Bedingungen zu gewähren, unter denen sie der pünktlichsten Wahrnehmung ihrer Pflichten sich weder entziehn können noch möchten, und unser wohlhabendes Publikum wird sich immer mehr für ein festgestelltes, übrigens unabhängiges Orchester interessiren.

Ferner ist noch zu berücksichtigen, wie theilnehmend sich unsere Dilettanten im vorigen Jahre für die Oper bezeigten. Wir würden uns dieser Mitwirkung noch öfterer erfreut haben, wenn die Proben nicht wegen mehrerwähnter Pflichten einiger Musiker zu einer Tageszeit gehalten werden müßten, die mit den bürgerlichen Geschäften der Dilettanten unvereinbar ist, während sie an theaterfreyen Abenden eine Probe als eine der vielen musikalischen Abendunterhaltungen betrachten würden.

Unter so bewandten Umständen wäre es gewiß ein recht heilsamer und das allgemeine Vergnügen fördernder Versuch, die eingetretene Spannung und Spaltung durch gegenseitiges Einverständniß auszugleichen. Mich dünkt, daß ein Militair-Musik Corps und eine Stadt- oder Theater-Capelle sehr wohl in einem und demselben Bestande vereinigt seyn könnten. Für die Zeit des Friedensstandes im lieben Vaterlande, dürfte der Kunst und dem größeren Publikum wohl der erste Rang eingeräumt werden, ohne daß das Militair irgend eine wesentliche Entbehrung spüren würde. Ein Krieg, an welchem unsere Söhne Theil nehmen, wird unsern Bürgern die Entbehrung der Musiker nicht nur leicht, sondern sogar wünschenswerth machen, die in Beschwerden und Gefahren für unser Heil, das Gemüth unserer Söhne erheitern und den Muth beleben. Würde also das Hanseatische Musikcorps um seiner Kunstfertigkeit und unläugbarer Eingeübtheit willen als erster Stamm einer solchen Capelle aufgestellt, welche nebst den, sonst für die vollkommene Besetzung eines Orchesters erforderlichen Mitgliedern aus den freywilligen Beyträgen bezahlt würde, und für seinen Militair-Dienst die Staats-Besoldung genösse, wobey dem Militair-Chef sehr natürlich die freye Disposition zu gehöriger Aufrechthaltung und auch äußerer Befriedigung des Dienstes in den erforderlichen Fällen frey bleiben muß, so wäre das Verhältniß der Bezahlung das richtige, der Willkühr vorgebeugt, der Achtung des Publikums entsprochen, und dem Dienste Genüge geleistet. Ist dagegen der Militair-Dienst der Musiker unvereinbar mit der Orchester-Pflicht, so würden zur rechtmäßig zu fordernden Befriedigung der Kunstfreunde, die jetzigen Militair-Musiker Gelegenheit haben, sich für eines oder anderes zu entscheiden um künftig jeder Mißdeutung überhoben zu seyn. Wenn die Angabe wahr ist, daß einige Musiker neben freyer Beköstigung, Bekleidung Wohnung u. s. w. monatlich eine Besoldung von 20 Rthlr. und darüber genießen, und außer der kurzen Wachtparadezeit zu einem gleich beträchtlichen Erwerb durch Unterricht, durch Theater- und andere Musiken die nächste Gelegenheit besitzen, so ist es eben so erklärlich, das Theater als Nebensache betrachten zu können, wie es einleuchtet, daß um diesen Preis das Publikum sich ohne Unbilligkeit größere Befriedigung verschaffen kann. Bleiben die Mitglieder der Capelle oder des Orchesters in dem Militair-Musik-Corps, so wird man sich die zuweilen statt habende Entbehrung der Mittags-Musik auf dem Domshofe gern in der Ueberzeugung gefallen lassen, am Abend im Theater desto reichhaltiger entschädigt zu werden. Eben so sehr wird man damit zufrieden seyn, wenn irgend eine besondere Veranlassung die Musiker als Militairs in Anspruch nimmt, da der große Vortheil nicht verkannt werden muß, der aus der anderweitig engeren Verbindung so vieler Musiker entspringt, und da dem Dienste allerdings Genüge geschehn muß.

Eine Unbilligkeit gegen die Mitglieder des Hanseatischen Musik-Corps aber, liegt in dieser Einrichtung keineswegs. Zwar würden sie die Einnahme entbehren, welche sie nebtn ihrer Staats-Besoldung, und neben Vergütung durch Privatbeyträge jetzt vom Orchester empfangen, allein sie treten in dieser Hinsicht nur auf dieselbe Linie mit allen übrigen Musikern der Stadt, welche Mitglieder des Orchesters sind, welche den sehr beachtenswerthen Vortheil feststehender

Besoldung und angenehmer Emolumente für einen nicht eben beschwerlichen Dienst, nicht einmal genießen, welche von bürgerlichen Lasten und Diensten nicht, gleich dem Militair befreyt sind, welchen der Erwerb durch gelegentliche Musiken sich ungleich seltener, wie diesem geschlossenen Corps, zuwendet. So gern ihnen der reichlichste Gewinn in unserm gewerbfreyen Bremen nun auch gegönnt ist, so verzeihlich und gerecht ist doch auch ein Vorschlag zu wahrhafterer Gemeinnützigkeit, um Förderung der Kunst und des Vergnügens, zumal dieser Vorschlag und alle dafür ausgesprochenen Wünsche nur Folge der Störungen und Hemmungen sind, die das Theaterpublikum durch die unläugbaren Prätensionen der pecuniair anderweitig gesicherten Musiker erlitten.

Der Vortheil, diesen Mißstand durch eine verbesserte Einrichtung abzustellen, ist gewiß allen Musik und Theater Freunden, welche die Sache mit mir unparteyisch beleuchten, in die Augen springend und also höchst wünschenswerth. Es würde sich demnach auch um den dazu einzuschlagenden Weg handeln. Ob derselbe nicht verfehlt werden könnte, wenn von einer Seite für das Hanseatische Musik-Corps und von einer andern für eine Stadt- oder Theater-Capelle Unterschriften gesammelt würden, möchte ich nicht entscheiden. Am willkommensten und schicklichsten gliche sich die Sache wohl aus, wenn der vertrauenswerthe Herr Rechnungsführer der Hanseatischen Musik Casse dieser Erweiterung des bisher einseitigen Unternehmens sich unterzöge, die einen bedeutend größeren Einschuß der Contribuenten ergeben würde. Die Mitglieder des Hanseatischen Musik-Corps würden in dem ungestörten Genuß ihrer bisherigen Einnahme bleiben können und zur pflichtmäßigen Bedienung des Orchesters unter leidlichen Vorbehaltungen überwiesen. Der Ueberschuß der Beyträge gehörte der ferneren Erhaltung des Orchesters an, und nur das dann noch fehlende würde von der Theater-Unternehmung bestritten. Wollte und könnte sich der verehrte Herr Rechnungsführer zu dieser Bemühung verstehn, und würden sich unsere Militair-Musiker der Einrichtung fügen, so wäre schnell jede Spannung und Spaltung gehoben. Fände Ersterer aber Schwierigkeiten gegen seine Befassung mit der Sache, so darf wohl darauf gerechnet werden, daß sich ein Vorstand aus den sämtlichen Contribuenten dazu willig erkläre. Wollten aber die Militair-Musiker sich nicht mit dieser Einrichtung einverstehen, so würden sie allerdings sich selbst es beyzumessen haben, wenn die durch übertriebene Ansprüche oder durch die Orchesterstörungen unwillig gemachten Musikfreunde ihre Beyträge künftig dahin leisteten, wo ein reicherer und edlerer Genuß ihrer wartet, und ihre Gabe durch Pünktlichkeit, Anspruchslosigkeit und Willfährigkeit geehrt wird.

Eine Erklärung, wessen sich die Musik- und Theaterfreunde zu gewärtigen haben, wäre deshalb besonders sehr erwünscht, um die mehrfach aufgeregten Gemüther, welche von ferneren Beyträgen sich gänzlich loszusagen bereits beschlossen haben, zu beschwichtigen, und dem Remittiren bey Vorlegung der Subscriptionsbogen vorzubeugen, welches nach einmaligen Einreißen nur zu sehr einer Wiederherstellung zu ermangeln pflegt.

Würde dieser heilsame Zweck erreicht, so dürfte ich mich um so eher einer Vergebung der geehrten Leser für die umfassendere, Auseinandersetzung meiner Ansichten schmeicheln, um die ich auch im ungünstigsten Falle der guten Absicht halber ersuche.

— a —

---

* An die Direction des Stadttheaters.

Mit aufrichtiger Theilnahme geben die Unterzeichneten der resp. Direction den Rath, die beiden Zankäpfel, nemlich: den Hermelin-Ueberwurf, auch Schlafrock mit Kaninchenfellen genannt, und das geschmückte Barrett, auch Nachtmütze genannt, gegen die Theaterpreise zur öffentlichen Beschauung und Ueberzeugung auszustellen, um dadurch, wie billig, einigermaßen zur Vergütung des Schadens zu gelangen, den dieselben durch Affen, Hunde, Pferde, Löwen, Bären und Recensenten, den Freimarkt über erlitten hat.

Auch tragen die Unterzeichneten den Wunsch vor, den Ring bald wieder auf dem Repertoire zu sehen, um gleichfalls durch den Augenschein über den wohldurchdachten und schlecht durchgeführten Klingsberg ins Reine zu kommen.

Mehrere Theaterfreunde.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 91.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 13. November 1823.

So blühet, was uns Gott gegeben,
Verjüngt empor, es schwindet nicht,
Denn aus dem Tod' erwacht das Leben,
Und aus dem Grabe bricht das Licht.

* Der sterbende Sänger.

Es ging ein grauer Sänger schweigend,
Das Silberhaupt zur Erde neigend
Im winterlichen Thal hinab;
Leis' rührte er der Harfe Saiten!
Da sieht den Friedhof er von weiten
Und drinnen ein geöffnet' Grab.

Da singt er wehmuthvoll die Worte,
Sich nahend der umgrünten Pforte:
„Bist Du gekommen schon, o Nacht!
Ist schon mein Leben hier zerronnen,
Verlöscht die strahlenweichen Sonnen,
Die hell mein irdisch Sein gemacht?“

„Sind meine Lieder all' verklungen
Die kühn sich einst empor geschwungen
Aus dieser wonnesel'gen Brust?
Du Saitenspiel bist mir entfallen!
Auf ewig soll dein Ton verhallen
Du Schöpferin der reinsten Lust?“

„Hier steh' ich an der dunkeln Schwelle,
Doch lächelnd winkt mir drüben Helle!
Zur Ruhe sinkt mein müdes Haupt. —
Und allen Leiden, allen Schmerzen,
Die Wunden schlugen meinem Herzen
Ist ewig nun die Kraft geraubt!“

Da schien ein Zauber sanft die Wellen
Im Meer der Töne anzuschwellen
Und der Zypresse Haupt erklang:
Siehst Du des Seraphs Glanzgefieder?
Es trägt den Geist zum Urquell wieder
Und hier lebt ewig Dein Gesang!“ — —

Er hört's — Verklärung in dem Blicke
Schaut er in's Pilgerthal zurücke,
Das Saitenspiel noch einmal an, —
Dann schließt er still die Augenlieder
Und niemals öffnet er sie wieder
Das Licht der Sternen zu umfah'n. —

Hedwig Hülle.

Der Student.

(Fortsetzung.)

Gerhardt hatte unterdessen, von Seelenangst gefoltert, sich rastlos umher getrieben. Die dumpfe Stille im väterlichen Hause, des Vaters trübe Theilnahmlosigkeit an dem Schmerz, welcher seine Brust zerriß, und sein krankhaftes Hinstarren auf die Ereignisse des Tages, welches die Stimmung eines Menschen ausdrückte, der Alles aufgegeben hat und im stummen Trotz den letzten vernichtenden Schlag erwartet — dies Alles vermehrte nur noch seine Pein und machte ihm den Aufenthalt in der väterlichen Wohnung unerträglich. Er verließ sie daher bald wieder, um sich irgendwo Zerstreuung zu verschaffen. Aber was er hörte und sah, diente eben nicht dazu, ihn auf zu heitern. Die Straßen wimmelten von fremden Kriegern, welche der Freude über die Ankunft des königlichen Führers, so wie dem Uebermuth des Siegesgefühls freien Raum ließen, und in langen, Arm an Arm geschlossenen Reihen singend und jubelnd durch die Straßen zogen, wobei die ihnen Begegnenden selten ungeneckt blieben. Aus allen Trinkstuben schallten muntere Zech- oder Kriegslieder, oft vom Gekreisch schreiender Dirnen unterbrochen, welche sich in die Nähe der Zecher gewagt hatten und diese Dreistigkeit mit der Erduldung roher Scherze büßen mußten. Ein großer Theil des evangelischen Heers hatte wohl gehofft, es werde bei einer Plünderung der Geistlichkeit und der Klöster in Erfurt sich reiche Beute finden. Gustav's kluge Mäßigung, seine Menschlichkeit, die ihn jene Greuel verabscheuen ließ, hatten diese Hoffnung vereitelt. Viele der Krieger murrten über solche Beschränkung ihrer Sieger-Rechte, indem sie gewohnt waren, die Plünderung eingenommener Orte als eine gebührende Schadloshaltung für die Mühen des Kriegerlebens zu betrachten; dies berücksichtigend, mochten wohl die Befehlshaber diesmal von ihrer gewohnten Aufsicht ein wenig nachgelassen und dem gemeinen Kriegsvolk etwas mehr Freiheit erlaubt haben, als bei der ernsten Disziplin im schwedischen Heer, wenigstens in der Nähe des Königs, ihnen sonst gestattet zu werden pflegte. Daher sah man nahe bei den Klöstern und vor den Wohnungen der Geistlichen zahlreiche Gruppen von Soldaten, welche Spottlieder sangen und allerlei Ausgelassenheit trieben, oft sogar mit Drohungen die Bewohner ängstigten. Die Heiligenbilder auf den Straßen blieben auch nicht verschont; die Kränze, womit der fromme Glaube seine Schutzheiligen geziert, wurden herab gerissen, verstreut und allerlei Muthwillen mit den Bildern getrieben. Fast bei jedem Schritt stieß Gerhardt auf ähnliche Dinge und seinen Ingrimm noch zu vermehren hatten Bekannte, die ihm begegneten, ihm von dem Könige zu erzählen, dessen Persönlichkeit Allen das lebhafteste Interesse einflößte. So Manches, was er gesagt, hatte sich schnell verbreitet und wurde mit der regen Theilnahme, welche große Menschen unter ihren Zeitgenossen erwecken, aufgefaßt und weiter erzählt, und so hörte Gerhardt von allen Seiten nur das Lob des guten und großen Schweden-Königs und selbst Mehrere seiner Glaubensgenossen sprachen mit Begeisterung von dem Helden und priesen seine großen Eigenschaften und insbesondere die Mäßigung, die er den Katholiken in Erfurt bewiesen. Für Gerhardt waren solche Aeußerungen, in der fanatischen Stimmung seines Geistes, traurige Vorzeichen des immer mehr überhand nehmenden Ketzerthums; denn was konnte, seiner Ansicht nach, wohl Schlimmeres geschehen, als wenn der Feuereifer für den alleinseligmachenden Glauben an der gerechten Bewunderung sich brach, welche

die Tugenden des Oberhauptes der Gegenpartei einflößen mußten. Er floh endlich zum nächsten Stadtthor hinaus in's Freie und nach langer, ermüdender Wanderung warf er sich am Fuß des Steigerwaldes auf einer Stelle nieder, welche mit ihrer Höhe die Stadt und ihre nächsten Umgebungen beherrschte. Die Natur athmete diejenige Stille, welche den früheren Herbsttagen eigen ist; und im Gegensatz mit der Unruhe, welche die Gemüther bewegte, waltete über den Fluren ein tiefer Friede, den jedoch die leisen Spuren des allmähligen Hinwelkens und Vergehens der Pflanzenwelt einen sanft schwermüthigen Anstrich gaben. In Gerhardt's Seele fanden diese Eindrücke den vollen Wiederklang. Er blickte mit schmerzlicher Wehmuth auf die Stadt; die vielen Thürme mit ihren schlanken Spitzen, welche, in noch weiterer Ferne, als der Schall der Glocken reichte, dem Wanderer die Menge der gottgeweihten Stätten zeigten, glänzten im Abendgolde; besonders ragte der mächtige Dom hervor, von jeder Seite dem Kommenden sichtbar, und die Macht und Herrschaft der Kirche verkündend.

„Also auch du" — so sprach Gerhardt, von diesem Anblick tief bewegt, vor sich hin — „du liebe, alte Stadt, die du der Altäre des reinen Glaubens so viele in deinem Schooße treu bewahrt hast, auch du sollst jetzt dem Verderben anheim fallen! Deine schönen Kirchen, deine frommen Klöster sollen ein Raub der frechen Rotte werden, die mit roher Hand zerstören wird, was dem Dienst des Heiligen geweiht war. Deine Mauern, du ehrwürdiger alter Dom, werden sie schleifen, um von der Höhe, von welcher du so lange das Heil der Welt verherrlicht hast, den Tod auf die Streiter der wahren Kirche zu schleudern, und Niemand, Niemand findet sich, der diesem Greuel ein Ziel setzt? — So fragen Tausende und Jeder erwartet vom Andern, was er selbst zu thun zu schlaff oder zu feige ist. Und ist es denn nicht ganz augenscheinlich, daß mit dieses Schweden-Königs Fall der Protestanten ganze Macht gebrochen wäre? — Und muß es nicht ein reines Leben seyn, daß an solche That gewagt wird, an welcher der Muth von Tausenden sich zu thätiger Bekämpfung des Bösen entzünden soll — und könnte mein Leben wohl schöner enden, als an einem solchen Ziele? — Ist nicht das Daseyn frommer Ordens-Brüder, die ihre Tage strengen Regeln geweiht haben, ein sich täglich erneuernder Tod für die Verherrlichung der Kirche und hab' ich nicht, von den unzähligen Beispielen so frommer Verleugnung begeistert, oft in stillen Nächten zu den Heiligen gefleht, auch meinen Sinn dahin zu lenken?! O es war der unverstandene Wunsch meines Inneren, ein Opfer zu werden für das Heiligste, dessen Bedeutung mir jetzt aufgegangen, da der Himmel mir den Weg gezeigt, auf welchem ich mein Leben ihm weihen kann. So sey es denn ein ihm geweihtes Opfer, und das Leben, die Hoffnung und die Liebe — ach, die Liebe, die einst ein irrdisches Paradies vor meinem trunkenen Blick erschließen wollte! — Alles sey dargebracht für den einen hohen Zweck, die Kirche zu befreien von ihrem furchtbaren Gegner!"

Gerhardt fühlte sich, als dieser Gedanke jetzt zum ersten Mal in bestimmter Form aus seinem gährenden Innern sich losgerungen hatte, von Wehmuth und innerem Schauder so überwältigt, daß er lange mit auf den Boden gedrücktem Angesicht liegen blieb. Als er sich endlich erhob, war die Sonne längst untergegangen und Dämmerung herrschte bereits umher; aber er fühlte das Bedürfniß tieferer Einsamkeit und schlug daher den Weg in den Wald ein. Es hauste seit Jahren ein frommer Einsiedler im Steigerwald, welchen Gerhardt sonst zuweilen besucht hatte; dorthin

beschloß er zu gehen. Aber seine Erinnerung hatte ihn getäuscht oder die Unruhe seines Gemüths ließ ihn den Pfad verfehlen. Immer dunkler ward es und der Herbstwind fuhr schaurig durch den immer dichter werdenden Forst; er konnte endlich nicht mehr den Weg erkennen und mußte sich mühsam durch das Dickigt winden, bis er zuletzt nach mehrstündiger Wanderung, völlig erschöpft, auf einen etwas freien Platz kam, wo uralte hohe, sich domartig wölbende Bäume, bei der schwachen Helle des eben aufgegangenen Mondesviertel, ihn eine Aehnlichkeit mit der Gegend erkennen ließen, wo einst die Klausner-Hütte stand. Wirklich endeckte er auch ihre Ueberbleibsel, aber der Eremit war fort, vielleicht längst gestorben oder von den Kriegsunruhen bewogen, diese Gegend zu verlassen. Gerhardt beschloß, diese Nacht hier zu verweilen und warf sich auf den Boden der Hütte nieder, wo auch bald die körperliche Ermüdung über seine geistige Unruhe siegte und er in einen tiefen Schlaf sank. Als er erwachte, stand die Sonne schon hoch. Er sah sich, von einer freien Höhe aus, welche ihn die Gegend überschauen ließ, bei zwei Stunden von der Stadt entfernt, und begab sich ungesäumt auf den Rückweg. Seine Stimmung war jetzt ruhiger; aber was er gestern im Drange des heißen Seelenkampfes gewollt, stand heute klar und fest vor seiner Seele und mit der neugestärkten Körperkraft schien auch sein Wille zu der beschlossenen That nur um so unerschütterlicher geworden, was er, im fanatischen Wahnglauben, nicht der Kraft seiner physischen Natur, sondern der Stelle zuschrieb, wo er geruht und die einst den Altar des Klausners getragen hatte.

Er kam um die Mittagszeit im väterlichen Hause an. Die Diener entsetzten sich über sein bleiches verstörtes Wesen; doch schien sein nächtliches Ausbleiben keine Unruhe um ihn veranlaßt zu haben und auf sein Fragen erfuhr er: daß Pater Anselm in der vorigen Nacht das Closett seines Vaters nicht verlassen hatte und Beide darin bis jetzt ununterbrochen beschäftigt seyen. — Als Gerhardt sich etwas erholt, ging er zu seinem Vater. Er fand ihn viel ernster und trüber noch als gewöhnlich und nicht im Gebet, sondern mit Pater Anselm bei seinem Archiv beschäftigt. Todesbleich, mit erloschenem Blick und zitternden Gliedern, schlich der Greis umher und mühte sich, mit unendlicher Anstrengung, verstaubte Papiere aus den Fächern, wo sie seit Menschengedenken geruht, hervor zu ziehen und zu sondern; wobei Pater Anselm ihm zur Hand ging, eben so wortlos, düster und trübe als er. Sie vernichteten Vieles und packten Anderes mit großer Sorgfalt in tiefe schwerbeschlagene Kisten. Gerhardt sah Beiden eine Zeit lang traurig und schweigend zu und schickte sich darauf an, ihnen bei dem Geschäft zu helfen. Aber der Vater lehnte seine Mithülfe in bestimmten Worten ab und gebot ihm sogar, sich zu entfernen, ein Befehl, welchem der Sohn, von Jugend auf an schweigenden Gehorsam gewöhnt, auch augenblicklich Folge leistete. Langsam schritt er über eine Gallerie an der Gartenseite des Hauses und blieb gedankenvoll, mit aufwärts gerichteten Blicken, an einen Pfeiler gelehnt, stehen, als ein leichter Schlag auf die Schulter ihn wieder in die Gegenwart zurück rief. Es war Frau Gertrud, die hinter ihm stand, seines Vaters Wirthschafterin, welche seit der Mutter Tode dem Haushalt vorgestanden und seine Kindheit gepflegt hatte. Sie schaute ihn freundlich an und sprach dann treuherzig: „Seyd nicht so traurig, junger Herr, und laßt Euch das Herz nicht schwer machen von dem, was nicht zu ändern ist! Daß Ihr die Braut darüber verliert, ist freilich schlimm; doch wer kann wissen, wozu auch das gut ist! Ihr seyd so jung und so

schmuck, und findet wohl zehntausend Mal eine Andere für die abtrünnige Maria!" — „Maria!" fuhr Gerhardt auf; „was ist mit der, was wollt Ihr mit ihr, Frau Gertrud?" — „Nun, was Ihr ja wohl schon selber wißt!" entgegnete diese; „daß sie in der Königin von Schweden Dienste treten wird, als Kammer-Fräulein, sobald diese hieher kommt. Sie haben gestern in Großmann's Hause bankettirt, dem schwedischen Reiter-Oberst zu Ehren, der dort einliegt. Der hat es so gekartet und der Jungfer schon bei Tische Hand und Wort darauf gegeben; die alte Anna hat es selbst gesehen und nahe dabei gestanden, als der Oberst sogar Jungfer Maria darauf zugetrunken. Nun da wird's denn auch wohl bald heißen: Gute Nacht, ächter Glaube! und Maria wird bald genug die Zahl der Ketzer mehren helfen. Ach, ich habe das arme Kind so manches liebe Mal auf meinen Armen getragen und nimmer geglaubt, daß es so mit ihr kommen würde. Mir hat ihre selige Mutter sie auf dem Sterbebett anvertraut und wär' es nach mir gegangen, sie wäre jetzt eine fromme Nonne und nie des Bösen Beute geworden!"

Gerhardt hörte das Alles mit lautlosem Entsetzen, und starrte die Alte mit wilden Blicken an; als er aber große Thränen über ihre welken Wangen rollen sah, da ward auch ihm unaussprechlich weh um's Herz; er schlang mit Heftigkeit beide Arme um den Pfeiler, an welchem er gelehnt stand, und warf sich mit der Stirn so hart dagegen, daß das Blut hernieder rann, wobei er zugleich in ein leidenschaftliches Schluchzen ausbrach. Frau Gertrud bekreuzte sich vor seiner Heftigkeit und sprach dann, indem sie die Hand auf seinen Arm legte: „Betrübt Euch nicht so sehr, Herr Gerhardt, um die Verlorne! Bedenkt wohl, was Pater Anselm spricht: Es sey jetzt nur Zeit, die liebe Christenheit, nicht aber sich selbst zu beklagen, und statt zu weinen, möge Jeder ein tüchtig Schwerdt zur Hand nehmen, den argen Feind damit zu bekämpfen, und damit mag er wohl Recht haben! Auch kann man ja nicht wissen, wie Alles noch kommt. Der Schweden-König wird seinem Schicksal nicht entgehen und Pater Anselm meint, es könnten wohl schon viele scharfe Klingen für ihn geschliffen seyn. Die Lilie, die seine Wohnung geworden, wird ihm den Tod bedeuten, den frühen Tod! — und dann wird die Kirche wieder frei und der glorreiche römische Kaiser ein leichtes Spiel haben, die Ketzerbrut bis auf den letzten Mann zu vertilgen, ohne, wie er geschworen, das eigene gesalbte Leben daran setzen zu müssen!" — Die Alte verließ bei diesen Worten die Gallerie und Gerhardt blieb stehen, mit einem neuen Stachel im Herzen. Er sah nun ganz und unwiederbringlich das Band zerissen, was ihn am innigsten mit dem Leben verknüpft hatte; und dieses verachtend auf zu geben, konnte kaum noch ein Opfer seyn, da es allen Werth für ihn verloren. Er ging mit dieser Empfindung langsam in sein Gemach, schloß sich dort ein, betete, bewaffnete sich dann mit einem leichten Stoßdegen, der sich unter der Kleidung verbergen ließ und ging aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Attestate,
aus dem Leben gegriffen.

1.

H. entläßt seinen Bedienten nach manchem vergeblichen Versuche der Besserung. Der Bediente aber hat einen recht guten Dienst bey H. gehabt, und möchte gern einen ähnlichen finden. Er bedarf dazu eines empfehlenden Attestates, und H., der ihm gern helfen, aber nicht lügen will, giebt folgendes:

„Unterzeichneter bezeugt hierdurch der Wahrheit gemäß, daß Johann N. N. zwey Jahre zu seiner vollkommenen Zufriedenheit bey ihm in Dienst gestanden u. s. w.

Ob das Wort seiner sich auf den Herrn oder den Bedienten beziehe, bleibt unentschieden.

2.

M. bekommt von T. in Z. einen Brief mit 250 Rthlr. zum Besorgen an H. — M behält das Geld für sich, und stellt, als H. es erfährt, in der Insolvenz baarer Erstattung, einen Schuldschein über das Untergeschlagene aus. Die Sache aber leckt aus, und M's Ehre und Subsistenz stehen auf dem Spiele. Die Gutmüthigkeit des hintergangenen H. läßt sich zu folgendem Attestate bewegen:

„Ich bezeuge es hierdurch, als ein grundloses und lügenhaftes Gerücht, daß M. 250 Rthlr. zum Abgeben an mich in R. empfangen, und selbige mir nicht zugestellt habe u. s. w.

Daß M. sie aber in Z. empfangen und entwendet hat, davon ist weiter keine Rede.

Güldene Lehren *)

Vor alle Neu-angehende

Handels- und Kauffleute,

Solhren ehrlichen Namen behalten, und bey Ehren bleiben wollen, zu sonderlichen Nutz auß unterschiedlichen, so wol Christlichen als Heydnischen Scribenten und täglicher Erfahrung, herauß gegeben.

(Beschluß.)

19.

Dein äusserstes Wort gib aber keinem so leichtlich, sondern laß den Käuffer selber herzurücken: Es sey dann so ein resolutter Mañ, der auff dein Wort oder Außspruch handelt, dann dafern du einen solchen uberschätzest, wird er nit allein für sich selbst hernach deiner müssig gehn, sondern auch andere für dir warnen.

20.

Erkundige dich fleissig, ob wer mehr deiner Wahren feil habe: Und halte in Betrachtung dessen nicht zu hart und genau auff einen Pfenning, auff daß man dir nicht den Rücken kehre, und wieder zu kommen verheisse, welches dem Krämer Schaden bringt: Ein Verlust zu rechter Zeit, ist offt grosser Gewinn.

21.

So du aber ein Wahr allein hast, kanst du wohl einen ehrlichen Profit suchen, doch also, daß es Christlich sey, und dein Gewissen keinen Verlust erleide, oder du an deiner Seelen Schaden nehmest.

22.

Insonderheit hüte dich, daß du in denen Wahren, deren die allgemeine Nothdurfft nicht entbehren kann, als Getrayd, Most, und dergleichen, dir keinen Fluch an Hals wucherst: Dann wer solche einbehält oder übertheuer, ladet des gantzen Lands Seufftzen auff sich.

23.

Im übrigen werde keiner unverderblichen Wahr feind, wann sie etwan heut nicht gelten will: Dann sie findt schon allzeit ihren Herrn.

24.

Spann keinem seinen Kunden oder Handelsmann weder münd- noch schrifftlich ab: und thue einem andern auch nicht, was du nicht wilt, daß dir geschehe.

25.

Handle kein geraubtes oder gestohlenes Gut an dich, wann es gleich spott wohlfeil: Dann es ist nichts wohlfeilers, weder der

Fluch. Solcher Vortheil hat Adlers Federn, und dörffte wie ein Krebs, unter deiner Haab umb sich fressen, oder deine Erben davon büssen müssen.

26.

Schreib ein, ehe du außgibst, und nimm ein, ehe du auffschreibest: Lege dich nicht zu Ruhe, bevor du deß gantzen Tags Handlung auffgezeichnet, und was du einschreibest, das sey lauter, klar, verständlich und sauber eingetragen.

27.

Schließ deß Jahrs einmahl einen richtigen Bilantz.

28.

Laß dich nicht verdriessen, alles was du einschreibest, wiederumb noch eins zu übersehen.

29.

Laß dich von Niemand mit Wechseln belasten, sonst schwebt dein Credit: in grosser Gefahr.

30.

Wird dir ein Wechsel-Brieff vor Ankunfft der Ordinari praesentirt, so gedencke, daß es einen sonderlichen Zufall bedeute, darumb mit der Acceptation behutsam zu gehen.

31

Zahl keinen Wechsel vor der Zeit, daß du ihn nit müssest noch einmahl zahlen, wann irgend derselbe immittels fallirte, an dem die Zahlung beschehen.

32.

Präsentire gleichfalls den Wechsel-Brieff zu rechter Zeit, nach Ordnung und Styl deß Orts, da er soll bezahlt werden.

33.

Wann er nicht acceptirt wird, so protestire mit Notarien und Zeugen, damit du wiederumb zu deinem Gelde gelangest bey deinem Auffnehmer.

34.

Laß dir, dafern Pretest wieder zuruck kommet, den Auffnehmer, nach Gelegenheit der Sachen, ohne Verzug Bürgen stellen, oder gute Wahren und Pfänd lieffern, damit du deiner Hauptsumma, Unkosten und Schadens gesichert seyest.

35.

Vor allen Dingen befließ dich von deß Auffnehmers Zustand und Credit gute Kundschafft zu haben, bevor er die Gelder vor dir trassirt.

36.

Deine acceptirte und bezahlte Wechsel, und obligationes fordere je ehe je lieber, umb Verhütung grosser Ungelegenheit, in Sterbens-Fällen.

37.

Dein guten Credit bewahre gleich dem Augapffel, strebe dahin, deine Creditoren zu rechter Zeit zu befriedigen, und halte mit jedem richtige Abrechnung; dann richtige und kurtze Rechnung erhält die beste Freundschafft.

38.

Werde nicht leichtlich für jemand Bürg, du habest dann doppelt so viel in Händen, oder sonst genungsame Versicherung: Je kürtzer die Bürgschafft benannt, je besser und verträglicher es dir ist, und alsdann siehe zu, daß sie recht getiliget wird.

39.

Kombst du mit jemand in Streit, so gebrauch dich zum Vergleich ehrlicher und verständiger Kauffleuth, die den Handel in der Güte beylegen, und fliehe die Rechts-Processen, als ein Ruin deiner Zeit, Handlung und Vermögens.

40.

Schau, wem du leyhest und borgest, und gedenck, daß viel borgen macht viel sorgen.

41.

Thust du Geld auff Wucher auß, so nim keinen unbillichen Zins, daß nicht dermahl eins Capital und Interesse im Stich bleiben.

42

Vertieff dich nicht in Bauwerk und Land-Güter; Dann es ist nichts mißlichers, weder das seinige auff die Wände schmieren, oder ins Landwesen stecken, wann man sonst ehrlich außkommen kan.

43.

Siehest du gleich viel Raritäten, die nichts weder das blosse Aug contentiren, hergegen das Geld auß dem Beutel blasen; so bilde dir nicht ein, du seyest eben der Mann, der solche haben müsse.

44.

Letzlich sey eingedenck, den Herrn von deinem Vermögen zu ehren, und Allmosen zu geben von deinem Gewinn. Nimbst du dises alles wohl in Acht, so wird dich Gott vor dem Banckerot un Bettelstab wol bewahren.

Die Fee Morgane.

Die sonderbare Erscheinung, die sich in dem Kanal von Messina zuweilen zeigt, das nämlich von der Stadt Reggio, die an dem Kanale liegt, Schlösser, Thürme, Häuser ꝛc. auf der Fläche des Meers zu stehen scheinen, und das Auge des Beobachters bis zur höchsten Täuschung hinreißen, ist unter dem Namen Fata Morgana, oder Fee Morgana, oder Seegesicht, bekannt, und oft der Gegenstand der Bewunderung der Reisenden gewesen. Oft sieht man auch das Schiff auf dem man selbst fährt, in einiger Entfernung vor sich hinrudern, man sieht Segel, Masten, Männer und alle Theile des Schiffs vor sich auf der See. Man hat beobachtet, daß der Kanal, auf welchem sich diese Erscheinung zeigt, zwei entgegengesetzte Strömungen, eine nördliche und eine südliche hat, und daß jene Erscheinung gerade in dem kurzen Momente eintritt, wenn diese beide Strömungen sich das Gleichgewicht halten. In diesem Momente bildet das Meer eine dem Hohlspiegel völlig ähnliche Fläche, und die gegenüberstehende Sonne bewirkt durch die Reflexion ihrer Strahlen in dem Wasserhohlspiegel die Erscheinung, daß das Bild, welches auf die Hohlspiegelfläche des Wassers fällt, in den derselben gegenüber aufsteigenden Dünsten zu schweben scheint. Gerade so bewirkt man die künstlichen Geistererscheinungen. Man läßt das in einer magischen Laterne angebrachte Bild auf einen Hohlspiegel fallen, und diesem gegenüber einen Rauch aufsteigen. Die von dem Hohlspiegel reflektirten Lichtstrahlen stellen dann das Bild in dem Rauche schwebend dar. — Auf ähnliche Art erklärt sich die sogenannte Kimmung oder Erhebung, wo Gegenstände, die tief unter dem Horizonte liegen, über demselben erscheinen.

Anekdoten.

Ein gewisser S. der nie sein Gesicht wusch, sagte einem Freund, er wünschte auf den Maskenball zu gehen, der denselben Abend gegeben wurde, und frug ihn, was er für eine Maske wählen solle, um nicht erkannt zu werden. „Sie dürfen sich nur waschen, so wird Sie Niemand erkennen," erwiderte der Andere.

Ein jüdischer Ausläufer bestahl seinen Herrn um eine ansehnliche Summe, und als der Diebstahl entdeckt und man auf der Spur war, wurde der Thäter flüchtig, aber durch die Hülfe der Polizei baldigst zurückgebracht. Bei dieser Gelegenheit sagte ein Christ zu einem Juden: „Nun seht ihr auch bald einen von euren Glaubensgenossen am Halseisen stehen." „Nau," versetzte der Jude, „habt ihr's dann alan gepacht!"

X. D.

Druckfehler.

In Nro. 87. d. B. Fol. 689. 1 Sp. 24 Z. lese man Plutus statt Peru.

(Hierbey eine wöchentliche Beylage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, d. Z. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönken.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 91.

Bremen, Donnerstag den 13. November 1823.

Gestorben.

Den 31. October. Christoph Feldhusen Ehefrau geb. Holweg; 53 J., a. d. Krummenstraße in Lavesgang Nro. 15.

Den 1. November. Der ehemalige Acciseschreiber Johann Carl Geisler 72 J., am Teysenradtsdeich Nro. 4.

Den 1. November. Des Arb. Herm. Lindemann Tochter, 1½ J., a. d. Mühlenstr. Nro. 15.

Den 2. November. Des Steinhauers Diederich Warnken Wittwe, geb. Kniest; 67 J., a. d. gr. Johannistr. Nro. 178.

Den 2. November. Des Arb. Bernhard Thesfeld, todtgeborner Knabe, hinterm Abbenthorswall Nro. 19.

Den 2. November. Der Tischlermeister Hans Herwann Lindhorn 61 J., Punkendeich N. 75.

Den 3. November. Der Armenvoigt Gerhard Warnken 55 J., in Schwarzgang Nro. 7,

Den 3. November. Des Kaufmanns Christian Ludewig Meyer Sohn, 10 Jahr, a. d. Stephanithorswall Nro. 16.

Den 4. November. Der Detaillist Philipp Jacob Müller 63½ J., a. d. Westerstr. Nro. 75.

Den 4. November. Adelheid Kulenkamp 90 J., a. d. Langenstr. 87.

Den 5. November. Der Arb. Johann Hinrich Kohlmann 28½ J., in Corsengang Nr. 9.

Den 5. November. Der Arb. Hinrich Wilkens 68 J., in Hanewinkelsgang Nro. 11.

Den 5. November. Des Leinewebers Conrad Hinrich Begemann Ehefrau, geb. Hübeners, 29 J., am Dobben Nro. 14.

Den 6. November. Des Arb. Joh. Andreas August Götze Sohn, 4 W., a. d. Neuenstraße Nro. 96.

Den 6. November. Des Mäcklers Hermann Hülle Wittwe, geb. Unger; 45 J., a. d. Papenstr. Nro. 15.

Den 6. November. Des Kohlhöckers Jürgen Wienken Ehefrau, geb. Vogelsang 62 J., a. d. Rembertistr. Nro. 33.

Den 7. November. Der ehemalige Soldat Melchior Diederich Kruse 22 J., a. d. Glocke.

Den 7. November. Ein in der Weser gefundenes Kind, männlichen Geschlechts.

Den 8. November, ertrank in der Weser, der Arb. Hermann Fasmers 42 J., wohnhaft gewesen in Wiggersgang.

Geburten.

Den 27. October. Des Küpers Ernst Christoph Horstmann Ehefrau, geb. Wohlers; a. d. Buntenthorssteinweg Nro. 15, von einem Knaben.

Den 28. October. Des Cigarrenmachers Joh. Hinrich Hagens Ehefrau, geb. Oehm; a. d. kl. Krankenstraße Nro. 4, von einem Knaben.

Den 28. October. Des Arb. Carl Friederich Turnau Ehefrau, geb. Bolling; a. d. St. Annenstr. Nro. 14, von einem Mädchen.

Den 28. October. Des Grobbäckers Ernst Hinr. Pauls Ehefrau, geb. Rowahn; gr. St. Annenstr. Nro. 102, von einem Knaben.

Den 29. October. Des Tischlers Hermann Heseler Ehefrau, geb. Hüllen; am Fedelhören Nro. 43 von einem Mädchen.

Den 30. October. Des Tischlers Johann Hinr. Schumacher Ehefrau, geb. Pape; a. d. Pelzerstr. Nro. 15, von einem Mädchen.

Den 30. October. Des Tabackefabrikanten Friederich Abraham Poser Ehefrau, geb. Meyer; a. d. Großenstr. Nro. 41, von einem Knaben.

Den 1. November. Des Arb. Johann Gerhard Meyer Ehefrau, geb. Kracke; zu Hastedt Nro. 9, von einem Mädchen.

Den 2. November. Des Oeconomen Anton Heinrich Cordes Ehefrau, geb. Merkel am Osterthorswall Nro. 103, von einem Mädch.

Den 2. November. Des Arb. Bernhard Thesfeld Ehefrau, geb. Ahlers; hinterm Abbenthorswall Nro. 19, von einem todtgebornen Knaben.

Den 2. November. Des Kürschners Joh. Hinr. Jahns Ehefrau, geb. Hunten; a. d. Molkenstr. Nro. 60, von einem Knaben.

Den 3. November. Des Zimmersmanns Heinr. Georg Schachtebeck Ehefrau, geb. Vogelsang; gr. Johannistr. Nro. 43, von einem Mädchen.

Den 4. November. Des Vergolders Hermann Gottlieb Rundspaden Ehefrau, geb. Jentzen; Bornstr. Nro. 20, von einem Mädchen.

Den 4. November. Des Commissionairs Georg Carl Friederich Lomber Ehefrau, geb. Schlobohm; a. d. Pelzerstr. Nro. 40, von einem Knaben.

Den 4. November. Des Küpers Christoph Gading Ehefrau, geb. Rungen; a. d. Stephanithors Bollwerk Nro. 3, von einem Knaben.

Den 5. November. Des Kohlhöcker Jacob Wilkens Ehefrau, geb. Lampen; am Doventhorsdeich Nro. 22, von einem Knaben.

Den 5. November. Des Sattlers Joh. Frieder. v. Mulkur Ehefrau, geb. Fechtmann; 2. Schlachtpforte Nro. 9, von einem Mädchen.

Den 5. November. Des Landmanns Johann Friederich Suthoff Ehefrau, geb. Jung; zu Hastedt Nro. 21, von einem Knaben.

Den 6. November. Des Oelmüllers Joh. Herm. Poppe Ehefrau, geb. Budde; a. d. Rövekamp Nro. 37, von einem Mädchen.

Den 7. November. Des Postverwalters beym Fürstl. Thurn und Taxischen Ober Postamte, Anton Riecke Ehefrau, geb. Keiser; a. d. Johannistr. Nro. 2, von einem Knaben.

3 uneheliche Kinder, nämlich: 2 Mädchen und 1 Knabe.

Copulirt sind.

Der Schneidermeister Conrad Henrich August Biermann aus Herford, mit Rebecca Margaretha Bohm, von hier.

Der Schuhmachermeister Georg Wilhelm Christiani von hier, mit Anna Elisabeth Martens von Horn.

Der Schlachter Johann Hinrich Koopmann zu Ellwurden, mit Johanna Catharina Brede, von hier.

Der Schornsteinfeger Hermann Ludewig Leonhard, von hier, mit Ludowica Maria Rotterodt, aus Gotha.

Dimissoriales ertheilt, an:

Den Zinngießer zu Delmenhorst, Joh. Bernh. Anton Zeller, und Gesina Catharina Giese aus Elefeld

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 92.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 13. November 1823.

Oft dünkts uns, wenn Bilder auf Bilder sich drängen,
Zusammenhang fehle dem irdischen Spiel —
Oft weinet berühret von flüchtigen Klängen,
Verletzet im Busen das tiefe Gefühl —
Doch seh'n wir nach langem geduldigen Schweigen
Die einzelnen Scenen zum Ganzen vereint,
So wird uns der heilige Einklang bezeigen,
Es waltet die Liebe, wie fern sie auch scheint.

Die großen Dichter.

Nur flüchtig weilen sie in diesem Leben!
Die hohen Geister, die das Große weiht,
Sie sind die Sterne, die hernieder schweben,
Sobald der Abend seine Schatten beut,
Doch bald zu ihrer Heimath sich erheben,
Wenn Morgendämm'rung ihre Rosen streut
Und an des ausgestorb'nen Himmels Fluren,
Sucht fruchtlos unser Auge ihre Spuren.

In unsre Nacht seyd ihr herab verwiesen,
Ihr hohen Funken rein'rer Göttlichkeit,
Vom Wahn verkannt, und tadelnd nur gepriesen,
Zieht ihr als Sterne durch die Dunkelheit,
Doch liegt das Leben stets zu ihren Füßen,
In dessen Kreis ihr eingeschlossen seyd,
Ihr müßt mit uns des Staubes Lasten theilen,
Doch dürft ihr ihm im kühnen Flug enteilen.

Wie dort der Held, der jüngst in dem Gefechte
Der Feinde grauser Todesengel war,
Des Vaterlandes Fesseln seine Rechte
In kühnem Selbstverläugnen bietet dar;
Da nahen leise die Tyrannenknechte,
Und zitternd fesselt ihn die feige Schaar,
So legt auch euch, der höhern Macht ergeben,
In seine Fesseln schüchtern dieses Leben.

Es regt die Seele noch die Götterschwingen
Da, wo des Lebens Weihe niederstieg,
Mag doch die Wolken-Macht das Licht umringen,
Es zückt der Strahl hindurch im schnellen Sieg,
Den nächsten, engsten Himmel zu durchdringen
Strebt jede Seele, der der Gott nicht schwieg,
Doch leih't er Wenigen nur sein Gefieder,
Sein Liebling nur sinkt nicht zur Erde nieder.

Und wenn der kühne Flug sich aufgeschwungen,
Wie eifrig schaut des Staubes Blick empor,
Zu richten das, was nie ihm selbst gelungen,
Zu weisen seinen Pfad dem Meteor.
Den Göttern sey der Kranz stets gleich geschlungen,
Denn göttlich ist, was steigt aus ihrem Chor.

Stets ehret, was der Genius hieß werden,
Er ist ein Gott, der Mächtigste auf Erden.

Und sind sie nicht zum Himmlischen erhoben,
Die Sänger der vorausgeeilten Zeit?
Denn nicht der Gegenwart verirrtem Toben
Entsteigt der Ruhm der stillen Ewigkeit,
Die Krone sank, die Roma's Haupt umwoben,
Sie fiel, nur ihre Sänger, sieggeweiht,
Wie Helden drangen sie zur weit'sten Ferne
Und überstrahlten ihre stolzen Sterne.

Wenn das Jahrhundert in dem Lauf der Stunden
Hat umgewälzt das ungeheure Rad,
Was bleibt uns, dann, was ist nicht weggeschwunden?
Das Reich ist leer, das es durchlaufen hat.
Nur einen Todtenkranz hat es gewunden
Und nun sucht selbst zu seinem Grab den Pfad,
Den Zeiten, die erstehn aus seinem Saamen,
Läßt er nur eure Grüfte, eure Namen.

O Heil der Welt, wenn sich aus ihrem Schooße
Ein Funke schwinget in des Himmels Reich,
Stolz prangt der Held mit seinem ird'schen Loose,
Der Sänger still bewahrt den Palmenzweig.
O Heil der Zeit, wenn sichtbar sich das Große
Der Gegenwart entschleiert zeigt in euch,
Im Reich' des Lebens liebend festgebunden,
Doch euer Morgen naht, — ihr seyd verschwunden.

A. v. Maltitz.

Der Student.

(Fortsetzung.)

Der König war in der Begleitung eines zahlreichen Gefolges ausgeritten, um die Festungs-Werke zu besichtigen. Gerhardt beschloß daher, in der Nähe der königlichen Wohnung die Zurückkunft desselben ab zu warten. Es dauerte auch nicht lange, als diese erfolgte und Gustav Adolph mit seinen Begleitern vom Petersberge herab kam. Gerhardt drängte sich dicht an das Thor des Hauses, um unbemerkt mit einschlüpfen, und wenn er vom Rosse steigen würde oder, sonst, dem Könige nahe kommen zu können. Jetzt nahte der Zug; Gustav in der Mitte seiner Generale, heiter in freundlichem Gespräch; die starke Brust so muthig und frei, das edle Haupt so furchtlos und ungebeugt und doch in frommer Milde tragend. Der unglückliche Schwärmer warf nur einen Blick auf den treflichen Helden, an dem er zum Mörder zu werden beschlossen hatte, und fühlte ein inneres Erbeben. Jetzt war der König dem Hausthor ganz nahe; er kehrte noch einmal den Blick und indem er mit seitwärts zurück gebogenem Leibe einige freundliche Worte zu einem der Offiziere sprach, schien er selbst die Heldenbrust dem Feinde entgegen wenden zu wollen. Gerhard's Herz klopfte in hörbaren Schlägen. Da trug mit ein Paar raschen Schritten das Roß des Königs ihn durch das Thor; Gerhardt wollte zugleich mit hinein dringen, die Schildwache aber, auf ihre Obliegenheit achtend, stieß ihn als einen zudringlich Neugierigen unsanft zurück. Knirschend vor Ingrimm blieb er dicht an dem Thor stehen, durch welches jetzt das Gefolge des Königs auch hinein ritt. Einer der Letzten davon war ein Offizier in sächsischer Heeres-Tracht und von dessen Anblick fühlte sich Gerhardt, trotz seiner bewegten Stimmung, auf's lebhafteste ergriffen. Es war der nämliche sächsische Hauptmann, mit welchem er am letzten Abend in Leipzig in Händel gerieth, und die Erinnerung an Alles, was seit jenem Augenblick ihn widrig beschäftigt hatte, regte auf's Neue seine ganze Heftigkeit auf; jeder Zweifel schwieg und fester als je beschloß er, seinen Vorsatz aus zu führen. Unmöglich war es ihm, auf der Straße, in der Nähe ruhiger Menschen, die ihre Beschäftigungen fortsetzten, aus zu halten; denn jeden Augenblick konnten ihm Bekannte begegnen. Er stieg die Stufen

zum Dom hinauf. Die Thüren der St. Severi-Kirche standen offen, einige Arbeiter waren darin beschäftigt. Seine Seele dürstete nach Einsamkeit, und die Umgebung der Todten und der heiligen Gegenstände war ihm die willkommenste. Er trat hinein und warf sich in einen Betstuhl nieder, sich bald in tiefen Gedanken verlierend. Eine Stunde mochte so vorübergegangen seyn, da störte ein starkes Geräusch sein Hinbrüten. Die Arbeiter liefen hinaus und fürchtend, die Thüren möchten geschlossen werden, verließ auch er seinen Platz. Bald erfuhr er, der König befinde sich eben im Dom, und so faßte er auf der Stelle den Entschluß, ihm dahin zu folgen. Aber es kostete Mühe, durch die Haufen des Volks zu dringen, welche der Wunsch, den Schweden-König zu sehen, versammelt hatte, und als es ihm endlich gelang und er sich im Inneren des Tempels befand, sah er den König, umgeben von seinem Gefolge und den vornehmsten Geistlichen, auf dem Chor. Er versuchte vergebens, auch dorthin zu kommen; die Kirchen-Diener gestatteten dies Niemand und so mußte er sich denn in der Ferne halten und sah, nach langem Harren, den König mit seinen Begleitern in eine Thür sich begeben, welche vom Inneren des Chors zu den Thürmen hinauf führte, und die gleich hinter ihnen wieder geschlossen ward. Gerhardt folgerte daraus, der König werde durch den gewöhnlichen Eingang sich wieder entfernen und beschloß, ihn dort zu erwarten. Die Volksmenge, welche ihre Neugier befriedigt hatte, verlief sich und als Gerhardt nach kurzem Verweilen sich an den äußeren Ausgang des Glockenthurms begab, fand er die Thür offen und unbesetzt. Er nahm nun im Inneren des Eingangs Platz, überzeugt, daß der König hier unfehlbar herab kommen müsse und ihm nicht entgehen könne. Es dauerte lange. Dämmerung und tiefe Stille herrschte in diesem öden Winkel, und Gerhardt's Beklommenheit, die heftige Spannung seines ganzen Wesens stieg mit jeder Minute. Endlich hörte er klirrende Tritte auf den Stiegen und viele Männerstimmen. Er stellte sich auf die Lauer. Sie kamen näher und näher. Er stand an der untersten Stufe, mit der Rechten krampfhaft das Gefäß der Unglückswaffe packend und den stieren Blick, voll gieriger Erwartung, nach den Herabkommenden gerichtet. — Es waren Offiziere aus dem Gefolge des Königs, mehrentheils von minder hohem Rang. Sie sprangen gleichmüthig und fröhlich an ihm vorüber und zur Thür hinaus, bis auf Einen, dem Einzigen, welcher im Herabsteigen ihn bemerkt zu haben schien; dieser erklärte, er habe hier noch auf Jemand zu warten, und die Andern am Ausgange entlassend, wandte er sich wieder nach den inneren Raum zurück, wo Gerhardt stand. Es war Dieskau, der sächsische Hauptmann. Er blieb einige Augenblicke nachsinnend stehen, dann aber Gerhardt mit einiger Befremdung anblickend, sprach er zögernd: „Ich dächte, junger Herr, wir Beide müßten einander schon irgendwo gesehen haben!“ — „Da habt Ihr ganz Recht!“ antwortete Gerhardt mit seinem gewöhnlichen festen und unerschrockenen Wesen; „und um Eurem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, will ich hinzu setzen, daß es auf Auerbachs Keller in Leipzig war, wo wir schon einmal ein Wort mit einander sprachen!“ — „Richtig!“ sagte der Andere, „wir konnten unser Gespräch nicht zu Ende bringen, es kam etwas dazwischen. Nun, es kommt auf Eins heraus! — Aber sagt mir, da wir nun einmal doch schon alte Bekannte sind, was macht Ihr denn hier? Ich sah Euch schon gestern vor des Königs Wohnung!“ — „Es hätte wohl,“ entgegnete Gerhardt gereizt, „so eigentlich Niemand danach zu fragen, und

ich nicht nöthig, dergleichen Fragen zu beantworten. Indeß, auf eine höfliche Frage gehört, wie schon meine Amme mich gelehrt, eine höfliche Antwort, und so will ich Euch denn sagen, daß ich den Wunsch hatte, den König zu sehen!" — „Den König?!" lachte der Hauptmann mit der Miene des Erstaunens: „hätt' ich doch nimmermehr geglaubt, daß gerade Euch der Schweden-König so viel Neugierde einflößen könnte!" — „Es ist auch eben nicht aus Neugierde," war Gerhardt's trockene Antwort, „sondern — aus andern Gründen!" — „Aus andern Gründen?" wiederholte Jener; „ach, ich verstehe, Ihr habt ein Gesuch! Vertraut es mir, ich kann vielleicht Rath ertheilen!" — „Verzeiht, ich danke Euch!" erwiederte Gerhardt; „meine Sache kann nur ich selbst besorgen! — Der Hauptmann entgegnete nichts, als ein nachdenkliches langgezogenes „Hm!" blieb stehen, rieb sich die Hände und warf von Zeit zu Zeit einen verstohlen forschenden Blick auf Gerhardt, welcher, innerlich seine Hitze verwünschend, wohl fühlte, daß er zu viel gesagt. In dem Augenblick aber kam Jemand mit schwerem Schritt die Stiege herab und eine heisere Stimme rief: „Ey, guten Abend, Herr Gerhardt Schwind! wie freut es mich, Euch hier zu sehen. Aber tretet doch gefälligst hinaus mit Eurem Gefährten, ich wollte gern die Thür verschließen, damit nicht allerlei Gesindel sich herein schleiche in dieser unruhigen Zeit!" — Es war der Glöckner, in der Verrichtung seines Amts. — Gerhardt war es lieb, das Gespräch mit dem Hauptmann unterbrochen zu sehen; er konnte sich jedoch nicht erhalten, mit Hastigkeit zu fragen: „Aber der König, Freund, kommt ja noch herab vom Thurm?" — „Der König?" erwiederte der Glöckner; „ey, der ist längst herunter; er ist durch die Kirche hinab gegangen und gewiß schon zu Hause. Es ist das doch ein gar lieber leutseliger Herr, wenn gleich er zu den Feinden gehört; man muß es sagen!"

Gerhardt verbarg mit Mühe den Verdruß, welchen diese Antwort ihm verursachte; um aber nicht auf's Neue mit dem Hauptmann in's Gespräch verwickelt zu werden, grüßte er diesen flüchtig, nickte dem Alten zu und entfernte sich eiligst. Der Glöckner wendete mit dem Lobe des Schweden-Königs, dessen er voll war, sich nun an den Hauptmann, der bald eine Frage nach dem jungen Mann, der eben fortgegangen, ein zu schalten wußte und dann rasch Alles erfragt hatte, was über Gerhardt's Person zu erfahren war. Des Jünglings ganze Erscheinung, sein gespanntes, verstörtes Wesen reizte seine Aufmerksamkeit und dem geübten Blick des Kriegers war es nicht entgangen, daß er mit Aengstlichkeit etwas, wie eine Waffe, unter seiner Kleidung verborgen zu halten schien. Was er jetzt von seinen Lebens-Verhältnissen erfuhr, ließ einen leidenschaftlichen Katholiken in ihm vermuthen; er stellte damit die Proben von tollkühner Heftigkeit zusammen, welche dieser Jüngling schon in Leipzig abgelegt, er bedachte und verglich — es war genug, ihn verdächtig zu finden, und er eilte, von Diensteifer beseelt, zu dem schwedischen Commandanten, um seine Endeckung an zu zeigen.

(Der Beschluß folgt.)

---

* An Bremens Börse.

Nach dem wie man das kaufmännische Publikum über den in Nro. 88. unter obiger Firma erschienenen Aufsatz und die darin gemachten Vorschläge, privatim und öffentlich sich hat äußern hören, giebt es

Eine kleine Parthei, deren Sache es nicht ist über etwas nachzudenken, die es bequemer

findet, das Gesagte zu bespötteln und das Kind mit dem Bade auszuschütten, indem sie sagt: es gehet nicht!

Eine große, die die gemachten Vorschläge, besonders hinsichtlich der Abschaffung der Waaren, Accepte, verwirft, weil sie ihr in dem Geschäftsschwunge, worin sie sich einmal befindet, unentbehrlich scheinen.

Eine größere, die mit dem Verfasser in der Hauptsache ganz einverstanden ist. Die größte erkennet das Gesagte für Wahrheit, findet den gemachten Vorschlag, das Waaren Accept abzuschaffen, nicht unvernünftig, hält aber die Ausführung für schwierig und trägt hauptsächlich das Bedenken dabey: daß, da Bremen nicht die Reichthümer wie Hamburg und Amsterdam besitze, so würde es bey Beschränkung seines Handels außer der Concurrenz im Auslande mit den genannten Plätzen gehalten werden.

Verfasser vermag es nicht, dies Bedenken weg zu philosophiren, ist aber der unabänderlichen Meinung, daß, wenn uns der natürliche Weg nicht zur Concurrenz zuläßt, uns der künstliche in uns selbst immer ohnmächtiger machen wird. Wir tadeln es an dem Einzelnen, wenn er Geschäfte treibt, die über seine Mittel hinaus gehen und hundertfältige Erfahrungen haben uns bereits die Folgen davon vor Augen gestellt. Sollte sich nun wohl vernünftiger Weise von dem Gesammthandel auf gleiche Grundsätze ein andres Resultat erwarten lassen? Man erwägt ferner, daß durch die Beschränkung des Handels die Staats Einkünfte sehr verringert und einer Menge aus der arbeitenden Classe der Broderwerb entzogen werden würde; auch dies ist nicht zu läugnen. Was kann indessen dem Staate damit gedient seyn, wenn, während er Hunderttausend Thaler Accise einnimmt und sich einzelne seiner Bürger bereichern, zweymal Hunderttausend Thaler an dem Gesammt-Vermögen verloren gehen und zwanzig andre Bürger in Armuth gerathen? Was soll die arbeitende Classe dann anfangen, wenn sich der größte Theil der Kaufmannschaft durch die Verfolgung eines verkehrten Princips ruinirt haben wird?

Mit Vergnügen hat Verfasser im Bürgerfreunde Nro. 90. Einige Bemerkungen über den Aufsatz in Nro. 83, gelesen und wiewohl er die darin ausgesprochenen Ansichten nicht ganz theilt; so ist es ihm doch lieber, etwas, als gar nichts über eine uns so nahe angehende Sache reden zu hören. Der Herr Verfasser der Bemerkungen glaubt, daß durch die Einstellung des Reisens Bremen in bedeutenden Schaden kommen und ein großer Theil jener Aufträge nach Holland und Hamburg gehen würde, die jetzt unsre Reisenden auffischen. Darin ist er bestimmt im Irrthum, denn nichts sucht mehr seinen natürlichen Weg als der Handel und wenn's einmal in Hamburg oder Holland billiger ist; so können wir die Zahl der Reisenden verdoppeln und wir bekommen doch keine Aufträge.

Die Besorgnisse, welche der Herr Verfasser wegen Aufhebung der Waaren-Accepte hegt, kann man auch nicht theilen. Denn es ist nicht die Meinung, daß selbige durch einen Zauberschlag aus der Welt gebracht werden sollen, und der ehrliche Mann, der durch deren Aufhebung zu Einstellung seiner Zahlungen genöthigt werden dürfte, wird auch ohne dieselbe dazu genöthigt werden. Und was bleibt ihm dann bey unveränderten Umständen für Aussicht, es in der Folge besser oder wieder gut zu machen?

Eine Falliten-Ordnung wäre allerdings eine sehr wünschenswerthe und nothwendige Sache.

Die güldenen Lehren, welche ebenfalls der Bürgerfreund Nro. 90 enthält, verdienen sowohl

der Beherzigung der Angehenden als der Angegangenen. Wenn indessen das Alter eine Sache ehrwürdig macht; so ertheilte uns vor Kaiser Carl V. schon der König Salomo in seinen Sprüchwörtern und vor Antonio Guiseppe Martegiani & Compagnie Jesus Sirach dergleichen weise Lehren, siehe

Spr. Salom. Cap. 6 vs 9 — 11, Cap. 11 vs. 1, Cap. 14 vs. 1 — 2, Cap. 20 vs. 19, Cap. 23 vs. 5 — 20, Cap. 24 vs. 4 — 5, Cap. 27 vs. 10, Cap. 31 vs. 3, 10 — 11.

Jesus Sirach Cap. 9, Cap. 11, Cap. 13. Cap. 14, Cap. 26 vs. 1 — 4, Cap. 26 vs. 27, Cap. 27 vs. 1 — 3.

Sie werden gelesen, die Wahrheit von Jedermann anerkannt und — es bleibt beym Alten!

Der liebe Gott gebe, daß es nicht auch mit unserm Handelswesen beym Alten bleibe, sondern daß der Sauerteig einmal ausgefegt werde! — — —

Napoleons Ahnungen.

Daß Napoleon bei dem russischen Feldzuge das Selbstvertrauen verloren hatte, geht aus mehrern Thatsachen hervor, allein daß diese Muthlosigkeit sogar bis zu Ahnungen gestiegen sey, wußte man jetzt noch nicht. In den so eben erschienenen beiden letzten Bänden (dem 7ten und 8ten) des Tagebuchs des Grafen de las Cases *) findet man hierüber folgende Umstände angeführt: Napoleon kam auf seiner Rückkehr von der Insel Elba und auf seinen zweiten Sturz bei Waterloo zu sprechen und sagte: „es ist gewiß, daß ich unter diesen Umständen nicht mehr an einen endlichen glücklichen Ausgang glaubte; es war nicht mehr das erste Zutrauen; entweder fing das kräftige Alter, welches gewöhnlich das Glück begünstigt, mir zu entwischen an oder das Wunderbare meiner Laufbahn that mir in meiner eigenen Einbildungskraft Abbruch, genug, so viel ist gewiß, ich fühlte, daß mir etwas fehle. Es war nicht mehr das Glück, daß mir auf dem Fuße nachfolgte und mich mit seinen Gunstbezeugungen überhäufte; es war das strenge Schicksal, dem ich noch, gleichsam mit Gewalt, einige Gunstbezeugungen entriß, aber es rächte sich sogleich wieder; denn es ist merkwürdig, daß ich von nun an keinen Vortheil mehr erhielt, dem nicht sogleich ein Unfall nachfolgte."

„Ich zog (von Elba kommend) durch Frankreich, und wurde bis zur Hauptstadt durch allgemeinen Beifall getragen, aber kaum war ich in Paris, so trat man vor mir durch eine Art von Zauberei und ohne gegründete Ursache zurück, und man wurde um mich her kalt. Aus wichtigen Gründen glaubte ich auf eine aufrichtige Annäherung an O... rechnen zu können; ich hatte mehr oder weniger anerkannte Agenten; z. B. den Baron von Strassard, der jedoch nicht über Linz hinaus durfte, an das ö... Cabinet abgeschickt, allein da hob Murat seinen unseligen Schild auf."

„Der Feldzug von 1815 hatte auf die geschickteste und glücklichste Art begonnen und ich mußte den Feind einzeln übe fallen, aber da ging Einer meiner Generale (Bourmont) zu dem Feinde über und gab ihm bei Zeiten Nachricht. Ich gewann (den 16. Juni 1815) die Schlacht bei Ligny auf eine glänzende Art, aber ein Lieutenant *) beraubte mich der Früchte dieses Siegs. Endlich siege ich auch zu Waterloo und stürze in demselben Augenblicke in den Abgrund; alle diese Schläge (ich kann es nicht leugnen) trafen mich weit mehr als sie mich in Erstaunen setzten. Ein geheimes Gefühl in mir verkündete mir einen unglücklichen Ausgang, jedoch hatte es durchaus keinen Einfluß auf meine Entschließungen und meine Maaßregeln, aber ich trug doch das Gefühl davon in mir," und folgender Zug bestätigt die innere geheimnißvolle Stimmung Napoleons. An den Ufern der Sambre näherte er sich sehr früh, und bei sehr kühlem Wetter, einem Bivouakfeuer in Gesellschaft seines einzigen diensthuenden Adjudanten, des General C...; ein Kessel kochte, in welchem sich Kartoffeln befanden. Er ließ sich Eine geben und fing sie nachdenkend zu essen an. Während dieser Gelegenheit sprach er nicht ohne sichtbare Traurigkeit mehrere abgebrochene Worte „indessen ist es gut, ist es erträglich. Damit könnte man allenthalben leben... Der Augenblick ist vielleicht nicht mehr weit entfernt.. Themstocles!..." Nunmehro machte er sich wieder auf den Weg. Der Generaladjutant, aus

*) Memorial de Sainte Helene. 1 VIII. Vol. Paris, 1823.

*) Wahrscheinlich Grouchy.

dessen Munde ich diesen Umstand seit meiner Rückkehr nach Europa selbst erfahren habe, setzt hinzu, daß, wenn der Kaiser glücklich gewesen, diese Worte ihm durch den Kopf gegangen wären, ohne darin eine Spur zurück zu lassen, wie es mit so vielen andern der Fall ist, aber nach seinem Sturze sey er besonders beim Lesen des Namens Themistocles in seinem Briefe an den Prinzen Regenten von England von der Erinnerung an diesen Bivouak an der Sambre betroffen worden.

Man würde sich sehr irren, wenn man bei jeder Gelegenheit Napoleon so viel inneres Selbstvertrauen zuschriebe, als gewöhnlich seine Handlungen und seine Entscheidungen verriethen. Als er im Januar 1814 die Tuilerien verließ, um seinen unglücklichen Feldzug in der Umgegend von Paris zu beginnen, reisete er unter den traurigsten Vorahnungen ab; er war überzeugt, was der große Haufe um ihn gar nicht ahnete, daß, wenn er umkäme, dies zum Vortheile der Bourbons seyn werde. Dies ließ er einigen Vertrauten merken, welche ihm vergebens Muth zuzusprechen suchten; sie sagten zu ihm, es wäre ein so langer Zeitraum verstrichen, daß man gar nicht mehr an sie denke, und daß sie das jetzige Geschlecht auch nicht kenne. „Ihr irrt euch, gab er ihnen allemal zur Antwort, hier ist die wirkliche Gefahr." Dieser Gedanke schwebte ihm auch bei seiner Anrede an die um ihn versammelten Offiziere der Nationalgarde von Paris vor, indem er unter andern zu ihnen sagte: „Ihr habt mich gewählt; ich bin euer Werk; es kommt euch zu, mich zu vertheidigen."

Als er im Januar 1814 die Tuilerien verlassen wollte und die Verrätherei und Treulosigkeit ahnete, beschloß er noch, sich der Person desjenigen zu versichern, welcher in der That die Seele der Partei war, die ihn gestürzt hat*). Bloß durch Vorstellungen wurde er daran verhindert und einige Minister verbürgten sich gewissermaßen mit ihrer Person dafür, daß derjenige, den er in Verdacht habe, die Bourbons am meisten fürchten müsse. Der Kaiser gab nach, aber mit der Aeußerung, daß sie und er es sehr bereuen würden.

Selbst im stärksten Gewühle der Ereignisse beschäftigten die Bourbons Napoleons Geist. Ich weiß dies genau. Nach der Niederlage bei Brienne, nach der Räumung von Troyes, dem erzwungenen Rückzuge an die Seine und den demüthigenden Bedingungen zu Chatillon, welche er verwarf, schloß er sich mit jemandem ein, und in traurigen Gedanken versunken, fuhr er auf einmal von seinem Stuhle auf und rief: „ich besitze vielleicht noch ein Mittel, Frankreich zu retten. Wenn ich selbst die Bourbons zurück rief! Die Verbündeten müßten dann vor ihnen still halten, wenn sie nicht den Vorwurf auf sich laden wollten, es sey ihnen noch mehr um unser Gebiet, als um meine Person zu thun. Alles würde ich dem Vaterlande zum Opfer bringen; ich würde der Vermittler zwischen dem französischen Volke und ihnen werden; ich würde sie nöthigen, in die Nationalgesetze zu willigen, mein Ruhm und mein Name würden den Franzosen zur Bürgschaft gedient haben. Ich habe genug regiert; meine Laufbahn ist voller Glanz und Heldenthaten; auf diese Art würde ich mich mehr erheben, als hinab sinken."

Nach einem augenblicklichen Schweigen versetzte er in klagendem Tone: „aber verzeihet ein schon vertriebener Herrscherstamm jemals? Kann er bei seiner Zurückkunft etwas vergessen? Kann man ihm trauen? Fox hätte also doch wohl Recht mit seiner berühmten Bemerkung über die Wiederherstellungen?"

In Angst und Schmerz versunken, warf er sich auf ein Bette, wo man ihn deshalb weckte, um ihn von Blüchers Seitenmarsch zu unterrichten, den er seit einiger Zeit insgeheim erspähete. Er stand auf und die blutige Siege bei Montmirail, Chateau Thierry u. s. w. erfolgten.

*) Der Prinz Talleyrand.

Der falsche Leichenzug des Marschalls Bessieres.

Unter so vielen Schwänken, die erfunden wurden, um Gold zu erlangen (auri sacra, quid pectora mortalia non cogis!), sei es auch um welchen Preis, unter welcher Gestalt es wolle, stehe hier einer, der, denk' ich, einen andern wohl aufwiegt.

Sehr geübte Schleichhändler an den Ufern des Rheins hatten davon Wind bekommen, daß der Marschall Bessieres in der Schlacht bei Lützen von einer Kanonenkugel getödtet worden, und sein erster Adjudant, nur von einem Husaren begleitet, den Transport seiner Leiche nach Frankreich über sich genommen. Sie berechneten ungefähr die Zeit, wenn dieser Transport an den Rhein kommen könnte, und begaben sich, nachdem sie einen bleiernen Sarg machen lassen, eine Berline gekauft hatten, auf welche des Marschalls Wappen gemalt wurde, und sich alle wohl verkleidet hatten, auf den Weg, ungefähr zwanzig

Stunden weit von der Grenze abwärts, welche damals der Rhein noch bildete.

Man kann sich leicht denken, daß der heilig verschlossene Sarg nichts als englische Waaren enthielt, eben so die Wände des Wagens, für eine beträchtliche Summe. Unsere unverschämten Betrüger, überall mit Auszeichnung empfangen und behandelt, sahen sich reichlich von allen Unkosten der Reise frei gehalten; Tafel, Pferde, kurz Alles wurde nicht gespart in Rücksicht der erhabenen Person, deren ruhmwürdige Ueberreste man beweinte. Vorzüglich ließ der erste Adjudant das Gefühl des lebhaftesten Schmerzes blicken, und seine ausserordentliche Empfindsamkeit ging so weit, daß er sich bei jedem Nachtlager sorgfältig einschloß und allein speißte, Alles um die lästigen Erkundigungen der Ober-Offiziere zu meiden. „Schonen Sie meine Betrübniß," sprach er ausweichend, „ich vermag es nicht, Ihnen weitläuftig zu erzählen; alles was ich Ihnen sagen kann ist, daß ihn die Kanonenkugel in die Seite traf. . . ."

Auf diese Art setzte er den Weg mit seinem Leichenzuge fort und kam endlich auch an der furchtbaren inquisitorischen Zollinie des Rheins an. Ein Kourier hatte hier schon die Nachricht vom Siege bei Lützen, so wie von dem Tode des Marschalls überbracht, und alle Wahrscheinlichkeit war zu Gunsten unserer listigen Gauner, als der Zolldirektor, ungeachtet seiner tiefen Verehrung für den Todten, die Bemerkung machen ließ, daß man sich schon oft der heiligsten Gegenstände zum Schleier der Betrügereien gegen die Regierung bedient habe, der Herr Adjudant sich daher, ungeachtet seiner außerordentlichen und ehrenwerthen Gewissenhaftigkeit gegen die Asche des Helden, sich nicht beleidigt finden könne, wenn einer der höhern Offiziere, von dem Gouverneur des Orts dazu beauftragt, mit dem ihm einzuhändigenden Schlüssel, den Sarg öffne und alsdann über den Befund seinen amtlichen Bericht an den Marschall Kellermann erstatte. Man kann sich leicht einbilden, daß unser Spitzkopf mehr als je über Entheiligung der Todten schrie, wenn diese Anordnung befolgt werden solle. „Es ist ein Greuel, rief er aus, aber der Obergeneral soll diese abscheuliche Entheiligung erfahren, und man soll mir den Sargschlüssel nur mit dem Leben entreißen!"

Zufolge der gewöhnlichen Verschiedenheit der Meinungen, rühmten die Einen seinen Muth, seine vortrefflichen Grundsätze, die Andern sahen darin nichts als einen lächerlichen Eigensinn; was aber die Zollaufseher betraf, so witterten sie einen Braten in dem berühmten Sarge.

Endlich trägt unser falscher Adjudant den Sieg davon, der angebliche Todte soll ununtersucht passiren; so lautet der Befehl der höhern Behörde, welche das Gefühl der Ehrfurcht vor der Leiche mit unserm Schelme theilt.

Unglücklicher Weise waren über diesen Wortwechsel und Streitigkeiten zwei Mal vier und zwanzig Stunden verflossen; die Leiche des wahren Marschalls kam in kleinen Tagereisen nach, und fuhr eben in Kassel ein als der nachgemachte kaum auf der Mitte der großen Schiffbrücke war. — Sobald der wahre Adjudant Nachricht hiervon erhält, giebt er seinem Pferde augenblicklich die Sporen und stürzt auf seinen unverschämten Copisten loß, prügelt ihn erst tüchtig durch, bemächtigt sich sodann des trügerischen Leichenzuges, und entdeckt mit Hülfe der Zollbeamten eine Menge Zeuge und andere Waaren, welche schändlicher Weise den Platz eines Helden einnahmen. Unsere Schelme wurden sogleich arretirt, und jetzt empfand der vorgebliche zu empfindsame Adjudant einen aufrichtigen und wahren Schmerz — hinter festen Riegeln.

---

* Theater.

Der, in Nro. 89 und 90 d. B. unter dem Titel Theater, unterzeichnet — a — befindliche Aufsatz enthält, unter Andern mehrfach die Anerkennung der vortrefflichen Leistungen unsers hanseatischen Musikcorps. Mit Vergnügen stimmen wir diesem Urtheile bey, und geben zugleich Klingenbergs thätigem und anspruchlosem Nachfolger Helfrich hierdurch unsern vollkommenen Beyfall zu erkennen; den er sich in seiner Function als Musikmeister des hanseatischen Musikcorps sowohl, wie auch als Ober-Bläser des Orchesters, verdient gemacht hat. Besonders finden wir uns veranlaßt seinen Vortrag in der letzten Aufführung des Egmont rühmlichst zu erwähnen, wo er das für sein Instrument so schwierige Solo, selbst zur besondern Zufriedenheit des Musikdirectors Herrn Woywoda, mit Präzision und Leichtigkeit ausführte; ohne der vielen fast unerreichbaren Leistungen dieses Künstlers in Anregung zu bringen wodurch er uns seit Jahren erfreute.

Mehrere Musikfreunde.

A. Daveys d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 93.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 20. November 1823.

Und wer das Land
Der Ruhe fand,
Nur wechselt er die Laubenstelle;
Er trinkt auch dort
Noch fort und fort
Mit uns aus einer Lebensquelle.

An die Freunde.

Schnell, auf Windesflügel,
Ueber Thal und Hügel,
Ziehen unsre Freuden fort;
Rastlos, gleich der Welle,
Wechseln sie die Stelle,
Kehren nie zum alten Ort.

Was die Stunden bringen,
Ist auf raschen Schwingen,
Eh' Du's ahnest, Dir entflohn;
Während des Genusses
Stirbt des ersten Kusses
Schönster, höchster Zauber schon.

Blumen blühn und fallen
In den Staub, verhallen
Hörst Du jede Melodie;
Zwar der Lenz bringt wieder
Blumen Dir und Lieder;
Doch, — dieselben sind es nie,

Ewig neugestaltet,
Wechselnd stets, entfaltet
Sich die Welt vor unserm Blick,
Ihre Truggestalten
Kann kein Fliehen halten;
Pfeilschnell fliehen sie zurück.

Freunde, laßt sie fliehen!
Mag die Lust verblühen,
Die der Augenblick uns bringt!
Laßt sie ziehn die schnellen
Leichtbewegten Wellen,
Die der wilde Strom verschlingt! —

Was das Herz uns heimet,
Dauert, blühet, keimet,
Ob auch wechseln Zeit und Ort;
Und durch alle Fernen,
Jenseits, über'n Sternen,
Glüht der Himmelsfunke fort.

Friedrich B.b..k.

Der Student.

(Beschluß.)

Gerhardt war unterdessen raschen Schrittes fortgegangen. Auch er hatte auf dem Gesicht des Hauptmanns wohl etwas von dem gelesen, was in seiner Seele vorging. Sein Haß ward nur noch heftiger dadurch entflammt und er schwur auf's Neue, sein Opfer zu verfolgen und den, der ihn daran verhindern wolle, dem Verderben zu weihen. Alle menschliche Gesellschaft war ihm in dieser Seelenstimmung zuwider. Er eilte in's Freie und beschloß, um weder seinen Vater noch sonst Jemand sehen zu müssen, die Nacht wieder außerhalb der Stadt zu bleiben. Ein nahe gelegenes Dorf, welches eine Kapelle enthielt, mit einem uralten Marienbilde, dem der Glaube wunderthätige Kräfte gab, war sein Ziel. Er löschte seinen brennenden Durst aus einer frischen Quelle in der Nähe des kleinen Gotteshauses, ging dann hinein und warf sich vor dem Altar nieder.

Der folgende Morgen fand ihn, nach fieberhaftem, oft unterbrochenem Schlaf, noch auf derselben Stelle. Sein ganzes Wesen war auf's äußerste gespannt und leidenschaftlich aufgeregt. Er beschloß, wieder nach der Stadt zu gehen und zu sehen, ob es heute ihm besser glücken möchte, sein Vorhaben aus zu führen. Es war gegen zehn Uhr Vormittags, als er die Stadt erreichte. Nahe am Stadtthor erfuhr er von zurück kommenden Landleuten, der König sey schon um neun Uhr gen Arnstadt abgereist, und er verdoppelte seine Schritte nach seiner Wohnung im Mainzerhofe, um Anstalt zu machen, ihm insgeheim zu folgen und sein Opfer rasch zu erreichen.

Als er in das väterliche Haus kam, bot sich ihm ein Anblick von seltsamer Verstörung dar. Einzelnes Hausgeräth stand vor der Thür und auf der Straße: Möbeln, Küchengeräth, Betten, wie es in Hast und Unordnung schien zusammen gerafft zu seyn. Die sonst fest verschlossenen Thüren standen weit auf; fremde Menschen, Tagelöhner, schmutzige Weiber liefen aus und ein, dazwischen die alten Diener seines Vaters, bleich und mit verstörten Gesichtern, Einzelnes forttragend und in ihrer unruhigen Eile oft noch von dem rohen eindringenden Volke gestoßen und mit harten Worten gedrängt. Er trat hinein und hatte Mühe, durch die wüste Unordnung sich nach dem Hofe zu drängen. Dieser geräumige reinliche Hof — sonst die Stille eines geordneten Hauswesens so freundlich darstellend — von Nußbäumen beschattet, von schönem Federvieh belebt, bot die widrigste Zerstörung dar. Alles lag wild durch einander; Kisten und Schränke neben umgestürzten Blumengestellen, unter denen die kostbaren Pflanzen, die einzige Freude seines Vaters, geknickt und welkend zwischen den Scherben der Töpfe lagen. Die Familien-Bilder, den zerbrochenen Rahmen entfallend, das väterliche Archiv, in Bergen von Papieren aufgeschichtet unter den zerfallenen Fächern, die es bewahrt hatten — ach, und vor Allem die treffliche Bücher-Sammlung, der Schatz der Legenden und Lebensbeschreibungen der Heiligen, die ihm als Knabe und Jüngling so manchen erhebenden Genuß gewährt hatten, auch diese lagen hingeworfen in Staub und Nässe, wie der Zufall sie eben gebettet hatte, aufgeschlagen und über die schön und künstlich, zum Theil von alten berühmten Meistern gemalten Blätter waren kothige Füße hingeschritten; darüber flatterten verstört und scheu die Hühner und die Tauben und suchten ängstlich die gewohnte Stelle. Die alte Gertrud aber wankte bleich und zitternd zwischen diesem Gewirr und war mit schwacher Kraft bemüht, hier und da ein Stück hervor zu ziehen und zu ordnen, wobei

der verbissene Ingrimm nur durch ein unverständliches Murmeln laut wurde. Gerhardt, dessen Blut bei diesem Anblick fast erstarrte, ging auf die Alte zu, die, als sie ihn gewahrte, mit einer Geberde des Jammers, aber ohne ein Wort zu sprechen, die Hände zusammen schlug; dann trat sie zu ihm und sprach sehr leise: „Daß Gott erbarm, Herr Gerhardt! was müssen wir erleben! Aber eilt schnell in den Garten, ich folge Euch, es darf uns Niemand sehen!“ — Mit diesen Worten drängte sie Gerhardt fort, der mechanisch auch zur offenen Gartenthür eintrat. Frau Gertrud folgte ihm bald; sie führte ihn in einen entlegenen Gang und sprach, vom Weinen oft unterbrochen: „Dieser Greuel der Verwüstung, den Ihr hier sehet, bedeutet das Ende unserer guten Tage! Ach, es sind die Vorzeichen des Untergangs von Allem, was wahren Christen werth und heilig ist! Euer Vater und alle Mainzische Beamte müssen ihre Wohnungen räumen; man hat einen sächsischen Wirthschafts Inspektor hierher gesetzt. Die Plünderung ward streng verboten, doch was Ihr hier gesehen, ist eben nicht viel besser! Man drängte uns in solcher Eil heraus, daß wir kaum Zeit hatten, zu räumen, und das freche sächsische Volk half dann hinwegschaffen, was wir so eilig nicht fortbringen konnten. Ihr habt gesehen, auf welche Art!“ — „Aber, mein Vater!“ unterbrach sie Gerhardt mit Heftigkeit. — „Euer Vater, ach Gott! Ihr wißt ja selbst, wie schwach und hinfällig er seit den Unglücks Tagen war. Ihm mocht' es wohl schon ahnen, wie Alles kommen würde, denn seit vorgestern war er fast Tag und Nacht mit Pater Anselm eingeschlossen, und theils mit Beten, theils mit Hinwegschaffung der wichtigsten Dokumente beschäftigt. Als nun aber das Gefürchtete wirklich eintraf, großer Gott! da sank der arme Herr, vom Schlage getroffen, und er ist ohne Sinne und Bewußtseyn hinauf getragen in's St. Peters Kloster, wo er noch zwischen Tod und Leben liegt. — Aber, das ist auch noch nicht das Schlimmste! — Ihr, armer junger Herr! seyd gestern Abend durch schwedische Soldaten in der ganzen Stadt gesucht! Ihr seyd verdächtig geworden, Gott weiß, wodurch und welcher Unthat! Man späht auf's eifrigste nach Euch! Eilt, o eilt hinweg zu kommen, denn hier seyd Ihr nicht einen Augenblick sicher. Nur ein halbes Wunder hat Euch unentdeckt hierher gelangen lassen; aber ich habe schon auf Eure Flucht gedacht, da es mir immer ahnte, daß Ihr noch kommen würdet. Hier ist der Schlüssel zur hinteren Gartenthür, den ich für diesen Fall seit gestern bei mir getragen; und hier dies Gold, ich hatte mir's in Eures Vaters Dienst, die langen Jahre über, gespart zum Nothpfennig für meine alten Tage. Nehmt es von mir zu Eurer Flucht, ich werde ja wohl nichts mehr brauchen!“ Hier erstickte die Stimme der treuen Alten im Schluchzen, indem sie bemüht war, das Beutelchen mit dem Golde in Gerhardt's Hand zu schieben. — Er aber sprach mit gepreßter Stimme: „Behaltet Euer Gold, Mutter Gertrud, und laßt dafür lieber Messen lesen für das Heil meiner Seele! Auch ich brauche nichts, und werde, wohin ich nun gedenke, ohne Geld gelangen. Lebt wohl, schließt mich ein in Euer Gebet, und“ — hier wendete, er mit einer von Thränen gebrochenen Stimme, sich ab — „betet auch für die Seele der armen verlockten Maria!“ — Er riß bei diesen Worten sich von Gertrud los und eilte auf das Hinterpförtchen des Gartens zu, das nach dem Wall hinaus führte. Kaum hatte er dasselbe wieder verschlossen, als Pater Anselm, der durch den nämlichen Eingang Frau Gertrud hatte heimsuchen wollen, vor ihm stand. „Wohin willst Du, Gerhardt?“ sprach er mit

seiner gewöhnlichen düsteren Weise. — „Zu meinem Vater!“ entgegnete er; „seinen Segen zum Abschied mir zu holen!“ — „Es ist zu spät!“ antwortete der Mönch; „er ist gestorben und ihm ist wohl! Du aber bist verrathen mit dem, was Du thun wolltest, und verloren, denn auf jedem Wege, den Du einschlagen magst, erwarten Dich Späher und Du kannst ihnen nirgend entgehen. Nur im Peters-Kloster hoff' ich Dich verbergen zu können, wenn Du mit mir kommen willst!“ — „Nimmermehr!“ schrie Gerhardt; „ich sollte mich feige verbergen und am Ende wohl das Kloster und die frommen Brüder mit in mein Verderben ziehen! Nein, ich gehe, mich selbst aus zu liefern und vorher wenigstens noch einen Kopf dieser Hydra zu fällen. Vielleicht, daß dann mein Beispiel der muthigen Streiter mehrere erweckt. Lebt wohl, ehrwürdiger Vater, und gebt mir Euren Segen, den Segen meines armen Vaters!“ — Gerhardt kniete bei diesen Worten vor dem Pater nieder. Dieser hob schweigend die dürren Hände auf, seine erstorbenen Züge belebten sich und aus den fast erloschenen Augen, die er zum Himmel empor richtete, strahlte ein wunderbares Feuer. Nachdem er so in stummer Verzückung einige Minuten gebetet, berührte sein Finger mit dem Zeichen des Kreuzes Gerhardt's Stirn, dann aber wandte er sich ab und verließ ihn. Gerhardt blieb noch eine gute Weile knieend auf der Stelle liegen, den starren Blick voll unendlichen Schmerzes auf die kleine Pforte gerichtet, mit welcher das Gebiet des Lebens, der Jugend und der Liebe sich hinter ihm schloß. Die Geister vergangener Tage gingen noch einmal an seiner Seele vorüber, die Erinnerung der schönen Stunden, die er als Kind unter den Schatten dieser dicht verschlungenen Bäume gelebt, welche während so manchen Lenzes ihre Blüthen auf seine Knabenspiele gestreut und ihn als Jüngling mit ihrer Kühle umhaucht hatten, wenn er an Maria's Seite der Nachtigall lauschte, während die sanfte Gespielin Kränze wand, womit sie dann gemeinschaftlich ein Muttergottesbild schmückten. Diese schöne Zeit, sie glänzte noch einmal vor seiner nachtumdunkelten Seele und ihr rosiger Schimmer säumte die finstere Wolke der Gegenwart, in welcher sie untergegangen war, mit ihren goldenen Strahlen — aber nur um so schwärzer drohte sie jetzt, und Gerhardt eilte hinweg in die Wohnung des schwedischen Stadt-Commandanten, Grafen Löwenstein. Auf seine Frage nach demselben sagte man ihm, er sey ausgegangen. Gerhardt trat in den Hintergrund des finstern Hausraums. Eine bange Viertelstunde verging. Da schallten Tritte die Schildwache vor der Thür trat in's Gewehr und eine junge Ordonnanz, die seine Frage gehört hatte, rief: „Da kommt der Commandant!“ — Gerhardt drängte sich dicht an die Hausthür. Der Offizier schritt herein und im nämlichen Augenblick durchbohrte Gerhardt's Degen ihm die Brust, das er lautlos zu Boden sank. — „Verfluchter Mörder!“ schrie ein Zweiter, welcher ihm folgte; „das war also Deine Absicht!“ — Es war Dieskau; er wollte Gerhardt packen, aber vom Anblick dieses ihm verhaßten Feindes zu noch größerer Wuth entflammt, durchstieß die mörderische Waffe im nämlichen Augenblick auch Dieskau's Brust. — „Um Gott, unser Oberst! Oberst Corvil!“ schrie die Schildwache, schrieen die Diener, welche voll Entsetzen herbei stürzten. Er war es, den der Unglückliche, durch jenen Ausruf getäuscht und von Wuth verblendet, für den Grafen Löwenstein gehalten und blindlings gemordet hatte. Die Soldaten eilten herbei, aber Gerhardt verkaufte sein Leben theuer; noch Einer ward niedergestoßen und Mehrere hatte er verwundet, eh' es gelang, sich seiner zu bemächtigen. Er ward dann so-

gleich in engen Gewahrsam auf die Cyriaksburg gebracht.

Corvil's blutige Leiche trugen seine Reiter unter heißen Thränen nach Großmann's Hause. Maria's Schmerz, als sie erfuhr, durch wessen Hand er gefallen, ward zum trostlosen Jammer. Gerhardt aber büßte in der Folge seine That mit dem Tode auf dem Blutgerüst, nachdem er über sein Wollen und Vollbringen ein freies Bekenntniß abgelegt.

Und als im December 1631 die Königin Marie Eleonore nach Erfurt kam und einige Zeit dort verweilte, ging Maria einst, ihrer Gewohnheit nach, zu Corvil's Grabe, um hier für beide Verstorbene zu beten, obwohl Gerhardt's Asche nicht in geweihter Erde ruhen durfte. Da saß an Corvil's Hügel eine zarte Frauengestalt in Trauer-Kleidung, und als sie das Haupt erhob, fuhr Maria erschreckt zurück, denn sie glaubte sich selbst zu schauen. Auch die Fremde schien nicht minder erschrocken. Maria aber trat ihr schüchtern näher und sprach mit Wehmuthstönen: „Ihr seyd Editha und wollt, gleich mir, an diesem Hügel weinen!" — Die Fremde breitete, statt der Antwort, die Arme aus und zog Maria, leise schluchzend, an ihr Herz. Corvil's nachgelassene Papiere, von seinen Freunden der Mutter sorgfältig überbracht, hatten sie schon mit Maria bekannt gemacht; das goldene Herz, welches diese stets bei sich trug, und sein Inhalt vollendete Alles. Editha wollte die schmerzlich erworbene Freundin nicht mehr lassen und Maria hatte längst die Sehnsucht gehegt, ihr Leben in Editha's Nähe zu beschließen; so begegneten ihre Seelen sich auch in diesem Wunsche.

Gerhardt's unglückliches Schicksal und Maria's schmerzliches Loos, so wie des werthen Freundes früher Tod, hatten dem Rathmeister Großmann die Vaterstadt und seine Verhältnisse verleidet. Der Protestanten ungewisse Lage in seinem Vaterlande bestärkte ihn in dem Entschluß, dasselbe zu verlassen. Er legte seine Stelle nieder, verkaufte seine Besitzungen und trat als Geheimschreiber in die Dienste der schwedischen Königin. Und als anderthalb Jahre später der Wittwenschleier auch Marie Eleonorens Haupt umhüllte, da zogen alle Drei mit der erhabenen Leidersüllten nach dem fernen Norden und blieben dort in Liebe und Trauer vereint bis an ihr Ende.

A. v. G.

Der Bär und der Bassa.

Zu dem beliebten Vaudeville: „Der Bär und der Bassa" ist nachstehende, in den „Promenades pittoresques dans Constantinople et sur les rives du Bosphore" von Herrn Pertuisier erzählte Anekdote die erste Veranlassung gewesen: Zwei Gauner der letzten Classe suchten in Constantinopel ihr Glück zu machen. Sie wußten, wie hoch in Gnaden die Franken bei dem Kaiser Selim III. (gest. 1807 standen, und wie leicht es war, Zugang bei ihm zu finden, sobald man den Ruf hatte, eine neue Erfindung gemacht, ein neues Kunstwerk erdacht oder herüber geschafft zu haben. Alles was aus Europa kam, und den Reiz der Neuheit hatte, war dem Kaiser willkommen. Dies brachte die beiden Glücksritter auf den Einfall, an zu kündigen: es sey ein Bär aus Frankreich angekommen, der ganz artig auf dem Piano spiele. Ganz Constantinopel erstaunt bei der Nachricht: sie dringt bald bis zu Selim. Der Kaiser befiehlt, ihm den musikalischen Bären vor zu führen. Der Bär und sein Lehrer und Führer begeben sich, zur vorgeschriebenen Stunde, in das Serail, werden in einen großen Saal ein-

geführt, wo, hinter den Gittern desselben, die vor Ungeduld brennenden Sultaninnen und Sklavinnen des Harems die Ankunft des Kaisers erwarten, damit das Wunderspiel beginne. Mitten im Saale stand ein Piano. Selim ließ nicht lange auf sich warten und betrachtete den vierfüßigen Künstler mit großer Aufmerksamkeit. Sein Führer bat um Erlaubniß, seinen Lehrling die vorläufigen kleinen Bärenkünste machen zu lassen; er mußte tanzen, über den Stock springen, die Pfote geben, seinen Herrn krauen und liebkosen u. s. w. Als er aber sich auf die Hinterbeine hob, gravitätisch auf das Piano zuging, präludirte, spielte und gut spielte, stieg die Bewunderung der eingegitterten Damen und aller männlichen Umstehenden auf's höchste, so daß der Kaiser vom Eigenthümer den Preis seines rauhen Virtuosen zu wissen verlangte. — Man denke sich das Entsetzen des Letzteren bei der hohen, unverdienten, höchst unerwarteten Ehre. Um so mehr stieg die Angst bei ihm, als sein Herr sich mit kälterem Blute in die Unterhandlung einließ und nicht abgeneigt schien, einen so vortheilhaften Handel zu schließen. Der Bär rieb sich an seinem Begleiter. „Ums Himmelswillen", brummte er ihm leise zu, „laß mich hier nicht zurück, laß mich nicht im Stich!" Je mehr er schmeichelte und liebkoste, desto höher stieg das Verlangen des Sultans, das seltene Thier zu besitzen. Endlich ließ sich der Führer durch die Noth des Bittenden in so weit bewegen, daß er, um Selim ab zu schrecken, eine ungeheure Summe forderte: der Kaiser aber beauftragte seinen Khasnadar, unverzüglich den Franken zu bezahlen, und den Bostangi Baschi, den Bären in die Menagerie abführen zu lassen. — Bis dahin hatte sich das Thier im Aeußeren ruhig verhalten; jetzt war es Zeit, los zu brechen. Mit fürchterlichem Gebrüll hob es sich auf seine Hintertatzen, zeigte Zähne und Klauen, und rannte zur offenen Thür hinaus, von seinem Führer begleitet. Man hält sie nicht auf, den Ersten aus Furcht, den Andern in der Meinung, er wolle ihn einholen und zurück bringen. Was that der betrogene Sultan? Was ein weiser und kluger Regent thut, wenn er nicht betrogen worden. Er hatte die verwegene List der beiden Gauner durchschaut und sich an dem für sie mißlungenen Ausgang im Voraus belustigt.

Cletak.

---

* Sage.

Als über den erhab'nen Tugendlehrer,
Dem Reinen, welcher so geduldig
Trug uns're Last; man einst das Schuldig
Gesprochen, und verwegne Ruhestörer
Ihn schmähend leiteten zum Golgatha —
Wo man nun bald das Schreckens-Schauspiel sah:
Wie er, der einer Welt das Heil erwarb,
Als Missetäter zwischen Mördern starb —
Und auf dem Weg den er mußte wandeln,
Man ihn, den Freund der Menschen, zu mißhandeln,
Sich brach von einem Baume zarte Zweige,
Sah man daß dieser schnell die Krone neige,
Sah man der Blätter Spitzen tief zur Erde reichen
Des höchsten Schmerzgefühles heilig-ernstes Zeichen. —

Und dieser Baum, der damals stark und wild
Nur aufwuchs, steht seitdem des Harmes Bild; —
Wie er das Haupt gesenkt bey des Versöhners Leide,
So senkt er es noch jetzt; man nennt ihn: Trauerweide. —

E. Reindahl.

Anekdoten.

Rameau sagte bei der Probe einer seiner Opern zu einer Sängerin: „Geschwinder! Geschwinder!"

Wenn ich noch geschwinder singe, so versteht man kein Wort des Textes.

„Ei, was schiert mich der Text! rief er aus: wenn man nur die Musik hört."

Hierin liegt die Auflösung des Räthsels, weßhalb die berühmtesten Tonkünstler bei ihren Compositionen so wenig Rücksicht auf den Text zu nehmen pflegen.

Eine Dame mußte die Theegesellschaft verlassen, weil sie Geschäfte abriefen. Sie fragte deßhalb einen Herrn: „Können Sie mir nicht sagen, was die Glocke ist?" — Der Mißverstehende antwortete schnell: „Ein Gedicht von Schiller, so viel ich weiß."

Gevatter! sagte ein Hauptmann des Landsturms zu seinem Feldwebel: der Feind ist im Anmarsch. Seht, ich erhalte so eben den Befehl, alle schwere Kranke in's Haupt Spital zurück zu schicken.

Die schweren nur? fiel dieser ein: Gott's Donnerstag! da müssen wir sie doch, vor Allem, nach der Rathswage schaffen.

Eine Dame war einst im Begriffe in einer Gesellschaft den Gemeinspruch anzuwenden: „Im Reiche der Blinden ist der Einäugige König." Die Haltung der sie Umgebenden belehrte sie, daß ein Einäugiger gegenwärtig sey. Kaum hatte sie die Worte: Im Reiche der Blinden — ausgesprochen, so hielt sie inne und erröthete. Der gebildete und artige Einäugige zog sie aus der Verlegenheit. Warum halten Sie inne, Madame? — rief er schnell aus — Sie waren im Begriffe mich zum Könige zu erheben.

Einst kam zu Paris ein junger Mann auf die National-Bibliothek, und fragte: Wer den Ankauf der Handschriften besorge? Man führte ihn zu Hrn. D... Dieser glaubt, es sey von einer kostbaren Entdeckung einer alten Handschrift die Rede, und verlangt den Schatz zu sehen. Der Jüngling entrollt sein Heft: „Das Werk, sagte er: welches ich Ihnen zu übergeben die Ehre habe, ist ein Schauspiel in Versen; ein Stück, setzte er bescheiden hinzu: dessen sich Moliere selbst nicht schämen dürfte, und das ich der Theaterdirection nicht übergeben wollte, da ich ihren Mangel an Delikatesse kenne." Hr. D. war über diesen Zug von Naivetät sehr erstaunt, und konnte dem Dichter nur mit Mühe begreiflich machen, daß der Staat seine Gelder nicht auf solche Handschriften wende.

Der Kapelmeister Himmel gab einst der Sängerin Dem. Schmalz, als sie von Berlin nach Dresden reisete! ein Schreiben an den dortigen Kapellmeister Naumann mit, das nur die nachstehenden wenigen Worten enthielt:

„Hier schickt Ihnen der Himmel einen Engel."

Ein Violinist, ein sehr mittelmäßiger Künstler rühmte sich in einer Gesellschaft, daß er

so glücklich gewesen sey, in einer Auction den Bogen zu erstehen, womit der berühmte Tartini gespielt habe.

„Schade, versetzte Einer: daß Sie die Hand nicht mit erstanden, die diesen Bogen sonst geführt hat."

Kleine Gedichte.

1.

Redekunst

Der Kläger.

Sieh hier Dein Kind auf meinen Armen!
Der Junge gleicht Dir auf ein Haar!
Wie? Kein Gewissen? Kein Erbarmen?
Verläugnest Du Dein Blut, Barbar?
Vernimmst Du nicht sein klägliches Gewimmer?
Weint nicht das Auditorium?

Der Angeklagte.

Du wimmerst, liebes Kind! Warum?

Kind.

Der böse Herr da zwickt mich immer.

2.

Schwiegerväterliche Zusage.

Sollte — doch geschieht es nie —
Sie den Schwur der Treue brechen,
Darfst du blos ein Wörtlein sprechen:
Sie zu strafen, dich zu rächen,
Schwiegersohn! Enterb' ich sie.

3.

Die Erläuterung.

Du weinest laut. So sprich: was hast du Knabe? —
„Ich habe nichts." — Und weinst? — „Weil ich nichts habe."

4.

Beschwichtigung.

Herr Crac, verlacht vom Kellnerjungen,
Fährt auf, und zieht, und sticht ihn todt.
Der Gastwirth kommt herbeigesprungen,
Erblaßt, und schreit, und flucht und droht.
„Nu! Mach' er doch mit Händeringen
Und Toben mir den Kopf nicht heiß!"
Rief Crac: „Er darf den Naseweis
Ja nur auf meine Rechnung bringen!"

Charade von drei Sylben.

Wer trüg' die Ersten nicht von Zeit zu Zeit? —
Sie sind der Schatten in dem Bild des Lebens.
War'st andern sie zu mildern Du bereit,
So stirb getrost, Du lebtest nicht vergebens.

Das Zweite hebt sich leicht und schlank empor,
Ein Prachtstück aus der Baukunst Meisterhänden.
Es ist das Ruder an dem Feuerrohr
Den raschen Tod, wohin Du willst, zu senden.

Das Ganze wüthet in des Menschen Brust
Daß oft er sinkt mit ihm in heißem Ringen.
Erfüllt, wird's Dir des Lebens höchste Lust,
Und nicht erfüllt, leicht die Verzweiflung bringen.

Druckfehler.

In Nro. 92, Seite 732. Letzte Spalte, Zeile 11 von unten, lese man Oboe statt Ober.

(Hierbey eine wöchentliche Beylage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeppe. d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönken.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 93.

Bremen, Donnerstag den 20. November 1823.

Gestorben.

Den 7. November. 1823, starb auf Erichshoff, Kirchspiels-Leeste, der hiesige Bürger und Schneidermeister Albrecht Cordes 49 Jahr.

Den 8. November. Des Arb. Hermann Eitzen Sohn, 1 J., a. d. gr. St. Annenstr. Nro. 47.

Den 9. November. Der Böttcher Joh. Hinr. Winters 75 J., a. d. Pelzerstr. Nro. 3.

Den 9. November. Des Küpers Christoph Gading Sohn, am Stephanithors Bollwerk Nr. 3. 6 Tage alt.

Den 10. November. Der Matrose Georg Gottf. Peterssen 44 J., a. d. Kirchenstr. Nro. 12,

Den 11. November. Der Seefahrer Johann Christoph Wilkens 23½ J., a. d. Stintbrücke Nro. 4.

Den 11. November. Des Arb. Johann Meyers Wittwe, geb. Bothe, 84½ J., am Buntenthorsteinweg.

Den 11. November. Des Landmanns Tölke Lahrs Ehefrau, geb Klatte, zu Neuenlande 54 Jahr.

Den 12. November. Des Tischlers Peter Christian Aukamp Tochter, 5¼ J., Hohenthorstr. Nro. 16.

Den 14. November. Des Kornstechers Diederich Hinrich Bellmer Tochter, 1½ J., a. d. Marterburg Nro. 37.

Den 14. November. Des Schuhmachers Joh. Georg Bauer Wittwe. geb. Schröder; 55 J., a. d. Marterburg Nro. 16.

Den 14. November. Des Arb. Wilhelm Surmanns Wittwe, geb. Hillbrand; 85 J., Barkhoff Nro. 9.

Den 15. November. Des Gastwirth Joh. Carl Hillmann Sohn, 3¼ J., am Buntenthorsteinweg Nro. 14.

Den 4. September 1823, starb zu Florenz, der Studiosus Daniel Friederich August Klugkist aus Bremen, 18 Jahr alt.

Geburten.

Den 3. November. Des Arb. Diederich Hinrich Heitmann Ehefrau, geb. Bischoff; am Rövekamp, von einem Knaben.

Den 7. November. Des Küpers Cord Hinrich Gernandt Ehefrau, geb. Eckenberg a. d. kl. Fuhrleutestraße Nro. 19, von einem Mädch.

Den 8. November. Des Miethkutschers Johann Hellman Ehefrau, geb. Nonnenkamp a. d. Grasenstr. Nro. 46, von einem Knaben.

Den 9. November. Des Strumpfwebers August Hinrich Klutte Ehefrau, geb. Fresen; a. d. Häfen, Nro. 5, von einem Knaben.

Den 9. November. Des Goldschmidts Albert Nehrmann Ehefrau, geb. Wetzig; am Stelwall, von einem Mädchen.

Den 10. November. Des Arb. Johann Müller Ehefrau, geb. Junge; zu Schwachhausen Nro. 8, von einem Knaben.

Den 10. November. Des Schuhmachers Johann Hinrich Naber Ehefrau, geb. Bothmer; auf Stangenhoff, von einem Knaben.

Den 11. November Des Kahnschiffers Hinr. von Harten Ehefrau, geb. Sanders hinterm Stephanithorswall Nro. 23, von einem Knaben.

Den 11. November. Des Arb. Diederich Hinr. Schlacke Ehefrau, geb. Koch; Kiesstr. Nro. 1, von einem Knaben.

Den 11. November. Des Arb. Simon Bernhard Ehefrau, geb. Marschhausen; am Rövekamp Nro. 39, von einem Mädchen.

Den 12. November. Des Arb. Wolter Schnau Ehefrau, geb. Schramm; a. d. Düsternstr. Nro. 30, von einem Knaben.

Den 12. November. Des Schreiblehrers Hinr. Gerhard Neuhaus Ehefrau. geb. Meyerdierks; a. d. Spitzenkiel Nro. 8, von einem Mädchen.

Den 13. November. Des Malers Franz Rosenkranz Ehefrau, geb. Knoll; Ansgariithorswallstr. Nro. 44, von einem Knaben.

Den 13. November. Des Bierbrauers Johann Friederich Christoph Köhne Ehefrau, geb. Johansen; a. d. Herrlichkeit Nro. 10, von einem Knaben.

Den 13. November. Des Seegelmachers Daniel Entholt Ehefrau, geb. Meyer; a. d. Spielleutestr. Nro. 4, von einem Knaben.

Den 14. November. Des Arb. Herm. Friederich Tiesing Ehefrau, geb. Corssen; auf Läschenhoff Nro. 13, von einem Mädchen.

5 uneheliche Kinder, 4 Knaben, 1 Mädchen, wovon 4 von den Vätern anerkannt worden.

Copulirt sind.

Der Schreiber Ernst Friederich Backhoff, mit Anna Margaretha Hackmann, von hier.

Der Kramer-Amtsgenosse Franz Herm. Brunssen, mit Jungfrau Gebecke Elisabeth Stucken, von hier.

Der Schullehrer, Johann Christian Conrad Lampe, mit Beta Luisa Charlotte Meyerholtz, von hier.

Der Maurer Hinrich Boschen von hier, mit Anna Maria Christina Elisabeth Eggers, aus Glückstadt.

Der Schiffszimmermann Hermann Lindemann, mit Johanna Lampe, von hier.

Der Schuhmacher Johann Christian Keiner von hier, mit Margaretha Adelheid Heinken, aus Blocken-Kirchspiels Stuhr.

Der Stuhlmacher Johann Christian Hohn, mit Adelheid Buschmann, von hier.

Der Wassermüller Philipp Ernst Kessler, aus Heidelbeck, mit Conrad Wille Wittwe, Lucia geb. Toß, von hier.

Der Höcker Johann Friederich Conrad Oevermeier, aus Calldorff, mit Margaretha Charlotte Preen, aus Lemförde.

Dimissoriales ertheilt, an:

Johann Christoph Wohlers, Landmann zu Schwachhausen, und Gebecka Reiners zur Lehs-

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 94.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 23. November 1823.

Die Sonne löscht aus — heiß brennt die Schlacht,
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Schiller.

Lied von der Schlacht.

Schlacht ist mein Lied!
Rollen soll es, wie der Donner,
Der des Aethers tönende Bahnen
Krachend durchbraus't —
Stürmen Wie die Windsbraut,
Die der tiefen Nacht
Ernstes Geheimniß stört
Und die Gräber öffnet —
Also soll stürmen mein Lied!

Jünglinge zogen zur Schlacht,
Feurige, rufend den Tod.
Offen war ihre Brust,
Ihre Locken wallten im Sturme,
Ihr Auge schleuderte Blitze —
Ihre Hand schwang den scharfen Stahl —
Freiheit! Vaterland! Sieg,
Rief der zuckende Mund.

Der Tod schritt über das Feld
Langsam und ernst —
Sein weites Gewand trof von Blut.
Manch Auge brach, als er nahte.
Eisig griff seine Hand an das Erz,
An der Jünglinge glühendes Herz.
Manchem Aug' entquoll die Thräne,
Als der Bruder in's Gras sank —
Aber sie zagten nicht.

Vorwärts! vorwärts! wo die Banner
Dort in der eisernen Rotte glühn!
Auf! beginnt den Gesang!
Und sie sangen:

„Ernster Schwur der Todesweihe,
Großer Schwur der stillen Nacht,
Sey uns nah' zu heil'ger Treue
In der hellen Siegesschlacht!
Starker Helden Schlachtentod
Weckt der Freiheit Morgenroth!"

Schwerter klangen, Speere sausten,
Dumpf rasselten der Feinde
Erzene, leuchtende Panzer,
Aber der Jünglinge Schwerter
Waren scharf, wie der Sturm,
Auf ihrer Schneide lagen Blitze —
Sieg! rief die blutige Schaar.

Weitere Kreise zieht die Schlacht,
Fern am Walde donnert's,
Daß der alten Eiche Wipfel
Hallend stürzt durch der Zweige Dach
Hinab zur bebenden Erde.
Dort, wo das glühende Abendroth
Friedlich die Welle röthet,
Dort, wo des Hügels Erhöhung
Kühnerem Andrang wehrt, —
Dort und überall brüllet tausendstimmig
Die gräßliche, mordende Schlacht.
Bäche schwellen von Blut,
Menschen sinken durch die Karthaune,
Wie dürres Gras durch die Sichel —
Tausende bluten — Alle Brüder! —
Und noch schwankt die eherne Wage.

Horch! horch! Freudiger Hörnerklang
Dort aus des Waldes Dickicht —
Männerwangen erbleichen —
Die letzten Banner sinken! —

Die Nacht schwebt heran auf leisem Fittig.
Ernst und ruhig blickt der kalte Mond
Auf das leichenbesäte Saatfeld.
Manches Auge schließt sein feuchter Strahl,
Viele begrüßten ihn nicht mehr.
Auf wankenden Halmen bebt
Blutiger, kalter Thau,
Und der flüsternde Nachtwind
Trägt die Seelen der Geschiedenen
Heimwärts in das Reich des Friedens.

Glückselig ihr, die ihr im heiligen Kampfe
Fielet für Freiheit und Recht!
Eure Namen nennen begeistert
Dankbare Enkel,
Blicken auf und schwören
Treue dem Vaterland —
Schwören und segnen euch!

F. Hoffmann.

Leben des „drei Mal todten drei Mal erstandenen" Capitains Franz Civille, von ihm selbst beschrieben.

Franz Civille, ein Edelmann aus der Normandie, geboren 1536, war Capitain einer Compagnie Fußvolks in Rouen, als diese Stadt (1562) vom Könige Carl IX. Bei einem Hauptsturm am 15. Oktober vom Gouverneur des Platzes, Grafen Montgommery, zur Vertheidigung eines gefährlichen Postens beordert, traf ihn gegen das Ende des Sturms ein Schuß aus einer Armbrust in den Backen und verletzte ihm die rechte Kinnlade; die Kugel fuhr neben der Kehlgrube und durch den Ringkragen heraus. Civille stürzte vom Wall in den Graben, und wurde, nachdem der Sturm abgeschlagen war, von einigen Pionieren, nebst einem andern Leichnam, in eine Grube geworfen und leicht mit Erde bedeckt. Hier blieb er von 11 Uhr Vormittags bis halb sieben Uhr Abends, als sein Diener *) vom Grafen Montgommery die Erlaubniß erhielt, seinen vermißten Herrn auf zu suchen und anständiger zu beerdigen. Ihm wurde ein Adjudant des Grafen beygegeben. Sie kamen an die Grube, zogen den ersten Leichnam hervor und untersuchten ihn, ohne ihn wieder zu erkennen. **) Eben so wenig erkannten sie den zweiten Körper,

*) Nicolaus de la Barre, aus dem Dorfe Rivolet bei Verona.

**) Es war ein Materialhändler, N. ens Claude de Forestier.

so sehr war er von Blut, Koth, Blässe und Geschwulst verunstaltet. Es war überdies Abend, und die Suchenden entschlossen sich, die Leichname wieder in die Grube zu werfen und mit etwas Erde leicht zu verscharren. Eben wollten sie sich zurück begeben, als der Adjudant eine hervor ragende Hand bemerkte und umkehrte, um diese fester mit dem Fuße ein zu treten. Hier fiel ihm aber bei dem Mondschein ein Demant-Ring am Finger der Hand in die Augen; er zog ihn ab und zeigte ihn unterweges dem Diener mit dem Bemerken: seine Mühe sey nicht ganz verloren. Jener erkannte den dreieckig gefaßten Stein, eilte zurück, scharrte den Körper aus, wusch das blutige Gesicht sorgfältig ab, erkannte seinen lieben Herrn, herzte und küßte ihn mit zärtlicher Wehmuth, und machte dabei die Entdeckung, daß noch einiges Leben und Wärme in ihm sey. Mit Hülfe seines Begleiters (Beide waren zu Pferde) brachte er ihn in das Kloster der heil. Clara, welches zum militairischen Lazareth diente, und übergab ihn den Wundärzten zur Untersuchung und Pflege. Diese wollten sich nicht — wie sie sagten — mit einem Leichnam befassen, erklärten den Capitain für ausgemacht todt, und alle Versuche, ihn wieder in's Leben zu bringen, für vergeblich. Sie hätten, sagten sie, so großen Mangel an Arznei, daß sie dieselbe an Leichnamen nicht verschwenden könnten. Der Diener mußte sich entschließen, den Körper seines Herrn nach seiner Wohnung zu bringen. Hier lebte er zwar wieder auf, lag aber fünf Tage und fünf Nächte ohne Bewegung, sprachlos, ohne Gefühl, in brennendster Fieberhitze. Einige Freunde und Verwandte des Verwundeten begaben sich, auf Bitte des Dieners, zu ihm hin, nahmen zwei Aerzte und einen Wundarzt an und übergaben ihn ihrer Pflege. Die Wunde wurde untersucht und für tödtlich erklärt; dennoch legte man den Verband an und benutzte die gewöhnlichen Heilmittel. Es wurde dem Kranken ein Haarseil durch den Hals gezogen; man brach ihm die Zähne auf, zwang ihm einige starke Fleischbrühe durch die geschwollene Kehle ein, und fand am folgenden Morgen, bei dem Abnehmen des Verbandes, eine Menge Eiter, der aus der Wunde geflossen war, und weniger Geschwulst in Hals und Kopf. Der Kranke gab Zeichen von Gefühl und Besinnung, ließ Klagetöne hören und die Worte vernehmen: „Han! Han! mein Arm!“ kannte aber Niemand von den Umstehenden wieder. Allmählich und stufenweise kam er zu sich, erwachte wie aus einem tiefen und langen Schlaf; das Fieber nahm ab, die Wunde gestaltete sich zur Besserung; man schöpfte Hoffnung — als am eilften Tage nach der Schußwunde (den 26. Oktober) Rouen mit Sturm überging. Dieser Umstand und die davon unzertrennliche Verwirrung hatten einen Fieber-Rückfall zur Folge. Dazu kam, daß das Haus, worin er wohnte, geplündert wurde. Anfangs behandelten ihn vier bei ihm im Quartier liegende Soldaten menschlich, weil ihr Hauptmann Civille's Waffenbruder gewesen war. Sie wurden aber nach einigen Tagen verlegt, und seine Zimmer einem schottischen Garde-Lieutenant angewiesen. Dieser rohe Krieger gab seinen Dienern Befehl, auf zu räumen und den Bewohner hinaus zu werfen. Es geschah. Der kranke, verwundete Fieber-Patient wurde aus dem Bette in eine finstere Hinterkammer gebracht und auf einen schlechten Strohsack geworfen. Ein weit härteres Loos stand ihm bevor. Einige feindliche Offiziere, mit welchen Civille's jüngere Bruder Händel gehabt, suchten, vom Namen irre geleitet, diesen im Hause auf, ihn zu ermorden; und als sie, statt seiner, den älteren Bruder fanden, ließen sie ihn aus dem

Fenster stürzen. Zum Glück war das Fenster nicht hoch; er fiel auf einen Misthaufen, in der Nähe eines Pferdestalles, blieb drei Mal vier und zwanzig Stunden im bloßen Hemde, mit einer Nachtmütze auf dem Kopfe, liegen, dem Wind und Wetter ausgesetzt, ohne Hülfe, Pflege und Nahrung. Endlich erkundigte sich ein Anverwandter, der zum Besuch nach Rouen gekommen war und seine Wohnung kannte, nach ihm. Eine alte Frau wies ihn in den Hof, und in der Einbildung, er sey längst gestorben, zeigte sie ihm den seit drei Tagen auf dem Mist liegenden Leichnam, wunderte sich aber nicht minder als der Vetter Croisset, als sie noch Leben in ihm fand. Civille war so schwach, daß er nicht reden konnte, und nur durch Zeichen zu verstehen gab, ihn dürste. Man brachte ihm Bier, das er mit Begier verschlang; als man ihm aber ein Stück Brod in den Mund stecken wollte, würgte er daran, und würde haben ersticken müssen, hätte man es nicht wieder herausgezogen, so sehr war die Speise-Röhre verengt. Was den Tod eines Gesunden herbei geführt hätte, Hunger, Durst und Kälte, diente dem Kranken zur Genesung; er hatte sein Fieber verloren, und konnte einige Stunden nachher zu Wasser nach dem Schlosse Croisset, eine Stunde unterhalb Rouen, an der Seine, gebracht werden. Diesen Dienst leisteten ihm dieselben vier Soldaten, denen er schon früher so viel zu verdanken gehabt hatte. Sie verrichteten das Werk der Menschenliebe, ohne daß es Herr von Croisset gewußt, denn dieser, ein Catholik, würde, aus Furcht vor Verfolgung, Bedenken getragen haben, seinen Verwandten, einen Hugonotten, am hellen Tage zu retten. Als aber der Zug vor dem Schlosse ankam, entstand ein neues Hinderniß. Der Schloßvogt wollte ihn nicht einlassen, verlangte die Vorzeigung, eines Befehls seines Herrn, und ließ den Kranken eine ganze Weile vor der aufgezogenen Brücke warten. Es war eine schneidende Kälte; Civille würde erfroren und umgekommen seyn, hätte ein abgeschickter Diener seines Vetters ihm nicht den Eingang vermittelt. Dies war aber auch Alles; denn die übrige Pflege und Wartung war so beschoffen, daß, wenn die Natur ihre Dienste versagt hätte, der Kranke hätte sterben müssen. Statt ärztlicher Salben und Mittel wurde Brodkrumme mit Eygelb vermischt und geknetet auf seine Wunden gelegt, und Alles in diesem Verhältniß. Herr von Croisset erfuhr die Drangsale des Vetters, sandte ihm einen Arzt und denselben Wundarzt, der zuerst um ihn gewesen war. Sie blieben zwei Tage bei ihm, versorgten ihn mit Heilmitteln, besuchten ihn ab und zu, verließen ihn nur, nachdem die Heilung in gutem Gange war. Auch sein treuer Diener hatte sich wieder eingefunden, und nun, als er so weit hergestellt war, daß er sich auf den Weg machen konnte, wurde beschlossen, ihn, zur völligen Heilung, zwei kunsterfahrnen Edelleuten seiner Bekanntschaft im Lande Caux an zu vertrauten. Die angewandten Mittel schlugen so gut an, daß Civille in Zeit von sechs Wochen für ganz hergestellt angesehen werden konnte. Es blieb ihm von seinen überstandenen körperlichen Leiden nichts zurück, als hartes Gehör und der eingebüßte kleine Finger an der rechten Hand. Man erinnere sich an sein „Han! Han! mein Arm!“ Damals erst fand man, daß ihm dieselbe Kugel, die seinen Hals getroffen, auch den kleinen Finger abgerissen hatte. Er trat von Neuem in Kriegsdienste, wo es ihm nicht an Anstrengungen und Mühseligkeiten fehlte. Von Zeit zu Zeit ging die Wunde am Kinnbacken wieder auf; es setzten sich kleine Geschwüre an, die ihm empfindlichen Schmerz verursachten und nicht selten so gefährlich wurden, daß er

einige Mal dem Tode nahe war. — Als 1585 der König Heinrich III. die Hugonotten aus Frankreich vertrieb, ging Civille nach England über. Hier vertraute er sich ein Jahr darauf zwei geschickten Aerzten an, durch deren Hülfe er erst völlig wieder hergestellt ward. Er selbst hat 1606 (im Alter von mehr als 70 Jahren und 44 Jahre nach erhaltener Wunde) seine Geschichte aufgesetzt. Er mußte sie, in einer Audienz, der Königin Elisabeth erzählen, welche ihm viel Theilnahme und Mitleid, und überdies einen Diamant-Ring schenkte. — Man bemerkt noch von ihm, daß er sich immer unterzeichnete: „Franz von Civille, drei Mal todt, drei Mal begraben, drei Mal durch Gottes Gnade wieder in's Leben erstanden." Seit seiner Auferstehung hat er sich zwei Mal vermählt. Sein Todestag ist unbekannt; seine Familie lebte noch 1698 in England. *)

C.

*) Diese authentische Erzählung steht in M. Misson's Reisen.

Die Geschichte der Zitterpappel.

(Populus tremula.)

Eine botanische Mythe.

Wollt Ihr wissen, warum die Espe zittert, wenn im schwülen Sommer kein Lüftchen sich regt und die andern Bäumen des Waldes mit dickbelaubten Zweigen ruhen und kühlende Schatten streuen? — Hört ihre Geschichte.

In der verhängnißvollen Stunde, wo unser Herr am Kreuze hing und die Sonne den Trauerflohr um sich hüllte, ging ein Zagen durch die ganze lebende Natur.

Der Mensch, erschrocken und still, erwartete mit banger Seele den Ausgang des Ungewöhnlichen, Nieerlebten. Die Thiere des Waldes verkrochen sich und wagten sich nicht aus ihren sichern Höhlen. Keine Grille zirpte, keine Fliege summte, kein Vogel zwitscherte. Alles war stumm, schwül und trauernd. Nur die Blumen, die Sträucher und Bäume murmelten noch in ihrer Sprache und erzählten sich die Geschichte der hochheiligen Zeit. Die hohen Zedern auf Libanon (Pinus cedrus) rauschten im dumpfen, schauernden Chor hoch in den Lüften, und dunkleres Grün, fast wie Nacht, umzog den Hain.

Ach! nun ist er dahin! wisperte leise die Thränenweide von Babylon (Salix Babylonica) und tief herab hing sie die trauernde Zweige in den Euphrat. Der Winzer ging durch den Weinberg und sah wie die Rebe weinte. Und als nun die Frucht gereift und der Most gekeltert war, nannten sie es Thränen Christi (Lacriymae Christi). Aber um Golgatha erhob sich ein süßer Duft. Ihn schickte die Viole der Nacht (Hesperis tristis) herauf, zur Kühlung dem leidenden Gottes-Sohne, und die Iris susiana sprach zur Schwester Zypresse; In Trauer will ich mich kleiden, von nun an! — Und ich, erwiederte die Zypresse; will wohnen an den Gräbern, zum Denkmal dieser Stunde.

Da erhob sich ein leises Wehen durch die schwüle Dämmerung. Es war der Todesengel Astaroth, der daher zog zum Kreuze. Und als es nun von da herab stöhnte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!" zitterten alle Zweige, alle Blätter und alle Blumen.

Nur die Espe, ein stolzer, hoher, kalter Baum, stand ungerührt am Golgatha.

Was kümmert uns, sprach sie: Dein Leiden! Sind wir doch rein, wir Bäume, Blumen und Pflanzen und haben nicht gesündiget!

Aber Astaroth, der Todesengel, nahm die schwarze Schaale mit des Erlösers Blute und goß sie aus an der Wurzel der stolzen Espe. Da erstarrte der unglückliche Baum. Seine Blätter senkten sich. Nimmermehr kam Ruhe wieder in seine Zweige, und wenn alles still ist, selig und ruhig, zagt und zittert sie, und heißt Zitterpappel bis auf den heutigen Tag.

C. Weisflog.

Nothlüge.

Vor seiner Thür, im Schlafrock und Pantoffeln, ging
Ein ausgefeimter Dieb des Morgens früh spazieren,
Als von der Polizei, ganz unverhofft und flink,
Ein Häscher kam, den saubern Gast zu arretiren:
„Wohnt hier Herr N.?“ fragt arglos ihn der Officiant,
Der unsern schlauen Fuchs persönlich nicht gekannt.
„„Mein Herr! sprach N., (der Argwohn aus dem Mann' gesogen,)
Bemühen Sie sich nicht, Herr N. ist ausgezogen.““

Nach langem Forschen fand man später doch den Wicht,
Und als man Lügner laut ihn nennet vor Gericht,
Spricht er: „„Verzeihen Sie, ich hatte nicht gelogen,
Ich war im Negligé, und folglich ausgezogen.““

Hannover.

Georg Harryk.

Aphorismen.

Einige suchen in der Wissenschaft ein Ruhebette, auf dem ihr brausender Geist schlummre, — andere einen Thurm, von dem sie hochmüthig herabschauen, — andere eine Werkstatt und Bude, worin sie handwerken, verkaufen, verdienen, — wenige suchen in ihr die reiche Schatzkammer, das große Rüsthaus Gottes zu seiner Ehre und der Menschheit Wohlfahrt.

Die Moden wechseln, nur eine läßt sich nicht verdrängen, die Mode, die Menschen nach ihren äussern Glücksumständen zu beurtheilen und denen zu schmeicheln, die uns befördern können.

Die Vertraulichkeit mit Fürsten, die Liebkosungen einer Coquette, die Freundlichkeit eines Feindes und ein warmer Tag im Winter, o! traue diesen Dingen nicht, denn sie sind von kurzer Dauer!

Die Tugend macht den Weltbürger und nur das Laster ist Ursache, daß ein Mann auch in seinem eigenen Vaterlande fremd seyn kann.

Gotha. W.

Baron Stackelbergs Gefangenschaft unter den Mainotten und dessen Befreiung.

Baron Stackelberg wurde vor einigen Jahren ohnweit der Insel Hydra von einem Mainottischen Seeräuber gefangen. Die Räuber schleppten ihn in die Gebirge, wo er mehrere Tage in einer Höhle eingesperrt gehalten wurde, und nichts als Oel und Zwiebeln zu essen bekam. Er schlief auf dem bloßen Erdboden, ohne auch nur seine Wäsche wechseln zu können. Alle Hülfe und alles Beistandes so beraubt, würde er ohnfehlbar haben umkommen müssen, hätte er nicht sein Leben den schnellen und zweckmäßi-

gen Bemühungen seiner Freunde, des Baron Haller und Herrn Cockerill, eines eben so geistreichen und unternehmenden Engländers, wie jener erstere, zu verdanken gehabt. Baron Haller erhielt einen Brief von dem Anführer der Mainotten, welcher ihm die Gefangennehmung seines Freundes meldete, und die Summe von 18,000 Piaster, als Lösegeld für ihn, festsetzte. Er schrieb ferner darin, daß wenn der Baron Haller diese Summe an einen gewissen, ihm bezeichneten Ort in den Gebirgen bringen würde, er dort eine Anzahl Mainotten finden sollte, die ihn in die Höhle, worin sich sein Freund befinde, bringen würden. Wenn die Summe nicht zur bestimmten Zeit bezahlt wäre, koste es dem Gefangenen den Hals.

In diesem sonderbaren Briefe lag zugleich noch einer von Stackelberg an seine Freunde, mit der Beschreibung seiner schrecklichen Lage, und der Bitte, ihn sobald als möglich zu befreien. Baron Haller gab sich nun alle Mühe, die geforderte Summe aufzutreiben, um seinen Freund zu retten, wobei ihn Cockerill thätig unterstützte. Sie waren so eifrig, daß sie am Tage, nachdem der Brief eingelaufen war, schon 12,000 Piaster zusammen hatten, mit denen Haller nun sofort nach dem angegebenen Ort, in Begleitung eines Janitscharen, abreiste.

Es war dieses ein ganz erbärmliches Dorf, und sie erreichten es noch an demselben Abende. Kaum war der Baron zwei Stunden dort eingetroffen, als ein heftiges Klopfen die Ankunft einer Abtheilung der mainottischen Räuber ankündigte. Sie drangen in Haller, ihn in ihre Wohnungen zu führen, und betheuerten ihm mit den feierlichsten Schwüren, daß wenn er mit ihrem Anführer nicht über das Lösegeld einig werden könne, sie ihn unverletzt auf denselben Fleck wieder hierher zurückbringen wollten.

Der brave Baron nahm, von Freundschaft und innerer Gluth belebt, dieses Anerbieten an, obgleich der Janitschar nicht dahin zu bringen war, ihn zu begleiten. Nachdem sie drei Stunden geritten waren, hielt sie am Fuß eines hohen Berges eine Patrouille der Mainotten an, die das Paßwort verlangte und ihnen dann weiter zu reiten erlaubte. Es ging nun über mehrere hohe Berge, wo sie in den engen Thälern immer von Patrouillen angehalten wurden, bis sie endlich an den Eingang einer weiten Höhle kamen, wo sie hineintraten. Sie ward schwach durch eine Lampe erleuchtet. Als man sie zu dem Anführer brachte, der auf einer alten Matratze da saß und schmauchte, fiel dem Baron sogleich sein Freund in die Augen, der auf dem Boden lag und von Krankheit schon sehr abgemagert war. Er bat ihn in deutscher Sprache, heiter zu seyn und das Beste zu hoffen, sich aber übrigens in das Gespräch gar nicht zu mischen und so kalt und gleichgültig als möglich zu bleiben, bis der Vertrag abgeschlossen und der Geiz dieser Bösewichter gestillt wäre.

Der Anführer empfing den Baron sehr höflich, und sagte ihm, er möchte doch lieber erst ausruhn, ehe sie ihr Geschäft vollends abmachten. Es wurden ihm also Erfrischung vorgesetzt und er dann wieder zu dem Anführer gebracht, welcher ihn nun fragte, ob er die 18 000 Piaster, als das Lösegeld seines Freundes, mitbringe. Der Baron stellte sich höchlich verwundert, daß man den Gefangenen seinen Freund nenne und sagte, daß er blos gekommen sey, um einen Bedienten zu ranzionirn, der einem seiner Bekannten zugehöre, daß er aber diesen Menschen in einem so schwachen und

traurigen Zustande finde, daß ein so hohes Lösegeld für ihn sehr übel angewendet seyn würde. Da ich jedoch, setzte er hinzu, nun einmal so weit hergekommen bin, um das Leben eines Christen zu retten, will ich 10,000 Piaster daran wenden. Sind Sie das zufrieden, so will ich die Summe gleich vorschießen. Zu einem Mehrern bin ich nicht beauftragt, ist Ihnen also dies nicht hinreichend, nun, so behalten Sie diesen Gefangenen und machen Sie mit ihm, was Ihnen gefällig ist. Der Anführer antwortete, daß er von der geforderten Summe nicht abgehe, und dem Gefangenen nur Einen Tag Lebensfrist noch gewähren könne. Der Baron ließ sich jedoch durch diese Drohungen nicht einschüchtern, sondern begab sich, im Vertrauen auf des Räubers Geiz, hinweg, ohne auch nur seinem Freunde ein Lebewohl zu sagen. Am andern Morgen suchten ihn, wie er es erwartet hatte, die Mainotten wieder in dem Dorfe auf, und er schloß mit ihnen den Handel um 10,000 Piaster für sie und 1000 für des Anführers eigne Kasse. Mit dieser Summe eilte er nun in die Höhle, und hatte bald das Vergnügen, den Gefangenen entfesselt und ihm übergeben zu sehen. Ehe sie jedoch noch diesen schrecklichen Ort verlassen konnten, mußten sie die, bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Gebräuche sich gefallen lassen, das heißt, von der Hand eines Mainotten barbirt zu werden, mit ihnen in Oel getauchte Zwiebeln, als ein Scheidemahl, zu essen, und sich von allen ringsumher die Hände zum freundlichen Lebewohl schütteln zu lassen.

Aus John Bramsen's englischen Briefen eines preußischen Reisenden.

Unterirdische Gemächer.

Im Februar dieses Jahres wurde zu Crooper's Hill, unweit Gloceſter, bei dem Aufgraben der Wurzeln einer alten Aesche, eine merkwürdige Entdeckung gemacht. Die Arbeiter stießen auf einen großen Stein. Neugierig hoben sie ihn auf, und entdeckten Stufen, die zu einem Behältnisse hinab führten, in dessen Mitte eine Cisterne, ungefähr eine englische Elle lang und breit, sich befand. Als man das unterirdische Gemach näher untersuchte, fand man die Schädel von einem Büffel und einem jungen Ochsen mit vollständigen Hörnern und die Ueberbleibsel eines Feuerheerdes mit einem Haufen Holzasche. Vierzehn Tage später entdeckte man vier andere Gemächer, wovon eines einen sehr merkwürdigen eingelegten Fußboden hat. Die eingelegten Stücke bestehn aus Würfeln von ungefähr einem halben Zolle. Auch fand man Stücke von verschiedenen Urnen und verzierten Ziegeln von römischer Töpferarbeit. Die Wände in einem Gemache, so wie die Durchgänge sind Fresco gemalt, mit abwechselnden Streifen von Purpur, Gelb und Scharlach, die alle schön geschattet und mit Leisten und einem Rande verziert sind.

Ld.

Der Ritterschild.

Ich kenn' einen Ritterschild silberweiß,
Er hütet den Jüngling, er deckt den Greis,
Er ist aus lauterm Demant getrieben:
Und endet das Rennen, und schwindet der Tand,
So führt er als Nachen ins heimliche Land!
Aus welchem keine Nachrichten schrieben.
Dem, welcher auf ihm hinüber schifft,
Erleuchtet die goldene Flammenschrift,
Die rund vom Rande das Auge trifft,
Der Finsternissen sieben mal sieben.

„Bewußtseyn!" steht um den Nachen geschrieben.

Auflösung der Charade in Nro. 93.

Leidenschaft.

A. Dreyer. d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönken.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 95.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 27. November 1823.

Mit Frau Fortunens besten Rennern
Und escortirt von tausend Gönnern,
Kutschiere lustig durch die Welt.

Doch immer so, daß beim Hol' über
Nicht einstens das Kanonenfieber
Am schwarzen Styx dich überfällt.

Dic cur hic?

Dic cur hic? — Warum Du da? —
Immer möchte man so fragen! —
Aber ist auch jemand nah,
Um die Antwort stets zu sagen? —
Fragt nur zu, aus eigner Brust
Schallt die Antwort Euch zurück;
Doch man hat nicht immer Lust
Zu der Frage: Dic cur hic?

In dem großen Weltenplan,
Der das Ganze will umschließen,
Hat man auch für Deine Bahn
Dir ein Plätzchen angewiesen.
Wenn Du fühlst wie wesentlich
Auch das allerkleinste Stück
Zu dem Ganzen, frage Dich
Um so strenger: Dic cur hic?

Enger ist der Kreis im Staat
Den die Pflicht um Dich geschrieben,
Für das Streuen Deiner Saat,
Für das Wirken, Dulden, Lieben,
Frage dann Dein Inn'res nur,
Nicht die äuß're Politik
Ueberfeinerter Cultur
Um die Antwort Dic cur hic?

In des Hauses sanfter Rast
Fesseln Dich die schönsten Bande,
Liebe leichtert Dir die Last,
Und Du weilst im Feenlande,
Doch wenn etwa kleine Noth
Trüben sollte Dir den Blick,
Oder Kaltsinn Dich bedroht,
Frage eiligst: Dic cur hic?

Und so bei der kleinsten Pflicht
Die Dir hier ward übertragen,
Möchtest Du vergessen nicht
Dic cur hic? Dich zu befragen.
Bis die Fessel von sich stößt
Nun Dein irdisches Geschick,
Und sich ganz das Räthsel löst
Eines steten, Dic cur hic?

Th. Hell.

Opfer der Inquisition in Spanien.

Der Geschichtschreiber der spanischen Inquisition, der treffliche Llorente, liefert in seinem Werke über dieses schreckliche Tribunal ein Verzeichniß der Opfer, welche in Spanien gefallen sind. Wir wollen dasselbe hier mittheilen; es reicht vom Jahre 1481 bis 1820 und begreift also beinahe vierthalb Jahrhundert.

	Lebendig verbrannt	im Bildniß verbrannt	Zu den Galeren oder zum Gefängniß verurtheilt.
Von 1481—1498.			
Unter dem Generalinquisitor Torquemada	10,220	6,840	97, 371
Von 1498—1507.			
Unter Deza	2,592	829	32,952
Von 1507—1517.			
Unter Cisneros	3,564	2,232	48,059
Von 1517—1521.			
Unter Hadrianus	1,620	560	21,835
Von 1521—1523.			
Zwischenreich	324	112	4,481
Von 1523—1538.			
Unter Manriques	2,250	1,125	11,250
Von 1538—1545.			
Unter Tabera	840	420	6,520
Von 1545—1556.			
Unter Loaisa und unter Karl V.	1,320	660	6,600
Von 1556—1597.			
Unter Philipp II.	8,990	1,845	18,450
Von 1597—1621.			
Unter Philipp III.	1,840	992	10,716
Von 1621—1665.			
Unter Philipp IV.	2,852	1,428	14,080
Von 1665—1700.			
Unter Karl II.	1,632	540	6,512
Von 1700—1746.			
Unter Philipp V.	1,600	760	9,120
Von 1746—1759.			
Unter Ferdinand VI.	210	5	170
Von 1759—1788.			
Unter Karl III.	4	—	56
Von 1788—1808.			
Unter Karl IV.	—	1	42
	34,658	18,049	288,214

So beläuft sich also die Anzahl der Schlachtopfer der spanischen Inquisition bloß von 1481 bis 1820 auf 340,921; hierunter sind noch nicht die Einkerkerungen, Galeeren und Verweisungen begriffen, die unter der Regierung Ferdinands VII. statt gefunden haben und deren Anzahl sehr beträchtlich ist.

Rechnete man nun noch zu den Verur-

theilungen auf der spanischen Halbinsel jene der übrigen Länder, welche unter der Inquisition in Spanien standen, z. B. auf Sizilien, Sardinien, in Flandern, Amerika, in Ostindien u. s. w., so würde man über die ungeheuere Menge der Unglücklichen erstaunen, welche die Inquisition verurtheilt hat, um sie zu bessern Catholiken zu machen.

Die Inquisition hat Spaniens Bevölkerung nicht bloß durch ihre Auto — da — fes gezehntet, sondern sie hat sie auch ansehnlich dadurch vermindert, daß sie zu Bürgerkriegen und Aufständen, und zur Vertreibung der Mauren und Juden Veranlassung gab. Ueber fünf Millionen Einwohner sind von Spaniens Boden verschwunden, während die Inquisition ihre schreckliche Herrschaft daselbst ausübte. Man kann von dieser blutigen Anstalt sagen, was Montesquieu von einem morgenländischen Kaiser sagt: „Justinianus, welcher die Sekten durch das Schwerdt und durch seine Gesetze vertilgte und zur Empörung zwang, legte sich die Verbindlichkeit auf, sie auszurotten, und machte mehrere Provinzen öde. Er glaubte, die Anzahl der Gläubigen vermehrt zu haben und hatte bloß jene der Menschen vermindert."

Demoiselle Le Normand.

(Aus dem Französischen.)

Eine zu leichtgläubige und der Wahrsagerei nicht abgeneigte Schwester hatte einen ungläubigen starken Geist zum Bruder. Sie stritten sich oft (Beide Pariser) über diesen Gegenstand, ohne Einer dem Andern eine neue Ueberzeugung abgewinnen zu können. Endlich begehrte der Bruder, bei der berüchtigten Le Normand eingeführt zu werden, bloß um sie zu verwirren und zu verspotten. Die Schwester begleitet ihn. Die Le Normand empfängt Beide mit vornehmer Kälte. „Ich weiß," sagt sie, „was Sie zu mir führt. Ihr Bruder will meine Kunst zu Schanden machen; ich werde ihm diese Mühe ersparen und schweigen." — Hohnlächelnd erwiederte der Ungläubige: „Weil Sie nichts zu sagen haben!" — „Zwingen Sie mich nicht, mein Herr! Ich müßte Ihnen Dinge —." — „So?" — „Es giebt Ereignisse im Leben —." — „Wirklich?" — „Unglücksfälle, die der, den sie betreffen, so schwer voraus sieht!" — „Sie reizen meine Neugierde; ich bitte, sie zu befriedigen." — „Sie befehlen —." — „Ich flehe darum!" — „Würde es Sie nicht erschüttern, wenn ich Ihnen sagte, daß Sie in drei Tagen —." — „Was?" — „In eine Krankheit —." — „Nichts weiter?" — „In eine gefährliche Krankheit —." — „Weiter; weiter!" — „In eine Krankheit verfallen werden, die Sie dem Tode nahe bringen wird." — „Doch nur nahe?" — „Ich kann für nichts stehen!" — „Was sagen Sie, Mademoiselle?" — „An Ihrer Stelle würde ich das Nöthige nicht vergessen, mein Haus bestellen, meinen letzten Willen aufsetzen." — „Ich bin Ihnen für den Rath verbunden!" erwiederte, etwas kleinlaut, der Ungläubige; faßte sich aber bald, und setzte hinzu: „Doch glaube ich ihn nicht zu bedürfen; in meinem Alter, bei meiner Gesundheit kann ich Ihrem Orakel Trotz bieten, und brauche keinen Notar zu beschäftigen. Wie? in drei Tagen? Ich hoffe, Mademoiselle, Ihnen in acht Tagen auf zu warten, und Sie Lügen zu strafen!"

Mit gezwungenem Lachen verließ er das Zimmer in Begleitung seiner Schwester, welcher seine Gemüths-Bewegung nicht entgangen war. Sie suchte ihn zu zerstreuen; er selbst unterließ

*

kein Mittel, die Zeit zu tödten. Es gelang. Unter abwechselnden Vergnügungen und Geschäften waren zwei Tage ganz und der dritte beinahe verflossen. Schon war es Abend, schon brach die Nacht ein, schon fing er, zwischen Heiterkeit und Unruhe getheilt, an, leise über den Spruch der Dame zu spotten, als im benachbarten Zimmer eine Uhr schlug. „Mitternacht!" rief er aus, und fand die schwere Last von sich abgewälzt. — „Eilf Uhr!" erwiederte kaltblütig Einer von der Gesellschaft, der seine Taschenuhr vor sich liegen und sie mit keinem Auge verlassen hatte. Bei diesem einzigen Worte, bei dieser einfachen Bemerkung erblaßt der starke Geist, schaudert zusammen, seine Kniee schlottern, seine Muskeln spannen sich, er fällt besinnungslos zu Boden. Bald bricht die aufgeschreckte Einbildungskraft in einem hitzigen Fieber aus, und Demois. Le Normand war einem vollständigen Siege, er dem Tode nahe, hätte ihn nicht ein herbei gerufener junger Arzt, ebenfalls durch Einwirkung auf die Phantasie, gerettet. Mit angenommener Wahrsager-Miene spricht er zum Kranken, den ersten Augenblick der Besinnung benutzend: „Mein Herr, Ihre Ungläubigkeit verdiente diese kleine Züchtigung. Ich kenne die Demoiselle Le Normand genau" (er hatte nicht die geringste Bekanntschaft mit ihr): „wir treiben Beide dieselbe Kunst. Ihnen ist Ihre gegenwärtige Krankheit, aber nicht der Tod vorher gesagt worden. Sie werden nicht nur genesen, sondern alt, und sehr alt werden. Beruhigen Sie sich, schlafen Sie ein Paar Stunden; morgen sind Sie besser, in wenigen Tagen ganz gesund. Ich stelle Ihnen das Horoskop: daß Sie mich und Ihre sämmtlichen Verwandten und Freunde begraben werden. Seyn Sie aber künftig kein Verächter der Kunst. Demoiselle Le Normand hat Sie bloß auf die Probe gestellt!" — Seitdem ist der Mann genesen, und erzählt der ganzen Welt, daß er die ganze Welt begraben werde.

Chletas.

Das Geheimgefängniß in Frankreich (le secret).

In seiner „Histoire de Jury" sagt Herr Saint-Aignan (S. 133): „Die Gräuel und Unmenschlichkeiten der Tortur dauerten bis 1780, wo sie einigermaßen nachließen, weil man eingesehen hatte, daß im fortschreitenden Zustande der gesellschaftlichen Cultur die physischen Kräfte der Menschen in eben dem Grade abnähmen, als sich die moralische Empfindlichkeit derselben steigerte. So geschah es denn, daß die vorbereitende Tortur abgeschafft und durch das Geheimgefängniß ersetzt wurde." — Der Verfasser führt, im Laufe der Auseinandersetzung und Untersuchung des Criminal-Verfahrens, Verdächtige in das Geheimgefängniß zu bringen (de mettre les prevenus au secret), aus Berenger's Abhandlung: „De la Justice criminelle en France" eine Schauder erregende Stelle an, die wir hier, zur Ehre der Criminal-Justiz-Verfassung in Deutschland, wörtlich abschreiben. „Ich trage kein Bedenken" — sagt Herr B. — „die Verantwortlichkeit der Thatsachen, die ich anzuführen habe, auf mich zu nehmen. Sie sind größtentheils in unsern öffentlichen Verhandlungen (audiences publiques) zur Sprache gekommen und nicht widerlegt worden. Ich selbst" (Herr Berenger ist Advokat) „habe einige der unglücklichen Schlachtopfer der Verletzung oder der gewaltsamen Verdrehung unserer Gesetze befragt. — Der Mensch, den man dieser Gattung von Tortur zu unterwerfen für gut findet, wird ge-

wöhnlich in einen engen, mehrentheils feuchten und nassen Kerker geworfen, der mit Steinen gepflastert ist und wenig oder keinen Luftzug gestattet. Tageslicht erhält dieses Behältniß nur vermittelst einer hölzernen Klapp-Röhre (soufflet), die an dem Fenstergitter befestigt ist. Statt alles Geräths findet sich da nur ein harter Strohsack; kein Stuhl, kein Tisch; der Gefangene muß abwechselnd stehen oder liegen. Er erhält kein Buch, keine Schreibmaterialien; er darf denken, aber seine Gedanken nicht aufzeichnen; dieser schwache Trost bleibt ihm versagt. Mit sich und seinen düstren Betrachtungen allein, mehrentheils in die tiefste Finsterniß versenkt, wird ihm jede Zerstreuung, jeder Eindruck von außen abgeschnitten; er muß sich zu Schanden denken und sinnen. Ein Kübel, der ihm zur natürlichen Nothdurft dient, verpestet die Luft, und macht ihn selbst zum Urheber dieser unausstehlichen Qual. Zu allen Stunden des Tages und der Nacht wird er von der lärmenden Wachsamkeit der Stockknechte gestört, welche, ohne Rücksicht auf ihn, ohne Gefühl und Empfindung, weder seine Ruhe noch seinen Schmerz achten, mit Schlüsseln und Riegeln klirren und Vergnügen daran finden, seine Leiden zu vermehren und sich an dem Anblick derselben zu weiden. Des Unglücklichen ganze Nahrung besteht in Brod und Wasser, oft kärglich zugemessen. Nicht selten hat man, bei gewissen Gelegenheiten, das gewöhnliche Maaß geschmälert, oder dem Gefangenen das Ganze entzogen, damit seine Kräfte schneller dahin schwänden. Man versagt ihm den Gebrauch der Messer, aller schneidenden und anderen Werkzeuge; der Stockknecht zerlegt ihm Alles und steckt es ihm in den Mund. Von Zeit zu Zeit wird er aus dem Gefängniß in's Verhör-Zimmer geführt und vor seinen Richter gestellt So schwach er ist, so verwirrt seine Erinnerungen sind, so wenig er vermag, sich aufrecht und auf den Beinen zu erhalten, so scharf und dringend sind die ihm vorgelegten Fragen. Es wäre ein Wunder, wenn sich in seine Antworten nicht manches Unzusammenhängende, mancher Schein-Widerspruch einschliche; geschieht dieses aber, so wird der neue Anklagepunkt schnell aufgefangen und in das Protokoll eingetragen, wo er dann dazu dient, die Beschuldigung zu erschweren und neue Gründe zu neuen Mißhandlungen herbei zu führen. Der Gefangene wird, sobald er dem Untersuchungs-Richter nicht Genüge leistet, zurück geführt, und auf dessen Befehl strenger als je behandelt. — Zuweilen, wenn Mittel, wie die oben angeführten, nicht anschlugen, den Geist des Angeklagten zu schwächen und ab zu stumpfen, wenn er der Diät und dem Fasten widerstand, wurden andere Peinigungen mit ihm angestellt, ihn mürbe zu machen. An die Stelle der Finsterniß mußte ein blendender Lichtscheinwerfer treten, dessen schneidende Strahlen gerade auf den Strohsack des Unglücklichen gerichtet waren, so daß dieser der Qual nicht anders, als durch festes Zudrücken der Augen entgehen konnte, welches sie entzündete und Kopfschmerzen zur Folge hatte. Oder es wurde ihm ein Polizei-Späher beigegeben, der ihn nicht aus dem Gesichte verlieren durfte, der seine Bewegungen beobachtete, seine Seufzer zählte, jedes Wort von ihm aufschrieb, seine Klagen sorgfältig verzeichnete und ihm den letzten Trost des Unglücks raubte, die Einsamkeit. Es war noch vom Glücke zu sagen, wenn diese feilen Agenten, diese Aufpasser und Wächter, es bei der Wahrheit bewenden ließen! — Die Zeit dieser Gefängniß-Tortur ist unbestimmt und hängt von der Willkühr der Richter ab. Mancher hat 552 Tage in einem solchen Geheimgefängniß zugebracht, Mancher 372, Mancher 101 Tag. Und wenn sie endlich ent-

lassen, freigesprochen, dem Lichte und der Gesellschaft wiedergegeben wurden, waren es keine Menschen mehr, es waren Gerippe, Leichname, Gespenster-Erscheinungen, Wesen, denen alle Verstandeskraft, selbst das Gefühl ihrer ausgestandenen und überstandenen Leiden fremd geworden war."

Chastel.

Vorzeichen.

Graf Tilly, der unvergeßliche Zerstörer Magdeburgs, versammelte am 26. November 1630 die Generale Pappenheim, Rupe, Lerchenfeld und andre auf dem neuen Rathhause in Hameln zu einem Kriegsrathe, um zu bestimmen, ob Magdeburg angegriffen werden solle, oder nicht?

„In demselben Augenblicke nun, wo der Entschluß zur Belagerung genommen ward," erzählt ein Beisitzer jenes Kriegsrathes: „hat sich, ex abrupto, ein so ungeheurer Wind erhoben, daß nicht allein, wegen des heftigen Ziegelregens, kein Mensch über die Straße gehen können, sondern es hat auch derselbe das Rad an der Pulvermühle, obschon die Wasserschütte zu gewesen, mit solcher Violenz umgetrieben, daß das Pulver sich entzündet, die Mühle in tausend Stücke zerschlagen und den Müller, ganz zerschmettert, über die Stadtmauer geworfen. — Wie nun S. Excellenz der G. Tilly den grausamen Schlag an unserm Rathtische gehört, und wir nicht anders gemeint, als daß es ein Erdbeben gebe, seynd Dieselben sogleich aufgestanden, niedergekniet, haben gebetet und wir nicht weniger, nach seinem Exempel! Was aber das Merkwürdigste, so hat solcher Sturm zu demselben Momente, auch in dem, 25 Meilen von Hameln entfernten Magdeburg gehauset, den größten Thurm der Johanniskirche niedergeworfen, drei andre Thurmspitzen auf die Kirchdächer geschleudert, so davon zertrümmert wurden, die zu St. Annen aber (erst neulich gebauet) so fest in die Erde geschlagen, daß selbige nicht zu bewegen gewesen ist. Weiters hat dieser Wind auch das sogenannte Paradies angefochten; darinnen war das alte und neue Testament, nebst andern Sachen abgebildet. Da hat er den klugen Jungfrauen im Thumb, die Lampen und dem neuen Testamente, den Kelch aus der Hand geworfen, auch den Bischofsgang mit Pfeilern und Allem herunter gerissen. Hieraus machten viel Verständige die Rechnung, es würde der Stadt, sonder Zweifel, ein groß Unglück angedeutet und die Folge an diesem Orte auch nicht aussen blieben ist." — (Siehe Wasserbergs Florus, Amsterdam, 1647, pag, 217. Ferner Inventarium Succiae P, 270.)

Ein ähnlicher Orkan warf, am Vorabende der Schlacht von Sieversshausen, wo Kurfürst Moritz von Sachsen fiel, dessen Zelt um, zertrümmerte in der nächstfolgenden Nacht seine Bildsäule auf dem Berliner Schloß und an seinem Todestage stürzte eine, im Kloster zu Walkenried befindliche Rüstung desselben, zur Erde.

G. S.

Fresko-Anekdoten.

Aus dem Leben gegriffen, von J. F. Castelli.

Als die Franzosen in Wien waren und ein etwas seltsames Bulletin über die Schlacht von Aspern ausgaben, worin es unter andern hieß:

„Oesterreichischer Seits seyen bei 30,000 Mann geblieben, aber die Franzosen hätten nur 5000 Mann verloren," da las ein Pfarrer seinen Bauern dieses Bulletin vor und sagte dann: „So laßt uns denn für die 30,000 gefallenen Oesterreicher fünf Vaterunser, für die 5000 Franzosen aber einen Glauben beten."

Ein Artilleriehauptmann gerieth mit einem Offizier einer andern Waffengattung in Streit. Sie forderten sich, Tag und Stunde wurde bestimmt und dem Hauptmanne, als Beleidigten, die Wahl der Waffen überlassen. Er erschien zur bestimmten Stunde mit einer — Kanone, worüber sich die Streitenden umarmten und Frieden schlossen.

Charade von zwei Sylben.

Kühn und furchtbar trotzt in Krieges-Zeiten
Meine Erste Feindes-Kraft und Muth,
Dräut dem tapfern Krieger schon von weiten
Fordert schonungslos der Braven Blut! —

Freundlich empfängt sie uns hier jedoch immer
Hier in der Stadt, die stets friedlich gestimmt;
Nicht der Verwundeten letztes Gewimmer
Ist es was uns hier die Freude benimmt;

Philomelens Wundertöne
Zu belauschen, eilt die Schöne,
Eilt der Jüngling und der Mann
Hin zu ihr, so früh er kann!

Angenehm wird Euch die Zweite
Für die Nähe für die Weite
Führt Euch an den Ort der Freude
In Gesellschaft froher Leute. —

Einem heil'gen Zweck nur dient das Ganze
Und des gläubig frommen Pilgers-Stab
Siehst Du statt des Kriegers blut'ger Lanze
Die so manchem, Tod und Wunden gab.

Statt der kriegerischen Lieder
Hörst Du frommen Hochgesang
Der von Herzen treu und bieder
Stets zu frommen Herzen drang

W. — —

---

* Ueber die bremische Schauspieler-Gesellschaft.

Bremen den 22ten November 1823.

Die Gesellschaft gab bis heute, an 56 Abenden achtzehn Opern und fünf und vierzig Lust-, Schau- und Trauerspiele. Von diesen fanden fünf Opern und acht dramatische Vorstellungen öffentliche Beurtheilungen von sechs Recenzensenten, die sich — a —, d, V, VV, X, und 83. unterzeichneten, und das hiesige Unterhaltungsblatt erwählten, um ihre Bemerkungen im Publikum zu verbreiten. Es ist durchaus keinem Zweifel unterworfen, daß die genannten Kunstrichter, eine Verbesserung des dramatischen Umtriebes beabsichtigten, daß sie ruhig, unbefangen und kaltblütig prüften, daher ihr Urtheil mit Unpartheilichkeit niederschrieben. Ich habe zum Nutzen der Leser dieser Zeitschrift es übernommen die Beobachtungen der erwähnten Recensenten in nuce zusammen zu ziehen und lege den Theaterfreunden folgendes Resultat vor:
(die im Folgenden befindlichen Ziffern zeigen das Stück des Unterhaltungs-Blatts an, in dem die Behauptung befindlich ist.)

Herr von Zahlhas.

Verbindet die Talente des Dichters mit denen des ausübenden Künstlers (81) ist in einer und derselben Rolle bald 25 bald 40 Jahr alt (84) stellt einen cholerischen Character würdig dar (85) und scheint nicht sich zu bemühen Klingsbergs Character zu ergründen (84) hat er ihn gleich wohl gut durchdacht aber schlecht durchgeführt. (88) Als Morinelli beträgt er sich als ein Adjudant und geht vertraulich mit dem Fürsten um. Es fehlt ihm die Kunst zu schleichen, zu kriechen, hämisch zu seyn, sich zu verwundern und

betroffen zu seyn (92) Es ist nicht deutlich ob dieser Schauspieler oder der Recensent die Form eines Schlafrocks oder Ueberwurfs nicht kennt, so viel aber ist gewiß, daß Herr von Zahlhas, statt der Verbrämung von Hermelin, womit der Doge von Venedig seinen Mantel auszuschmücken pflegte, Caninchenfell genommen hatte. (86. 87. 88.)

Richtiger überdies, als diese Meinungen, beurtheilt ihn wol das Publikum. Die Stimme desselben leitet er einzig durch sein Spiel. Man schätzt ihn als denkenden Künstler, der eine hohe Stufe dramatischer Kunstfertigkeit erstiegen.

Herr Mejo.

Besitzt musicalische Kenntnisse und hat einen richtigen Gesangvortrag (81) es ist eine Satyre wenn derselbe erste Tenor-Partieen verhudelt (80) wird dann als ein guter Tenorist, wenn gleich nicht als der erste in Deutschland dargestellt (89) Sein Spiel wird durchaus gelobt.

Herr Weitig.

Stellt eine Rolle gut dar, wobey indessen Aufmerksamkeit auf Aussprache und Declamation gewünscht wird (82) ist unter dem Mittelmäßigen als Liebhaber (86) und läßt es sich angelegen seyn das Characteristische einer Rolle zu ergründen (89) Ihm gebührt Achtung für die Liebe zu seinem Geschäft (85) aber er muß bemerken daß man oft durch Trotz mehr als durch Mitleiden gewinnt (92) giebt den Hauptm. Selting mit Würde und Anstand (84) und ist bey den Damen zu weich und klagend. (92)

Das Publicum scheint eine bestimmtere Meynung von ihm zu hegen und hat sie oftmals zu Herrn Weitigs Ehre geäußert.

Herr Neukäufler.

Ist ein braver Comiker (89) ist gut und füllt sein Fach aus (82) ist ein humoristischer Darsteller (91) übertreibt (91) und ist kein ächter Comiker (91).

Das Komischste ist demnach wohl, daß das Publikum über die Talente dieses Mannes bestimmt entschieden hat.

Herr Horina.

Stellt einen Sanguiniker gut dar (85) hat Routine (86) versteht die Kunst einen Prinzen nach der Wirklichkeit darzustellen aber nicht für die Bühne zu formen (92) hat eine verworrene und unrichtige Declamation (86)

Herr Gladbach, Sohn.

Erwarb sich bisher die Zufriedenheit des Publicums (81) singt gut und spielt schlecht, hat eine kräftige, sonore Stimme, Anstand, Würde und Aengstlichkeit. (91)

Ich glaube, daß das Publicum sich herzlich über die bedeutenden Fortschritte dieses angehenden Talents freut.

Herr Metzner.

Intonirt und spielt gut (89) und meisterhaft; (92) verfehlt nie die komischen Rollen (82) und macht sich im Ring überall lächerlich (84)

Herr Grube.

Giebt Rollen unsichtbar (85.)

Madame Metzner.

Ist eine mittelmäßige Sängerin (80) entzückt als Sängerin, macht Cadenzen bis ins hohe D und besitzt Kunstfertigkeit (89) Es herrscht über sie nur Eine Stimme, die ihrige aber ist metallreich und kraftvoll. (91)

Madame Horina.

Ist nach aller Meinung ohne Tadel (84. 85. 91)

Madame Mejo.

Vereinigt die Eigenschaften der Sängerin, Schauspielerin und Tänzerin (91.)

Demoiselle Göhring.

Muß sich befleißigen den Unterschied des bürgerlichen Lebens und einer herzoglichen Nichte zu treffen. (86) An ihrem Spiel ist kein Fehler zu entdecken (92.) und ein angehendes Talent (84)

Madame Freymüller.

Schmückt sich zu schön, sonst kann sie gefallen (92.)

Bey fernerer Erscheinung von Critiken über unsere Bühnendarstellungen, werde ich wiederum zur Belehrung und zur Würdigung dieser und der Recensionen, Auszüge derselben veranstalten.

Z.

(Hierbey eine wöchentliche Beylage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves. d. Z. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 95.

Bremen, Donnerstag den 27. November 1823.

Gestorben.

Den 14. November. Der Tonnenmacher Sebastian Becker; 48 J., a. d. gr. Sortillenstr. Nro. 6.

Den 15. November. Des Handlungscommis Friederich Wilhelm Dreves Tochter, ¼ J., a. d. Marterburg Nro. 10.

Den 16 November. Des Musikus Joh. Martin Erdmann Ehefrau, geb. Bartels 52 Jahr, a. d. kl. Sortillenstr. Nro. 8.

Den 16. November. Des Arb. Johann Frese Tochter, 5 W., a. d. Düsternstraße.

Den 17. November. Des Strumpfwebers August Heinrich Klutte Sohn, 7 T., a. d. Häfen Nro. 5,

Den 17. November. Des Maurers Simon Bernhard Tochter, 5 T., a. d. Rövekamp Nro. 39.

Den 17. November. Der ehemalige Tabacksfabrikant Christian Klemeyer 59 J. alt, im Krankenhause.

Den 18. November. Die Dienstmagd Gesina Extra, gebürtig aus Wildeshausen, 27 J., in Schmiedingsgang Nro. 2.

Den 18. November. Der Strumpfweber Gerh. Mangels 52 J., a. d. Sortillenstr. N. 24.

Den 20. November. Der Friseur Arnold Gottl. Daniel Cordes, 58¾ J., a. d. St. Annenstr.

Den 20. November. Des Schiffers zu Elesleth Hermann Schmidt Sohn, 3½ J., Großenstr. Nro. 10.

Den 20. November. Ein todtgefundenes Kind, weiblichen Geschlechts.

Den 21. November. Der Comptoirist Casper Friederich Postels 25 J., a. d. gr. Hundestr. Nro. 18.

Den 21. November. Mues, todtgeborner Knabe, Klosterort Nro. 3.

Geburten.

Den 10. November. Des Arb. Lüderich Strohmeyer Ehefrau, geb. Kumpfer; in der Wisch Nro. 9, von einem Mädchen.

Den 12. November. Des Weinküpers Frieder. Corssen Ehefrau, geb. Stietelberg; a. d. Grüzmacherstr. Nro. 17, von einem Mädchen.

Den 12. November. Des Arb. Daniel Lots Ehefrau, geb. Hillers; a. d. Süderstr. Nro. 1, von einem Knaben.

Den 13. November. Des Landmanns Hinrich Lampe Ehefrau, geb. Gefken; in der Wisch Nro. 8, von einem Knaben.

Den 14. November. Des Papparbeiters Anton Eberlein Ehefrau, geb. Krekeler; hinter der Holzpforte, von einem Mädchen.

Den 14. November. Des Arb. Ernst Rud. Niehaus Ehefrau, geb. Harmß; a. d. Grafenstr. Nro. 17, von einem Knaben.

Den 15. November. Des Seeschiffers Johann Georg Hein Ehefrau, geb. Prahler; auf Stephanikirchhoff Nro. 20, von einem M.

Den 15. November. Des Kohlhöckers Diederich Reiners Ehefrau, geb. Wehrenberg, a. d. Brink Nro. 1, von einem Knaben.

Den 15. November. Des Arb. Joh. Friederich Kreutzgrabe Ehefrau, geb. Engelers; a. d. Knoopstr. Nro. 33, von einem Mädchen.

Den 15. November. Des Arb. Dettmer Heitmann Ehefrau, geb. Nowohls; a. d. Runken Nro. 8, von einem Knaben.

Den 16. November. Des Arb. Carl Hinrich Bockmeyer Ehefrau, geb. Buchholz; a. d. Neuenstr. in Klattengang Nro. 2, von einem Knaben.

Den 17. November. Des Buchbinders Johann Hinrich Friederich Meyer Ehefrau, geborne Wetzestein, Ansgarithorswallstr. Nro. 2, von einem Knaben.

Den 17. November. Des Untercriminal-Gerichts Secretairs Joh. Eberhard Noltenius Ehef., geb. von Lingen; a. d. Wachtstr. Nro. 18, von einem Knaben.

Den 17. November. Des Armenvoigts Christoph Hinrich Niemeyer Ehefrau, geb. Sickmann; in Behrensgang Nro. 5, von einem Knaben.

Den 17. November. Des Zimmergesellen Johann Lankenau Ehefrau, geb. Vajen; am Stielwall Nro. 5, von einem Mädchen.

Den 17. November. Des Maurers Daniel Wendt Ehefrau, geb. Marcks; a. d. Kohlhöckerstr. Nro. 56, von einem Knaben.

Den 18. November. Des Hökers Anton Frische Ehefrau, geb. Doormann; a. d. Grasenstr. Nro. 27, von einem Mädchen.

Den 18. November. Des Landmanns Johann Vagt Ehefrau, geb. Lampe; a. d. Uhtbremerstr. Nro. 13, von einem Mädchen.

Den 19. November. Des Schiffzimmermanns Herrmann Linbemann Ehefrau, geb. Lampe; a. d. Muggenburg Nro. 34, von einem Mädchen.

Den 19. November. Des Maurers Andreas Meygatter Ehefrau, geb. Fresen; außerm Steinthor Nro. 99, von einem Mädchen.

Den 19. November. Des Hökers Christian Heinrich Wiebecke Ehefrau, geb. Krudup a. d. Rembertistr. Nro. 41, von einem Knaben.

Den 20. November. Des Schuhmachers Joh. Casper Bonn Ehefrau, geb. Eichmann; a. d. kl. Johannistr. Nro. 18, von einem Mädchen.

Den 20. November. Des Kaufmanns Hermann Ohlsen Ehefrau, geb. Frese; in der Osterthorsvorstadt Nro. 71, von einem Mädchen.

Den 21. November. Des Tischlers Joh. Justus Mues Ehefrau, geb. Bohne; am Klosterort Nro. 3, von einem todtgebornen Knaben.

3 uneheliche Kinder, 1 Knabe 2 Mädchen, sämmtlich von den Vätern anerkannt.

Copulirt sind.

Der Pferdevermiether Carl Ludewig Deppe aus Sottrum, mit Metta Sprutten von hier.

Der Handlungscommis Anton Jacob Petersen von Hamburg, mit Jungfrau Gesche Margarethe Meyerdierks von hier.

Der Trödler Johann Gerlach Albers, mit Anna Juliana Schlostein von hier.

Der Bäcker Hermann Henrich Ellerbrock, von Werther, mit Elisabeth Sophia Speck, von hier.

Der Höcker Johann Meyer, mit Anna Charlotte Brünings von hier.

Der Strumpfweber zu Hastedt Johann Jacob Kolby, mit Hermann Koth Wittwe, Sophia Catharina Elisabeth Hartung.

Der Arb. Conrad Schlüter, mit Sophia Honholdt, von hier.

Der Küper Friederich Wilhelm Sievers, von hier, mit Anna Catharina Gerhardina Steller, aus Jever.

Dimissoriales ertheilt, an:

Den Dienstknecht Gerhard Bömermann aus Hinnebeck und Metta Hashagen zu Farge.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 96.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 30. November 1823.

In dem großen Weltenplan,
Der das Ganze will umschließen,
Hat man auch für Deine Bahn
Dir die Freude angewiesen.

nd

Erdenfreuden.

Wer fesselt Erdenfreuden
In ihrem raschen Flug?
Schnell, wie Momente scheiden,
Flieht ihres Zaubers Trug.
Es strahlt auf ihren Wangen
Ein schmachtendes Verlangen:
Uns Einmal zu umfangen;
Und, ach! dann ist's genug!

„Weil sie so schnell verfliessen"
Spricht ächter Weisheit Sohn,
„Will ich sie froh geniessen,
„Wie einst Anakreon!"
Ihm glänzt' im vollen Becher
Lyaios Sorgenbrecher
Und jedem wackern Zecher
Erklang sein Barbiton.

Vernehmt der Weisheit Lehre,
Im Lebens-Morgenstrahl!
Füllt, zu des Tejers Ehre,
Den blinkenden Pokal.
Nur sorgt, daß keine Reue
Den Wonnekelch entweihe
Und keine Tugend scheue
Sich vor der Freude Mahl.

Die Göttin Freundschaft knüpfe
Den heitern Bund allein
Und kein Moment entschlüpfe
Uns, ohne froh zu seyn.
Dann eilt dahin, ihr Horen! —
Von Weisheit auserkoren,
Geht nie der Tag verloren,
Den wir der Freude weih'n.

Laßt uns die Welt geniessen;
Doch auch der Armuth Fleh'n
Nie unser Ohr verschliessen,
Nie kalt vorübergeh'n.
Den Bruder zu erquicken,
Den Noth und Mangel drücken,
Lohnt dann noch mit Entzücken,
Wenn wir am Ziele steh'n.

Hohlfeldt.

* Eine Probe aus dem deutschen Nationalwerke:

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Fr. von Raumer. 2. Band. S. 281 u. folg.

Nunmehr (im Jahre 1184) war Friede im Reiche, mit der Kirche und in Italien; ungestört übte Friederich den Einfluß, welcher dem Oberhaupte eines so reich gegliederten Kaiserthums gebührte; seine Söhne wuchsen heran, und waren mit Lehn und Eigenthum bereits ohne Widerspruch reichlich versorgt, nur die Ritterwürde sollte ihnen noch ertheilt werden. Diese Veranlassung und jene glücklichen Umstände bewogen den Kaiser, nach so vielen Reichsfeldzügen und Reichstagen, nunmehr ein Reichsfest zu geben, wie es Deutschland seit Menschengedenken nicht gesehen hatte.

Seiner Aufforderung gemäß versammelten sich zu Pfingsten 1184 in Mainz Prälaten und Fürsten, Aebte und Priester, Grafen und Edle. Nicht minder erschienen, höflich eingeladen oder angelockt durch den Ruf, Fremde aus Slavien, Illyrien, Frankreich, England, Italien, ja selbst aus Spanien; es wurden endlich alle Gesandte, welche damals am Hofe Friederichs zusammen trafen, hieher geführt, um seine Größe und seinen Reichthum zu bewundern. Man zählte an 40.000 Ritter — nach Gisleb. Mont. chr. 372 waren 70.000 Ritter gegenwärtig und manche Fürsten brachten an die tausende mit sich. Der Kaiser nahm Theil am Turniern) — unzählbar dagegen war das in Schaaren herbeiströmende Volk. Weil die Stadt, wie man vorausgesehen hatte, eine solche Menge nicht fassen konnte, ward auf einer anmuthigen großen Ebene am schönen Rheine für den Kaiser schnell ein Lustschloß und daneben eine zierliche Kapelle erbaut; rings umher standen zunächst die Wohnungen der Fürsten, an Größe und Zierde wetteifernd; dann folgten in verschiedenen Farben und Gestalten weit verbreitet die Zelte der Niederen, binnen wenigen Tagen schien eine Stadt hervorgezaubert, bunter, lebendiger, als man je eine gesehen. Nicht minder hatte Friederich dafür gesorgt, daß den Rhein aufwärts und abwärts Lebensmittel in unglaublicher Menge zusamengebracht waren; zwei große Gebäude hatte man allein mit Hühnern angefüllt. Alle Edelen, ja alles Volk ward auf Kosten des freigebigen, gesellig fröhlichen Kaisers bewirthet; und Könige, Herzöge und Markgrafen leisteten ihm Dienste, als Truchsesse, Kämmerer, Marschälle und Mundschenken. Die Hoheit des Kaisers, die Herablassung der Kaiserin, die Schönheit der Frauen, die Herrlichkeit der Ritter, die Pracht der Kleidungen, der Schmuck der Pferde, die Mannigfaltigkeit der Spiele und Gesänge, der Ueberfluß an Lebensmitteln und Wein, alles vereinte sich, von leiblichen Genüssen aufwärts bis zu den geistigsten Anregungen, um Lust, Freude und Bewunderung zu erzeugen. Und noch jetzt müssen wir diese Bewunderung theilen; denn welch' ein Herrscher ließ sich damals dem großen Kaiser, welch' ein Reich dem Deutschen gleichstellen? Mit der Macht vereinte sich Tugend und Sitte, und zu den Kriegeshelden hatten sich Künstler und Dichter gesellt, deren heilige Bauwerke und wundervolle Lieder — (leicht könnte der Dichter der Nibelungen dem Mainzerfeste beygewohnt haben) — nach Jahrhunderten noch unübertroffen sind und einen Reichthum des gesammten Lebens, eine Höhe der Entwickelung für jene Zeiten erweisen, welche man, die Bir-

hältniße aus einseitigem Standpunkte betrachtend, so oft geleugnet, ja unmöglich genannt hat.

Einen Augenblick lang wurde das Fest in Mainz zwar gestört, als ein furchtbarer Sturmwind die Kapelle neben der kaiserlichen Wohnung danieder warf, was einigen überdies für ein böses Anzeichen galt; aber die lustige Menge sagte: der Teufel will seinen ohnmächtigen Zorn auslassen, weil die Empörungen im Reiche ein so gutes Ende genommen haben.

Bedenklicher erschien ein Ereigniß ganz anderer Art. Als sich der Kaiser am ersten Pfingsttage in der Kirche niedergesetzt hatte, und alle Fürsten um ihn herum Platz nahmen, trat der Abt von Fulda hervor und verlangte nach altem Brauch den Platz zur Linken des Kaisers, dessen sich der Erzbischof Philipp von Köln mit Unrecht anmaaße. Friederich bat: der Erzbischof möge das Verlangen bewilligen; worauf dieser antwortete: er wolle nachgeben, fordere aber die Erlaubniß, mit dem Platze auch die Versammlung verlassen zu dürfen. Schon ging er hinweg und seine Lehnsmannen und Freunde, der Herzog von Brabant, der Graf von Nassau, der Pfalzgraf am Rhein und viele andre folgten ihm nach; schon fürchtete man, daß, wie in einem ähnlichen Falle zur Zeit Kaisers Heinrich IV, großes Blutvergiessen entstehen werde, — denn Philipp hatte über 4000 Begleiter mit nach Mainz gebracht — da sprang König Heinrich auf, fiel dem Erzbischof um den Hals und bat ihn inständig, die Freude dieses Tages nicht in Trauer zu verwandeln. Auch der Kaiser versicherte, er habe keine Kränkung oder Beeinträchtigung aussprechen wollen, sondern vorausgesetzt, daß der Abt zu seinem Verlangen Grund habe. Erzbischof Philipp aber entgegnete: wahrlich, ich hätte nicht geglaubt, daß ihr mir in Gegenwart der Fürsten ein so großes Unrecht anthun würdet! Seht mein Haupt an, in euerm Dienst ist es ergraut! Ich habe Noth und Gefahr, Leib und Gut nicht geschont, ja ich habe leider Seelenangst und Gewissenszweifel nicht geachtet, wo es euere und des Reichs Ehre galt. Und nun setzt ihr mich, den ersten treusten Reichsstand, einem Abte, den Erzbischof einem Mönche nach, welcher ohne euers höheren Schutzes sicher zu seyn, schwerlich bis zu solcher Anmaaßung gekommen wäre." — Lebhaft über diese Rede bewegt, stand der Kaiser auf und hob die Hand in die Höhe, um mit einem leiblichen Eide seine Unschuld zu beschwören: da rief aber der Erzbischof: „des Kaisers Wort gelte ihm als Eid." — Hiemit war, denn der Abt mußte zurücktreten, die Ruhe glücklich wieder hergestellt. Am folgenden Tage zeigten König Heinrich und Herzog Friederich ihre Tüchtigkeit in allen ritterlichen Uebungen und wurden dann unter Beobachtung jeder Feierlichkeit zu Rittern geschlagen.

Zufriedener hatten Fürsten und Volk nie einen Reichstag verlassen — Kindern und Kindeskindern erzählte man von den unvergleichlichen Festen in Mainz und selbst bis auf unsre Zeiten sind Lieder gekommen, welche diese Zaubertage verherrlichen.

Ueber die Englische Waschmaschine.

Hannöversches Magazin Nro. 83.

(Hierbei Steindruck-Beylage.)

Da die aus England hier angekommene Waschmaschine so sehr schnell anfängt, beliebt zu werden, was sie, ihres großen Nutzens wegen, verdient gewiß, so glaube ich den Hausfrauen einen kleinen Dienst zu erweisen, wenn

*

ich ihnen den rechten Gebrauch der Maschine durch diese Blätter bekannt mache, um für Auswärtige zugleich eine genaue Zeichnung beilege, damit auch sie sehen und prüfen können.

Ich fühle mich dazu veranlaßt, weil ich beinahe täglich, oft mehreremahle die Maschine zeigen und deren Gebrauch, somohl schriftlich als mündlich, auseinandersetzen muß. So viel Vergnügen es mir nun auch gewährt, wenn ich mich dadurch Jemanden gefällig erzeigen kann, so thut es mir doch herzlich leid, daß ich recht oft erfahren habe, wie man mich vielleicht nicht recht verstanden, oder auch meine Beschreibung wieder halb vergessen, kurz, den Gebrauch der Maschine oft verändert, aber nicht verbessert hat. Um den Schaden, den man davon haben könnte, zu verhüten, will ich mich bemühen, hier, so deutlich wie möglich, die Beschreibung des Gebrauchs der Maschine zu geben.

Das zur Wäsche bestimmte Zeug wird den Abend vorher in kaltem Regenwasser eingeweicht, weil dieses bekanntlich das beste Wasser zum Waschen ist. Hat man keines, so muß man anderes Wasser nehmen, was aber nicht so gut ist, weil in hartem Wasser der Schmutz nicht gut los weicht, und die Seife gerinnt. Den andern Morgen wird der lose Schmutz abgespült, oder das Zeug gelinde durch die Hand gerieben und ausgerungen. Nun werden alle Flecken und schmutzigen Streifen recht gut mit Seife bestrichen und eingerieben, dann kommt der Beutel in die Maschine, und das Zeug wird locker und egal in denselben hinein gelegt, bis die Maschine halb voll ist.

Hierauf wird Regenwasser, worin man Seife geschnitten hat, ohngefähr auf jeden Satz ein viertel oder ein achtel Pfund, darnach wie eingeseift oder das Zeug schmutzig ist, in vollem Kochen, darauf gegeben, so viel, daß von dieser Seifenlauge das Zeug reichlich, aber nicht überflüssig bedeckt ist. Dann wird der Beutel zugezogen, und das Rührwerk mit dem Deckel schnell darauf gesetzt und zugeschoben, damit kein Dampf entweichen kann. Das Rührwerk wird mit dem Stift so gestellt, daß es den Beutel mit dem darin befindlichen Zeuge gut fassen kann; ist also weniger Zeug darin, so muß das Rührwerk tiefer gestellt werden, als wenn viel Zeug in der Maschine ist; nie darf es aber so tief gestellt werden, daß es den Boden der Maschine berühren kann, weil sonst der Beutel und das Zeug, leiden würde. So bald der Deckel fest ist, wird schnell das Rührwerk mit der Handhabe in Bewegung gesetzt. Dies geschieht, indem man dieselbe in einem Halbzirkel rasch hin und her bewegt. Nachdem dieses eine halbe Stunde geschehen ist, so wird das Zeug mit der Seifenlauge in einen Tauben oder eine Waschwanne gegeben. Alsdann muß aber ganz genau nachgesehen werden, ob noch ein Fleck oder schmutziger Streifen darin ist, der nicht abgespült ist. Findet sich dieses, so wird er etwas gerieben, wodurch alles heraus geht; bleibt ein Fleck darin, so ist die Nachlässigkeit der Wäscherinnen daran Schuld. Ist das Zeug dann rein, so wird es ausgerungen und in kaltes reines Wasser gesteckt. Dieses letztere versäume man nie, weil dies die Seifenlauge gut auszieht, und man nie Seifenstreifen im Zeuge behält. Kann man es eine Nacht im Wasser stecken lassen, so ist das so gut, als wenn es eine Nacht bleicht. Da das Zeug, wenn es aus der Maschine kommt, noch immer kochend heiß ist, so gebe man dann etwas kaltes Regenwasser hinzu, damit sich die Wäscherinnen bei dem Nachsehen und Herausringen nicht die Hände verbrenneu; doch gebe man dieses Wasser nicht gerade auf das Zeug, sondern nebenbei in die

Seifenlauge; nie lasse man aber das Zeug bis zum völligen Erkalten in dieser Seifenlauge stehen; aller Schmutz der in der Seifenlauge ist, setzt sich sonst wieder auf das Zeug.

Wenn man mehr als eine Maschine voll Zeug hat, so giebt man immer die gebrauchte Seifenlauge wieder in den Kessel, und gebraucht sie wieder; in welchen Falle man keine Seife mehr einzuschneiden braucht. Wäscht man nun zuerst das feine Zeug, und läßt dann das weniger schmutzige folgen, und nimmt das schmutzigste zuletzt, so braucht man bis ganz zuletzt, keinen Eimer voll Seifenlauge wegzugießen, sondern kann sie immer wieder kochen und auf einen frischen Satz Zeug geben.

Das bunte und wollene Zeug kann man auch darin waschen nur muß man die Seifenlauge nicht heißer darauf geben, wie es das Zeug vertragen kann.

Daß das Zeug nicht im mindesten in der Maschiene angegriffen werden kann, davon überzeugt man sich bei dem ersten Anblick der Maschine, noch mehr aber beweiset es der Beutel der ausgespannt das Zeug umgiebt, und so jede mögliche Reibung allein erhält, indem er nicht einmahl, wie jedes Stück Zeug in einer Wäsche sondern immer in der Maschine ist. So habe ich an dem Beutel in meiner Waschmaschine, so oft er auch schon gebraucht ist, noch überall nicht bemerkt, daß er gelitten hätte.

Wenn man die Maschine zum erstenmahle sieht, so wird man so leicht verleitet, zu glauben, die Maschine sey zu klein. Man kann aber darnach wie das Zeug fein oder grob ist, jedesmahl in einem Satze 50 bis 60 Paar Strümpfe, 36 bis 40 Handtücher oder eben so viel Servietten, 8 oder 10 bis 12 Tischtücher, je nachdem sie groß oder klein sind, 8 bis 12 Bettücher, 12 bis 15 Mannshemden, eben so viel Frauenshemden, darin waschen; und da man die Seifenlauge von einem Satz auf den andern wieder brauchen kann, so ist es für einen mittelmäßig großen Hauehalt gut, wenn die Maschine nicht größer ist; auch kann man denn wenig Zeug darin waschen.

Wenn man eine große Wäsche hat, so lasse man den Tag vorher Brunnenwasser in ein großes Faß geben, worin das Zeug gesteckt wird, wenn es rein ist. Dann stecke man das Zeug in Regenwasser zur Weiche so ein, daß das schmutzigste Zeug unten, und so in der Folge das bessere oben auf kommt. Den andern Morgen giebt man so viel Regenwasser in den Kessel, wie man ohngefähr zu 3 Maschinen voll Zeug gebraucht, schneidet die gehörige Seife gleich in dies Wasser, läßt durch eine Wäscherinn das Zeug aus der Weiche ringen, durch ein paar Andere die Flecken und Striche einseifen und einreiben, und stellt dann, wenn ein Satz erst in der Maschine ist, einen Burschen dabei, der rasch und egal dreht. Man sorgt nun dafür, daß, wenn ein Satz Zeug aus der Maschine heraus kommt, ein anderer gleich wieder hinein gelegt wird, so, daß während der Zeit der eine gedrehet wird, der erste nachgesehen und der folgende eingerieben wird, und daß die gebrauchte Seifenlauge gleich wieder in den Kessel kommt. Es ist unglaublich, welch eine Menge Zeug auf diese Weise gewaschen werden kann. Hat man weniger, so macht man die Vorkehrung eben so, läßt den andern Morgen aber erst alles Zeug aus der Weiche ringen, einseifen und einreiben. Ist man damit fertig, so läßt man das Regenwasser mit der eingeschnittenen Seife zum Kochen bringen, und dann einen Satz Zeug gleich nach dem andern in die Maschine legen. Wenn man einen Burschen zum Drehen der Maschine hat, so kann man durch ein Mädchen, die denn be-

quem jeden Satz gleich nachsehen, ausringen und ins kalte Wasser stecken kann, schon eine ziemlich große Wäsche beschicken lassen.

Würde die Maschine auf Bleichen zum Waschen gebraucht, so könnte eine jede Hausfrau sicher seyn, daß ihr Zeug nicht durch zu starkes Büken, oft über die Maaße angegriffen würde; denn alle beitzende Mittel, wie Asche, Pottasche und Kalk sind hiebei ganz überflüssig. Wo aber so viel gewaschen wird, wie auf den hiesigen Bleichen, da müßte die Maschine verhältnißmäßig größer seyn. Auch würde es sehr vortheilhaft seyn, wenn man zum Drehen der Maschine eine solche Vorrichtung träfe, wie man sie wohl auf großen Branntweinbrennereien zum Zucken oder Pumpen des Wassers, oder, auf großen Meiereien zum Buttern hat, daß nämlich ein dazu abgerichteter Hund in einem solchen Rade läuft, welches durch einen höchst einfachen Mechanismus, die Handhabe der Maschine recht rasch und egal hin und her bewegt.

Um aber Damen, die vielleicht nie Gelegenheit hatten, eine Bükewäsche von Anfang bis zu Ende mit anzusehen, einen Begriff zu geben, wie ihr Zeug nicht doppelt, nein, gewiß dreimahl mehr in einer solchen Wäsche angegriffen wird, als in der Waschmaschine, erlaube ich mir, ihnen die ganze Procedur einer Bükewäsche hier kurz zu beschreiben, und die Kosten von beiden Arten genau zu berechnen.

Soll das Zeug recht gut werden, so machen die Wäscherinnen eine sogenannte Lecklauge. In diese wird das Zeug den ersten Tag eingesteckt, nachdem zuvor alle Flecken mit Seife eingerieben sind. Den zweiten Tag wird es mit Seife aus der Weiche tüchtig herausgewaschen, wieder mit Seife eingerieben und auf das Bükefaß gelegt. Nun wird mit gehöriger Vorsicht die Asche oben aufgelegt und kaltes Regenwasser darauf gegeben, so daß das Zeug davon ganz durchdrungen ist, und das Wasser unten wieder ablaufen kann. Hiermit bleibt es wieder eine Nacht stehen, und den dritten Tag fängt man an zu büken, das heißt; man zapft die Lauge unten ab, und giebt sie oben wieder auf; zuerst kalt, dann warm, und steigert diese Wärme, nach jedesmaligem Abzapfen, bis die Lauge zuletzt so kochend heiß wieder unten abgezapft wird, als sie oben auf kommt. Riecht nun nebenbei das ganze Haus von der Büke, so daß jeder Uninteressirte oder Uneingeweihte bei einem solchen Waschfeste seine Nase nicht zu bergen weiß, so muß eine gute Hausfrau sich freuen, denn sie kann der Hoffnung Raum geben, daß die Büke gut gerathen wird. In dieser schaufen Lauge bleibt das Zeug wieder eine Nacht stehen, und den vierten Tag wird es denn von der Büke und rein gewaschen *).

*) Wie schrecklich das Zeug durch das Bücken zernichtet werden kann, davon nur ein Beispiel: Eine Dame meiner Bekanntschaft erhielt eine Kammerjungfer, die versicherte, das Waschen vollkommen zu verstehen, was aber nicht war. Bei der nächsten Wäsche glaubt das Mädchen sie würde gewiß reines Zeug erhalten, wenn sie nur recht scharf bükte. Sie legt also heimlich so viel Asche auf, wie sie kann, und bükt nun tüchtig darauf los. Als das Zeug von der Büke genommen wurde, konnte man Tischzeug, Bettzeug, Hemden ꝛc. kurz, die ganze Wäsche wie Spinnengewebe auseinander ziehen. Es würde hier mancher Hausfrau gewiß eben so gehen, wenn einfältige Mädchen nur so viel Asche haben könnten, wie sie wollten, und die Asche hier nicht so sehr theuer wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Der Wurf von der Kanzel.

Ein Prediger hatte mit einem gewissen Rath Besser beständigen Zwist. Letzterer sollte ihm alle mögliche Kränkungen zufügen, und es mochte ihm zustoßen, was nur wollte, so glaubte er, dieser Besser sei Schuld daran. Sein Groll gegen den Rath wuchs täglich, und endlich nahm er sich vor, ihn einmal von der Kanzel solennirter zu werfen. Er predigte eines Tages über Kains Brudermord, und stellte den mordenden Kain so lebendig dar, daß jedermann den Rath Besser in dem schrecklichen Bilde erkannte. Im Flusse seines Feuereifers brach er endlich in die Worte aus: O, meine Brüder, Kains Geschlecht ist noch nicht ausgestorben. Selbst in unsern Mauern lebt einer seiner Abkömmlinge. Ich will ihn Euch nennen, doch heute ist Eure Seele zu voll von Abscheu gegen dies Ungeheuer! heute über acht Tage sollt Ihr seinen Namen erfahren. Amen.

Daß den nächsten Sonntag die Kirche zum Erdrücken voll war, bedarf keiner Versicherung. Die Orgel brummte den Schlußton, der Prediger stand auf der Kanzel. Die Zuhörer räusperten sich und nun war alles still, denn heute, hieß es in der ganzen Stadt, wird der Rath Besser von der Kanzel geworfen. Der Prediger hielt eine herzeingreifende Rede. Er sprach von der Tugend der Duldung und Sanftmuth. Er traf jedes Herz. Abel der Erschlagene, der gemordete Bruder war das große, schöne Bild, was er mit hinreißender Beredsamkeit darstellte. Kein Auge blieb ohne Thränen. Man vergaß Kain und Bessern. Bis auf einmal der Prediger seine Rede schloß und mit leisen Worten zusetzte: „Ich versprach Euch, meine Freunde, den Abkömmling Kains, der in unsern Mauern wohnt, zu nennen. Allein, Abel fluchte nicht seinem Bruder! Es ist — besser — auch ich schweige. Amen."

H. C.

---

* Andeutungen Fündlinge und Rügen

(Einige Widersprüche von tausenden.)

Man klagt über schlechten Verdienst und — beschränckt nicht darnach seine Ausgaben.

Man knikkert bey Grotens und — vergäudet Louisdor.

Man schwatzt über schlechte Aussichten für seine Kinder und — erzieht sie, als wenn sie dem goldnen Zeitalter entgegen gehen. —

Man weint, das Krieg und Kriegsgeschrey die Erde füllt, und — zankt mit Jedermann.

Man preiset die häuslichen Tugenden seiner Frau und — giebt zu daß die Töchter fürs Gegentheil gebildet werden. —

Man schildert den traurigen Stand des Kaufmanns und — läßt seinen, kaum dem Copiebuche entwachsenen Sohne, ein Haus etabliren und — ein Haus machen. —

Man gesteht, das Luther und Calvin bey aller ihrer Vortreflichkeit schwache, irrende Menschen, wie wir, waren und doch wo es in seinen Kram paßt — erhebt man sie zu Göttern.

Man freut sich über die Seeligkeit der Verstorbenen und — soll man selbst sterben, so geberdet man sich, als gäbe es weder eine Ewigkeit noch Seligkeit. —

Die Knaben der Vorschule spielen jetzt lutherische und reformirte Kämpfe. — Sollte dies Spiel aber nicht ernsthaft genug für Lehrer und Eltern seyn, um es mit Nachdruck zu verbieten. Oder wollen wir es ruhig ansehen daß Wahn und Unsinn auch auf unsere Nachkommen übertragen werden? — — Selbst der, den Beschränktheit oder Einflüsterungen taub und blind machen, wird dies doch nicht wünschen!

Wenn hier Briefe kommen, deren Empfänger nicht ausfindig zu machen sind, so werden sie im Posthause vors Fenster gesteckt und dann nach einiger Zeit vernichtet oder zurückgeschickt. Wäre es nicht zweckdienlicher monatlich ein Register von solchen Brief-Adressen ins Wochenblatt einrücken zu lassen?

Um ganz Bremen und, vielleicht bey keiner Stadt in ganz Deutschland, kann es keine grundlosere Straße geben, als in der Osterthors Vorstadt beym Paulsberge. — Das Ganze bildet einen großen Kloak, den man kaum durchwaden kann. — Das Klageschrey der armen Anwohner verhallte bisher vergebens — es wurde da nicht vernommen, wohin es hätte dringen sollen. — Möchte diese Anzeige denn dazu dienen und eine Untersuchung veranlassen! — Mehr bedarf es gewiß nicht zur Erfüllung ihres Wunsches.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 2ten December mit aufgehobenem Abbonnement zur Benefiz für Unterzeichnete: Die Hochzeit des Figaro komische Oper in 3 Akten von Mozart. Die geehrten H. H. Abonnenten, welche zu dieser Darstellung ihre Logen zu behalten geneigt sind, werden ergebenst ersucht, im Theaterbüreau am alten Wall, die Bestellung zu thun und die Billets daselbst gefälligst abholen zu lassen. Hierzu ladet ergebenst ein

Adelheid Metzner.

---

* Concert-Anzeige.

Die Unterzeichneten machen es sich zum Vergnügen, die Leser dieses Blattes und vorzüglich ihre Namensgenossen unter ihnen, auf einen hohen Kunstgenuß aufmerksam zu machen.

Unser, um die Kunst so sehr verdienter Herr Ochernal wird uns am Mittwochen durch ein Concert erfreuen.

Ausser der Simfonia heroica, setzte ihm die Gefälligkeit einiger anerkannten Meister in den Besitz von Manuscripten, als Duett aus der Oper Faust von Spohr, Meeresstille und glückliche Fahrt v. Göethe, componirt von Beethoven, Ouvertüre von Hummel. u. s. w. — Die Leitung und Anordnung des Herrn Ochernal verspricht uns einen genußreichen Abend.

Mehrere Musikfreunde.

---

* Charade.

Kennst du das Wort, das uns als Drohung schreckt,
Als Fluch — im Herzen bange Ahnung weckt,
Ins Leben tretend — nur bei Unglück wohnt,
Dem Bösen, scheint er froh, im Innern thront — —
Kennst du es wohl?

O! Heil dir, Heil,
Wird es durch eigne Schuld dir nicht zu Theil!

Kennst du die Kraft, die nimmer lässig ruht,
Die Tod nicht schreckt, und nicht des Feuers Gluth;
Die handelnd, duldend oft, nach Höherm ringt,
Nach Niederm trachtend stets Verderben bringt — —
Kennst du sie wohl?

O fleh' zu Gott,
Daß sie dich stütze in des Lebens Noth!

Kennst du des Ganzen düstere Gestalt,
Die mit dem Guten oft durchs Leben wallt,
Nicht Feindin ist, und doch auch nicht beglückt,
Der Hoffnung Stern dem trüben Aug' entrückt — —
Kennst du sie wohl?

Erheb' das Herz,
Wenn sie es niederdrückt in bangem Schmerz!

....n.

Auflösung der Charade in Nro. 94.

Wallfahrt.

A. Duncker, d. Z. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 97.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 4. December 1823.

— Sich mit Thoren zu vertragen,
Ist allen schwer, die gern die Wahrheit sagen,
Die sag' ich aber gar zu gern! —

So war es nicht gemeint.

Ein Bauer, der in Erbschaftsachen
Genöthigt zu verreisen war,
Sprach, im Begriff sich aufzumachen
Zum Nachbar Steffen: Freund, ich fahr'
Zur Stadt, seyd unterdeß so gütig
Und nehmt mir diesen Honigtopf
In Schutz. — Recht gern, versetzt erbietig
Der Nachbar, ein durchtriebner Kopf
Doch Görge war kaum fort, so neckte
Den Honigvormund gar zu sehr
Die liebe Lüsternheit, drum leckte
Er unbesorgt das Töpfchen leer.
Als nun der Bauer wiederkehrte
Und von dem leckern Nebenmann
Das Mündelchen zurück begehrte,
Hub dieser kläglich also an:
„Gevatter Görge, denkt! die Fliegen,
Obschon ich fleißig abgewehrt,
Sie wußten doch mich zu betrügen
Und haben alles aufgezehrt" —
Ei was! schrie Görge, solche Dinge
Macht Er nur einem Esel weis,
Zum Amtmann geh' ich jetzt und bringe
Mit Seiner Lüge Ihn auf's Eis.
Der Amtmann nahm den Inkulpaten
In Gegenwart des Klägers vor:
Schweigt! schnaubt' er auf, vom Fliegenschaden,
Meint Ihr, ich wäre Euer Thor?
Hätt't Ihr die Bestien todtgeschlagen
So fraßen sie den Honig nicht,
Drum müßt Ihr alle Kosten tragen,
So schließt und dekretirt Gericht.
„Das sollt' ich früher wissen, sagte
Drauf Steffen mit dummgutem Blick
„Dann brach ich jedem, der sich wagte
Zum Honigtopfe, das Genick.
So meint Ihr," fuhr er fort im Reden,
„Ich muß die Fliegen groß und klein,
Wo ich sie nur erblicke, tödten?"
Natürlich! fiel der Richter ein.
Kaum ausgesagt — als Steffens Tatze
Rasch über Görgens Backen glitt;

Daß dieser in der breiten Frotze
Die schrecklichsten Grimassen schnitt.
Was soll das seyn? was soll das heissen?
Fuhr schnell der Amtmann auf im Zorn,
„Nichts weiter, Herr! als zu beweisen,
Ich blase gern in Euer Horn,
Versetzte Steffen, „denn es saßen
In Görgens runzlichem Gesicht
Zwei Fliegen, — hier war nicht zu spaßen,
Ich schlug sie todt nach Recht und Pflicht. —
Betroffen schwieg der Richter, — Schläger
Jetzt abgekühlt von seiner Wuth
Ersetzte, eh' er ging, dem Kläger
Hohnlächelnd das gestohlne Gut,

Zimmermann.

Christine und ihr Hof.

Eine Erzählung aus der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts.

Von C. F. van der Velde.

1.

Im Hofe des königlichen Schlosses zu Stockholm stand der Oberstallmeister, Freiherr von Steinberg und sah wartend nach den königlichen Marställen hin, von denen her sich so eben ein gewaltiges Gestampfe und Gerassel erhob. Sechs große wunderschöne Rappen im reichsten Geschirre tanzten mit einer prächtigen Karosse heran, die, mit rothem Sammet ausgeschlagen, von goldenen und silbernen Tressen starrend, mit Thürschlössern von gediegenem Golde selbst den Luxus jener Zeit noch zu überbieten schien. Finster betrachtete sie der Oberstallmeister, während ein Hoflakai ihm den Schlag zum Einsteigen öffnete.

Ein wahrhaft königliches Geschenk, murmelte er, auf die Kutsche zugehend. Wenn nur der Mann besser wäre, dem ich es bringen soll.

Wolltet Ihr nicht vorher einem Supplikanten eine kurze Audienz gewähren, Herr Oberstallmeister? fragte jetzt eine freundliche, wohlklingende Stimme zu seiner Linken. Er sah auf und in dem Fragenden einen schönen Jüngling von etwa achtzehn Jahren, aus dessen blühendem Gesichte ihn bekannte Familienzüge ansprachen.

Mein Neffe Karl! rief er, als er sich besonnen, mit herzlicher Freude und drückte den Jüngling kräftig an sein Herz. Willkommen in Stockholm! Was bringt Dich an den Hof?

Darüber, Herr Oheim, antwortete der Neffe lächend, mit einem Blick auf den neugierig horchenden Hoflakaien: das Weitere unter vier Augen, wenn Ihr zurück kommt. Ich habe ein großes Anliegen an Euch.

Du kannst mit mir fahren, sagte der Oheim, indem er einstieg. Ich habe bloß dem spanischen Gesandten diese Equipage im Namen der Königin zu übergeben. Wir fahren dann in meinem Wagen zurück.

Behende nahm der Jüngling an der Seite des Oheims Platz. Der Kutscher knallte, die Vorreiter ritten an, und die sechs Rappen flogen donnernd mit ihnen davon.

Nun noch einmal, willkommen mein Sohn! sprach der Oberstallmeister, dem Neffen die Hand reichend. Womit kann ich Dir dienen?

Gerade heraus! rief der Jüngling, mit einer Anstellung bei der Königin.

Was fällt Dir ein? fragte der Oheim unmuthig. Das ist in jeder Beziehung ein unreifer Gedanke. Gieb ihn auf.

Ihr wißt, daß mir mein armer Vater nichts hinterlassen konnte, sprach der Jüngling achselzuckend. Ich muß Dienste suchen, um leben zu können.

Wenn Du dienen mußt, sagte der Oheim: so diene dem Vaterlande. Was hat der deutsche

Freiherr in dem kalten Schweden zu suchen, das nie sonderlich freundlich gegen die Fremden war?

Euer eigenes Beispiel, Herr Oheim! wendete der Jüngling schüchtern ein.

Ich liebe Dich zu sehr, sprach der Oheim: um Dir die Erfahrung zu gönnen, mit denen ich meine Stellung erkaufen mußte, und ich möchte wohl, daß Du Dir einen andern Herrn suchtest.

Wo fände ich wohl einen besseren, als des großen Gustav Adolph große Tochter?! rief der Jüngling begeistert: die Sonne des protestantischen Europa, im Frieden wie im Kriege gleich unerreichbar!

Die zehnte Muse, fiel der Oheim spöttisch ein: die neue Sybille des Nordens, das Wunder der Natur, die Königin der Könige. Nicht wahr? Was mich betrifft, ich kann den gelehrten Weibern keinen rechten Geschmack abgewinnen. Es ist mir bei ihnen so ängstlich zu Muthe, als sähe ich ein Kind, das sich den Milchbart mit einem blanken Scheermesser abnehmen will.

Ich meine, daß Christine hier, wie überall, eine ehrenvolle Ausnahme macht, fiel der Jüngling nachdrücklich ein.

Still, still! sprach der Oheim. Die Königin sagte einmal über den alten Salmasius das Bonmot, daß er den Stuhl in zehn Sprachen zu nennen, aber sich nicht darauf zu setzen wisse, und sie hätte den Witz eben so gut auf sich selbst anwenden können. Sie hat gewiß alles gelesen, was über die Regierungkunst geschrieben worden ist von Anbeginn, an Geist fehlt es ihr wahrlich nicht, und doch sitzt sie auf dem geerbten Throne weder fest, noch anständig.

Dieser harten Beschuldigung widerspricht wohl Europa mit einer Stimme! rief der Jüngling unwillig.

Was die Gelehrten, für Pensionen und goldene Ketten in die Welt hineinschreiben, erwiederte der Oheim: das ist noch lange kein Evangelium. Vor einigen Jahren mochten sie Recht haben, aber seit die unsinnige Geldverschwendung angefangen hat, seit sich das Herz der Königin in den Händen der Franzosen und Spanier und — Italiäner befindet, ist von keinem, der es wahrhaft ehrlich mit der armen Dame meint, kein glücklicher Ausgang zu hoffen. Gebe nur Gott, daß meine Hauptbesorgniß eitel sey, aber seit dieser Charlatan von Leibarzt am Ruder sitzt, wird mir auch für Christinens Religion bange, und Don Pimentelli, zu dem wir jetzt diese Prachtkarosse hinfahren, wird ihr wohl die letzte Hülfe geben!

Euer Eifer führt Euch doch wohl zu weit, sprach entschuldigend der Jüngling. Wie könnte die Königin nur an einen Religionwechsel denken, der ihr in dem streng-protestantischen Schweden ihre Krone kosten würde.

Die sie schon vor einigen Jahren niederlegen wollte, fiel der Oheim ein: die sie nur auf das inständige Bitten aller ihrer Getreuen behielt! Und ich finde es ganz natürlich, wenn sie auf die alten Gedanken zurück komme. Ordentliche Wirthschaft wird sie einmal in ihrem Leben nicht treiben lernen. Ihre Schmarotzer und Schmeichler kann sie so wenig unbegabt lassen, als Maß und Ziel halten bei ihren Geschenken. Beaulieu's französische Ballete kosten auch ihr schönes schwedisches Geld, und durch alles das müssen die Finanzen in eine gränzenlose Verwirrung gerathen. Jede Einschränkung würde dem stolzen Gemüthe ein Bekenntniß scheinen, daß sie Unrecht gehabt, und ehe sie das eingesteht, wird sie lieber aufhören, Königin zu seyn, darauf kenne ich sie!

*

Das ist eine sehr dunkle Aussicht, die Ihr mir da öffnet, sprach der Neffe: und stünde mein Entschluß weniger fest, Ihr würdet ihn erschüttern. Aber ich habe zu Gustav Adolphs Tochter ein besseres Vertrauen, und will freudig mein Schicksal an das ihrige knüpfen.

Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, erwiederte der Oheim: und wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen. Wenn Du Deinen Zweck erreicht und Dich in die Hofintriguen verwickelt haben wirst, so wird es Dir schon klar werden, daß der Oheim Recht hatte, und daß Dein deutsches Gemüth nicht zu diesen welschen Kabalen paßt, wo jeder dem Andern ein Bein unterzuschlagen sucht, und keiner fest auf seinen Füßen steht. Dann wird aber die Moral und die Reue zu spät kommen.

In dem Augenblicke hielt die Karosse vor dem Pallaste des Gesandten. Warte meiner an der Pforte, sprach aussteigend der Oheim. Meine Conversation mit Don Pimentelli wird kurz seyn, und ich mag Dich nicht erst zu ihm hinauf nehmen. Du hast noch keine Routine in der Verstellung; dieser feine Spanier ist darauf ausgelernt, mit Blicken zu fragen, und in den Mienen des Gefragten wider dessen Willen die Antwort zu lesen, und ich habe gerade keine Lust, ihn den Inhalt unsers Gespräches lesen zu lassen.

Er ging in den Pallast. Nachdenkend lehnte sich der Jüngling an eine Marmorsäule des Portales. Da kam die Kutsche des Oheims rasch angerollt.

Ist der Herr noch oben bei dem Gesandten? fragte herausspringend der Kammerdiener den Kutscher des Staatswagens, und eilte auf dessen Bejahung in den Pallast.

Bald kam er zurück, und nöthigte den Neffen in den Wagen des Oheims. Kaum war er eingestiegen, so erschien der Oberstallmeister. Nach dem Hafen! befahl er dem Kutscher, und warf sich an des Jünglings Seite.

Die Königin ist dort, sagte er zu ihm, während die Kutsche fortfuhr: um die Flotte zu sehen, die sie jetzt ausrüsten läßt. Sie will mich sprechen, und ich hoffe dabei Gelegenheit zu erhalten, Dich ihr vorzustellen, wenn Du nun durchaus Deine gesunden Glieder auf das Glatteis des Hofes wagen willst.

Ich werde Euch herzlich dafür danken, Herr Oheim, erwiederte dieser. Uebrigens seyd um mich unbesorgt. Vielleicht wird meine Ehrlichkeit und mein gänzliches Ungeschick für die Kabale hinreichen, mich auf einem Boden fest zu erhalten, auf dem so manche fallen, bloß weil sie recht künstlich und zierlich einherschreiten, und dabei noch den Nebenmann zu Falle bringen wollen.

Meinetwegen, sprach mürrisch der Oheim. Geht es Dir aber übel, so sage Dir nur wie George Dandin: Tu l'as voulu!

Beide schwiegen fortan, bis des Hafens stolzer Mastenwald vor ihnen emporstieg. Der Wagen hielt, sie stiegen aus und gingen dem Ufer zu, das von dem Gefolge der Königin wimmelte.

Wo ist die Königin, Herr Marchese? fragte der Oberstallmeister einen reichgekleideten Kavalier von edelm Wuchse, mit einem schön-geformten, listigen, italiäner-dunkeln Gesichte, der gedankenvoll auf die Flotte hinüber schaute.

Euch zu dienen, Signor, erwiederte dieser verbindlich: dort auf dem Admiral-Schiffe. Sie unterhält sich eben mit Flemmingen.

Warte hier meiner! sagte der Oberstallmeister zu seinem Neffen, und ließ sich auf einem am Ufer liegenden Kahne nach dem Admiralschiffe hinüber rudern. Des Jünglings Blicke folgten

ihm und fanden bald auf dem Verdeck des Schiffes den Gegenstand, den sie suchten. Eine Dame von kleiner Mittelstatur, die Schultern etwas hoch tragend, einen dunkeln spanischen Reitüberrock über dem weiblichen Untergewande, einen Federhut auf den dicken hellbraunen Locken stand neben dem Admiral Flemming, der ihr, als stehe er vor ihrem glorreichen Vater, in der tiefsten, unterwürfigsten Ehrfurcht, auf ihre raschen Fragen antwortete.

Das ist also die zehnte Muse? flisterte der Jüngling unzufrieden. Schade, daß der große Vater Kronion dem schönen Geiste keine glänzendere Hülle gegeben hat!

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Englische Waschmaschine.

(Fortsetzung.)

Ist das geschehen, so wird das Zeug noch einmahl auf ein Waschfaß gelegt, und nun wird kochend heißes Wasser oder gute Seifen-Lauge darauf gegeben, dies nennt man: das Einbrennen. Hat es damit eine Zeitlang gestanden, so wird es hier wieder herausgewaschen, um dann in kaltem Wasser gespült zu werden. Daß das Zeug schon ganz außerordentlich dadurch leiden muß, wenn es auch nur ohne gerieben zu werden, so viel Tage und Nächte in einer solchen scharfen Lauge steckte, begreift leicht ein jeder. Aber wie wird es nun noch gerieben? Hände, die das nicht gewohnt sind, gehen in den ersten Stunden entzwei, und in der bloßen Bückelauge zu waschen, wenn sie gut genannt wird, mögte ich selbst Wäscherinnen nicht rathen, die schon ihre Hände recht hart gewaschen haben. Um die Hände zu schonen, wird das stärkere Zeug sehr oft mit aller Kraft an den Tubben oder Waschwannen tüchtig gerieben. Dies sollte nun freilich nicht seyn, aber wer kann es denen, die das wirklich höchst ungesunde und sauere Geschäft des Waschens verrichten, verdenken, wenn sie sich auf alle Art Erleichterung zu verschaffen suchen? Wie mühsam für die Wäscherinnen und wie angreifend für das Zeug diese ganze Art zu waschen ist, beweist auch das bekannte Sprichwort, was die Wäscherinnen gewöhnlich den Anfängerinnen sagen; „Seife und Asche hilft dir nicht, Menschenknochen mußt du darauf legen;" das heißt: du mußt reiben, was deine Körperkraft vermag. Daß man das feinere Zeug, was nicht gebükt wird, einmahl mit Seife aus der Weiche, zweimal mit Seife aus heißem Wasser, dann aus dem Einbrennen oder nachdem es mit Seife ausgekocht ist, da heraus wäscht, ist in jedem Hause bekannt.

Um nun aber einen sichern Vergleich der Kosten aufstellen zu können, will ich hier eine Wäsche specificirt aufschreiben und genau berechnen, wie viel mir dieselbe in der Waschmaschine, und wie viel in einer bisher gewöhnlichen Wäsche, gekostet hat.

49 Mannshemden.
86 Frauenshemden.
44 Kinderhemden.
30 Bettlaken.
27 Kissebühren.
29 Tischtücher.
131 Servietten.
139 Handtücher.
40 halbe Halstücher.
47 Taschentücher.
15 Taschen.
11 Schürzen.
18 Kleider.
10 Oberröcke.
10 Unterröcke.

4 Hauben, von Spitzen.
9 Kragentücher.
17 Pellerinnen.
16 Nachtjacken und Röcke.
29 Nachthauben.
29 Küchentücher.
22 Wischtücher.

Dieses Zeug habe ich in der Waschmaschine waschen lassen und habe dazu zwei Mädchen und eine Waschfrau anderthalb Tage gebraucht. Für eine Waschfrau, wenn man ihr keine Kost giebt, rechnet man den Tag 18 oder 20 mgr., außerdem noch wohl den Morgen und Nachmittag Kaffee mit Weißbrod.

Da das Zeug blos in kaltes Regenwasser gesteckt wird, so ist dies schnell geschehen, und kann man also keinen Tagelohn dafür rechnen.

Also für 2 Mädchen und eine Frau, jeden Tag 18 mgr. macht

	Thlr.	mgr.	pf.
für anderthalb Tage	2	9	—
für englische Seife, $6\frac{1}{2}$ Pfd. für 1 Thlr.	2	—	—
für einen Burschen, der die Maschine dreht, 6 gr. den Tag.	—	9	—
für Steinkohlen, unter den eingemauerten Kessel, von dem Morgen 6 Uhr an, jeden Tag 1 Himten, den Himten zu 4 mgr. 4 pf. . .	—	6.	6.

beträgt im ganzen 4 Thaler 24 mgr. 6 pf.

Ich habe hier Englische Seife gerechnet, weil ich sie zu dieser Wäsche gebraucht hatte, man kann aber jede andere gute Seife dazu gebrauchen.

Zu einer eben solchen Wäsche habe ich zum Bücken und gewöhnlichen Waschen gebraucht:

zum Einstecken und Einseifen,

	Thlr.	mgr.	pf.
einen halben Tag, zwei Mädchen und 1 Frau, den Tag 18 mgr.	—	27	—
für 2 Metzen Asche zur Lecklauge	—	9	—
den zweiten Tag, um aus der Weiche zu waschen, 4 Frauen und 2 Mädchen	3	—	—
den dritten Tag, um zu bücken, und das feine Zeug zu waschen, 4 Frauen und 2 Mädchen . . .	3	—	—
den vierten Tag, um von der Büke zu waschen, wieder 4 Frauen und 2 Mädchen	3	—	—
für weiße Seife .	3	9	—
für 3 Himten Asche, den Himten zu 18 mgr.	1.	18	—
für 2 Pfd. grüne Seife, zum Küchenzeug, das Pfd. 4 mgr.	—	8	—
für Steinkohlen, $3\frac{1}{2}$ Tag, von des Morgens 2 oder 3 Uhr an, $5\frac{1}{2}$ Himten, den Himten zu 4 mgr. 4 pf. . .	—	34.	6

beträgt im ganzen 15 Thaler 23 mgr. 6 pf.

Jede Hausfrau, die sich genau um ihre bisherige Wäsche bekümmert hat, wird finden, daß ich eher zu wenig, als zu viel berechnet habe. Denn obgleich manche Wäschfrauen das Waschen aus der Weiche nicht so machen, so waschen sie doch nachher das Zeug noch einmahl mehr, was also da auf der einen Seite erspart wird, geht an Seife und Zeit doch wieder verloren.

Hausfrauen, die selbst mit waschen können wohl hier und da kleine Ersparungen anbringen, indem sie selbst einen Tagelohn verdienen, — das sauerste und ungesundeste, was in einem Haushalte verdient werden kann, — und nebenbei darauf achten, daß von den Wäscherinnen Seife und Zeit gehörig benutzt wird. Muß man aber Wäscherinnen halten, so ist man in deren Händen, und muß sich deren Art und Weise gefallen lassen, wenn man reines Zeug haben will. Dies ist aber nicht bei der Waschmaschine der Fall; da kann man Seife und Zeit genau berechnen, in jeder halben Stunde ist jeder noch so schmutzige Satz rein, nur muß man zum Einreiben und Nachsehen bei kleinen Stücken mehr Zeit rechnen, als wenn es große sind. Schon dieses Berechnens wegen wird die Maschine bei Wäscherinnen und Mädchen, die es nicht recht gut und treu mit ihrer Herrschaft meinen, den heftigsten Widerwillen erregen. Dazu kommt nun noch, daß es etwas Ungewohntes, etwas Neues ist, wogegen der Ungebildete so schon einen schwer zu überwindenden Widerwillen hat, wenn ihm nicht sein eigenes Interesse dabei hell vor Augen steht, und dennoch wehrt sich die angeborene Trägheit so lange dagegen, wie sie kann.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Ganz ungewöhnliche Kosten welche die Stadt Bremen während der französischen Besitznahme gehabt hat.

Es kosteten nemlich im Jahre 1621 Fünf Orhoft Wein im Einkauff nicht mehr als 300 Rthlr. und im Jahre 1816 also nach 195 Jahren mit 10 Rthlr. Zinsen, Leccagie und Zinse auf Zinse gerechnet, kostete davon!

Ein Orhoft	5,752	Millionen	686,628 Rtr.
Ein Anker	958	,	781,121 ,
Ein Sechszehntel	239	,	695,280 ,
Ein Bouteille	21	,	790,480 ,
Ein Glas	2	,	723,808 ,

8 Gläser auf 1 Bouteille

Ein Tropfen 1000 Tropfen im Glas gerechnet 2720 Thl. (?)

Von diesem theuren Weine erhalten nur kaiserliche, königliche, fürstliche und andere erhabene Personen bey besondern Veranlaßungen einige Bouteillen zum Geschenk. Auch gefährlich kranke Bremer Einwohner bekommen, auf ein schriftliches Zeugniß des Arztes eine Flasche zu ihrer Stärkung.

Rechnet man nun, daß jedem französischen Marschall, General u. s. w von diesem Weine mußte gereicht werden, daß manche ein Ohm, manche ein halbes erhielten, sich auch im Keller selbst in diesem Weine berauschten, wie z. B. der Marschall Brune welcher beym Hinaufsteigen der Keller-Treppe, als ihn 2 seiner Adjudanten führen mußten, taumelnd die Worte sagte: Marechal de France a perdu la ballance, so möchte wohl schwerlich ein Land so viele Millionen an die Franzosen bezahlt haben, als die Stadt Bremen durch ihren Rosenwein. Welch einen innern Werth erhielt dadurch ein solcher Franzose?

Bemerkungen und Erfahrungen.

1.

Man sagt, Geld macht nicht glücklich. Aber das ist nicht wahr. Ich wollte nur, ich hätte recht viel. Die ganze Welt sollte froh mit mir werden. Denn kein Mensch hat genug; da sitzt der Fehler. Keiner weiß, ob er mit seinem Gelde auf seine Lebenszeit ausreicht. Jeder, auch der Millionär muß sich, mit all seinem Gelde, noch manchen Wunsch untersagen. Und wenn ich, mit 300,000 Mann, alles Geld aus allen Winkeln der Erde zusammen treiben ließe, so hätte ich immer nicht genug. Denn wer viel hat, braucht viel. Wer aber glücklich sich nennen will, muß nichts brauchen, und in dieser Hinsicht macht Geld nie glücklich. Darum bin ich glücklicher, viel glücklicher, als der Millionär; ich habe nicht viel, aber gerade soviel als ich brauche.

2.

Heidenreich, der Professor in Leipzig, der sehr liebenswürdige Mensch, hatte, wie mancher Professor der Philosophie, einmal kein Geld.

Er wandte sich an seinen gewöhnlichen Verleger, der schon viel, viel Geld durch Heidenreichs Schriften verdient hatte, und bat um Vorschuß auf das nächste Werk.

„Vorschießen kann ich Ihnen nichts," antwortete der Verleger, „da kann ich warten mein Leben lang, ehe ich eine Zeile Manuscript von Ihnen bekomme. Aber auf Wechsel, auf ihren Wechsel will ich Ihnen Geld geben."

Heidenreich schrieb flugs und fröhlich einen Wechsel auf sechzig Rthlr.

„Nein, so ist meine Meinung nicht. Ich gebe Ihnen sechs Rthlr. pr. Bogen. Sie schreiben mir ein Werk von zwanzig Bogen. Dies macht ein hundert zwanzig Rthlr. Die zahle ich Ihnen gleich. Allein Sie geben mir auf das Manuscript einen Wechsel, acht Wochen vor der nächsten Ostermesse fällig.

Heidenreich schrieb. Der Wechsel ward fällig. Heidenreich war mit seinem Manuscript nicht fertig. Der Verleger verfolgte ihn mit Wechselarrest. Er machte das strenge Wechselrecht gegen ihn gültig, und Heidenreich — wahrer, reiner Philosoph, — schrieb und endigte sein Werk mit einer Laune, als wäre er der Gott der Freiheit selbst gewesen.

H. C.

Der Morgen.

Aus der Nacht geheimen Schooße
Schwebt ein Knabe durch die Luft;
Seine Wangen gleich der Rose,
Und sein Odem Blumenduft.

Land und Meer erglüht von Wonne,
Und die Sonne
Folgt ihm aus dem Schlafgemach
Liebend auf dem Fuße nach.

Meynt sie ihn noch zu ereilen? —
Ueber Thal und Berge schon
Ist er ohne Rast und Weilen,
Wie ein leichter Traum entflohn.

Th. Hell.

Auflösung der Charade in Nro. 96.

Wehmuth

(Hierbey eine wöchentliche Beylage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daevel. d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 98.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 7. December 1823.

Und zu dem entfernten Strande
Baut sich einer Brücke Steg,
Und kein Wandrer weilt am Ufer
Denn die Kunst erfand den Weg.

* Gesellenspruch, bey der Eröffnung der von Seiten Hannovers und Bremens gemeinschaftlich erbauten Brücke zu Burg, am 30 Nov. 1823.

Die Menschen müssen zum Gedeih'n
Verkehr zusammen pflegen;
Wie würden sie so wenig seyn,
Wenn sie auf ihren Wegen
Nicht über See'n, Fluß und Bach
Zu Aller Nutz und Frommen
Zusammen könnten kommen.
Drum hat des Zimmermannes Kunst
Den Brückenbau erfunden;
Dafür lohnt ihn der Menschen Gunst,
Ihn preis't zu allen Stunden
Der Bürger und der Bauersmann,
Und wer nur Gutes schätzen kann.
Durch Brücken blüht den Handel auf,
Des Landmanns Fleiß wird rege,
Und das Gewerb hat seinen Lauf,
Die Ordnung ihre Wege.
Der Freund kann zu dem Freunde gehn,
Der Liebste kann sein Liebchen sehn;
Ihr Nachricht zu ertheilen,
Braucht er nicht zu verweilen.
Darum ließ auch der weise Rath
Der Hohen Obrigkeiten
Durch Meister und Gesellen That
Die Brücke hier bereiten,
Damit sie, wie bisher geschah
Die Unterthanen fern und nah
Von beiden Ufers Seiten
Mög' zu einander leiten.
Gott hat bewahret gnädiglich
Den Bau, und die ihn führten,
Und Alle freuen dankbar sich
Der Hülfe, die sie spürten.
Es floß der Strom geruhig fort;
Denn es gebot des Herren Wort
Dem Sturme und den Wellen

Kein Brettlein zu zerschellen.
Sie stehe denn auf lange Zeit
Die Brücke sonder Gleichen,
An Schönheit und an Festigkeit
Soll sie nicht einer weichen,
Und Jeden der darüber geht
Von Jahr zu Jahr so lang sie steht
Begleite Gottes Seegen
Auf seinen guten Wegen.
Sie binde enger stets das Band
Der beiderseit'gen Lande,
Und fester schließe sich die Hand
Zu treuer Freundschaft Pfande;
Ein ungehinderter Verkehr
Bereich're fortan immer mehr
Durch einen freien Handel
Und ungestörten Wandel.
Beglückt sey König Georg's Staat
Beglückt sey'n seine Räthe,
Und Bremen sey durch den Senat
Die glücklichste der Städte.
Es rühme Alles weit und breit
Wie Arbeit und Geschicklichkeit,
An beiden Ufern wohnen
Und sich einander lohnen.

Christine und ihr Hof.

(Fortsetzung.)

Während dem war der Admiral auf ein schmales Bret getreten, welches auf dem Verdeck lag und weit über den Bord hinaus in das Meer ragte. Er wendete sich dabei nach der Königin zurück und zeigte nach einem neuen Kriegsschiffe, das von seinem Standpunkte aus besser gesehen werden konnte. Neugierig folgte ihm die Königin, das Bret, dem die Doppellast zu schwer wurde, bog sich nieder. Der Admiral fiel in das Meer. Ihm nach stürzte das Unglücksbret mit seiner königlichen Last, und schadenfroh schlugen die Wogen darüber zusammen.

Jesus, die Königin! schrie der treu Oberstallmeister, der so eben auf dem Verdeck angelangt war, und mit raschem, kühnen Entschlusse sprang er der Königin nach in die Fluthen.

Wenn der Oheim das wagt, so kann der Neffe doch wahrlich nicht weniger thun! rief dieser, sprang auch ohne weiteres vom Ufer in das Meer hinab, und schwamm nach dem Schiffe hin. Es galt seine ganze Kunst und Kraft, denn das Wasser war an dieser Stelle gewaltig tief und ein scharfer Wind peitschte es zu höheren Wellen. Aber der Oheim brachte ihm schon die Königin entgegen. Munter schlug sie die Augen auf, als sie nur erst mit dem halben Leibe über dem Wasser war. Rettet den armen Flemming! war ihr erstes Wort.

Bei Gott! rief zornig der Oberstallmeister, der mit dem Arm unter das Wasser gegriffen hatte: der Admiral hat sich an Euer Majestät Rock festgehalten, und ich kann seine Hand noch nicht losbringen.

Daran hat er wohlgethan! rief die hochherzige Frau mit etwas unweiblichem Lachen. Sonst wäre er ohne Barmherzigkeit ertrunken.

Aber er hätte auch sehr leicht Euer Majestät mit sich in den Tod ziehen können! schalt der Oberstallmeister, Flemming heraufzerrend: und daß ist doch gegen alle Kleiderordnung.

Wo es das Leben gilt, antwortete die Königin mit leichtem Sinne: da sind alle Stände gleich. Ich lobe ihn darum.

Der Neffe hatte sie jetzt unter den Arm gefaßt, und vereint mit dem Oheim trug er sie dem Ufer zu, während der Admiral von einigen Matrosen vollends herausgezogen wurde.

Mit Jammer über das Unglück, mit Entzücken über die Rettung, mit Besorgniß über das Befinden der Königin, wie solches alles in

dergleichen Fällen üblich und schicklich ist, drängten sich die Hofkavaliere ihrer Gebieterin entgegen.

Mir fehlt nichts, ich befinde mich wohl! rief sie ihnen zu.

Gott sey gelobt, Ihro Majestät! rief ein stattlicher Kavalier mit gutgespielter Begeisterung, ihre Hand an seinen Mund ziehend. Diesen Schlag würde ich nicht überlebt haben! Kann ich die Gnade haben, Euch nach dem Wagen zu führen?

Ein Glück ist es nur, Graf Magnus, daß Eure Kleider dabei trocken geblieben sind, antwortete die Königin satyrisch, ihm ihre Hand entziehend. — Macht Euch nicht jetzt erst unnöthigerweise an mir naß. Es wäre Schade um den schöngestickten Sammetrock. Meine Retter sind schon gehörig eingeweicht, an ihnen ist nichts mehr zu verderben, und sie sollen daher auch bei mir bleiben.

Mit huldreichen Blicken sah sie jetzt den Oberstallmeister an. Mein guter Steinberg, sprach sie zu ihm: das nenne ich doch noch einen ächten Ritterdienst aus der guten, alten Zeit. Ich bin Eure Schuldnerin.

Jetzt fiel ein Strahl aus ihren großen, blauen Augen auf den Jüngling, der von ihrem Männermuthe, von der Würde und dem Liebreiz ihres Angesichts ergriffen, sie mit Staunen und Bewunderung betrachtete.

Wer ist der junge Mensch? fragte sie den Oberstallmeister freundlich. Man könnte ihn für Euern Sohn halten, so ähnlich sind sich Eure Züge.

Es ist mein Neffe, Euer Majestät, erwiederte der Oheim: der erst heute aus Deutschland anlangte, und das Glück sucht, in Eure Dienste zu treten.

Nun, des Dieners beßte Tugend, die Treue gegen seine Herrschaft, hat er uns schon bewiesen, sagte die Königin mit herzengewinnender Huld, dem Jüngling ihre schöne weiße Hand zum Kusse reichend: darum ist es wohl meine Pflicht, seinen Wunsch zu erfüllen. Seyd Ihr auch der Feder gewachsen, Baron?

Ich glaube, Euer Majestät, antwortete der Jüngling bescheiden. Ich habe meine Universitäts-Studien absolvirt. Doch bleibt mir freilich der gerechte Zweifel, ob mein geringes Wissen im nordischen Athen und im Dienste einer Königin, wie Christine, von irgend einer Bedeutung seyn kann.

Um so besser, junger Mann, um so besser! rief lebhaft Christine. Die vollständigen Gelehrten sind in der Regel sehr langweilige Geschöpfe. Ich ernenne Euch zu meinem Kammerjunker.

Ihro Majestät! rief der Jüngling mit dankbarer Freude, und küßte noch einmal ihre Hand, ohne daß die Königin über diese Kühnheit böse zu seyn schien.

Jetzt drängte sich, vom Wasser triefend, gleich den beiden Rettern, der italiänische Marchese hastig zwischen die Königin und den neuen Kammerjunker.

Wo kommt Ihr her, Monaldeschi, und in diesem Zustande? fragte ihn Christine befremdet. Im Wasser habe ich Euch nicht wahrgenommen.

Ich gehörte zu den Unglückssöhnen, die überall zu spät kommen, antwortete der Marchese mit einer Mischung von wahrer Dreistigkeit und falschem Schmerze. Zu weit vom Ufer entfernt, als das Unglück geschah, kam ich nur noch zu recht, um einen Matrosen herauszuziehen, der bei der Bergung des Admirals zu viel Wasser eingeschluckt hatte. Euer Majestät Rettung war schon einem Glücklichern zu Theil worden.

Zwei Matrosen, die hinter dem Marchese standen, schüttelten mit einem spöttischen Lächeln die Köpfe gegen einander, und Christine sprach gnädig: Gott selbst muß ja oft mit dem guten

Willen vorlieb nehmen, wie vielmehr nicht eine Sterbliche?! Ich danke Euch auch dafür, lieber Monaldeschi.

Jetzt eilten auch die Hofdamen im dichten Schwarme herbei, klagend, bedauernd und fragend. Das eine Fräulein brachte eine Herzstärkung herbei, die die Königin auf der Stelle einnehmen sollte; das andere schlug die Ruhe des Bettes, das dritte einen Aderlaß vor.

Gott behüte mich, rief lustig die Königin, die zudringliche Zärtlichkeit abwehrend. Ich habe ein Seebad ausser der Zeit genommen, das ist Alles. — Eine schwedische Frau darf nicht so weichlich seyn. Monaldeschi mag voranreiten und der Gräfin Sparre sagen, daß sie mir trockene Wäsche und Kleider bereit hält. Ich werde langsam nachkommen, und das Mittagessen soll mir herrlich schmecken auf die unfreiwillige Strapatze.

Monaldeschi entfernte sich eilig. Von den beiden Steinbergs begleitet, ging die Königin ihrem Rosse zu. — Der Oberstallmeister nahm den Zügel des schönen Schimmels aus den Händen des Unterstallmeisters und der Neffe hielt den Bügel. Vogelleicht schwang sich Christine in den Sattel. Morgen werdet Ihr Euch mir vorstellen, Kammerjunker, sprach sie noch zu diesem mit einer Freundlichkeit, die ihn blind für die schelen Blicke machte, welche Graf Magnus auf ihn abschoß, und im sausenden Galopp sprengte sie davon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Englische Waschmaschine.

(Beschluß.)

Die Wäscherinnen stehen überdem in dem Wahn, als würden sie bei dem Gebrauch der Maschine überflüssig seyn, was aber gar nicht der Fall ist. Es werden ja Menschen dabei gebraucht, nur nicht bei halben Dutzenden auf einmahl, und dies wird ein jeder, der ein gewöhnliches Waschfest mit angesehen und gehört hat, für ein großes Glück halten. Man denke sich nur so sechs Köpfe der Wäscherinnen, dicht zusammen, über einer Wanne voll Zeug, wo sie den kochend heißen und so übel riechenden Dampf einathmen müssen, ob es ihnen zu verdenken steht, wenn ihre Laune dabei nicht die brillanteste ist, und ob es unbillig ist, daß sie sich den Tag durch öfteres und sehr gutes Essen zu verkürzen und zu erheitern suchen. Daß sie nebenbei nun auch noch ihr eigenes Zeug mitbringen und mit waschen, ist freilich etwas, was gestrengen und sparsamen Hausfrauen gar nicht ansteht, und es vermehrt auch die Wäsche bedeutend; aber man bedenkt nicht, daß dieses wohl gerade bei den Wäscherinnen der eigentliche Gewinn ist. Auf das Geld können sie nicht viel rechnen, ob es gleich ein hoher Lohn ist, den sie bekommen; denn nichts ist wohl natürlicher, als daß der Magen, wie die Zunge, das einmahl gewohnte schöne und öftere Essen fordert, es mag gewaschen werden oder nicht. So kommt es denn, daß bei den Meisten der Verdienst schnell wieder verzehrt wird, und bei einem Geschäft, wobei ein steches Alter vorauszusehen ist, nicht einmahl hinlänglich auf den Winter, viel weniger auf den nächsten Nothfall, etwas zurück gelegt wird. Auch haben wir hier in Hannover gar so viele Wäscherinnen nicht; ein Beweis davon ist schon der hohe Lohn, den man ihnen geben muß. An andern Orten giebt man ihnen den Tag 6 Groschen und Essen, oder 12 Groschen und kein Essen; hier im ersten Fall 10 oder 12 Groschen, und im letzten 18 oder 20 Groschen. Und welch eine Noth es ist, fünf oder sechs gute Waschfrauen zusammen zu

bringen, weiß gewiß eine jede Hausfrau, die es einmahl versucht hat. Man giebt in der Regel der einen Hauptwäscherinn den Auftrag, die andern mitzubringen, um der Unzufriedenheit vorzubeugen, die bei ihnen entsteht, wenn eine Frau dazwischen kommt, die nicht zu ihnen gehört; und so kommen denn die zusammen, die gewohnt sind, zusammen zu waschen; ob gut oder schlecht, das muß man erwarten.

In der Waschmaschine kann aber eine jede Frau gut waschen, wenn sie nur will, denn das ganze Verfahren ist so leicht, daß es gar keiner großen Körperkraft oder Uebung bedarf. Man nehme also ja keine Waschfrau zu der Waschmaschine, die etwas dagegen hat; eine solche Frau könnte viel Schaden anrichten; sie könnte nur aus Einfalt oder bösem Willen, den Stift einmahl oben in der Maschine wegziehen, womit das Rührwerk hoch oder tief gestellt wird, und das ganze Zeug würde eben so zernichtet werden, als wenn es in der Büke mit zu viel Asche zerbeitzt würde; auch würde man, so schön die Maschine wäscht, schwerlich je eine gute Wäsche erhalten. Die vernünftigen Waschfrauen werden das Gute davon bald einsehen lernen, und recht gern darin waschen, und die übrigen können ja, wenn sie nicht waschen wollen, zum Scheuren oder andern Arbeiten angestellt werden, da es so sehr an solchen Arbeiterinnen fehlt.

Die Mädchen, die aus Einfalt oder bösem Willen nicht rein und gut in der Maschine waschen wollen, lasse man nur unter gehöriger Aufsicht 60 Paar Strümpfe oder 40 Küchen-Handtücher mit zugewogener Seife in der Maschine waschen, und gebe den andern Tag dieselbe Seife und Zeit zu eben solchem Zeuge; sie werden zu ihrem eigenen Besten sehr bald das Gute schätzen lernen.

Den Hausfrauen aber mögte ich wohl rathen, daß sie nicht gleich mit einer großen Wäsche unter ihrer Aufsicht in der Maschine waschen ließen, sondern es erst mit einem Satz von gewöhnlichem oder feinem Zeuge versuchten, dann die Seifenlauge aufbewahrten und den andern Tag mit derselben einen Satz Küchenzeug oder dergleichen waschen ließen. Dies ist wirklich besser, die Leute sehen leichter das Gute der Maschine ein, da sie bei einer großen Wäsche ermüden, und das denn der Maschine Schuld geben.

Man wird es mir verzeihen, daß ich so weitläuftig manches berührt habe, was auf die Einführung der Waschmaschine Bezug hat. Aber so vieles, was ich bis jetzt dafür und dawider habe hören müssen, wollte ich gern zugleich, so gut ich konnte, berichtigen. Das Gute, was ich von der Waschmachine gesagt habe, kann man mir um so eher glauben, da ich ja nicht den mindesten Vortheil davon habe, wenn andern diese Maschine gefällt. Nur der innige Wunsch, andern gefällig zu seyn, und etwas, nach meiner Einsicht, recht Gutes auch andern mitzutheilen, hat mich bewogen, meine Waschmaschine dem Böttcher Müller, auf der Osterstraße hieselbst wohnhaft, zu leihen, damit er ähnliche darnach verfertigen könnte. Die Maschinen, die er nach der meinigen gemacht und mir gezeigt hat, sind ganz genau so wie die meinige, die in London gemacht ist.

Es wird überhaupt für jeden Böttcher-Meister leicht seyn, nach beikommender genauen Zeichnung die Maschine zu verfertigen, da der ganze Bau derselben so einfach wie möglich ist.

Fig. A. ist die ganze Maschine mit eingesetztem Rührwerk, und verschlossenem Deckel.

Fig. B. eben dieselbe im Durchschnitt, so daß man das darin befindliche Rührwerk sehen kann.

a. der Tubbe oder Zuber, worin das Zeug gelegt wird: er ist unten im Lichten 20½ Zoll, oben 15¼ Zoll, und seine Höhe beträgt 2 Fuß,

b. vier eiserne Bände,

c. zwei Griffe, die von unten hohl sind. wie Fig. B. bei e. im Durchschnitt zeigt; sie sind zum Tragen der Maschine bestimmt,

d. zwei runde Zapfen. worin eine Oeffnung zum Einfassen der Schieber befindlich ist,

e. zwei Schieber, um

f. den Deckel damit fest verschließen zu können,

g. vier kleine Säulen, die auf dem Deckel feststehen, und worauf

h. die runde Scheibe gut befestigt ist. Dieselbe hat, so wie der Deckel, ein rundes sehr genau passendes Loch, welches mit Kupfer inwendig beschlagen ist, um die Reibung an der durchgehenden Axe zu verhüten.

i. ein runder Ring von Holz, inwendig und unten, wo er die runde Scheibe h, berührt, mit Kupfer beschlagen; er ist um

k. die Axe der Maschine beweglich. An dem Ring i. ist

l. eine kleine eiserne Kette mit einem eisernen Stift befindlich, der dazu dient, die Axe der Maschine mit dem daran befindlichen Rührwek hoch oder tief zu stellen, indem man ihn durch das Loch

m. in den Ring i. und zugleich in eines der Löcher in der Axe k. bei m. oder m. steckt.

n. ist die an der Axe festsitzende Handhabe, die bei

o. angefaßt und rasch in einem Halbzirkel hin und her gedrehet wird. Der Handgriff bei o. läuft auf einem durch ihn hingehenden eisernen Stift, um ihn bequemer bei dem Hin- und Herdrehen halten zu können,

p. ist in Fig. B. die runde Scheibe *), die am Ende der Axe k. befestigt ist;

q. ist deren Rand, woran

r. vier ganz glatt polirte runde Stäbe befestigt sind, die dazu dienen, den Beutel mit Zeug zu fassen. (aber nicht zu reiben,) und ihn in der Seifenlauge rasch zu spülen.

Die Länge der Axe von oben unter der Handhabe an bis unten auf die runde Scheibe p. ist 18 Zoll. Die runde Scheibe p. hat im Durchschnitt 10½ Zoll, und ist 1½ Zon dick.

Die runden glatt polirten Stäbe r., die unten, wie Fig. B. zeigt, dicker wie oben sind, und 10 Zoll Länge haben, sind an dem Rande der Scheibe so eingelassen, daß sie nur knapp 5 Zoll auseinander stehen; unten sind sie so weit abgebogen, daß ihr Zwischenraum 6½ Zoll beträgt.

Der Deckel f. muß genau passen. er ist deshalb bei dem Zapfen d. so viel ausgeschnitten daß die Zapfen genau hinein passen, und in Fig. B. wird man unter dem Deckel zwei Absätze gezeichnet bemerken. Dies sind zwei runde Scheiben, wovon jede ⅝ Zoll dick ist, sie sind beide fest mit dem Deckel verbunden, und vermehren also dessen Festigkeit.

Das Holz zu der Maschine muß recht trocken und frei von Harz und Aesten, auch sehr glatt, und eben geschnitten seyn, damit keine Splittern dem Beutel schaden können. Zu dem Tubben kann man tannen Holz nehmen, doch muß das glatt polirte Rührwerk von hartem Holze seyn.

---

*) Man vergesse nicht, daß Fig B. im Durchschnitt gezeichnet ist, und deshalb auch von den Stäben r. nur drei zu sehen sind.

Zu dem Beutel in der Waschmaschine nehme man grobes, loses gebleichtes und $\frac{5}{4}$ Elle breites Leinen, ohngefähr zu 5 mgr. die Elle, schneide davon einen runden Boden, so groß, wie der in der Waschmaschine, und gebe die Nath zu, nehme die eine Egge des Leinen, und setze die mit einer doppelten Nath rund um den zugeschnittenen Boden an, schneide dann, ehe man das Leinen rund zusammen nähet, an der offenen, und den drei andern, also an vier Seiten, kleine, bis beinahe auf den Boden laufende, Keile heraus, nähe auch dieses mit doppelten Nätchen wieder zusammen, so, daß der Beutel $\frac{6}{4}$ Elle hoch und ohngefähr ein gutes halbes Viertel weiter, als die Maschine ist. Dann nähe man oben eine breite Schnirre, die sich bequem zuziehen läßt, passe den Beutel in die Maschine, ziehe ihn oben etwas über den Rand der Maschine, und schneide da, wo die Zapfen d. sitzen, ein paar Oeffnungen in den Beutel, wodurch die Zapfen gut gehen, und fasse diese Oeffnungen, damit sie nicht einreißen, mit Band ein. Ist das Zeug in den Beutel gelegt, und die Seifenlauge in vollem Kochen darauf gegeben, so wird der Beutel von dem Zapfen losgemacht, und mit einem einfachen Schnirren-Bande zugezogen, aber nicht zugebunden, weil man das nachher nicht gut wieder aufbinden kann.

Hannover.

W. W. geb. B.

Boshaftes Mißverstehen.

Unter allen Verdrehungen, welche der französischen Sprache so geläufig sind, deren Aussprache den unsinnigsten Sinn-Verdrehungen zu statten kommt, ist wohl keine, die es mehr verdient, als Beispiel angeführt zu werden, als folgende: Der Abbe Pellegrin, welcher, wie Voltaire von ihm sagt, Mittags vom Altar, Abends vom Theater lebte (d. h. abwechselnd Messe las und Schauspiele recensirte), war seines doppelten Amtes ohngeachtet so arm, daß er oft mit schadhaften Beinkleidern in Gesellschaft erschien. Eines Abends, als er, in dergleichen Offenherzigkeiten gehüllt, in einem Damenkreise ein Gedicht vorlas, worin er Amors Siege über die Patriarchen besang, kam er, nach Abrahams Niederlage durch Hagar, auf Loth's Töchter Geschichte. Mit Emphase und Pathos deklamirte er

„L'Amour a vaincu Loth!"

wurde aber hier von einer Dame unterbrochen, welche, sich stellend, als habe sie verstanden:

„L'Amour a vingt culottes!"

ihm zurief: „Amor, Ihr Schutzgott, der selbst keine trägt, sollte doch die Barmherzigkeit haben, Ihnen ein Paar ab zu geben!" — Späterhin hat Mad. Geoffrin die Sitte eingeführt, die Dichter, welche ihr Haus besuchten, und ihre Gesellschaft ausmachten, jedesmal zum Weihnachten mit einem Paar schwarzer Sammthosen zu beschenken.

T. L. Secha.

---

* Theater.

Schnell hat sich die Nachricht in unser Stadt verbreitet, daß die gegenwärtige Theater-Direction in diesen Tagen allen ihren Mitgliedern gekündigt habe, und sich also der jetzige Verein in drey Monaten auflösen werde. Allgemeines Erstaunen war der erste Eindruck, den sie hervorbrachte, und dieß um so natürlicher, als man von diesem Unternehmen, bey seinem Entstehen, festern Bestand hoffte, und durch das Interesse, mit dem es mehrfach unterstützt wurde, zu dieser Hoffnung sich berechtigt glaubte. Man war verwundert, da beyde Abonnements nicht kärglich

ausgefallen waren; und ein leeres Haus bis jetzt etwas seltners gewesen, die Frage aber, ob und wieviel das Publikum für den Sommer zur Sicherung der Anstalt thun werde, öffentlich nicht zur Sprache gekommen war. Bey näherer Ansicht der Sache mindert sich indessen das erste Erstaunen. Der Versuch zu einem sechsmonatlichen Abonnement soll gemacht worden und nicht gelungen seyn und die Direction alle Ursache zu fürchten gehabt haben, ihre Verbindlichkeiten und Contracte mit den Mitgliedern, die ohne jetzige eventuelle Kündigung vom 1ten März an, noch ein halbes Jahr fortgedauert haben würden, ohne irgend eine Sicherung von Seiten des Publikums, späterhin nicht erfüllen zu können und ist dem also, so muß man dem rechtlichen Willen Gerechtigkeit widerfahren lassen, der es verschmähte, die Glieder der Bühne zu täuschen und später vielleicht nothgedrungen zu verkürzen.

Gleichwohl ist, abgesehen von den Personen der jetzigen Direction, deren Fähigkeit zur Leitung des Ganzen übrigens wohl ausser Zweifel ist, gewiß zu wünschen, daß diese Auflösung nicht statt finden mögte. Bereits hat der Mehrtheil des Publikums mehrere Glieder des jetzigen Vereins als brav und verdienstlich kennen gelernt, andere in ihrem partiell gelungenen Strebungen anerkannt, von wieder andern Hoffnungen für die Zukunft geschöpft; wie mancher Wunsch auch noch übrig bleibt, wie manche Lücke noch auszufüllen ist, so würde doch jede abermals neu zusammengesezte Gesellschaft, der Natur der Sache nach, auch dergleichen Erfahrungen bieten, auch erst ergänzen müssen, was als mangelhaft oder fehlend erkannt würde, (was mit einiger Unterstützung des schon Bestehenden viel leichter bewirkt werden kann,) und es dürfte sehr die Frage entstehen, ob irgend ein neues Personale so viele gute und brauchbare Mitglieder enthalten dürfte, als wir gegenwärtig in den meisten Hauptfächern der Oper und des Schauspiels besitzen. Von mehreren ist die Frage geradezu zu verneinen; es bedarf dazu keiner Nahmensanführung. Man braucht nur das Repertoir zu übersehen, um sich zu überzeugen daß wir Opern, Lust- und Trauerspiele gelingen sahen, die zum Theil keine leichten Aufgaben waren, und das Resultat selbst der bisher erschienenen schärfsten Kritiken war Anerkennung mannigfaltiger Talente vieler einzelner Glieder des jetzigen Vereins. Für den Wunsch, daß sich derselbe erhalten und statt einer neuen ungewissen Schöpfung (denn ohne Theater kann ja Bremen doch nicht bleiben) sich nur ergänzen und verbessern möge, spricht aber, außer der schon regen Theilnahme für manche gegenwärtige Mitglieder der unwidersprechliche Satz, daß jeder Untergang eines Directors mehr, den des Nachfolgers wo nicht gewisser doch wahrscheinlicher macht, und daß unser Theater, so zu sagen von dieser Seite im Auslande verrufen, immer schwieriger gute Künstler wird bekommen können, da jeder immer mehr sich bedenken dürfte, ein sicheres, wenn auch selbst minder bezahltes, Engagement zu verlassen, um wahrscheinlich jedesmal im Frühling es vergebens wiederzusuchen. So würde das gebildete hiesige Publikum, wollte es jedes momentane Opfer versagen, ohne welches eine Privatunternehmung der Art, in einer Stadt von Bremens Umfang unmöglich bestehen kann, oder wollte man seine Ansprüche über die von den Umständen gestellten Schranken hinaussteigern, sich mehr und mehr auf ambulirende und anderwärts nicht Anstellung findende Subjecte nach und nach reducirt sehen.

Um dieses gewiß nicht mit Unrecht prophezeihte Schicksal zu vermeiden, mögte im jetzigen Augenblicke Erhaltung derjenigen Glieder der Bühne, mit welchen das Publikum zufrieden ist, die zunächst und zwar bald zu lösende Aufgabe seyn, bevor sie durch anderweitiges Engagement, wozu einige bereits vortheilhafte Anerbietungen haben, für uns verloren gehen. Daß sich der Wille aller wahren Kunstfreunde dahin neige, darf man mit Zuversicht von unserer Stadt voraussetzen, wo alles Gute nicht nur erkannt, sondern auch gepflegt und gefördert wird; nur würde es, unter den frühern Umständen an einem vermittelnden Vereinigungspunkt gefehlt haben, den Willen zur That zu machen. Glücklicherweise ist dieser jetzt in der Comitee vorhanden, die sich in diesem Frühling, zum Besten und Beförderung der Bühne gebildet hat. Aus wahren Kunstfreunden, aus eben so einsichtsvollen als einflußreichen Männern bestehend, wird dieselbe gewiß sich eifrig mit den Mitteln beschäftigen, die jetzige Crisis zu heben (und mit Freuden hörte man daß dieß bereits der Fall ist;) ihr wird, leicht gelingen, was die Direction in eigner Sache nicht zu verlangen vermag, ja nicht einmal bitten und vorschlagen kann, wenn sie nur von Bremens biedern Einwohnern in ihren Vorschlägen unterstützt wird.

(Hierbey eine Beylage.)

A. Daeves. d J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Schon hat sie der Schauspieldirection dankenswerthe Erleichterung gewährt, aber der noch höhere Werth dieses Vereins besteht darin, daß durch sie das Theater mehr an die bürgerliche Welt geknüpft wird und mit erhöhter Theilnahme nach und nach zum eigenthümlichen vaterländischen Institut erhoben werden kann. Welche Mittel der Erhaltung räthlich befunden werden dürften, darüber dieser achtungswürdigen Comittee vorzugreifen wäre unbescheiden; mögen indessen die von ihr ausgehenden Vorschläge in Selbstübernahme der Bühne und ihrer Leitung (durch einen engern Ausschuß) oder in einem Abonnement auf 4 — 5 Monate (wovon ohnehin März und April keine Schwierigkeiten haben dürften) oder in einer Subscription zu einer Totalsumme zur Unterstützung der Direction für den Sommer bestehen, wodurch vielleicht ein ins Engere gezogener Künstlerverein erhalten würde, der bis zum Herbst sich auf Darstellung kleinerer Stücke und Opern beschränkte — immer hängt das Gelingen von dem theilnehmenden Entgegenkommen des Publikums ab — das Zusammenwirken Vieler kann leicht Vieles Grosses und Gutes schaffen — dieses theilnehmende und bereitwillige Entgegenkommen also ist es, was als Wunsch und Hoffnung auszusprechen sich erlaubten.

Mehrere Theaterfreunde.

---

* N. S.

Obige am 2ten d. hingeworfene Gedanken konnten nicht mehr in das Donnerstagsblatt des Bürgerfreundes aufgenommen werden, worauf sie berechnet waren. Seitdem ist bekannt geworden, daß die Comitee, für das jetzige Theaterunternehmen etwas weiteres thun zu können nicht geglaubt hat. Wir ehren die uns unbekannten Gründe, die diesen Beschluß motivirt haben mögen, können aber doch unser Bedauern über dieses Resultat nicht bergen, da, indem dieser achtungswürdige Verein nicht, wie wir hoffen, als Vermittler zwischen der Direction und dem grössern Publikum wirken will, die erstere dem Letztern nun wieder, wie zuvor isolirt gegenübersteht. Wir können unsere Ansichten, welche den Wunsch erzeugten, die würdigen Glieder unsrer jetzigen Bühne nicht zu verlieren, nicht aufgeben, und deshalb mögen dieselben dennoch der Prüfung unserer Mitbürger hingegeben bleiben. Mögte sich noch ein Mittel finden, jene bezeichneten Künstler und Kunstjünger uns zu erhalten oder, sey es unter dieser oder einer veränderten Leitung, sie uns für künftigen Winter wieder zuzuführen! Dieser Wunsch ist, wenn auch fruchtlos, mindestens ein Zoll der Achtung und Dankbarkeit, den wir ihnen für so manche genußreiche Stunde schuldig zu seyn glauben.

---

* Ueber das Fortbestehen unsers Theaters.

Zu vielseitigem Bedauern der Theaterfreunde verbreitet sich das Gerücht von einer wiederum bevorstehenden Auflösung der kaum begonnenen Unternehmung. Was auch mit Grund über einige Lücken im Theater-Personal gesagt wird, so gesteht doch die geringste Billigkeit, daß die Hauptfächer zum großen Theil besser, als lange zuvor besetzt sind. Vielleicht ganz, wenigstens fast allgemein würde mit der Auflösung der Verlust des Herrn v. Zahlhas, der Herrn und Damen Mejo, Metzner, Neukäufler, der Madame Horina, Demoiselle Göhring, Hrn. Greenbergs Weitig und Woywoda als nicht immer leicht ersetzlich bedauert werden, mehrerer Anderer nicht zu gedenken, welche gerechte Erwartungen befriedigen. Um der Grundlosigkeit willen ist es eine unredliche Nachrede, daß die Direction von Haus aus den Plan gehabt, sich durch eine lediglich Winter-Unternehmung bereichern zu wollen oder gar schon bereichert zu haben. Daß ihre Absicht auf Permanenz hinausging beweisen schon die mehreren Jahres-Contracte, die schon im vorigen Sommer bezahlten Sustentationen unserer beliebtesten früheren Künstler die Aneignung des Apparates u. s. w. Direct ausgesprochen hat sie es aber noch mehr durch ein Schreiben an den Verein, welcher durch Beyträge sie in einigen Unkosten erleichterte, dessen Absicht leider! nicht durch Ergiebigkeit der Abonnements und des Freymarkts unterstützt ist. Die Direction hat in diesem Schreiben mit einstimmig anerkannter Glaubwürdigkeit die Nothwendigkeit dargethan, in Berücksichtigung der Zukunft ihrer Mitglieder,

und um sich selbst nicht in unerfüllbare Verantwortlichkeiten zu setzen, schon jetzt die nach einigen Monaten erfolgende Aufhebung ihrer Unternehmung vorbereiten zu müssen, sofern sie nehmlich nicht durch das Publikum über einen Theil ihrer Ausgaben nach Beendigung des jetzigen dreymonatlichen Abonnements beruhigt würde. Sie schloß mit dem Wunsche, daß durch den Einfluß von Theater-Freunden schon jetzt ein Abonnement für die Monate März April, May und Juni, welches eine gewisse Summe ergebe, befördert und begründet werden möge, um denn während Juli und August das Theater hieselbst zu schließen, und zum 1ten September wieder zu eröffnen.

Die Billigkeit eines solchen Wunsches ist einer Entstellung bey der Erwägung gewiß nicht fähig, daß eine von der Direction mittelst Sustentations-Gagen und durch Reisegelder und Vorschüsse kostspieliger Engagements zusammengeführte, größtentheils als genügend betrachtete Gesellschaft, wenigstens ihre Erhaltung und wohl auch ihre Vervollkommnung nach Maaßgabe der Ansprüche eines Publikums von diesem Publikum zu empfangen hat. Dagegen ist wohl nichts einzuwenden, um so weniger, da schon das Unternehmen selbst mit Risico geschieht und dieses in der Fortführung noch durch ungewöhnliche, unberechenbare Fälle vermehrt wird. Auf ungewöhnlichen Gewinnst ist schon nach den Erfahrungen sämtlicher Directionen, von denen jede einen neuen Weg ging und wahrscheinlich den rechten zu treffen hoffte, bisher aber nicht fand, nicht mehr zu zählen.

Dieses jetzt bey Seite stellend kommt es nach der schriftlichen Mittheilung der Direction darauf an, bald zu erfahren, ob das mit dem jetzigen Theater zufriedene Publikum sich für dessen Fortdauer interessire? Die baldige Erklärung nehmlich ist wegen des Publikums selbst nothwendig, da grade ein Theil der beliebtesten Künstler und Künstlerinnen bereits mehrere schnell zu entscheidende Anerbietungen hat, der andere Theil wie leicht zu erachten, am leichtesten sich anderswo engagiert. Daß nur eine Sicherstellung sie hier fesseln kann, ist wohl sehr natürlich.

Wenn nun auch diejenigen, an welche die Direction sich zur persönlichen Unterstützung und Beförderung ihres Wunsches schriftlich wendete, ihre unmittelbare Mitwirkung für das Fortbestehen des Theaters, auf das zweckmäßigste Verwenden der Erleichterungsbeyträge ausser der eigenen Theilnahme am ferneren Abonnement beschränken zu müssen glaubte, so ist doch gewiß recht aufrichtig zu wünschen, daß aus oberwähnten Gründen die Direction schon jetzt ungesäumt einen Abonnements-Antrag für die — den nächsten drey — nachfolgenden Monate vorlege und aus denselben Gründen eben so ungesäumt ein genügender Beytritt der Kunstfreunde erfolge.

Ohne in den freyen Willen des Einzelnen einen mit minder bedeutenden Städten rivalisirenden Kunstsinn Bremens aufrufen zu wollen, wird der diesmalige Erfolg doch am sichersten ergeben, in wiefern wir auf eine heimische Kunstanstalt zu hoffen haben, oder lieber erwarten wollen, welcher irrende Thespis-Karren spätestens im Februar 1826 hier aus einander fallen wird.

Auf den Wunsch mehrerer Kunstfreunde mitgetheilt und anheimgegeben von Einem.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 99.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 11. December 1823.

Die Zeit macht alles, wenn sie altert, rein
Aeschylos.

Der Todtenkopf im Walde.

Du kahler Schädel, welcher zersplitternd hier
Auf öder Heid' am Strahle der Sonne bleicht,
Den Menschen unwerth und den Manen,
Aber dem Wand'rer ein böses Zeichen!

Wer bist du, daß vergessen, ein leichtes Spiel
Der Winterstürm' und ohne Beerdigung
Du hier am Hügel rollst? Welch Schicksal
Warf dich in diese verlassne Wildniß?

Erwürgte hier ein lauernder Feind vielleicht
In schwarzer Nacht den eilenden Wanderer,
Und nahm durch Meuchelmord auf ewig
Ihm den erwarteten Tag der Heimkehr?

Bestraften hier die rächenden Furien
Geheimen Frevel? Oder bewaffnete
Des Elends Wuth dem langen Dulder
Gegen den Busen die eigne Rechte?

Du schweigst. Des Schicksals richtender Augenblick
Ist längst verschwunden, aber noch liegest du
Ein später Zeuge stummer Unthat
Unter dem Himmel in Thau und Wetter.

Noch keine Hand bestreute mit Erde dich
Kein frommes Zeichen ehrt der Gebeine Platz,
Und unbekümmert streift der Jäger
Heute wie morgen an dir vorüber.

Neuffer.

Christine und ihr Hof.

(Fortsetzung.)

2.

Die Brust von schönen Hoffnungen geschwellt ging am andern Morgen der jüngere Steinberg den Corridor entlang, der nach den Zimmern der Königin führte, um ihr den neuen Kammerjunker vorzustellen. Da hörte er in einem Fensterbogen ein Paar zischelnde Stimmen, ohne noch die Personen zu sehen, denen sie gehörten.

Auf einen von den Beiden mögt Ihr Euch kühnlich berufen, flüsterte die eine Stimme. Doch das bedinge ich mir aus, Signore Conte, daß dabei von mir bei der Königin gar nicht die Rede seyn darf. Es würde Euch auch nichts helfen, denn ich erkläre Euch offen, daß ich meine vertrauliche Mittheilung geradezu desavouiren würde, wenn Ihr mich dadurch compromittiren wolltet.

Während dem hatte sich Steinberg dem Fensterbogen genähert. Der, welcher zuletzt gesprochen, verließ jetzt das Fenster und Steinberg erkannte in ihm den Marchese Monaldeschi. Der Andere blieb nachdenkend an der Brüstung lehnen. Es war der Graf Magnus de la Gardie, der, durch Steinbergs Nahen aus seinem Sinnen aufgeschreckt, ihn unmuthig und mit aller Anmaßung eines alten Günstlings fragte: Wer seyd Ihr und was wollt Ihr?

Baron Steinberg, antwortete der Jüngling stolz: Kammerjunker Ihrer Majestät, der ich mich diesen Morgen vorstellen soll. Ich hatte schon gestern im Hafen die Ehre Eure Bekanntschaft zu machen.

Da flog eine dunkle Zornröthe über das stolze Gesicht des Grafen. Ich erinnere mich jetzt sprach er mit vornehmer Nachlässigkeit: Ihr seyd einer der rüstigen Schwimmer, die gestern das Glück hatten, der Königin an das Ufer zu helfen.

Ganz recht, Herr Graf! erwiederte Steinberg über den Ton ärgerlich. Ihr konntet es vom Lande aus am sichersten beurtheilen, wie viel oder wie wenig Gefahr bei der Unternehmung war.

Ein solches zufälliges Ereigniß hat sein Gutes, warf der Graf gereizt hin. Es vertritt bisweilen die Stelle des Verdienstes. Doch führt es auch oft zumal bei jungen Leuten, zu einer Ueberschätzung ihrer selbst, zu einem Hochmuthe, der der Zurechtweisung bedarf.

Zurechtweisungen an diesem Hofe, rief Steinberg warm: kann ich nur von der Königin und von meinem Oheim erwarten. Jede andere würde ich zurück weisen müssen.

Ich will nicht hoffen, Herr Kammerjunker, erwiederte heftig der Graf: daß diese Bemerkung mir gelten soll!

Jetzt öffnete sich rasch die Thüre des königlichen Vorzimmers. Christine trat heraus, und die erhitzten Streiter wendeten sich von einander und mit ehrerbietigen Verbeugungen zu der Königin.

Ich hörte einen Wortwechsel, sprach sie lauter, als er sonst in meiner Nähe gewöhnlich ist. Was war die Veranlassung?

Wir sprachen von Ewr. Majestät glücklichen Rettung, antwortete der Graf mit großer Geistesgegenwart: die Freude darüber kann mich vielleicht über die Gränzen der Schicklichkeit geführt haben, und deßhalb hoffe ich von Eurer Großmuth Verzeihung.

Daß doch immer der Kopf so gern mit dem Herzen verkaufen möchte! sprach Christine mit ungläubigem Lächeln. Indeß es mag für dießmal gut seyn! Begebt Euch jetzt in das Archiv, Herr Graf, und holt mir die bewußten Verhandlungen des Reichsrathes von 1651. Wir werden sie bei der heutigen Conferenz bedürfen.

Doch nicht die über den damaligen Unglücks-Entschluß Ewr. Majestät? fragte der Graf erschrocken.

Die nämlichen, sprach Christine mit stolzem Ernste. Eilt!

Betroffen über den ungewohnten Ton sah der Graf die Königin an. Aber der Ausdruck ihres Gesichtes war so finster, daß ihm der

Muth entfiel noch etwas einzuwenden. Er verbeugte sich schweigend und entfernte sich.

Die Königin sah ihm mit einem bedeutungschweren Blicke nach. Dann wendete sie sich zu Steinberg. Hat mir der Graf die Wahrheit gesagt? fragte sie ihn freundlich.

Zum Theil, antwortete dieser. Doch schien die Freude des Grafen wenigstens nicht dem Antheil zu gelten, den mir mein gutes Glück bei dieser Begebenheit zuwarf.

Ihr seyd ehrlich und bescheiden, wie es einem Deutschen geziemt, sprach die Königin. Ich liebe diese Eigenschaften. Seyd mir treu, so wird Euch meine Gnade nie fehlen.

Mein Blut für Euch! rief der Jüngling, seine Hand nach der ihrigen ausstreckend.

Es ist schon gut, sprach sie lächend zurücktretend. Jetzt muß ich Euch entlassen. Meine Reichsräthe warten, und würden es mir übel nehmen, wenn ich sie wegen eines so jungen Menschen noch länger warten ließe. In einer Stunde findet Euch in meiner Antichambre ein. Ihr sollt heute schon Euern Dienst bei mir antreten, damit der Hof sieht, daß ich etwas auf Euch halte.

Sie war verschwunden. Mit sich selbst im Widerspruch stand Steinberg da. Eine höchst interessante Frau, sprach er, sich langsam entfernend. Aber kein Augenblick scheint bei ihr dem andern gleich. Ueber ihren Charakter kann ich noch nicht in's Reine kommen, und ich fürchte sehr, daß ich niemals dazu gelangen werde.

3.

Wartend stand eine Stunde später, und dießmal unter den schützenden Flügeln seines Oheims, der Kammerjunker in der Antichambre der Königin, bei der der Reichsrath noch versammelt war. Es ging ziemlich lebhaft in dem Kabinet her, denn der Schall der streitenden Stimmen drang bisweilen, wenn der Wortwechsel warm wurde, durch die Doppelthüren zu den Ohren der Harrenden.

Was nur heute wieder dort gekocht wird! seufzte der Oheim. Gott gebe, nichts Schlimmes! Aber es ist mir immer, als ob ich der Königin nicht mehr lange dienen würde.

Jetzt öffnete sich die Thür des Kabinets. Die Reichsräthe traten heraus, an ihrer Spitze der graue, ehrwürdige Reichskanzler Axel Oxenstierna, mit schwerem Kummer auf dem Herzen, runzelvollem Gesicht, das jetzt nur von dem eifrigen Sprechen mit einem schwachen Roth angeflogen war. Der letzte Reichsrath war der Graf Magnus de la Gardie. Ihm folgte die Königin, ihn bei der Hand ergreifend und zurückziehend.

Auf ein vertrautes Wort noch, Graf Magnus, sprach sie huldreich. Der Graf, entzückt über die Auszeichnung, schlüpfte mit zierlicher Gewandtheit in das Kabinet zurück, und die Thür fiel hinter ihm zu.

Dieser Graf ist zu beklagen, sagte der Oheim zu seinem Neffen. Großschatzmeister, Herr von ungeheuern Einkünften, in jeder Hinsicht ein vollkommener Kavalier, Schwager des Thronfolgers, seit Jahren der erklärte Liebling der Königin, und dennoch möchte ich nicht mit ihm tauschen. Sein Stern ist untergegangen.

Ich dächte doch, erwiederte der Neffe: daß die vertrauliche Huld, die ihm die Königin so eben bewies, ihn noch immer zu einem Gegenstande des Neides mache.

Das kurze, kalte Lächeln eines Wintersonnenstrahls! sagte der Oheim achselzuckend. Christinens rechte Herzenshuld hat eine andere Miene. Es hat aber auch nicht anders kommen können. Bourdelot und Pimentelli haben schon lange mit ihren Lanzen angesetzt, ihn aus dem Sattel zu heben, und jetzt wird ihm wohl Monaldeschi den

*

letzten Stoß geben. Uebermuth und blinde Zuversicht auf blindes Glück machen unvorsichtig, und der Graf ist sehr übermüthig und glaubt, daß es ihm gar nicht fehlen kann. Dazu weiß ich nicht, ob es ihm die Königin je verzeihen wird, daß er gestern trockene Kleider behalten hat. —

Jetzt wurde es wieder auf einmal sehr laut in dem Kabinet. Die Königin, mit glühendem Gesicht und funkelnden Augen, riß die Thür auf und winkte den Oberstallmeister zu sich. Bescheiden wollte sich der Neffe entfernen. Nein, nein, Ihr könnt mit eintreten, Kammerjunker! rief sie ihm heftig zu. Diese Angelegenheit duldet nicht nur Zeugen, sondern verlangt sie sogar.

Die beiden Steinbergs gingen in das Kabinet. Dort stand der Graf de la Gardie, Haupt und Blicke zur Erde gesenkt, und, trotz der Miene der verfolgten Tugend, die er sich zu geben suchte, sehr verlegen und bestürzt.

Der Graf, begann die Königin mit zornniger, fast männlicher Stimme: beschuldigt mich der Unwürdigkeit, daß ich hinter seinem Rücken übel von ihm gesprochen. Ich soll ihm Verrath angedichtet und gesagt haben, daß ich, weil ich ihm einmal meine Freundschaft zugesichert, meinem Thronfolger die Rache auftragen wolle. Und von Euch, Oberstallmeister, will er diese Aeusserung erfahren haben.

Diese Behauptung befremdet mich sehr, erwiederte der Oberstallmeister mit der Ruhe des guten Gewissens. Ich habe dem Herrn Großschatzmeister stets die Achtung erwiesen, welche ein Mann von mir fodern kann, der sich der Gnade meiner Königin auf eine so ausgezeichnete Weise zu erfreuen hat. Um so weniger begreife ich es, weshalb er mich jetzt bei Eurer Majestät zu verläumden und zu stürzen sucht. Hätten Ew. Majestät mir je so etwas vertraut, so kenne ich die Treue und Verschwiegenheit, die ich meiner Gebieterin schuldig bin, zu gut, um dergleichen Geheimnisse weiter auszuplaudern. Aber ich versichere bei meiner Ehre, daß ich nie dergleichen Aeusserungen von Euer Majestät gehört, ich habe sie also auch dem Grafen nicht hinterbringen können, und ich verlange, daß er seine Behauptung strenge erweise.

Da warf die Königin einen Flammenblick auf den Grafen, der sehr jammervoll da stand. Ihr habt Steinbergs Verantwortung gehört, sprach sie heftig. Jetzt erweiset!

Fast vernichtet preßte der arme Graf seinen Federhut zusammen und wollte seine Vertheidigung beginnen. Aber es blieb bei einigen, ganz verunglückenden Redeversuchen, und eine schaudervolle Pause trat ein.

Da schwand Christinens Zorn bei der Todesangst, in der sie den Günstling erblickte. Mit einem Mitleid, in das sich ein wenig Verachtung mischte, sagte sie: Ich sehe wohl, daß Ihr jetzt nicht fähig seyd, mir zu antworten. Ueberlegt es wohl, ob Ihr erweisen könnt, oder ob Ihr widerrufen wollt. Morgen will ich Euern Entschluß vernehmen.

Der Graf taumelte zum Kabinet hinaus und Christine sah ihm mit einem leichten Achselzucken nach.

Er wird keines von beiden thun, sprach der Oberstallmeister hitzig: denn das erste ist unmöglich und das andere bedeckt ihn mit unauslöschlicher Schande. Aber meine Ehre fodert es, daß ich nicht eher von ihm ablasse, bis er mir den genannt hat, von dem dieß Geschwätz kommt. Ich wäre nicht würdig, Eurer Majestät je wieder vor die Augen zu treten, wenn ich diese Sache ruhen ließe, und nicht den in das Angesicht einen Lügner hieße, der mir eine solche Nichtswürdigkeit Schuld zu geben wagt

Ihr seyd ein braver Mann, lieber Steinberg, erwiederte die Königin, huldreich ihre Hand auf seine Schulter legend. Glaubt mir, daß ich weiß, was ich von Euch und Eurem Ankläger zu halten habe. Ich lobe Euern Entschluß um so mehr, als der Graf schon einigemale dergleichen ungegründete Beschwerden vorgebracht hat, um Männer zu stürzen, die besser sind, als er. Darum ist es mir lieb, wenn Ihr die Sache auf das äusserste treibt, damit ich seines verdrüßlichen Gewinsels, seiner ewigen Klagen über Verkennung und Verfolgung mit einemmale los werde.

Gott erhalte Ihro Majestät! rief der Oberstallmeister, von einem plötzlichen Entschlusse ergriffen, verbeugte sich tief und entfernte sich. Auf seinen Wink folgte ihm der Neffe in den Corridor nach.

Da hast Du eine Probe von dem heillosen Treiben an diesem Hofe, sprach jetzt der Oheim. Weil es dieser unglückliche Graf fühlt, daß er der Königin nicht mehr ist, was er ihr war, so hat er sich ihr durch einen Roman von Verfolgung auf's Neue interessant machen wollen, und den ehrlichen Deutschen hält er für einfältig und schwach genug, daß er zu seinen Lügen ja sagen und sich die Pfoten verbrennen wird, um für ihn die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Aber er hat sich geirrt. Die Sache muß in's Reine, im Guten oder Bösen, und stände er noch höher als er steht. So bald es Dir der Dienst erlaubt, wirst Du von meinetwegen mit ihm reden. Er soll die Beschuldigung gegen mich zurücknehmen und zu meiner völligen Rechtfertigung den nennen von dem er die Aeusserung der Königin vernommen haben will.

Und wenn er keines von beiden thun mag? — fragte der Neffe.

So bittest Du ihn, mir Zeit, Ort und Waffen zu bestimmen, erwiederte der Oheim mit lodernder Jünglingsgluth.

Ein Hoflakai, der den Kammerjunker zur Königin zurückrief, unterbrach das Gespräch. Heute Abend bringst Du mir Antwort, rief ihm scheidend der Oheim zu, und der Neffe eilte nach dem Kabinete der Königin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Was wird sich behaupten?

Das Wahre: denn es ist in der menschlichen Natur gegründet und die Vernunft erkennt es als sein Erzeugniß an.

Das Gute denn es ist von Gott, und reihet den Menschen, wenn er es Tag und Nacht aus Uneigennützigkeit fördert und immer getreu seine Pflicht erfüllt, an den Himmel an.

Das Rechte: denn es ist der Menschen erhaltender Grundsatz und von ihm geht alle Ruhe, alle Ordnung und alles Glück in der bürgerlichen Gesellschaft aus.

Das Weise: denn es heiligt die Mittel und greift nie zu einer Maaßregel, welche nicht eben so klug, als gerecht sey, und ehrt die Freiheit, wie die Selbstständigkeit der Staaten und Menschen.

Zu Grunde wird gehen der Lug und der Trug, weil beide vor Gott und der Vernunft verworfen sind; das Böse und das Widerrechtliche, weil sie sowohl die menschliche Natur herabwürdigen, als alles Zusammenleben der Menschen zum Hirngespinnste machen; das Thörigte und das Zwecklose, weil sie zerstören und nicht erhalten, und die ergriffenen Mittel nie auf die Dauer dem beabsichtigten Zwecke entsprechen.

So darf also der Mensch, der seines Lebens Bestimmung kennt, seine Pflichten getreulich erfüllt und dem Herrn der Welten vertrauet, nicht verzagen; es wird, trotz allem Anscheine des Gegentheils, ein Reich der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Freiheit anbrechen, das die Biedermänner glücklich und die Bösen ohnmächtig machen wird.

Lehren von einem Türken.

Im Jahre 1745 bot der Sultan des türkischen Reichs, Mahmud I., den kriegführenden Mächten seine Vermittlung an und der Großvezier ließ alle fremde Gesandte zu Constantinopel zu sich kommen. Unter Andern wandte er sich an den holländischen Gesandtschaftssecretär, Herrn des Bordes und sagte zu ihm: „ist es nicht eine Schande, daß ihr Christen, die ihr für wahre Gläubige gehalten seyn wollt, jede friedliche Gesinnung aus eurer Mitte verbannt habt, und daß wir Muselmänner; welche ihr Ungläubige scheltet, uns genöthigt sehen, euch Gesinnungen einzuflößen, die ihr haben solltet?“

Hierauf legte er Vorschläge in Ansehung eines Congresses und der Präliminarien vor, wo es im vierten Artikel heißt: „wenn der Oberpriester der Christenheit Einen seiner Apostel auf den Congreß schicke, um die Friedenseröffnungen durch seine Vorstellungen zu erleichtern, so wäre die hohe Pforte ebenfalls bereit, einen Derwisch oder mahomedanschen Mönch von dem Orden des Mufti dahin zu senden, der keine Schwierigkeiten machen werde, mit dem christlichen Priester zu unterhandeln.“

Rang der Diamanten.

Der größte Diamant, welchen man je in der Welt gekannt hat, ist der, welchen die Königin von Portugal besitzt, und welcher in Brasilien gefunden wurde. Er ist noch nicht geschliffen, und wägt 1580 Karat. Man schätzt ihn auf die ungeheure Summe von 5,644,800 Pf. Sterl. Der berühmte Diamant, welcher den Zepter des Kaisers von Rußland schmückt, und auf der Spitze des Zepters unter dem Adler ist, wägt 779 Karat, und ist 4,854 728 Pf. Sterl. werth, wiewohl er kaum 150,000 Pf. Sterl. kostete. Dieser Diamant war eins von den Augen eines Götzenbildes auf der Insel Seringham im Carnatic. Ein französischer Grenadier, welcher von den französischen Truppen im Ostindischen Dienste entlaufen war, wußte es dahin zu bringen, daß er einer von den Priestern des Götzen wurde, von welchem er Gelegenheit fand, ein Auge zu stehlen, um dann nach Madras zu flüchten. Ein Schiffskapitän kaufte den Diamant für 20,000 Rupien. Ein Jude gab in der Folge ungefähr 18,000 Pfund Sterl. dafür. Endlich bot ihn ein griechischer Kaufmann im Jahre 1766 in Amsterdam zum Verkaufe aus, und der Fürst Orloff kaufte ihn für die Russische Kaiserin. Der nächste Diamant ist der des großen Moguls, und wird auf 622,728 Pf. Sterl. geschätzt. Hierauf kommt ein anderer der Königin von Portugal, 369,800 Guineen am Werthe. Sodann der des deutschen Kaisers, welcher ehedem dem Großherzog von Toscana zugehörte, und 109,250 Guineen werth ist. Den Diamant Pitt schätzt man auf 208,333 Guineen, und der Pigottdiamant, welcher im Jahr 1800 für 22,000 Pf. Sterl. verlooßt wurde, war zwar sehr schön, ging aber doch über seinen Werth weg, da er nur 47¾ Karat wägte.

Das häßliche Gesicht.

Wahre Anekdote.

Das ist wahr; hübsch war der Rittmeister B. nicht. Das ganze Gesicht war eine zerfetzte und zusammen genähte Hautfläche; schreckliche Säbelhiebe hatten es in der Länge und Quere durchkreuzt; von den Blattern war es mit gelbschwarzen Giftnarben so übersäet, daß auch nicht ein reiner Fleck darin aufzufinden war. Ein fuchsrother Schnautzbart struppte auf der gespaltenen Lippe, und diente dem Mund gegen die Schnupftabackswolkenbrüche, die der aufgeschlitzten Nase reichlich entquollen, zum sichern Damme. Augenbraunen und Wimpern fehlten gänzlich, und die Augenlieder waren so kurz, daß er die kleine grauen Augen nicht völlig schließen konnte, aber dafür hatte er eine schwarze Zahnpallisade im Munde, mit der er, besonders da er immer fletschte, wenn er sprach, alle Kinder zu fürchten machen konnte.

Brav war er, schauderhaft brav. War er an der Spitze seiner Schwadron, so folgte sie, und wenn sein Brandfuchs in die Hölle mit ihm gestürzt wäre. Seine Husaren liebten ihn wie ihren Vater, aber mit seinen Kameraden hatte er oft Händel.

Im letzten Feldzuge ging er in Q... in das erste Hôtel, und setzte sich an die table d'hôte. Es wimmelte im Orte von fremden Truppen, die diesen Morgen erst angekommen waren. Die Offiziere speißten fast alle in demselben Hôtel.

Der Rittmeister setzte sich zufällig neben einen jungen Officier, und rief den Marqueur, ihm zu essen zu bringen.

„Lieber Marqueur," hob der Offizier spitzig lächelnd an, „mach er mir dort an jenem Tische Platz, ich werde dort essen."

„Ich störe doch nicht?" frug der Rittmeister den Flaumenbart, und konnte sich die Ursache nicht deuten, warum der junge Mensch, mitten im Essen, seinen Tischplatz wechseln wollte.

„Wenn ich gehe, stören Sie mich nicht!"

„Aber, wenn Sie bleiben?"

„Ja, ich würde den Appetit verlieren;" antwortete der Dreuste, und winkte mit schief verzerrtem Munde seinen jungen Freunden, die mit ihm an der Tafel saßen. Die lachten, er lachte mit. - Dem Rittmeister stieg das Blut ins Gesicht. Erklären Sie sich deutlicher, mein Herr," sagte er mit fester Stimme. „Ihr Lachen deutet auf mich. Haben Sie etwas wider mich?"

„Wider Sie nicht, aber wider Ihr Gesicht. Sie sind nicht ganz hübsch. Ihre Nachbarschaft würde mir den Mittag verderben." Die ganze Tischgesellschaft lachte laut.

„Junger Herr," erwiderte der Rittmeister ruhig, „meinem Fürsten bin ich hübsch genug. Ihre Impertinenz kann ich nur mit der Klinge beantworten. Ist es Ihnen gefällig, auf einen Augenblick mit mir heraus zu kommen?"

„Recht gern, recht gern. Meine Freunde hier werden mir verbunden sein, wenn ich ein so fatales Gesicht von der Welt schaffe."

Beide gingen auf den Flur. Die ganze Tischgesellschaft stürzte hinter ihnen drein.

„Das ist ein Mordjunge, der Z." sagte ein dicker Major, „der wird ihn gut zudecken."

„Der haut auf Ehre, wie der lebendige Teufel," zischelte ein Hauptmann dem andern ins Ohr.

„Gieb ihm nur einen rechten Jesuhieb über die Nase," sagte im Herausgehen halb leise ein Lieutenant zu Z.

Alles dies und ähnliche Sächelchen hörte der Rittmeister. Aber sie glitten an ihm ab. Er blieb sehr ruhig. Der Geforderte zog. „Nicht so rasch, junger Herr, wir haben Zeit," hob der Rittmeister gelassen an. „Haben Sie auf den schlimmsten Fall Dispositionen getroffen? Hier mein Herr, (er wendete sich mit einer artigen Verbeugung an den ältesten Offizier im Zirkel der Umstehenden) ist meine Brieftasche. Sie enthält meinen letzten Willen. Sollte ich bleiben; so haben Sie die Gewogenheit und melden Sie den Vorgang meinem Fürsten. Die Wechsel, die Sie darin finden werden, lassen Sie meinem Bedienten zukommen. Ich bin der Rittmeister B. im * * * * schen Husarenregimente, mein Regiment cantonirt jetzt drei Stunden von hier in G..... So, nun bin ich fertig. Sie auch, junger Mann?"

„Frisch, frisch," rief der Stürmische, „Sie wollen mich damit außer Fassung bringen. Ziehen Sie."

„Ich lege die Hand nicht eher an meinen Säbel, bis Sie mir sagen, daß Sie auf der Welt nichts mehr zu bestellen haben."

„Mein Testament ist bald gemacht," sagte der Lieutenant lachend. „Meine Equipage gehört meinen Gläubigern, und den Ring hier soll die dicke Christel haben."

Alle lachten. Der Zweikampf begann. Der Lieutenant war Meister im Hauen. Es war, als ob er tausend Hände und tausend Säbel hätte. Der Rittmeister mußte seine ganze Kunst zusammen nehmen, um dem Rasenden auszupariren. Er hatte nur sich zu wehren, an das Hauen durfte er gar nicht denken. Der Lieutenant zielte ewig, und immer nach dem Gesichte.

„Herr, lassen Sie mir mein Gesicht gehen," rief der Rittmeister, „oder Sie machen mich hol mich der Teufel böse."

Der Lieutenant lachte hämisch, und wollte ihm eben einen rechten Circumflex über die Nase ziehen.

In diesem Augenblick gab er eine Blöße, und mit einer schrecklichen Quarte überm Arm, saß ihm der Säbel des Rittmeisters zwei Zoll tief im Halse.

Er sank in einander. Der Rittmeister zog den Säbel zwischen die Finger, schleuderte das daran klebende Blut weg, wischte sich eine Thräne aus dem Auge, sagte murrend vor sich hin: „Das ist der fünfte, den ich um des verfluchten Gesichts willen liefere."

Hierauf offerirte er den Umstehenden eine Prise Taback, und frug: „sehe ich denn wirklich so häßlich aus?"

„Ach bewahre," war die allgemeine Antwort. „Man kann das Gesicht nicht schön nennen, aber recht militairisch, auf Ehre, recht militairisch."

H. C.

Anekdote.

Thomas Corneille wohnte über seinem Bruder Pierre Corneille. Wenn Pierre eines Reimes bedurfte: so rief er Thomas durchs Fenster; wenn Thomas einen Gedanken nöthig hatte: so rief er Pierre. — Dieser Tauschhandel läßt auf den Unterschied der Reichthümer schließen, die jeder von ihnen besaß.

(Hierbey eine wöchentliche Beylage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Duncker d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönken.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 99.

Bremen, Donnerstag den 11. December 1823.

Gestorben.

Den 29. November. Der Arb. Berend Gieschen 33 J., in Hastedt

Den 30. November. Der Chirurgus Johann Hinrich Flato 83 J., a. d. Stephanithorswallstr. Nro. 2.

Den 30. November. Der Dienstmagd Dorothea Elisabeth Krohn Tochter, 4 W., a. d. gr. Johannistr. Nro. 172.

Den 1. December. Des Gärtners Georg Peter Kalbskoff Ehefrau, geb. Kretzmar; 42 J., am Rövekamp Nro. 21.

Den 1. December. Des Schuhmachers Johann Heinrich Traue Ehefrau, geb. Münkemeier; 49 J., kl. Rosenstr. Nro. 8.

Den 2. December. Des Schenkw. Carl Heinr. Drögemeyer Tochter, 7 J., a. d. gr. Johannistr. Nro. 162.

Den 2. December. Der Arb. Berend Rauch 52 J., in Hastedt.

Den 2. December. Der pensionirte Soldat Bernh. Händel 56 J., im Krankenhaus.

Den 4. December. Rebecca Kehrmann 70 J., Armenhaus.

Den 4. December. Des weyl. Schenkwirths Joh. Diedr. Becker Wittwe, geb. Rust; 57 J., a. d. gr. Johannistr. Nro. 167

Den 4. December. Die Nätherinn Helena Deimels 20 J., gr. Johannistr. 117.

Den 5. December. Des Arb. Hinr. Kreuzkamp Ehefrau, geb. Lürssen; 35 J., auf Groten Hoff, Nro. 2.

Geburten.

Den 19. November. Des Hauptm. Carl Ludw. Wermuth Ehef., Bernhardine Sohia geborne Voß; a. d. Grünenstraße Nro. 93, von einem Mädchen.

Den 24. November. Des Arb. Hermann Hinr. Fette Ehefrau, geb. Upphoff am Buntenth. Steinweg, von einem Knaben.

Den 26. November. Des Cassierers der directen Steuern, Johann Martin Kauffmann Ehefrau, geb. Fresen; a. d. Neustr. Nro. 18, von einem Knaben.

Den 26. November. Des Tonnmachers Johann Christoph Lemmermann Ehef., geb. Meyer; a. d. gr. Fuhrleutestr. Nro. 2, von einem Mädchen

Den 27. November. Des Kimkers Hinr. Ahrens Ehefrau, geb. Schmidt; a. d. Abbenthorswallstr. Nro. 67. von einem Mädchen.

Den 28. November. Des Zimmermanns Martin Albrecht Ehefrau, geb. Buschmann a. d. Kohlhökerstr. Nro. 51, von einem Mädchen.

Den 28. November. Des Zimmermans Johann Hilken Ehefrau, geb. Bergmann a. d. Steinthor Nro. 25, von 2 Knaben.

Den 29. November. Des Tischlers Joh. Michael Hoffherr Ehefrau, geb. Wisroth; a. d. Schmiedestr. Nro. 2, von einem Knaben.

Den 29. November. Des Baumeisters Johann Christian Heinr. Dirks Ehefrau, geb. Loose; a. d. Kohlhöckerstr. Nro. 11. v. einem Knab.

Den 29. November. Des Kaufmanns Carl Heinr. Constantin Wilh. Kerstein Ehefrau, geb. Schröder; a. d. Molkenstr. Nro. 33, von einem Knaben.

Den 30. November. Des Arb. Hinr. Sanders Ehef., geb. Liemann; im Runken Nro. 5, von einem Mädchen.

Den 30. November. Des Handschuhmachers Joh. Georg Gläser Ehefrau, geb. Neuhaus; a. d. Langwedelerstr. Nro. 10, v. einem Mäd.

Den 1. December. Des Schweinschlachters Hinr. Jonas Lohmann Ehef., geb. Heithus; a. d. Stavendam Nro. 23, von einem Knaben.

Den 1. December. Des Steinhauers Gottlieb Heinr. Christoph Mack Ehef. geb. Lohmann; a. d. Walldamstr. Nro. 2, von einem Knaben.

Den 2. December. Des Welsbäkers Gerhard Schweers Ehefrau, geb. Wilkens a. d. Osterstr. Nro. 46, von einem Knaben.

Den 2. December. Des Landmanns zu Hastedt Diedr. Bischoff Ehefrau, geb. Fresen, von einem Knaben.

Den 2. December. Des Schmids Joh. Hinr. Ludewig Hübner Ehef., geb. Behrens im Barkhoff Nro. 18, von einem Mädchen.

Den 2. December. Des Kaufmanns Johann Daniel Schepeler Ehefrau, geb. Schröder; a. der Knochenhauerstr. Nro. 10, von einem Mädchen.

Den 2. December. Des Schuhmachers Johann Georg Wilh. Ahrens Ehef., geb. Schädeken; a. d. Stephanithorswallstr. Nro. 2, von einem Knaben.

Den 4. December. Des Arb. Bernhard Wohlers Ehef., geb. Varelmann; a. d. Düsternstr. Nro. 6. von einem Knaben.

Den 4. December. Des Kramer-Amtsgenossen Herm. Heinr. Below Ehef., geb. Wetzel a. d. Brautstr. Nro. 7, von einem Mädchen.

Den 4. December. Des Bleichers Friedr. Herm. Grote Ehefrau, geb. Boschen; a. d. Bleicherstr. Nro. 35, von einem Knaben.

Den 6. December. Des Bildhauers Heinr. Frese Ehef., geb. Schultzen; a. d. gr. Hundestr. Nro. 7, von einem Mädchen.

Ein unehelicher Knabe.

Copulirt sind.

Der Torfschiffer Engelbert Meyerdierks von hier, mit Margarethe Henriette Heyer, aus Varel.

Der Landmann Herm. Bollmann, mit Gesche Raetjen, beide von hier.

Der Zimmergesell Daniel Siemerling, mit Maria Dorothea Magdalena Brünings, von hier.

Der Stuhlmacher Casp. Heinr. Cord Wischmann aus Hamburg, mit weyland Martin Bücking Wittwe, Christine Friederike Mangold.

Der Fuhrmann Joh. Hinr. Huesheer, von hier, mit Anna Dorothea Busch aus Harburg.

Der Matrose Ernst Christoph Schweers, mit Anna Chatharina Gräfe, von hier.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 100.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 14. December 1823.

Was heute wahr ist, bleibt es morgen auch;
Was heute gut ist, bleibt es morgen nicht.

Alter Spruch.

Hypokrates diätetische Vorschrift.

Gesellschaftslied.

Die Wahrheit wird man nicht ergründen,
Des Forschers Geist sie niemals finden,
Entflammt ihn nicht der Rebensaft;
Die Weisen aus dem Alterthume,
Begeisterte zu ihrem Ruhme,
Der edle Wein, des Denkers Kraft.
Auf füllt die Gläser an und höret;
Hypokrates hat schon gelehret:
In jedem Monat muß vom Wein
Der Mensch einmal begeistert seyn!

Ein Sokrates, stets sehr bescheiden,
Verschmähte nicht des Weines Freuden,
Ein Weiser durch die That zu seyn.
Und geiferte die blaue Lippe
Der zornerglüheten Xantippe,
Nahm er den Mantel, ging zu Wein;
Sein Gleichmuth ward durch nichts gestöret.
Hypokrates hat schon gelehret:
In jedem Monat muß vom Wein
Der Mensch einmal begeistert seyn!

Plato, den Göttlichen, erfreute
Der Wein an seiner Schüler Seite;
Sein köstliches Sympoſion
Erwarb ihm tausend treue Jünger;
Erschien der Wein, der Freudenbringer,
Ward ihm Bewunderung zum Lohn;
Der größte Zweifler ward bekehret.
Hypokrates hat schon gelehret:
In jedem Monat muß vom Wein
Der Mensch einmal begeistert seyn!

Daß Aristoteles getrunken,
Verrathen seines Geistes Funken
In seinen Schriften sonnenklar,
Sein Schüler Alexander zechte
Nach jedem glücklichen Gefechte,
Wär' dieses nicht geschichtlich wahr,
Hätt' er die ganze Welt zerstöret.
Hypokrates hat schon gelehret:

In jedem Monat muß vom Wein
Der Mensch einmal begeistert seyn!

Diogenes mit der Laterne,
Trank, wie man sagt, nur Wasser gerne,
Allein, womit beweis't man das? --
Er war gewiß ein Freund der Reben,
Um den Beweis davon zu geben,
Wählt er zur Wohnung sich ein Faß,
Das einem Küfer sonst gehöret.
Hypokrates hat schon gelehret:
In jedem Monat muß vom Wein
Der Mensch einmal begeistert seyn!

Wenn Heraklit, der stets geweinet,
Ein Feind des Sorgenbrechers scheinet,
So ist dies auch ein falscher Schein.
Zuviel der Weinerliche zechte,
Dies endlich seine Augen schwächte,
Und seine Thränen waren Wein,
Wenn er den letzten aufgezehret.
Hypokrates hat schon gelehret:
In jedem Monat muß vom Wein,
Der Mensch einmal begeistert seyn.

Und Demokrit, der immer lachte,
Satyren über Alles machte,
Er trank sich seinen heitren Muth;
Der Talisman, den Gram zu dämpfen,
Des Schicksals Tücke zu bekämpfen,
Liegt in gereifter Reben Blut;
Der Wein des Kummers Nacht zerstöret.
Hypokrates hat schon gelehret:
In jedem Monat muß vom Wein
Der Mensch einmal begeistert seyn!

Aesop trank oft zur Geisterstunde,
Mit seines Brodherrn Magd im Bunde,
In Xantus Keller heimlich Wein;
Dann fiel, am Spundloch einer Tonne
Berauscht, in dichterischer Wonne,
Dem Sklaven manche Fabel ein,
Die nicht der Zeiten Zahn zerstöret.
Hypokrates hat schon gelehret:
In jedem Monat muß vom Wein
Der Mensch einmal begeistert seyn!

Ihr Wasserärzte neurer Zeiten,
Ein Trinker wird mit euch nicht streiten,
Den frühen Tod ihr prophezeiht;
Er lacht euch aus; er weiß es besser,
Die Arzenei gefüllter Fässer
Liegt ohne euch für ihn bereit.
Ein Thor ist's, der an euch sich kehret,
Hypokrates hat schon gelehret:
In jedem Monat muß vom Wein
Der Mensch einmal begeistert seyn!

K. Müchler.

Christine und ihr Hof.

(Fortsetzung.)

Als Steinberg wieder im Vorgemache anlangte, trat ihm schon die Königin entgegen. Ihr folgte ein schwarz gekleideter Mann mit einem wichtigen, leeren Gesichte, das nur durch einen Zug frechen Spottes etwas Geistreiches gewann.

Ihr seyd nicht genau in Eurem Dienste, Kammerjunker! rief Christine, ihm huldreich mit dem Finger drohend. Ich mußte Euch erst dazu holen lassen. Zur Strafe sollt Ihr mich jetzt bei einem Krankenbesuche begleiten.

Steinberg blieb die Antwort auf den gnädigen Scherz schuldig, denn in dem Augenblicke trat ein Mädchen herein, schöner als alle Schöpfungen Guido's oder Raphael's, die der Jüngling in den Gallerieen Deutschlands bewundert hatte, und um so schöner, als die vollendete Schönheit des Nordens jederzeit die Reize des Südens besiegt. Herrliche goldene Locken rollten auf den schwarzen Sammet des enganschließenden Kleides herab, das den hohen, schlanken und doch füllreichen Wuchs in seiner Vollendung zeigte. Aus dem edelgeformten, blühenden Gesicht strahlte ein Paar blauer Augen, deren Glanz für diese Farbe fast zu feurig war. Des Jünglings Blicke

verschlangen das schöne Bild, die ihrigen senkten sich vor ihnen schüchtern zur Erde, und sie eilte, ihre Verlegenheit in dem Kusse zu verbergen, den sie auf die Hand der Königin drückte.

Meine Ebba! rief diese mit dem zärtlichsten Tone und preßte das schöne Mädchen unter herzlichen Küssen an ihre Brust. Wie habe ich mich wieder nach Dir gesehnt! Ich werde Dich zuletzt gar nicht mehr von meiner Seite lassen können. Das ist meine beßte Freundin, junger Mann, fuhr sie fort, sich gegen Steinbergen wendend. Lernt von ihr, wie man es anzufangen hat, mir zu gefallen

Was die Treue anbetrifft, Ew. Majestät, erwiederte Steinberg erglühend: so darf ich es vielleicht wagen, mit dem Fräulein zu wetteifern. Nur giebt ihr freilich das, was die Natur so verschwenderisch für sie gethan, ein zu großes Uebergewicht, als daß ich je hoffen dürfte, mit ihr auf einer Stufe zu stehen.

Ihro Majestät wollen noch Vormittags einen Besuch machen? fiel das Fräulein verlegen ein, die Schmeichelei des Jünglings zu unterbrechen.

Ja! antwortete die Königin. Der gelehrteste aller Thoren Europa's ist unpäßlich, und wir wollen doch sehen, wie er sich befindet.

Kürzer und treffender kann unser Salmasius nicht bezeichnet werden, sagte der schwarze Mann mit einem satyrischen Lächeln.

Das ist wahr, erwiederte Christine ernstlich. Aber bei Euch hätte ich für diese Bemerkung am wenigsten Beifall zu finden gehofft, Bourdelot. Salmasius ist Euer großer Gönner, und es sieht nicht fein, in einem Baum mit Steinen zu werfen, der uns Schatten giebt.

Bei Gott, Ew. Majestät, fiel Bourdelot ein: ich achte Salmasius Wissenschaft so hoch als die Dienste, die er mir geleistet, aber seine Pedanterei muß mir schon aus Anhänglichkeit gegen Eure Person zuwider sein. Als Ewr. Majestät Leibarzt darf ich es nicht dulden, daß Euch dieser Schulfuchs seine unfruchtbare Gelehrsamkeit auf Kosten Eurer theuern Gesundheit eintrichtern will. Das ewige Studiren und Nachtsitzen sagt Eurem Körper durchaus nicht zu, und so manche Zufälle, die ich vergebens bekämpfe, habt Ihr lediglich diesen Lucubrationen, wie wir Gelehrten sie nennen, zu danken.

Schilt nicht, Bourdelot! sprach huldreich Christine. Ich habe es ja eingesehn, daß Du Recht hast, und ich fange auch an, Dir zu gehorchen. Ich gehe jetzt früher zu Bette, stehe später auf, lese zum Erbarmen wenig und mache mir häufig Bewegung. Wollte ich noch mehr thun, so würde ich am Ende mein A B C vergessen, und von Fortschritten im weiten Gebiete des Wissens wäre dann gar nicht mehr die Rede. Es ist denn doch etwas Gutes das Herz durch den Geist zu bilden und zu veredeln.

Die Bildung des Geistes ist nicht übel, erwiederte Bourdelot: aber Ew. Majestät weiß wahrlich schon zu viel für eine Königin und ich möchte Euch wie jenen Thronerben fragen: Ob Ihr Euch denn nicht schämt, so gelehrt zu seyn. Und was das Herz anbetrifft, so kennt der Arzt nur das kegelförmige Eingeweide, das durch sein Zusammenziehn und Erweiten den Umlauf des Blutes hervorbringt. Was man sonst noch Herz zu nennen pflegt, ist eigentlich weiter nichts als Sinnlichkeit, die allenfalls durch die Wissenschaft verfeinert werden kann, aber niemals veredelt. Das Ich ist ein Thier, das nur bis zu einem gewissen Punkte kultivirt werden kann. Darüber hinaus zeigt es seine Klauen und Zähne so gut, wie eines im wilden Naturzustande.

*

Mensch! rief die Königin: Du willst doch durch Dein Geschwätz nicht alle Moral von der Erde verbannen?

Moral? Was ist Moral? fragte Bourdelot mit frechem Spott. Ein Gängelband für die Kinder am Geist, die noch nicht recht gehen können, und sich vor dem Fallen fürchten. Die Erwachsenen werfen es weg, wenn ihnen erst der goldene Spruch klar geworden ist: Ede, bibe, lude; Post mortem nulla voluptas!

Eine böse Zunge! rief die Königin in einem Tone, den man die Mißbilligung nicht sonderlich anmerkte. Hüte Dich vor unsern Bischöfen, Bourdelot. Sie verstehen in solchen Dingen keinen Spaß, und könnten Dich so gut verbrennen lassen, wie Calvin den armen Servet, der das Geheimniß der Dreifaltigkeit nicht begreifen konnte.

Wenn ich nämlich nicht unter dem Schutze der aufgeklärtesten Frau der Erde stände, erwiederte Bourdelot: aber ein Scheiterhaufen ist noch kein Beweis, und auch wenn er schon loderte, würde ich doch dabei bleiben, daß die gewöhnlichen Begriffe von Gott, und Himmel und Hölle auf ein Kindermährchen hinaus laufen, und daß das Wort: Tugend, womit uns die Schwachköpfe unaufhörlichen Ohrenzwang machen, nur ein leerer Schall ist.

Was sagt Ihr zu diesen Grundsätzen Steinberg? fragte Christine lächelnd: Hat der Freigeist Recht?

Ich danke Gott, Ew. Majestät, erwiederte der Jüngling mit edlem Zorne: daß sie meinem Kopfe eben so widerstehen, als dem kegelförmigen Eingeweide, das der Herr Doktor mein Herz nennt. Zu seiner Ehre will ich annehmen, daß sie mehr aus der Eitelkeit, etwas Auffallendes zu sagen, als aus seiner Ueberzeugung geflossen sind. Wären sie allgemein, so würden sie die Erde zu einer Mördergrube machen, denn es sind die bequemsten Grundsätze für einen Schurken.

Da stieg ein brennendes Zornroth in des Leibarztes Gesicht. Seine Lippen bebten, er wollte etwas recht Giftiges antworten, aber ein Blick Christinens verschloß ihm den Mund.

Die Fortsetzung dieses Streites ein ander Mal, sprach sie mit Hoheit: doch nicht früher, als bis ich es erlaube. Wir gehen jetzt zu dem ehrlichen Salmasius.

Und das Fräulein Sparre unter den Arm nehmend, ging sie fort. Schweigend folgten die beiden neuen Feinde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pedro Perines.

Portugiesische Truppen auf den Wege nach Indien hatten aus den Trümmern großer und kleiner im ungeheuersten Sturm gescheiterter Kriegsschiffe eine große Barke zusammengezimmert, um ihren Lauf zu vollenden. Schon fuhren sie einige Meilen, als der Pilot bemerkte, das Schiff sei zu sehr beladen, und in Gefahr, beim ersten Windstoß unterzugehen. Er gab die bestimmte Erklärung; wenn nicht Alles zu Grunde gehen soll, so dürfe man nicht länger säumen, wenigstens zwölf Opfer ins Meer zu stürzen.

Die Gefahr war dringend; der portugiesische Kapitän, Namens Don Mello, befahl daher, daß die ganze Mannschaft, die Matrosen und Zimmerleute ausgenommen, Loose ziehen sollten. Unter den Unglücklichen, welche der Todesausspruch traf, befand sich ein Soldat, Namens Perines, achtzehn Jahre alt, der noch einen jüngern Bruder auf dem Schiffe hatte.

Dieser, bestürzt über den nahen Verlust seines Bruders, und weinend, daß er den ver-

hängnißvollen Zettel nicht gezogen hatte, nahm Don Mello bei Seite und sagte ihm im Tone des Jammers: „Mein Vater und meine Mutter sind arm und betagt. Mein Bruder Pedro war bisher ihre einzige Stütze. Wenn er stirbt so gehen auch sie zu Grunde vor Kummer und Elend! —— Ich beschwöre Sie, Kapitän! Erlauben Sie, daß ich in Pedros Stelle treten darf!“ — —

Don Mello, den edeln Jüngling bewundernd, hätte wohl gern den einen wie den andern gerettet; aber er mußte in diesem hochwichtigen Zeitpunkte gegen den Ruf der Menschlichkeit taub sein. Der wackre Pedro Perines ward in die Fluthen gestürzt.

Zum Glücke war Pedro gewandt, stark, und ein vortrefflicher Schwimmer. Er verlor die Barke nicht aus den Augen, und schonte sechs Stunden lang, seine Kräfte so, daß er nach Sonnenuntergange sich noch hinreichend über dem Wasser halten konnte. Die Nacht brach ein: er näherte sich ungesehen den Schiffenden.

Muth und Tugend bleiben nicht immer unbelohnt, und triumphiren früher oder später. War's Zufall oder Abrede mit seinem Bruder, beim Anschwimmen griff Pedro glücklich mit beiden Händen ein Tau, das in einem großen Knoten endigte. Er klammerte sich feß an, und hielt sich einige Minuten, um wieder frei zu athmen. Kaum hatte er wieder so etwas Kraft gewonnen, als er sich, so gut ers vermochte, am rettenden Kabel emporhalf.

Schon war er oben, schon wollte er seinen Fuß auf das Bord setzen, als ein Matrose ihn wahrnahm, Lärm machte, und aus Leibeskräften schrie: „Die Barke geht unter!“ Jeder floh erschrocken heran, und der Unglückliche ward, statt mitleidiger Aufnahme, mit Säbelhieben zurückgewiesen.

O mächtige Liebe zum Bruder! Die Gefahr wächst, seine Kräfte weichen; aber er umfaßt mit beiden Händen krampfhaft die Schneiden der Säbel, und diese für seinen Tod geschwungenen Eisen bringen ihm Lebensheil. Durch Hülfe dieser gefährlichen verwundenden Stützen springt er in die Barke, mit Blut überdeckt, schwerathmend, in Mitte der fühllosen unbarmherzigen Portugiesen. „Ich will nur,“ stammelte er mit sterbendem Tone, „meinen Bruder noch einmal umarmen.“ —— Dieser stürzte in seine Arme, und rief entschlossen: „Pedro, wir sterben mit einander!“ — Sie hielten sich feß umarmt, und sanken auf dem Bord ohnmächtig nieder. Bei diesem rührenden Schauspiele stand die Mannschaft unbemeglich und staunte.

Von Bewunderung ergriffen, in den Tiefen seines Herzen erweicht, konnte sich Don Mello nicht enthalten, mit Thränen im Blicke zu sagen: „Die Vorsehung will diesen braven Krieger retten. Es ist sonnenklar. Wohlan! Er bleibe, wie immer es uns ergeh'n mag!“

Pedro Perines blieb. Jeder sprang ihm bei, um ihm nach so großen Mühseligkeiten zu hegen und zu pflegen. Die Reise war glücklich vollendet. Dieser ausgezeichnete Zug von seinem Muthe, brüderlicher inniger Zuneigung und Sohnesliebe zugleich, erhielt den verdientesten Beifall und die größte historische Publicität.

---

* Zuchthauspoesie.

Ein Gedicht aus dem Zuchthause würde eben so gut, als ein kleines Curiosum gelten können, wie ein Gedicht über das Zuchthaus. In einem wie in dem andern Falle hat der Dichter mit ganz eigenthümlichen Hindernissen zu kämpfen. Desto mehr verdient der Name

des kühnen Sängers der Vergessenheit entrissen zu werden, welcher, selbst ein unfreywilliger Mitbürger dieses im eigentlichen Sinne des Worts aristocratischen Staats die ihm daselbst gewordene Muße zu einem sehr aufrichtig gemeinten Panegyricus auf eine Anstalt benutzte, welche den meisten blos als ein nothwendiges Uebel erscheinen möchte.

Sebastian Muhme, aus Verden gebürtig, lies im Jahr 1616 zu Bremen einen Octavbogen unter dem Titel drucken; Bremer Zuchthaus — ein kurz und wahrhaftig Gespräch zweier Personen, darin eigentlich angezeigt wird, was Ordnung und gute Disciplin im Zuchthause zu Bremen gehalten werden. Er spricht darin aus eigener Erfahrung; denn nachdem er bey Fürsten und Herren durch guter Leute Gunst gebracht zu seinen Ehren, gesetzt zur Schreiberkunst, stolzierte er nach seinem eigenen Wahn und Amor that ihn blenden durch sein vergiftig Geschoß. Da bekam er ungnädig Herren, die ihn stiessen zur Thür hinaus — und auf vier Jahre ins Bremer Zuchthaus thaten. Die daselbst erhaltene Erziehung weis er nicht genug zu rühmen, indem sie ihn nicht allein an seinem Leibe, sondern vielmehr an seiner Seele eine sehr nutze und gute Arzeney gewesen — und, um diese seine Dankbarkeit darzulegen, dedicirte er seine Schrift den Rathsherren zu Bremen — seinen grosgünstigen Herren und mächtigen Beförderern.

Das Gedicht ist übrigens nicht besser und nicht schlechter, als es andre deutsche Gedichte jener Zeit waren. Der arme Teufel wird nicht viel verbrochen haben, sonst wäre er schwerlich so wohlfeilen Kaufs weggekommen. Denn bey der damals so gestrengen Justiz waren vier Jahre Zuchthausstrafe nicht der Rede werth.

Ueber das Wort schlagen.

Unsere Vorfahren haben nicht gern unnöthige Worte gemacht, sondern nur im Allgemeinen als zornig gebrummt, als lustig gejolt, als schläfrig gegähnt; so haben sie sich meines Ermessens nur mit sehr wenigen artikulirten Lauten beholfen, worunter das Wort Schlag, Schläge, Schlagen ein Haupt Stammwort gewesen, welches die Franzosen nicht einmal aussprechen, viel weniger ertragen können, und auf eine ganz erbärmliche Weise in Slak verstümmeln. Diese Betrachtung mag sich durch folgende wenige Sätze bestätigen: Wenn der Römer den Feind tödet, niederwirft, in die Flucht treibt, (caedit, fundit, profligat) der Franzose pulverisirt, begnügt sich der Deutsche ihn zu schlagen; einen plötzlichen Tod nennt er mit seinem Leibwort Schlag; im Rath treibt er nicht viele gelehrte Spitzfindigkeiten, sondern giebt Schläge und verlangt sie, nämlich: Einschläge, Anschläge und Vorschläge, auf alle Fälle nichts als Schläge, vorzugsweise die Rathschläge genannt, die Finanzkammern wollen gar noch Ueberschläge. Ein Bibliothekar oder Registrator ist um so besser, je schneller und richtiger er das verlangte aufschlägt; was man vergessen hat, dem hilft man ab mit Nachschlagen. Der gescheuteste ist, Verschlagen, Sind Kinder, Lehrlinge gut gerathen, so heißen sie eingeschlagen, im Gegentheil aus der Art geschlagen, woraus zu schließen, daß jede Art oder Klasse ihre besondere Gattung Schläge gehabt habe, und manche Gegenden und Geschlechter besonders zu einem guten Schlag gehörten. Es verschlägt mir nichts, zeigt die höchste Gleichgültigkeit, und niedergeschlagen die traurigste Stimmung des Gemüths an. Statt Oberaufseher und

Surintendant, hatten sie um die Sache gleich beim rechten Zipfel zu greifen, Oberaufschläger, ihre Abgaben waren nicht Impots oder Sackbürden, wie man sie dem Esel auflädt, sondern Aufschläge, und Extrasteuern als Darüberschläge und zwar wunderbarliche Schläge, die dem, der sie empfing, wohlthaten, und nur dem empfindlich fielen, der sie gab. — Den Tummelplatz der großen Messen hießen sie Umschläge und Zölle und Weggeld erhoben sie an Schlagbäumen. In dem verfehlten Maß der Schläge lag der Grund, daß eine Sache umschlagen oder ein Schiff sogar verschlagen werden konnte. Vom Himmel stammen die Donner- und Hagelschläge. Das Pferd schlägt und wird beschlagen. Will man eine Sache nicht behalten, so giebt man sie nicht mit Bücklingen zurück, sondern, man schlägt sie heim, was man verweigert schlägt man ab, was ein juristischer Welsche adjudicirt schlägt der Deutsche zu — was er in Besitz nehmen will, geschieht mit einem Beschlag. — Die Vögel der Liebe sitzen in einem Taubenschlag. Mit Schlagein wurden Ehen und Verträge geschossen, mit Schlagaus Körbe gegeben. Schlag und Schläge waren des Deutschen liebste Melodien; mit ihnen hat er Takt, Klavier und Orgel, Laute und Zitter geschlagen. Daher rührt auch das Schlagwort in Gedichten und in den Rollen der Schauspieler. Der Sang eines Finken, einer Nachtigall, war ihm ein Finken- und Nachtigallenschlag. Ihre Schmerzen und Wunden heilten unsre Deutschen Ahnen durch Umschläge und Ueberschläge, nicht im kalten, sondern im überschlagenen Wasser, und durch Schläge wurden sie frohen Herzens, nämlich wenn sie sich die Sache aus dem Sinn geschlagen. Woraus denn am Ende zu ersehen, wie undeutsch diejenigen handeln, welche die Schläge in Lehr-, Wehr- und Nährstand aufgehoben wissen wollen, wodurch, wenn die Abschaffung der Worte Schlag und Schläge sich auch auf die deutsche Sprache erstrecken sollte, diese ganz unter gehen und verarmen könnte.

Anekdoten.

Ein Zahnarzt zu ... hatte über der Hausthüre seiner Wohnung ein großes Schild anheften lassen, worauf mit goldenen Buchstaben zu lesen war:

M. M.
allergnädigst privelegirter Dentist.

Ein Vorübergehender, der dies las, fragte einen Andern, der eben auch das Schild in Augenschein nahm: was ist das: Dentist?

„Das ist ein Mann," erhielt er zur Antwort: „der andern Leuten die Kinnladen zerbricht, um seine eigenen in Bewegung zu erhalten."

Der durch seine schöne Deklamation bekannte D. Barth aus Leipzig, wollte als Prediger zum erstenmal in der Vorstadt auftreten. Er verschmähte die Vorsichtsmaßregel, von seiner Predigt Concept oder Handschrift in die Bibel zu legen. Ein schweres Gewitter stand am Himmel und brach aus, als ungefähr die Hälfte des Vortrags vollendet war. Beim Krachen eines furchtbaren Donnerschlags verließ ihn zwar Gegenwart des Gedächtnisses, aber nicht die Gegenwart des Geistes. Mit Besonnenheit und Würde schlug er die Bibel zu, indem er mit kraftvoller Betonung die Worte sprach; „Wenn

Gott redet, muß der Mensch schweigen." Und so verließ er die Kanzel, von der ganzen Versammlung als ein gewaltiger Pfeiler der Kirche gepriesen und angestaunt.

In einer Oper in Paris, sang einer der Zuschauer fast ununterbrochen alle die Lieder nach, welche die Sänger und Sängerinnen auf der Bühne vortrugen.

Einem Nachbar von diesem unberufenen Sänger wurde dies sehr lästig. Er wandte sich also an solchen und fragte ihn sehr höflich:

„Um Verzeihung, mein Herr! wie viel bin ich Ihnen für das Vergnügen schuldig, daß Sie mir durch Ihren Gesang machen wollen? Ich mag nichts umsonst haben, und ich bitte Sie daher recht sehr, mir es zu sagen, oder zu schweigen, denn ich habe nur dafür bezahlt, die Sänger und Sängerinnen zu hören, die heute auf dem Anschlagzettel genannt worden sind."

Ein Derwisch reisete nach der Tartarei. Da er in die Stadt Balk kam, nahm er seine Wohnung im Königlichen Pallast, den er für ein Wirthshaus hielt, auf Befehl des Monarchen erbaut, die Reisenden und Karavanen aufzunehmen. Er ging hinein und nachdem er sich von allen Seiten umgesehen, nahm er seinen Platz in einer schönen Gallerie ein, legte seinen Sack auf die Erde, breitete seinen kleinen Teppich aus und setzte sich darauf. Da ihn die Wache sah, hieß sie ihn aufstehen und fragte ihn zornig, was er hier mache. Er antwortete, daß er die Nacht an diesem Orte, der ja ein Wirthshaus sey, bleiben wolle. Die Wache sagte ihm, daß er sich fortpacken solle, da er nicht in einem Wirthshause, sondern im Königlichen Schlosse sey. Während diesem kam der König und, da er den Irrthum des Geistlichen vernommen, lachte er darüber. Er ließ ihn kommen und fragte ihn, wie er so wenig Verstand haben könne, nicht einen Pallast von einem Wirthshause zu unterscheiden. „Sire," sagte der Derwisch, „ist es mir erlaubt eine Frage zu thun? — Wer hat denn zuerst dies Gebäude nach seiner Erbauung bewohnt?" — Meine Voreltern, sagte der König. — „Und nach den Voreltern, Sire?" — Mein Vater — „Und wer hat es darnach besessen?" — Ich, erwiederte der König. — „Noch eine Frage, Sire. Wer wird es denn nach Ihnen in Besitz nehmen?" — Mein Sohn. — „Ach? Sire," versetzte hierauf der Derwisch „ich habe mich also nicht betrogen. Ein Gebäude, welches so oft andere Bewohner hat, ist ein Wirthshaus und kein Pallast."

Th. K.

Theater-Anzeige.

Einem verehrten Publikum zeige ich hiermit ergebenst an, daß am Dienstag den 16 d. M. meine Benefizvorstellung statt finden wird, wozu ich das große romantische Schauspiel von Kotzebue

Deodata

oder

Das Gespenst,

gewählt habe. Die Chöre sind von Anselm Weber, Kapellmeister in Berlin, die Tänze von Herrn Wilbrandt arrangirt.

Im Vertrauen auf die mir bisher bewiesene Wohlgewogenheit gebe ich mir die Ehre, das resp. Publikum zu dieser Vorstellung ergebenst einzuladen.

Logenbestellungen werden im Theaterbüreau Altenwall Nro. 11 und in meiner Wohnung Langewieren Nro. 11 angenommen, woselbst auch, so wie bei Herrn Haupt auf dem Wall, einzelne Billets zu haben sind.

Rudolph Weitig.

---

* Zweysilbiges Tonräthsel.

Wenn ein Bruder Euch vorüber geht,
Ihr Beglückten, der's aus Schaam nicht wagt
Was so scharf an zarten Fäden nagt
Auszusprechen, wie's im Innern steht;

Werde Euer Herz von Lieb' erfüllt
Und ein Engel flüstre Eurem Ohr
Nur ein Wort, zum Herzen dringend, vor —
Dann wird schnell des Bruders Schmerz gestillt.

Dieses Wortes Sinn — doch jetzt den Ton
Seiner zweiten Sylbe zugewandt —
Führt den Geist in unbekanntes Land,
Zu der ew'gen Liebe Strahlenthron.

Hedewig Hülle.

A. Duncker, d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 101.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 18. December 1823.

Wir schelten And're, und wir glauben's nimmer,
Daß uns die Thorheit, wie ein Kleid umhüllt;
Steht's aber nicht um einen Kranken schlimmer,
Wenn er die Aerzte schilt? —

Zeitgeist.

Vom Zeitgeist schwatzen sie gar viel,
Der Eine will ihn vorwärts leiten,
Der Andre, stecken ihm ein Ziel,
Ich will darüber gar nicht streiten,
Wüßt' ich erst, was der Ausdruck heißt,
Hat unsre Zeit denn einen Geist?
Wie, oder nennt man so das Neu'ste,
Weil es noch Zeit hat mit dem Geiste?

Die beiden Wörter Geist und Zeit
Mir schon nicht recht zusammen passen,
Der Geist ist Sohn der Ewigkeit
Und läßt in keine Zeit sich fassen,
Und setzen wir: die Zeit gebiert
Ein Söhnlein, das den Namen führt
Mit Recht, so frißt sie's auch gleich wieder,
Wie alle seine andern Brüder.

Indeß zum Scherze wollen wir
Den Namen Zeitgeist gelten lassen,
Laß sehn einmal, was könnten wir
Denn so in seine Sphäre fassen?
Was will er denn? was ist sein Ziel?
Gewinnt die Welt was durch sein Spiel?
Sind Eigenschaften zu erkennen
An ihm, warum wir Geist ihn nennen?

Er strebt hinaus in's Blaue stets,
Will an der dünnen Luft sich halten,
Kennt keine Schranke, kein Gesetz,
Kein Recht des Gült'gen und des Alten,
Das Neue nur ergreift er keck
Und herrschen ist sein einz'ger Zweck,
Das Oberste zu unterst kehren,
Das lehrt er: sind das geist'ge Lehren?

Die Nase ist beim Geist der Zeit
Der strapazirt'ste Theil am Leibe,
In Alles steckt er sie und leih't
Geschwätzigkeit sich von dem Weibe,
Stark ist er nur im Maulgefecht!
Wer drein schlägt, hat bei ihm stets Recht,

Der Körper gilt ihm stets das Meiste,
's ist gar kein Geist im Zeitengeiste.

Zu brechen Etwas mit Geschrei,
Dazu genügt's, daß es verriegelt;
Sein einz'ges Lieblingswort ist: frei,
Das heißt so viel als ungezügelt,
Er meint und lehrt auch, daß das Ey
Viel klüger als die Henne sey,
Und also baut er seine Stärke
Auf Knabenmuth und Knabenwerke.

Er trägt gar einen kurzen Rock,
Zerzauste Haare, rund geschnitten,
Dann einen dicken Knotenstock,
Hat ungeschlachte rohe Sitten,
Ein Knebelbärtlein an dem Kinn,
Da sitzt das Ungeheure drinn,
Er käut uralte Worte wieder
Und haut, was ihm nicht ansteht, nieder.

In alten Burgen geht er um,
Man hört ihn dort recht deutlich spuken,
Doch reis't er auch im Land herum
Und läßt dann die Beschreibung drucken,
Darin wird keck von ihm schimpfirt,
Was den gestrengen Herrn genirt,
Und die ihm nicht ganz günstig waren,
Die nennt er Dummköpf' und Barbaren.

Er dichtet, malt und macht Musik,
Doch Alles dieses sehr possirlich,
In jeder Kunst geht er zurück,
Und haßt was klar und was natürlich,
Als Dichter sucht der Geist der Zeit
Den Ruhm in Unverständlichkeit,
Als Maler schafft er nur Popanzen,
Als Musiker nur Dissonanzen,

Sein eigentlicher Tummelplatz
Ist aber in polit'schen Auen,
Da zeigt er seinen Weisheitschatz,
Da läßt er seine Grobheit schauen,
Da steht er hinterm Busch' und streut
Den Zwietrachtsamen aus voll Neid,
Sucht Alle die auf Höhen wohnen,
Fürst, Gott, — zu schleudern von den Thronen.

Ein kluger, braver Mann beweis't,
Wie wir das Mährchen sollen deuten,
Er sagt: die Zeit schafft keinen Geist,
Wohl aber schaffen Geister Zeiten;
Drum sorge du betrogne Welt,
Daß deine Jugend Geist erhält,
Dann wird der Zeitgeist schnell verschwinden,
Doch geist'ge Zeit sich wieder finden.

J. F. Castelli.

Christine und ihr Hof.

(Fortsetzung.)

4.

In einem feinem ostindischen Schlafrocke, mit tabackrauchenden Chinesen, Glockenthürmen, springenden Leoparden und fliegenden Drachen übersäet, eine hohe Federmütze auf dem gelehrten Haupte, lag der alte Salmasius auf seinem Bette und las schmunzelnd in einem kleinen Buche. Da ging die Thür rasch auf und lachend hüpfte Christine am Arme ihrer Ebba herein. Bourdelot und Steinberg folgten.

Jesus, die Königin! rief Salmasius erschrocken und wollte mit unbeholfener Eile vom Bette aufspringen.

Nein, rief Christine lustig: Ihr sollt Euer Lager nicht verlassen. Ich befehle Euch, in der Stellung zu bleiben, in der wir Euch gefunden haben. Ich fürchte nicht, daß Ihr dadurch für mich oder die Sparre verführerischer seyn werdet.

Sie näherte sich dem Bette, auf dem noch das Buch, in dem Salmasius gelesen, aufgeschlagen lag, Sie langte darnach, aber Salmasius ergriff es hastig und machte es zu.

Ich soll nicht sehen, was Ihr gelesen habt? — fragte sie ihn schalkhaft. Dann war das nicht

das rechte Mittel zum Zweck. Ihr kennt doch die Geschichte des ersten Sündenfalles. Erst das Verbot erweckte den Appetit Eva's nach der Frucht vom Baume der Erkenntniß. — Gebt mir das Buch her! —

Es ist das Moyen de parvenir, erwiederte Salmasius, es noch zurück haltend. Vielleicht das schlüpfrigste Werk, das je einer französischen Feder entflossen ist, und das ich nur lese, um zu sehen, wie tief ein guter Kopf in Ruchlosigkeit versinken kann, um den Ruhm des Witzes davonzutragen. Es wäre gegen den Respekt, den ich Ewr. Majestät schuldig bin, wenn ich Euch dieß Buch überreichen wollte.

Zum Henker! rief Christine ungeduldig, ihm das Buch entreißend. Meint Ihr, daß ich ein kleines Mädchen bin, das noch in die Nähschule geht. — Zeigt mir gleich eine von den beßten Stellen.

Kopfschüttelnd gehorchte Salmasius. Die Königin setzte sich auf einen Sessel zu des Bettes Häupten und las still für sich. Bald fing sie an zu lächeln. Ich bin nicht so eigensüchtig, sprach sie dann: daß ich das herrliche Confekt allein verzehren sollte. Komme her, Sparre, sieh' dieß schöne Gebetbuch. — Da hast Du es, lies mir einmal diese Seite vor.

Verlegen nahm das Fräulein das Buch und begann die Lectüre. Aber schon bei den ersten Worten verstummte sie, der edle Purpur der beleidigten Schamhaftigkeit übergoß ihr holdes Gesicht und gab ihm dadurch einen neuen Reiz, der Steinbergs Seele in Fesseln schlug, nachdem des Mädchens vollendete Schönheit bereits seine Sinne gefangen genommen hatte.

Nun, weiter, weiter! rief die grausame Königin, aus vollem Halse lachend. Wer wird sich denn so übertrieben zieren!

Verzeihung, Ew. Majestät, ich vermag es nicht, stammelte das arme Mädchen, ließ das Buch fallen und floh der Thür zu.

Laßt sie nicht heraus, Steinberg! befahl Christine. Sie muß uns ohne Gnade die Seite herunter lesen.

Aber in dem Augenblicke hatte Steinberg schon dem schönen Flüchtling die Thür geöffnet, den Leibarzt, der sie aufhalten wollte, zurückgestoßen, und das Fräulein war verschwunden.

Ihr thut nicht, was Ihr thun sollt, und thut, was Ihr nicht thun sollt, sprach Christine empfindlich. Solche Diener kann ich nicht brauchen.

Ew. Majestät verzeihe, erwiederte Steinberg mit bescheidener Entschlossenheit. Ich glaubte der Königin am würdigsten zu dienen, wenn ich der jungfräulichen Sittsamkeit zu Hülfe kam.

Christinens Augen flammten. Doch ihr Zorn ging schnell unter im Anblick seines edelschönen Jünglinggesichtes. Ihr seyd ein Thor, sprach sie: aber Ihr habt es gut gemeint, und so mag es Euch für dießmal hingehen. Wir wollen von etwas Anderem reden, fuhr sie fort, sich zu Salmasius wendend. Wie steht Ihr mit Vossius?

Wir sind geschieden für immer! antwortete Salmasius hitzig.

Das wäre mir nicht lieb, sagte Christine: Ihr seyd mir beide werth, und ich möchte keinen von Euch verlieren. Ich habe Euretwegen mit Vossius gesprochen. Er hat mir sein Wort gegeben nicht gegen Euch zu schreiben, wozu er große Lust hatte.

Ew. Majestät haben nicht wohlgethan, mir den Triumph zu rauben, den ich durch die siegreiche Widerlegung meines Gegners erfochten haben würde, erwiederte Salmasius.

Viel Selbstvertrauen! bemerkte Christine. Vossius ist doch auch ein tüchtiger Gelehrter, und ich glaube, daß Ihr beide vereint, allen

Gelehrten Europa's das Gleichgewicht halten könntet.

Vossius mag getrost noch zu den Anderen treten! rief der eitle Salmasius. Ich will dann Allen allein die Spitze bieten.

Dieser Uebermuth wäre kaum bei einer guten Sache zu entschuldigen, erwiederte Christine. Aber daß Ihr Euch weigert, die Schuld Eures Sohnes zu bezahlen, für die sich Vossius aus alter Freundschaft für Euch verbürgt hat, das ist doch wahrlich ein schlechter Grund für Euern Zorn. Ich denke: Vossius hat über den streitigen Gegenstand einen Friedensbrief an Euch erlassen.

Und ich habe das Schreiben ungelesen in's Feuer geworfen, antwortete Salmasius. Wir haben in Frieden nichts mehr mit einander zu schaffen. Er ist meiner Verzeihung so wenig würdig, als der Gnade, die Ew. Majestät ihm angedeihen lassen.

Mißbilligend sah ihn Christine an. Dedicisse fideliter artes, rief sie: emollit mores nec sinit esse feros. Die schöne Sentenz steht für Euch Herren wohl nur auf dem Papiere, in Eure Seelen ist sie nicht gekommen. Bei Euch hat freilich Bourdelot Recht, aber es wäre für Euch ehrenvoller, wenn Eure Handlungen ihn Lügen straften.

Sie ging ein paarmal rasch durch das Zimmer, dann warf sie sich wieder in einer sehr nachlässigen Stellung in den Sessel. Die Unterhaltung ist weder zeitkürzend noch angenehm, sprach sie gähnend. Erzählt uns etwas von den Lustbarkeiten des Hofes, Bourdelot. Wie steht es mit meinem großen Schäferspiel und Ballet?

Wie mich Beaulieu versichert, erwiederte Bourdelot: so werden wir morgen die erste Probe haben.

So? sprach Christine. Dann muß ich meine Amaranthe auch noch ein wenig einüben. Sagt es Beaulieu, daß er heute noch zu mir kommt. — Wie werden wir aber den heutigen Abend ausfüllen? Assemblée und Spiel allein sind mir doch ein wenig zu trocken, und die gelehrten Hahngefechte fangen mich auch nach gerade zu langweilen an.

Ich habe einen Plan, antwortete Bourdelot mit einem boshaften Lächeln: der, wenn Ew. Majestät ihn genehmigen, Euch vielleicht ein recht herzliches Lachen abgewinnen wird. Es sind zwar auch ein Paar Gelehrte dabei im Spiel, aber ich hoffe, daß sie durch den scharfen Gegensatz der Praxis zur Theorie komisch werden sollen, und das ist doch der beßte Vortheil, der sich von diesen Bücherwürmern ziehen läßt.

Was ist eigentlich Eure Meinung? fragte Christine neugierig.

Das Weitere unter vier Augen, wenn Ew. Majestät erlauben, antwortete Bourdelot mit einem Blicke auf Salmasius und Steinberg. Ich möchte gern den Hof mit meiner Posse überraschen, und auch vermeiden, daß die Schauspieler vorher gewarnt werden, sie möchten sich sonst vielleicht nicht recht willig zu der Darstellung finden lassen.

So kommt auf der Stelle! rief Christine mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit, Bourdelot mit sich fortziehend. Ich sterbe vor Begierde, das dumme Zeug zu erfahren.

An der Thür blieb sie stehen. Sagt Eurem Oheim, sprach sie zu Steinberg: daß er bei Allem, was er etwa in der bewußten Sache unternehmen könnte, auf meine Gnade und auf meinen Schutz rechnen darf. Et quant à vous Monsieur Salmasius, rief sie diesem zu: corrigéz vos mauvaises moeurs. Quand votre guérison commence par le coeur, le corps suivra.

Sie war verschwunden. Gütiger Himmel! sagte Steinberg, ihr folgend. Welch Gemisch von Größe und Schwäche, von Geisteskraft und Thorheit. — Ich glaube, der Schöpfer hat ein Dutzend Seelen zusammen geballt, um dieß Chamäleon hervorzubringen!

5.

Ich bin für niemanden zu sprechen! rief unmuthig der Graf de la Gardie dem Lakaien zu, der den Kammerjunker Baron Steinberg bei ihm meldete. —

Für den Boten in einer Ehrensache ist ein Kavalier, wie Ihr, gewiß sichtbar, sprach der Jüngling rasch aus dem Vorgemach in das Zimmer tretend. Ich komme im Namen meines Oheims.

Das ist freilich ein Anderes, erwiederte der Graf sehr höflich, und lud den unwillkommenen Besuch zum Sitzen ein.

Mein Anbringen ist sehr kurz, sagte dieser ablehnend. Es hat Euch gefallen, der Königin etwas zu hinterbringen, was Ihr von meinem Oheim erfahren haben wollt. Er weiß aber nichts davon, und bittet Euch durch mich um die Gunst, ihm den Zwischenträger zu nennen, von dem Ihr die Aeusserung gehört habt. Er bedarf dieser Nachricht, um jedem zu zeigen, daß er der Gnade der Königin nicht unwerth sey.

Ich schätze Euern Herrn Oheim sehr hoch, antwortete der Graf mit verlegener Artigkeit: und da er behauptet, nichts gehört und nichts gesagt zu haben, so glaube ich das gern. Ich sehe jetzt wohl, daß mein Gewährsmann nicht redlich gegen mich gehandelt hat, ich bin deshalb mit Eures Oheims Erklärung zufrieden und halte ihn für einen rechtschaffenen Kavalier.

Verzeiht, Herr Graf, sprach Steinberg mit ruhiger Kälte: dabei kann sich mein Oheim nicht beruhigen. Ihr müßt daher schon die Güte haben, Euern Autor zu nennen, sonst muß mein Oheim die Hochachtung gegen Euch aus den Augen setzen und glauben, daß Ihr niemanden zu nennen wißt, und die ganze Geschichte erdichtet habt, um ihn zu stürzen.

Der Graf biß sich in die Lippen. Ich glaube, sprach er schneidend: daß mein gräfliches Ehrenwort hinreichen wird, Euern Oheim zu überzeugen, daß mir das, was ich gesagt, wirklich erzählt worden, und da ich mich bei der Erklärung Eures Oheims beruhige und ihr vollen Glauben beimesse, so ist damit die Sache für immer abgethan.

Nicht so ganz, erwiederte Steinberg warm. Ihr seyd meinem Oheim dafür eine ernstere Genugthuung schuldig, daß Ihr seinen Namen grundlos in einen so gehässigen Handel gemischt habt.

Wenn das eine Ausfoderung seyn soll, junger Mann, sprach der Graf: so reicht schon die Rücksicht zu ihrer Zurückweisung hin, daß ich als Mann in meiner vollen Kraft meinen Degen nicht mit einem Greise messen darf, ohne mir selbst ungroßmüthig zu erscheinen.

Wenn das Euer einziges Bedenken ist, rief Steinberg hitzig: so erbiete ich mich, die Sache für meinen Oheim auszufechten. Ich bin in meiner vollen Jugendkraft und die Klinge weiß ich recht gut zu führen.

Ein Kammerjunker mit dem Großschatzmeister des Königreiches, spöttelte der Graf. Auf Ehre! Ihr wollt Euch schnell in die Höhe schwingen für Eure Jahre. Fürchtet Ihr nicht das Schicksal des armen Ikarus?

Kaum! erwiederte Steinberg bitter. Denn wenn Ihr etwa die Sonne vorstellen wollt, so halte ich Eure Strahlen nicht für kräftig genug, das Wachs an meinen Flügeln zu schmelzen. Uebrigens ist in dieser Sache schon viel zu viel

gesprochen worden. Es ist Zeit, zur That zu schreiten. Ihr werdet die Güte haben, Euern Gewährsmann zu nennen, oder uns Stunde, Ort und Waffen zu bestimmen.

Dazu ist mir die Klatscherei nicht wichtig genug, warf der Graf geringschätzig hin. Mein Autor ist der Oberschenk von Schleppenbach.

Ich danke Euch für diese Nachricht, antwortete Steinberg, sich höflich beurlaubend. Ihr sollt bald weiter von uns hören.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Ein Wort zu seiner Zeit über einige Aufsätze im Unterhaltungs-Blatte.

Ein Familienvater, mit Militairverhältnissen vertraut, jetzt jedoch in einem bürgerlichen Kreise wirksam, ist auf einen Aufsatz im Unterhaltungsblatte aufmerksam gemacht. Er gesteht, daß es ihn sehr überrascht hat den Namen eines allgemein beliebten und geachteten Mannes auf eine unanständige, durch die Anonymität des Einsenders sogar unstatthafte Weise angegriffen zu sehen.

Der Herr Major von Eelking war ihm schon längst in seinen Beziehungen, als Mitbürger, als Militair, als Familienvater, als talentvoller theoretisch und praktisch gebildeter Mann, bekannt. Auf dem Felde des Kriegs, der Ehre und der Litaratur zu Hause, erwarb er sich durch die Ausübung bürgerlicher Tugenden eine seltene Liebe und Freundschaft bey seinen Mitbürgern. Als Hausvater glücklich machend, mit Vorzügen des Geistes und Herzens begabt, war dieser Mann als geprüfter Freund zu interessant, als daß er dasjenige ungeprüft lassen konnte, was ihm eine persönliche öffentliche Beleidigung hätte veranlassen können. Am unerwartesten erschien die Behauptung, daß ein Mann mit vielen nichts gesagt haben sollte, der bekanntlich an der Spitze eines der precairsten Dienstverhältnisse steht, und in diesem Verhältnisse einen dem rein bürgerlichen Endzwecken fast heterogen entgegenstehenden Verein mit einer bewundernswerthen Ordnung leitet. Schon hierdurch ist der Beweis gegeben; daß er es verstehen muß, jeden sich ihm darbietenden Stoff, mit Einsicht, Gewandheit und Gründlichkeit zu behandeln, da die Liebe und die Achtung zu demselben sich unausgesetzt vermehrt.

Die Beleuchtung des in Redestehenden Gegenstandes durch Herrn Major von Eelking ist allerdings weit ausgeführt, aber auch überall ergründend, und durch die gewähltesten Ausdrücke ofe hinreissend. Von einem edlen Standpuncte ausgehend zu dem edelsten Ziele gelangend, überschreitet, weder das gründliche Raisonnement, noch das warme Gefühl, die Gränzen. Jede persönliche Veranlassung entgegenstehender Behauptungen ist vermieden. Nicht eigene Vertheidigung, sondern die eines ganzen achtbaren Standes verdient um so mehr den Dank desselben. Er führte die Sprache eines Mannes von wahrer Ehre, und feinster Bildung. Ein solcher Mann, dessen Ernst, für die Sache jedes Wort bezeichnet, kann durchaus nicht mit vielen, Nichts sagen, und daher kein unpassenderer oder unwürdigerer Vorwurf gemacht werden. Jeder gebildete Ehrenmann hat ihn verstanden, wie man überall hört. Nur einer hat ihn nicht verstanden, und sucht ihn mit dem offenen Geständniß eigener Beschämung (dem ersten Grade der Besserung) zu schmähen.

Nur dem gewandten Schriftsteller wie wir

ihn in der Person des Herrn Major von Eelking erblicken, gebührt das Verdienst einen so zarten Gegenstand mit Energie und Behutsam ausführen zu können und so viel Ergründetes über denselben zu sagen, da die kleinste Abweichung von der schmalen Linie der Schicklichkeit, eben sowohl Verachtung des Gesetzes und der Ordnung als Stumpfsinn für Ehrgefühl verrathen würde. Ob des zweydeutige Licht was auf den bürgerlichen und militairischen Geist des Bremers fallen könnte, und durch die erste Anregung zu dieser Abhandlung veranlaßt wurde, ist durch diesen Aufsatz verschwunden.

Die den Verständigen, verständlich genug aufgestellten Lehrsätze, sind absolut gehalten für den der sie herauszugreifen fähig ist, und wiederum angenehm eingekleidet für den, der Umschreibung bedarf um sie bey ihm eingänglich zu machen. Nur die befangenste Parteysucht kann es in Behauptung und Widerspruch wegen einer Abhandlung über einen höchst precairen Gegenstand das Verdienst vollkommener Ergründung absprechen zu wollen.

Um die diesen Aufsatz veranlassenden Zeilen auch gehörig zu würdigen, bedürfte es wohl noch einiger Worte. Allein etwas Ergründendes oder als Edeles erwiesenes, finden wir nicht. Die unwahren und animosen Anfechtungen gegen die Person unsers wackeren Herrn Major von Eelking würdigen sich sowohl selbst durch die allgemeine Meynung, als durch das Nichtnennen seines Namens bey öffentlicher und unwahrer Beschuldigung.

Ich glaube diese Worte aus der Seele der zahlreichen wahren Freunde des Herren Major von Eelking geredet zu haben. In deren Namen und in dem Meinigen.

——n——.

---

* Ueber das Duell.

Unvorgreifliche Worte eines bremischen Bürgers.

Es liegt ein großer Unterschied in den Ursachen, welche ein Duell veranlaßen, mithin in den Gründen, die das Statfinden eines Zweykampfs unbedingt verwerfen oder allenfalls genehmigen.

Verwerflich erscheint er insbesondere wenn er eine Folge der Rache ist, oder ein Beförderungsmittel derselben seyn soll. Die Gesetze der Religion, der Moral und des Zusammenlebens im bürgerlichen Vereine verdammen unbedingt dies Gefühl und nach der einstimmigen Meynung und den Begriffen von Recht und Unrecht, schadet der Ausbruch dieser Leidenschaft nur denjenigen, der denselben Raum gestattet, und sie, sey es durch die That oder durchs Wort öffentlich zur Schau stellt.

Lächerlich wird das Duell dargestellt, wenn der Vertheidiger desselben einen Grund für dasselbe darin zu finden glaubt, daß unter funfzig Fällen der Art kaum ein Todesfall, nach den darüber gemachten Berechnungen, statt gefunden. Lächerlich erscheint die Aufstellung dieses Grundes, wenn damit eine Befriedigung der Rache verbunden ist. Es steht jedem dritten ja auch frey zu denken, daß der, seine Rache zu kühlen Gesinnte, es vorzüglich darum thut, weil er selbst die Ueberzeugung hat, daß diese Handlung ohne Gefahr seines theuren Ichs geschehen kann.

Statthehmig erscheint das Duell nur dann, wenn es absolut ausgemacht ist, daß nur die Ehre eines Standes durch dasselbe, als einziges übrigbleibendes, wenn gleich unmoralisches, ungerechtes, durch die Gewohnheit jedoch sanctionirtes Mittel, gerettet werden kann. In diesem Falle müssen die bestehenden Gesetze über'

den fraglichen Punct durchaus mangelhaft und unzureichend erscheinen, und auf keinem Falle ein Urtheil, dem jeder Staatsbürger unterwürfig seyn soll, abgegeben haben. Je höher ein Mensch gegen seine Umgebungen gestellt ist, desto mehr muß er zeigen, wie sehr es eine Pflicht bey ihm ausmacht, höheren Anordnungen, Gehör und Folge zu leisten. Die Unterlassung dieses Fügens in die Gesetze, ist wohl mannigmal Veranlassung eines Zweikampfs gewesen, und mit der öffentlichen Verbreitung dieses Nichtgehorchenwollens eine Predigt der Unruhe. Jeder Bürger ist von unsern weisen Altvordern glücklicherweise durch den Bürgereid verpflichtet, ausbrechende Predigten dieser Gattung nach Möglichkeit zu unterdrücken, da bey uns das Recht über Leben und Tod nur der Obrigkeit zusteht.

Verächtlich ist es endlich eine Privatsache, die durch die Dazwischenkunft des höchsten Gubernaters eines Staates bereits entschieden ist, weil sonst die Rache keine Kühlung findet zur Oeffentlichkeit zu bringen, und sie gar zur Verunglimpfung dritter Personen zu benutzen.

Anekdoten.

In einer Gesellschaft behandelte ein Offizier eine Dame unanständig. Sie verwies es ihm so, daß seine Empfindlichkeit gereizt wurde. „Wissen Sie, Madam, daß ich Offizier bin?" rief er aus und die Dame entgegnete: „Gemeiner können Sie gewiß nicht seyn!"

Im Amphitheater zu Paris hatte ein Zuschauer zum Nachbar den Präsidenten de La M**, dessen große und corpulente Gestalt ihn belästigte. Er sagte ganz laut: „Wenn man auf eine gewisse Art gebaut ist, sollte man hier nicht erscheinen!" — „Mein Herr!" antwortete der Präsident, „es ist nicht Jedermann gegeben, so flach (plat) zu seyn wie Sie!"

Der berühmte Bassist F. sang in der Oper Brennus die bekannte Arie: Roma superba, mit vorzüglicher Liebe. Er setzte das ganze Publikum durch die Macht seiner Tiefe in Staunen. Jetzt erreichte er die Cadence. Das Orchester schwieg: er sank von Ton zu Ton immer tiefer, kein Mensch athmete mehr: diese Tiefe erreichte kein Instrument, keine Phantasie; da stieg er noch fünf gewaltige Töne hinunter, und nun schlug er einen Triller, daß das Haus dröhnte. Den folgenden Morgen besichtigte eine Baucommission das Fundament. Da war ein ganzes Stück eingefallen. Die Reparaturkosten betrugen fl. 5 24 kr.

Das war ein Triller.

---

* Kunst-Verein.

Unter diesen Namen hat sich am letzten Sonnabend in einer Versammlung im Museum eine Gesellschaft constituirt, welche einige Tausend Thaler zusammenlegt um dafür Kunstsachen zu kaufen, und zu sorgen, daß nicht wie leider bisher, alle treffliche Sammlungen von Gemälden und Kupferstichen aus unserm lieben Bremen hinaus wandern. — Wir hören, daß es der Wunsch der Gesellschaft ist, die Zahl ihrer Mitglieder auf 50 zu beschränken — welche Zahl schon fast complet sein soll — und daß bereits fünf derselben die Direction übernommen haben. — Zu solchem Unternehmen wird gewiß jeder Gebildete Glück wünschen und hoffen, daß der edle Zweck im vollen Sinn des Worts erfüllt werde.

(Hierbey eine wöchentliche Beylage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Duncker, d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönthen.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 101.

Bremen, Donnerstag den 18. December 1823.

Gestorben.

Den 5. December. Des Arb. Lüder Eckhoff Tochter, 3½ J., a. d. Obernstraße.

Den 7. December. Des Arb. Castenkeyn Meyer Sohn, 13 T., a. d. Rövekamp Nro. 8.

Den 7. December. Der Matrose Friedr. Conrad Unverzagt, 53 Jahr.

Den 7. December. Des Leinewebers Johann Christoph Abbehusen Sohn, 1¾ Jahr, Punkendeich Nro. 52.

Den 8. November. Ein todt gefundenes Kind, weiblichen Geschlechts am Heerdenthorsw.

Den 8. December. Des Arb. Wilhelm Büsse Sohn, 5½ Jahr, a. d. Marterburg Nro. 6.

Den 10. December. Des Herrn Senators Doctor Hironimus Klugkist Tochter, 4¾ Jahr, am Wall Nro. 52.

Den 10. December. Der Schneider Joh. Gottfr. Zagck, 46 J.; a. d. Ellhornstr. Nro. 30.

Den 11. December. Der Mauerdiener Hermann Rauschenberg, 69 J., a. d. Wachtstr. Nro. 1.

Den 11. December. Teutmeier, todtgeb. Knabe, a. d. gr. Johannistr. Nro. 172.

Den 12. December. Koch, todtgeb. Mädchen a. d. Knochenhauerstr. Nro. 14.

Der 12. December. Der Landmann Friederich Muthwill, 52 J., Neuenlande Nro. 3.

Den 12. December. Des weyl. Arb. Daniel Blohm Wittwe, geb. Hawighorst; 63 J., a. d. Schweinestr. Nro. 64.

Geburten.

Den 3. December. Des Schuhmachers Heinr. Ludwig Kallenberg Ehefrau, geb. Heeren; a. d. Molkenstr. Nro. 22. v. einem Mädchen.

Den 3. December. Des Arb. Arnold Holste Ehefrau, geb. Kutscher a. d. Brink Nro. 8. von einem Knaben.

Den 4. December. Des Arb. Berend Müller Ehefrau, geb. Brockmann; im Runken Nro. 22. von einem Knaben.

Den 5. December. Des Schiffs-Mäklers Joh. Carl Traub Ehef., geb. Bastian; a. d Schlachte Nro. 31. von einem Knaben.

Den 5. December. Des Kaufmanns Georg Heinrch Eggers Ehefrau, geb. Fredeking, a. d. Faulenstraße. von einem Knaben.

Den 6. December. Des Arb. Joh. Ernst Christoph Oesselmann Ehefrau, geb. Logemann; in Redekersgang Nro. 2. von einem Knaben.

Den 6. December. Des Schneiders Christian Gottlieb Schreiter Ehefrau, geb. Bödeker; a. d. kl. St. Annenstr. v. einem Mädchen.

Den 6. December. Des Maurers Joh. Friedr. Mende Ehefrau, geb. Cording. a. d. Kohlhöckerstr. Nro. 39 von einem Mädchen.

Den 7. December. Des Handelsmanns Joseph Alexander Ehefrau, geb. Israel; zu Hastedt, von einem Knaben.

Den 8. December. Des Arb. Joh. Hermann Schäfer Wittwe, Anna Maria Horst, Schwanenstr. Nro. 38. von einem Knaben.

Den 8. December. Des Brandteweinsbrenners Hinrich Lohmann Ehefrau. geb. Herdes; a. d. Holzpforte Nro. 1 v. einem Mädchen.

Den 8. December Des Arb. Peter Liebing Ehefrau, geb. Inters; a. d. Molkenstraße Nro. 21. von einem Knaben.

Den 9. December. Des Tuchhändelers Carl Julius Münder Ehefrau, geb Arens; Ansgarithorstr. don einem Mädchen.

Den 9. December. Des Tischlers Casper Heinr. Cord Wischmann Ehef., geb. Mangold a. d. Spitzenkiel Nro. 2, von einem Mädchen.

Den 9. December. Des Arb. Ernst Fridr. Backhoff Ehef., geb. Hackman; von einem Knab.

Den 10. December. Des Schullehrers Jacob Blendermann Ehef., geb. Evers; a. d. Knochenhauerstr. Nro. 46, von einem Mädch.

Den 11. December. Des Handelsmann Johannes Rehbein Ehef., geb. Schröder; a. d. Grafenstr. Nro. 24, von einem Knaben.

Den 12. December. Des Schlachters Johann Andreas Koch Ehef., geb. Ordemann; a. d. Knochenhauerstr. Nro. 14, von ein todtgebornen Mädchen.

Den 12. December. Des Armenvoigts Bernhard Schwerdfeger Ehef., geb. Nolten; a. d. gr. Johannisstr. Nro. 56, von einem Knaben.

Den 12. December. Des Küpers Claus Meier Ehef., geb. Helms; a. d. Holzpforte Nro. 23, von einem Knaben.

4 unehliche Kinder. 1 Knabe und 3 Mädchen.

Copulirt sind.

Der Apotheker Heinr. Toel, mit Jungfrau Anna Louise Wolde von hier.

Der Advokat Joh. Heinr. Ludew. Wedeking aus Suhlingen, mit Jungfrau Gesche Magarethe Probst von hier.

Der Arbeitsmann Dirk Hinr. Delvendahl, mit Gesche Margaretha Stubmann von hier.

Der Schullehrer zu Arsten Werner Kohlmann, mit Jungfrau Metta Rebecca Silkenstedt von hier.

Der Arb. Joh. Christ. Schasse, mit Catharina Margarethe Delekat aus Scholen.

Dimissoriales ertheilt. an:

Christ. Abrah. Ellmers, und Margar. Hoegen genannt Döbbeling zu Osterholtz, Kirchspiels Oberneuland.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

No. 102.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 21. December 1823.

Nach ewigen ehernen
Großen Gesetzen,
Müssen wir alle
Unsers Daseyns
Kreise vollenden.
Goethe.

Trost.

Wolleſt nicht verzagen
Wenn Dich Unmuth quält,
Und bei trüben Tagen
Frisches Werk zu wagen
Muth und Kraft Dir fehlt.

Kannſt Du auch nicht zwingen
Umſtänd' und Natur,
Dennoch kann Gelingen
Dir die Zukunft bringen:
Hoff' und glaube nur!

Wie der Baum die Blüthe
Treibt zu ſeiner Zeit; —
Alſo im Gemüthe
Wecket Gottes Güte
Neue Freudigkeit.

Wie aus ödem Grunde
Springt ein ſüßer Quell:
So — mit Gott im Bunde —
Fleußt aus trüber Stunde
Leben neu und hell.

Liegt Dir gleich verborgen
Noch das ſüße Licht;
Darfſt darum nicht ſorgen!
Bald erſcheint der Morgen,
Wo das Dunkel bricht!

Bleibſt Du nur beſcheiden
In der Trübſal Dein:
Wird ſich bald in Freuden
Neu Dein Leben kleiden
Und Dein Werk gedeihn!

Agnes Franz.

Christine und ihr Hof.

(Fortſetzung.)

6.

Die Strahlen von hundert Wachskerzen brachen ſich in den brillantirten Behängen der

prächtigen kristallenen Kronleuchter, und schufen helles Tageslicht in den königlichen Sälen, in denen der weibliche und männliche Hofstaat, in schweren seidenen Stoffen, in Gold- und Silber-Brokat starrend, von Edelgesteinen flimmernd, durch einander wogte. Hinter seinem Oheim trat der Kammerjunker Steinberg in das bunte Getümmel. Seine Augen, von seiner Dienstpflicht geleitet, suchten die Königin, aber kaum hatten sie sie gefunden, als sie auf die schöne Ebba Sparre übersprangen, die, in einem einfachen weißseidenen Kleide, nur durch ihre Jugendschönheit und ihre Anmuth geschmückt, an Christinens Sessel stand.

Gott, wie schön ist das Mädchen! seufzte der Jüngling so laut, daß sein Oheim es hörte.

Wie kannst Du in diesen Augenblicken für so etwas Sinn haben! schalt ihn dieser leise aus. Jetzt, wo wir im Begriff stehen, mit dem mächtigsten Manne an diesem Hofe den Kampf auf Tod und Leben auszufechten, ist es wahrlich nicht Zeit, Dein bischen Verstand an die schönen Augen einer Dame zu verlieren.

Aber der Jüngling hörte nichts von der Strafpredigt, denn eben waren des Fräuleins blaue Wundersterne seinen Augen begegnet, und ein Blick voll freundlichen Dankes hatte ihn in das Paradies entrückt. Dann senkte sie die Wimpern mit einem Erröthen, so schön, als das von diesem Morgen, und Steinberg stand, so viele Reize mit seinen Blicken verschlingend, und blind und taub für das Geräusch und den Glanz um sich her.

Indem faßte ihn plötzlich eine starke Faust vorn am Rocke, ein altes hageres Gesicht starrte ihn mit tiefliegenden schwarzen Augen aus einer großen schwarzen Perücke an, und eine heisere Stimme rief zankend: Ich räume Euch ein, Domine, daß die edle Musica auf mancherlei Weise ein- und abgetheilt werden kann. Ohne der diatonischen, chromatischen und enharmonischen zu gedenken, so ist auch gegen die Divisionem in Melpoie, Rhythmopoie und Poetik nichts Erhebliches einzuwenden. Aber gegen Eure Eintheilung protestire ich solemnius quam solemnissime. Gegen die organische und ödische Musik habe ich nichts in der Welt. Jedoch die hypokritische, Euer tertium ist ganz eigentlich nicht das dritte, sondern vielmehr das fünfte Rad am Wagen, und getraue ich mir gegen jedermänniglich, in Schrift und Rede, rostro et ungulis zu verfechten, daß die Sprünge und Grimassen derer Pantomimen niemals jure zur wirklichen Musik gerechnet werden können.

Mein Gott, es ist mir ja noch nie in den Sinn gekommen, dergleichen zu behaupten, rief Steinberg bestürzt, der den Mann für wahnsinnig hielt.

Da prallte der Zänker mit einem verlegenen: Ei, ei! zurück, brummte etwas in den Bart, was vermuthlich eine Entschuldigung seyn sollte, und rannte davon.

Wer war der wunderliche Mann? fragte Steinberg seinen Oheim.

Der gelehrte Meibomius, erwiederte dieser. Er hat über die Musik der alten Griechen und Römer geschrieben, und eine Sammlung der alten Tonkünstler herausgegeben. Dabei hat er denn seinen Stoff so durchdrungen, und ist so von ihm durchdrungen worden, daß er für nichts anders mehr Sinn hat. Wahrscheinlich hat er Dich für seinen Collegen Naudäus gehalten, der über den Tanz der Alten geschrieben hat. Die beiden Herren liegen einander oft in den Haaren, weil jeder sein Thema für das höchste hält.

Es ist doch Schade, bemerkte Steinberg: daß die Wissenschaft ihre Verehrer oft zu Carricaturen macht.

Ja wohl, antwortete der Oheim: und das Verdrüßlichste dabei ist, daß die Thorheiten dieser armen Pedanten Wasser auf Bourdelot's Mühle sind, der gern alle Gelehrsamkeit vom Hofe verbannen möchte, weil er selbst ein Ignorant ist.

Wäre das so übel? fragte der Neffe. Ihr selbst meintet ja, daß das viele Wissen der Königin weder ihr, noch ihrem Lande fromme.

Das ist wahr, sagte der Oheim. Aber Bourdelot will bei ihr nur aufräumen, um Platz für andern Unrath zu bekommen, und ich will Christinen doch lieber gelehrt, als katholisch wissen.

Da thut Ihr dem Manne doch wohl Unrecht, wendete der Neffe ein. Was ich heute von ihm hörte, trug den Stempel des frechsten Atheismus.

Die Kluft zwischen dem Unglauben und dem Aberglauben ist nicht so groß, als man gewöhnlich glaubt, erwiederte der Oheim. Von der Thorheit, alles Uebersinnliche ohne vernünftige Gründe zu verwerfen, gelangt man leicht zu der, die tollsten Menschensatzungen ohne vernünftige Gründe anzunehmen.

Stille, stille! riefen jetzt einige Stimmen in der Nähe der Königin: Ihro Majestät wollen der Versammlung etwas eröffnen.

Ich habe Lust, die heutige Assemblee in eine akademische Sitzung zu verwandeln, sprach Christine mit verstelltem Ernste. Die Herren Meibom und Naude haben sich nun schon Monate lang in meiner Bibliothek vergraben, nachgeschlagen, excerpirt und eine Menge Papier verschrieben. Aber es hat ihnen noch nicht gefallen, mir die Resultate ihres Tagfleißes und ihrer Nachtwachen mitzutheilen. Ich wünsche indeß doch, daß das, was sie sich auf diesem mühsamen Wege erwarben, in's Leben trete, und daß auch meinem Hofe etwas davon zu gute komme. Deßhalb ersuche ich die gelehrten Herren, uns das, was sie durch ihre Forschungen erbeutet, in einem kurzen Auszuge vorzutragen. Musik und Tanz sind ja Gegenstände, an denen selbst Weltleute Geschmack finden.

Der Tanz, Ihro Majestät! begann eine fette Stimme, die einem ältlichen, untersetzten Manne in einem scharlachnen Tressenkleide und einer weißen Perücke gehörte. Aber in dem Augenblicke wurde er schon von dem eitein Eifer des alten Meibomius unterbrochen

Die Musik, Ihro Majestät, krächzte dieser: ist offenbar die älteste und die vortrefflichste aller schönen Künste. Schon vor der Sündfluth hat Jubal, Lamech's Sohn, testante sacra scriptura, auf allerlei Instrumenten musicirt, und ist gewißlich mit dem Apolline derer Heiden eine und dieselbe Person gewesen. Die in dem Grabe des Osymandias bei Theben vorgefundenen musikalischen Instrumente bewiesen es, daß die Musik bereits 2000 Jahre vor Christi Geburt denen Aegyptiern bekannt war.

Ich denke, Ihr schreibt über die Musik der Griechen und Römer? unterbrach Christine ungeduldig den Redefluß.

Omnino! erwiederte Meibomius: und ich war so eben im Begriff, bei denselben anzulangen, indem ich dieser hohen Versammlung melden wollte, daß schon Lasus von Hermione im Peloponnesos, der Lehrmeister des göttlichen Pindaros, eine Theoriam musices geschrieben hat, und daß bald darauf der große Pythagoras, nach einer, wiewohl unrichtigen, Sage, durch den Klang derer Schmiedehämmer veranlaßt, sich mit dem mathematischen Verhältnisse derer Töne beschäftigt, ja zu Bestimmung derselben ein besonderes Instrument, der pythagoräische Kanon genannt, erfunden hat.

*

Das kommt mir alles ein wenig langweilig vor, sagte die Königin. Erzählt uns lieber etwas von dem Wechselverhältnisse, in dem die Musik damals zu dem Tanze stand.

Der Tanz, fiel Meibomius schnöde und heftig ein, indem er dem armen Naudäus das Wort vor dem schon geöffneten Munde wegschnappte: der Tanz hat in jeder Aera nur einen höchst untergeordneten Rang begleitet, und ist, ut ita dicam, einem Sklaven zu vergleichen gewesen, der nach dem Commando seiner Gebieterin, der Musik, seine Bewegungen gleichsam maschinenmäßig machen mußte.

Der vir ornatissimus ac illutrissimus, platzte Naudäus dazwischen: übersiehet, das diese Bewegung, für welche die Griechen eine besondere Kunst, die Orchestik hatten, und die sogar eine ihrer götzendienstlichsten Ceremonieen war, diese Capitis deminutionem im mindesten verdient. Und wenn man erwägt, daß der Tanz sogar auf dem Theatro eine bedeutende Rolle spielte, daß der Achilleus, der Alexandros, die Liebeshistoria Martis et Veneris, ja sogar abstracte Begriffe, wie die Freiheit, getanzt worden, so ist dieß doch ein Argumentum ad hominem, daß hier keinesweges von bloßem maschinenmäßigen Operationen die Rede seyn konnte.

So viel ist unstreitig, meine Herren, fiel Christine ein: wenn es zwischen diesen beiden würdigen Gelehrten zu einer Disputation kommt, so müssen wir unsere Nachtkleider herbringen lassen, und dazu habe ich für heute keine Lust. Ich ziehe überhaupt eine tüchtige Ausübung dem tiefsten Wissen vor. Darum dächte ich: diese guten Herren gäben uns zur Probe eine Stelle aus einem griechischen Tragiker, die Meibomius uns nach seinen Grundsätzen absingt und Naudäus nach den seinigen tanzend begleitet. Nach dem alten deutschen Sprichwort soll ja allein das Weisen wahr machen.

Die Versammlung lächelte. Meibomius und Naudäus, denen es ahnte, daß sie sich bei dieser praktischen Uebung nicht sonderlich ausnehmen würden, sahen einander verlegen an. Aber Christine lehnte sich wartend in ihren Sessel zurück und sprach mit einem Tone, der keinen Widerspruch vertrug: Nun zur Sache, Ihr Herren!

(Die Fortsetzung folgt.)

Was wünscht der vernünftige Mensch?

Der vernünftige Mensch unterscheidet sich von dem unvernünftigen dadurch, daß er im Denken und Handeln eine allgemeine Gesetzlichkeit beobachtet, nichts ohne reifliche Prüfung annimmt, und nichts thut, als was mit dem Rechts- und Sittengesetze übereinstimmt. Seine Wünsche sind daher beschränkt; die Wahrheit, die Gerechtigkeit und die Weisheit machen ihre Schranken aus und er läßt sich weder von ungemessenen Begierden leiten noch dient er zügellosen Leidenschaften.

Der vernünftige Mensch wünscht, daß allenthalben die Vernunft herrsche und das Recht die Oberhand habe. Er wünscht, daß alle Menschen vernünftig denken und recht handeln, und er trägt nach Kräften zur Ausbreitung der Aufklärung und Tugend bei. Er will keine andere Herrschaft, als die, welche das Recht gestattet und giebt sich nie zu einer Ungerechtigkeit her.

Im Hause soll Ordnung, Reinlichkeit und Verständigkeit, und im Staate das, gerechte Gesetz herrschen. Wo diese Eigenschaften die Oberhand haben, da kehrt Glück und Segen ein; immer hat jeder das Nützliche und Gerechte

im Auge und nur Thoren wünschen etwas, was eine Verletzung eines Menschenrechtes ist.

Nicht Güter, nicht Gold allein machen glücklich; bloß wenn sie unter der Leitung der Vernunft gebraucht werden, fühlt der Mensch eine Zufriedenheit mit sich selbst, die kein Zufall stört. Wir sind nicht zu Knechten der Unvernunft und des Unrechts bestimmt; allen liegt ob, daß kein Böses gedeihe. Das Gute ist der Wunsch und der Zweck der Menschen, und der wird von dem Weltlaufe zermalmt, der ihn nicht immer vor Augen hat.

Wahrer Heldenmuth.

Die Pest wüthete mehr als jemals in Marseille. Jedes Band der Zuneigung war gelöst, Väter wendeten sich von ihren Kindern, Kinder von ihren Aeltern. Undankbarkeit und Härte fand keinen Tadel mehr. Das Elend ist aufs Höchste gestiegen, wenn so jedes Gefühl zerstört, jede Spur der Menschlichkeit vernichtet wird. Die Stadt ward zur Wüste, Gras wuchs auf den Straßen, Leichenzügen begegnete man bei jedem Schritte. Die Aerzte versammelten sich zur Berathschlagung auf dem Rathhause, denn noch bis jetzt hatte man kein Mittel entdecken können, um der Seuche Einhalt zu thun. Nach langer Besprechung stimmten alle endlich darin überein, daß diese Krankheit einen eigenthümlichen, verborgenen Charakter habe, den nur die Section eines daran Verstorbenen enthüllen könne. Aber unmöglich ward diese Operation, denn es war entschieden, daß der Arzt, der sie vollbringe, in wenigen Stunden ein Opfer der Ansteckung werden müsse, die so schnell dann wirken, so heftig seyn werde, daß an kein Gegenmittel zu denken sey. Todtenstille folgte auf diese traurige Entscheidung. — Da stand ein Wundarzt, Namens Guyon, ein Mann in der Blüthe seines Lebens, doch berühmt schon wegen seiner Kenntnisse und Erfahrung, plötzlich auf und sagte festentschlossen: „Sey dem so; ich weihe mich für die Rettung meines Vaterlandes. Vor dieser zahlreichen Versammlung schwöre ich im Namen der Menschheit und Religion, daß ich morgen mit Tagesanbruch einen an der Pest Verstorbenen seciren, und was ich finde, während der Operation niederschreiben will." — Augenblicks verließ er die Versammlung. Sie bewundert und beklagt ihn, zweifelt aber noch daran, ob er in seinen Vorhaben beharren werde. Der unerschrockene und fromme Guyon handelt, von alle der Kraft begeistert, welche Religion einzuflößen im Stande ist, wie er gesagt. Er war unverheirathet, reich und setzte daher sogleich seinen letzten Willen auf, in welchen sich Recht und Frömmigkeit aussprachen, beichtete dann und empfing um Mitternacht die heiligen Sacramente. In seinem eigenen Hause war ein Mann vor weniger als 24 Stunden an der Pest gestorben. So bald der Tag anbrach, eilte Guyon in das Gemach, wo die Leiche lag, mit Schreibezeug, Papier und einem kleinen Kruzifixe. Dort schloß er sich ein. Voll Enthusiasmus, aber auch nie gefaßter und entschlossener, als eben jetzt, kniete er an dem Leichname nieder und schrieb: „Modernde Ueberbleibsel eines menschlichen Wesens, nicht nur ohne Schauder, sondern sogar mit Freude und Dankgefühl kann ich auf euch blicken. Ihr werdet mir die Pforten einer ruhmvollen Ewigkeit öffnen. Indem ihr mir die verborgenen Ursachen der schrecklichen Krankheit, welche mein Vaterland verwüstet, entdecket, werdet ihr mir es möglich machen, irgend ein Heilmittel zu ergründen, um so mein Opfer meinen Nebenmenschen nützlich werden zu lassen.

— O Gott! Du wirst die Handlung segnen, zu der Du mich selbst begeistertest." — Und so begann und endigte er die schreckliche Operation, und schrieb während derselben seine chirurgischen Bemerkungen treu und ruhig nieder. Dann verließ er das Leichengemach, tauchte, was er geschrieben, in ein Gefäß mit Weinessig, begab sich selbst in's Pestkrankenhaus und starb dort nach zwölf Stunden einen Tod, zehntausendmal glorreicher, als der eines Helden, der, um sein Vaterland zu retten, sich in die Reihen der Feinde stürzt, denn dieser schreitet noch mit Hoffnungen vor, und seinen Schritten folgt, ihn bewundernd und unterstützend, ein ganzes Heer. Aber dieser! —

(Aus der Frau von Genlis Erzählung; Die Pest in Marseille.)

Der Major Blomberg erscheint dem englischen Gouverneur von Dominica.

Die hier folgende Erzählung ist aus einem Werke entlehnt, welches zur Ostermesse 1824 unter dem Titel; wahre Geistergeschichten, gesammelt von T. M. Jarvis, Esq. A. d. Englischen *) nebst einigen Untersuchungen über die Möglichkeit von Geistererscheinungen, erscheint, die diese Frage aus dem gegenwärtigen Standpunkte der Philosophie zu beantworten suchen. Die Geschichte, die wir hier liefern, ist folgende:

Zu Anfange des amerikanischen Kriegs (im Jahre 1774) erwartete man den Major Blomberg, Vater des Dr. Blomberg, bei seinem Regimente, das damals auf der Insel Dominica in Westindien stand. Die Zeit seines Urlaubs war vorbei und seine Cameraden hofften bei jedem Schiffe, das aus England anlangte, daß er mitkommen werde. Endlich sagte Einer zum Andern: „nun muß er eintreffen," weil seine Gegenwart auf der Insel nothwendig war. Der Gouverneur, der über seine so lange Abwesenheit ungeduldig wurde, war im Begriff, einen Brief deshalb an die Behörden nach England zu schreiben, als man jemanden, indem er in der Nacht mit seinem Secretär in seinem Arbeitszimmer saß und sich über das Benehmen des Abwesenden in keinen sehr günstigen oder milden Ausdrücken äußerte, die Treppe herauf steigen und den äußern Gang her kommen hörte. „Wer kann dies seyn, rief der Gouverneur, der noch so spät in der Nacht zu mir kommt?" — „Es ist Blomberg's Tritt, versetzte der Secretär. — „Ja! wahrhaftig, er ist es selbst," entgegnete der Gouverneur. Als er noch so sprach, ging die Thür auf und der Major Blomberg trat herein. Er ging nach dem Tischchen hin, an welchem die beiden Herren saßen und warf sich in einen Stuhl, welcher dem Gouverneur gerade gegenüber stand. Es war etwas Hastiges in seinem Benehmen und ein Hintansetzen aller gewöhnlichen Formen der Höflichkeit. Zuletzt sagte er in schnell abgebrochenen Worten: „ich muß mit Ihnen allein sprechen" und gab dem Secretär einen Wink, sich zu entfernen. Dieser gehorchte. Es war in seiner Miene etwas Gebieterisches, das keinen Widerspruch gestattete.

„Bei Ihrer Zurückkunft nach England, fuhr der Major Blomberg fort, als das Zimmer von dem lästigen Zeugen frei war, verfügen Sie sich nach der Pachterwohnung bei

*) Im Englischen heißt der Titel: accredited Cehoststories collect. by T. M. Jarvis, Esq. London, 1823.

dem Dorfe ... in Dorsetshire; hier werden Sie zwei Kinder finden; sie sind die Sprößlinge und die Waisen meiner geheimen ehelichen Verbindung. Seyn Sie der Schutz dieser elternlosen Kinder! Zum Beweise ihrer rechtmäßigen Ansprüche auf mein Eigenthum verlangen Sie von der Frau, bei der sie sich in der Ziehe befinden, das Kästchen, mit rothem Marokin überzogen, das man ihr übergeben hat. Sie machen es auf; es enthält die nöthigen Papiere. Leben Sie wohl! Sie werden mich nicht wiedersehen."

Sogleich ging der Major Blomberg fort. Der Gouverneur, der über diesen Auftrag, über den unerwarteten Eintritt und die schnelle Entfernung erstaunt war, klingelte seinen Leuten und sagte zu ihnen, sie möchten dem Major nachgehen und ihn ersuchen, wieder herauf zu kommen. Niemand hatte ihn kommen, keiner ihn fortgehen sehen. Es war sonderbar, höchst sonderbar! Bald darauf traf die Nachricht ein, der Major habe sich auf einem Schiffe nach Dominica eingeschifft, das in einem Sturme seine Masten verloren habe, und man glaubte, es sey um die Zeit, wo die Gestalt vor dem Gouverneur und seinem Secretär erschienen sey, gesunken, weil man nie etwas wieder davon gehört hab.

Alles, was der Major Blomberg gesagt hatte, merkte sich sein Freund sorgfältig. Bei seiner Ankunft in England, welche wenige Monate nach der obigen Erscheinung erfolgte, eilte er sogleich nach dem Dorfe in Dorsetshire und nach dem Hause, in dem die Kinder lebten.

Er fand sie und fragte nach dem Kästchen, welches er sogleich erhielt. Die Ansprüche von Blombergs Waisen wurden als begründet gefunden, und man setzte sie in den Genuß aller ihrer Rechte ohne Widerspruch oder Streit ein.

Man erzählte diese Geschichte der verstorbenen Königin Charlotte, Gemahlin Georgs III., auf welche sie einen so tiefen Eindruck machte, daß sie sogleich den Sohn als Gegenstand ihrer besondern Sorgfalt und Gunst annahm. Man brachte ihn nach Windsor, wo er mit dem jetzigen Könige von England, Georg IV., erzogen wurde, dessen Günstling, Gefährte und Freund er während seines ganzen Lebens gewesen ist.

Anekdoten.

In Sachsen erging eine Verordnung, worin demjenigen, der einen Ertrunkenen rette, eine Belohnung von zehn Reichsthalern versprochen wurde. Im Jahr 1778 fiel bei der Stadt M—s—g ein Knabe in einen Teich. Mit Lebensgefahr zog ein alter Invalide das Kind aus dem Wasser, und nach einigen Minuten kam es wieder in's Leben zurück. Einige Zeit darauf erfuhr der Invalide, daß er durch seine That eine Belohnung verdient habe; er meldete sich also beim Magistrat; erhielt aber zum Bescheide.

„Daß der vorliegende Fall sich nicht zur Prämie qualificire, indem der gerettete Knabe noch nicht ertrunken gewesen sei,"

und der arme Invalide mußte für diese Resolution noch vierzehn Groschen bezahlen. —

Sportelverknüpfung. In einem satyrischen Werke des sechszehnten Jahrhunderts wird das Gastmahl eines Richters beschrieben. Da

heißt es: ein Becker, der von knappem Gewicht fett ward, gab Brod und Kuchen — ein betrügerischer Markt-Wächter Butter und Käse — ein Wilddieb den Rehbraten und den Kopf vom wilden Schweine — ein Schiffer, der Fässer angebohrt, den Wein und ein Kirchendieb die Lichter.

Ein ächter Hofmann muß allenfalls einen Käfer zu dem einen Nasenloche hinein, und zu dem andern wieder herauskriechen lassen können, ohne die Nase zu rümpfen.

Wer recht schnell zu etwas gelangen will, der gehe auf — den Knieen.

Wann der Heirathsmarsch getrommelt wird, treten alle erwachsene Mädchen sogleich unter das Gewehr.

Theilnahme dauert meistens nur so lange, als etwas zu — theilen da ist.

Zehn Schurken, hundert Einfalspinsel und tausend Schwachköpfe bringen sich viel leichter durch die Welt, als ein einziger ehrlicher, charaktervoller Mann.

---

* Wunsch.

Bey Gelegenheit der vielseitigen Verschönerungen und Wegräumung von Mißständen, wäre sehr zu wünschen, daß die damit beauftragte respektive Behörde ihr Augenmerk auch auf die Riegel richtete, die das Trottoir von der großen Weserbrücke bis an das Eckhaus auf der Herrlichkeit schützen. Zerfallen und beschädigt machen sie, an der lebhaftesten Straße der Stadt auf Einheimische und Fremde einen ungünstigen Eindruck, und es bedarf wohl nur dieser Andeutung, um auch hier, das ausgediente Alte, mit dem zweckmäßigeren Neuen zu vertauschen.

H. O.

---

* Dank und Wunsch.

Gewiß recht von Herzen danke ich denen, die durch einen mit — n — bezeichneten Freund mir einen Beweis ihrer guten Meinung und der Theilnahme geben wollten. Aber in unserm anspruchlosen Bremen überhaupt nicht, und am wenigsten über ein wohl treues, jedoch keineswegs hervortretendes Streben nach Erfüllung schuldiger Pflichten hätte ein Urtheil laut werden sollen, das sichtbar von einer allzu wohlwollenden Freundschaft befangen ist. Wo so Viele durch Handeln für Gemeinwohl und durch Thatbeweise bürgerlicher und häuslicher Tugend auf hoher Stufe stehn, da gebührt dem die Erwähnung nicht, dem nur erst der Raum zur Muthmaßlichkeit guten Willens gegeben war. Mit der Versicherung, daß ich in dem Aufsatze: Erwiederung (Nro. 99 des Unterhaltungsblatt) keineswegs eine Beleidigung für mich gefunden, danke ich zwar herzlich für die mir bewiesene Theilnahme, ersuche aber auch recht innig, daß diejenigen, welche wahre Freundschaft für mich haben, die fernere Erörterung eines Gegenstandes unterlassen, der schon viel zu weit angeregt worden, und mir die Fortdauer ihrer Freundschaft nur in der Stille ihres Herzens zu bewahren.

am 18 Dec. 1823.

Max Eelking.

Auflösung des Tonräthsels in Nro. 100.

gebet. Gebet.

A. Dacops. d J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 103.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 25. December 1823.

Rein sey das Herz! so darf ich, obwohl mit der bebenden Stimme
Eines Sterblichen, doch den Gottversöhner besingen — —

Klopstock.

* Zu Weihnachten.

(Nebst einer Steindruck-Beilage.)

Ringsum Nacht! — im Sündenschlafes Brüten
Lag der Mensch, — im öden Herzen Nacht!
Und die Erde schmückte sich mit Blüthen,
Und erstand in ewig neuer Pracht.
Doch den Menschen weckte nicht ihr Regen,
Nicht der Donner auf der Wolkenbahn,
Tiefes Dunkel lag auf seinen Wegen:
Ringsum Nacht! — und truggewebter Wahn.

Rohe Willkühr übte ihre Rechte,
Freche Opfer dampften vom Altar,
Und des Lasters machtbegabte Knechte
Schufen frevelnd sich der Götzen Schaar.
Seine Beute gab das Grab nicht wieder,
Mit dem Thäter schwand die grause That;
Des Verbrechens unheilschwere Hyder
Lag erdrückend auf des Guten Saat.

Da trat Er — der über Welten thronet,
Dessen Ruf durch Wetterstürme hallt,
Dessen Hauch im Hainessäuseln wohnet,
Dessen Fuß auf Sternenbahnen wallt:
Da trat Er vermittelnd auf die Erde
In des Kindes freundlicher Gestalt;
Und die Schaar der Engel singt das: Werde,
Und des Seraphs Freudenhymne schallt.

Heil'ger Schauer wohnt im Mutterherzen,
Die Erkor'ne staunt — und betet an;
Und die Hyder krümmt sich unter Schmerzen,
Denn das Reich der Finsterniß zerrann.
Glänzend' Licht bricht durch des Grabes Pforten,
Und der Tod giebt seinen Raub zurück;
Mit des Sühners trosterfüllten Worten
Kehrt den Menschen das verscheuchte Glück!

A. Daeves.

Christine und ihr Hof.

(Fortsetzung.)

So gefalle es denn Ewr. Majestät, sagte Meibomius, seinen Sophokles bedächtig aus der Tasche ziehend: uns selbst eine Stelle zu bestimmen, die sich zu einer dergleichen Darstellung eignet.

Christine nahm das Buch, blätterte darin, gab es dann lächelnd zurück und sagte: Hier in der Antigone, die dritte Strophe des vierten Chorgesanges.

Hm, hm, brummte Meibomius. Ich bezweifle nur, daß besagte Antigone von mir und dem Domino Naudaeo auf eine hinreichend anmuthige Weise darzustellen seyn dürfte.

Warum nicht? fragte Christine. Die Scene ist so beschaffen, daß dabei sowohl die gesangartige Deklamation, als der tragische Tanz schicklich angebracht werden kann, mehr ist ja nicht nöthig. Also nur munter angefangen!

Si placet! seufzte Meibomius seinem Collegen zu. Trübselig neigte dieser sein Haupt zum Zeichen der Gewährung, und stellte sich in die Positur der tragischen Traurigkeit. Meibomius räusperte sich und begann dann, gleich einem den Mond anheulenden Pudel, in gräßlichen Mißtönen:

Οἵμοι γελῶμαι τι μέ, πρὸς
θεῶν πατρῴων,
οὐκ ὀλομαίναν ὑβριζεις,
ἀλλ' ἐπιφαντόν;
ὦ πόλις, ὦ πόλεως
πολυκτήμονες ἄνδρες.
ἰὼ Γίρκαῖαι κρῆναι,
Θήβας τ' εὐρμάτον ἄλσος — *)

*) O weh! Du lachst meiner! Warum,
Ihr Vatergötter!
Verhöhnst Du im Licht des Tages
Ehe ich versank, mich?
Stadt, und der Stadt auch Ihr
Besitzfrohste Männer!
O ihr Quellströme Lirkäs
Du, wettfahrtprangender Thebe, Lusthayn;
Solgers Uebers.

während der untersetzte Repräsentant der Antigone sich unter furchtbaren Portebras und Fußpositionen wiederholt über die große Zehe schritt und dabei einer großen, häßlichen, wunderlich geputzten Marionette glich, die nach dem Drahtzuge ihres unsichtbaren Dirigenten ihre Gliedmaßen bewegt.

Die Versammlung kickerte anfänglich nur in ihre Tücher, aber als Meibomius das dritte O der unglücklichen Antigone hervorheulte und Naudäus dabei den Pathos seiner Gebehrden auf die höchste Spitze trieb, da rissen plötzlich alle Zügel der Hof-Sitte, und ein donnerndes, unendliches Gelächter schmetterte durch den Saal.

Das war ein guter Einfall, Bourdelot, sagte die Königin, sich die Seiten haltend, mit thränenden Augen zu dem Leibarzte, der sich neben ihr vor Lachen ausschütten wollte.

Da sah Meibomius, durch das Gelächter wüthend gemacht, den Leibarzt mit grimmigen Augen an. Also Ihr seyd der Auctor scandali, Domine Doctor? schnaubte er ihn an: Euch danken wir diesen Schimpf? Nun, auf einen Schimpf gehört ein Schlag und wenn mich derselbige auch mehr, denn fünf und zwanzig Asses kosten sollte!

Und eine Ohrfeige, von größerm Gewicht, als sie dem ausgetrockneten Stubensitzer zuzutrauen war, brannte auf der Wange des Leibarztes, der, durch das Unerwartete der Begebenheit überrascht, sich mit beiden Händen an den Kopf griff, als

wolle er untersuchen, ob dieser auch noch fest auf dem Halse stehe.

Gott segne Deine Hand, ehrlicher Meibomius! flüsterte der alte Steinberg. War je eine Maulschelle wohl angebracht, so war es diese!

Aber die Königin war nicht dieser Meinung. — Ueber dem Studium der alten, habt Ihr die neuen Sitten ganz vergessen! rief sie, zornig über die Beleidigung, die ihrem Lieblinge widerfahren war, dem armen Meibom zu. Verlaßt augenblicklich eine Gesellschaft, in der Ihr Euch nicht zu benehmen wißt, und morgen mit dem frühesten werdet Ihr die Rückreise nach Euerm Vaterlande antreten.

Ich danke Ewr. Majestät für diese Gnade, erwiederte Meibom, sich tief verbeugend. — Da ich glaubte, hieselbst qua historicus angestellt zu seyn, so wäre es mir auf meine alten Tage doch allzuhart eingegangen, wenn ich einem solchen Ignorantissimo zu beliebiger Erschütterung seines Zwerchfelles einen histrionem hätte agiren sollen.

Er entfernte sich. Die Ungeschliffenheit dieses Pedanten hat uns den ganzen Spaß verdorben! — sprach Christine unwillig: und da es einmal für diesen Abend um unsere gute Laune geschehen ist, so wollen wir noch zugleich ein Odiosum abmachen, das mir seit diesem Morgen schwer auf der Seele liegt, da es die Ehre mehrerer bedeutender Personen meines Hofes betrifft. Graf de la Gardie! wie steht es mit Euch! Habt Ihr Euch besonnen, ob Ihr Eure Beschwerde zurücknehmen wollt, oder ob Ihr sie erweisen könnt?

Der Graf hatte sich auf diese Anrede der Königin genähert, aber schwankend zwischen der Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen, und der Furcht, durch seine Vertheidigung das Uebel ärger zu machen, blieb er die Antwort schuldig.

Der Herr Graf hat meinem Oheim den Oberschenken von Schleppenbach als seinen Gewährsmann genannt, sprach endlich der jüngere Steinberg.

Schleppenbach?! fragte Christine befremdet. — Nun wird die Sache noch ernsthafter! Ihr Wink rief den Oberschenken herbei. Mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit sprang sie von ihren Sessel auf.

Ihr sollt von nachtheiligen Aeusserungen wissen, die ich mir gegen den Großschatzmeister erlaubt, sprach sie zu Schleppenbach. Ich befehle Euch, sie hier zu wiederholen, ohne Rücksicht auf irgend jemanden an meinem Hofe, und ohne Rücksicht auf mich selbst.

Ich? fragte der Oberschenk mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens. Ich weiß nichts davon, Ew. Majestät.

Vielleicht habt Ihr es durch meinen Oberstallmeister erfahren, fuhr die Königin fort, ihn vorn an einem Knopfe seines Rockes fassend. Denn wißt, wenn Steinberg es gesagt hat, so will ich es auch gesagt haben.

Ich weiß nicht, was der Großschatzmeister von mir haben will, erwiederte Schleppenbach unwillig. Weder Steinberg, noch sonst jemand, hat darüber mit mir gesprochen, und ich habe also dem Grafen auch nichts mittheilen können. Als ich einst bei ihm dinirte, habe ich bloß gegen ihn bemerkt, daß er, nach der Meinung des Hofes, bei Ew. Majestät nicht mehr in dem vorigen Ansehn stehe, während Steinberg sich Eurer besondern Gunst erfreue, darüber hat er sich denn auch sehr bitter, als über etwas ganz Unerträgliches, beklagt.

Ihr redet gegen Eure Ueberzeugung, Herr von Schleppenbach, fiel der Graf mit verbissenem Grimme ein: und ich muß Euch Lügen strafen.

*

Christine und ihr Hof.

(Fortsetzung.)

So gefalle es denn Ewr. Majestät, sagte Meibomius, seinen Sophokles bedächtig aus der Tasche ziehend: uns selbst eine Stelle zu bestimmen, die sich zu einer dergleichen Darstellung eignet.

Christine nahm das Buch, blätterte darin, gab es dann lächelnd zurück und sagte: Hier in der Antigone, die dritte Strophe des vierten Chorgesanges.

Hm, hm, brummte Meibomius. Ich bezweifle nur, daß besagte Antigone von mir und dem Domino Naudaeo auf eine hinreichend anmuthige Weise darzustellen seyn dürfte.

Warum nicht? fragte Christine. Die Scene ist so beschaffen, daß dabei sowohl die gesangartige Deklamation, als der tragische Tanz schicklich angebracht werden kann, mehr ist ja nicht nöthig. Also nur munter angefangen!

Si placet! seufzte Meibomius seinem Collegen zu. Trübselig neigte dieser sein Haupt zum Zeichen der Gewährung, und stellte sich in die Positur der tragischen Traurigkeit. Meibomius räusperte sich und begann dann, gleich einem den Mond anheulenden Pudel, in graßlichen Mißtönen:

Οἴμοι γελῶμαι τι μ', πρὸς
θεῶν πατρῴων,
οὐκ ὀλομαέναν ὑβρίζεις,
ἀλλ' ἐπιφαντον;
ὦ πόλις, ὦ πόλεως
πολυκτήμονες ἄνδρες.
ἰὼ Γίρκαῖαι κρῆναι,
Θήβας τ' εὐῤῥμάτον ἄλοος — *)

*) O weh! Du lachst meiner! Warum,
Ihr Vatergötter!
Verhöhnst Du im Licht des Tages
Ehe ich versank, mich?
Stadt, und der Stadt auch Ihr
Besitzfrohheste Männer!
O ihr Quellströme Lirkes
Du, wettfahrtsprangender Thebe, Lustbayn;
Solgers Uebers.

während der untersetzte Repräsentant der Antigone sich unter furchtbaren Portebras und Fußpositionen wiederholt über die große Zehe schritt und dabei einer großen, häßlichen, wunderlich geputzten Marionette glich, die nach dem Drahtzuge ihres unsichtbaren Dirigenten ihre Gliedmaßen bewegt.

Die Versammlung kickerte anfänglich nur in ihre Tücher, aber als Meibomius das dritte O der unglücklichen Antigone hervorheulte und Naudäus dabei den Pathos seiner Gebehrden auf die höchste Spitze trieb, da rissen plötzlich alle Zügel der Hof-Sitte, und ein donnerndes, unendliches Gelächter schmetterte durch den Saal.

Das war ein guter Einfall, Bourdelot, sagte die Königin, sich die Seiten haltend, mit thränenden Augen zu dem Leibarzte, der sich neben ihr vor Lachen ausschütten wollte.

Da sah Meibomius, durch das Gelächter wüthend gemacht, den Leibarzt mit grimmigen Augen an. Also Ihr seyd der Auctor scandali, Domine Doctor? schnaubte er ihn an: Euch danken wir diesen Schimpf? Nun, auf einen Schimpf gehört ein Schlag und wenn mich derselbige auch mehr, denn fünf und zwanzig Asses kosten sollte!

Und eine Ohrfeige, von größerm Gewicht, als sie dem ausgetrockneten Stubensitzer zuzutrauen war, brannte auf der Wange des Leibarztes, der, durch das Unerwartete der Begebenheit überrascht, sich mit beiden Händen an den Kopf griff, als

wolle er untersuchen, ob dieser auch noch fest auf dem Halse stehe.

Gott segne Deine Hand, ehrlicher Meibomius! flüsterte der alte Steinberg. War je eine Maulschelle wohl angebracht, so war es diese!

Aber die Königin war nicht dieser Meinung. — Ueber dem Studium der alten, habt Ihr die neuen Sitten ganz vergessen! rief sie, zornig über die Beleidigung, die ihrem Liebling widerfahren war, dem armen Meibom zu. Verlaßt augenblicklich eine Gesellschaft, in der Ihr Euch nicht zu benehmen wißt, und morgen mit dem frühesten werdet Ihr die Rückreise nach Euerm Vaterlande antreten.

Ich danke Ewr. Majestät für diese Gnade, erwiederte Meibom, sich tief verbeugend. — Da ich glaubte, hieselbst qua historicus angestellt zu seyn, so wäre es mir auf meine alten Tage doch allzuhart eingegangen, wenn ich einem solchen Ignorantissimo zu beliebiger Erschütterung seines Zwerchfelles einen histrionem hätte agiren sollen.

Er entfernte sich. Die Ungeschliffenheit dieses Pedanten hat uns den ganzen Spaß verdorben! — sprach Christine unwillig: und da es einmal für diesen Abend um unsere gute Laune geschehen ist, so wollen wir noch zugleich ein Odiosum abmachen, das mir seit diesem Morgen schwer auf der Seele liegt, da es die Ehre mehrerer bedeutender Personen meines Hofes betrifft. Graf de la Gardie! wie steht es mit Euch! Habt Ihr Euch besonnen, ob Ihr Eure Beschwerde zurücknehmen wollt, oder ob Ihr sie erweisen könnt?

Der Graf hatte sich auf diese Anrede der Königin genähert, aber schwankend zwischen der Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen, und der Furcht, durch seine Vertheidigung das Uebel ärger zu machen, blieb er die Antwort schuldig.

Der Herr Graf hat meinem Oheim den Oberschenken von Schleppenbach als seinen Gewährsmann genannt, sprach endlich der jüngere Steinberg.

Schleppenbach?! fragte Christine befremdet. — Nun wird die Sache noch ernsthafter! Ihr Wink rief den Oberschenken herbei. Mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit sprang sie von ihren Sessel auf.

Ihr sollt von nachtheiligen Aeusserungen wissen, die ich mir gegen den Großschatzmeister erlaubt, sprach sie zu Schleppenbach. Ich befehle Euch, sie hier zu wiederholen, ohne Rücksicht auf irgend jemanden an meinem Hofe, und ohne Rücksicht auf mich selbst.

Ich? fragte der Oberschenk mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens. Ich weiß nichts davon, Ew. Majestät.

Vielleicht habt Ihr es durch meinen Oberstallmeister erfahren, fuhr die Königin fort, ihn vorn an einem Knopfe seines Rockes fassend. Denn wißt, wenn Steinberg es gesagt hat, so will ich es auch gesagt haben.

Ich weiß nicht, was der Großschatzmeister von mir haben will, erwiederte Schleppenbach unwillig. Weder Steinberg, noch sonst jemand, hat darüber mit mir gesprochen, und ich habe also dem Grafen auch nichts mittheilen können. Als ich einst bei ihm dinirte, habe ich bloß gegen ihn bemerkt, daß er, nach der Meinung des Hofes, bei Ew. Majestät nicht mehr in dem vorigen Ansehn stehe, während Steinberg sich Eurer besondern Gunst erfreue, darüber hat er sich denn auch sehr bitter, als über etwas ganz Unerträgliches, beklagt.

Ihr redet gegen Eure Ueberzeugung, Herr von Schleppenbach, fiel der Graf mit verbissenem Grimme ein: und ich muß Euch Lügen strafen.

*

Mir bleibt nichts übrig, als Euch dieß Dementi zurückzugeben, Herr Graf, erwiederte Schleppenbach erglühend. Uebrigens ist Euer Unmuth über die Kälte der Königin sehr wahrscheinlich, da Ihr früher so gewaltig mit ihrer Gunst geprahlt habt. Erinnert Euch an Scuderis Cyrus, in welchem Ihr das Verhältniß Ihro Majestät zu Euch in der Person der Cleobulina auf eine höchst auffällige Weise habt aufstellen lassen.

Ist es möglich?! rief Christine zornig.

Wir waren ohne Zeugen, als jene Unterredung statt fand! rief der Graf, die neue Anklage übergehend. Das allein giebt Euch den Muth zu Euerm Läugnen und zu Euren Erdichtungen.

Auch dieß muß ich bestreiten, sprach Schleppenbach. Wir haben nie unter vier Augen mit einander gesprochen!

Der Graf gerieth in die äusserste Verwirrung. Die Königin sah ihn wieder mit dem mitleidig verächtlichen Blicke an.

Das Weitere geht mich nun nichts weiter an, sprach sie: und Ihr habt es mit Schleppenbachen auszumachen.

Ew. Majestät erlaube mir, den Oberschenken vor Gericht zu fordern, rief der Graf verzweifelnd. Kann ich ihn auch nicht durch Zeugen überführen, so will ich doch die Wahrheit meiner Behauptung durch einen Eid erhärten.

So sehr ich mich über Euch zu beklagen habe, Graf, antwortete die Königin kalt: so habe ich doch noch Gewogenheit genug für Euch, Euch etwas abzuschlagen, was nur zu Eurer Schande gereichen könnte. Dieser Weg ist nicht vortheilhaft für Euch. Aber einem rechtschaffenen Kavalier bleibt wohl noch ein anderer übrig, sich Recht zu verschaffen.

Ich weiß nicht, stammelte der Graf: ob meine Stellung als Reichsrath mir erlaubt, diesen Weg zu gehen.

Ihr habt überhaupt eine entschiedene Abneigung dagegen! rief der junge Steinberg, durch die feigen Wendungen und Ausflüchte des Grafen empört. Das zeigte sich heute, als ich Euch einen ähnlichen Vorschlag machte.

Ein unwilliger Blick Christinens gebot ihm zu schweigen. Gute Nacht, Graf, sprach sie mit schnöder Geringschätzung zu diesem. Ich bleibe meiner Meinung getreu, doch rathe ich Euch, Euch vorsichtig zu betragen und gegen Schleppenbachen nicht anders, als offen und redlich zu handeln.

Ich sehe den Sieg meiner Feinde und weiche ihnen! rief der Graf in schmerzlicher Verwirrung. Ich bitte Ew. Majestät um Urlaub, auf meine Güter zu gehen, und ich beschwöre Euch, dem Oberschenken den Hof zu verbieten und über diese unglückliche Geschichte nicht zu meinem Nachtheil zu sprechen.

Bei Gott! Ihr wißt nicht, um was Ihr bittet! erwiederte die Königin unwillig. Den Urlaub, den Ihr verlangt, bewillige ich Euch nicht nur, sondern befehle Euch sogar, nicht eher bei Hofe zu erscheinen, bis Ihr Euch mit Ehre aus dieser Sache gezogen habt. Euer Antrag gegen Schleppenbach ist unbillig, da Ihr nichts gegen ihn bewiesen habt, und Eure letzte Bitte verstehe ich gar nicht. Wie kann irgend jemand möglicher Weise von Euerm heutigen Benehmen glimpflich sprechen? — Laßt das Euern Trost seyn, daß ich Euch meine Gnade noch nicht völlig entzogen habe, sonst möchtet Ihr schwerlich noch so gut weggekommen seyn! Was ich noch für Euch habe, ist nichts, als Mitleid mit Euerm selbstverschuldeten Unglück.

Sie winkte ihm, sich zu entfernen. — Das ist Dein Werk, Monaldeschi! murmelte er und stürzte hinaus. — Die Königin ging nach der Thür, die zu ihren Appartements führte. Der Kammerjunker sprang pflichtmäßig voran, sie zu öffnen. Da fiel ein Blick voll königlichen Zorns auf ihn.

Wie sehr auch der Graf gefehlt haben mochte, sprach sie zu ihm: so hättet Ihr doch nicht vergessen sollen, daß der Großschatzmeister des Königreichs zu hoch für Eure Bemerkung stand. Ich liebe wohl den Muth an meinen Dienern, aber zur Frechheit darf er mir nie anschwellen.

Sie rauschte davon. Bestürzt blieb Steinberg stehen. Da näherte sich ihm die schöne Sparre. Ich werde die Königin zu besänftigen suchen, flisterte sie ihm freundlich im Vorübergehen zu, und folgte der Gebieterin. Entzückt starrte ihr der Jüngling nach. Wenn diese Trostworte mehr als Dankbarkeit und Mitleid waren, so sey mir die erste Ungnade der Königin gesegnet, rief er begeistert und stürzte hinaus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wie sieht es in der Welt aus?

Man blicke um sich her, prüfe und halte alles, was man gewahr wird, an die großen Zwecke der Menschheit und man wird Stoff genug zur Beantwortung der obigen Frage bekommen. Man vergleiche die Gegenwart mit der Vergangenheit, und untersuche, ob das Erwartete erfüllt worden ist, und was ergiebt sich hieraus? Wenn die Menschen Thörigtes oder Ungerechtes thun, so mag ihnen anfänglich ein Strahl von Glück leuchten, aber auf die Dauer besteht das nicht, was Menschen gegen Wahrheit und Recht beginnen.

Der menschliche Geist läßt sich leiten, aber durch Gründe, die aus der Natur der Sache entlehnt sind und nicht durch die Gewalt, welche aller Vernunft spottet. Sollen die Zeitgenossen zum Guten geneigt gemacht werden, so braucht man sie nur an ihre Pflicht zu erinnern und ihnen das Vortheilhafte desselben zu zeigen; Einer wird alsdann dem Andern folgen und das Heilsame und Rechte wird zur Ausführung kommen.

Stumm kann der Menschengeist nicht mehr seyn, weil er zum Selbstbewußtseyn erwacht ist und seine Selbstständigkeit durch die Erfahrung kennen gelernt hat. Dumm kann er auch nicht wieder werden, weil ihn alles zum Erwerbe von Kenntnissen auffodert und der Mensch nicht bestehen kann, wenn er nicht selbst denkt. Also vergebens ist die Absicht, wenn man die Menschen wieder an dem Gängelbande der Kindheit führen will.

Die Menschen wissen zum großen Theile, warum sie auf dieser Erde leben; sie wissen, was sie Andern schuldig sind und was diesen gegen sie obliegt, und sie sind vollkommen überzeugt, daß das Leben ohne eine weise eingerichtete Rechtsherrschaft weder Sicherheit noch Werth hat. Menschen sollen gegen einander ihre Rechte heilig halten und wehe dem, der verwegen diese hohe Pflicht mit Füßen träte! Nichts als Verwünschungen treffen ihn und die Strafe des Ungehorsams gegen das Sitten- und Rechtsgesetz bleibt nicht aus.

Vertheidigt man Grundsätze, die auf bloßem Wahnglauben beruhen, so werden sie verwehet werden, wie der Staub vom Winde, weil sie nirgends einen Halt haben. Der Eigennutz ist ein sehr kurzsichtiger Lobredner der Leidenschaften und das Vorurtheil, das dem Götzen der Dummheit opfert, bringt Hohen und Niedern Verderben. Das Licht der Wahrheit erwärmt allein; bei ihm gedeihet das Beste der Menschheit und

die Heiligkeit des Rechts ist die einzige feste Stütze der Staaten. Falsche Meinungen, eigennützige Maximen und verderbliche Grundsätze behaupten sich nur kurze Zeit und die Verblendung ist der Leichenträger jeder Gewalt, die sich an den Heiligthümern der Menschheit vergreift.

Sieht es auch jetzt hier und da ziemlich trübe aus, so wird doch die Atmosphäre bald gereinigt werden und die Sonne der Wahrheit wird wieder scheinen, wie das Reich der Gerechtigkeit auf dieser Erde einheimisch werden wird.

Originelle Zurechtweißung.

Auf dem Kaffehause zu K. saß ein kleiner Mann, rauchte sein Pfeifchen und las Zeitungen. Er war durchaus schwarz, aber modisch angezogen: eine irdene Pfeiffe, ein sehr weißer feiner Jabot und ein weißes Halstuch, waren das einzige Weiß an der ganzen Kleidung des Mannes.

Kurz darauf stürmte der Major von L. herein. Ein Mann, der eine Ausnahme unter den Kameraden seines Ranges macht; der alle brüskirt, die er sieht: dem jeder Vernünftige gern aus dem Wege geht, weil ihm immer eine Impertinenz auf der Zunge sitzt. Gleich hinter ihm folgten mehrere Lieutenants.

Der Major war bei Laune. Er trat hinter den schwarzen Mann, machte Männchen und putzte, zum Schein aus Versehen, das ihm zunächst stehende Licht aus. Sein Gefolge lachte. Der Fremde zündete es sich ruhig wieder an und las weiter. Jetzt kannte der Major seinen Mann. Er konnte ihm was bieten. „Guten Abend, Schulmeisterchen," sagte er, bot ihm die Hand und mit demselben Griff war die irdene Pfeiffe in Stücken.

„Marquer, andere Pfeife" rief der Fremde. Das Gefolge lachte lauter. Der Major nannte den kleinen schwarzen Mann einen göttlichen Kerl; da indessen weiter nichts mit ihm anzufangen war, auch der Major zu einer Parthie Whist eingeladen wurde, so ging er mit seiner kleinen Suite in ein Nebenzimmer und man ließ den schwarzen Mann sitzen.

Dieser las seine Zeitungen, rauchte seine Pfeiffe und trank seinen Thee, ohne nur im mindesten einen Zug von Unwillen über jenen infamirenden Hohn zu äußern.

Nach einer langen Weile stand er auf, ging in das Nebenzimmer, wo der Major spielte, trat vor ihn hin, faßte ihn vorn bei einem Knopf auf der Brust und sagte, „mein Herr, morgen früh schießen wir uns."

„So, so, fiel ihm lachend der Major ins Wort. — Bringen der Herr Schulmeister Dero Fibel mit."

„Sie haben keine Schande, sich zu schießen mit mir, ich bin Seecapitain in englisch Dienst. Morgen früh, sechs Uhr, an dem Ende des Poetenstiegs "

Der Capitain ging, ohne ein Wort weiter zu sagen, fort; der Herr Major lachten noch lange über den kleinen Schulmeister, aber der Witz wollte doch nicht mehr so recht fließen. Der schwarze Mann mußte ihm gewaltig ernst ins Gesicht gesehen haben; er ward zerstreut, machte die auffallendsten Fehler im Spiel, und er, dem sonst keiner einen leichten Spott in den Weg werfen durfte, schwieg, als einige junge Offiziere ziemlich deutsch ihm zu verstehen gaben, daß, wenn die erste Lection des schwarzen Scholarchen heute schon so gut angeschlagen habe, morgen recht viel Besserung zu erwarten sei.

Die ganze gestrige Gesellschaft erschien, mit dem Major, den folgenden Morgen auf dem bezeichneten Platze. Der Capitain erwartete sie schon. Er hatte seine prächtige Uniform an. Man begrüßte sich gegenseitig einander sehr artig.

Als die Begleiter des Majors bemerkten, daß der Capitain keinen Secundanten bei sich hatte, offerirte sich einer von ihnen dazu.

„Mein, Herr," antwortete der Seecapitain, „ich danke. Ich nicht brauche einen Secundanten. Ich meinen Jokay bei mir habe. Falle ich, weiß der, was zu thun. Sie alle sind Offiziere von einer Armee, die ich liebe und achte sehr hoch. Sie werden mir nicht thun lassen Unrecht der Gewalt. Herr Major, wenn Sie nicht haben Pistolen, die sind gut, so können Sie wählen eine von meinen."

Er rief den Jokai herbei: dieser hatte ein Maroquinkästchen unterm Arm. Der Capitain öffnete es. Aus Indigo-Samt Futteralen blitzten vier köstliche Pistolen heraus. Der Major dankte und meinte, er sei auf seine Pistolen eingeschossen. Er war ungemein ernsthaft und feierlich. So hatte ihn kein Mensch noch gesehen Die Manier des Seecapitains brachte ihn außer Fassung. In diesem festen, ruhigen Gesichte lag sein Tod.

Die Pistolen wurden geladen, fünfzehn Schritte wurden abgemessen. Die Gegner standen auf ihren Plätzen.

„Mein Herr," hub der Secundant des Majors zum Seecapitain an „Sie sind der beleidigte Theil. Sie haben den ersten Schuß."

Der Capitain legte an. Todenstille im Halbkreise der Zuschauer. Der Major erbleichte. Der Capitain setzte ab. „Weil der Herr Major nicht wird haben den zweiten Schuß, wenn ich habe den ersten, soll schießen der Herr Major zuerst." „Mein Herr" entgegnete der Secundant: „Sie scheinen Ihrer Kunst sehr gewiß zu sein. Um so edler ist Ihre Verzichtleistung auf den ersten Schuß. Allein ich, wir alle hier, dürfen dies nicht zugeben. Sie stehen hier allein ohne Secundanten. Sie haben sich unter unsern Schutz, unter unsere Gesetze gegeben. Schießen Sie.

„Nicht sicher scheinen meiner Kunst, sicher sein. Ich nicht Wind machen kann. Meine Pistol schießen sehr gut. Sollen selber sehn." „Jokey" (rief er dem Menschen englisch zu) „wirf etwas in die Höhe;" der junge Mensch holte sein Taschentuch hervor. „Nein, etwas kleineres, Geld oder einen Knopf, oder so etwas."

Der Jokey brachte eine Pflaume aus der Tasche. „Gut, rief der Capitain, wirf sie hoch in die Luft;" der Junge warf hoch, der Capitain zielte, schoß, und die Pflaume flog spritzend in hundert kleine Stücke von einander.

Die Umstehenden ergriff eine panische Ehrfurcht. Der Major war schon lebendig todt. Die Lippen wackelten ihm. Er wollte beherzt scheinen, er wollte dem Capitain seine Bewunderung mündlich zollen, aber er konnte nicht sprechen, die Kehle war ihm plombirt. Es ging nichs heraus, nichts hinein. Er konnte kaum Athem holen, die Halsbinde hätte ihm platzen mögen.

Der Capitain sprach kein Wort über seinen Pflaumenschuß. Er ladete in Gegenwart des Secundanten seine Pistole von neuem und stellte sich auf seinen Platz. Auch der Major faßte wieder Posto. Er hatte sich ein wenig erholt. „Schießen Sie, Herr Major."

Der Secundant wollte wieder sprechen, wollte das Recht seines Amts wieder geltend machen, allein der Capitain ließ ihn nicht zum Wort kommen, sondern rief jetzt etwas rauher,

„Schießen Sie."

Der Major schoß und fehlte.

„Schießen Sie noch einmal, Herr Major. Sie haben gezielt nicht gut. Falle ich, ist es ein Glück für die andern Herren hier. Haben gelacht gestern Abend Alle; müssen Alle sehen in meine Pistol, einer nach dem Andern,"

Diese Worte strichen wie Würgengel an den Begleitern vorüber. Jeder betheuerte sich im Innern, nicht gelacht zu haben. Der Secundant widersprach den zweiten Schuß nicht mehr. Der Major schoß jetzt für sie Alle: lag dies ernste Ungeheuer nicht im Sande, so schoß es Alle, wie Sperlinge, todt, Die Ueberzeugung hatte jetzt ein Jeder.

Der Major legte an. Ihm kam es schwarz und weiß vor die Augen. Der Mann sah ihm fest und ruhig ins Gesicht. „Gestern," sagte er endlich einmal lächelnd, „war ich ihr kleiner Schulmeister, heute muß ich sein Ihr großer. Sie halten zu hoch. So werden Sie mich treffen nicht." Der Major schoß und fehlte. Ein kalter Fieberblitz traf Aller Glieder. Jetzt legte der Kapitain an. Er setzte wieder ab.

„Herr Major, Sie ein sehr elender Mensch sind. Ich habe gefragt gestern Abend; alle Leute haben gesprochen schlecht von Ihnen. Sie sind in zwei Minuten todt. Sind Sie fertig mit sich, mit Welt und mit großer Gott? Beten sie fromm. Alle Menschen bitten Sie ab, die Sie haben beleidigt. Und Gott erbarmt sich Ihrer Seele. Meine Herren, Hüte ab, wenn wir sprechen mit großen Meister der ganzen Welt, müssen wir sein mit unbedecktes Haupt. Beten Sie, Major. — Vater Unser, der du bist im Himmel." Alle zogen die Hüte, der Jokey sein Mützchen. Eine furchtbare Pause. Keiner konnte ein Glied still halten, so hatte sie des Mannes einfache Rede ergriffen. Dem Major schlug das Herz hörbar. Er stand auf der schrecklichen Schauerbrücke zwischen Leben und Tod. Sein betender Blick flog durch die Wolken. „Amen" lispelte es von den Lippen der Umstehenden. Die Pflaume, die Pflaume hatte die Herzen gerührt.

Alle bedeckten sich jetzt wieder, die Todesstunde des Majors hatte geschlagen. Er hatte schon keinen Tropfen Blut mehr im Gesichte, er zitterte so heftig, daß er nicht gerade aufstehen konnte.

Seine Qual zu enden, legte der Kapitain rasch an, zielte, setzte ab, gab seine Pistole dem Jokai, sagte verdrüßlich, „der Mensch ist nicht werth englisch Pulver," und ging.

Am Abend erschien er wieder schwarz im Kaffehause. Es neckte ihn keiner. Der Major nahm den Abschied.

H. C.

Buntes.

(Zur Zeit der Französischen Tyranney in Prophetischem Geiste niedergeschrieben.)

Nur im Staube entsprossen, und nicht zum Thron berufen,
Ahndend sein künftiges Glück, schwingt er sich kühn auf den Thron;
Plündert die Völker Europa's, macht zinsbar Germaniens Fürsten,
Opfert die Ruhe der Welt seiner Begierde nach Ruhm;
Leget mit frevelnder Hand die Freyheit in eiserne Fesseln,
Ehrend nicht Kirche, nicht Papst, raubt er was heilig sonst war;
Oberster unter Europas Regenten zu heißen begehrt er,
Nimmer erfüllt sich sein Wunsch, seyn wird er wieder, ein — Nichts!

Nemo fuit,
Agustus evenit,
Populos spoliavit,
Orbem turbavit,
Libertatem oppressit,
Ecclesiam destruxit,
Omnis esse voluit, —
Nemo erit.

Ein gelehrter Russe hat eine Schrift über alle Sprachen und Dialekte herausgegeben, welche auf der Erde gesprochen werden. Er zählt 937 in Asien, 587 in Europa, 226 in Afrika und 1264 in Amerika; in Allem 3014. Derselbe Verfasser berechnet, daß die Bibel in 139 Sprachen übersetzt worden ist.

(Hierbey eine wöchentliche Beylage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Duncker, d. J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als wöchentliche Beilage zum Bürgerfreund Nro. 103.

Bremen, Donnerstag den 25. December 1823.

Gestorben.

Den 14. December. Des Briefbestellers Frieder. Bockelmann Ehefrau, geb. Reuter 24 Jahr, a. d. Catharinenstr. Nro. 17.

Den 14. December. Der Seeschiffer Johann Brusenberg, 73 J., a. d. Hankenst. N. 8.

Den 14. December. Der Rentenier Moritz Wilhelm Kuiger, 77¾ J., a. d. Langenst. Nro. 128.

Den 14. December. Der Handlungscommis August Panke, 35 Jahr., a. d. Knochenhauerstr. Nro. 40.

Den 14. December. Der Raschmacher Hinrich Wilhelm Windeler, 52 J., a. d. Doventhorswallstr.

Den 15. December. Des Arb. Jacob Garves Tochter 3 J., a. d. Düsternstr. Nro. 8.

Den 15. December. Der Tuchmacher David Meixner, 50 J., a. d. kl. St. Annenstr. Nro. 94

Den 15. December. Des weyland Soldaten Friedrich Pannekoke Wittwe, geb. Wagner; 69 J., im Krankenhause.

Den 16. December. Des Höckers Christian Heinrich Wiebke Ehefrau, geb. Krudup; 28 J., a d. Rembertistr. Nro. 41.

Den 16. December. Des Huthmachers Johann Friederich Siedenburg Tochter, 11 W., a d. Süterstr. Nro. 7.

Den 16. December. Des pensionirten Soldaten Hnrich Stiegmanns Ehefrau, geb. Heitmann; 69½ J., in Töpengang Nr. 4.

Den 16. December. Der Cigarrenmacher Gottf. Joachim Kuhlmann, 23 Jahr, gr. St. Johannistr. N. 224.

Den 16. December. Der pensionirte Soldat Conrad Fedde, 75 Jahr alt, im Krankenh.

Den 17. December. Des weyland Knochenhauers Marcus Gante Wittwe, geb. Abbes; 76 J. alt, im Wittwen-Hause.

Den 17. December. Des Arb. Berend Müller Sohn, 14 Tage, hinterm Paulsberg N. 22.

Den 18. December. Der Kaufmann Wilhelm Volkart, 33 J., a. d. Langenstr. 106.

Den 19. December. Des Buchdruckers Christian Gottfried Westphal Ehefrau, geb. Bagelmann, 61 J., a. d. Großenstr. Nro. 3.

Den 19. December. Des Maurers Johann Christian Fahrenbrink, todtgebornes Mädchen, a. d. Heerdenthor in Wesselgang Nro. 10.

Den 19. December. Des Maurers Johann Hinrich Kebell, todtgeborner Knabe, im Krummen Arm Nro. 3.

Den 20. December. Des Arb. Johann Friederich Wilhelm Kalckhorst, todtgeborner Knabe a. d. gr. St. Annenstr. Nro. 33.

Den 30. August 1823, starb zu Rio Janeiro der Kaufmann Jacob Dannemann, 28 J., gebürtig aus Bremen.

Geburten.

Den 9 December. Des Arb. Hermann Diederich Ehmann Ehefrau, geb. Menken, a. d. Niggenburg Nro. 1, von einem Knaben.

Den 1. December. Des Arb. Diederich Sanders Efrau, geb. Hägelmann; a. d. Düsternst. Nro. 44. von einem Mädchen.

Den 12. December. Des Arb. Ratje Bofchen Ehefrau, geb. Uhlhorn, a. d. Töverbohmst. Nro. 10, von einem Mädchen.

Den 12. December. Des Zimmermanns Carl Benedickt Straube Ehefrau, geb. Eggers; am Hafen Nro. 22. von einem Knaben.

Den 12. December. Des Schuhmachers Joh. Dahm Ehefrau, geb. Schröder; zu Hastedt Nro. 48, von einem Knaben.

Den 12. December. Des Schneiders Johann Hermann Gerhard Wiechers Ehefrau, geb. Schlichting, a. d. gr. Fuhrleutestr. Nro. 15. von einem Mädchen.

Den 13. December. Des Landmanns Cord Bruns Ehefrau, geb. Wurthmanns; zu Schwachhausen, von einem Mädchen.

Den 13. December. Des Kaufmanns Christoph. Frieder. Lahusen Ehefrau, geb. Ordemann; a. d. Aschenburg Nro. 16, von einem M.

Den 14. December. Des Bockschiffers Martin Hoyer Ehefrau, geb. Windhorst; a. d. Marterburg Nro. 28, von einem Mädchen.

Den 15. December. Des Tonnenmacher Christ. Suling Ehefr., geb. Bohlenz; a. d. Knoopst. Nro. 13, von einem Mädchen.

Den 15. December. Des Stuhlmachers Joh. Heinrich Müller Ehefrau, geb. Tesfeld; in Schnoor Nro. 33, von einem Mädchen.

Den 15. December. Des Arb. Johann Joachim Schwiebert Ehefrau, geb. Wohlers, Hastedt Nro. 4, von einem Mädchen.

Den 15. December. Des Arb. Dieder. Hinr. Wilkens Ehefrau, geb. Meyerricks a. d. Düsternstr. Nro. 28, von einem Knaben.

Den 15. December. Des Arb. Hermann Hinr. Sieveke Ehefrau, geb. Frese; a. d. Kuhlen, von einem Knaben.

Den 16. December. Des Kaufmanns Jonas Friederich Pfeiffer Ehefrau, geb. Lameyer; am Markt Nro. 3. von einem Mädchen.

Den 16. December. Des Buchhalters Christoph Andreas Homann Ehefrau, geb. Nasse; am Weerder Nro. 41, von einem Knaben.

Den 16. December. Des Schneiders Cord Hinr. Brauns Ehefr, geb. Schlaff; gr. Johannist. Nro. 209, von einem Mädchen.

Den 16. November. Des Arb. Joachim Ludw. Ribo Ehefrau, geb. Drosten; a. d. kleinen Krummenstr. Nro. 6, von einem Mädchen.

Den 17. December. Des Hutmachers Christian Peter Linde Ehefrau, geb. Lepping; a. d. Grünnenstr., von einem Knaben.

Den 17. December. Des Holzhändlers Christian Frieder. Otten Ehefrau, geb. Witten; im Weerder Nro. 2, von einem Mädchen.

Den 17. December. Des Arb. Anton Frieder. Baumann Ehefrau, geb. Dobicht; a. d. Feddengang Nro. 3, von einem Knaben.

Den 18. December. Des Fuhrmanns Joh. Hinr. Husheer Ehefrau, geb. Busch, am Schwarzenmeer Nro. 3, von einem Mädchen.

Den 18. December. Des Höckers Joh. Christian Schopmeyer Ehefrau, geb. Cassens; a. d. Faulenstr. Nro. 29, von einem Mädchen.

Den 19. December. Des Maurers Johann Christian Fahrenbrink Ehefr, geb. Thomas; Wesselegang Nro. 10, von einem todtgebornen Mädchen.

Den 19. December. Des Maurers Joh. Hinr. Kebell Ehefrau, geb. Meyer; im Krummen Arm Nro. 3, von einem todtgebonen Knaben.

Den 20. December. Des Arb. Joh. Friederich Wilhelm Kalckhorst Ehefrau, geb. Brünings; a. d. gr. St. Annenstr. Nro. 33, von einem todtgebornen Knaben.

5 uneheliche Kinder, 4 Knaben, 1 Mädchen.

Copulirt sind.

Der Knopfmacher Christian Heinrich Peters, mit Philipp Wehe Wittwe, Anna Maria Margarethea Scheid, von hier.

Der Maurer Peter Hans Frieder. Schult, aus Ottensen, mit Gebecka Leithauser, von hier.

Der Handlungscommis Friederich Christian Marwede aus Celle, mit Hedewig Xariane Kobbe aus Wersabe.



MARIA UND DAS KIND JESUS,

Gemälde von Raphael Mengs, über einem Seitenaltar in der Cathol. Hofkirche zu Dresden befindlich.

Achter Jahrgang.
Viertes Quartal.

No. 104.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 28. December 1823.

Frau Sonn' mit ihrem Huldgesicht
Hat's Herz zu wärmen, jetzt doch nicht,
Wahr ists man weiß nicht, was sie treibt,
Und wo sie alle Morgen bleibt.

Der Jenner.

Aus Hebels Allem. Gedichten metrisch übertragen
von O. C. Frhrn. v. Bubberg.

Dem Vater fällt der Oeldampf schwer;
Löscht's Lämpchen man bedarf's nicht mehr,
Schließt auf die Läden, denn der Schein
Des Morgens bricht zum Astloch n'ein!
O! seht doch, wie so roth und kalt
Der Jenner steht auf Berg und Wald!

Er spricht: „bin ein beliebter Mann!
„Der Stern am Himmel lacht mich an!
„Er funkelt recht für Lust und Freud',
„Und muß er fort, so ist's ihm leid.
„Er siehet an mich, bittet, spricht:
„Ich komm' bald wieder, zürne nicht!"

„Und unten dort in Berg und Thal
„Wie flimmert es nicht überall!
„An allen Enden Schnee und Schnee
„Als wenn's zu meiner Ehr' geschäh'!

„Wohin ich geh' — mein Auge schaut
„So Weg' als Brücken fest gebaut."

Er spricht: „ich bin ein frischer Mann!
„Ich hab' ein lustig Jäckchen an,
„Die Wangen roth bis zum Genick
„Und Duft im Haar und heitern Blick;
„Mich drückt nicht Frostbeul, Gliederweh'
„Und wo ich geh, da kracht der Schnee."

Er spricht: „bin ein geschickter Mann
„Schau' wie ich überzuckern kann,
„Die zarte Birke und den Strauch,
„All' hängen voll, wenn ich nur hauch'.
„Kein Zuckerbäcker ist's im Stand'
„Mit Geld und Gut und Meisterhand."

„Jetzt schau' auch deine Scheiben an,
„Trotz einem ich doch zeichnen kann;
„Dort eines Blümchens Prachtgestalt
„Hier einen ganzen Tannenwald;
„Der Frühling bringt's nicht besser 'raus
„Und Farbe macht's allein nicht aus."

Er spricht: „ich bin ein starker Mann!
„Es zwing' mich einer, wenn er's kann.
„Es starrt der Förster auf der Jagd
„Der Bruntrog springt, der Eichbaum kracht;
„Frau Sonn' mit ihrem Huldgesicht
„Hat's Herz zu wärmen, jezt doch nicht.

Wahr ist's, man weiß nicht was sie treibt,
Und wo sie alle Morgen bleibt.
Je länger Nacht, — je später Tag,
Je länger auch sie schlafen mag,
Und blieb es Nacht wohl gar bis zehn,
Wir würden erst um eilf sie seh'n.

Wie? hörte sie's? — Schon kommt sie her! —
Man meint es sey ein Feuermeer! —
Sie steht in kalter Morgenluft
Und schwimmt in rothem Nebelduft;
Hauch' doch einmal die Scheiben an,
Damit man besser sehen kann!

Die Nebel wogen auf nnd ab,
Die Sonne kämpft und läßt nicht ab.
Sie hat gesiegt, und weit und breit
Strahlt ihre Pracht und Herrlichkeit!
O! sieh' wies über Dächern wallt,
Und an den Fenstern, sieh' wie's strahlt.

Der Jenner setzt die Arme ein,
Rückt an den Hut, schaut keck hinein,
Und spricht mit trotz'gem Angesicht:
„Komm' boxen wir, ich fürcht' dich nicht;
„Was gilt's du räumst das Feld mir ein
„Und prahlst nicht mehr mit falschem Schein;

Im warmen Stübchen ist's nicht schlecht
Wohl lieblich gar, und mir schon recht;
Doch manche Frau, daß Gott erbarm!
Schließt nackt ihr Kindlein in den Arm,
Hat nichts, worein sie es verhüllt
Drob sich ihr Aug' mit Thränen füllt.

Sie hat kein Holz, sie hat kein Brod,
Und sitzt und klagt's dem lieben Gott.
Friert's Stein und Bein, doch thaut der Schmerz
Die Thränen auf ins Mutterherz! —
Geh Jenner, bist ein harter Mann,
Du nimmst dich nicht der Armuth an.

Schnell bringt der armen Frauen dort
Ein Hemdlein weiß, und Brod, — fort, fort!
Auch ladet eu'ge Semmel auf
Und etwas Mehl noch in den Kauf.
Wüßt' ich, was sonst ihr noch gebricht; —
Ist geben doch so süße Pflicht! —

Christine und ihr Hof.

(Fortsetzung.)

7.

Der Graf de la Gardie ist noch in dieser Nacht nach seinem Landgute Ekolsund abgereiset! rief der Oberstallmeister dem Neffen entgegen, als dieser am andern Morgen in das Zimmer des Oheims trat. Wahrlich, junger Mensch, Du hast mehr Glück als Verstand, daß Du einen der mächtigsten Männer des Reiches gerade in dem Augenblicke zu Deinem unversöhnlichsten Feinde gemacht hast, als die Ungnade der Königin seinen ganzen Einfluß vernichtete. Du hattest freilich Recht, und ich muß es dankbar erkennen, daß Du Dich für meine Sache exponirtest, aber ich begreife doch nicht, wo Du den Kopf hattest, als Du den gewaltigen Reichsherrn ganz unnöthiger Weise vor dem ganzen Hofe der Feigheit beschuldigtest. Das hätte Dich, unter andern Conjuncturen, unerretbar gestürzt.

Der Grimm über seine Unritterlichkeit übermannte mich, erwiederte der Jüngling. Uebrigens schien die Königin den Jammermenschen bereits so gründlich zu durchschauen, daß ich es nicht begreife, warum sie mir mein Bischen Wahrheit so übel nahm.

Sie liebt einmal bei ihren Dienern die selbständige Kraft nicht, wenn sie sich ohne Befehl äußert, versetzte der Oheim. Sie ist daran gewöhnt, daß die grauen Feldherrn ihres glor-

reichen Vaters in ihrer Gegenwart zittern und beben. Wie hätte sie ihrem Kammerjunker seine unzeitige Bravade hingehn lassen können! Uebrigens hast Du gestern, wie ich mir habe sagen lassen, auch Christinens Augapfel, Bourdelot, so gut als einen Schurken geheißen, und einem ihrer Befehle geradezu den Gehorsam versagt. Das ist etwas viel für den ersten Dienstag, und es geht über meinen Horizont, daß Dir das so hingegangen ist.

Der helle Verstand und das tüchtige Gemüth der Königin war bei den beiden kleinen Begebenheiten auf meiner Seite, antwortete der Neffe: und so hatte ich im Grunde nichts zu fürchten.

Mein Sohn, sprach der Oheim, mit väterlicher Sorge seine Hand ergreifend; ich prophezeihe es Dir, Deine Handlungweise muß Dich an diesem Hofe verderben. Sie zu ändern scheinst Du keine Lust zu haben, also ziehe Dich zurück, weil es noch Zeit ist. Die Könige haben oft gar seltsame Launen. Christine ist eine Dame, und hat ihrer mehr, als alle Monarchen Europa's zusammen. Ihren rechten Zorn hast Du noch nicht gesehen. Dann ist sie fürchterlich, und ich getraue mir nicht, Dich zu schützen, wenn einer Deiner Jugendstreiche ihren finstern Geist herauf beschworen hat. Darum nimm lieber Deinen Abschied. Man wird Dich einen Thoren schelten und vergessen, und das ist mir doch immer lieber, als wenn ich es mit ansehen müßte, wie der Sohn meines guten Bruders auf der Bahn untergeht, auf die ich ihn selber geleitet habe.

Ich erkenne dankbar Eure Liebe, mein theurer Oheim, erwiederte der Neffe: aber mein Entschluß steht fest. An diesem Hofe finde ich mein Glück, oder mein Grab.

Auch wenn Christine wirklich noch abdiciren sollte? fragte der Oheim. Im gestrigen Reichsrathe soll wieder stark die Rede davon gewesen seyn.

Auch dann, antwortete der Neffe feurig dann um so mehr! An dieser seltenen Frau gilt mir gerade die Krone das wenigste. Ich bin an sie gefesselt mit unauflösbaren Banden.

Mensch! rief der Oheim plötzlich erschreckend: Du bist doch nicht so wahnsinnig sie zu lieben?

Auf meine Ehre, nein! erwiedert der Jüngling, während der Gedanke an Ebba sein Gesicht mit einer glühenden Röthe überflammte.

Ich halte etwas auf das Ehrenwort eines Freiherrn von Steinberg, sagte der Oheim beruhigt: sonst könnte mich dieß schnelle Erröthen zweifelhaft machen. Kannst Du mir diese schnelle Veränderung Deiner Farbe erklären?

Verlegen schwieg der Jüngling. Da trat der Marchese Monaldeschi in das Zimmer und überhob ihn dadurch auf eine höchst willkommene Weise der Antwort.

Vergönnt, Herr Oberstallmeister, sprach er mit überhöflicher Verbeugung zu diesem: daß ich Euch meinen herzlichen Glückwunsch zu dem ehrenvollen Siege abstatte, den Eure Redlichkeit über die Verläumdung des Großschatzmeisters erfochten hat.

Lassen wir die Todten ruhen, antwortete der Oheim gutmüthig. Es ist mir jetzt nicht einmal ganz klar, ob mir der Graf durch seinen unglücklichen Einfall wirklich hat schaden wollen. So schlecht er seine Sache vertheidigte, so schien er ihrer doch zu gewiß, und es ist mir schon der Gedanke in den Sinn gekommen: ob ihn vielleicht irgend ein Feind durch geheime Einflüsterungen absichtlich irre geleitet hat, um ihm zu dem heillosen Schritte zu bringen.

*

Das wäre doch eine gar zu künstlich angelegte Kabale! erwiederte Monaldeschi, seine Verlegenheit hinter einer spöttischen Miene verbergend, und wendete sich, um den Oberstallmeister nicht weiter zum Worte kommen zu lassen, rasch an den Kammerjunker.

An Euch, mein lieber, junger Freund, habe ich einen angenehmen Auftrag der Königin, sprach er verbindlich zu ihm. Wie Ihr wißt, haben wir auf den Dreikönigtag ein Schäferspiel und Ballet, in dem Ihro Majestät selbst die Schäferin Amaranthe zu spielen und zu tanzen geruhen werden. Nachher sollte eine sogenannte maskirte Wirthschaft gehalten werden, wie sie in der Regel alle Jahre an unserm Hofe statt findet Aber der Königin ist dieser immer wiederkehrende Spaß schon zu abgenutzt und zu gemein. Sie hat deshalb befohlen, daß sich ihr ganzer Hofstaat in Götter und Göttinnen verwandeln und so den Olympus nach Stockholm niederziehen soll.

Ein recht niedlicher Plan, murrte der Oberstallmeister für sich hin: aber der königlichen Chatoulle wird er wieder schlecht bekommen.

Euch, lieber Kammerjunker, fuhr der Marchese fort: hatte sie anfänglich, aus mir unbekannten Ursachen, den unverträglichen, alles tadelnden Splitterrichter Momus zugedacht, aber sie hat nachher diese Idee wieder aufgegeben, und läßt Euch sagen, daß Ihr Euch die Maske des göttlichen Mundschenken Ganimed besorgen sollt. Bei Herrn Salmasius werdet Ihr wegen des Kostüms das Nöthige erfahren können. Doch müßt Ihr eilen. Die Hofschneider werden alle Hände voll zu thun haben, und der Termin ist kurz.

Wem ist die Maske der Hebe zugetheilt? fragte der Jüngling rasch und feurig.

Der Gräfin Ebba Sparre! antwortete Monaldeschi und empfahl sich

Nun, das muß wahr seyn, rief der Oheim erstaunt: Du kannst getrost vom höchsten Thurme Stockholms herunter springen und sicher seyn, daß Du unten unversehrt auf Deine Füße zu stehen kommst. Statt der wohlverdienten Ungnade ein gnädiger Scherz als Strafe, und auch dieser noch am Ende in eine Belohnung verwandelt. Ich wiederhole es, Du hast mehr Glück als Verstand!

Ebba wird eine wahrhaft göttliche Hebe seyn! versicherte ihm jetzt plötzlich als Antwort auf die unvernommene Mittheilung der Neffe in seiner Gedankenabwesenheit.

So! ei? fragte der Oheim überrascht. Wie kommt die Dame hierher? Ist sie etwa das unauflösbare Band, das Dich an die Königin fesselt?

Ich will doch gleich zu dem alten Salmasius und zu dem Hofschneider gehen, sprach der Jüngling in seiner fortdauernden Zerstreuung, und rannte, ohne dem Oheim weiter zu antworten, davon.

Das ist rasch gegangen! sprach der Oheim ihm nach. Der Junge geht überhaupt rasch, und wird bald an das Ziel kommen, wenn er nicht unterweges den Hals bricht. Ich gönnte ihm das Mädchen. Aber die reiche Gräfin und der arme Kammerjunker, und die stolze, habsüchtige Familie Sparre! Daraus kann ja doch nun und in Ewigkeit nichts werden!

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gespenster auf Christburg

Halb Geschichte, halb Mährchen

nach

Henneberger, Kaspar Schütz u. a. m.

Es war im Sommer des Jahres 1410 als Ulrich von Jungingen, der manhafte

Hohemeister des deutschen Ordens unsrer lieben Frauen, seine Heerschaaren versammelte, um dem verrätherischen Vladislaus Jagello ritterlich zu begegnen. Wohl hatte mancher der ehrwürdigen Gebietiger von düstrer Ahnung umfangen sein Schlachtroß bestiegen: aber in keines Brust lag die unglückliche Zukunft so deutlich ausgebreitet, als im Busen Andreas's von Saagewitz, des greisen, ehrenfesten Kompthurs von Christburg. Mit Thränen an den grauen Wimpern hatte er in dem Kapitel zu Marienburg den feurigen Hohemeister beschworen, Worte des Friedens zu sprechen, und seinem Zorne gegen Jagello nicht Raum zu geben; denn nimmer, sprach er, erblüht unserm lieben Orden Glück aus dieser Fehde. O Bruder Ulrich, könntet ihr so deutlich schauen wie ich, was auf der Aue bei Tannenberg vorgehen wird; gewiß ihr würdet nimmer auf dem Kriege bestehn. Und schon wankte Ulrichs Seele — da trat ein Chorherr von Christburg hervor, ein wollüstiger, herrsch- und geldgieriger Priester, der den bevorstehenden Krieg als eine willkommene Gelegenheit ansah, eine lange Zeit nach eigenem Willen und Gefallen auf dem Kompthurschlosse zu hausen, und seinen Leidenschaften gemächlich zu fröhnen. Mit beredter Zunge, wie die Leidenschaft sie immer führt, entflammte er des muthigen Hohemeisters Ehrgefühl, nicht länger zu dulden die Schmach, die Jagello dem Orden anthäte, und in Gottes Namen das blitzende Schlachtschwert zu zücken. „Die Jungfrau ist mir im Traume erschienen — fuhr er fort — und verlanget der Polen Blut, und der mag sich nicht ihren frommen Streiter nennen, der wider den Krieg etwas ermahnet." Da war Ulrichs Entschluß gefaßt, und jubelnd ertönte die Losung des Krieges von den Lippen der jüngern, kampflustigen Brüder. Düster zog Andreas von Saagewitz nach Christburg heim, und woppnete sich und seine Mannen zur Fehde. Und als er am Morgen auszog mit der gepanzerten Schaar, da stellte sich ihm an der Zugbrücke der Chorherr entgegen, also fragend „Bruder Compthur, wem aber übergebt ihr das Regiment in der Burg, während ihr auswärts seyd im Kampfe?" — Da rollte der Kompthur die Augen so fürchterlich, daß sie zu brennen schienen und rief: „Dir und allen Teufeln, die zu diesem Kriege gerathen haben!" — und wild hin donnerte senes mächtigen Hengstes Hufschlag über die dröhnende Zugbrücke. — Am Tage der Apostel-Theilung, den 14. Juli ward die Tannenberger Schlacht geschlagen und ihr Toben dauerte von der frühen Morgenröthe bis zum Abendschimmer. Fürchterliche Zeichen und Omina hatten ihren entsetzlichen Ausgang geweissaget. Der Kreuzherrn Wagenburg ward in der Nacht vorher von einem heftigen Wirbelsturme zerstört, und am hellbesternten Himmel ging urplötzlich der Vollmond dunkelroth auf, und zeigte in seiner Scheibe einen Mönchen, der mit einem Könige gewaltig rang, und endlich von ihm überwunden wurde. — Des Christburger Kompthurs Ahnung hatte sich schrecklich erfüllt. Da lag das ganze Ordensheer, mit seinen blutigen Leichen das weite Schlachtfeld bedeckend. Auch Ulrich von Jungingen war gefallen und ihm zur Seite der greise Kompthur Andreas von Saagewitz, —

Derweile saß der Chorherr, uneingedenk der heiligen Messe und des Gebets, beim schwelgerischen, sündhaften Male, umringt von schönen Knaben und üppigen Dirnen, berauscht von Wollust, Wein und Zitherklang. Da durchschnitt plötzlich ein gellendes Klaggeschrei, wie der Angstruf eines Sterbenden die Lüfte, so schauerlich daß den frohen Trinkern die Becher aus der

Hand stürzten und jegliche Wange vor Furcht und Entsetzen erblaßte. Es war um die Ster, bestunde des wackern Kompthurs. Doch der sündige Pfaff meinte das Grausen durch Wein zu bezwingen und befahl den Knappen, in die Kellergewölbe hinabzusteigen, und vom besten Rebensaft zu kredenzen. Mit todtenbleichen Gesichtern kehrten diese zurück, die gefüllten Krüge sprachlos hinstellend — denn so Entsetzliches war ihnen in den Gewölben begegnet, daß sie darüber die Sprache verloren hatten. Doch der Chorherr ermahnte zur Freude und befahl die Humpen zu kredenzen — aber gräßlich! statt des Weines perlte Blut in den Pokalen und zugleich durchströmte die Burg ein modriger Leichenduft und es ächzte und winselte kläglich aus jedem Winkel der Gemächer. Da sträubten sich in wilden Entsetzen dem Pfaffen die Haare und er eilte zur Kirche um zu beten. Aber vor dem Altare stand der Teufel, feuersprühenden Blickes, schwarz und riesengroß, und lachte höhnisch dem Kommenden entgegen. Nur die frommen, alten Diener der Burg blieben unangefochten von dem tollen Spuck, und sie nahmen den Chorhrrrn, der ohnmächtig darnieder gesunken war vor dem Schreckensbilde das er erschaut, und trugen ihn in sein Gemach und legten ihn auf sein Lager, damit er der Ruhe pflege. Aber als die Nacht hereingedunkelt und die Knechte am Bette des geistlichen Herrn entschlummert waren, da wurden sie aufgeschreckt, von der hülferufenden Stimme ihres Herrn, die aus weiter Ferne zu kommen schien. Auch fanden sie ihn nicht auf seinem Lager, und als sie dem Rufen nachgingen — o Wunder! da sahen sie ihn hoch oben auf der Thurmfahne des Schlosses sitzend, und hinter ihm grinseten zwei gräßliche Flammenaugen, die dem Satan anzuhören schienen. Sie wollten hinauf steigen zur Zinne des Thurms, um den Unglücklichen aus der furchtbaren Haft zu befreien — aber er stürzte jammernd hinab von der grausigen Höhe und zerschellt lag sein Gebein am Fuße des Schloßberges. — Täglich toller und furchtbarer ward der Spuck in der Burg und niemand vermochte in ihr zu bleiben, so daß sie bald öde und verlassen dastand. Moos begann auf den hohen Stiegen zu wuchern und wilde Ranken umwoben das stolze Portal, der Sturm zertrümmerte die Fensterscheiben und pfiff schauerlich durch die Gemächer, und jeder Bewohner des Städtchens Chrißburg schlug ein frommes Kreuz, wenn er vorüberging an dem einst so stolzen Sitze frommer Gotteskrieger. —

Da begab es sich nach fast hundert Jahren, daß ein junger Gesell zurückkehrte von seiner Wanderung. Er hatte weit und breit die Erde durchstrichen, und war gar fürwitzig und trotzig auf seine Kenntnisse und Wissenschaften, die er in Grácia und Napoli und dem uralten Aegypterland von klugen Meistern oder Magis eingesammlet. Der meinte nun aus der verfallenen Christburg einen Schatz zu heben, und es dünkte ihn, als ob die Gespenster ihm nicht gar viel anhaben würden. Deshalb schritt er eines Abends bei Mondenschein, mit einer angezündeten Kerze, keck ich über die Schloßbrücke. Da er das Thor verschlossen fand, so klopfte und rüttelte er an demselben und siehe! das Thor ging auf und es standen hinter demselben zwei Schildknappen mit feurigen Kleidern auf dem Leibe, die lachten laut auf, wie wenn einer im Wahnsinn lacht, als sie den jungen Gesellen erblickten. Da trat ein großer Mann aus der Burg herfür, in einen schwarzen Mantel gehüllt, mit langem, grauem Barte und einer blutigen Wunde auf der Stirne, der sprach zu ihm: „Junger Gesell, ich weiß warum du kommen bist! so folge mir, damit ich dir die Schätze der Burg zeige — denn ich bin der

Burgherr." — Und führte ihn die verfallenen Stiegen hinauf durch alle Gemächer. In einem aber saßen Ritter, die soffen Blut aus glühenden Pokalen, und heulten dabei und knirschten mit den Zähnen so gräßlich, daß es den jungen Gesellen eiskalt überlief. In dem andern liebkosten stattliche Ritter und feiste Mönche mit Beingerippen und häßlichen Leichengesichtern und hinter ihnen stand der Böse und lachte. Und im dritten ward Würfel gespielt mit glühenden Kugeln um Todtenschädel und im vierten scharrten Ritter und Mönche mit häßlich verzerrten Gesichtern brennendes Gold zu Flammenbergen. Und so war Graus und Schrecken in jeglichem Gemach. In der Kirche aber stand eine große Ohreule vor dem Altar und las Messe, während die Zuhörer auf glühenden Stühlen gemartert wurden, und ihr Todesgeheul war der Chorgesang. — Und als der große Mann mit dem schwarzen Mantel und langen Barte dem jungen Gesellen Alles gezeigt, da fragt er ihn ob er bleiben wolle und Theil haben an den Festen der Burg. Der junge Gesell aber weigerte sich dessen mit vielem Bitten und brünstigem Beten zu Gott und allen Heiligen. Darnach hat ihn der grosse Mann wieder herausgeführt aus der Burg und ihm gesagt, er solle nimmer seine Hände nach Schätzen ausstrecken, an denen Blut klebt. — Der junge Gesell aber ist in ein hitziges Fieber verfallen, und als er auf dem Todbette gelegen, hat er den frommen Pfarrer von Christburg zu sich rufen lassen und ihn mit vielen Thränen beschworen, die Burg niederreißen zu lassen, damit niemand weiter durch sie in Versuchung geführt würde. Solches ist auch nachmals geschehen, und aus ihren Steinen ein frommes Kloster auf geweihtem Boden erbaut worden.

Auf dem öden Schloßberg aber treiben, zwischen moosbewachsenen Mauertrümmern, die Gespenster noch bis diese Stunde ihr schauderhaftes Wesen, und es ist merkwürdig zu erzählen, wie es dort nur noch vor wenigen Jahren einen tapfern Kriegshauptmann ergangen. Solcher nämlich hat sich dort mit ziemlicher Heeresmacht gegen eine weit geringere Feindesschaar setzen wollen, und auch wirklich den rühmlichen Fürsatz gehabt lieber zu sterben, als zu weichen, doch als er eben sein Schwert aus der Scheiden zieht und an der Spitze seiner Mannen, dem stürmenden Feinde ritterlich entgegensteht — da erhebt sich, o gräßliches Wunder! ihm allein nur sichtbar, aus dem Boden der schwarze Mann, der vor drei Jahrhunderten dem jungen Gesellen erschienen war, und gebietet ihm sein Schwert einzustecken. Und so kam es denn auch, daß er sammt den Seinen gefangen ward.

C. Heinel.

Anekdoten.

Ein Geistlicher hielt eine Leichenpredigt und schloß folgendermaßen: „Aber, meine Freunde, die Weisheit der göttlichen Vorsehung hat eben den Tod, den die meisten durch ihre Sünden so sehr verdient haben, mit väterlicher Güte an das Ende unsers Daseins gestellt, denn bedenkt nur, was wäre denn das Leben werth, wenn der Tod am Anfang desselben stünde?"

Derselbe führte auch als einen ähnlichen Beweis derselben an, daß die größten Flüsse stets bei den bevölkertsten Städten vorüber flössen.

Ein Fuhrmann brachte einem Bekannten einen Gruß von seinem, 6 Stunden entfernt wohnenden, Schwager. — „Was!" — sagte er: „mein Schwager hat mir ja vor drei Jahren geschrieben, er sey gestorben."

Ein bejahrter, etwas altmodisch gekleideter Gelehrter wurde von einem Hunde auf der Straße fort und fort angebellt. Der Besitzer des Hundes, statt den Kläffer zum Schweigen zu bringen, schien seine Freude daran zu haben.

Als Jener dieses merkte, rief er laut: „Spitz! du richtest mir wahrscheinlich Grüsse von deinem Herrn aus; sage ihm: ich ließe ihm für seine Höflichkeit danken.

In einer öffentlichen Danksagung fand ich: — „Der selige Gedanke soll mich aufheitern, Ihnen einst am Throne Gottes zurufen zu können: dieß ist der alte Greis, den Sie am Rande des Grabes vom Hungertod gerettet haben“ u. s. w. Folglich redet man einander vor Gottes Throne mit „Sie“ an — eine Höflichkeit, die mir um so auffallender war, als in der nämlichen Wochenschrift, kurz zuvor, ein Morgenlied mit dem sehr traulichen Anfang vorkam:

Guten Morgen, Herr der Welt,
Dessen Güte mich erhält.

Da ich meine Leser einmal in das lustige Gebiet des unbehüflichen Styles geführt habe, so mag auch noch folgendes treffliche Avertissement aus jener Wochenschrift ein Plätzchen hier finden:

„Es ist den 12 dieses bei .... in .... auf dem Tanz-Boden eine kostbare Taschenuhr mit einem Gehäuß, gefunden worden. Diese Uhr ist mit einer einfachen Kette versehen, welche mit Schudrat daran gebunden ist, auch Stunden und Minuten weisen soll, und darf niemals aufgezogen werden. Der glückliche und ehrliche Finder will solche dem unglücklichen Verlierer, gegen ein der Sache angemesseners Douceur nach geschehener Legitimation wiederum zurückgeben, und hat sich diesfalls zu melden. Das beliebige Douceur soll bei ernannten .... wiederum verzehret werden, wobei der würkliche Besitzer besagter Uhr zugleich mit participiren kann.“

Räthsel.

Mein Ganzes habt Ihr ernst betrachtet,
Sey's auch nicht gar zu oft geschehn,
Denn groß und hoch wird das geachtet,
Was Ihr darunter habt gesehn,
Bald ist es fest, bald sieht man's schreiten, —
Doch, jetzo fällt mir's plötzlich ein,
Im Schlafe kann's auch manchen Leuten,
Nicht eben hoch, beschieden seyn.

Nun will ich Euch die Sylben nennen.
Ein Kleeblatt, eine Trilogie.
Die erste — nun die Mädchen kennen
Und auch die jungen Männer sie.
Sie müssen selbst die Sylbe bilden,
Doch Kindern schenkt man sie gemacht.
Wohl wird sie in den Sterngefilden
Auch bei der Erde angebracht.

Die zweite ist ein Freund in Nöthen
Wenn sie so recht uns eigen ist,
Sie wird von Früh- und Abendröthen,
Doch auch von Sturm und Schnee begrüßt,
Oft birgt sie reiner Seelen Frieden,
Oft auch den Schmerz, die Missethat!
Sie sey stets freundlich dem beschieden,
Der sich ihr voll Vertrauen naht.

Und ist es so, dann mag er sagen
Die dritte Sylbe stell' er vor.
Sie will sich nie nach Außen wagen,
Schließt hinter sich das offne Thor.
Sei Folge Armuth oder Segen,
Betrübter oder heitrer Sinn,
Sie kann sich anders nicht bewegen,
Sie bleibt nun einmal stets darin.

Habt Ihr aus seinen Einzeltheilen
Das Ganze noch nicht aufgespürt,
Und konntet Ihr es nicht ereilen
Das Ziel, wohin ich Euch geführt.
So will ich nun mit weisen Mienen
Euch sagen ix historia,
In Mayland ist,s zuerst erschienen,
Ein Pabst, so sagt man, braucht' es da.

Th. Hell.

A. Daveck. b J. — Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönßen.